Empfindsame Reisen.

Erstes Bändchen.

Empfindsame Reisen.

Nebst einem Anhang

von Reise-Berichten, -Skizzen, -Episteln,
-Satiren, -Elegien, -Jeremiaden u. s. w.

aus den

Jahren 1832 und 1835.

Von

L. Rellstab.

Erstes Bändchen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1836.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Der als Reisebeschreiber, Recensent und Novellist mehrfach aufgetretene Verfasser wurde es im Julius des Jahres 1832 herzlich überdrüssig, alle Monate von Berlin aus zu melden, daß das dortige Theater schlecht verwaltet werde, daß Herr Y. nichts componire, dafür aber desto mehr intriguire, daß Herr X. elend singe, aber dafür desto glänzender bezahlt werde u. s. w. Es kam ihn eine unüberwindliche Lust an, sich einmal in Deutschland und anderwärts umzusehen, ob es dort nicht besser sei; er suchte die bestaubte Reisecharte hervor, setzte die Brille zurecht und sah das Gespinnst der

verschiedenen Chausséen hin und her laufen, auf denen er nach Belieben hin und her fahren konnte. Er zählte das Geld in seinem Beutel nach, womit er bald fertig war, und brachte es in eine Bilanz zu der Zeit, die er sich aus der Schreibstube wegstehlen konnte. Bald aber reichten hier die Thaler, dort die Tage nicht. Er rieb sich die Stirn, die Hände, sprang auf; niemals hat er über einem Gelegenheitsgedicht, sogar zu eines Kronprinzen Geburtstage, welches doch das schwerste ist, da man fast nie den Sohn loben kann, ohne dem Vater zu nahe zu treten, so gebrütet; alle Wege der Welt standen ihm offen, er konnte ebensowohl nach Moskau fahren, als nach Lissabon, nach Stockholm oder Neapel. Der Teufel werde bald fertig mit wählen, wenn ihm die ganze Erde zu Gebote steht! Wie lange dauert es nicht schon, ehe man sich nur aus den Frauenzimmern der Erde eins aussucht, und da hat man doch oft genug Gründe zum Verwerfen; einem, der durchaus reisen will, aber erscheint Alles schön. Endlich faßte ich folgenden Entschluß: Ich drückte die

Augen zu, fuhr mit dem ausgestreckten Zeigefinger einige Male kreuz und quer über die Landcharte, und schwur mir innerlich: „Wo Dein Finger stehen bleibt, nach dem Orte reisest Du zuerst, und wenn es Krähwinkel wäre!“ Es war aber Leipzig! Ich sprang vor Freuden in die Höhe, da ich doch nun endlich wenigstens wußte, nach welcher Richtung ich zum Thore hinaus fahren sollte. Leipzig! von dort muß man immer in derselben Linie weiter bis an den Rhein, das wurde mir sogleich anschaulich, und ich machte demnach Frankfurt am Main unbedingt zur zweiten Station. Nun aber stand ich erst recht wie Peter in der Fremde; denn wie viel Straßen scheiden sich hier nach West, Süd und Nord, und alle führen zu höchst erwünschten Zielen? Da sprach ich also zu mir selbst: Reisest Du nach Paris? — Nein, die Leute dort taugen nur etwas, wenn es ihnen unglücklich geht; jetzt, wo es ihnen wohl geht, wo sie das erste, glücklichste Volk der Welt sein könnten, sind sie keinen Schuß Pulver werth. — Schwimmst Du lustig den Rhein abwärts, oder

fährſt Du die ſchöne Bergſtraße aufwärts? Die Wage ſtand hier ſo vollkommen im Gleichgewicht, daß ich endlich, wie denn ein Genie in den bedrängteſten Umſtänden erſt recht ſeine Kräfte findet, zu einem ganz verzweifelten Entſchluſſe kam, und rief: Beides geſchieht! An den Knöpfen zählte ich ab, ob ich erſt rechts und dann links gehen ſollte; die Entſcheidung fiel aus: Erſt nach Süden, dann nach Norden. Nun war die Sache ſehr leicht gethan; ich berechnete die Zahl meiner Reiſetage, dividirte ſie durch zwei und gab jeder Weltgegend die Hälfte. Mittelſt eines Zwirnfadens ſchlug ich einen Kreis und fand, daß ich ſüdlich bis mitten in den Bodenſee, nördlich genau bis mitten in den Terel kommen könnte. Somit war die Operationsbaſis entworfen, und ich konnte den Feldzug beginnen. Der Leſer hat nunmehr die Erklärung, wie die wunderlichſte Reiſeroute von der Welt entſtanden iſt. Denn freilich, ſo obenhin betrachtet, könnte man Jemandem, der eine Reiſe von Berlin nach Amſterdam über den Bodenſee macht, leicht einen Platz in Bedlam anzu-

bieten geneigt sein *). Man sei indessen künftig, durch gegenwärtiges Beispiel belehrt, nicht so voreilig, sondern denke, daß die wunderlichsten Dinge in der Welt oft die vernünftigsten Ursachen und Wirkungen haben, wie sich an meinem Fall erwiesen hat.

Der Leser weiß also nunmehr, was er zu erwarten hat. Wir werden ihn zuerst nach Leipzig, wenn gleich nicht auf die Messe, führen, dann muß er in dem neugebauten Frankfurter Wagen mit uns bis Erfurt, von da in dem alten unbequemen bis zu der schönen Geburtsstadt Goethe's. Es wird ihm nicht unangenehm sein, wenn wir ihn alsdann in Gesellschaft eines hübschen jungen Mädchens die Bergstraße hinauf nach Heidelberg fahren lassen, wo er vielleicht einem Commerz beiwohnen darf. In Karlsruhe führen wir ihn ins Theater und auf den Schloßthurm; in Ba-

*) Das Paß-Bureau in Berlin schien Miene dazu zu machen.

den an die Roulette-Bank und auf die hohen Felsgipfel über dem alten Schlosse; dann aber muß er sich leicht gürten, wie Horaz zum iter brundusinum, denn er wird zu einer Fußreise durch den Schwarzwald genöthigt sein. Freigestellt bleibt es ihm, ob er in Freiburg einen Besuch bei Herrn v. Rotteck machen will, aber nichts schützt ihn vor der Höllenfahrt, nämlich der durch die Hölle nach Schaffhausen. Vom Rheinfall, vom Bodensee, von der Fahrt durch das Gartenland Schwabens wieder zurück nach Heidelberg, muß er durchaus Notiz nehmen. Daß er uns auf dem Dampfschiffe von Mannheim bis Holland gern begleiten wird, glauben wir voraussetzen zu dürfen, doch auch in dem kriegerisch gerüsteten, fleißigen, reinlichen, reichen Holland soll ihm manche Spazierfahrt behagen. Ob er aber so gern, als ich selbst, die Rückreise durch Westphalen, über den Solling und Braunschweig nach Berlin machen wird, das muß die Folge lehren. — — —

Für meinen ärgsten Feind und Gegner werde

ich denjenigen halten, der sich etwa einbildete, ich dächte meine Reise mit topographischer Genauigkeit, mit aktenmäßiger Treue elend abzumalen, wie ein geistloses Portrait. Freilich darf man auf einiges Wichtige aus der Statistik, Politik, Naturhistorie, Gelehrtengeschichte u. s. w. gefaßt sein; auch als Landschaftsmaler hoffe ich aufzutreten, und hoffentlich mit Glück, — hauptsächlich aber gestatte man mir den Memoirenstyl, wo sich bekanntlich Wahrheit mit Dichtung in ganz leidlichen Verhältnissen zu mischen pflegt. Endlich erwarte man nicht etwa kritische Beleuchtungen des Kunstzustandes in den von mir durchreisten Provinzen; man hoffe nicht, daß ich neue Sängerinnen von Talent entdeckt habe (welches jetzt einem Columbus in Deutschland schwer fallen sollte), daß ich würdige Genies von Musikern und Schriftstellern aufspürte, um die im letzten Jahrzehend und Jahrhundert abgestatteten zu ersetzen. Wer sich darauf gespitzt hat, ist getäuscht. Alles, was ich von Kunst und Theater sah und hörte, reducirt sich auf meine Beobachtungen in zwei Städ-

ten, Karlsruhe und Braunschweig. Da sich das, was ich etwa an Bemerkungen daran zu knüpfen hätte, in der Masse des Uebrigen vielleicht zu sehr verlieren, und wie zwei einsame Forellchen im Oceane schwimmen möchte, so habe ich den Entschluß gefaßt, lieber gar nichts zu bemerken, und fange, statt mit einem Kunstkapitel, gleich an mit:

Erstes chronologisches Kapitel.

Wie man mit Mühe und Noth in den Postwagen kommt. — Wie man sitzt und neben wem. — Herrnhuthische Gespräche. — Bitterfeld.

Wenn ein Redacteur einer Zeitschrift, vollends aber einer politischen, eine Reise unternehmen will, so ist gewöhnlich drei Monate zuvor, mit Erlaubniß zu sagen, der Teufel los mit allen Hindernissen und Querstrichen, die ihm über die Reiseroute laufen. Er muß in die Mühle, wo er als Färbergaul täglich im Kreise trabt, einen Andern einrücken lassen und einschulen; er muß, weil hundert Dinge sich nicht übertragen lassen, auf respective sechs Wochen oder zwei Monate vorausarbeiten, er muß, weil er mit zehntausend Fädchen an seine Arbeit geflochten ist, zehntausend Kleinigkeiten bedenken; „das alles geht ihm im Kopfe herum wie ein Mühlenrad;" dabei soll er, so lange er einmal noch da ist, aufmerksam auf alle Lumpereien seines

Duodezverkehrs sein, — kurz, wie gesagt, der Böse treibt sein Handwerk auf eine wahrhaft hölliſche Weiſe mit dem armen Schlucker. Vollends aber wenn gar Jemand, der eine politiſche Zeitung redigirt wie ich, zugleich eine muſikaliſche ſchreibt und redigirt, item für eine elegante correſpondirt, item der kritiſche maitre de plaisir der Städte „Berlin und Athen" iſt und von der Oper bis zum Puppenſpiel Alles zur Probe ſehen und hören ſoll, was ſich ſehen und hören läßt, — wenn, ſage ich, ein ſolcher geplagter Hiob der Kunſt und Literatur ſich einmal aus allen den Öſen und Radzähnen, womit ſein Verkehr in den öffentlichen einhakt und einzahnt, losmachen will: wahrlich, dann ſitzt er in einem ſolchen Toben und Brauſen von Mühlrädern, daß es ihm leicht den Kopf koſten kann, wenn er irgend einen Bolzen, eine Schnur, einen Sperrhaken unrichtig anzieht oder einfallen läßt. —

Der Tag der Abreiſe iſt ein wichtiges Ding. Montags auf den Poſtwagen zu ſteigen, bedeutet Umwerfen; man thäte beſſer, ſich lieber gleich in Charon's Nachen zu ſetzen. Dienſtags iſt großer Poſttag; man kann nicht wiſſen, ob nicht die Poſt etwas bringt, das einem die ganze Reiſe verleidet. Mittwochs ginge es, aber ein Hof-Taſchenſpieler giebt an dem Tage ſeine erſte Darſtellung, und die darf der Reiſende nicht verſäumen, weil er zuvor ſein Gutachten über dieſen

Hofkünstler abgeben muß. Donnerstag ist schwerer Zeitungstag, die Post geht Abends um 6, man wird aber vor 7 Uhr nicht fertig. Freitag, ein Höllentag mit Vorbedeutungen, den man gar nicht nennen sollte. Sonnabend, da stimmt der Postenlauf nicht. Sonntag, ein unseliger Tag, aber es ist kein anderer mehr übrig. Freilich, höchst unchristlich ist es, Sonntags abzureisen (in Holland zahlt man, wie billig, sogar doppeltes Chausséegeld dafür), allein ist ein Journalist auch wohl ein Christ? Ist er nur ein Mensch? Kaum — und vollends, wenn er dabei ein Recensent wäre, den St. Peter niemals, und wäre es nach tausendjährigem Purgatorio, die Pforte öffnen kann! Also Sonntags. — Wann geht die Post? Um sechs Uhr.

Daß ich nun die Geduld verloren hatte, nachdem ich so lange wie ein Lamm still gehalten unter dem Scheeren und Rupfen des Redactions-Amtes, das einem Musensohne nicht sowohl die Wolle vom Fell zupft, als vielmehr alle Schwungfedern aus den Flügeln reißt, — daß ich jetzt völlig vor Wuth bersten wollte, als die Abfahrt der Post sich bis 20 Minuten nach der festgesetzten Stunde verzögerte, das würde dem Rhadamanthus, obgleich er von dem dreischneidigen Schwert der Höllenrichter die schärfste Seite bildete, natürlich und billig erscheinen.

Endlich blies der Schwager — für mich reizender als Paganini's Spiel — seine Peitsche klatschte, der Wagen rumpelte durch das Thor, Ketten und Räder rasselten — dennoch aber das wohlklingendste Orchester, welches ich seit langer Zeit gehört. Und zumal das schöne obligate Posthorn! Dies reizende Solo auf die Melodie: Tututututtuttuttuttuttuttuh! (Der Leser punctire aber die Sylben nach folgendem Schema |--- | -⏑⏑ | -⏑⏑ | -, so erhält er den schönsten Streckvers-Rhythmus). Zum Teufel, ich denke, ich verstehe mich auf Musik, und weiß, was ich sage.

Recht erfrischend wehten mich jedoch die Reiselüfte erst an, als wir das Stadtthor hinter uns hatten, da sah ich mich auch um, neben wem ich saß. Rechts neben dem Lederkissen der Ecke, denn ich hatte den Eckplatz des Cabriolets, links neben einem Mädchen, das ich nicht eben jung nennen möchte, das aber auch noch nicht über die Jahre hinaus war, wo die weiblichen Formen anziehend sind. Da in meiner Brust aber noch zu viel unbestimmte Reiselust wallte und gährte, und ich überhaupt zu Zeiten (denn zu andern Zeiten mache ich's gerade umgekehrt) lieber für mich allein hinträume und genieße, sonderlich im Beginn einer Fahrt, so dachte ich, ei was lohnt es der zu kurzen Bekanntschaft! Hat man doch oft in seinem ganzen Leben nicht Zeit genug, einen Charakter

auszustudiren, was will man vollends auf einer Schnellpost-Reise damit! Genug, ich beschloß, mich in meine Ecke zu drücken, hinauszuschauen ins freie Feld, nach dem blauen Himmel, den bunten geputzten Spaziergängern zu beiden Seiten der Chaussée, aber mich um meine Nachbarin nicht weiter zu kümmern. — Doch der Zufall, oder der Himmel, wenn man diesem die unbedeutende Ehre lassen will, fügte es anders. Indem ich nun so im Wagen sitze und von Reiseabenteuern, schönen Mädchen in romantisch gelegenen Wirthshäusern, Ungewittern und hohen Bergen, Sonnenschein auf der Rheinfahrt, endlich auch von frohem, unvermuthetem Wiedersehen treuer Lieben, denen ich kein Wort von meiner Ankunft geschrieben hatte, träume, öffnet der Schirrmeister oder Conducteur, wie man ihn jetzt vornehmer nennt, die Lippen zu einer wohlgesetzten Rede. „Wohin gedenken Sie denn eigentlich zu reisen, mein Fräulein?“ Die Gefragte, welche ich der Kürze halber Emilie nennen will, erwiederte: „Nach Holland!“ „Ei, so weit,“ bemerkte geistvoll der Conducteur, und ich horchte hoch auf. „Was haben Sie denn dort zu thun?“ fragte er fein erforschend weiter. „Ich will eine Schwester besuchen!“ „In Amsterdam vielleicht?“ — „Nein, sie wohnt zwei Stunden von Utrecht.“ — Spiel des Zufalls, rief es mächtig in mir. Das hat etwas zu

bedeuten! Zwiſchen Berlin und dem botaniſchen Garten, eine halbe Viertelſtunde von dem Leipziger Thore, muß das Schickſal Dir ſchon eine Reiſegefährtin zuführen, die mit Dir ein und daſſelbe weit entlegene Ziel hat, ja denſelben Zweck verfolgt? (Ich wollte auch eine Schweſter bei Utrecht beſuchen). Wenn das nicht eine Fügung iſt, ein Wink mit einem Maſtbaum, wenn hier nicht die Weiſungen der Vorſehung von dir verſtanden werden, ſo wirſt Du niemals mehr ein göttliches Geheiß begreifen! Es war in mir beſchloſſen und abgemacht: Dieſe Reiſegefährtin iſt durch den Befehl des Schickſals unter Deinen Schutz geſtellt. Vielleicht — — doch man muß ſelbſt gegen ſeine Träume und Luftſchlöſſer discret ſein und darf nicht zu viel davon verrathen. Daß ich mich aus meinem Betrachtungswinkel jetzt hervormachte, um aus den innern Betrachtungen zu äußern überzugehen, das darf der Leſer vorausſetzen. Ich fand eine angenehme Nachbarin, nicht eben ſchön, nicht eben jung, aber mit einem feinen Ausdruck, ſehr weiblichem Weſen und ungemein — dies fängt und feſſelt mich aber mehr als viele Reize für das Auge, — wohlklingender Stimme. Den ganzen Dialog hieher zu ſetzen, in welchem ich durch meine feinen Fragen und Erkundigungen noch die diplomatiſche Geſchicklichkeit des Conducteurs übertraf, iſt nicht wohl thunlich; die le-

sende schöne Welt erfährt davon nichts durch mich, als das Resultat. Dieses war, daß meine Nachbarin aus Gnadenfrei in Schlesien kam, um ihre Schwester in der Herrnhuthischen Colonie Seist, bei Utrecht, zu besuchen. Will sie selbst mehr über unsere erste Unterhaltung publiciren, so kann ich natürlich nichts dawider haben, und schwerlich dürfte irgend Jemand etwas dawider einwenden können, weder ein testis visibilis noch invisibilis. Die lesende schöne Welt ist häufig die arge, ja die ärgste, deshalb mußte ich diese Clausel anhängen, damit nicht meine Discretion gar am Ende als die größeste und verläumderischste Indiscretion erschiene.

Indessen verging mir die Nacht doch sehr angenehm an der Seite meiner Nachbarin. Ich entdeckte bald, daß sie musikalisch war, denn sie summte eine Melodie von Beethoven. „Wie?" fragte ich, „Sie kennen diesen Componisten?" „Und warum nicht? Glauben Sie, Schlesien liege in Kamtschatka?" „Das freilich nicht ganz, aber" — hier stockte ich. „Gewiß!" begann sie, „haben auch Sie falsche, leider so weit verbreitete Ansichten von unserer religiösen Strenge, als erlaube uns dieselbe nicht, an allen dem Schönen, das die Welt schmückt, den innigsten Antheil zu nehmen. Sie sind da sehr im Irrthum; es herrscht bei uns die völligste Freiheit, Jeder thut in dieser

Beziehung, was er will. Mein Vater liebte die Musik und hat uns Allen so viel musikalische Bildung gegeben, als er vermochte. Und weder er, der auch zur Gemeinde gehörte, noch meine Geschwister, noch die Freunde und Nachbarn, die an unsern Concerten Theil nahmen, haben daran den geringsten Anstoß genommen." Die offene Weise, mit der meine Nachbarin sich über diesen Punkt aussprach, gab mir Muth, weiter zu fragen. Ich erklärte mich vorweg für einen Freigeist, einen halben Antichristen, der aber Achtung genug vor der Religion habe, um jede Form derselben zu ehren, wenn der wahre Glaube diese beseelt. Besonders anziehend sei es mir aber zu hören, daß die Brüdergemeinden, die ich als eine, jede Freiheit des Geistes tödtende, dem Menschen den höchsten Adel, den des sittlichen Selbstbewußtseins, raubende Gemeinschaft zu betrachten gewohnt gewesen sei, auch der Bildung ihr Recht verstatteten. Sie müsse mir daher schon erlauben, mich weiter zu belehren, was ich aber nur durch Fragen könne. „Fragen Sie nur," entgegnete sie mit einem angenehmen Lächeln *), „was ein Frauenzimmer in so ernsten Dingen zu beantworten weiß, will ich Ihnen offenherzig sagen, und gewiß

*) Ich konnte dies beim Schimmer der Wagenlaternen sehen.

werden Sie nichts fragen, was ich nicht beantworten dürfte." Nach einigem Zögern fragte ich: „Besuchen Sie auch das Schauspiel?" „Und weshalb sollte ich nicht? Während meines Aufenthaltes in Berlin habe ich es in Begleitung eines Predigers unserer Gemeinde mehrere Male besucht, und namentlich jede Oper gehört, die gegeben wurde. Es waren nur leider nicht viele!" — „Und würde Ihnen dies in Ihrer Gemeinde, wenigstens zu Gnadenfrei, einem Oertchen, wohin die Kunst schwerlich dringt, nicht Tadel, oder eine üble Nachrede zuziehen?" „Nicht die mindeste. Es giebt freilich auch unter uns Leute, und vielleicht mehr als in andern christlichen Secten, die das Theater für ein sündliches Vergnügen halten; allein es geht unsern Brüdern eben so wie den übrigen Eiferern, nämlich der Sinn, in dem sie diese Freude zu betrachten haben, fehlt ihnen. Und dann kann man ihnen so ganz unrecht nicht geben, da wirklich die Theaterfreuden größtentheils der Art sind, daß man sich ihrer nicht zu rühmen hat. Wenigstens das, was die Kunst nach meinen Begriffen davon auf den Menschen wirken soll, das, weshalb sie auch uns als etwas erscheint, was sich mit aufrichtiger Frömmigkeit verträgt, das finde ich nicht in vielen Dingen, die ich zu Breslau und Berlin gesehen." —

Wer hätte der aufrichtigen Nachbarin in dieser

Bemerkung Unrecht geben können? Leider, leider ist die Kunst so tief gesunken, daß sie fast aus einer Priesterin eine Buhlerin geworden ist. Männer können allenfalls noch ihre entweihten Tempel besuchen und, ohne sich zu beflecken, die großen Lehren daraus entnehmen, die uns selbst in den Bildern des Lasters, des Verbrechens gegeben werden. Die zartere weibliche Natur aber muß, durch die Nähe des Unreinen schon verletzt, sich scheu davon entfernt halten. Der Mann kann in der Buhlerin das Weib, er kann das Verbrechen studiren, die Frau kann Beides in ihr nur verachten und verabscheuen, und jede Berührung befleckt sie, selbst die unwillkührliche.

— — Doch ich fahre in meinem platonisch-sokratischen Dialoge fort. Meine Gedanken standen an einem intricaten Kapitel, dem der Herrnhuthischen Heirathen. Innerlich empörte sich mein Herz darüber, daß meine Nachbarin vielleicht an einen Weber in der Wilhelmsstraße zu Berlin verlooſt werden sollte, daß sie vielleicht jetzt eben aus diesem Grunde nach Holland fuhr — ich mußte Licht haben in der Sache und sagte daher gerade heraus: „Eins werden Sie aber doch schwerlich gegen mich vertheidigen können; es ist die Art und Weise, wie die Ehen in Ihrer Secte geschlossen werden." — Ich hatte noch kaum geendet, als sie mit Lebhaftigkeit einfiel: „Das hat

aufgehört." Sie sprach diese Worte mit jenem tiefen Aufathmen, das wie ein frohes: „dem Himmel sei Dank!" klingt; auch mir, ich gestehe es, war eine Last von der Seele genommen. Denn wie ich bei der Einkleidung einer Nonne, die in ein ewiges körperliches und geistiges Gefängniß zugleich gesperrt wird, innerlich schaudere und vielleicht mehr leide, als das bewußtlos duldende Opfer selber: so würde ich auch bei einem solchen Herrnhuthischen Seelenverkauf auf eine namenlose Folter gespannt werden, wenn ich jemals Zeuge davon sein sollte, wie man ein zartes, inniges, selbstbewußtes Wesen, das, trotz der dumpfen Bande des Glaubens (warum sage ich nicht geradehin und richtiger Aberglaubens ?), in die man seine Seele geschnürt hat, doch einen Schimmer der Wahrheit und Freiheit, ein dunkles Gefühl seiner edleren Bestimmung bewahrt, — wie man ein solches hülf- und wehrloses Wesen durch das Loos in die Hand der stumpfen, plumpen Rohheit wirft, um sein ganzes Dasein in entwürdigender Schmach zu ersticken. Und warum? Aus dem furchtbaren Mißverständniß des Wortes, aus der lügenhaften oder wahnwitzigen Auslegung dessen, was christliche Demuth ist! — — Wenn es sich schickte, vor einer feinen Welt von Lesern und Leserinnen in einen solchen Zelotismus auszubrechen, wie ich eben begann, wahrlich, ich wollte

hier eine Rede halten — !! — Aber ich schweige und rede wieder mit meiner Nachbarin. „Aufgehört?" rief ich selbst erstaunt und freudig. „Nun dem Himmel sei Dank, denn gegen diesen Mißbrauch der heiligsten Rechte und Freiheiten des Menschen habe ich mich stets aufs heftigste empört. Also verheirathet man sich jetzt nach Wahl, Neigung, vernünftiger Uebereinstimmung der Bildung und Erziehung. Also darf die schönste Blume jedes weiblichen Herzens, die Liebe, wieder blühen und wird nicht mehr zertreten von wahnwitziger Rohheit?" —

Ein wenig schüchtern, doch bestimmt erwiederte sie: „Es werden allerdings noch viele, ja die meisten Heirathen unter uns so geschlossen, wie es bisher üblich war; allein seit längerer Zeit schon steht es uns frei, uns von diesem Gebrauche auszuschließen."

Es wäre unzart gewesen, jetzt noch weiter zu fragen. Das Alter meiner Nachbarin zeigte mir schon, daß sie sich mit edlerem Bewußtsein, mit weiblichem Zartgefühl von dem empörenden Gebrauch ausgeschlossen hatte. Sie wollte nicht das zugeworfene Theil eines Fremden werden, sondern Gegenstand der Wahl sein. — —

Indessen war ein großer Theil der Nacht verstrichen, und der Schlaf machte sich am Ende auch geltend.

Der Leser erläßt mir vielleicht die Schilderung der merkwürdigen Orte, durch die wir kamen, wiewohl von Belitz und Treuenbrietzen Vieles zu berichten wäre. Die Morgendämmerung führte uns nach Wittenberg. Ich rede nicht von Doctor Luther's Zelle, nicht von seinem Stuhl und Tische, von dem jeder Reisende seit Jahrhunderten Splitter mitnimmt, weshalb er denn wohl schon so oft renovirt und neu aufgelegt sein mag, wie das heilige Schiff der Athenienser, das sich auch nur atomistisch aus einem alten in ein neues verwandelte; ich schildere dem Leser nicht die Stelle, wo der Reformator die Bannbulle verbrannte, denn ich will es weder mit den Katholiken, noch mit den Protestanten halten oder verderben; ja ich schweige sogar von dem Denkmale, das im Jahre 1821 gesetzt wurde, denn, aufrichtig gestanden, fuhr die Post, weil in einer Straße das Pflaster aufgerissen war, nicht einmal an demselben vorbei. Doch, das kann ich nicht unbemerkt lassen, daß man elenden Kaffee in Wittenberg trinkt, und zum Wasser geführt wird ungefähr wie die Pferde an die Schwemme. Niemals habe ich eine unreinlichere Reinlichkeits-Anstalt gesehen. Zugleich wünschte ich doch, daß der Sospitator des preußischen Postwesens, der Reformator der Segebart'schen Glaubens- und Lehrsätze, Herr von Nagler, selbst einmal mit Schnellpost nach Leipzig reisen

möchte, um zu bemerken, daß ſein Werk noch hie und da der Retouchirung bedarf. Als geborner Kritiker, werde ich mir erlauben, meine Obſervationen hierüber gehörigen Ortes zu vervollſtändigen. — In Bitterfeld, wo man zum Dejeuner à la fourchette eingeladen wird (doch nur gegen einen billigen Subſcriptionspreis), ließ ich mir die Bouillon gerade ſo gut ſchmecken, als in Wittenberg den Kaffee ſchlecht. — Hier ſcheidet ſich die Straße von Halle und Leipzig; daher wurde ich auch von meiner Nachbarin getrennt, die über Halle nach Düſſeldorf ihrer Beſtimmung entgegenfuhr. Ich hatte, wie das Einleitungskapitel hätten lehren ſollen, vor, einen kleinen Abſtecher nach dem Bodenſee zu machen, bevor ich nach Holland ging. Daher wünſchte ich meiner freundlichen, aufrichtigen Nachbarin im Herzen eine glückliche Reiſe und nahm mir ernſtlich vor, wenn es mir möglich wäre, ſie in Seiſt aufzuſuchen. Ich fuhr ſechs Wochen ſpäter durch den freundlichen Ort — doch eben nur gerade hindurch. Indeß darf ich verſichern, daß ich der Reiſegefährtin lebhaft gedacht habe, ſo lange nur noch ein Dachſpitzchen von dem neuen Wohnorte, den ſie gewählt, zu ſehen war. Wiedergeſehen aber habe ich ſie nicht. Sollte es auch in dieſem Leben nicht mehr geſchehen, ſo will ich ihr doch, wie damals, fortwährend in der Stille eine glückliche Reiſe wünſchen,

aber eine glückliche Reise durchs Leben, die freilich für ein allein stehendes Mädchen selten eine ist; wenigstens mühseliger und gefahrvoller, als eine von Gnadenfrei nach Seist, wiewohl auch diese ihre Gefahren, Mühen und Sorgen hat für das hülflose Geschlecht. (Man nennt es vielleicht zweckmäßiger so, als das schöne; zum Aequivalent schlage ich vor, die Männer nicht mehr das starke, sondern das unbehülfliche, kürzer plumpe und grobe zu nennen.) — — Ich hätte dem Leser noch manches von den anziehenden Schicksalen, dem gläubigen, vertrauensvollen Sinn meiner Reisegefährtin erzählen können; doch ich habe vielleicht schon zu viel ausgeschwatzt. Kommen diese Blätter ihr durch Zufall einmal zu Gesicht, so wird sie mir vielleicht schon viel zu vergeben haben; sie sei darum gebeten.

Zweites chronologisches Kapitel.

Cholera-Wächter. — Leipzig.

Von der Weisheit des Magistrats zu Leipzig, oder von der Umsicht der sächsischen Regierung überhaupt bekommt man einen hohen Begriff, wenn man

im Auguſt anno domini 1832 von Berlin dahin gereiſt iſt. Ich werde mich näher erklären. Etwa gegen die Mittagszeit, als die Thürme der zweiten ſächſiſchen Hauptſtadt ſchon am Horizonte emporſtiegen, hielt die Schnellpoſt plötzlich an, und es erſchien ein Abgeſandter, — ſeinen nähern diplomatiſchen Charakter vermag ich nicht anzugeben, — der nach unſern Päſſen fragte. Ich ſtand im Begriff, den meinigen zu verläugnen, denn ich hatte früher die Erfahrung gemacht, daß Leute mit Päſſen angehalten werden, dieſelben viſiren laſſen, dafür bezahlen müſſen u. ſ. w., während Reiſende ohne Päſſe die Weiſung erhalten, ins Teufels Namen weiter zu fahren. Doch meine Taktik ſchlug fehl; zum Glück, ohne daß ich mich mit einer Unwahrheit compromittirt hätte. Denn vor mir ſaß ein langer, blaſſer, blonder Mann, mit kurzkrauſem Haar, der ziemlich barſch auf die Frage: „Haben Sie einen Paß?“ antwortete: „Gott bewahre! Das ſollte mir auch noch einfallen!“ „So müſſen Sie gefälligſt ausſteigen und ſich im Hauſe melden.“ — Dieſe Wendung machte mich ſtutzig; ich zog daher meinen Ehrlichkeits- und Unverdächtigkeitsſchein aus der Brieftaſche und gab ihn ab. Doch erhielt ich gleichfalls die Einladung, aus der Kutſche zu ſteigen. Aha! dachte ich voreilig, jetzt wird es tagen; Du wirſt bezahlen müſſen, und der andere Herr,

der ſeinen Paß vielleicht ruhig in der Taſche hat, nicht. Du wirſt Dich in Leipzig, wo du nur drei Stunden zu bleiben denkſt, bei der Polizei, dem Magiſtrate, dem Teufel und ſeiner Großmutter zu melden haben, und dein Reiſegefährte wird indeſſen ruhig ſeinen Kaffee trinken und Dich auslachen. Es kam aber anders. An meinem Paß hatte nur eine kleine Formalität gefehlt, wie bei der Beſtellung des Pagen im Figaro; ſie wurde ſofort berichtigt. Allein zu meinem blonden Kameraden mit dem negerwolligen Krauskopf ſprach der Polizeiminiſter hinter dem Fenſterchen die ſchrecklichen Worte: „Mein Herr! ich kann Sie nicht weiter reiſen laſſen. Sie kommen nicht nach Leipzig hinein; es bleibt jedoch ganz Ihrem Belieben überlaſſen, ob Sie hier ſtehen bleiben, oder nach Skeuditz zurückgehen wollen. Denn wir wiſſen, was Menſchenrechte ſind, und haben überhaupt höchſt liberale Anſichten!“ „Hol der Satan den Liberalismus!“ fluchte mein Socius, „wenn man damit ſo vertrakt geſchoren wird als hier. Ich bin in meinem Leben funfzig Mal ohne Paß von Berlin nach Leipzig gereiſt, weshalb ſoll ich denn gerade heute einen haben?“ „Mein Herr, Sie ſcheinen nicht viel von der Tugend der Dankbarkeit zu beſitzen,“ entgegnete der Mann, welcher den heiligen Petrus von Leipzig vorſtellte. „Weil Ihnen funfzig Mal ihr ſtaatswidriges

Betragen vergeben worden ist, wollen Sie noch ungehalten sein, daß es nicht ad infinitum geschieht? Worüber beschweren Sie sich? Thut man Ihnen Zwang oder Gewalt an? Nichts weniger! Es steht in Ihrem Belieben, jetzt sofort nach Moskau, Stockholm, London, Neapel, Mexiko und Ispahan zu reisen, und niemand von uns wird sie hindern. Ich dächte, es wäre genug, wenn man Ihnen die ganze Welt offen ließe. Warum bestehen Sie nun gerade auf Leipzig? Ganz absolute Freiheit kann niemand verlangen; dieses eine Ausnahmegesetz müssen Sie gestatten. Schon Adam und Eva durften im Paradiese nicht an den einen Apfelbaum —". „Lassen Sie mich mit Ihren biblischen und bübischen Gleichnissen ungeschoren! Leipzig ist nicht das Paradies, und ich frage den Henker nach Aepfeln, die noch nicht einmal reif sind. Uebrigens werden Sie wissen, daß Adam und Eva gerade von jenem Baume gegessen haben, und eben so werde ich gerade deshalb nach Leipzig fahren, weil Sie es hindern wollen!" Entschlossen sprang der Blonde wieder in die Postkutsche, doch der andere eilte aus seinem Hause heraus und rief: „Wagen Sie es nicht, mein Herr! Wir haben Gründe! Die Cholera darf nicht nach Leipzig. Ich stehe hier und wehre sie ab." „So!" sprach mein Reiseassocié, „also deshalb diese Strenge? Bis an

dieſes Haus darf die Krankheit alſo kommen?" — „Ja, bis hierher und nicht weiter." — „Und Sie hindern das?" — „Ja wohl, mein Herr!" — „O Sie Würdigſter! Hätte das der preußiſche Staat gewußt, daß man ſo treue, entſchloſſene Beamten haben kann, die ſo wichtige Dienſte leiſten! Sie Retter, Sie wahrer Heiland Ihres Vaterlandes! Und windet man Ihnen keine Bürgerkronen? Bedeckt man Ihre Bruſt nicht mit Orden? Ueberſchüttet man Sie nicht mit Geld? O, was hätten andere Staaten für einen ſolchen Mann gegeben!" So in dieſem Strom der Höflichkeiten fuhr der Blonde noch eine ganze Zeit lang fort, bis der Wagen mit ihm und ſeiner Rede davon fuhr, und er ohne, ich mit einem Paſſe in Leipzig einrückte. Der Leſer weiß vielleicht nicht recht, was er von der Geſchichte denken ſoll; ich wahrlich auch nicht, ich weiß nur, daß ich ſie erlebt habe. Indeſſen bin ich ganz der Anſicht meines Reiſegefährten. Der Mann an dem Thore Leipzigs, welcher allein das zu Stande gebracht hat, was kein Militair-Cordon vermochte, was Frankreich und England mit allen ihren Mitteln nicht erzwingen konnten, der verdient allerdings den Dank ſeines ganzen Volkes, ein Standbild von Marmor, ein Mauſoleum und manches Andere. Desgleichen aber auch der Magiſtrat, ſo wie die Regierung, welche einen ſolchen Kopf

richtig zu würdigen wußte und ihn an die rechte Stelle seiner Wirksamkeit brachte. Der Geheimerath Ruft in Berlin hätte Tonnen Goldes für einen solchen Mann gegeben. — —

Doch wir sind endlich am Thore von Leipzig, fahren ohne weitere Hindernisse ein und essen zu Mittage in der Stadt Berlin, aber herzlich schlecht.

Drei Stunden blieb der Reisende in Leipzig; daß er in dieser Zeit aß, trank, sich wusch und kämmte, zwanzigerlei Geschäfte abmachte, mehrere Gelehrte und Buchhändler von Ruf besuchte, kurz einen halben Lebenslauf von Ereignissen zusammendrängte, darf er rühmend von sich selbst sagen. Er beschreibt es aber dem Leser nicht ausführlicher, weil es sonst zu lange dauerte, ehe er an das

Dritte chronologische Kapitel

käme, in welchem er nach Frankfurt fährt, d. h. abfährt, da er unmöglich in demselben auch schon ankommen kann. — Die humoristische Weise, mit der ich die Kapitel zwei und drei durch das Gelenk einer Periode an einander gehakt habe, würde mich um den

Vortheil bringen, dem Leſer eine kurze Ueberſicht des Inhalts zu geben, wenn ich's hier nicht nachholte. Es handelt alſo von:

„Dem neuen Reiſewagen, — der neuen Reiſegeſellſchaft, — dem Lützener Schlachtfelde, — dem Abendbrot in Naumburg."

Vor etlichen und zwanzig Jahren, als die hochſelige Königin Louiſe von Preußen einmal nach Petersburg reiſte, las man in den Zeitungen, der Kaiſer Alexander habe ihr einen aus zwei artigen Boudoirs beſtehenden Schlitten entgegengeſandt, in dem ſie die Winterreiſe aufs Angenehmſte und Behaglichſte, ohne Erkältung, Ermüdung, Kopfſchmerz u. dgl. vollführen konnte. Damals lag die Welt, was das Reiſen anlangt, noch in ihrer Kindheit. Denn im achtzehnhundert und zweiunddreißigſten Jahre post Christum natum fährt jeder miſerable Reiſende, wie ich z. B., für ſeine paar lumpigen Thaler in einem aus drei Salons zuſammengebauten Wagen von Leipzig nach Frankfurt. Derſelbe beſteht, um ihn näher zu ſchildern, aus einem, wie mir ſchien, in weißem Marmor aufgeführten Corps de logis, das man auf vier Räder geſtellt hat. Wie Stauffacher's Haus glänzt er von vielen Fenſtern wohnlich, hell. Er hat drei Gemächer in einer Fronte nebeneinander, denen nichts fehlt als

Corridors, um mit einander zu correſpondiren. Im Mittelſalon iſt Raum für ſechs Perſonen zum Schlafen — dazu wird er hauptſächlich benutzt — Eſſen, Gähnen, Rauchen, Zanken, Courmachen und andern Reiſebeſchäftigungen. Im öſtlichen Flügel, Hintercoupé genannt, kann ein ganzes Collegium (tres faciunt) daſſelbe thun; eben ſo in der Admirals-Cajütte, oder dem Vordercoupé, wo der Conducteur, Steuermann, Capitain, Admiral, oder wie man ihn ſonſt nennen will, ſeinen Platz einnimmt. Indeſſen hat der Wagen doch einen Fehler, den, daß er nur für zwölf, nicht für dreizehn Perſonen eingerichtet iſt. Denn falls der Herr mit ſeinen Jüngern (und wahrlich, es thäte Noth, daß er wieder einmal die Welt durchzöge) darin reiſen wollte, ſo würde einer zu Fuße gehen müſſen, wozu ich den Judas beſtimmen würde; ich glaube aber, der Herr thäte es aus ſchöner Demuth ſelber. Wir indeſſen, die wir uns in den Wagen ſetzten, waren nicht die Frömmſten und Chriſtlichſten. Hier folgt die Liſte: Im Vordercoupé drei Männer, deren Bekanntſchaft ich aus Mangel an Corridors nicht machen konnte; im Hintercoupé drei desgleichen. Im Mittelſalon auf Nr. 1. der reiſende ego; auf Nr. 2. der Hofrath Dr. D., ein gelehrter Antiquar, Kunſtkenner, Diplomat u. ſ. w. aus Berlin; auf Nr. 3. der junge Graf von der L.; auf

Nr. 4. ein vernünftiger junger Mann, deſſen Namen ich jedoch vergeſſen; auf Nr. 5. ein Privatdocent, der Leipzig, weil er nicht Freiheit genug für ſeine Ideen hatte, voller Ingrimm verließ; auf Nr. 6. endlich ein Individuum, von dem ich gar keine Erinnerung zurückbehalten habe. Ich bin überhaupt ein äußerſt ſchlechter Mnemoniker, beſonders aber, was Männergeſichter und Charaktere anlangt. Aus dieſer Aufzählung ſieht der Leſer hoffentlich ſogleich, daß er es mit einem ungemein wahrheitsliebenden Reiſenden zu thun hat, aber nicht mit einem Sauſewind von Poeten. Denn dieſer hätte doch zuverläſſig ſo viel Geſchick gehabt, ſich eines der jüngſten und intereſſanteſten jungen Mädchen Deutſchlands in den Wagen und an ſeine Seite zu ſetzen. Alles Talent würde ich ihm abſprechen, wenn er nicht auch eine alte Dueña dazu hätte erfinden können, die natürlich bald in Schlaf ſinkt, worauf das zärtlichſte Spiel der Liebe mit der holden Nachbarin beginnt. Ein eiferſüchtiger Offizier mit trotzigem Schnauzbart, ein gefoppter Landjunker würden das Perſonale prächtig vollendet haben und unſtreitig zu viel intereſſanteren Scenen Anlaß geben, als ich in der gigantiſchen Kutſche erlebte; allein die Wahrheit iſt die Göttin, der ich huldige, und ſo bleibe ich denn beim Hofrath, beim Privatdocenten und den andern Leuten.

Wie schmerzlich bedauere ich es aber jetzt, daß ich für ein elegantes Publicum schreibe, und nicht für ein gelehrtes. Himmel, wenn die Jenaische Literaturzeitung, wenn die kritischen Jahrbücher Wiens, oder meine heimathlichen Berliner wüßten, was sie an mir für einen Berichterstatter und Correspondenten haben könnten! Mit Geld wögen sie meine Briefe auf, und wenn ich sie, wie jener Dichter Persiens, dem der Schach ein Gleiches für seine Verse versprochen, auf Marmortafeln schriebe! Denn was für Theses in unserer Reisekutsche aufgestellt wurden, wie gelehrt wir disputirten, daß der Strom der Rede den tobenden Donner der Räder übertoste, wie wir mit allen Waffen fochten, und uns, in die engste Enge getrieben, noch hartnäckiger wehrten als die Griechen in Missolunghi, die Spanier in Saragossa, oder eine rechthaberische Ehegattin! Leser aus der eleganten Welt! Leider habt Ihr keinen Begriff von der gelehrten! Und wie nützlich wäre Euch doch das! Ich weiß nicht, welcher weichliche, unmännliche, hermaphroditische Asiat die Theorie des Himmels und der Seligkeit aufgestellt hat, nach der man dort in den ewigen Frieden eingehen soll! Aber ungelehrter muß er gewesen sein, als Milo von Krotona, ja unwissender als die Last, wodurch dieser berühmt wurde. Der Streit, der Kampf, der Hader,

der Zank, das ist der wahre Himmel. Dies erweise ich leicht; nicht etwa dadurch, daß mir so wohl darin würde, sondern dadurch, daß eben die Kundigsten und Weisesten des Landes darin leben. Denn was ist wahre Weisheit, als die Wissenschaft, das höchste Glück der Seele zu gründen? Und wenn wir nun in der freien Republik der Gelehrsamkeit die Heroen derselben stets im Kampfe erblicken, müßten wir nicht von einer unermeßlichen Unverschämtheit des Eigendünkels besessen seyn, wenn wir nicht einräumen wollten, daß so viel weisere Männer als wir auch den wahrhafteren Weg des Glückes einzuschlagen verstehen müssen? Ja, meine Leser und Freunde! Der ewige Friede ist nur ein fauler Sumpf des Verderbens; im Streit liegt der wahre Himmel menschlichen Glückes. Diese Wahrheit, welche Männer wie Lessing und Klotz, Schlegel und Kotzebue, Müllner und Krug (ganz bescheiden darf ich auch wohl Rellstab und Spontini nennen), durch die Schärfe des Gedankens gefunden und durch Beispiele bewährten: diese Wahrheit, meine Freunde, fand das Weib, dieses zarte Symbol alles Schönen und Beseligenden, durch ewigen, heiligen Naturtrieb. Jetzt werde ich Euch deutlicher, schöne Leserinnen, nicht wahr? — — So bewährt es sich auch hier, daß der einfachste Sinn stets der Wahrhaftigkeit am näch-

ſten iſt, und in jeder Bruſt klingt unwillkührlich Schiller's Denkſpruch an:

Was kein Verſtand des Verſtändigen ſieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

— Der Leſer zürnt und ſchilt aber. Er will nicht Raiſonnement vom Reiſenden, er will Facta, derbe, wirkliche, äußerliche Wahrheiten, nicht ſo viel abſtracte, auf der Retorte der Philoſophie bis ins Unſichtbare verflüchtigte. Und er hat Recht.

So meide ich ihm denn, daß es dämmerte, als wir an den Denkſtein für Guſtav Adolph kamen, der auf dem Lützener Schlachtfelde liegt. Schon lange vorher hatte der gelehrte Privatdocent, der beiläufig auch zum Verdruß des Churprinzen von Caſſel, der das an Civiliſten nicht leiden können ſoll, ein Schnauzbärtchen trug (man ſieht, die deutſche Oppoſition fängt es bei der rechten Seite an), uns auf den merkwürdigen Punkt aufmerkſam gemacht, und, als der der Gegend Kundigſte, mehrmals gerufen: „Jetzt, jetzt, noch einige Minuten, ſo ſind wir heran.“ Wir ſaßen alſo in geſpannter Aufmerkſamkeit, um im raſchen Vorbeifliegen des Wagens die Merkwürdigkeit ungefähr wie Schwalben im Kreuzen eine Mücke wegzuſchnappen. Der Hofrath guckte gemächlich zum Wagenfenſter hinaus, denn er ſaß auf der Seite, wo

der Stein steht, und konnte ihn schon von weitem entdecken; als Myops hatte er jedoch bereits mehrere Baumstämme und gewöhnliche Feldsteine in der Ferne schon dafür gehalten und sich erst enttäuscht, wenn wir auf dreißig Schritt herankamen. Der Privatdocent, der Mittelste im Fond, wollte nicht sehen, sondern uns nur aufmerksam machen, und uns für die Merkwürdigkeit gewissermaßen weihen, indem er durch stetes Erinnern an die Großthaten Gustav Adolph's eine feierliche Stimmung zu erhalten suchte. Ich saß auf dem rechten Flügel und verrenkte mir fast den Hals, um durch das enge Fenster ein gehöriges Stück des Denksteins auf meine Netzhaut zu projiciren. Die drei Rückwärtssitzenden hatten es vollends schlimm, weil sie erst avertirt werden konnten, wenn der Moment schon entschlüpft war; dann blieb ihnen freilich das Nachsehen. So saßen wir denn Alle in gespannter Erwartung, wie ein Jäger auf dem Anstande, und paßten auf das vorbeischießende Monument. Da bekam der Wagen plötzlich einen gewaltigen Stoß, der sich uns nach dem Gesetz der Mechanik durch diejenigen Flächen mittheilte, die am meisten in Berührung mit der rollenden Maschine waren. Wir ruckten Alle etwas hart zusammen, aber der Privatdocent rief: „Schwerenoth, mein Pfeifendeckel!" und bückte sich, um ihn aufzulangen; aus Höflichkeit

wir Andern aber noch ſchneller. „Da iſt er!“ rief er jetzt, und wir wähnten der Pfeifendeckel, aber es war der Denkſtein — geweſen. Denn als wir uns aus unſrer gebückten Stellung mühſam aufgerichtet hatten, waren wir ſchon zwanzig Schritt vorüber, und ehe wir den Irrthum erfuhren, wohl funfzig. Der Hofrath und ſein Gegenüber (der Deutſche ſagt vis à vis) wollten ihre vortheilhafte Poſition am Kutſchfenſter benutzen und mit dem Kopfe herausfahren, um wenigſtens einen Abſchiedsblick auf das Monument zu werfen. Weil ſie aber die Stellung zu gleichzeitig zu nehmen ſuchten, erfuhren ihre Köpfe einen beträchtlichen Choc, der die gegenſeitigen Brillen aus dem Sattel ſchleuderte. Und ehe ſie wieder Bügel gefaßt, die Redensarten: „O weh! Verzeihen Sie! Donnerwetter,“ die wie knatternde Schwärmer durcheinanderfuhren, ſo daß niemand eigentlich recht wußte, woher und wohin ſie kamen, gewechſelt, ſich zurecht geſetzt, beſonnen, getröſtet und endlich den Verſuch, die aus der Falle gegangene Merkwürdigkeit doch noch zu erhaſchen, wiederholt hatten, verhüllte ſie ſich dergeſtalt in Staub, Ferne und Dämmerung, daß nichts mehr anſchlagen wollte, weder Herausbeugen, noch Abputzen der Brille. — —

Ich hoffe, der Leſer hält dies für ein Abenteuer von Belang und beklagt ſich nicht mehr über den

Mangel einer pragmatiſchen Behandlung meiner Reiſe. — —

Ob Müllner's Schatten noch in oder um Weißenfels umgeht, kann ich weder beſtimmt behaupten, noch verneinen; ich wenigſtens habe nichts von ſeinem Geiſte entdecken können. Vielleicht aber der Privatdocent im Traume, denn dieſer ſchlief, als wir einfuhren. — — Mein Sinnen und Trachten war auf das Irdiſche gerichtet, auf Abendbrot. Aber bei Sanct — —, ja, welcher Heilige beſchützt die Mahlzeiten? — man mußte hungern bis Naumburg, wo wir die Abendkoſt einnahmen, unter der ich ein kaltes Huhn und eine Flaſche Naumburger verſtand, die ſich trefflich mit einander vertrugen, da das Huhn eben ſo mager war, als der Wein ſauer. — Ein eigenes Klagelied, eine Elegie über ſauern Wein in unſerm Vaterlande, verſpare ich mir, bis der Genuß des jetzigen Rheinweins mich ſtärker dazu begeiſtert hat. — Wollten die Leſer von mir eine genaue Schilderung der Verwirrung, des Uebereinanderſtolperns der Kellner und Hülfsaufwärter, der Reiſenden und Speiſenden, der Bleibenden und Treibenden (Conducteur und Poſtillon gehören in die letzte Klaſſe) begehren, ſo müßte ich ungleich mehr ins Breite reiſen dürfen; ſo viel bemerke ich aber für Jeden, der den Weg nach mir macht, daß der Spruch beati possidentes nir-

gend trefflicher paßt als für den Gasthof zu Naumburg und dessen Gäste, falls sie nach zehnmalzehnfachem Bestellen endlich eine Portion mit Zimmet gewürzten Thees (o der böotischen Barbarei!), oder ein Glas Wein, oder wie ich, ein Hühnerskelett, erwischt haben. Denn die Majorität fährt hungrig weiter, da das Meiste erst dann ankommt, wenn der Wagen abfährt, und, um militairisch zu reden, früher zum Satteln als zum Futtern geblasen wird. — Es ist aber Zeit, ein neues chronologisches Kapitel anzufangen.

Das Vierte.

Weimar.

Es war ein schöner Augustmorgen, als wir die sanften Anhöhen vor Weimar erreichten. Himmel, wie schlug mir das Herz! Hatte ich denn nicht dort in den ersten dichterischen Jünglingsjahren ein ganzes Semester verlebt, um, so träumte damals der Phantast, auf classischem Boden edlere Begeisterung einzuathmen, um nahe bei Goethe zu studiren. Er war nun todt! Damals stand er, wie ein hoher, strahlender Stern voller Glanz, aber ohne Wärme, über dem Jüngling. Doch was bedurfte es dessen! Blühte

nicht ringsumher die Saat von Blumen und Früchten, die unter seinem segensreichen Lichte gereift waren? Lebte er nicht lebendiger in dem, der ihn liebte und verehrte, weil sein heitrer Geist ihn aus tausend Liedern begrüßte, als wenn seine Lippe kalt und gemessen sprach? — Die Abendröthe der Erinnerung warf ihren rosigen Schimmer in die Morgenröthe der Sommerfrühe, und durch beide beleuchtet, stand das kleine deutsche Athen, wunderbar bewegend und reizend vor dem Auge des Mannes, der sich selbst als Jüngling wiederzusehen glaubte. Es war ihm, als wolle er sogar gerührt werden; — aber nur so lange, als er im Postwagen sitzen blieb. Denn als er erst am Webicht dicht vor der Stadt herausgestiegen war und festen Boden unter den Füßen fühlte, und die Morgenlüfte ihn frisch anwehten, da war er voller Glück der Gegenwart und genoß die Freude eines Wiedersehens lieber Stellen nach so langen Jahren mit gesundem, frohem Herzen. Ich könnte den Leser jetzt auf eine Menge Plätze alter Erinnerungen, ich könnte ihn zu einem halben Dutzend alter Freunde führen, allein dies würde ein Capitel aus meiner Lebensgeschichte geben, welches höchst unchronologisch in meine Reisebeschreibung einschlüge. Ich erzähle daher ganz pragmatisch nur, daß ich früher als der Wagen auf die Jenaer Brücke und über die Ilm gelangte, weil

dieſer einhemmen mußte, ich aber in weiten Sätzen den Berg hinunterſprang. So drang ich denn auch durch das Kegelthor als Vorbote des Poſtwagens ein, kreuzte den Kegelplatz und nahm meinen Weg nach dem wohlbekannten Poſthauſe im Alexanderhofe. Der Leſer muß wiſſen, daß ich in dieſem Hotel gewohnt habe und daſelbſt Leiden und Freuden eines jungen Poeten in Maſſen ausſtand. Welcher Art ſie waren, erzählt meine Lebensgeſchichte, nicht aber meine Reiſebeſchreibung; in dieſe ſetze ich nur den Umſtand, daß ich mit meinem Fernrohre nach demſelben Hauſe und Fenſter hinüberblickte, wo ich vor zehn Jahren immer aus meiner Arbeitsſtube das hübſche junge Mädchen beobachtete. Da dieſe Reiſebeſchreibung in Weimar möglicherweiſe geleſen wird, ſo werde ich mich hüten, mehr zu verrathen. Auch ſind zehn und gar elf Jahre ein langer Zeitraum, während deſſen die hübſcheſten Mädchen ſich verändern können. Indeſſen kam der Poſtwagen nach; der Privatdocent mit dem Schnauzbart, der Hofrath und Diplomat, der junge Graf, — alle hatten Luſt zum Frühſtück und drangen in das Kaffeezimmer ein. Hier ſah ich, daß die friſche Butter noch gerade in dieſelbe ſpitzovale Form gedrückt war, als zu meiner Jünglingszeit. Der Leſer ſtellt ſich's ſchwer vor, daß Erinnerungen dabei in der Seele erwachen können; mir aber that ſich ein ganzes Füllhorn der-

ſelben auf bei dieſem unvermutheten Anblicke. Etwas Anſehnliches hätte ich darum gegeben, wenn mir jemand geſagt hätte, wie dieſer unregelmäßige Körper in der Weimariſchen Kunſt- und Wirthſchaftsſprache genannt wird; der terminus ſchwebte mir auf der Zunge, aber ich konnte ihn nicht wiederfinden. So wurde mir der reine Himmel der Erinnerung durch dieſe eine Wolke etwas getrübt; jeder, der ſich ſchon einmal auf etwas beſonnen hat, das ihm wie eine Fliege ſtets dich vor der Naſe ſchwebte, aber gleich ihr davonſchießt, ſo wie er danach ſchnappen will, wird meinen unbehaglichen Zuſtand nachfühlen. Aber ich hätte ja fragen können? Sehr gut, allein ich wollte es ſelbſt herausarbeiten aus der Tiefe meines Gedächtniſſes. Darüber ſtieß der Schwager ins Horn, und ich müßte jetzt beſonders deshalb nach Weimar ſchreiben, wenn ich dieſen Leck in meinen Kenntniſſen kalfatern wollte; man hat aber freilich dringendere Sachen zuthun, wenngleich kaum wichtigere. Ich fuhr denn alſo unbelehrt aus der freundlichen Stadt wieder hinaus, nach Erfurt zu. Aber wahrlich, jetzt wurde mir's wieder trübſelig zu Sinn, da ich vor den Fenſtern und den, wegen der Frühe noch geſchloſſenen Läden ſo manches alten Freundes vorbeifuhr, den ich ſeit zehn Jahren nicht geſehen und in zehn Jahren nicht wiederſah, ja vielleicht niemals. Wie gern

hätte ich ihnen wenigstens unter dem Rollen und Vorüberfliegen des Wagens einen Gruß zugewinkt und wieder empfangen, da es zu einem Händedruck zu rasch ging. Aber es war nichts, und ich mußte durch die Stadt voll lieber Menschen hindurch, ohne einen einzigen wiederzusehen. Jetzt reute mich meine bescheidene Besorglichkeit. Warum hatte ich nicht, wie ich anfangs wollte, zuvor geschrieben: „Am 7ten August, Morgens um die sechste Stunde, fährt der gefürchtete Recensent und Scribent, der vor elf Jahren bei Euch auf ganz andern Ruhm hoffte und studirte, als er jetzt erlangt hat, durch Eure Stadt. So kommt denn ins Teufels Namen zur richtigen Stunde vors Posthaus und öffnet ihm den Schlag und Eure Arme und Herzen, und laßt Euch das frühe Aufstehen nicht gereuen für eine Viertelstunde des Wiedersehens nach zehn Jahren. Ich lade Euch hiermit zum Kaffee ein!“ Daß ich auch gerade in der Stadt so bescheiden sein wollte (eigentlich ist's ein rechter Verrath an der Freundschaft), die Freunde nicht im Morgenschlafe zu stören, wo der Mann gewohnt hatte, der da schrieb:

„Nur die Lumpe sind bescheiden,
Brave freuen sich der That.“

Ich war aber ein Lump, denn der ist selber einer, der andere für welche halten will, und besser daran

zu thun glaubt, als wenn er ihnen etwas Tüchtiges zumuthet, z. B. am 7ten August um 6 Uhr aufzustehen. Zwar suchte ich mich mit einem andern eben so kräftigen Kernspruch des Altvaters zu trösten:

Es ließe sich Alles trefflich schlichten,
Könnt' man die Sache zweimal verrichten.

Aber das Facit der ganzen Geschichte blieb eine Miserabilität, wofür ich meine lieben Freunde in Weimar um Verzeihung zu bitten habe. Da ich dies hiermit öffentlich gethan, so können sie nun aber auch darauf zählen, daß ich bei meiner nächsten Durchfahrt, und geschähe sie um die Geisterstunde, alles zuvor durch ein Extrablatt aus dem Bette trommle, und jeden, der den Apell versäumt, nachmals eben so vor der lesenden Welt Deutschlands blamire, als jetzt mich selber.

Fünftes chronologisches Kapitel.

Er- bis Frankfurt.

Denn hoffentlich erläßt mir der Leser, ihm hier in der Ueberschrift den Stationszettel aus dem neuen

preußiſchen Poſthandbuche abzuſchreiben, damit er ſchon zuvor wiſſe, durch welche Neſter ich alles fahren werde, ohne davon etwas in das gelehrte Werk meiner Reiſebeſchreibung aufzunehmen. Erfurt iſt das erſte, durch das ich nicht kam. Denn wegen der Cholera war die Feſtung geſperrt. Der Unterſchied zwiſchen hier und Leipzig war der, daß man ſie dort aus-, hier einſperrte; denn ſie ſaß als Gefangene in der Feſtung, muthmaßlich au secret, daher wir denn auch nicht mit ihr communiciren wollten. Wer etwas Näheres über die große Glocke im Dom, über den Petersberg und die Cyriaksburg hier zu hören hofft, der iſt im Irrthum; das erſte, womit ich den Leſer unterhalten werde, iſt der Poſtwagen, der nämlich gewechſelt wurde. Aus dem ſchönen, weiß lackirten Kryſtallpalaſt mußten wir in ein altes, verwünſchtes ledernes Gehäuſe kriechen, woran ich nichts Gutes entdecken konnte als den Platz im Cabriolet, den ich gegen das Poſtrecht, nur auf mein Naturrecht geſtützt, einnahm. Meine Rechtsgründe waren die: Ich hatte auf dem vorigen Wagen Nr. 1. gehabt, mithin den beſten Platz; dieſer, ſchloß ich, komme mir abermals zu, und vindicirte mir daher ein Wahlrecht, wozu ich doch augenſcheinlichere Anſprüche mitbringe als der jetzige Beherrſcher von Heſſen-Caſſel zu ſeinem Churfürſtentitel. Denn es wird der Geſchichte dereinſt ſchwer nach-

zuweisen sein, was er zu chüren hatte. Es läß. vielleicht gelehrt, wenn ich hier die Bemerkung einstreue, daß von diesem alten Verbum nur noch das Imperfectum und Participium, mithin die daraus gebildeten Tempi (Perfectum und Plusquamperfectum) gebräuchlich sind: erkor, erkoren. Der Infinitivus scheint mit der Chur wieder abgestorben, wenn man die Form erkiesen nicht dafür annehmen will. Doch auf meine Rechtsgründe zurück. Ich hatte nämlich noch einen Zweiten, den, daß ich meine Argumente so geschickt zu stellen, meine Sache so gewandt zu plaidiren wußte, daß der Posthalter den casus für einen dubius hielt und auf die höhere Behörde verwies, mein Gegner und Mitcompetent aber endlich selber glaubte, er habe unrecht. Dieser zweite Grund ist freilich nur auf eine Art Faustrecht des Verstandes fundirt, indessen dies wird vielleicht länger gelten, und ist älter als alle sonstigen codices, weshalb sollte ich mich also nicht darauf stützen? Kurz ich saß im Cabriolet und fuhr wohlgemuth, mich nach den drei Gleichen, dem Tafelberge und den andern schönen blauen Höhen Thüringens umsehend, gerade auf das Gothaer Schloß zu, das uns schon von Weitem prächtig entgegenleuchtete.

Um die Mittagsstunde trafen wir ein, mit einem Hunger, wie er auf sieben Meilen Weges sich nur ausbilden und heranwachsen kann. Der Gastwirth

im Ritter oder Rieſen, ich will es unentſchieden laſſen, wie das Hotel ſich nennt, ſah noch genau eben ſo aus wie Anno 1821, wo ich bei ihm gewohnt hatte. (Siehe die Idylle im zweiten Theil.) Es wäre mir aber lieber geweſen, wenn das hübſche Stubenmädchen, welchem ich damals das Kinn ſtreichelte, ſich eben ſo unverändert gehalten hätte, was jedoch ſchwer vermuthet werden kann. Geſehen habe ich ſie freilich nicht. Allein der Gaſtgeber ſchnitt und legte noch genau ſo vor wie damals, ſprach ſeine kurzen, gemeſſenen Befehle gegen die Dienerſchaft in demſelben Tone, hatte eben ſo weißes Haar auf dem Schädel als vordem (ich weiß nicht, war's jetzt oder früher Puder oder Alter), und ſeine ſcharfen Geſichtslinien ſchnitten ſich noch genau eben ſo eckig; dies könnte dem Leſer, vielleicht auch mir gleichgültig ſein. Vielleicht aber iſt es ihm eben ſo wichtig als mir, wenn er einmal dieſelbe Reiſe macht, zu erfahren, daß man zu Gotha auch noch genau eben ſo gut ißt und trinkt. —

Eine ungemein ſchlechte Poſteinrichtung muß ich es nennen (und ich erſuche Herrn von Nagler, dieſe Bemerkung zu nutzen), daß man in Eiſenach ſchon wieder zu Abend eſſen, oder wenigſtens Appetit dazu haben ſoll, wenn man eben erſt in Gotha am Tiſche geſeſſen hat. Niemand konnte von der Licenz einer halben Stunde, die das Umſpannen und Um-

packen verstattet, Gebrauch machen, und mit einem herben Gefühl der Täuschung sahe man sich um den Genuß der Abendmahlzeit betrogen. Dafür aber war das schönste Wetter eingetreten; das Grün, von dem Vormittagsregen erquickt, glänzte und duftete wie im Mai, die Sonne warf ihre warmen Strahlen auf die mit Laubholz bedeckten Berge, die Wartburg leuchtete weit im hellen Glanze, das Thal zog sich im freien Bogen, grün, warm, anmuthig dahin. Ich trieb den jungen Grafen (der Leser soll noch mehr von ihm erfahren) zu einem Spaziergange an und wollte auch den diplomatischen Doctor dazu bestimmen, derselbe haßte jedoch das Zufußgehen wie ein Quäker das Schwören, und wollte nachfahren. Wir aber gingen an den kleinen Häusern der Vorstadt dahin, wo der Bach so munter in der Gasse fließt, und hatten bald das Thal erreicht, in dem die Chaussée sich anfangs eben hinunter windet, dann die Höhen hinansteigt. Ich könnte dem Leser, der Gegenwärtiges vielleicht an einem rauhen Winterabende liest, wo der Schnee stöbert und der Sturm heult, keine angenehmere Qual bereiten, als wenn ich ihm gerade jetzt so recht mit Muße und Wohlgefallen den unbeschreiblich reizenden Sommerabend ausmalte, den ich mit meinem Begleiter genoß. Es wäre eine kleine Bosheit von mir, aber dieser Hang zu kleinen boshaften Neckereien ist

ein Charakterzug, den ich — mein Biograph, wenn ich's nach dem Beispiel großer Autoren nicht selber werde, darf ihn dereinst nicht vergessen — freimüthig eingestehen muß. Ja, trefflicher Leser, Du kannst Dir in Deiner Sophaecke oder hinter dem Ofen, wo Dir doch die Füße oder eine Hand frieren, wie mir so eben beim Schreiben, gar nicht vorstellen, was das für ein Augustabend war! Die Sonne warf ihr warmes, glänzendes Gold durch die Wipfel der Bäume und goß es im breiten Strome über die Wiesen dahin. Frische junge Mädchen, die Rechen auf der Schulter, kehrten plaudernd und singend heim; die rothwangigsten Kinder sprangen an uns heran und verlangten einen Dreier; sogar ein kleiner schwarzer Hund bellte uns vergnüglich entgegen und suchte Händel im Uebermuthe seiner Fröhlichkeit. Wir warfen aus, was wir von blanken und kupfernen Kreuzern hatten — (ich prahle auch gern mit Wohlthätigkeit, mein künftiger Herr Biograph!). — Ein gar zu schelmisches junges Dirnchen von höchstens sechzehn Jahren mußte sich mit einem Kuß den Durchgang auf der engen Chaussée erkaufen, — ein Waidmann, die Jagdtasche an der Seite, bot uns einen guten Abend — kurz, der Spaziergang war reich an merkwürdigen Ereignissen. Hoch von ihrem grünen Thron guckte die Wartburg ins Thal auf uns hinab. Ich mußte denken:

Ei, da oben möchte mancher gern einige Jahre ſitzen und die Bibel überſetzen, wenn man auch einige Anfechtungen vom Teufel erleiden müßte. Ließ er uns doch ſelbſt in dem grünen ſonnigen Thale nicht ungeſchoren! Wie ſo? — Weil er plötzlich die ebene Straße den Berg ſteil hinaufführte, daß wir arbeiten mußten wie die Ackergäule, um hinauf zu kommen, zumal ich, der ich 210 Pfund als omnia mea mecum porto bei mir führe. „Hol der Teufel den Teufel!" ſagte ich im Stillen, während des Steigens, und lobte mich dafür, denn dem Teufel die Hölle wünſchen muß ich für ein frommes Werk halten, ſo gut, als ob ich dachte: „Nimm dieſen Frommen zu Dir hinauf, mein Vater!" was mir gleich darauf einfiel, als ein alter, gekrümmter Holzſchläger, mit der ſchweren Bürde auf dem Rücken, uns entgegen den Berg hinabſtieg, und kaum noch ſicher auftreten konnte auf die unter der Laſt der Jahre und der Müdigkeit zitternden Kniee. — Wir ſtanden ſtill, der junge Graf und ich. Siehe, da kamen wie Mäuslein unſere Reiſegenoſſen hinter uns den Berg herauf. Der Wagen — dieſe Höllenmaſchine, die ich gleichfalls durch einen frommen Stoßſeufzer in die Hölle wünſche, — hatte einen großen Umweg genommen, um den Berg bequemer hinan zu kommen. Der Conducteur, ein Cicero für ſeine Pferde, ſo gut wie jener für den Roscius Amerinus, hatte

die Reize des Fußweges, und die Strapazen und Gefahren der Fuhrstraße so beredt zu schildern gewußt, daß sogar der Diplomat überredet worden war, selbst den Berg hinauf zu klimmen. Er kam in seinem grauen Frak munter vorangeschritten.

— — Es ist aber Zeit, daß wir die Höhe erreichen und uns wieder in den Wagen setzen, damit die Reise schneller von Statten geht. Der Leser darf sich nun auf Vieles Merkwürdige freuen; auf Marksuhl, Bach, welches so reizend gelegen ist, auf Buttlar, Hünfeld, Fulda — aber vergeblich. Denn ich berichte ihm von allen diesen Orten nichts, als daß es Nacht war, da wir hindurch fuhren. Nur Marksuhl sahen wir noch im Schimmer der letzten verglimmenden Abendröthe. Wohlgemuth saß ich in meinem Cabriolet und betrachtete, wie der Tag so langsam abstarb, die Nacht leise heraufschlich; Alles wurde still auf der Flur. Kein Vöglein regte sich; in der ganzen weiten Natur bewegte nur ich die Kinnbacken und aß ein Butterbrot mit Schinken, wozu ich einen in Marksuhl erstandenen Schoppen Wein trank, der, wie ein Pistol in der Halfter, vor mir im Deckleder steckte. Ich zog ihn muthig und drückte mir die Mündung, wie einer, der sich erschießen will, in den Mund. Mit den letzten Zügen aus der Flasche sanken meine Augenlieder; ich wickelte mich in den Mantel, denn

die Nachtluft wehte kühl, drückte mich in die Ecke und schlief ein. Der Leser schläft vielleicht schon längst; desto besser, so wird er in Fulda beim Frühstück desto munterer mit mir sein. — Wollte ich nur halb so weitläufig sein, wie der nichts weniger als inspissirte Kaffee im alten Bischofssitze, wo der Klerus vordem besser lebte als jetzt die Reisenden, so brächte ich leicht einen Folianten über das Frühmahl in Fulda zu Stande. Doch ich will den Leser von einem andern Frühstück unterhalten; er mache sich auf etwas Ungeheures gefaßt. Noch im Finstern waren wir von Fulda abgefahren und langten mit der Morgensonne in Neuhof an. Die Nacht war kalt gewesen; feuchter Nebel lag auf den Höhen; wir klapperten vor Frost. Der Doctor, Archäolog und Diplomat, that zum Morgengebet einige derbe Flüche (in denen ich die Feinheit des diplomatischen Styls durchaus nicht wieder erkannte) auf den verwetterten Wagen, in dem er gesessen habe wie ein krummgeschlossener Unteroffizier zur Zeit Friedrich's des Großen, dem ein Mann von der Corporalschaft desertirt war. Er beschloß, und ich bestärkte ihn darin, eine Petition an den Bundestag deshalb einzureichen; eine energische Note voll Salz und Pfeffer gegen alle Postverwalter Deutschlands; ein Manifest gegen den Fürsten von Thurn und Taxis, kurz eine Art vulkanischen Products in der Lite-

ratur. Alles rieb ſich die Hände und ſtampfte mit den Füßen. Man beſchloß einen Spaziergang der Poſt voraus, um ſich zu erwärmen. Sacre Dieu! Wie viel Reihen Zähne klapperten hier gegeneinander! Da geſchah es, — der Leſer faſſe ſich, — daß der junge Graf, mein geſtriger Begleiter, den ich bisher für einen Menſchen gehalten hatte, ſich als Kannibale zeigte. Wovor dieſer ſchaudert, worauf ſeit Aeonen kein Teufel gekommen iſt, das that er öffentlich unter der Sonne des Himmels. Er frühſtückte! — Aber was? — Rohen Schinken. — Nun? iſt das ein Verbrechen? — Morgens um 5 Uhr faſt. Aber was aß er dazu in dieſer kalten Morgennebelluft? — Brot? — Er hätte ſich als Menſch gezeigt. — Pfeffer, Salz, Senf? — Alles menſchlich. — Arſenik? — Schlimm, aber doch verzeihlich. — Nun was denn ins Teufels Namen? — Eine rohe Citrone, die er anbiß wie Adam im Paradieſe den Sündenapfel, ſo wahr eine Sonne leuchtet! — Allmächtiger! Entſetzlich! — Freilich; uns lief es kalt über den Nacken. Ich hätte lieber einen Karaiben den Skalp ſeines Feindes mit den Zähnen herunterreißen, oder den Ugolino mit blutigen Lippen am Schädel des Biſchofs von Florenz nagen ſehen, als dieſes Gräßliche, Unerhörte, wofür die Natur kein Gleichniß, die Sprache keinen Namen hat. — —

Schaudernd ſtiegen wir wieder ein und fuhren mit dem unheimlichen Weſen weiter. — —

Ein wahres Glück, daß die Gegend immer heiterer, grüner, rheiniſcher wurde. Schon athmete ich die mit Weinblüthen geſchwängerte, liebliche Luft! Schon wurden die Rebengeländer an den Häuſern häufig! Die Wieſenſtrecken dehnten ſich unabſehbar zwiſchen belaubten Bergwänden dahin. Ritterburgen ſtiegen empor.

In Fulda war in der Nacht eine junge Dame zu uns ins Cabriolet geſtiegen. Sie hatte bis dahin tief verſchleiert geſeſſen. Jetzt lüftete ſie die dichte Doppelhülle ein wenig. Himmel, welch liebliches Geſichtchen kam zum Vorſchein! Freundliche blaue Augen, friſche, leicht aufgeworfene Lippen, Anmuth in Sprache und Bewegungen. Sie war aus Saalmünſter zu Hauſe, einem Städtchen, das wir nach einigen Stationen erreichten. Daß der Henker den Bruder holen möge, der mir dort die liebliche Nachbarin wegholte. Weg war aller Appetit, weg die ganze fröhliche Speiſeluſt, mit der ich mich zu dem reinlich angerichteten Frühſtück ſetzte. Indeſſen, klingende Becher ſind das Grabgeläute des Unmuths. Der Rheinwein, obwohl nicht der älteſte und beſte, den jemals fromme Kloſterherren gepflegt haben, mundete angenehm, denn es begann heiß zu werden. Es waren die erſten leichten

Skizzen des fröhlichen rheiniſchen Lebens, die wir zu Saalmünſter genoſſen. Eine Flaſche nach der andern wurde geöffnet und geleert. Der Conducteur hatte ſchon drei Mal geſagt: „Meine Herren, es wird Zeit!“ der Schwager ſchon drei Mal ins Horn geſtoßen. (Die Scene bekam dadurch Aehnlichkeit mit der letzten in Victor Hugo's Hernani.) Wie ſaßen feſt. Endlich ſtürmte des Poſtillons Gerichtspoſaune uns auf. Jeder zahlte in Eil, ſtürzte nach Hut, Ueberrock, Regenſchirm, und im haſtigen Poltern eilten wir auf den Wagen zu, den wir wie eine geſtürmte Schanze erkletterten. Ich pflanzte meine Fahne wieder auf dem Cabriolet auf, der Diplomat die ſeinige mir zur Seite; ein munterer Studioſus oder Seifenſieder nahm den Platz des Conducteurs ein, der gegen ein Gratial in die abſcheuliche Bucht nach hinten hinaus kroch. Der Graf ſchwang ſich in übermüthiger Luſt auf das Verdeck, in den Maſtkorb ſo zu ſagen, und fand bald einen Gefährten an dem Unglücklichen, den ich in Erfurt glücklich aus dem Felde des Cabriolets ſchlug. — Kurz Alles richtete ſich aufs Beſte ein und die Höllenmaſchine rollte vorwärts. — Treffliche Leſer, wollte ich Euch alle die übermüthigen Streiche ſchildern, die wir jetzt begannen, ich müßte ein Sündenregiſter ſchreiben, länger als es ſelbſt für die Welt der Großſtädter paßt. Grüße, Küſſe, Zu-

rufungen an alle Vorübergehende und Gehende! Jubel in jedem neuen Dorf! Wein auf jeder Station! Lustige Lieder, die der Schwager blies und die Passagiere sangen! — Der Diplomat wurde wieder ein Student; ich war es schon längst. So fuhren wir in Gelnhausen ein und aus; item in Hanau. — Jetzt aber dämpfte das Feuer der Mittagssonne das unsrige. Die herrlichen Apfelbaumalleen, die frische Luft, die vom blauen Taunus herwehte, wollten nicht mehr Kühlung genug geben. Wir zogen die Röcke aus, spannten die Schirme auf, die Lebensgeister ab. Der Staub inkrustirte uns und schattirte unsere Runzeln, so daß wir zehn Jahre älter wurden. Endlich rasselten die Räder auf dem Frankfurter Steinpflaster, und bald hielten wir in dem ungeheuren Posthofe. — Gott sei Dank! — Aber jetzt sind noch erst die unzähligen Felleisen, Tornister, Regenschirme, Koffer, Reisesäcke, Nachtbeutel, Packete u. dergl. ab- und aufzuladen und in den Gasthof zu schaffen. Auch diese letzte Prüfung ging endlich vorüber, und nach einer halben Stunde saßen wir, der Diplomat, ein Regierungsrath aus Breslau und der Reisebeschreiber, sauber abgestäubt, erfrischt, gewaschen und geputzt, wie ein Reisender vermag, an der wohlbesetzten Tafel im kühlen Speisesaal des Weidenhofes. — Ehe ich aber weiter erzähle (denn nun kommt es äußerst merkwürdig), muß

ich eſſen, ſowohl im Weidenhof, als jetzt eben hier in Berlin im Caffé Belvedere.

Sechstes Kapitel.

Frankfurt; der Römer, die Mainbrücke, Dannecker's Ariadne. — Darmſtadt; das Theater, das alte und neue Schloß. Bergſtraße; Melibokus, Ausſicht daſelbſt, Auerbach, Heppenheim, Weinheim, Geißheim. — Heidelberg; das Schloß, das große Faß, die Univerſität.

Hier habe ich dem Leſer mit muſterhafter Genauigkeit das Verzeichniß aller der merkwürdigen Dinge gegeben, von denen er jetzt eine Schilderung erwartet; er täuſcht ſich aber. Denn ich beabſichtigte mit jenem Verzeichniß gerade das Umgekehrte, nämlich ich wollte das bezeichnen, was ich in meiner Reiſehiſtorie übergehen will. Somit könnte denn das Kapitel ganz kurz ausfallen, ja ſchon zu Ende ſein, wenn ich nicht wieder Dinge aufzutiſchen hätte, wobei mich nichts ſtört, als daß ich doch bisweilen gezwungen ſein werde, aus dem obigen Verzeichniſſe einen Namen zu entlehnen. Beiläufig haſſe ich die Reiſebeſchreibungen, die Alles das noch einmal abmalen, was man in

jedem Posthandbuche findet. Wenigstens die, die es breit ausgeführt in den Vordergrund stellen, und weiterhin kaum eine neblige Perspective auf das Unbekanntere gestatten; ich meines Theils will den Leser gerade an einsame, entlegene Punkte führen, von denen er das Bekannte in der Ferne am Horizonte liegen sieht. Denn ich will es nur aufrichtig gestehen, meine Reise ist weit weniger merkwürdig durch die außerordentlichen Dinge, Kunstwerke, Städte, Menschen, Landschaften, die ich sah, als durch die ungemein seltsamen Abenteuer, die ich erlebte. Der Leser horche auf, denn in Frankfurt geht's los. Wir hatten gegessen; ich will nicht ausführlich darüber sein wie, doch ließe sich manches darüber sagen. Nach Tische machte ich zuvörderst drei Besuche bei drei einsylbigen Kapellmeistern, Guhr, Schmitt, Ries. Aha, jetzt werden einige geistreiche Kunstgespräche erfolgen, denkt der Leser; ich dachte eben so, aber irrte auch gleichermaßen, denn es erfolgte nichts, da ich Niemanden zu Hause traf. — Vorläufig schlenderte ich also ein wenig umher, durchaus müßig, ohne Plan, Ziel und Zweck. Die Dämmerung begann schon, als ich den prachtvollen Quai am Main hinunterging; die Steine hatten den ganzen Tag Sonnenstrahlen eingesaugt und athmeten jetzt die Gluth wieder aus; der Main und die Abendluft bemühten sich vergeblich, diesen Hochofen

zu kühlen. Da entdeckte ich auf einer grünen Insel die zierlichsten Badeanlagen. Ein Bad in den Wellen des klaren Mains! Was konnte an einem Augustabend, wenn man den ganzen Tag in Staub und Hitze gefahren war, einladender sein? — Ich schritt über die schmale Brücke und befand mich sogleich in dunklen, angenehm gewundenen und verschlungenen Laubgängen. Plötzlich traten mir zwei zierliche Frauengestalten in weißen Gewändern entgegen und schwebten anmuthig vorüber. Wie, hegt die Welle des Mains auch Nymphen? Birgt dieses dunkle Jasmingebüsch reizende Dryaden? — Dann wieder hörte ich leise Schritte und das angenehme Flüstern eines weiblichen Mundes. Es war eine junge Schöne mit einem italienischen Strohhute, mit fliegenden Bändern, in leichten Mousselin verrätherisch gehüllt, die, von einer Dueña begleitet, aus der durch die Gebüsche gewölbten Laubgrotte hervortrat. Der Wiederschein der Abendröthe warf ein reizendes Rosenlicht auf ihre Wangen; zwei Sterne, im reizendsten chiaro-oscuro, blickten mich, wie es schien, verwundert an. — Der Athem stockte mir; ich trat mit ehrfurchtsvoller Scheu auf die Seite, um dem Paar den engen Weg allein zu lassen, grüßte halb verlegen und empfing dagegen die anmuthigste Verneigung und das wohlklingendste „Guten Abend!" das

ich je vernommen. Wenn ich es aufrichtig bekennen soll, so glaube ich, man hielt mich in der Dämmerung für einen Bekannten, denn sonst würde der Gruß wohl stumm geblieben sein. — —

Ich überlasse es Jedem, sich selbst auszumalen, wie einem reisenden Poeten zu Muthe ist, der an einem schwülen Augustabende sich in die Wellen des Stromes legen (stürzen wäre zu sapphisch) will, wenn er solche Nymphen der klaren Fluth entsteigen sieht. Das zierliche Badehäuschen lag vor mir; ich hörte den Main plätschern, ich zahlte die Marke und stand nun in dem sorgfältig tapezirten, eleganten Zimmerchen, dessen leicht verhangene Fenster die schönste Aussicht auf die Mainbrücke und Sachsenhausen gewährten, und dessen Fußboden durch das flüssige Krystall des Stromes gebildet wurde. Der dunkle Gartenhain, die leichten Nymphengestalten standen vor meiner Phantasie, als ich mit einem gewissen männlichen Adel in das Bad hinabzusteigen versuchte. Doch, mir geht es allemal verwünscht, wenn ich einige körperliche Idealität zu erreichen suche; ich glitt von einer Stufe ab und fiel so lang und breit ich gewachsen war, einem Wallfisch ähnlicher als einem Leander, in das Wasser, so daß ich ringsumher Wände, Fußboden, Tische, Sopha, Kleider, kurz was nur in der Nähe Trockenes war, besprützte. Zum Unglück wollte ich mich im

Fallen halten, erwischte aber nur den Stiefelknecht, den ich, da er mir nicht Widerstand leistete, weit fortschleuderte; er flog gegen die hölzerne Wand mit einem Donner, der dem des großen Mörsers Pairhans vor Antwerpen (ein Gleichniß, welches mir damals freilich noch nicht einfallen konnte) nahe kommen mochte. Wie der Schlag auf den Blitz, folgte danach der Schrei eines weiblichen Silberstimmchens: „Mein Gott! was ist denn das!“ Ich glaube, der Main floß in Purpurwellen aus meiner Badstube heraus, so erröthete ich, da ich jetzt merkte, was ich angestellt hatte. Als ob ich ertrunken wäre, gab ich keinen Laut von mir; weg war alle romantische Lust des Bades! „Verwünscht!“ dachte ich, „müssen Dir denn immer alle tückischen Götter auflauern? Hat sich der Satan überall gegen Dich verschworen? Wie Achill in den Skamander dachtest Du in diese Fluth zu steigen, und kamest hinunter wie ein Esel, der mit dem Sack vom Mühlenstege fällt! Wie ein Pudel, den sein Herr übers Brückengeländer wirft!“ — Ein Leser in seinem Sopha stellt sich schwerlich die Leiden eines empfindsamen Reisenden so lebhaft vor, als dieser sie empfand. Indessen: Macbeth sagt: „Die Stunde rennt auch durch den rauhsten Tag.“ Wie die aufgewühlten Wellen des Mains sich wieder besänftigten, so auch die meines Unmuthes. Ich saß im Bade und genoß

wenigſtens der anmuthigſten Kühlung der Fluth, wiewohl mir doch ein wenig warm wurde, wenn ich bedachte, daß die Wellen, die mich netzten, vielleicht eben die reizenden Glieder meiner eingeſchüchterten Nachbarin, die ſeit ihrem unwillkührlichen Ausruf in ſchüchterner Stille verharrte, zärtlich umkoſt hatten. Meine Phantaſie malte ſich eine Suſanna, Kalypſo, eine Aphrodite. Ich ſah das lange goldene Haar von Waſſerperlen träufen, ſah das zarte Wallen — — — verſteht ſich nur im Geiſt, nicht etwa durch eine Wandſpalte. Was ich im Geiſte ſah, mag der Leſer eben ſo ſehen; es wäre gegen alles äſthetiſche Geſetz, wenn ich das freie Reich ſeiner Phantaſie durch die engen Schranken der Wirklichkeit abgrenzen wollte.

Es iſt aber Zeit, daß ich mich abtrockne, denn glücklicher als hinein bin ich aus dem Bade heraus; ich fahre eben in das letzte Aermelpaar und trete zur Thür hinaus. Ungemein lieb iſt es mir, daß es indeſſen ſo dunkel geworden iſt, als es in einer Sommernacht, wo die Sonne noch nicht 18 Grad tief unter den Horizont taucht, uns alſo eine perennirende Dämmerung hinterläßt, werden kann. Der halbdunkle Erdſchatten genügte, meine Schamröthe zu verbergen, als ich dem Badewärter das Trinkgeld reichte und ihn fragte, ob die Dame, die neben mir gebadet habe, ſchon fort ſei. „Ich weiß nicht, mein Herr!“ erwie-

derte er, „für die Damen iſt der andere Eingang bestimmt.“ Ich hatte alſo gerade an der Grenze, wo der männliche und weibliche Flügel des Hauſes zuſammenſtießen, mein Unheil angerichtet! Eine Widerwärtigkeit des Geſchickes mehr! Wenn ich einmal ungeſchickt ſein ſollte, weshalb nicht mitten unter andern Ungeſchickten, nämlich unter Männern? Warum gerade als Nachbar einer Grazie? — Ich drückte mir wie Devrient als Franz Moor die Fauſt vor die Stirn und rief: „Moor, Moor! das war dumm!“ —

Indeſſen rauſcht das Gebüſch dicht hinter mir. Ich ſehe mich um; eine verſchleierte Schöne tritt hervor. In verzweiflungsvollen Lagen gewinnt man oft einen Muth, der das ganze wankende Schickſal wieder herſtellt. Virgil drückt dieſen meinen Gedanken ungefähr ſo aus: Una salus desperantibus nullam sperare salutem. Der Leſer entſcheide, wer es beſſer ſagt. Kurz, ich faßte mir ein Herz, und mit der Hand an den Hut, um die Schöne zu grüßen: „Sollte ich vielleicht ſo unglücklich ſein, Sie zum zweiten Male zu erſchrecken?“ fragte ich, als ſie auf mein Nähertreten ſcheu zur Seite wich. „Wie ſo, mein Herr? — Ach! ſind Sie es?“ — Ich war aufs höchſte erſtaunt, erkannt zu werden, wo ich nicht erkannte, obgleich es mir, da ich myops bin, oft ſo ergeht. Die Stimme klang mir bekannt, allein ich

wußte doch nicht, wohin ich die Tonart derſelben zu bringen hätte. „Freilich bin ich es," ſagte ich ziemlich dreiſt, „und freue mich," — „Ach vergeben Sie," rief die Schöne plötzlich, „ich habe mich geirrt, und ich vermuthe, Sie irren ſich gleichfalls. Ich glaubte einen Bekannten von mir zu ſehen." — „Wenigſtens müſſen wir Landsleute ſein, denn ich erkenne es an der Sprache, daß Sie eine Norddeutſche ſind; ungemein glücklich würde es mich machen, wenn unſer gegenſeitiger Irrthum mir Ihre angenehme Bekanntſchaft verſchaffte." — „Sie ſcheinen aus Berlin zu ſein?" „So iſt es," rief ich freudig und reichte der anmuthigen Landsmännin den Arm. Der Leſer muß ſeine eigenen Gedanken über dies Abenteuer haben, und ich hatte ſie auch; indeſſen ließ ich mir's gefallen. Meine ſchöne Unbekannte hatte einen leichten, ſchwebenden Schritt und eine graziöſe Sprache, was ſonſt den Berlinerinnen nicht nachzurühmen iſt. Ihre Antworten verriethen Geiſt und Bildung; ich konnte ſie mit der leichten Art, in der ſie meine Begleitung angenommen hatte, nicht recht vereinigen. Als wir durch eine dunklere Stelle des Gartens gingen, verſuchte ich durch einen leiſen Druck meines Armes mich ihr näher anzuſchmiegen und ſomit die Laufgräben für meine Belagerung im Dunkeln ganz in der Stille zu eröffnen. Allein der Commandant

der Feſtung war auf der Hut und that ſofort einen Schreckſchuß auf den Belagerer, nämlich, wich merklich aus. Doch ließ ich mich nicht ſogleich zurückſchlagen. Ich fuhr, um ein paſſendes Gleichniß für ein anzuſpinnendes Liebesabenteuer zu wählen, in den Präliminarien zu dem Allianztractate, den ich zu ſchließen beabſichtigte, fort und warf als vorſichtiger Diplomat zuerſt einen halben Seufzer hin, denn der Weg der geiſtigen Sympathie iſt zwar ein Umweg, allein er führt insgemein doch recht ſicher zum Ziele, weil er (ich muß wahrhaftig wieder ins Belagerungsgleichniß zurück), dem Feinde eine ehrenvolle Capitulation gewährt. „Ach!" ſeufzte ich daher, „welche Gefühle regt eine ſo ſchöne Sommernacht in uns auf! Jede ſüße Ahnung und Regung erwacht in der Bruſt! Die Stimme des Herzens, welche in dem Verkehre und Treiben des Tages ſchüchtern ſchweigt, wagt im heiligen Dunkel, gleich wie Philomele" — „Ach, verzeihen Sie," unterbrach ſie plötzlich meine mit einer abſichtlichen Hebung der Stimme geſprochenen Worte, „mich ſticht da eine abſcheuliche Mücke! Die garſtigen Thiere verderben einem jeden Sommerabend. Ich mag auch beinahe gar nicht mehr ins Freie!" — — Hätte der Mond geſchienen, er würde ein ſehr albernes Geſicht, das meinige, beleuchtet haben. Denn ſo dumm war ich doch nicht, daß ich nicht bemerkt ha-

ben ſollte, wie dieſer Mückenſtich abſichtlich gerade in dem Augenblicke meinen Finger traf, wo ich damit den Pfeil auf das Herz meiner Schönen abſchnellen wollte. Der Schuß ging daher ins Blaue, ich ſchnappte mit meiner romantiſchen Phraſe ab und verſchluckte den Reſt. Drei Mal führte der große Friedrich die Cavallerie (bei Leuthen glaube ich war es) gegen den Feind, doch erſt mit dem dritten Male glückte es ihm, das Quarré zu ſprengen. Zum dritten Male, dachte ich, mußt Du gleichfalls angreifen. Manche Schöne, die der zärtlichen Annäherung widerſtand, weil die Schüchternheit des Liebhabers ihr ſelbſt Muth giebt, manche, die ſich gegen den gefühlvollen Anbeter durch den Witz glücklich vertheidigte, wurde durch kecken Muthwillen unverſehens beſiegt, weil ſie gegen dieſen liſtigen Feind kein Mißtrauen hegte. Friſch gewagt iſt halb gewonnen; wir wollen einmal nach der dritten Theorie verfahren. Der Ausgang des Gartens war nahe, dies begünſtigte meinen Plan. Plötzlich ſprach ich leiſe, aber raſch: „Ein Thor iſt der, der das Glück nicht beim Fittig zu faſſen weiß, wenn es mit neckender Lockung vorüberſchwebt. Mir hat es heute gelächelt und gewinkt, vergeben Sie, wenn ich den Wink benutze, ehe es zu ſpät iſt!“ Mit dieſen Worten legte ich keck den Arm um die anmuthige Begleiterin und wollte ihr, ehe der geräuſchvolle Quai uns wieder

aufnahm, einen Kuß auf die frischen Lippen drücken, Schon glaubte ich, indem ich mich vorbeugte, den süßen, ambrosischen Hauch ihres Mundes zu empfinden, als ich plötzlich einen so derben Backenstreich erhielt, daß ich erschrocken zurückfuhr und, ohne ein Wort für meinen Zorn und meine Bestürzung zu finden, wie erstarrt stehen blieb. „Also dergleichen erlauben Sie sich, Herr Recensent? Warten Sie, das soll die literarische Welt erfahren! Ist es mir gelungen, den Herrn zu fangen? Ha ha ha! O über die leichtgläubigen Thoren, die Männer! Wenn man ihrer eitlen Selbstgefälligkeit nur ein Sonnenstäubchen von einer Lockspeise hinhält, gleich fallen sie so täppisch und begierig darüber her wie Fliegen über das Honigbrot, auf dem man sie fängt. Erkennen Sie mich jetzt?"

Freilich wußte ich nun, wen ich vor mir hatte! Freilich merkte ich nun den ganzen Zusammenhang! Das erste „Ach, sind Sie es!" war allerdings das Zeichen gewesen, daß ich erkannt war, weil aber aus meinen Worten sogleich hervorging, daß ich nicht erkannte, hatte die Arglistige sich sofort gestellt, als habe sie sich getäuscht, und den boshaften Versuch gemacht, mich derb anzuführen. Ach, und wie war es ihr gelungen! Der Leser glaube mir nur, es ist eine verwünschte Sache, wenn man sich sechzig Meilen von der Vaterstadt ganz unbeobachtet glaubt, und

denkt, nun dürfe man incognito ein Abenteuer wagen, ſich dann plötzlich ſo rings im Netz gefangen zu ſehen, daß an kein Entwiſchen mehr zu denken iſt. Und vor einer der geiſtreichſten, liebenswürdigſten, hübſcheſten Frauen der Heimath ſo daſtehen zu müſſen! Vor einer, die man ſo gut kennt, ſie ſo oft geſehen, ihr immer ſeine beſte Seite herausgekehrt, ſich als einen wahren Tugendſpiegel darzuſtellen verſucht hat! Zum Glück iſt ſie eben ſo gütig als ſchalkhaft. Denn als ich verſtummt, regungslos daſtand, und mir keines Rathes wußte, ſprach ſie mit verſöhnlichem Ton: „Ich erkannte Sie ſogleich; da ich aber die Männer überhaupt kenne, ſo erwartete ich auch nichts Beſſeres von Ihnen als von jedem andern, trotz aller ſchönen Gefühle und edlen Geſinnungen, die Sie in Romanen und Gedichten zur Schau tragen. Schreiben Sie künftig meinethalben etwas leichtſinniger (ich thue es ja ſchon), aber handeln Sie ſtrenger. Sie ſind indeſſen um nichts ſchlimmer als die andern und haben vielleicht noch das Gute, daß Sie ſich ein wenig beſchämt fühlen. Es ſoll Ihnen daher Alles vergeben ſein; reichen Sie mir nun ordentlich und vernünftig Ihren Arm, und bringen Sie mich in den Weidenhof, wo ich mit meinem Manne und meiner Schweſter wohne. Zur Strafe ſollen Sie erſtlich bei Tiſche noch recht ordentlich ausgelacht werden, und zweitens be-

fehle ich Ihnen als Buße, Ihr ganzes Abenteuer in Ihrer Reisebeschreibung mit abdrucken zu lassen; theils zur Warnung und Besserung Anderer, theils damit die Welt Sie nicht für gar zu vortrefflich hält. Dies wird übrigens nur zu Ihrem Nutzen gereichen, da es immer besser ist, wenn man etwas weniger gilt, als man ist, wie umgekehrt."

„O, Sie Gütigste!" rief ich entzückt und küßte der allerliebsten muthwilligen Frau die Hand, welche sie mir jetzt ohne Umstände ließ: „aber darf auch die Welt erfahren, wer mich durch Beschämung so wahrhaft gebessert hat?"

„Gebessert? Bilden Sie mir das nicht ein. Nur vorsichtiger habe ich Sie vielleicht gemacht. Indessen meinen Namen dürfen Sie doch nicht nennen; man könnte dann von mir sprechen, und Sie wissen, die Frauen, von denen man nicht spricht, sind" —

„Engel, wie Sie! Aber, bei den Sternen dort sei es geschworen, Ihren Namen will ich nicht nennen, und wenn man ihn mir auf der Tortur abfragen sollte."

Die Leser mögen nun rathen.

— — Das Kapitel schlösse hier allerliebst, wenn ich nicht der Ueberschrift zufolge nach Heidelberg müßte. Ich brachte noch den nächsten Tag in Frankfurt zu, wo ich mit meiner strengen Erzieherin alles besichtigte,

was das Inhaltsverzeichniß des Kapitels angiebt, ich aber nicht beschreiben will. — Auch die Kunstgespräche mit zweien der oben genannten Componisten erfährt der Leser nicht hier, sondern nirgends, als vielleicht beiläufig die Resultate derselben für mein Wissen in irgend einer Recension. Doch soll die Welt wissen, daß ich für gastliche, freundliche Aufnahme ein Wort des Dankes habe, das ich hiermit den Freunden herzlichst darbringe. Vielleicht fehlt es auch nicht an einer That, wenn sie einmal nach Berlin kommen. Indessen fahre ich nach Heidelberg, und zwar erst an dem Gasthofe zum Schwane vor, wo ich eine schwarzäugige junge Stuttgarterin mit ihrem Vater abhole, welche meine Reisegesellschaft bilden. Gewiß hätte ich mich, da der Vater Stunden lang schlief, auf eine Intrigue mit der Kleinen eingelassen; aber die Lehre, die ich empfangen, wirkte noch zu frisch. Wir erreichten daher Darmstadt ohne Abenteuer und verließen es eben so, wenn man das nicht für ein Ereigniß halten will, daß ich in der Traube eine verbrannte Cotelette frühstückte. Jetzt tauchten schon die blauen Höhen der Bergstraße in der Ferne empor; die Luft war mit Dünsten geschwängert, die Erde dampfte Nebel aus. Bald zogen sie sich über uns zusammen, und ein Gewitter stand schwarz am Himmel. Es donnerte dumpf, der Blitz schlängelte sich lichtblau durch das

graue Gewölk. Der Kleinen wurde bange; ich dachte an Mirabeau's Abenteuer, als er mit der jungen Frau eines Buchhändlers während eines Gewitters von einer Landpartie heimkehrte. Sollte die Elektricität, mit der die Luft gefüllt ist — doch man lese Mirabeau's Memoiren und stelle sich dann die Frage, die ich eben thun wollte, selber. Wir gelangten an den Fuß des Melibokus, als es schon regnete; sein Haupt lag in Nebelgewölk. Rasselnd fuhren wir durch Auerbach, wo ich vor zehn Jahren von Heidelberg aus so manchen frohen Tag zugebracht, hindurch; das Gewitter folgte uns noch rascher. Eben als wir zu Heppenheim im neuen Gasthofe ins Thor fuhren, erwischte es uns und prasselte in einem furchtbaren Hagelschauer und Regenströme herab. — Gemächlicher speist sich's nicht als bei einem Gewitter, selbst wenn man so schlecht essen sollte wie zu Heppenheim. Noch gemächlicher aber fährt sich's nach Tisch weiter, wenn der strömende Regen die Gluth des Mittags abgekühlt und uns von der drückenden Gewitterschwüle befreit hat. Die Bergstraße war wie neu geboren, Weinberge, Felder, Obstgärten, alles glänzte erfrischt, mit dem blinkenden Farbengeschmeide der Regentropfen festlich geschmückt. „Himmlisch! unbeschreiblich schön!" rief mein alter würtembergischer Herr und machte den Mund weit auf zum Gähnen

und die Augen zu zum Einschlafen. Es träumt sich oft schöner, als sich's wacht, und so will ich denn glauben, daß ihm der Traum noch reizendere Bilder gezeigt hat als mir mein wachendes Auge; aber es ist schwer. — Wenn der Leser sich etwa einbildet, hier eine Galerie von meisterhaften Ansichten der Bergstraße durch meine Feder radirt zu erhalten, so irrt er sich; ich überlasse es ihm selber, in diesem oder im nächsten Sommer die Fahrt zu machen und an jeder Wendung um die grünen prächtigen Vorgebirge, die in das Meer der Rheinebene hineinragen, laut auf zu jauchzen vor Entzückung, zumal auf der Höhe von Weinheim, wenn die alte Starkenburg hoch über seinem Haupte in die Wolken ragt, und zur Rechten die gesegneten Fruchtgefilde und Obstgärten bis an den silbernen Rhein und Neckar hin sich ausbreiten. Er jauchze, wie gesagt, auf seine eigene Kosten, doch will ich's ihm gönnen, daß er an den Anblick jedes alten Schlosses, so wie ich, eine junge Erinnerung aus der frischen Blüthezeit des Lebens knüpfen möge, wo ich in Heidelberg nicht studirte. — Wir haben Schrießheim längst hinter uns, Handschuchsheim (wo Dr. Luther in der Nacht vor dem Reichstage zu Worms sein Quartier nahm und welches Dorf im Jahre 1822 für 20,000 Gulden Kirschen nach Wien lieferte, damit die Reichen Steine und Stengel dort

hätten, den armen Teufeln ins Geſicht zu werfen und zu ſpucken), im Rücken, Neuenheim liegt uns vor der Naſe. Der Wagen raſſelt hinein, er biegt um die Ecke, und das Neckarthal mit dem alten Wunderbau des Heidelberger Schloſſes und Faſſes, mit ſeinen Waldhöhen und Felſen, ſeiner prächtigen Steinbrücke und wohlgebauten Stadt, ſammt den Studenten, die zum Commerz in die Roſe gehen, kurz, die ganze Herrlichkeit, das Eden ſo vieler ſtudirenden Jünglinge und reiſenden Engländer, liegt vor uns. Eine Univerſitätsſtadt verſpricht Abenteuer, denkt der Leſer, weiß aber noch nicht, wie ich denke; indeſſen erfährt er's vielleicht im nächſten Kapitel.

Siebentes hiſtoriſches Kapitel.

Erinnerungen aus der Burſchenzeit. — Spaziergänge nach alten Lieblingsplätzen. — Alte Liebſchaften. — Elend und Unglück. — Abreiſe nach Carlsruhe. — Politiſches.

Der Leſer muß wiſſen, daß ich die Abſicht habe, ihm in dieſer Reiſebeſchreibung auch meine Lebensbe-

schreibung, die ich als pikante Species in das ganze curiose Recept mit einrühren will, mit einiger Offenheit vorzutragen. Wenn Rousseau Bekenntnisse, Goethe Wahrheit und Dichtung, Jean Paul Wahrheit, aus seinem Leben der gelehrten und ungelehrten Welt zum Besten gab, so sehe ich wahrlich nicht ein, weshalb ich's nicht sollte? Will man's für Anmaßung halten, daß ich mich als Vierter zu diesem Triumvirat geselle, so vertheidige ich mich durch etliche Gleichnisse. Kann ich nicht, wie Mozart als Knabe, die zweite Geige im Quartett mitspielen wollen? Oder wird man mir nicht gestatten, der mort (nicht der Mohr, wie der gelehrte Dr. Nürnberger in seinen Novellen schreibt) in dieser Lhombrepartie zu sein? Schade, daß es außer mir nicht vier sind, sonst könnte ich mich eben so wahr als bescheiden das fünfte Rad an dem Triumphwagen der Literatur nennen. Wahrlich, mehr schade als man glaubt, denn hätte nicht Schiller der Vierte gewesen sein können? So aber ist's nur Rellstab, und Schiller's Leben haben nur Herr Döring und der alte Staatsrath Körner, der Vater des Dichters, geschrieben, aber nicht er selber. Indessen bin ich, ohne daß es der Leser merkte, in Heidelberg im Gasthofe zum Könige von Portugal abgestiegen und habe den kleinen Triumph meiner Schönheit und Lebenskräftigkeit genossen, daß der Wirth mich, obgleich ich in der Däm-

merung ankam, sofort wieder erkannte. — O, Ihr Freunde, die Ihr mit mir in der heitern Neckarstadt studirtet, Ihr allein werdet begreifen, wie meine Seele einem Schachbret glich, als ich einfuhr, d. h. wie sie eben so zwischen trüben und seligen Empfindungen wechselte, als jenes zwischen dunkeln und hellen Feldern. Als ich das Gasthaus zum Hecht, gleich rechts neben der Brücke, liegen sah, wie viel fröhliche Stunden tanzten da mit lächelndem Angesicht um mich her und riefen mir zu: „Ei, bist Du wieder da? Sei gegrüßt, Du siehst, wir sind Alle auch noch hier!" Ich breitete die Arme aus, um die wohlbekannten, lieben, lächelnden Gestalten ans Herz zu drücken, aber siehe, es waren Nebelgebilde, und meine Arme blieben leer. Als ich 100 Schritt weiter bei dem kleinen Hause vorüberfuhr, wo Bäcker Barth im Jahre 1822 den besten Most ausschenkte, mußte mir da nicht auf dem grauen Hintergrunde der Vergangenheit ein reizendes Bild entgegenschweben? Und soll ich's dem Leser hier abmalen, soll ich die schlanke Josephine, mit dem nußbraunen Haare, den blauen schelmischen Augen, frischen Lippen, leicht angehauchten Rosenwangen, dem schelmischen Lächen und dem ganzen jugendlichen Uebermuthe ihres heitern Wesens, gewissermaßen unter Glas und Rahmen hier vor der ganzen lesenden Welt aufhängen? Soll ich von den

Winterabenden berichten, wo ich ihr, wenn es draußen stürmte und schneite, die Mährchen aus tausend und einer Nacht erzählte (eine sehr lächerliche Scheherazade höre ich den Leser rufen), und den armen Sindbad in solche Gefahren und Bedrängnisse brachte, daß ich ihn oft selbst nicht mehr zu retten wußte, und deshalb die Erzählung in der Mitte abbrach, vorzüglich freilich, weil ich mich an Josephinchens allerliebstem Verdruß weiden wollte, daß ich sie in der Angst stecken ließ und Sindbad dazu? Nein dies spare ich mir auf für ein anderes Mal, wo ich mehr Muße habe, diese romantischen Blätter, die ich hier nur skizziren könnte, aufs sauberste auszuführen. — Es kümmert mich wenig, daß es viel mehr mich als den Leser interessirt, wenn ich jetzt in dem Gutmann'schen Kaffeehause (dies ist der König von Portugal) in allen Zimmern umherlaufe, um zu sehen, ob ich nicht ein altes bekanntes Kellner- oder Stubenmädchengesicht auffischen kann; es war aber nichts damit. — In der späten Abenddämmerung ging ich die Hauptstraße entlang und stand bald auf dem Paradeplatze. „Tempora mutantur et nos mutamur in illis.“ Der graue alte Thurm des Mittelthores war weggerissen; dagegen hatte ich graues Haar auf dem Schädel bekommen. Der Paradeplatz war heiterer und freier geebnet; wenn es nur mit meinem Lebensmuthe

auch so gewesen wäre! Im Hintergrunde war ein langes geschmackloses Gebäude emporgestiegen, und dies tröstete mich, denn in dem einen Stück muß ich glauben, ist es mit mir besser vorwärts gegangen; das Gebäude meines Geschmackes scheint mir nämlich seit den zehn Jahren fester ausgebaut. Doch verdroß mich das Ganze, denn so veränderlich der Mensch ist, bei alten Bekannten und alten Erinnerungen verlangt er, daß alles auf dem alten Fleck stehen bleiben soll. Mit welchen Empfindungen aber sah ich das Haus an der Ecke an, wo ich so viele glückliche Stunden genossen hatte! Ach, mit ganz andern als das des Schreinermeister Fischer schräg gegenüber, wo ich sogar gewohnt? Die lieben Freunde aus dem Eckhause waren freilich nur in ein anderes gezogen, viel zierlicher heimlicher, wohnlicher, mit einem allerliebsten stillen Gärtchen, und der Aussicht auf das Schloß und den Riesenstein; aber es wäre mir doch lieber gewesen, ich hätte sie noch in dem alten wohlbekannten, blaugrün tapezirten Zimmer aufsuchen können. Was wollte ich aber machen? Ich ging die Hauptstraße weiter hinunter, an dem Badenschen Hof vorbei, und stand nun mit klopfendem Herzen vor dem Häuschen. Werden sie Dich erkennen, werden die Herzen, da alles sich ändert, dieselben geblieben sein? Was sagst Du zur ersten Begrüßung? Lässest Du Dich unter Deinem

oder fremden Namen melden? — Aber ich unterhalte den Leser eben so vergeblich mit meinem Gedankenmonolog, als mich selber, denn, wie der Teufel mir immer ein Bein schlägt, gerade wenn ich mich einmal auf nichts vorbereitet habe, sondern mich so recht behaglich im Paradiese auf dem Rasen zu wälzen denke — es war Niemand zu Hause! Verdrießlich, daß mir der erste Abend in Heidelberg so fehlschlug, trabte ich brummend und muthlos, wie der junge Kater in der Fabel, der bis zum späten Abend vergeblich auf die Mäusejagd ausgegangen war, nach Hause zurück. Wer die Fabel kennt, weiß, daß Meister Hinz, als er eben so verdrießlich wie ich, und vielleicht noch hungriger, die Jagd aufgebend, wieder in seine Bodenluke kriechen wollte, unvermuthet im eigenen Nest ein Mäuslein fand und haschte, und so wieder Lebensluft gewann. Ich dachte wahrlich nicht, daß es mir eben so gehen sollte, als ich den Paradeplatz kreuzte, um meinen Aerger an der Betrachtung des geschmacklosen Museums auszulassen, das halb im Mond-, halb im Dämmerlicht, (die günstigste Zeit für die Koketterie der Architektur) vor mir stand, und doch nach nichts aussehen wollte. „Gute Nacht," hörte ich ein Silberstimmchen sagen, und „gute Nacht Katterle!" antwortete ein anderes, noch viel wohlklingenderes, das mir bekannt vorkam. Mit diesen Wor-

ten hatten ſich zwei plaudernde Mädchen getrennt, und die eine kam, ein Liedchen ſummend, gerade auf mich zu. Mond! ſilberner, prächtiger, einziger, allerliebſter Mond! Eine Hekatombe von Gedichten, ſchmachtenden, zärtlichen, naiven, luſtigen, rührenden, wohlklingenden, jauchzenden und jubilirenden opfere ich Dir für den Dienſt, den Du mir am 10. Auguſt 1832 Abends um halb neun Uhr (der Leſer kann die Angabe nach dem Kalender des Jahres 1832 verificiren) auf dem Paradeplatze zu Heidelberg leiſteteſt! — Der gute Geſell aller Liebenden leuchtete nämlich dem herankommenden Mädchen ſo hell ins Antlitz, daß ich über die Breite der 10 Jahre hinweg, die dazwiſchen lagen, Joſephinchens allerliebſtes Geſicht erkennen konnte! Jedem Leſer, der bei dieſer Stelle die Naſe rümpft und denkt: „Zehn Jahre älter geworden! da wird von der Schönheit nicht viel geblieben ſein!“ werfe ich hiermit meinen Handſchuh hin und behaupte, wie Don Quixotte von der reizenden Donna Dulcinea di Toboſo, daß Seppelchen (ſo kürzt man Joſephine in Heidelberg ab) noch immer das ſchlankeſte, graziöſeſte, allerliebſteſte Mädchen war, das jemals auf der Hirſchgaſſe oder in der Roſe zu Neuenheim getanzt hat. Ein freudiges Erſtaunen zuckte mir durch alle Glieder, als ich ſie im Mondſchein ſo munter an mir vorübergehen ſah. Ich ging ihr nach; ſie merkte es

und beschleunigte ihre Schritte. „Josephinchen!" rief ich, „wollen Sie noch so spät ins Bäcker-Barths?" (Der Leser muß vergeben, daß ich hier eine durchaus heidelbergische Construction anwende, die in Gebrauch und Casusregierung der Präpositionen, wie im Genus und in der Flexion freilich etwas abweichend ist von dem Adelungschen Allgemeinen Landrecht der deutschen Sprache.) Kaum hatte das Mädchen den Namen ihres ehemaligen Prinzipals, denn sie war Weinschenkin beim Herrn Barth gewesen, vernommen, als sie sich mit dem äußersten Erstaunen umdrehte. Denn freilich mußte ihr die Frage, die auf Verhältnisse anspielte, welche seit neun Jahren vorüber waren, sogleich einen alten Bekannten verrathen. Mit dem Ausdrucke der höchsten Verwunderung, der ihrem Gesichtchen noch eben so anmuthig stand, wie vormals, blickte sie mich forschend an und rief dann mit sichtlicher Freude: „Ist's möglich, sind Sie es? Ei, wie kommen denn Sie nach Heidelberg? Und haben Sie mich denn noch gekannt?" „Freilich, Josephinchen!" rief ich und ergriff ihre treuherzig dargebotene Hand, und mir war zu Muthe, als lösche das Schicksal plötzlich die 3, welche den Zehner in meiner Altershzahl bildet, und mache eine 2 daraus. Ja, man kann wirklich bisweilen jünger werden, und über die Kluft eines Decenniums auf Zauberflügeln in einem einzigen

Augenblick zurückeilen! So war mir's, als ich die Hand des allerliebsten Mädchens in der meinigen hielt. Der Leser ist unstreitig gespannt auf die Mondscheinsscene, oder das Nachtstück aus Romeo und Julie, welches ich ihm hier mit allen dichterischen Farben (wenn mir das Duftige des Sommerabends nur recht gelingt) ausmalen werde. Ich will aber des Teufels sein, wenn ich hier etwa beichte oder schändlich verrathe, was sich am Ende gar nicht ereignet hat; denn wo der Grenzstein zwischen Wahrheit und Dichtung in diesem historischen Kapitel steht, das soll die Welt von mir wenigstens nicht erfahren. Und auch von keinem Andern, weil ich dafür stehe, daß Josephinchen weder im Verhör vor dem Stadtdirector zu Heidelberg, noch vor einem Inquisitionsgericht, noch auf der Tortur, ja nicht einmal in ihrer letzten Beichte etwas von meinem Abenteuer verräth. So viel aber sage ich, und betheuere die Wahrheit bei allen Dichterheiligen, sie war in ihrem sieben und zwanzigsten Jahre, wenn auch nicht mehr so frisch und blühend als im siebzehnten, doch noch des Gedichtchens werth, das ich damals nur in Gedanken an sie machte, und das unter dem Titel „Ruhe und Kühlung" in meiner Gedichtsammlung steht.

Damit wäre der erste Abend in Heidelberg vorbei gewesen. In der Nacht hatte ich einen seltsamen

Traum, doch ich will ihn nicht erzählen, weil man damit den Vorbedeutungen schadet, und ich unter den Lesern doch nicht leicht einen Joseph, geschweige einen, der auch Träume deuten könnte, antreffen werde. Wie heiter lächelte mir der nächste Morgen entgegen, als der wohlbekannte Glockenschlag des nahen Kirchthurmes mich weckte, und gleich in der Frühe durch diese Mahnung des Ohrs an vergangene Jahre tausend holde Erinnerungen zugleich in mein Herz drangen. Da es noch ganz früh und einsam war, aber der schönste Morgen durch das dampfende Neckarthal zog, beschloß ich einen Spaziergang zu machen, um meine alten Lieblingsplätze aufzusuchen. In zwei Minuten stand ich schon auf der Straße. Noch regte sich nichts in der Stadt, nur von fern her hörte man das Rasseln und Klirren eines Frachtwagens und dazwischen den Peitschenschlag des Führers. Fast alle Gardinen waren noch herabgelassen, alle Jalousien geschlossen. Nur hier und da öffnete sich ein Fenster, aus dem ein vom warmen Schlaf noch frisch geröthetes Gesichtchen hervorguckte und mit müden Aeuglein nach der Sonne schaute, wie erschrocken fuhren die artigen Mädchen zurück, wenn ich ihnen, indem sich der kleine Mund naiv zum Gähnen verzog, ein: „Guten Morgen, mein schönes Kind!" zurief. Denn der Leser wird es mir nicht übel nehmen, daß ich mir in

der Universitätsstadt, so früh am Tage zumal, einige Studentenfreiheiten vindicirte. Die Häuser sahen im Ganzen noch ziemlich so aus wie sonst, nur daß einige weiß abgeputzt, bei andern die Jalousien mit frischem Frühlingsgrün angestrichen waren. Aber wo mochten alle die niedlichen Köpfchen sein, die sonst hinter der halbverschobenen Gardine saßen und schelmisch hindurch blickten, wenn die lustigen Bursche in einer Kavalcade, oder zu einem Comitat vorbeizogen. Ich blickte wohl nach manchem Fenster hinauf, wo sonst immer ein artiges Lockenköpfchen zu sitzen pflegte. Allein ich glaube, es wäre leer geblieben, wenn ich meinen Spaziergang auch nicht vor der fünften Stunde gemacht hätte. Jetzt stand ich an der kleinen Gasse, in die man einbiegen muß, um zum Schloß hinaufzugehen. Hier wohnte sonst Babettchen, das niedliche schwarzäugige und schwarzlockige Kind, welches gar zu gern Schlitten fuhr. Wie oft hatte ich sie hinter ihren Blumen sitzen sehen! Wahrhaftig, da langt ein weißer Arm heraus und rückt die Levkojenstöcke zurecht! — Sie war es wirklich; allein kaum hätte ich sie erkannt. Armes Kind, sind die Blüthen Deines Frühlings von einem rauhen Sturme abgeschüttelt worden, daß Du so bleich und traurig siehst? Wie früh ist der holde Glanz dieser Augen erloschen! Wie früh starben die Rosen dieser Wangen! Du kannst

kaum sechs und zwanzig Sommer zählen; es ist freilich nicht der Mai des Lebens, aber doch ein schöner Spät-Junius, wo noch manche Blume duftet, manche volle Rose schimmert, manche süße Frucht zu reifen beginnt. Ich grüßte im Vorübergehen; sie dankte noch eben so graziös wie vormals, nur das anmuthige Lächeln, welches sonst wie ein Sonnenblick über Wangen und Lippen flog, glich jetzt blos einem trüben Schimmer, der durch graues Gewölk bricht. Plötzlich entdeckte ich ein Staunen in ihren Gesichtszügen, ich mußte ihr auffallen, sie mußte mich erkennen; da blieb ich stehen und fragte: „Kennen Sie mich noch, liebes Babettchen?" „Ei ja freilich," rief sie nach einigem Besinnen, und eine schnelle Röthe der Ueberraschung hauchte die bleiche, vergrämte Wange an; zugleich traten ihr, als werde sie von der Macht der Erinnerungen an die schönen Maientage ihres Lebens überwältigt, die Thränen unaufhaltsam ins Auge, „das waren damals recht glückliche Zeiten!" entgegnete ich; „Aber Sie sehen nicht mehr so froh wie sonst aus, haben Sie Kummer?" Da mußte das ganze Gewicht ihrer Schmerzen auf die Arme einstürzen. „Ach!" seufzte sie auf, und ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen hervor. Sie verhüllte sich das Angesicht uud wandte sich rasch ab; ich aber ging trübe bewegt den Pfad zum Schlosse hinauf.

Das alte majestätische Gebäude blickte mich ernst und würdig an, wie vormals; nicht durch die dunkeln, dumpfen Kellerwölbungen kroch ich hinein, sondern wählte den weiteren Weg durch die hohen grünen Laubgänge. Bald stand ich in den tiefen Gräben, wo der Born sprudelt und von beiden Seiten die Mauern sich mit uraltem Epheu melancholisch verhüllen. Die Thürme ragten einsam schweigend empor, die Dornenbüsche wucherten noch wie sonst in den Mauerspalten, und ein schwarzgrünes Gestrüpp hing weit herüber. Selbst die Vögel schlummerten noch in dieser grünen Waldesnacht, und man vernahm nichts als das leise eintönige Murmeln des Springquells. Hier schien die Zeit um keinen Schritt gerückt zu sein; nichts war geändert, noch gealtert, nur drunten im Thal waren Jugend und Rosen verblüht. Jetzt stand ich vor den mächtigen Trümmern des gesprengten Thurmes, dessen Hälfte wie die Granitblöcke einer chaotischen Urzeit hinabgerollt war in die dunkle Tiefe. Hoch wucherten Dornengesträuch, wilde Blumen und weiches Moos über dem Gestein, ringsumher eine tiefe grüne Wildniß. Ich ging ernst hindurch; denn wen bewegte nicht ein Rückblick auf den Strom seines Lebens, wenn er die mannigfaltigen vergeblichen Krümmungen um zehn Jahre gegen den Quell hinauf mit einem Blick überschaut! Ach!

warum scheinen uns denn die Ufer, an welchem die flüchtige Lebenswelle nun für ewig vorüber ist, immer schöner, als die, an denen sie sich eben kämpfend bricht? Hatten wir denn damals nicht trübe Stunden und Nächte, wogte die Brust nicht noch bewegter in Unmuth, Schmerzen und Glück? War denn jemals die Sehnsucht gestillt, das heiße, brennende Verlangen befriedigt? Und blühen nicht heute Rosen wie damals auf unserm Pfad? Und wölbt sich der Himmel nicht blau über uns? — Aber nur die helleren Farben und Sterne der Freude glänzen dem Menschen in weiter Ferne nach, nur die Höhen, die sonnigen Gipfel des Ufers erblickt das Auge noch, wenn es sich von der stürmischen See des Lebens zurückwendet! Die dunkeln Thäler, die kalten, schaurigen Klüfte verhüllen sich dem Blick hinter dem duftigen Schleier des Aethers! — — — —

Es war hohe Zeit, daß ich einmal aus dem Fenster sah und frische Vor-Frühlingsluft schnappte (nämlich hier in Berlin, in meiner Stube), sonst wäre ich unvermerkt auf Yorik's Reiseroute gerathen; allein die laue, milde Luft eines thauenden Februartages (denn der Leser muß wissen, daß ich erst am 11ten Februar hier sauber ausgearbeitet niederschreibe, was ich am 11ten August zu Heidelberg empfand, damit mir's selbst, und so auch ihm,

durch den Zauberſpiegel einer halbjährigen Erinnerung reizender erſcheine), wo der Frühling mir, wie dem ſeligen und beſeligenden Jean Paul Friedrich Richter, ſchon in allen Gliedern vorſpukt, hat mich ſo erfriſchend angeweht, daß heute wenig Vernünftiges mehr aus mir heraus zu bringen ſein wird. Ich meine damit Ernſthaftes, und doch erlebte ich den ganzen 11ten Auguſt hindurch nur die allerernſthafteſten Dinge, und in alle Harmonieen, die mein Ohr berührten, klang der früh angegebene wehmüthige Ton der armen kleinen Babette, wie ein durchgehaltener Orgelpunkt in der Mittelſtimme, mit ein. Ich will es alſo dem Leſer, der im Park zu Heidelberg Beſcheid weiß, nur ganz in der Kürze ſagen, daß ich kreuz und quer darin herumſchoß nach lieben Erinnerungen, wie eine Schwalbe nach Mücken über dem Waſſer. Ich lief nach der Terraſſe mit der Wunderausſicht über Schloß, Stadt, Brücke, Strom, Thal, Ebene und fernes Gebirg. (Die berüchtigte Hambach ſieht man auch; damit doch auch etwas für geſcheute politiſche Leſer in die Faſeleien dieſes Reiſetagebuchs eingeſtreut werde.) Freilich war alles ſo ſchön wie damals, aber das Spiegelglas meiner Seele muß blinder geweſen ſein, weil es die Bilder nicht mehr ſo rein aufnahm. Ich verſuchte es daher mit dem Stückgarten, und kam auf dem Wege dahin an manchem lieben Plätzchen, man-

cher heimlich stillen Bank vorbei. Gut, daß sie so verschwiegen sind, wie sie liegen, sie würden sonst manches Abenteuer auszuplaudern haben. Einen ganzen Weihnachtsbaum voller Erinnerungen erntete ich auf diesem Wege ein; wenn ich aber sagen sollte, daß mir die beiden steinernen Ritter im Epheu, die an dem Thurme Schildwach stehen, anders vorgekommen wären, als zwei langweilige griesgrämige Graubärte, so müßte ich es geradeweg lügen, was ich doch in dieser Reisebeschreibung nur in einem gewissen Maße thun will. Zuletzt ging ich daher nach der Schloßkneipe und trank, denn ein Augustmorgen macht durstig, einen Schoppen kühlen Weins mit frischem Mineralbrunnen gemischt, der an Ort und Stelle hell aus dem Felsen springt. Aber es war kein Josephinchen da, um mir den Becher zu credenzen, und somit schmeckte er nicht halb so gut als der Most beim Bäcker Barth. Selbst Goethe's Wort im Divan

Am sichersten magst Du vom Rebstock sagen
Er werde Dir etwas Gutes tragen.

wurde also zur halben Lüge, was freilich am Rhein überhaupt nichts Seltenes ist. Ungeduldig sprang ich auf und rief: Aber zum Teufel, wer hat Dich denn geheißen nach Heidelberg zu reisen, um in der Erin-

nerung zu ſchwelgen. Giebt etwa die Gegenwart nicht genug hier wie überall? Somit machte ich mich rüſtig auf, ſtieg den Berg höher hinan, bis zu dem Gipfel, wo das alte Schloß geſtanden hat, der Jettenbühel genannt, wandte mich dann links in die Klinge hinein, umging das ganze tiefe Waldthal bis zum Rieſenſtein, wobei ich meinen alten geliebten Paradeplatz und den Gaſthof zum Karlsberg, freilich aber auch das mir in Grund der Seele verhaßte Muſeum beſtändig zur Seite hatte. Unterm Rieſenſtein ſetzte ich mich nieder und ſchaute auf den Pariſer Weg hinab, wo ich gerade in das Gärtchen hinunterblicken konnte, das zu meinem lieben vertrauten Häuschen gehört. Ich ſah eine weiße, ſchlanke, hohe Geſtalt zwiſchen den Büſchen ſchimmern, die ſich bald nach den Blumen hinunter bückte, bald zu den fruchtbeladenen Bäumen hinauflangte. Jetzt hielt ich's nicht mehr länger aus; zwar war es noch früh am Tage, doch ich hatte ja auch nur einen Tag für mich. Schnell ſchoß ich daher den Berg hinab, durch die Sattler-Müllerei hindurch und ſtand nach wenigen Minuten vor der Pforte des Hauſes. Diesmal wurde ſie mir aufgethan; man bot mir das freundlichſte Willkommen, und hier fand ich Alles, Alles unverändert. Doch das ſind meine eigenen Angelegenheiten, die die

Leſer dieſer Reiſebeſchreibung nichts angehen, und wovon ſie auch kein Sterbenswörtchen erfahren ſollen.

Indeſſen kann ich nicht umhin, einige allgemeine Dinge zu notificiren. Man erkundigt ſich doch unter alten Freunden nach dem Schickſale der Univerſitätsgenoſſen, ſo wie aller Derjenigen, mit denen man in Verbindung geſtanden hat; namentlich fragte ich nach jedem hübſchen Mädchen, mit dem ich einmal im Cotillon getanzt hatte, oder auf dem Schloſſe beim Spaziergange zuſammengetroffen war. Aber ach! wie viel trübſelige Antworten mußte ich hören! Damals hatten ſich ſo manche innige Verhältniſſe gebildet, es ließ ſo hübſch, wenn Jugend und Schönheit, Friſche, Offenheit, Hoffnung und Lebensluſt die lieblichen Paare verbanden! Daß aber auch nur eines geweſen wäre, dem die rauhe Wirklichkeit nicht alle Lebensfrüchte abgeſtreift hatte, ſo reich der Blüthenflor der Hoffnung in jenen Tagen des Morgenroths prangte! Mädchen, die ihr in Univerſitätsſtädten lebt, laßt Euch mit keinem Studenten ein! Von allen Brautpaaren, die ich gekannt, war nur eines an den Altar getreten, und das erſt, nachdem einer Andern die Treue und das Herz gebrochen war. Und was war das Loos dieſer einen, Glücklichen? Sie umarmte einen entnervten, durch zügelloſes Leben vergifteten Jüngling (ich hatte ihn noch friſch, ſchlank und ſtolz wie eine junge Eiche

gekannt). Sie umarmte ihn, aber nur, um ihn in ihren Armen langsam dahin sterben, elend verwesen zu sehen. Und nicht einmal Thränen kann man ihr widmen, denn sie ereilte nur eine furchtbare Nemesis für den Verrath treuester weiblicher Freundschaft. — Bei den andern Liebespaaren waren zumeist im ersten Semester nach dem Abgange von der Universität die schönen Blumenfesseln durch ein strenges elterliches Wort, oder durch den mächtigeren Zug einer neuen Geliebten, oder endlich am gemeinsten und allgemeinsten durch ein kaltes Vergessen, durch ein unentschuldigtes Verstummen aufgelöst worden. Die Briefe der zärtlichen Braut wurden zuerst flüchtig, bald gar nicht mehr beantwortet; als verstünde sich's von selbst so, gab man sich nicht einmal die Mühe, das Jawort zurückzugeben, den Bund zu lösen. O! ihr schönen Mädchen in Bonn, wie vielen schönen Augen in Heidelberg habt Ihr Thränen gekostet! (Aber umgekehrt ist es nicht besser ergangen.) — Und die Thränen der hübschen Babett! Waren sie denn etwas anderes, als die über einen Treulosen, der fünf Jahre lang ihr banges Herz mit Hoffnung und Sehnsucht genährt hatte, dann plötzlich schwieg, drei oder vier ihrer zärtlichsten gekritzelten Briefchen ganz unbeantwortet ließ und endlich im verflossenen Mai, nachdem die Arme einen ganzen Winter die Eishölle Dante's

empfunden, im Frühjahr ihr den Todesstoß gab, indem er am 11ten Mai vor ihrem Fenster vorüberging, um mit seiner jungen Frau das Schloß zu besichtigen! So geht's, ihr Mädchen! Hütet Euch vor den Studenten, ja vor den Männern überhaupt, denn, außer dem, der Euch diesen weisen, uneigennützigen Rath ertheilt, taugen sie alle zusammen nichts.

Das Posthorn ertönt. Frische Morgenlüfte wehen, ich springe in den Wagen und fahre nach Schwetzingen, um dort die Schnellpost von Mannheim nach Karlsruhe im Fluge zu treffen. Dies gelingt mir außerordentlich, denn ich erhalte einen Platz in der Beichaise, den ich nur mit einem einzigen Begleiter theile. In Süddeutschland, zumal in Baden, und vollends im Angesichte der noch im frischesten Andenken stehenden Hambach, können sich zwei Männer nicht wohl auf einer Station die Ellenbogen aneinanderstoßen, ohne Feuerfunken der Politik durch diese Reibung heraus zu schlagen. So ging es mit uns Beiden. Nach den ersten zwei Minuten standen wir so schlagfertig gegeneinander wie zwei Pariser Journalisten. Da aber die gelehrte Welt dergleichen Debatten tausend Mal und ungleich gründlicher in den Zeitungen gelesen hat, so verschone ich sie hier damit, und erkläre nur, daß ich vom juste milieu Périer, mein Begleiter aber von den stärksten Ultras der Bewegung war. Im Ue-

brigen erfährt man nichts von unſern Disputationen, ſondern in dem Augenblick, wo der Wagen im Poſthauſe zu Karlsruhe ſtill hält, halte ich auch an dem

Achten hiſtoriſchen Kapitel.

Karlsruhe. — Beſteigung des Schloßthurmes. — Abfahrt nach Baden-Baden. — Schauſpielerin. — Bekanntſchaften an der Rouletbank. — Der Spielſaal. — Ludwig Robert.

In Betreff deſſen, was ich in Karlsruhe an Kunſtgenuß aus dem halben Don Carlos geſchöpft habe, verweiſe ich die Leſer auf die Kunſtkapitel, die ich vielleicht in künftigen Jahren dieſer empfindſamen Reiſebeſchreibung anhängen werde. Allein ich erlebte gar mancherlei andere Abenteuer, die ich hiermit der leſenden Welt erzählen will. Beim ſchönſten Nachmittagsſonnenſchein, wo die Leute das Gefängniß des Theaters zu meinem Grauſen beinahe erſtürmten, ging ich in dem friſchen grünen Parke ſpazieren. Wie gern vertiefte ich mich in dieſen hohen Laubgängen, in dieſen gewundenen Pfaden, welche ſich zwiſchen Jasmin, Roſen und Flieder hindurchſchlängeln, und wo jedes Gebüſch ein heimliches Liebes-

plätzchen bildet, reizend genug, daß sogar Rinald und Armide daselbst ruhen könnten! Zufällig fiel mein Blick auf den im röthlichen Schimmer der Abendsonne glühenden Schloßthurm. Oben sah ich Gestalten auf der Galerie; die weißen Sommerkleider einiger Damen flatterten im Zuge der Luft. Nichts ist einladender als ein solches schimmerndes Gewand, welches eine anmuthige Gestalt umschließt; ich pflege darauf zuzuschießen wie der Habicht auf eine weiße flatternde Taube, wenn die Leser mir dieses freilich sehr flügellahme Gleichniß gestatten wollen. So auch diesmal; weg war der Zauberreiz der fesselnden Einsamkeit des Gartens; es drängte mich, von den Zinnen des Thurmes herab den Blick über die weite Landschaft nach dem Gebirge am Horizonte hinschweifen zu lassen. Die schönen Treppen hinansteigend, gelangte ich durch einige Säle des Schlosses bald an die gewundenen Stufen, welche in die Rotunde des Thurmes hineinführen. Jedes Mal, wenn ich auf einen solchen Thurm steige, nehme ich mir vor, die Stufen zu zählen, um wißbegierigen Lesern, die auf etwas Reelles bei meiner Reisebeschreibung hoffen, damit aufwarten zu können. Aber der Teufel hat allemal sein Spiel, denn entweder denke ich erst daran, wenn ich schon ein Dutzend Menschenlängen hinaufgeklettert bin, oder ich verzähle mich (beim Münster that ich's gar um ein ganzes

Hundert), oder ich falle auf halber Höhe auf die Naſe (es ging mir ſo zu Wien, als ich den Stephan beſtieg) und vergeſſe darüber vor Schreck, wo ich ſtehen geblieben bin. Endlich komme ich auch bisweilen glücklich hinauf und habe richtig gezählt; da murmle ich vor mich hin: 266, oder 180, kurz, die reſpective Zahl, an die ich mich heran numerirt, und denke dabei, das willſt Du Dir merken! Aber noch jedes Mal hatte ich's vergeſſen, als ich erſt die Hälfte der Treppe wieder hinunter war, wo es freilich zu ſpät ſchien, das Zählen von vorn anzufangen. So kann ich denn leider auch nicht mit der gelehrten Notiz hier vor dem Publikum glänzen, wie viele Stufen man zu klettern hat, ehe man auf den Punkt kommt, wo ich eben mit meiner Reiſebeſchreibung ſtehe. Aber wahrlich, ich hätte es auch dies Mal zuverläſſig vergeſſen vor freudigem Erſtaunen; denn als ich aus dem heißen Treibhauſe der Glasrotunde auf die umlaufende Galerie trat; hätte ich nur meine Arme öffnen dürfen, um die Dame ans Herz zu drücken, die mich in Frankfurt ſo wirkſam in die Lehre genommen hatte. Wer war angenehmer überraſcht als ich, als ich ihr anmuthiges Willkommen vernahm. „Nicht wahr, dies iſt ein reizender Punkt?“ fragte ſie mit wohllautender Stimme; „der reizendſte der Erde in dieſem Augenblick!“ erwiederte ich feurig und küßte ihr die

Hand. Sie schien meine Schmeichelei, oder besser meine wahrhafte Huldigung nicht bemerken zu wollen, denn sie erwiederte mir: „Sie haben recht, Wetter, Himmel, Beleuchtung, nichts kann günstiger sein.“ Indessen waren die andern Damen und der Gemahl meiner strengen Lehrerin näher getreten; wir begrüßten einander und waren bald von den gegenseitigen Erlebnissen, seit wir uns in Frankfurt getrennt hatten, unterrichtet. Nach und nach gewann ich auch Muße, das berühmte Panorama der Fächerstadt zu überschauen. Es scheint mir nothwendig, den Lesern zu erzählen, weil sie es seit der Zeit, wo sie die Zähne wechselten, vergessen haben mögen, daß Karlsruhe in der Form eines Spinnengewebes gebaut ist, in dessen Mitte eben der Thurm steht, auf dem ich jetzt stehe, so daß man die Radien, welche westlich die Hauptstraßen der Stadt, östlich die Hauptalleen des Parks bilden, alle zugleich überschauen kann. Leser, die in Berlin auf dem Rundtheil gestanden haben, ehe es umgepflastert war, haben den klarsten Begriff von der Wirkung eines solchen Anblicks; man wird ein wenig schwindlig. Aber über die belebte mit Pappelalleen freundlich durchwirkte Stadt, und über die stille Ruhe des dunkeln duftenden Parks hinaus liegt die Landschaft, durch die Purpurnebel der Abendsonne mit Feldern, Auen und Strom hindurchschim-

mernd, und ringsum ſteigen die blauen Ketten des Schwarzwaldes und der Vogeſen auf. Aus der maleriſchen duftigen Ferne kehrt das Auge mit einem heimiſchen Gefühl auf die nächſten Gegenſtände zu unſern Füßen zurück, nämlich auf den in regelmäßige bunte Felder getheilten Teppich von Raſen- und Blumenſtücken, mit zierlichen Kieslinien durchſchnitten, auf den das Schloß geſtellt iſt. — Wie überall auf ſchönen Punkten der Erde, liegen auch hier ſchmierige Stammbücher aus, wo die Reiſenden ihre Namen und Empfindungen zu Protokoll geben. Die Brockenbücher ſind gedruckt worden, die Koppenbücher werden in der Bibliothek zu Hirſchberg, die vom Rigi-Culm in Luzern aufbewahrt. Ich ſehe nicht ein, warum meine Reiſebeſchreibung nicht das Depoſitorium wenigſtens eines Auszuges aus denen des Karlsruher Schloßthurmes werden ſollte, den ich jedoch auf folgende fünf Zeilen beſchränke:

Eine Franzöſin hatte eingeſchrieben:

„Marie Louiſon N.... kommt von Straßburg, wo ſie die Ehre gehabt hat, von dem Herrn Präfekten für Madame, die Frau Herzogin von Berry gehalten zu werden, und deshalb einige Tage im Gefängniß zuzubringen.“

Wenn dies nicht eine ſchöne paſſende, ganz die Empfindungen, die man an ſolchen Punkten haben muß,

ausdrückende Stelle ist, so verstehe ich mich wenig mehr auf wahres Gefühl.

Aber der Himmel weiß, wie ich nach Amsterdam gelangen soll, wenn ich überall so lange still stehe, als auf dem Schloßthurme zu Karlsruhe. Ich schieße daher blitzschnell hinab ins Theater, von da zum Abendessen, und hiernächst in den Zähringer Hof hinein, wo ich meinen Reisegefährten, den Ultra, und eine Menge Badenscher Offiziere beim Glase Wein fröhlich beisammen treffe. Wir setzen uns, trinken und plaudern noch eine Weile, ich lasse mir meine Reiseroute durch den Schwarzwald rectificiren, gelange endlich ins Bett und andern Morgens in den Reisewagen, um nach Baden hinauszufahren. Ein Buch so dick wie das corpus juris könnte ich von allen den Verdrießlichkeiten schreiben, die ich mit Warten, Herumfahren von einem Gasthofe zum andern, Aufpacken von unendlicher Frauenzimmerbagage, und endlich besagter Frauenzimmer selber, hatte. Doch post nubila Phoebus, nachdem ich eine Französin, ihren Schlingel von Jungen, 16 Jahre alt, den ich auf den Bock hinaus jagte, und eine alte Dame aufgenommen, die nur bis Rastadt wollte, hielten wir noch vor einem kleinen Gasthäuschen in der Vorstadt, wo der Kutscher seinen letzten Passagier einladen wollte. Als ich hörte, daß es ein Frauenzimmer mit ihrem Kinde sei, und

als ich den Reisecoffer herausschleppen sah, der aufs Haar jenen hölzernen Laden der Berliner Dienstmädchen glich, worin sie ihre sämmtliche Habe mitschleppen, wenn sie die Herrschaft wechseln, wäre ich fast vor Aerger und Ungeduld aus dem Wagen gesprungen. Indessen es kam anders. Plötzlich erschien in der Thür des Gasthofes eine schlanke feine Gestalt in einfach bescheidener Reisekleidung; ein italienischer Strohhut bedeckte das Antlitz; an der Hand hielt sie ein kleines Mädchen von 3—4 Jahren. Ein wenig verlegen und mit jener demüthigen Haltung, die uns Armuth und Unglück geben, näherte sie sich dem Wagen, wo nur noch der schlechteste Platz unbesetzt und für das kleine Mädchen kaum die Möglichkeit, Raum zu finden, war. Als sie mit sanfter Stimme einen guten Morgen gewünscht hatte und nun in den Schlag hineinsah, wurde ich erst ihre Züge gewahr. Sie hatten etwas ungemein Ansprechendes; feine Formen, ein braunes, sanftes Auge, einen selten schönen Schnitt der Stirne und Nase, lieblichen Mund, perlenartige Zähne. Nur ein ganz leiser Anhauch von Roth färbte die Wange, ein gewisser schmerzlicher Zug um die Lippen, die Demuth in dem schönen Auge, das Wohlklingen der Sprache, mehr noch aber die Ueberzeugung, daß man es mit einer Mutter zu thun habe, verliehen der ganzen Erscheinung sogleich ein tiefes Interesse.

Ich bot ihr meinen Platz an, obgleich ich auf Reisen mit einer solchen Höflichkeit sparsam bin, weil sie zu Zeiten drei Tage und drei Nächte ununterbrochen fortdauern soll; sie dankte aber so bestimmt, zugleich so freundlich und bescheiden, daß selbst mein ernstliches Zureden unwirksam blieb. Nur bat sie um Entschuldigung wegen des Kindes, das sie zwar auf den Schooß nehmen wolle, von dem sie aber doch fürchte, es werde uns lästig fallen. Statt der Antwort hob ich die Kleine, die mich freundlich ansah, in den Wagen hinauf, setzte sie auf meinen Schooß und schäkerte mit ihr; die Mutter stieg ein, wir fuhren ab. Es war schon heiß geworden, denn das lange Warten und Stillhalten vor so vielen Thüren hatte uns um die Zeit der Morgenfrische gebracht; daher saßen wir allerdings nicht ganz bequem in unserm Wagen, doch ärgerte mich das mürrische, ungeschickte Wesen der alten Dame, die mit dem übelsten Humor von der Welt die Fremde mit ihrem Kinde einsteigen sah; absichtlich beschloß ich daher, dieselbe in Schutz zu nehmen und sie in die Rechte, die dem Unglück und der Schönheit zugleich gebühren, einzusetzen. Die Französin war weder höflich noch grob, sondern nur gleichgültig; sie war überhaupt ein Mann, nämlich ein Commis voyageur, der mit einem großen Ballen Waaren nach Baden ging, um dort Geschäfte zu ma-

chen. In wenigen Minuten ergab es ſich, daß die alte Dame kein Wort Franzöſiſch, die junge nur ſehr wenig ſprach und verſtand. Die Franzöſin dagegen kein Wort deutſch. Ein Zufall entdeckte mir jedoch, daß meine junge intereſſante Schöne Engliſch verſtehe. Dieſe Anomalie der Bildung mußte mir auffallen, und ich erlaubte mir, da ich bereits das Vertrauen der jungen Frau gewonnen hatte, nach der Urſache zu fragen, weshalb ſie dem Engliſchen den Vorzug gegeben habe. „Es hat mich viel gekoſtet, Engliſch zu lernen," erwiederte ſie mit einem Seufzer, und wandte die Augen auf das Kind, welches ſie auf dem Schooße hielt, und es jetzt zärtlicher an ſich drückte. Dieſe Wendung machte mich geſpannt, doch wagte ich's nicht, ſo unmittelbar nach dem Zuſammenhange zu forſchen; die Fremde ſetzte indeſſen ſelbſt nach einigen Augenblicken des Schweigens hinzu: „Ich war einige Zeit in England." Ich gab dem Geſpräch eine allgemeinere Richtung, glänzte hier und da mit einem Wort Franzöſiſch, wofür der Commis ſehr dankbar war, die alte Dame aber nichts weniger als das, ſchäkerte mit dem Kinde, redete einige vorübergehende Landleute an und erzählte endlich, daß ich geſtern den halben Don Carlos geſehen. Meine Fremde war auch im Schauſpiel geweſen und machte einige Bemerkungen darüber, die mich faſt zu der Vermuthung führten,

sie sei selbst Schauspielerin. Doch widersprach ihr ganzes Aeußere, dieser Ausdruck weiblicher Bescheidenheit und Demuth, diese feine Zurückhaltung, selbst der gedämpfte Sprachton dem gewöhnlichen Wesen der Theaterheldinnen so durchaus, daß ich die Frage darnach nicht wagte. Doch sie schien mich errathen zu haben und äußerte mit einer Art von peinlichem Gefühl, als ob das Geständniß ihr große Ueberwindung koste. „Ich selbst bin Schauspielerin und gehe jetzt nach Baden, wo ich engagirt bin." Wer gewohnt ist, wie ich, mit Sängerinnen und Schauspielerinnen zu verkehren, die es nicht selten den Prinzessinnen an Uebermuth, Eitelkeit und Verletzbarkeit zuvorthun, der muß freilich sehr überrascht sein, wenn er eine Künstlerin, die sich schön nennen dürfte, obwohl sie nicht mehr in der ersten Blüthe der Jugend stand, so bescheiden, ja mehr als das, so demüthig sieht. Jetzt wurde ich in der That neugierig auf die Schicksale, welche dieses zarte, schöne Wesen hart genug getroffen haben mußten. Ich benutzte den ersten Augenblick, wo der Wagen hielt, weil die Pferde ein déjeûner à la fourchette einnehmen sollten, um ihr einen Spaziergang, die Chaussée hinab, vorzuschlagen, auf dem uns der Wagen nachkommend einholen sollte; sie nahm es an, wir gingen.

Jetzt, meine vortrefflichen Leserinnen dieser Reise-

beſchreibung, wünſchte ich, ich wäre der Mann, welcher den man of feeling geſchrieben hat, nämlich der berühmte Mac-Enzie, ſo würde es mir ſehr leicht werden, Euer weiches Herz im tiefſten zu rühren und Euren ſchönen Augen aufrichtige Thränen zu entlocken. Leider aber bin ich erſtlich nicht dieſer treffliche Schotte, und wenn ich's wäre, ſo müßte ich doch ſchweigen, weil ich nur die Wahrheit zu berichten hätte. Wollt Ihr mir aber zumuthen, daß ich das Vertrauen eines edlen Weſens, welches ſich ſo leicht findet, wo es ſich mit Achtung und ſein Unglück mit Theilnahme behandelt ſieht, mißbrauchen ſoll? Gewiß nicht; Ihr bringt mir gern dies kleine Opfer Eurer Neugierde. Aber ſchon ſehe ich Euch lächeln und, wie noch an demſelben Tage eine Dame in Baden that, meine Leichtgläubigkeit verſpotten, die in einer Schauſpielerin, welche mir in den erſten zwei Stunden ihre Lebensgeſchichte, und damit zugleich die Geſchichte ihrer Fehltritte oder vielmehr Irrthümer anvertraut, ein unglückliches Opfer männlicher Liebloſigkeit und Unwürdigkeit, und nicht vielmehr eine gewandte Kokette erblickt, die meine ſchwache Seite ausgeſpürt hat und mich auf dem ſentimentalen Wege in den Hinterhalt locken will. Liebe Schönen! Wahrlich, Ihr habt es (leider!) mit keinem Jüngling von zwanzig Jahren mehr zu thun; der in einer Schau-

spielerin, welche die Thekla spielt, auch eine wirkliche Thekla zu sehen meint; leider mit keinem, der jede Weiberthräne für einen ächten Diamant hält, oder jedes reizende Lächeln für den Ausdruck der holdesten Unschuld nimmt. Nein, Ihr Schönen! Wer seit 13 Jahren mit allen sogar berühmtesten Künstlerinnen in der feinen Koketterie zu thun gehabt, wer nur zu oft hinter den Coulissen ihres Theaters gestanden hat, und, es sei gestanden, nicht selten selber die Drähte der Maschinerie ein wenig boshaft mitregierte, und sich häufig nur zu seiner Uebung, damit er in Romanen die Intriguen feiner anlegte, und die weiblichen Charaktere geschickter ausführte, selbst in gefährliche Kämpfe mit listigen, liebreizenden Armiden einließ, ein solcher darf sagen: Haud inexpertus loquor! Aber es giebt eben einen Punkt, den die feinste Koketterie nie erreicht, eine scharfe, bestimmte Grenzlinie der Wahrheit, die freilich nahe neben der falschen des Scheins hinläuft, so daß man sie nur durch Erfahrung und Uebung unterscheiden lernt; diese aber, wenn man sie erst kennt, wenn man sie einmal mit der unechten vergliechen, läßt sich eben so wenig verwechseln oder nachahmen, wie der Diamant oder das reine Gold. Man kann in tausend Fällen zweifelhaft sein, bisweilen aber darf man mit voller Zuversicht ausrufen: Hier ist fester Ankergrund. Kurz und gut, ich erkläre mich hiermit

zum Ritter meiner ſchönen braunlockigen Begleiterin mit den ſanften Augen, und wenn ſie, wie ich nicht zweifle, dieſe Blätter lieſt und ſich noch erinnert, daß ſie mit einem dicken Mann, den Schnurrbart und Brille ſchmückten, am 13. Auguſt 1832 von Karlsruhe nach Baden gefahren iſt, ſo kann ſie jetzt wiſſen, mit welchem unheimlichen, von allen ihren Kolleginnen gehaßten und gefürchteten Reiſegefährten ſie es zu thun gehabt hat. Sie empfange hiermit nochmals herzlichen Gruß und Wunſch für ihr gutes Geſchick.

Länger aber kann ich mich bei ihr und dieſer Epiſode nicht aufhalten, ſondern muß in dem Gaſthofe zur Sonne abſteigen, in die elegantesten Kleider fahren, mich waſchen, kämmen, bürſten, ſtriegeln und ſchön wie Leander, als er aus den Wellen ſtieg, auf die Promenade laufen, nachdem ich jedoch zuvor ein herzlich ſchlechtes Diner eingenommen hatte. — Wer würde es meiner Feder nicht zutrauen, daß ſie die reizendſte Beſchreibung von Baden und ſeinen Umgebungen liefern könnte? Aber eben weil man mir's zutraut, habe ich nicht nöthig, es zu beweiſen, und ſchildere daher lieber meine Abenteuer im Spielſaal. Ich trat an die Roulettebank und ſah dem Spiel zu. Ein Herr vor mir ſetzte eben ſeinen letzten Kronenthaler; die Kugel lief, aber ſie fiel ungünſtig. „Deſto beſſer!“ ſprach der junge Mann zu ſeinem Nachbar,

„so können wir gleich fort.“ Die Sprache kam mir bekannt vor, der Herr drehte sich um, es war der Dr. F. aus Berlin, oder vielmehr aus Breslau sollte ich sagen, obwohl ich ihn in Berlin kennen gelernt.

O quot amplexus! könnte ich mit Horaz rufen, wenn ich meine batavische mit seiner brundisischen Reise vergleichen wollte, wobei Dr. F. als Virgil auch nicht schlecht wegkäme. Das Wahre an der Sache ist, daß wir uns freundlichst, wiewohl nicht eben zärtlichst begrüßten und ich ihn nach Neuigkeiten fragte. Leider hatte er mir nur traurige zu geben, nämlich die näheren von dem Tode des Dichters Ludwig Robert. Diesen kannte ich jedoch schon, daher erschütterte es mich ungleich tiefer, als er mir sagte: „Und diesen Morgen ist seine Gattin ihm gefolgt!“ —

„So seid ihr Götterbilder auch zu Staub!“

mußte ich mit dem Dichter denken, als ich den Tod dieser mit Geist und Schönheit geschmückten Frau vernahm. „Morgen wird sie bestattet;“ sagte mir Dr. F. „Es war eine düstere Zeit hier; vor wenigen Wochen der Tod des Mannes, dann eine beständige Hast und Unruhe in dieser merkwürdiger Frau, welche mit einem Ahnungsvermögen begabt war, das in Erstaunen setzen mußte. Noch ehe ein Arzt nur von ihrer

Krankheit Kenntniß nahm, wußte sie schon von ihrem Tode. Aber freilich das ahnte sie nicht, daß, während sie auf dem Krankenbette lag, ihre jüngere pflegende Schwester auch dahin gerafft wurde, daß eine alte treue Dienerin des Hauses dicht neben ihr starb! Und nicht etwa durch ein ansteckendes Uebel, sondern nur, weil der Tod sich einmal dieses friedliche Dach, unter dem glückliche Menschen wohnten, ausersehen hatte, um seine furchtbare Ernte zu halten. Aber wollen wir klagen? Nein, nein! Der Dichter ruht in diesem schönen Thale, seine holde Gefährtin ihm zur Seite, und ihr nahe die vertraute Schwesterbrust. Welch ein Erwachen, wenn die Morgenröthe des ewigen Tages anbricht, und sie aus diesen seligen Fluren in seligere hinüberschweben!"

Neuntes hiſtoriſches Kapitel.

Der Spaziergang. — Die Viſion. — Drei getäuſchte Grazien. — Ein Mährchen. — Dichtertücke. — Deſſert. — Spielglück. — Geheimnißvoller Schluß.

Ich hatte eigentlich die Abſicht, dem Leſer noch im vorigen Kapitel Vielerlei zu erzählen von dem, was mir in Baden-Baden Merkwürdiges, Angenehmes und Frivoles begegnete. Doch es wäre gottlos geweſen, das reine, ernſte Heiligthum der Trauer zu entweihen. In der Wirklichkeit tritt freilich, zumal auf einer Reiſe, alles ſchroff und bunt nebeneinander, und unter demſelben Dache wird oft gefreit und begraben. Doch der Dichter, deſſen Aufgabe es iſt, das getrübte, unruhig wogende Leben in ſeiner Bruſt abzuklären, der Dichter darf ſo nicht verfahren. Darum zog ich den breiten Grenzgraben eines neuen Kapitels mitten zwiſchen meinen Erlebniſſen in Baden hindurch; jetzt, auf dem andern Ufer erlaube man mir aber einige Bocksprünge. Zuerſt erzähle ich dem Leſer, daß man an

der Table d'hôte zur Sonne eben so gut ißt als trinkt, nämlich beides grundschlecht. Zweitens möge er wissen, daß ich Nachmittags beim schönsten Wetter in dem reizenden Thale hin und wieder spazierte, bis nach Lichtenthal ging, mich auf die Brücke stellte, um eine Viertelstunde in den über Felsen brausenden Fluß hinabzublicken, und hierauf, am Ufer seinem Laufe folgend, nach Baden zurückschlenderte. Da kam mir aber ein anderer Strom entgegen, der der Wagen, die um diese Stunde alle zugleich den Weg ins Thal nehmen, indem in den Bädern des Schwarzwaldes so viel Etikette herrscht, wie an dem Hofe zu Versailles, versteht sich, nur unter den Gebildeten. Roturiers, Poeten, Gelehrte, halbe Fußreisende wie ich, erheben sich natürlich nicht zu der Höhe des feinen Tones, um mit dem nöthigen Anstande die kleine Unbequemlichkeit einer dichten Staubwolke, die alle Wagen einhüllt, angenehm zu finden. Götter erschienen bei den Alten immer in Wolken, so erschien mir ein Dämon in der Staubwolke. Ich habe nämlich zu erzählen vergessen, daß ich zu Karlsruhe an der Table d'hôte eine Vision hatte, die mein innerstes Mark erschütterte. Ich sah nämlich Herrn Wilhelm Beer aus Berlin plötzlich mir gegenüber eine Cotelette verzehren. Wer da weiß, daß Herr Wilhelm Beer der Bruder des großen Meyer-Beer ist, dessen

Oper: Robert der Teufel, ich jüngst in meine kritische Stampfmühle gebracht hatte, der muß es mit mir empfinden, wie ich gleich Heinrich IV. das Gespenst des Messers oder Rachedolches schon in der Brust zu fühlen glaubte, als ich diesen Verwandten so plötzlich vor mir sah. Und nun vollends, da mir in der Staubwolke zu Baden gleich dem zürnenden Apollo der berühmte Dichter Michael Beer erschien! Wer nicht begreift, daß mir hier Herz und Kniee erzitterten, der hat sich losgesagt von dem empfindenden Geschlecht der Menschen, sein Brustkasten ist ein Harnisch, sein Herz eine Kanonenkugel, seine Stirn ein Sturmbalken, härter als der Widderkopf, der die Mauern der Alten einrannte. Er hat nichts Menschliches an sich, er kann nicht mit uns andern fühlen. Ich aber rufe mit Terenz: „Homo sum, nil humani a me alienum esse puto.“

Darum hat's die Welt erfahren, was jeder empfindsame Reisende sonst gern verbirgt, daß ich gezittert habe. Es war also wohl nur ein reiner Vorwand, wenn ich behauptete, der Staub belästige mich, und deshalb die grünen Berge hinanstieg. — Der Zufall führt oft am glücklichsten, und so stieß ich denn in dem dunklen Laubgange, der sich über die Anhöhe zieht, auf drei allerliebste Mädchen, recht wie zur Qual der Auswahl neben einander gestellt. Denn die erste war blond,

klein und zierlich; die zweite schwarzlockig, schelmenäugig, angenehm gerundet; die dritte schlank, eher groß als klein, mit feinen Lippen, dunklen braunen Augen, weißer Stirn und Nacken, von kastanienbraunen Locken umwallt. Die bedeutsamen Blicke der artigen Mädchen sagten mir sogleich, daß sie diesen einsamen Spaziergang nicht gewählt hatten, um Niemandem zu begegnen. Wenn man Muße vollauf, einigen Uebermuth und noch eine leidlich gefüllte Börse besitzt, so wagt man keck jedes Abenteuer. Ich redete daher die Schönen an und wählte die französische Sprache, weil diese in Baden wie überall für die der gebildeten Welt gilt. Die drei Mädchen aber gehörten nur zu der schönen und verstanden mich daher nicht, oder vielmehr sie verstanden mich dennoch. Noch viel besser aber that es der Dr. F., der zu meinem Verdrusse aus einem Seitengange so plötzlich hervortrat, als habe er dort im Hinterhalte gelegen. Boshafterweise that dieser Verräther aber, als verstehe er mich nicht, und trat mit den Worten, indem er zugleich die Damen ironisch ehrfurchtsvoll begrüßte, auf mich zu: „Gut, daß ich Sie endlich treffe, Fräulein S. aus Berlin hat von Ihrem Hiersein gehört und mich ausgesendet, Sie sofort aufzusuchen und zum Thee zu ihr zu führen; da sie morgen abreist, dürfen Sie es ihr durchaus nicht abschlagen." So faßte mich der Ver-

räther beim Arm, entschuldigte sich mit tausend Verbeugungen bei den drei jungen Damen, daß er ihnen ihren Begleiter rauben müsse, und zog mich hinunter auf den großen Spaziergang. Unten brach er in ein lautes Gelächter aus und rief: „Also in solche Abenteuer lassen Sie sich ein! Nimmermehr hätte ich es meinem Gewissen erlaubt, Sie in diesem gefährlichen Netze zu lassen! Fräulein S. ist unschuldig wie die Sonne, dies können Sie sogleich sehen, wenn Sie mir in den Kursaal folgen, wo sie eben mit einer Familie aus Straßburg und einigen andern Engländern, Franzosen und Deutschen von Bildung und Verstand Thee trinkt und allerdings die Wirthin macht. Dort, hatte ich mir vorgenommen, Sie einzuführen; man wird allgemein erfreut sein, Ihre Bekanntschaft zu machen."

„Hol Sie der Henker!" antwortete ich unwillig, doch ich will Ihnen den Streich gedenken, noch ehe ich aus Baden abreise!" Er zog mich aber richtig fort nach dem Kursaale und brachte mich in eine Gesellschaft von etwa zwanzig Personen, die vor dem Hause an einer schattigen Stelle beim Thee saß. Ein Schriftsteller von Ruf, wenn gleich von schlechtem, wird immer mit einiger Distinction aufgenommen, dies begegnete auch mir, da zufällig kurz zuvor in diesem Kreise mein jüngst erschienener Roman: „Algier und

Paris im Jahre 1830" vorgeleſen worden war. Man war allgemein neugierig, zu wiſſen, ob wirklich exiſtirende Perſonen, wie ich in der Vorrede angedeutet hatte, meinen Begebenheiten den Stoff geliefert hätten. „Wie können Sie zweifeln," antwortete ich, auf die deshalb an mich gerichtete Frage, „da Sie ja alle einen Theil der handelnden Perſonen wenigſtens aus der Zeitung kennen müſſen? Haben Sie etwa nicht im Moniteur geleſen, das die Briggs Silen und Avanture in der That Schiffbruch gelitten haben? Sind Capitain Aſſigny, Bruat, Admiral Roſamel und andere, nicht wirklich exiſtirende Perſonen? Würde ich es wohl gewagt haben, ganz ſpecielle Handlungen derſelben dem Publicum zu erzählen, wenn ich ſie nicht aus den authentiſchſten Quellen hätte? Ein klein wenig dichteriſcher Schmuck iſt dabei, allein der Kern iſt Wahrheit, und alle Hauptperſonen, die in dem Romane nicht umkommen, leben noch heute in Frankreich. Ja, wer kann es wiſſen, ob nicht einige derſelben hier im Bade ſind?"

„Die Badeliſte! die Badeliſte!" rief ein junges Mädchen lebhaft und wollte ſogleich nachſehen, ob nicht vielleicht der Obriſt Clermont, der nach ſo vielen Strapazen leicht an Gicht leiden konnte, die Schwefelbäder gebrauche. „Laſſen Sie es gut ſein, meine Vortrefflichſte," ſprach ich, „die Badeliſte würde

Ihnen nichts helfen, denn die Namen habe ich natürlich aus Discretion etwas geändert." Während ich mit dem jungen Mädchen im Gespräch war, stand ein Theil der Gesellschaft auf, um einige Ankommende zu begrüßen. Mit der angenehmsten Ueberraschung entdeckte ich darunter meine strenge Lehrerin aus Frankfurt, die mich noch immer nicht ohne einen kleinen Zug liebenswürdigen Spottes auf ihren lächelnden Lippen ansehen konnte. Das Gespräch nahm dadurch eine andere Wendung und drehte sich so lange über verschiedene Gegenstände hin und her, bis die Sonne anfing, sich zum Untergange zu neigen. Man konnte keine schönere Zeit zum Spaziergange wählen. In einer bunten Caravane zog man daher auf den bequemen Kiespfaden, welche hinter dem Brunnenhause den Berg hinansteigen, bis zu dem Birkenhäuschen hinauf, von wo man den reizendsten Ueberblick des ganzen Thales, und die herrlichste Ansicht des Schlosses hat. Hier nahmen wir, theils auf dem Rasen, theils auf Sesseln und Bänken Platz, und im Halbkreise gelagert genossen wir der lauen Sommerluft und des reizenden Blicks über Thal und Gebirge, das die sinkende Sonne mit duftigem Goldpurpur bestrahlte. Fräulein S. verlangte, ich solle an dieser schönen Stelle eine Erzählung improvisiren; sie behauptete, ich besäße die Gabe zu erzählen in einem

hohen Grade, und es sei meine Pflicht, dieses Talent zur Unterhaltung der Gesellschaft geltend zu machen. Ich mochte mich sträuben, wie ich wollte, meine Einreden wurden für Bescheidenheit oder Koketterie erklärt; endlich sah ich keinen Ausweg mehr, der schwierigen Aufgabe zu entrinnen, und sann nur darauf, wie ich mich am besten aus der Sache ziehen könne, ohne gar zu arg durchs Examen zu fallen. Ich beabsichtigte anfangs, der Gesellschaft mein eignes Abenteuer in Frankfurt zu erzählen, allein Fräulein S., die, etwas muthwillig, meine Verlegenheit ahnen mochte, beschloß, mich noch mehr in die Enge zu treiben. „Wir müssen aber durchaus etwas so eben Erfundenes hören," rief sie, „und deshalb soll Ihnen eine der Damen ein Thema geben, aber nicht etwa auf jene abgeschmackte Weise, daß man Ihnen einzelne Worte mitten in den Lauf Ihrer Darstellung wirft, die Sie zu verflechten hätten, denn dabei kann die muthwillige Laune derer, die die Aufgabe stellen, alles ins Lächerliche ziehen, und zuletzt ist das größte erzählende Talent dabei nicht besser daran, als das stümperhafteste, weil der plumpe Zufall für beide eine gleiche Entschuldigung ihrer Ungeschicklichkeiten abgiebt. Nein, Sie sollen Ihr Thema im voraus haben, und fünf Minuten Bedenkzeit, es sich zu überlegen." Daniel in der Löwengrube hat schwerlich ein so saures

Gesicht geschnitten, als ich auf diesem reizendsten Punkte des Schwarzwaldes; denn er hatte nicht so viel zu verlieren. Höchstens das Leben konnte er einbüßen, und dabei war er seiner jenseitigen Seligkeit so gewiß, daß ihm damit noch eher gedient als geschadet sein konnte. Ich aber sah meinen ganzen schriftstellerischen Ruf an einem Abgrunde hintaumeln, und mußte fürchten, daß er in der nächsten Viertelstunde sich alle Glieder lahm gefallen haben werde vor dieser hochansehnlichen und gebildeten Gesellschaft. Und wenn es noch ein erschütternder Sturz gewesen wäre, daß der Erdboden danach gedröhnt hätte! Aber nein, mir drohte nur ein lächerliches Stolpern und auf die Nase Fallen, so daß ich zum Schaden noch den Spott in den Kauf nehmen mußte. Daher wandte ich einen demüthigen Blick auf meine Freundin aus Frankfurt, der sie bitten sollte, mir die Aufgabe nicht zu schwer zu machen; denn sie hatte man erwählt, das Thema zu geben. „Der Stoff Ihrer Erzählung liege rund um Sie her," sprach sie mit Anmuth; „der Dichter schöpfe seine Begeisterung unmittelbar aus der reinen Quelle der Natur. Wählen Sie daher etwas aus der romantischen, sagenreichen Vorzeit, und der Schauplatz Ihrer Begebenheiten sei dort das vor uns liegende Schloß und das Gebirge rings umher." In der That, wie ich jetzt meine Blicke auf die Land-

ſchaft wandte, und die Ruine leuchtend in der Abendſonne über die grünen Tannenwipfel emporragte und das Gebirge weiter zur Rechten ſchwarzbewaldet aufſtieg, bis es ſich in felſige Gipfel zerklüftete: da ſchien von jenen einſamen, ſchaurigen Höhen herab ein dichteriſcher Geiſt mich anzuhauchen und mir die Kraft des Schaffens wunderbar in die Bruſt zu ſenken. Noch einen Blick warf ich auf die Landſchaft umher; auf die grünen, ſanft geſchwungenen Matten, die den Boden des Thales bildeten, die blinkende Silberader des Baches, die reizend umbuſchten ländlichen Wohnungen und die wunderſam über Höhen und Tiefen zerſtreute Stadt, endlich auf das lebendige Netz der Pfade, Stege, Brücken, womit der thätige Menſch die Fluren überſponnen hatte. Dann begann ich folgendermaaßen:

Verehrteſte Freunde! Noch ehe die alte Stammburg der Markgrafen von Baden ſich dort drüben ſtolz erhob, ſtand am Abhange jenes Berges, ungefähr auf derſelben Stelle, das Schloß eines Ritters, Udo von Waldenburg genannt. Er war der Schrecken der Umgegend, denn mit ſeinen verwegenen Genoſſen durchzog er die Landſchaft rings umher, und wo er von einer ſchönen Jungfrau hörte, die irgendwo in holder Verborgenheit emporwuchs, da ruhte er nicht eher, bis er ſie geraubt hatte. Allein Niemand wußte, wohin

er die Unglücklichen entführte, denn in seiner Burg hatte man, so viel man sie umspähte, stets nur Männer gesehen, und doch wußte man seit sieben Jahren wohl schon von einigen Hundert geraubten Mädchen zu erzählen. Kein Lösegeld konnte ihn bewegen, eine entführte Schöne wieder in Freiheit zu setzen, und man murmelte daher im Volke, jede finde ihren Tod, sobald eine neu geraubte sie ersetze. — Einst überfiel Udo einen reichen Nürnberger Kaufmann, der von der Frankfurter Messe kam, um seine siebzehnjährige Tochter nach der Schweiz in ein berühmtes Nonnenkloster zu bringen, wo junge Kostgängerinnen in jeder Kunst und Sitte ausgebildet wurden. Der unglückliche Vater bot ihm sein ganzes Vermögen an, wenn er ihm die Tochter lassen wolle; Udo aber riß dem Mägdlein ein kostbares Geschmeide von Perlen und Edelsteinen, welches ihren weißen Hals zierte, ab, und warf es dem Kaufmann stolz zu, indem er sprach: „Dein Gold reizt mich nicht; und böteſt Du mir so viel dar, daß ich dieses Thal des Schwarzwaldes damit zuschütten könnte, so gäbe ich Dir doch auch nicht eine Locke von dem Haupte dieser schönen Jungfrau dafür zurück.“ — Und ohne auf die Thränen des knieenden Greises zu achten, befahl er, das schöne Mädchen auf ein weißes Roß zu setzen, und ritt mit ihr, begleitet von seinen Knechten, von der Straße abwärts in den tiefen

Fichtenwald hinein. — Aber im dunklen Gebüsch stand ein junger Holzschläger aus dem Murgthale, der, als er den Zug herankommen sah, sich scheu in einem hohlen Baume verbarg, weil er den Ritter erkannte und seinen Zorn fürchtete, denn er befand sich in dem Banne seines Gebietes, und obgleich Udo sonst Niemanden bei seinen Raubzügen erschlug, so strafte er doch jeden mit dem Tode, der den Fuß über seine Grenzen setzte, indem er dadurch diejenigen, welche seine Burg zu umspähen suchten, zurückschrecken wollte. Als nun der junge Mann das reizende Frauenbild, dem goldene Locken in weicher Fülle um die Schulter wallten, mit gefesselten Händen auf dem Rosse sitzend vorüberführen sah; als er ihr in das von Thränen überströmte Antlitz blickte, wie sie eben die großen blauen Augen flehend zum Himmel aufschlug, ob sich der Allmächtige nicht ihres Jammers erbarmen würde, da ergriff plötzlich die Liebe des Jünglings Herz mit namenloser Gewalt, und fast hätte ihn das Gefühl so überwältigt, daß er aus seinem Versteck hervorgestürzt wäre, um dem Räuber die holde Beute zu entreißen. Nur die Hoffnung, daß es ihm, wenn er es kühn und schlau zugleich beginne, vielleicht gelingen könne, hielt ihn von dem rasenden Versuch ab, plötzlich mit seiner Holzart hervorzuspringen, und die Schar der bewaffneten Männer anzugreifen. Als sie aber

im Dickicht verschwunden waren, trat er heraus und betrachtete genau die Spuren der Rosse, um so den Räubern von ferne folgen zu können. — Da hörte er es im Gebüsche rauschen; es war der Vater des Mägdleins, welcher den Spuren der Tochter folgte. Dieser redete ihn an und fragte ihn, ob er das schöne Mädchen habe vorüberführen sehen, oder ob ihr schon ein Leides geschehen sei? Als der junge Mann, Eckbert war sein Name, hörte, daß der Greis der Vater dieses liebreizenden Wesens sei, sprach er zu ihm: „Weiche zurück, unglücklicher Vater, denn Du vermagst Dein Kind nicht zu retten und stürzest nur Dich selbst ins Verderben, denn dies ist Udo's Gebiet, und wessen Fuß es berührt, der muß als Knappe in seine Dienste treten, oder er wird vom Felsen drüben in den Abgrund hinabgestürzt." „So will ich ihm dienen," rief der Greis, „damit ich wenigstens in meines Kindes Nähe bin!" — „Armer Alter," entgegnete Eckbert, „Du ihm dienen mit dieser altersschwachen Faust? Nur die stärksten Männer nimmt er in seine Dienste und diese, sagt man, müssen zuvor ihren heiligen Glauben abschwören, und werden dann durch schreckliche Zauberbande an ihn gefesselt, so daß sie ihn niemals verrathen und verlassen können. Sie tragen alle ein Mal des Bösen auf der Stirn unter dem Helme." — „So ist denn mein Kind ewig für mich verloren,"

wehklagte der Greis und bedeckte seine Augen mit beiden Händen. Eckbert, aber rief: „ich will versuchen, es zu retten, aber Du mußt mir schwören, mich zum Eidam anzunehmen, wenn es mir gelingen sollte!" — „Meine Tochter und alles, was mein ist, soll Dir gehören," gelobte der Vater mit einer zum Eide emporgehobenen Hand, „nur führe sie in meine Arme zurück." „Wohl denn," rief Eckbert, vom Uebermaß der Wonne solcher Hoffnungen durchschauert, „so geh hier diesen Pfad hinauf, etwa eine Stunde von hier, im Murgthale, steht meine Hütte, wo Du meine alte Mutter triffst. Gieb vor, Du hättest mich mit einer wichtigen Botschaft ausgesendet und wolleſt drei Tage meiner harren. Kehre ich bis dahin nicht zurück, so laß eine Todtenmesse für mich lesen und sorge für meine alte Mutter. Du siehst mich aber entweder mit Deinem Kinde oder niemals wieder." Mit diesen Worten schied der Jüngling von dem Greise und folgte der Spur der Rosse in den Wald hinein.

Bald zog sich die Straße aufwärts nach dem Raubschlosse Udo's hinan. Wenige hundert Schritte vor demselben hörte der Wald auf, so daß man den Raum bis an das Schloßthor frei übersehen konnte. Die Burg bestand nur aus zwei Thürmen, die durch ein Mittelgebäude verbunden waren. Rings umher aber lief eine hohe Mauer, vor der eine tiefe Felsschlucht

sich einsenkte, über die die schmale Zugbrücke geworfen war. Eckbert begriff nicht, wie das enge Gebäude nur die Mannschaften fassen konnte, geschweige die vielen hundert, seit sieben Jahren geraubten Jungfrauen; denn so lange war es her, daß Udo, der als junger Ritter nach Palästina gezogen war, wieder in dem Schlosse seiner Väter wohnte. — Er sah das Thor sich öffnen, die Brücke sich senken und die Männer mit der schönen gefesselten Jungfrau im Schlosse verschwinden. Die Brücke stieg wieder, das Thor schloß sich und nun war Alles ringsumher todtenstill. Ein Grausen überfiel den Jüngling, denn ihm war nicht anders zu Sinne, als ob eben das Grab sich geöffnet und sein Liebstes auf der Erde verschlungen habe. Trauernd überlegte er, wie er die Rettung der Unglücklichen versuchen könne; allein es wollte sich ihm kein Mittel, das nur die geringste Hoffnung gewährt hätte, darbieten, und er empfand, daß seine Liebe kühnere Träume gehegt hatte, als seine Kraft zu erfüllen vermochte. Indem er hoffnungslos in düstres Nachsinnen versunken dastand, hörte er das Laub rauschen und aus dem Gebüsch trat ein Greis hervor, den er, nach seinen frommen und ehrwürdigen Zügen zu urtheilen, für einen Klausner gehalten haben würde, wenn derselbe nicht in andere, fremdartige Gewande gehüllt gewesen wäre. Ein weiter,

faltiger Mantel von einem grauen, faſt wie Seide ſchimmernden Stoff, der durch einen mit ſchwarzen, blitzenden Steinen verzierten Gürtel zuſammengehalten war, reichte ihm bis auf die Knöchel hinab; der Fuß war nackt, doch zierten ihn die Schnüre einer Sandale. Auch das Haupt trug der Greis unbedeckt, doch wallte ihm noch eine Fülle ſilberner Locken in den Nacken hinab. „Wer biſt Du?“ redete die ehrwürdige Geſtalt den Jüngling an; „wie verirrſt Du Dich in dieſes von allen Sterblichen gefürchtete Gebiet? Du ſiehſt mir nicht darnach aus, als trachteteſt Du nach dem Glück, Udo's Kampfgenoſſe zu werden?“ Das fromme, wohlwollende und doch ernſte Antlitz des Greiſes flößte Eckbert Vertrauen ein; er geſtand ihm, was ihn hierher geführt, und wie gering ſeine Hoffnung ſei, die That, die er ſich vorgeſetzt habe, zu vollenden. Der Greis blickte ihn mit ernſter, ja faſt trauriger Miene an und ſprach: „Unmöglich iſt die Ausführung Deiner Vorſätze nicht, aber dennoch fürchte ich, daß Du leichter Dein Leben dabei einbüßen wirſt, als Du die That zu vollenden vermagſt. Ich will Dir meine Hülfe leihen; durch ſie wirſt Du in die Burg gelangen, aber von Deiner eigenen Kühnheit und Tugend hängt es ab, ob Du das Freie wieder erreichſt. Sieh dieſen Ring, er macht Dich unſichtbar, von Sonnenuntergang bis die Mitternachtsſtunde

schlägt. Versuche nun, was Du mit seiner Hülfe vermagst." Eckbert wollte in seiner Freude dem Greise dankend zu Füßen sinken, doch dieser wehrte es freundlich ab und sprach: „Ich muß Dir noch eins sagen: Wo Du mit dem Ringe drei Mal anpochst, da öffnet sich Dir selbst die fest verschlossenste Pforte; sobald Du ihn von dem kleinen Finger Deiner linken Hand abziehst, bist Du sichtbar, und wem Du ihn an diesen Finger steckst, der wird sofort auch Dir selbst unsichtbar. Gehe nun und versuche Dein Heil, aber beherzige wohl, daß die That nur einem Edeldenkenden gelingen kann." Mit diesen Worten reichte der Greis dem Jünglinge die Hand und legte seine Linke segnend auf dessen reine lockige Stirn: „Wende Dich um," gebot er feierlich, „und blicke mir nicht nach, bis die Sonne ganz hinabgesunken ist." Eckbert gehorchte; die glühende Scheibe war schon halb hinter dem Horizonte versunken; noch wenige Augenblicke, und ihr letzter Glutstrahl zitterte über die Erde. Jetzt blickte Eckbert nach seinem Beschützer zurück, doch er war schon in dem Dunkel des Waldes spurlos verschwunden — —

„Geehrteste Schönen!" begann ich jetzt, „ich denke, Sie werden nun genug haben von meiner Erzählung, zumal, da ich es so geschickt eingerichtet habe, daß die Sonne eben in dem Augenblicke hier für uns unter-

gegangen ist, wo sie in meiner Erzählung hinter dem Horizonte verschwindet. Es wird jetzt kühl und so möchte ein längeres Verweilen im Freien nachtheiligere Folgen haben, als ich mit meinem Mährchen, und wäre ich die schöne Schehezarade selbst, nicht aufwiegen könnte." Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, als von allen Seiten eine Art von Aufruhr entstand und Herren wie Damen gleichmäßig gegen meinen Entschluß protestirten. „Nein, das lassen wir nicht gelten," rief Fräulein S. „Sie müssen durchaus Ihre Erzählung vollenden; es wäre ja wahrhaft unartig von Ihnen, unsere Neugier so rege zu machen, und sie nun nicht zu befriedigen. Nein, das lasse ich als Wirthin durchaus nicht zu."

„Nichts kann mir schmeichelhafter sein, meine Damen," erwiederte ich, „als Ihr liebenswürdiger Ungestüm; allein bedenken Sie doch, es ist nichts leichter, als in einer Erzählung die Begebenheiten zu verwickeln, zur Lösung des Knotens aber bedarf es der Ueberlegung. Ich selbst bleibe ja so neugierig wie Sie, denn Niemand in der ganzen Gesellschaft kennt die künftigen Schicksale meiner Gestalten weniger als ich. Sie alle haben schon Ihre Vermuthungen angestellt, und sicherlich fast die Ueberzeugung gewonnen, daß die junge geraubte Schöne von dem Jünglinge gerettet wird; ich aber habe selbst darüber noch

gar keine Muthmaßungen, geschweige über das Wie, Wo und Warum. Wollten Sie nun, daß ich den Knoten ganz ungeschickt zerhauen, und dadurch den geringen Beifall, den ich vielleicht verdient habe, völlig verscherzen und Ihnen Ihre eigene Theilnahme an den bisherigen Begebenheiten leid machen sollte? Das kann unmöglich Ihre Absicht sein!"

„O! Sie verstellen sich gewiß nur?" sprach ein höchstens 16jähriges Blondköpfchen, das mir zum Portrait meiner geraubten Jungfrau gedient hatte, mit fast weinerlicher Stimme: „Sie wissen gewiß recht gut, wie alles kommen wird, aber Sie wollen es uns nur nicht sagen, um uns recht zu quälen. Ich ängstige mich die ganze Nacht und kann nicht schlafen, wenn ich nicht weiß, ob das arme Mädchen gerettet wird oder nicht. Aber so machen es die Herrer Dichter immer, gerade wenn man am neugierigsten ist, schließen sie das Kapitel und fangen ganz etwas anderes an; oder der erste Theil hört eben da auf, wo man am liebsten weiter lesen möchte, und dann muß man eine Ewigkeit warten, bis man den folgenden Band aus der Leihbibliothek erhält."

„Das sind Künste, die sich als Handwerksgeheimnisse und Gesetze schon von den urältesten Zeiten her vererben; wir haben sie hauptsächlich vom Ariost

überkommen," erwiederte ich achſelzuckend mit einem Geſicht, das nicht viel zu verſprechen ſchien.

„Bitte, bitte! ſagen Sie mir nur das Eine, ob ſie gerettet wird oder nicht, ſonſt kann ich wahrhaftig die ganze Nacht kein Auge zuthun."

„Nun denn," erwiederte ich feierlich, „weil Sie gar zu ſchön bitten, muß ich wohl nachgiebig ſein."

Die Geſellſchaft trat neugierig näher.

„Sehen Sie dort oben die Felſenſpitze zwiſchen den beiden hohen Tannen, rechts vom alten Schloſſe?"

„Ja wohl," erwiederte die Kleine, „wir ſind erſt geſtern oben geweſen; mir ſchwindelt noch, wenn ich daran denke."

„Von dieſer werden die beiden Liebenden durch den grauſamen Udo hinabgeſtürzt —"

„Ach!" rief das Blondchen, und hielt ſich die Augen zu, und in den Zügen aller Damen malte ſich der Schreck.

„Wenn nicht," fuhr ich fort, „Umſtände eintreten, durch welche ſie gerettet werden, die ich aber wahrlich noch nicht weiß."

„O! Sie ſind ein recht abſcheulicher Menſch!" zürnte die kleine Blondine mit krauſer Stirn auf mich ein, „Sie haben nur Ihre Freude daran, uns zu martern. Nun bin ich erſt recht in Angſt."

— „Ich will einen Vertrag mit Ihnen schließen, meine Schönen. Wenn übermorgen der Abend so schön ist wie heut, so will ich auf dieser selben Stelle gewissenhaft weiter erzählen. Aber 48 Stunden Bedenkzeit müssen Sie mir erlauben; und es scheint mir nicht unbillig, daß Sie so lange auf die Entscheidung gespannt bleiben, da ja sogar der Vater der geraubten Schönen drei Tage auf Eckbert's Wiederkehr harren muß und über das Schicksal seiner Tochter in Ungewißheit schwebt."

Dr. F. sah mich bei diesem Versprechen mit einem satyrischen Lächeln an, weil er wußte, daß ich übermorgen in aller Frühe abreisen würde. — — — Indessen die Damen waren zufrieden, oder ergaben sich in die Nothwendigkeit. Ich aber rechnete auf den Westwind, der uns nothwendig Regen bringen mußte; da nun die Bedingung meines Weitererzählens vom schönen Wetter abhing, so hoffte ich durch diese Hinterthür zu entwischen. Indessen war es dunkler geworden, und man ging wieder hinunter in den Spielsaal, wo die elegante Welt auf und ab spazierte. Hier wurde es nach gerade in dem babylonischen Sprachgemisch von Englisch, Französisch, Polnisch und Deutsch sehr lärmend und langweilig zugleich. Ich schlich mich daher davon und winkte blos dem Dr. F. eine gute Nacht zu. „Also morgen mit Sonnenaufgang stei-

gen wir zuſammen nach dem alten Schloſſe hinauf," ſprach er leiſe zu mir, als ich an ihm vorbeiſtreifte; ich bejahte und ging.

Mit dem Schlage 5 Uhr ſtiegen wir den grünen ſchattigen Waldespfad hinan, der nach der Ruine hinaufführt. Der Morgen hatte heiter begonnen, jetzt aber ſenkte ſich feuchter Nebel auf das Gebirge und hüllte ſeine Gipfel in dichte Schleier ein. Dennoch ſtiegen wir bis zur Burg hinauf und nahmen das Frühſtück in einer alten Halle ein, deren graue Wände der Epheu tapezirte, und über welcher ſich als Decke nur der Himmel wölbte. Wir durchkletterten das Gemäuer nach allen Seiten und ſtiegen auf den vielen ſchmalen hölzernen Treppen bis zu den höchſten Zinnen der Thürme. Noch hatten die Nebelſchleier den reizenden Blick ins Thal nicht ganz verhüllt; die Ebene lag in einer grauen, feuchten Dämmerung. Links die tief geſpaltenen Felſen mit ihrem ſchauerlichen Geklüft lockten uns an. Auf unwegſamen Pfaden über bemooſtes Geſtein, im dunkelſten Walde der Rieſenfichten, gewannen wir die ſchroffen Höhen. Hier brauſte der Sturm und jagte luftiges Wolkengeſindel an uns vorbei; der Abgrund erſchien tiefer und fürchterlicher, weil der Fuß der Felſen ſich im Nebel verlor, und nur dann und wann der Blick durch geöffnete Stellen des Gewölkes das anmuthige grüne Thal

erreichte. Eine Schar krächzender Raben, die den Fels scheu umkreisten, auf dem ungewohnte menschliche Gestalten sie von ihren Nestern zurückschreckten, vollendete die Staffage des romantisch schauerlichen Bildes. Es begann zu regnen, wir suchten das Schloß und endlich den Rückweg wieder. Wichtig ist es vielleicht für irgend ein Individuum Europas, zu erfahren, daß ich auf diesem Wege einen Regenschirm fand, der uns trefflich zu Statten kam; mir war es wichtig, daß mir sogar das schlechte Mittagsessen in der Sonne nach diesem Spaziergange sehr wohl schmeckte, und daß ich an der Table d'hôte zwei frische junge Leute fand, die noch denselben Nachmittag nach Gernsbach aufbrechen wollten, und nachher mit mir einen gleichen Weg durch den Schwarzwald nahmen. Der Leser soll ihre erfreuliche Bekanntschaft im nächsten Kapitel machen. In diesem wird er nicht viel Vernünftiges mehr erfahren, denn der Nachmittag verstrich ohne besondere Abenteuer, es sei denn, daß ich 5 Kronenthaler im Roulette gewann, dafür aber sogleich im Faro wieder verlor. Das Andere, was ich gethan und was mir begegnet, will ich der lesenden Welt lieber verschleiert halten, damit es nach etwas mehr aussieht, als es war.

Zehntes hiſtoriſches Kapitel.

Gernsbach. — Schloß Eberſtein. — Das Murgthal. — Reiſeabenteuer. — Forbach. — Mittagseſſen. — Die Glashütte. — Reichenbach.

Morgens um 5 Uhr trabte ich, von einem Führer begleitet, der meinen ſämmtlichen beweglichen und unbeweglichen Reichthum trug, das Thal hinunter nach Gernsbach zu. Ich glaube, man darf mit einigem Recht denjenigen verachten, welcher nicht einmal weiß, daß der Weg von Baden nach Gernsbach ſich durch den Wald über das Gebirge zieht, und daß man von der Höhe oben in das Murgthal hinabblickt. Es iſt aber wirklich ſo, und dieſer Punkt der Waſſerſcheidungslinie beider Thäler iſt einer der ſchönſten der Umgegend. Mit jedem Schritt in das Murgthal hinunter wird die Landſchaft reizender; Gernsbach ſelbſt iſt von einem weiten Wieſenplan umgürtet und bedürfte nur einer Wüſte, um zur lieblichſten Oaſis zu werden; ſo aber liegt es ſelbſt im Paradieſe. Gleich zur Linken am Eingange des Städtchens ſah ich ein

Weinhaus, und da ich den Führer hier wechseln mußte, trat ich ein, um ihn mit einem Frühstück zu verabschieden. Ich ließ ihn meine fahrende Habe auf den Tisch der Trinkstube legen, wo 20 bis 30 Landleute ihren Sonntagsgottesdienst beim kühlen Weine feierten. Hierauf machte ich mit lauter Stimme bekannt, daß ich so eben einen Licitationstermin eröffne, wodurch die Fracht meines Gepäcks an den Mindestfordernden bis Freudenstadt überlassen werden sollte. Es entstand eine Auction, so munter wie in der weißen Dame, und nach Verlauf weniger Minuten schlug ich einem jungen Bauerburschen in schwarzwälder Tracht, d. h. mit dreieckigem Hut, blauem Frack und rother Weste, die Lieferung zu. Er lud das Gepäck auf seine beiden Schultern, spannte seine beiden rüstigen Füße vor und trat als ein wahrer miles expeditus den Feldzug mit mir an. Wir operirten zuerst am linken Ufer der Murg gerade auf Schloß Eberstein zu, dessen Thürme, zwischen düsteren Fichten hervorragend, auf der mächtig ausspringenden Waldhöhe vor uns lagen. Das Berennen dieser Veste fing eine Viertelstunde später an, die Laufgräben sind aber sehr gut gedeckt und ungemein schattig und kühl angelegt, indem sie sich sanft ansteigend schneckenförmig um den Berg winden. In der Nacht des frischduftenden, von den Krystalladern klarer Bäche durchzogenen Waldes,

durch deſſen hohe Fichtenſpitzen kaum ein wenig Gold der Sonne in einzelnen Streifen und Perlen bis auf den Boden drang, herrſchte eine tiefe, feierliche Stille. Man hörte nur aus dem Thale herauf das hohle Brauſen der Holz flöſenden Murg, und oberwärts ein leiſes Rauſchen in den bewegten Kronen der Fichten. Horchte man auf, ſo entdeckte man wohl aus tiefem Walde her den klappernden Ton des Spechts oder einen heiſeren Ruf der Droſſel und Amſel, oder einen ſummenden Käfer oder einen Schlag der Holzart; aber alles dieſes leiſe Geräuſch machte nur die tiefe Stille bemerkbarer, etwa wie der einförmige Pendelſchlag der Wanduhr, den wir nur Abends oder Nachts, nicht aber am lärmenden Tage vernehmen. Leiſe näherte ich mich, als vorſichtiges Belagerungskorps, den Thoren der Feſtung, und debouchirte nach einer kurzen Viertelſtunde hart am Fuße der Mauer aus dem Walde. Die grauen Thürme ſtiegen in den reinſten Himmel auf; nur ein Paar leichte Silberwölkchen zogen hoch über ihre Zinnen hinweg. Wenn man gewohnt iſt, die Schlöſſer dieſer Art nur in öder Zertrümmerung zu erblicken, ſo macht es einen ſeltſamen Eindruck, hier die ſorgfältig unterhaltende Hand des Menſchen mit der Würde des grauen Alterthums verbunden zu ſehen. Fenſter und Thore ſind noch wohl im Stande; der Söller nicht verſtürzt, ſondern mit

sicherer Brüstung umgeben; die Schießscharten nicht zertrümmert, alle Mauern noch im besten Zustande. Wir treten in den Hof; hier murmelt zur Linken ein sauber gefaßter Springbrunnen, zur Rechten erblicken wir sorgfältige Gartenanlagen, und als wir uns um einen vorspringenden Thurm wenden, steigt eine in vielfacher Farbenpracht schimmernde Terrasse von Hortensien vor dem erstaunten Blicke empor. So paart sich das frische Leben des Jetzt mit dem grauen ehrwürdigen Alterthume; wir glauben einen Greis von blühenden Kindern umspielt zu sehen, einen alten würdigen Baumstamm, den die fröhliche Jugend mit Rosenkränzen umwand. — Die Festung war rasch eingenommen, denn der Commandant ließ sich durch einige Kreuzer bestechen, mir die Thore derselben bis in die innersten Gemächer zu öffnen. Wie ein reizend gelegener alter Fürstensitz dieser Art im Innern eingerichtet zu sein pflegt, brauche ich empfindsamen Lesern wohl nicht ausführlich zu schildern, sondern sie werden es sich von selbst denken können, wie alterthümliche Formen, Verzierungen und Geräthe mit geschickter Hand des neuern Kunstfleißes nachgeahmt und geschmackvoll vertheilt und benutzt sind. Eine Waffenkammer, eine Jagdkammer, eine alterthümliche Bibliothek und Aehnliches mehr findet sich in den Burggemächern. Ich nahm von Allem als transito-

tiſcher Eroberer tranſitoriſchen Beſitz, und erging mich mit Wohlgefallen in meinem neuen Dominium. Aus den obern Gemächern tritt man auf einen Söller hinaus, von dem man das Murgthal abwärts bis in die Rheinebene hineinſieht. Hier ſaß zu meiner Verwunderung ein Maler, den ich keineswegs berechtigt hatte, die Landſchaft abzuzeichnen und ſie diebiſcher Weiſe in der Mappe davon zu tragen. Verwunderte ich mich ſchon über dieſe Eingriffe in meine Rechte, ſo mußte ich natürlich noch mehr erſtaunen, daß ſchon zwei andere Beſitznehmer in das Herz des Schloſſes eingedrungen waren, mit denen ich ſofort Krieg angefangen hätte, wenn es nicht meine beiden Studenten aus Heidelberg geweſen wären. So hielt ich's für angemeſſener, den Streit durch Protokolle abzumachen und ihn dahin zu ſchlichten, daß, wie in Belgien oder Griechenland, kein Regent aus den Familien der drei Monarchen, ſondern ein vierter Unbetheiligter gewählt werde, nämlich der Maler, dem wir es überließen, ſich gegen den Großherzog von Baden zu vertheidigen, falls dieſer ihm ſein Beſitzthum ſtreitig machen wollte. Indeſſen zuvor geſtatteten wir uns das Recht, uns nach allen Seiten hin aufs Genaueſte umzuſehen. Ich werde jetzt dem Leſer Alles eben ſo genau abſchildern, wie der Maler oben es zeichnete. Zuerſt wenden wir unſere Blicke ſüdweſtlich und laſſen ſie bis

an die Vogesen jenseit des Rheins schweifen, die sich in blauer Kette, wiewohl etwas in den Nebelschleier des Höhenrauchs gehüllt, quer vor die Mündung des Thales legen; zwischen den grünen Wänden desselben zieht die Murg ihr schäumendes Band vielfach gewunden und geschlungen hindurch; die reinlichen Häuser und rothen Dächer und der Kirchthurm von Gernsbach malen sich mit den lebendigsten Farben auf dem grünen Mittelgrunde ab; die Murgbrücke übersehen wir fast so gut wie der Zolleinnehmer, und freuen uns über die angelnden Knaben darauf; dicht vor uns, schaurig zu unsern Füßen, senkt sich die steile schwarze Waldwand hinab und bildet nebst uns selber und dem Söller, worauf wir stehen, den Vordergrund des Gemäldes. Aber das Bild hat, wie alte Altarblätter, auch eine Rückseite, wenn wir nämlich nach der andern Seite des Thurmes hinaustreten (oben auf der Zinne brauchten wir uns nur umzudrehen) und das Thal aufwärts blicken. Hier erscheint es kühner geschwungen, tiefer zerklüftet, die Kuppen der Berge sind dunkel wie Gewitterwolken mit schwarzem Föhrenwald bezogen; die frischesten Heerdentriften laufen in grünen Zungen zwischen die Waldecken hinein und legen sich als Gürtel um das Gebirge; von ihnen abwärts überspinnt es sich mit dem bunten gewürfelten Kleide der Getreidefelder, die es ganz unten an den sonnig-

ſten Hängen mit grünen Rebengeländen ſäumt. Die Murg treibt Floßholz in breiten, glänzenden Flächen und hat ihre Ufer von beiden Seiten damit ſo bedeckt, wie ein Urgebirg die angelagerten Flötze mit Granittrümmern; ein fröhliches, rüſtiges Klappern der Schneidemühlen tönt bis in die ſtille Höhe des Schloſſes hinauf; die weiß ſchimmernde Chauſſée ſäumt die Abhänge mit ihrem zierlichen Rande und blinkt ſtundenweit als ein heller Faden, der ſich an dem Fuße der dunkelblauen Waldwände dahinzieht, bis er ſich endlich in den Krümmungen des Thales verliert. Wenn der Leſer nun noch bei reinſtem Sonnenglanze hier und da einen ziehenden Wolkenſchatten oder einen langen Gebirgs-Schlagſchatten in die ſaftigen Farben wirft, und über das Ganze einen tiefen blauen Auguſthimmel ſpannt, ſo kann er das Bild getroſt auf die Kunſtausſtellung zu Düſſeldorf oder Berlin bringen, und jeder Kenner wird ihm ſagen, daß er ein treues Panorama der Ausſicht vom Schloß Eberſtein im Murgthale geliefert hat. Er vergeſſe aber doch nicht, auf der Südſeite gleich hinter dem Schloſſe die Waldhöhen noch in majeſtätiſcher Einfarbigkeit düſter heraufſteigen zu laſſen, ſonſt fehlt ihm wahrhaftig ein Charakterzug im Bilde, der ſich ſchwer ergänzen läßt. Doch es iſt die höchſte Zeit, daß ich, nunmehr in Begleitung meiner beiden neuen Reiſegefährten, wieder hinunterſteige

ins Thal und den Weg nach Forbach nehme. Die Sonne verfängt ſich zwiſchen den Bergwänden und glüht die Weizenfelder und kocht den Wein; aber uns Fußreiſende dazu. Man lernt, wie dem Tantalus zu Muthe war, wenn man auf der ſtäubenden Chauſſée neben nackten, glühenden Steinwänden mit vertrockneter Zunge hintrabt und 50 Fuß unter ſich die kühle Murg brauſen hört, und vollends ein halbes Dutzend nackter Knaben zwiſchen den großen Felsblöcken im Waſſer herumwaten und in dem brauſenden Schaume plätſchern ſieht. Wahrlich, ohne die mitleidige Hülfe einiger Brombeerſträucher voll ſaftiger Beeren, die aus den Spalten des Geſteins ihr Geſtrüppe hervortreiben, wären wir ſchwerlich nach Forbach gelangt, obgleich jede Windung des Thales neue Reize entfaltet. Doch eine Wandererregel muß ich dem Fußreiſenden geben. Er verſäume nicht, ſich mindeſtens jede 500 Schritt ein Mal umzudrehen, und, wie der Menſch im Leben auch ſollte, ſeine Bahn rückwärts zu beſchauen. Schon jedes Geſicht hat zwei verſchiedene Profile, je nachdem man es rechts oder links von der Naſe, dieſer ungleich getheilten Grenzſcheidewand deſſelben, betrachtet; vollends aber jeder Berg und jede Thalwindung. Wer nicht eine Gegend auf dieſe Weiſe von beiden Seiten prüft, der hat ſie nur halb geſehen, und oft die ſchönere Hälfte verſäumt. Dies iſt der große Vortheil,

den der Fußreisende vor jedem andern voraus hat, z. B. vor dem dicken Herrn aus Elberfeld, welcher mit seinen beiden Töchtern in einem Halbwagen hinter uns herfuhr, und von der Hitze ungleich mehr ausstand als wir, weil das bequeme Sitzen und Anlegen alle Willenskräfte erschlaffen läßt, und der Körper somit allen äußern Einwirkungen, gewissermaßen unvertheidigt durch den Geist, Preis gegeben ist. So fröstelt man leichter im Schlaf, wenn die Temperatur ein wenig kühl ist, und ist sie zu heiß, so möchte man zerschmelzen. Der wachende Wille dagegen, und vollends Bewegung und Thätigkeit, sind die besten Reagentien. Wie ich aber im Murgthal auf diese abschmeckigen und vielleicht abgedroschenen physiologischen Anmerkungen komme, ist wahrlich schwer zu begreifen, wenn ich es mir nicht aus dem Anblicke des dicken Mannes erkläre, welcher seine beiden Töchter sich gegenübersitzen und mit dem Rücken zuerst nach Forbach kommen ließ, um den breiten Fond recht gemächlich für sich zu haben. Die armen Mädchen verdrehten sich fast die weißen, rundlichen Hälse, um das ersehnte Ziel der Reise etwas früher zu erblicken. Mein jüngerer Reisegefährte hatte einen klugen Gedanken, um ihnen diese beschwerliche Stellung zu ersparen. Er ging nämlich hinterm Wagen her und fing an, mit der zur Rechten sitzenden Blondine zu liebäugeln, was

ihre Schweſter zur Linken nicht ſehen konnte. Flugs war auch der andere Student, der Mediciner, mit dieſer in derſelben Correſpondenz. Eine jede lehnte ſich wie halb müde, oder um der Ausſicht beſſer zu genießen, ſeitwärts ein wenig über den Wagen hinaus und ließ es ſich lächelnd gefallen, daß die beiden muntern jungen Leute eine Art Zeichenſprache anknüpften. Ich, der ich in der Mitte hinter dem Wagen ging, beſchloß, die Gruppe zu vervollſtändigen, und da ich als miles expeditus nichts trug als meinen Regenſchirm und mein Fernrohr, ſo ſchwang ich mich leicht hinten auf den Bedientenſtand und trat als wahrhaft morgenländiſcher Laquai mit aufgeſpanntem Schirm hinter den eingeſchlafenen Alten und ſchützte ihn vor den brennenden Sonnenſtrahlen. Die Mädchen aber erſchraken ob dieſer Komödie doch ein wenig, vielleicht weil der Papa zum Argus nur 98 Augen zu wenig hatte; ich verwandelte ihr Erblaſſen aber ſogleich in Erröthen, indem ich die Fingerſpitzen zum Zeichen des Schweigens auf die Lippen legte, und der einen rechts, der andern links mit Blicken und über die Schulter zurückdeutendem Daumen winkte, ſich ungeſtört weiter mit den jungen Leuten zu unterhalten. So waren die beiden blauäugigen, rothwangigen, blondlockigen, ein wenig voll und rundlich gebauten Elberfelderinnen in einem Liebesnetze gefangen, ehe ſie ſich's verſehen

hatten, und es hing nur von uns ab, ob wir es über ihnen zuziehen wollten. Einen kleinen Mißbrauch erlaube ich mir wohl von einer kleinen weiblichen Unvorsichtigkeit, aber zu eigennützig muß man die Blöße nicht benutzen, welche uns eine überraschte Gegnerin gegeben hat, denn das ist ungroßmüthig. Ich beschloß daher, der Verlegenheit der beiden hübschen Kinder bald ein Ende zu machen. Zu diesem Zwecke bewegte ich meinen ausgespannten Schirm wie eine Pumpe auf und nieder, so daß er die kühlendsten Lüfte um das Angesicht des schlafenden Herrn spielen ließ. „Ah!" rief er aufwachend und gähnend „regt sich doch endlich einmal ein kühles Lüftchen!" „Welches Sie meinem Mitleid verdanken, alter Herr!" fiel ich sogleich ein. „Behaglicher kann ein indischer Nabob unter dem Palankin nicht ruhen, als Sie hier bei der künstlichen Sonnenfinsterniß und dem ganz leichten Sturmwindlein, welches ich errege." Durch diese Rede hatte ich dem Alten jeden Vorwand, unwillig zu werden, benommen, und in der That war er so überrascht, daß er sich mühsam umzusehen versuchte, und einige höfliche Worte des Dankes sprach. „Umsonst," erwiederte ich dagegen, „sollen Sie diese Gemächlichkeit nicht genießen, sondern ich vermiethe meine Dienste nur unter gewissen Bedingungen; Sie müssen zwei Passagiere in Ihrem Wagen aufnehmen,

nämlich die beiden Torniſter meiner Reiſegefährten, die gerade noch rechts und links neben Ihnen Platz haben, und Ihnen den bequemſten Stützpunkt für Ihre Ellenbogen gewähren." „Mit dem größten Vergnügen," erwiederte der alte Herr, und im Augenblick waren meine beiden Studioſen, denen die ungewohnten Schultern ſchon ſehr wehe thaten, auf meinen Wink herangeſprungen und entledigten ſich der mühſeligen Bürde, wobei ihnen die gefälligen Mädchen dienſtfertige Hand leiſteten, die Torniſter in Empfang nahmen und aufs Beſte zu beiden Seiten des Vaters in die Ecken des Sitzes ſchoben. Jetzt war eine allgemeine Eintracht hergeſtellt. Der Alte freute ſich, in ſo ſpaßhafte Reiſegeſellſchaft gekommen zu ſein, die Töchter waren der Angſt, die auf ihrer Bruſt, die Studenten der Bürde, die auf ihrem Rücken laſtete, ledig, und ich unterhielt mich aufs Beſte mit meinem Negerſklavendienſt, da er mich ſelbſt eben ſo kühlte, wie meinen Herren. Die jungen Leute konnten ohne Umſtände neben dem Wagen hergehen, die Hände auf den Schlag legen und den kleinen, verſtohlen angeſponnenen Liebeshandel fortſetzten. So kam man munteren Schrittes gegen Mittag in Forbach an und durfte ſich vom Mittagsbrod die beſte Erquickung und Unterhaltung verſprechen. Das Wirthshaus hat zur Aufnahme ſeiner Fremden einen anſehnlichen Salon,

aus dem vier Thüren in vier kleine Seitencabinette oder Pavillons führen. Da einem Fußreisenden, und vielleicht Jedem im Sommer, die Waschschüssel noch über die beste des Mittagsbrodes geht, so hielt ich dem Wirth sogleich folgende Rede: „Theuerster! Ehe wir an irgend etwas Anderes denken, müssen wir durch die köstliche Fluth der hiesigen Lethe unsere Strapazen vergessen, aber nicht, indem wir daraus trinken, sondern uns damit waschen, wo möglich darin baden. Fahren Sie also mit Sechsen vor, nämlich Waschschüsseln, und zwar eine für meinen Vater da drüben in jenes Kabinet, zwei für meine Schwestern, in das daneben, zwei für meine Vettern dort und eine für mich hier.“ Der Wirth flog fast noch schneller die Treppe hinab, als das angenehmste Purpurroth auf die Wangen der beiden hübschen Mädchen, die ich so eben als Schwestern adoptirt hatte; der alte Papa lachte aus vollem Halse und rief: „So ist's recht, auf Reisen muß man lustig sein!“ „Ja, und vor allen Dingen sich's so behaglich machen als möglich,“ setzte ich hinzu. Der Wirth und die Waschschüsseln kamen, wir verschwanden. Ziemlich zu gleicher Zeit traten wir alle wie neu geboren in den Salon, wo inzwischen der Tisch gedeckt und mit kühlem Wein besetzt war. Ich bot beiden jungen Damen den Arm, nahm an der breiten Seite des ovalen Tisches zwischen

ihnen Platz, setzte ihnen an die andere Hand die muntern Studenten, ungefähr wie vorher beim Wagen, und mir gegenüber den Papa, so daß er die halbe Tischweite für sich behielt. „Ich werde höflich genug sein," flüsterte ich meiner Nachbarin zur Rechten zu, „Ihren Herrn Vater mit Politik zu unterhalten, damit Sie mit Ihrem jungen Nachbar desto ungestörter von der schönen Gegend sprechen können." Sie schlug die Augen nieder, denn ein leiser Händedruck, den ich mir verstohlen erlaubte, gab ihr meine Meinung deutlich genug zu verstehen. Meiner Nachbarin zur Linken machte ich die Sache eben so leicht, und so war Alles aufs Beste in Ordnung. — Indessen verstrich die Zeit, und da ich mir vorgesetzt hatte, Freudenstadt noch zu erreichen, mußte ich bald ans Aufbrechen denken. Meinen Reisegefährten aber gefiel es zu wohl, um sich so schnell von ihren Nachbarinnen trennen zu können; ich rieth ihnen daher, bis gegen die Abendkühle zu bleiben und dann nur noch zwei Stunden weiter bis auf die Glashütte zu gehen, indem ich am folgenden Tage in Rippoldsau bleiben würde, wo sie mich bequem einholen könnten. Mein letztes Glas trank ich auf das Wohlergehen der jungen Damen, küßte ihnen zärtlichst die Hand und sagte dabei leise zu der jüngsten: „Ihrem Nachbar aber dürfen Sie die frischen Lippen nicht verweigern,"

jagte ihr dadurch alles Blut in die Wangen, umarmte hierauf den dicken Papa, der mich sehr lieb gewonnen hatte, und war in drei Sätzen auf der Gasse von Forbach. Bester Laune und Kraft wanderte ich jetzt das Thal hinauf, das, von hier an nur durch tiefgrüne Waldberge umschlossen, den Charakter einer düstern Einsamkeit annimmt. Nach zwei Stunden hatte ich die Glashütte erreicht, wo ich mich bei einer hübschen jungen Wirthin mit zwei allerliebsten Kindern durch einen Schoppen Wein und Sauerbrunnen erquickte. Eilig setzte ich meinen Weg weiter fort, nach Reichenbach, wo ich aber erst mit ganz dunkler Nacht eintraf. Ich hatte nun zehn Wegesstunden gemacht und war müde genug, um mir Ruhe zu wünschen, zumal da mein linker Fuß auf einer Blase stand, die, wie ich nachher entdeckte, die Größe eines Thalers hatte; mein Führer war noch ermüdeter als ich, und so entschloß ich mich denn, in einem romantisch gelegenen, einsamen Wirthshause zehn Minuten vor dem Oertchen zu bleiben. Es war mir aber recht verdrießlich, daß ich Freudenstadt nicht erreichte. Warum, soll der Leser im nächsten Kapitel erfahren. In diesem melde ich ihm nichts weiter, als, daß ich ein reizend gelegenes, freundliches Zimmer bezog, dessen eines Fenster den Blick das Thal hinunter, die andern die Aussicht auf die gegenüber liegenden freien Höhen ge-

währten; dicht unter dem Hause schäumte die rauschende Murg vorüber. Eine freundliche Wirthin, aus Heidelberg war sie gebürtig, hatte mir ein treffliches Abendessen bereitet, das aus guter Bouillon, Forellen, Geflügel und Backwerk bestand; ein elastisches Bett, breit, leicht (kein Alp, wie in Norddeutschland) nahm mich auf, ich schlief herrlich und träumte — gar nichts.

Elftes historisches Kapitel.

Freudenstadt. — Die liebliche Blondine. — Traurige Nachrichten. — Rippoldsau. — Der Knicbiß. — Wolfach.

Auf Fußreisen verlange ich mit Recht ausgezeichnetes Glück in Betreff des Wetters; sonst hole der Henker das ganze Vergnügen. Diesmal traf ich's, denn die Sonne schien so hell und blendend in meine Fenster, daß ich davon aufwachte. Gekleidet, gefrühstückt, bezahlt — sind nur drei Momente. Dem gesunden frischen Landmädchen, das mir den Kaffee brachte, schenkte ich ein Kopfstück; sie wollte es nicht annehmen und schien gar nicht zu wissen, was ein Trinkgeld sei. Erst auf Zureden der Wirthin nahm sie's.

Welch ein Land des goldenen Zeitalters, wo ein hübsches Dienstmädchen eine solche Gabe gar nicht kennt, und sich vor Freude und Dankbarkeit dabei geberdet, als hätte ich ihr ein Königreich, oder wenigstens einen neuen Brautstaat zum Geschenk gemacht! Ein prächtiger schwarzwälder Bauer mit rother Weste und dreieckigem Hut (wie ich sie schon oben abmalte) wurde mein neuer Führer und Waffenträger. Munteren Schrittes gingen wir durch das jetzt freiere Murgthal dahin, auf Freudenstadt zu. Leser der eleganten Zeitung können diesen Ort schon kennen, wenn sie meine Novelle: Die Räuber im Schwarzwalde nicht überschlagen haben, denn dort und auf der andern Seite des Kniebiß, den ich eben zur Rechten habe, und noch in diesem Kapitel zuverlässig besteige, fiel jene merkwürdige Geschichte vor. Doch ich will jetzt berichten, weshalb mir Freudenstadt eine Stadt der Trauer wurde. Gerade zehn Jahre nämlich war es her, daß ich nicht dort gewesen; wie denn überhaupt diese ganze Reise meistentheils eine Art Durchblättern alter Tagebücher aus der schönsten Jünglingszeit ist. Damals hatte ich von Heidelberg einen Spaziergang zu Fuß nach Stuttgart gemacht, und nahm meinen Weg von dort über das romantische Städtchen und Bergschloß Nagold, eben nach Freudenstadt. Es ging mir aber damals wie jetzt, d. h. ich hatte mir eine

ſtarke Blaſe unter den Fuß gelaufen. Sehr erfreulich war es mir alſo, den Poſtwagen in Nagold zu erwiſchen und als blinder Paſſagier (lahmer war ich zugleich) bis Freudenſtadt mitzufahren. Der Tag war rauh und merkwürdig zugleich, denn wir ſchrieben den 14ten October, wo 16 Jahre zuvor die Schlacht bei Jena donnerte. Ein hohler Wind brauſte über den Schwarzwald, finſtere Wolken zogen überhin, die Nacht ſank herab. Wie es einem einſamen Reiſenden zuweilen zu gehen pflegt, ſo überkam mich ein Gefühl unbeſtimmter Trauer, ich ſchien mir in der Wildniß plötzlich ſo weit getrennt von Heimath und Freunden, das Düſtere der Zeit und des Orts miſchte ſich darein, kurz es trat jene beſonders im Jünglingsalter ſo häufige, durch keinen beſtimmten Grund erklärte Wehmuth ein, wo man einem freundlichen Entgegentreten ſo ſehr leicht das Herz öffnet. Es wurde etwa 10 Uhr, als ich Freudenſtadt, nur von meinem Reiſegefährten, einem ziemlich ſtumpfen Menſchen, begleitet, erreichte. Der Poſtwagen hielt; ich fuhr aus dem Halbſchlummer, in den mich Müdigkeit und träumendes Sinnen verſenkt hatten, empor, ſah aus dem Wagen und entdeckte nichts, als ein matt erhelltes Fenſter. Der Wind heulte und trieb mir einen kalten Schlagregen ins Geſicht; die düſtere, faſt ſchaurige Stimmung erreichte ſo ihren höchſten Grad. Da

öffnete sich die Thür des Hauses, und ein heller Lichtschimmer fiel in den Wagen; kaum traute ich meinen Augen, als ich plötzlich ein allerliebstes blondlockiges Köpfchen, gegen Sturm und Regen in ein weißes Tuch gehüllt, am Schlage erblickte. Mit unbeschreiblicher Freundlichkeit und der ganzen Anmuth, die in dem süddeutschen Dialekt liegt, hieß uns das holde Mädchen willkommen und war sogleich auf das sorglichste beschäftigt, uns aus dem Wagen zu helfen, uns unsere Packete abzunehmen, kurz alle die Pflichten des Dienens und der Demuth, die, mit natürlicher Freundlichkeit geübt, dem weiblichen Geschlecht so reizend stehen, zu erfüllen. Daß wir es nicht duldeten, sondern das freundliche Kind nur als Führerin annahmen, um uns oben hinauf in das große Zimmer zu leuchten, versteht sich von selbst. Noch sehe ich das lange saalartige Gemach vor mir, in welchem der Tisch für die mit der Post erwarteten Fremden bereits gedeckt war. Mit behender Schnelligkeit trug das blonde Töchterchen des Hauses, denn diese war es, die Speisen auf und brachte uns den geforderten alten Markgräfler. Ich trank nicht, bevor sie ihn mit ihren frischen Lippen credenzt hatte; dann aber durchströmte mich das feurige Gold mit neuer Lebenskraft und Freude. — Mein Reisegefährte wurde eben so schnell müde als satt und ging schlafen. So blieb

ich denn mit dem freundlichen Mädchen allein, das sich mit ihrem Strickstrumpf auf meine Bitte unbefangen zu mir setzte, indem sie noch aufbleiben mußte, weil im Nebenzimmer vier Gäste aus der Stadt Whist spielten. Es hat mir von jeher eine schwer zu schildernde Freude gewährt, die kleinen Wünsche, Hoffnungen und Entwürfe eines solchen weiblichen Wesens, das in ferner Abgeschiedenheit heraufblüht, kennen zu lernen, und mich an dem unschuldigen Staunen zu weiden, mit dem es die Berichte von der großen prächtigen Welt der Städte, wie Erzählungen aus einem Lande der Mährchen vernimmt, wohin nur Glücklichere den Fuß setzen dürfen. Diese Freude machte ich mir auch jetzt; es war vielleicht unrecht, daß ich die Sehnsucht nach jenen fernen Wundern und Herrlichkeiten in der jungen Brust erweckte, denn sie konnte ja nicht wissen, wie eitel, falsch und trügerisch das Glück sei, das ihr eben so reizend als unerreichbar schien! Denn wenn ich ihr auch sagte, sie habe das bessere Theil erwählt und genieße des wahrhafteren Glücks in ihrem abgeschiedenen Wohnorte mitten im rauhen Gebirge — konnte sie es denn glauben? Und doch gewährte ihr diese Stunde so viel Freuden zugleich, trotz der bangen Sehnsucht, die meine Erzählungen in ihr erweckten. Wie aufmerksam sie hinhorchte, sah ich daran, daß sie, wenn die Gäste im Nebenzimmer geschellt hatten, nicht nur

so behend wie ein Reh dahin, sondern auch zu mir zurückflog, sobald sie das Begehren derselben erfüllt hatte. Endlich brachen diese auf und endigten damit auch mein Beisammensein mit dem freundlichen Kinde. Als ich ihr eine gute Nacht wünschte und dabei ihre Hand ergriff, fühlte ich den leisen Druck der ihrigen, und ihr blaues Auge sah mich an — es sagte etwas, das Worte nicht wiedergeben können — es schimmerte — nun zum Teufel, ich bedarf ja hier gar nicht der Sentimentalität, um dem Leser begreiflich zu machen, daß ich das holde Mädchen aus der Freudenstadt nicht wieder vergessen konnte, und daß ihr freundlich wehmüthiges: Gute Nacht, und Lebewohl, am nächsten Morgen, mir noch immer mit unvergeßlichem Tone nachklingt. Er denke sich's daher, mit welchen Gefühlen ich die ersten Häuser von Freudenstadt hinter der Bergwand an der Ecke des Thales heraustreten sah; und wie mir das Herz pochte, als ich durch das Thor der Stadt einging. „Das alles wäre sehr gut," höre ich den Leser sagen, „wenn nur nicht immer die verwünschten zehn Jahre uns die ganze Illusion verdürben; es ist ein rechter Beweis, daß nicht ein Funke Poesie in dem empfindsamen Reisebeschreiber steckt, denn sonst würde er doch wohl so viel armselige Erfindungskraft gehabt haben, seine Reise des Jahres 1822 um ein sieben oder acht Jahre

vor zu datiren." Trefflichster Leser, auf diesen erhabenen Gedanken wäre ich auch ohne Dich gerathen, wenn ich nicht zu viel dabei verlöre. Erstlich das Romantische der Erinnerung aus den Mannesjahren zurück in die Jünglingszeit; zweitens der wachsende Reiz, der in der wachsenden Ferne des Rückblicks liegt (denn was ist z. B. die Erinnerung eines Mannes an seine Knabenjahre, gegen eine von vor acht Tagen); drittens endlich die Macht der Wahrheit. Der Leser darf mir jetzt Alles aufs Haar glauben; hätte er aber gemerkt, daß ich ihm etwas vorflunkerte, wo bliebe sein Interesse an Personen und Ereignissen, welche mir begegnen und begegneten? Für poetische Gestalten müßte ich ja alles viel feiner auszeichnen! So kommt mir die Wirklichkeit mächtig zu Hülfe, und ich habe nur zu portraitiren. Und wer wollte sich am Ende nicht schämen, in der Macht der Illusion von dem alten Sänger Homeros übertroffen zu werden, dem Helena die ewig jugendliche und schöne blieb, von dem Tage ihrer Flucht mit Paris an bis zum Besuch des Telemachus in ihrem Hause zu Lacedämon (reichliche zwanzig Jahre), früherer Abenteuer nicht zu gedenken? Warum sollten also meine sechzehnjährigen Mädchen von 1822 nicht noch Liebreiz für 1832 behalten? Welch ein anmuthiges Bild konnte das blonde Töchterchen des Posthauses abgeben,

wenn ich sie etwa jetzt als junge Mutter mit zwei Engelchen von Kindern zum Besuch bei den Eltern fand? Und wenn sie sich dann des Reisenden, den sie nur eine Stunde in ihrem Leben gekannt, noch erinnert hätte? Kurz, mir schlug das Herz unruhig genug. Ich trat ins Posthaus; nicht die kleinste Localität war mir fremd geworden oder verändert. Eine reinlich gekleidete, aber blasse, kränkliche Frau von etwa 45 Jahren kam mir entgegen und hieß mich mit der diesen Gebirgsbewohnern eigenen Freundlichkeit willkommen. In Sprache, Gestalt und Gesichtszügen war es unabweisbar ausgedrückt, daß sie die Mutter des lieben Mädchens sei; und selbst in diesen alternden Zügen waren noch die Spuren eines frühern anmuthigen Reizes zu lesen. Sie nöthigte mich, in den wohlbekannten Saal zu treten und an der Tafel, die noch auf derselben Stelle wie damals stand, Platz zu nehmen. Ich bat um ein Frühstück; sie brachte es und blieb, da ich ein Gespräch mit ihr anfing, freundlich bei mir stehen. Nach einigen gleichgültigen Worten that ich gerade heraus, wiewohl mit innerster Angst die Antwort erwartend, die Frage nach ihrer Tochter. Da wurde der Blick der Armen feucht, Thränen rollten über ihre Wangen, sie sprach mit gepreßter Stimme: „In diesem Winter ist sie gestorben; sie war hier im Orte verheirathet." — Da auch

mir, denn auf dieſe Antwort war ich nicht gefaßt, eine Thräne ins Auge trat, konnte die Mutter ihren Schmerz nicht mehr bezwingen, ſondern ging ſtill weinend zum Zimmer hinaus, und mir ſchmeckte weder der Markgräfler, noch ſonſt etwas, ſondern ich ſah nur immer den leeren Seſſel an, wo das blühende Kind vor zehn Jahren neben mir geſeſſen und mir ſo bewegten Herzens zugehört hatte. Holde, früh gebrochene Blume! Nun ruht Dein junges Herz mit ſeinem Wünſchen und Bangen ſchon in der ſtillen, kühlen Erde und hat den tiefen Frieden! Du haſt an meinem Lebenspfade lieblich geblüht und gedufte; ein freundlicher Stern der Erinnerung, ſchimmerſt Du mir hell nach aus dem Dunkel vergangener Zeiten. Darum laß mich einige Blumen dankbar auf Dein wenig gekanntes Grab ſtreuen! Vielleicht wirft dann ein in fernen Zeiten Vorübergehender noch einen wehmüthigen Blick darauf, und ſeufzt mit mir, daß ſo viel Liebliches und Holdes ſo einſam blühen und verblühen muß! — Es trieb mich fort aus dem Städtchen. Wenn nicht drüben der waldige Bergrücken des Kniebiß ſo andere mächtige Erinnerungen in mir geweckt hätte, wenn nicht Landſchaft, Luft und Licht ſo heilend und erfriſchend wirkten, — ich würde lange die Trauer nicht aus der Bruſt verbannt haben.

Da aber der Leſer ſehr wenig Antheil an der gan-

zen Sache nimmt, wäre es eben so unrecht, wie gegen meinen Vortheil als Schriftsteller gehandelt, wenn ich mich nicht zusammenraffte und ihm andere Dinge erzählte, namentlich, daß ich meinen Weg jetzt über den Pfaffenwald nach Rippoldsau nahm, wobei mir der Kniebiß immer zur Rechten blieb. Bis auf die Höhe des Gebirgs war nichts Sonderliches zu sehen, als ein freundliches Mädchen von zehn Jahren, die mit einem großen Korbe auf den kleinen Schultern munter vor uns hersprang und uns einen nähern Fußpfad durch den Wald führte. Er senkte sich ins Thal und stieg dann an der Gebirgswand sanft hinauf, auf deren Höhe ein einsames, schon fast in schweizerischer Form gebautes Wirthshaus stand. Ein Gewitter war im Anzuge; wir kehrten daher ein, um es abzuwarten. Wahrlich zur rechten Zeit, denn kaum saß ich unter der bedachten Galerie, die sich rings um diese Häuser zu ziehen pflegt, als Sturm, Regen und Hagel zugleich losbrachen. Das Haus schien in einer Donnerwolke zu stehen, so krachte und blitzte es umher. Indessen blieb es unversehrt, und nach einer halben Stunde konnten wir den Weg bei dem gelinden erfrischenden Nachregen weiter fortsetzen. Als wir in das Waldthal hinabstiegen, wo Rippoldsau liegt, war der Himmel schon wieder ganz blau. Die schöne Kirche des eine halbe Stunde vor dem Bade gele-

genen Klosters bildet einen trefflichen Augenpunkt in der Landschaft. Das Thal ist grün, von ziemlich steilen und hohen Wänden umschlossen, auf denen Fichtenwald, Laubholz und ein wenig Feldbau am Fuße der Berge abwechseln. Ein munterer Bach rauscht durch die Wiesen; hinter einem hohen Laubgange steigen die Badgebäude auf. Wie in St. Gervais und einigen andern Schweizerbädern wohnen die sämmtlichen Brunnengäste in einem oder zwei großen Häusern, und von einem sonstigen Städtchen oder Oertchen ist nichts zu bemerken, es seien denn zwei oder drei Hütten. Ein solches Zusammenfinden einer glänzenden gebildeten Gesellschaft inmitten eines ganz einsamen Thales hat für den Reisenden etwas sehr Romantisches. Die Stadt- und Gesellschaftsfreuden gewinnen neuen Reiz durch die Folie der ländlichen Umgebung; es sieht beinahe aus, als hätten einige hundert Menschen eine große romantische Landpartie gemacht, oder gar den abenteuerlichen Gedanken gefaßt, eine Kolonie zu stiften, um ein ganz zwangloses Leben der Freude zu führen. Ein durchnäßter, bestäubter Fußreisender kommt zwar etwas wunderlich in eine so feine Gesellschaft hinein, doch Reise- und Badefreiheit machen ihn bald keck, wenn er nur den gültigen Paß geselliger Bildung aufzuweisen vermag. So setzte ich mich denn mit wahrem Vergnügen an die Brunnen-

tafel, um in der etwa hundert Personen starken Gesellschaft von eleganten Herren und Damen, wobei ein Dutzend ganz artiger Mädchen, zu speisen. Wenn man so unter einem Dache ißt, trinkt und schläft, wird man sehr rasch bekannt; Niemand ist Wirth, Niemand ist Gast, aber Jeder beides zugleich; Alt und Jung fühlt, welchen Reiz kleine Vertraulichkeiten und Freiheiten haben, und gestattet sich und andern ungleich mehr als sonst. Wahrlich, wer vorm Verlieben geschützt sein will, der gehe nie in ein solches Bad, wo er mit den artigsten Mädchen bei Sonnenaufgang schon im Freien frühstücken, mit ihnen durch Wald und Gebirge ziehen, Mittags an ihrer Seite sitzen und Abends gar noch einen Cotillon mit ihnen tanzen kann, und sie, um die Reize der Versuchung aufs Höchste zu treiben, nach dem Ball bis an die Thür ihres Schlafzimmers führen darf, ja vielleicht dicht daneben, nur durch die dünnste Wand getrennt, seine Lagerstätte hat. Ein Staat, der die Ehen befördern will, muß solche Bäder anlegen, denn sie sind gefährlicher als Armidens Zaubergärten, um zu dem gewagten Schritt zu verlocken. Der Leser malt sich dies gewiß selbst viel besser aus, als ich, wenn er auch nicht in Rippoldsau gewesen ist. Am besten aber thun dies zuverlässig meine beiden Reisegefährten aus Heidelberg, die ich, als ich vom Nachmittagsspazier-

gange zurückkehrte, vor dem Brunnenhause traf. Sie waren außer sich vor Vergnügen über das lustige Leben hier, zumal, da auf den Abend ein kleiner Ball Statt finden sollte, wo jeder tanzen durfte, wie er eben ging und stand. In der That kam es dazu, und meine muntern Studenten drehten sich flink im Kreise, bis die Glocke zehn schlug, welches nach dem Badegesetz die Mitternachtsstunde ist, mit der man den bösen Geistern der Nacht das Feld einräumt.

Leser, die auf Realitäten begierig sind, werden jetzt ein giftiges Aergerniß an mir nehmen, wenn ich ihnen meine Fußreise durch den Schwarzwald mit einer sorglosen Flüchtigkeit schildere, die schwerlich ihres Gleichen hat; dafür aber auch mit einer rapiden Schnelligkeit, die mir mancher danken wird. Zuerst bestieg ich am andern Morgen mit dem Medicíner den Kniebiß. Der kleine Jurist, der vielleicht ein Cicero, aber gewiß kein Cäsar wird, konnte nicht aus den Federn kommen. Wer den Kniebiß genauer kennen lernen will, der lese meine mehrgenannte Novelle: „Die Räuber im Schwarzwalde.“ Hier erfährt er auf Ehre und Gewissen nichts weiter von mir, als daß wir auf der wüsten Höhe zuerst beim Schulmeister ansprachen, aus dessen Stubenfenstern man die Alpenkette sieht (wenn das Wetter hell ist, wir sahen aber nichts); daß wir sodann die Alexanderschanze, die Franzosen-

ſchanze und die Schweden- oder Schwabenſchanze, welche letztere am 2. Juni 1796 geſtürmt wurde (ſiehe von Zentner, Beſchreibung des Renchthalts), beſtiegen, und endlich vom Roßbühel den wunderbaren Blick in das Renchthal genießen wollten, vor dem ich im Jahre 1822 mit gefeſſeltem Erſtaunen überraſcht ſtehen blieb. Allein es war auch damit nichts, denn als wir die Spitze der Oppenauer Steige erreichten, d. h. der Chauſſée, welche ſich aus dem Thale herauf bis hier auf dieſe höchſte Höhe des ſteilen Gebirges an Abgründen dahinzieht trieb ein verwünſchter Weſtwind ſo dichte Wolken von den Vogeſen her heran, daß man nicht mehr ſah als bei einem der berühmten Nebel in Amſterdam, wo die Leute ſich am hellen Tage an den Häuſern entlang tappen und doch einander um- und anrennen. Ich ſchwur aber, wie Albuquerque, der ſich den Bart wachſen ließ, bis er Ormus erobert hätte, auf dem Roßbühel liegen zu bleiben, bis die Wolken ſich zertheilten und ich in das reizende Thal hinunterblicken könnte, wo die holde unglückliche Elsbeth gewohnt hat. Nach einer Stunde zerriſſen die Nebelſchleier und die Landſchaft lag im Sonnenglanz vor mir. Aber die rechte Hand laſſe ich mir abhauen, wenn ich irgend einem Sterblichen hier dieſe wunderbare Ausſicht beſchreibe, und ihn nicht vielmehr ernſthaft ermahne, die Schilderung derſelben in mei-

ner Novelle nachzulesen. Man mag dies seltsam finden, allein ich kann mir nicht helfen; ein Autor, den andere nicht citiren, muß es selbst thun, und zu Ruf zu kommen suchen, wie junge Aerzte, die Nachts an den Häusern klingeln und nach sich selber fragen. Auch begegnete mir oben noch Mancherlei, was ich hier erzählen kann, weil es nicht in meiner Novelle steht. Dahin gehört der Umstand, daß aus dem Thale von Oppenau herauf drei Frauen mit mächtigen Körben voller Obst auf den Köpfen die schwindelnd steile Straße bis zu uns heransteigen, die wir neben der Schanze saßen und uns an dem Spiel der Wolken um das Haupt und ihrer Schatten um den Fuß des tief zerklüfteten Gebirges ergötzten. Wer dies Ereigniß nicht merkwürdig findet, der gehe in den Schwarzwald nach Oppenau, setze sich eine Last Pflaumen oder Birnen auf den Kopf und klettere dann damit die Oppenauer Steige hinauf. Die drei Frauen setzten ihre Last ab, um sich neben uns auszuruhen. Ich sagte drei Frauen, es war aber ein junges, hübsches Mädchen dabei, kaum sechzehn Jahre alt. Ins Herz schnitt mir's, dieses jugendliche Wesen schon so früh zu der härtesten Galeerenarbeit verdammt zu sehen; als Philanthrop äußerte ich ihr deshalb mein Bedauern. Doch sie rief fröhlich: „O! wenn ich nur mein Obst immer verkaufe, so will ich es alle Tage

hier herauf tragen, und auch noch bis Freudenstadt oder Rippoldsau, wo wir gewöhnlich hingehen." Ich fragte sie, wie theuer ihr ganzer Kram sei. „Hm!" meinte sie, „für einen kleinen Thaler kann der Herr alles zusammen kaufen." Mein Reisegefährte, der das Mädchen sehr hübsch fand und Recht dazu hatte, sah mich mit winkenden Augen an. Ich verstand, was er wollte, und stellte mich, als wolle ich auf den Handel eingehen. „Ein kleiner Thaler ist zu viel, einen Gulden möchte ich wohl daran wagen." Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, rief das Mädchen munter und mit leuchtenden Augen: „Wenn das Ernst ist, so zahle der Herr nur das Geld, das wollen wir annehmen; aber wo sollen wir denn das Obst hinbringen?" Ich erstaunte, denn ich hatte gemeint, nur auf die Last des Mädchens zu bieten, die mir selbst nach ihrer Forderung zu wohlfeil vorkam, aber siehe, ich hatte alle drei Körbe gekauft. Um indessen den Scherz zu Ende zu führen, sprach ich: „Gut, ich kaufe, aber ihr müßt es nach Rippoldsau bringen" (beiläufig vier Stunden Weges). „Herzlich gern," lautete die Antwort, die in dem Munde der älteren Frauen den Ton der Dankbarkeit, in dem des jungen Mädchens den der herzlichsten Freude annahm. Wo man so wohlfeil beglücken kann, da wäre man in der That des Aufhängens werth, wenn man es nicht

thäte. Ich zog die Börse und holte drei blanke neue Vierundzwanzigkreuzerstücke, also noch 12 Kreuzer über den Kaufpreis, heraus. Als das Mädchen das Geld sah, malte sich in ihren Zügen ein anmuthiges Erstaunen. „Ist's wirklich Ernst?" fragte sie, „ich meine, der Herr scherzt nur." Als ich nun vollends den fünften Akt des Lustspiels aufführte, ihr die drei Vierundzwanziger in den Schooß warf und erklärte: Der Handel sei nur um ihren Korb gemacht, sie möchte nun sehen, wie sie mit den andern beiden theilte, ihr Obst aber dazu behalten, da sprang sie munter wie ein Reh umher und rief: „O! nun kann ich Sonntag in Freudenstadt auch tanzen, wenn Ihr's erlaubt, Muhme!" Darauf brachte sie nicht nur den Antheil, sondern die ganze Summe jener älteren Frau, die redlich und fröhlich sogleich wieder mit ihrer Nachbarin theilte. Da ich vom Tanzen in Freudenstadt gehört hatte, fragte ich das junge Mädchen, ob sie nicht des Postmeisters Tochter gekannt habe. „Ei freilich," erwiederte sie in ihrer schwäbischen Mundart, „die arme Frau ist gestorben, sie liegt in der Freudenstadt begraben." Mir wurde wieder wehmüthig ums Herz. Ich zog nochmals die Börse, nahm einen kleinen Thaler in die Hand, zeigte ihn dem Mädchen und sprach: „Hier, mein Kind, dafür sollst Du mir etwas kaufen." Sie sah mich groß an, „Du

mußt aber verſprechen, daß Du Wort hältſt.“ Ihre ehrliche Miene that es, ohne daß ſie ſprach. „Kaufe in Freudenſtadt einen ſchönen Roſenſtock und ſetze ihn auf dem Grabe der jungen Frau ein, und wenn Du ihn fleißig begießen und pflegen willſt, ſo iſt dieſer andere kleine Thaler Dein.“ — — —

Wir ſaßen wohl noch eine gute Stunde auf dieſer wunderbaren Höhe, und die Bruſt wurde uns groß und weit bei dem Anblicke zu unſern Füßen. Endlich kehrten wir zurück, ſprachen nochmals bei dem Schulmeiſter an, der vielleicht den höchſten Lehrſtuhl in Deutſchland beſitzt, ergötzten uns an der hellen Stube, mit Heiligenbildern geſchmückt, deren Fenſter nach Norden und Süden einen Blick über eine Landſtrecke von 15 bis 20 Meilen gewähren, und kamen endlich mit der Mittagsſonne wieder in Rippoldsau an. Gleich nach eingenommenem Mittagsmahle, wobei wir unſern verſchlafenen Reiſegefährten, der im Bett geblieben war, tüchtig verſpotteten, machten wir uns auf den Weg nach Wolfach. Der Spaziergang dauerte etwa fünf Stunden, aber ſie verſchwinden wie fünf Minuten in dem reizenden Thale, durch welches der Weg ſich ſchlängelt. Viel zu beſchreiben gab es eben nicht, weil uns weder Abenteuer aufſtießen, noch die Landſchaft ſich zu weitläufigen Abbildungen mit der

Schreibfeder eignet. Denn den Autor will ich noch sehen, der die feinen Abwechselungen eines fünf Stunden langen Waldthales mit Dörfern, Mühlen, Schlössern, Weinbergen, Brücken und Stegen zu schildern vermag, ohne so langweilig zu werden, wie die monotone Friedrichsstraße zu Berlin, in der ich wohne. So viel sage ich indessen dem Leser, daß er etwanige Vorstellungen von der schauerlichen Wildheit des Schwarzwaldes an den Nagel hängen muß, als miserable Ammenmährchen, denn es giebt kein freundlicheres Gebirge als ihn, und darin kein freundlicheres Thal, als das Schapbacher, welches man von Rippoldsau nach Wolfach durchwandert. In Wolfach sah ich nichts als die kleine liebenswürdige Tochter des Wirthes, mit der ich mich den ganzen Abend neckte, bis ich — doch das gehört nicht für den Leser, denn er braucht nicht alles zu wissen, was mir auf meiner Reise begegnete.

Zwölftes hiſtoriſches Kapitel.

Hornberg. — Tryberg — Elzach. — Waldkirch. — Freiburg.

Da ich bisher in meiner Reiſebeſchreibung faſt ſo weitläufig geweſen bin, wie Triſtram Shandy in ſeiner Lebensbeſchreibung, ſo will ich jetzt, um den Leſer zu verſöhnen, eine ſo concentrirte Darſtellung der wichtigſten Ereigniſſe beginnen, daß Tacitus ein Schwätzer gegen mich ſein ſoll. Die Abwechſelung iſt die Würze des Lebens, ſo dachten auch wir Reiſende, und ſtatt unſern Weg zu Fuße fortzuſetzen, nahmen wir einen Wagen, um einmal wieder mit rechter Behaglichkeit munter durch das Thal zu rollen. Welch ein Morgen! Wie blau der Himmel, wie friſch die Lüfte, wie prächtig die Berge und Felſen! Das alte Schloß Hornberg liegt maleriſch, hoch über der Stadt. Zwei Stunden weiter erreicht man das berühmte Tryberg. „Berühmt?“ Allerdings, und ich muß denjenigen Leſer geringſchätzig behandeln, der nicht einmal

weiß, daß Tryberg ein Städtchen ist, welches aus einer einzigen breiten, von durchweg neuen Häusern gebildeten Gasse besteht, an deren Ende man in wunderbarer Perspective einen viel gezackten Wasserfall erblickt, der sich aus dem Schooß des grünen Waldgebirges gerade in die Stadt zu ergießen scheint. Ein Dutzend Knaben und Mädchen umringten unsern Wagen, als wir vor dem Wirthshause ausstiegen, und boten sich als Führer nach dem Wasserfalle an. Es schien zwar nicht, als bedürfe man eines Führers, da man nur seiner Nase zu folgen hatte, um den schönen Punkt zu erreichen. Indessen die Jugend des Schwarzwaldes will leben, und wo es schön ist, streut ein vergnügter Reisender gern eine Hand voll Geld unter das Volk. So wir in Tryberg. Dafür hatten wir aber auch nicht einen Führer, sondern eine ganze Cohorte, die mit uns die Wallfahrt nach dem Wasserfalle antrat. Ich bin kein Ruysdael, der bekanntlich Wald und Wasser am meisterhaftesten gemalt hat, sonst würde ich dem Leser hier den Tryberger Wasserfall en detail liefern. So beschränke ich mich aber, ihm zu sagen, daß er ein jüngerer Bruder, Sproß und Nachkomme des Gießbaches am Brienzer See ist. Eben so wie jener fällt er aus grünen Waldgrotten, in welche die Sonne ihr Gold reichlich verstreut, ins Thal hinab; er stürzt sich eben so wie sein älterer ko-

leſſalerer Bruder mit muthigem Sprunge ſchäumend von Stufe zu Stufe, ſo daß man nicht weiß, iſt er anmuthiger oder kühner. Wie dort, bauen ſich Stege quer über ihn hin, von denen man ſeinem Falle entgegen und nachſchauen kann. Wie von unten aus dem Städchen der Fall als ein ſilberner, wehender Schleier erſcheint, der am Ende der Gaſſe als Siegesbanner aufgepflanzt iſt, ſo ſieht man von hier oben die breite, geräumige Straße der Stadt mit ihren neuen hellſchimmernden Häuſern gewiſſermaßen als einen Vorhof, als ein Steinbaſſin, in das die ſchäumende Fluth ſich vom Zauberpalaſte des Gebirgs herab ergießen will. Der pathetiſche Vergleich, den ich hier nicht ohne einigen Schweiß und Stirnreiben zu Stande gebracht, erlaubt mir leider nicht, ohne ins Geſchmackloſe zu fallen, dem Leſer bemerkbar zu machen, wie unterhaltend es iſt, ſo von der einſamen Höhe des Gebirges herab mitten auf den Markt eines netten Städtchens zu ſchauen und ſich daran zu ergötzen, wie Enten, Gänſe, Hühner, Schweine, Betteljungen, Schafe, Ochſen, Eſel, Bauern, Puten, Dienſtmädchen, Pferde, Wagen und der Henker weiß was ſonſt noch alles, ſo munter durcheinander krabbeln. Denn ſah man etwa nicht die Kellner mit ihren weißen Schürzen müßig in der Thür des Gaſthofes ſtehen? (verſteht ſich alles mit meinem Frauenhofer und Utzſchnei-

der), konnte ich es etwa nicht belauschen, wie der Kutscher den Pferden Heu gab und der Hausknecht Wasser herantrug? Wäre es mir etwa verborgen geblieben, wie die Mädchen am Brunnen ihre Schöpfeimer vollrinnen und eine Viertelstunde lang überlaufen ließen, bevor die noch viel lebhafter sprudelnde Quelle ihrer Unterhaltung versiegt war? Kurz, war ich nicht Herr aller Geheimnisse der Stadt, falls sie nur mehr gehabt hätte, und saß doch dabei im tiefen, einsamen Walde auf der Höhe des Berges am brausenden Wasserfall, unter hohen, dunklen Tannen?

Aber ist das ein Stil, womit man den Tacitus zu beschämen denkt? Ich bessere mich geschwind und bin mit einem Satz wieder im Wagen, der uns aus dem Städtchen nachgekommen ist, und fahre über das Gebirge, Schönach und Prechthal nach Elzach, ein Weg von sechs Stunden, den ich hier den Leser in drei Secunden zurücklegen lasse. Er sei aber froh, daß ich nicht durch meinen Stil eine Schilderung desselben versucht habe, denn er würde sehr holperig ausgefallen sein. Aufrichtig darf ich's versichern, daß ich auf dieser Straße, besonders bei einem furchtbar steilen Abhang, den wir herunterfuhren, mich einigermaßen in die Empfindung jenes reisenden Staatsministers hinein fühlte, dem ein Postmeister in der Nacht achteckige Räder an den Wagen drehen ließ,

um ihn durch dieſe ſchwerlich angenehme Täuſchung zur Bewilligung einiger Fonds zur Ausbeſſerung der Landſtraßen zu veranlaſſen. — Elzach iſt ein nettes Städtchen, wo das Thal wieder freier wird, und das Gebirge ſich in grünen, ſanft geſchwungenen Linien von beiden Seiten der Straße hinzieht; thurmreiche Schlöſſer krönen einige eigenthümlich hervorragende Gipfel. — Bei Freiburg ergießt ſich das Thal breit und prächtig wie ein großer Strom in das ebene Meer des Breisgaues; der alte Dom ragt uns von Weitem entgegen; mit jedem Schritte wird's ſchöner um uns her, und freudig fahren wir in die ſchöne Stadt, jetzt die feſte Burg der Freiheit und Wiſſenſchaft ein.

Ich werde dem Leſer der Wahrheit gemäß berichten, was ich in Freiburg gethan; doch ſag ich's ihm vorher, auf Specialien darf er ſich nicht gefaßt machen. Da es faſt dämmerte, als wir uns im Wirthshauſe ſo eingerichtet hatten, um ausgehen zu können, blieb mir und meinen Reiſegefährten nichts weiter übrig, als auf den Domplatz zu gehen und an den Münſter hinauf zu ſtaunen, der, im Abglanze der Abendröthe ſchimmernd, hoch in das dämmernde Blau emporſtieg. Um die Spitze flatterten die Raben hin und wieder und ſetzten ſich ſogar auf den Knopf.

flatternde Raben haben insgemein etwas Schauerliches; hier aber nicht im Mindesten, sondern ihr ewiges Hin- und Herkreuzen um die höchsten Zinnen des Thurmes gab dem Gemälde nur eine eigenthümliche Lebendigkeit. In der Luft schien sich nur das Schauspiel zu wiederholen, das sich unten auf dem Markte begab, denn wie dort die flatternden Vögel, so kreuzten hier Gassenbuben, kleine Mädchen, aber auch größere, nett gekleidete Bürgertöchter, item Studenten mit Schnurrbärten und rothen Mützen, im bunten Schwirren durcheinander. Freilich stand der alte Dom besonders in den tiefern Massen, auf welche schon der Schatten der Dämmerung fiel, ernst und stumm, als Gegensatz zu diesem Treiben des Lebens rund um ihn her, da; so erzeugte sich denn jenes Gemisch von ernster Stille und heiterer Lebendigkeit, welches eben durch die Contraste sich selbst trägt und hebt. Ich sah mir den Dom jetzt mit ganz andern Augen an, als vor zehn Jahren; aber nicht, weil ich so viel älter geworden war, sondern nur, weil ich an meine Novelle, die Gewerke, dachte, welche nicht nur auf diesem Münsterplatze, sondern sogar auf dem höchsten Gipfel des Thurmes, dicht unter dem Knopfe selbst, spielt. Ich muß mich hier wieder selbst citiren, und erlaube mir, dem Leser die Versicherung zu geben, daß diese Novelle höchst interessant ist, und er sich

ſehr in ſeiner Bildung verſäumt, wenn er ſie ungeleſen, vorzüglich aber, wenn er ſie ungekauft läßt.

Vielleicht hätte ich ganz vergeſſen, daß ich mich eben in Freiburg, und nicht zu Berlin in meiner Stube befinde, wenn nicht das erhabene Läuten der Glocken von dem Dome herab mir ſo feierlich ans Ohr ſchallte. Nun erſt bekam der Thurm gewiſſermaßen eine Seele und das ganze Bild den rechten Ton des Abends. Je einſamer und ſtiller es droben in der Höhe wurde, je lebhafter wurde jetzt der Markt, und ich bekenne es offen, daß ich mich in der halben Stunde ein zehn bis funfzehn Mal verliebte, ſo zierlich nette Bürgertöchter und waſſerſchöpfende Dienſtmädchen ſtreiften an mir vorüber.

Daß uns doch das Fremdartige ſo viel ſtärker reizt! Ein Geſichtchen, das mir in Berlin allenfalls leidlich vorgekommen wäre, wurde hier durch fremde Tracht, Mundart und ganze Umgebung zu einem Engelsköpfchen; der Grund muß darin liegen, daß auch hier wie in der Kunſt die Phantaſie immer tauſend Mal mächtiger iſt, als die Wirklichkeit, die wir freilich und halb unbewußt ſo romantiſch und idylliſch aufſchmücken, als wir nur vermögen. Wenigſtens geht es mir ſo, und ich ſah kein weißes Spitzenhäubchen, zu dem ich mir nicht daheim im Hauſe den zierlichſten Spinnrocken, ein Stübchen mit

Blumen vor den Fenstern, ein reinliches, aber häusliches Kämmerchen mit blankem Schrein und Laden, womöglich aber auch noch ein Gärtchen hinter dem Hause, und darin eine Laube, gedacht hätte, wo das kleine Köpfchen an Sommerabenden wie der heutige, oder wohl gar in Mondscheinnächten, so verliebt und romantisch träumen mochte, als jemals ein Gretchen oder Klärchen. Himmel! Wenn es dir beschieden wäre, solch einen Engel aus seiner holden Niedrigkeit, aus der engen Begrenzung seines Glücks so recht auf die glänzendsten Höhen des Lebens zu tragen, und das stille Bächlein seiner Tage plötzlich in einen prächtigen Rheinstrom, oder gar ins Weltmeer zu leiten! Plötzlich fiel mir's ein, daß ich ja die beste Gelegenheit dazu hatte, meine Luftschlösser zu wirklichen auszubauen. Denn steckte nicht in meiner Brieftasche ein Brief, den mir die liebenswürdigste Freundin daheim für eine Freiburger Bürgerfrau gegeben hatte, mit der sie vor Jahren auf einer Reise zusammengestoßen war, und von ihr unendlich viel Gutes und Treuherziges erfahren hatte? Diese Frau besaß eine Tochter, für welche sogar ein Geschenk in meiner Tasche steckte, und ich Esel stand auf dem Markte und träumte, und bedachte nicht, daß mir das Schicksal selbst ja schon die bedeutungsvollsten Zeichen und Winke gegeben hatte, wie ich hier mein Glück ma-

chen ſollte. „Wo iſt der wilde Mann?“ rief ich plötzlich einen Bürger ſo haſtig an, als hätte ich ihn im Walde angepackt und ſeine Börſe gefordert. Der erſchrockene Mann zeigte mir vor Angſt gleich ſelber den Weg zum wilden, und da ich ihn nach der Bürgerfrau fragte, welcher mein Auftrag galt, geleitete er mich bis ans Haus. Allein ich fühle mich keineswegs veranlaßt, dem Leſer hier weitläufig auszumalen, wie es mir mit meinen Planen ging; ſondern ich ſage ihm nur, daß ich vor der Hand weder mit einer Freiburgerin verheirathet, noch verlobt bin, ja, auch mit keiner andern Tochter Deutſchlands, Europas und der vier übrigen Welttheile. Dies mag für alle die allerliebſten Freiburgerinnen, welche etwa dieſe Reiſebeſchreibung leſen (verſteht ſich aber auch für alle übrigen ſchönen Leſerinnen, da ich kein privilegium exclusivum ertheile), ein Wink ſein, mir einen zu geben, wenn ſich zwiſchen ihrem Herzen und meinen Schriften ein ſo zartes, aber mächtiges Band anknüpfen ſollte, als zwiſchen ihren niedlichen Geſichtern und meiner Bruſt. Ich ſtehe hier wie Papageno und zähle, nur langſamer als er, eins — zwei — aber ich werde mich hüten, weiter zu zählen, denn bis zum Aufhängen iſt es noch nicht mit mir gekommen, wiewohl ich Stunden der Verſuchung dazu habe. Darum, holde Schönen, winkt doch einmal!

ſchreibt mir ein zierliches Billetchen und laßt mich geſchickt errathen, woher es kommt! Sendet mir (ein ſolches Gratial dürfte ein Schriftſteller wohl erwarten, der Euch, wie er hofft, ſehr angenehm unterhält) eine niedliche Arbeit Eurer niedlichen Finger, — kurz, glaubt nur nicht, daß ich ein Klotz, ein Stock, ein Fels oder ein Bramarbas bin, der unempfindlich gegen zarte Triebe wäre! Sondern im Gegentheil, es bedarf nur einer kleinen Aufmunterung, und ich brenne lichterloh. Alſo Ihr Liebenswürdigſten, macht mir doch nur etwas Muth! Welch' ideales Leben könnt Ihr an der Seite des Dichters führen, falls Ihr nur ſehr gut kocht, denn freilich denke ich wie der alte Jeſuit:

Suum cuique proprium
Dat natura munus,
Ego nunquam potui
Scribere jejunus. — — —

* * *

Wenn aber das nicht eine Reiſebeſchreibung iſt, die ordentlich den Grimm aller Recenſenten herausfordert, ſo weiß ich nicht mehr, wie ich ihre Galle reizen ſoll. Denn bin ich nicht ſchon ein halbes Jahrhundert in Freiburg und habe dem Leſer noch ſo gut

wie gar nichts erzählt? Nicht ein Wort weiß er von den politischen Diskussionen, die ich Abends an der table d'hôte in dieser jakobinischen Stadt führte, nicht eine Sylbe erfährt er von dem allerliebsten Abenteuer, welches mir nach Tische begegnete. Beiläufig erwähne ich's allenfalls, daß ich am andern Morgen in die Messe ging und den Dom bestieg; wenn sich aber Jemand auf eine Beschreibung der herrlichen Aussicht von oben spitzt, so breche er getrost die Spitze nur wieder ab, oder stecke seine Nase in meine Novelle, die Gewerke *). Vollends aber darf er nicht erwarten, daß ich ihm etwa ein Protokoll über meinen Besuch bei dem edlen, würdigen Rotteck, dem Manne, der die Sanftmuth und Mäßigung des Herzens so schön mit dem energischen Feuersturm des Geistes verbindet, liefere; denn nichts hasse ich mehr, als diese Unverschämtheit der Reisenden, die einen berühmten Mann eine Stunde lang um die Goldkörner seiner schnell verrinnenden Zeit bringen, und dann der Welt die schiefste Karrikatur seiner geistigen Physiognomie als Portrait, oder auf dem lebenden Gesichte abgenommene Maske verkaufen. Eher könnte ich mich

*) Ich will den Leser schon zwingen, mein Leser zu werden. Unermüdlicher als Cato will ich auf mein Ceterum censeo zurückkommen.

gewilligt finden, dem Leser das Studenten-Kaffeehaus neben unserm Gasthofe, und die hübsche Nachbarin zu schildern, die ich mit dem Fernrohr aus meinem Zimmer beobachtete; allein da ich mir vorgenommen habe, jetzt einen rapiden Flug zu nehmen, um, was ich früher bei meinem Schneckengange an Zeit verloren, doch halb wieder einzubringen, so erfährt er auf Ehre nichts mehr von mir über Freiburg, als daß wir am Montag früh, es war der 19te August, nach Schaffhausen abfuhren, weshalb ich hier sogleich das

Dreizehnte historische Kapitel

beginnen muß, dem ich folgende Inhalts-Ueberschrift gebe: Die Hölle, Neustadt an der Höhe, Unadingen, Blomberg, Schaffhausen. Jedermann weiß es, deswegen aber erzähle ich's erst recht hier noch ein Mal, daß die gerade Straße von Freiburg nach Schaffhausen mitten durch die Hölle führt. Das grüne, freigeschwungene Waldthal, welches uns wieder in den Schwarzwald leitet, verengt sich nämlich allmählig bis zu einer schauerlichen Pforte, an der zwei kolossale Felsriesen Wache halten. Das Thor, welches

diese beiden Thürme bilden, und die Waldschlucht, in welche es uns hineinleitet, wird die Hölle genannt; dicht vor ihr liegt das Himmelreich, jenseit hebt sich der Weg steil empor und klimmt bis auf die nackten Höhen des Schwarzwaldes, wo in waldiger Einsamkeit ein, den von vielen Fenstern wohnlichen, hellglänzenden Schweizerhäusern ähnliches Wirthshaus den Reisenden freundlich aufnimmt. Ich benutze die Viertelstunde, während wir umspannen, dazu, dem Leser zu erzählen, daß wir jetzt zu Vier waren, indem ein frisch in Heidelberg creirter Dr. juris sich zu uns gesellt hatte, oder vielmehr in Freiburg von uns erwartet worden war, da seine Landsleute, meine bisherigen Reisegefährten (beiläufig sämmtlich Hamburger, freie Reichsstädter), sich dort mit ihm zu treffen verabredet hatten. Wir fahren jetzt mit Extrapost und dünken uns nicht wenig stolz, indem wir so die nächste Station hinter dem sogenannten Steig, Neustadt an der Höhe erreichen. Dies ist der Ort, wo die meisten Schwarzwälder Uhren verfertigt werden, welches ich für reelle Leser, denen es um Erweiterung ihrer Kenntnisse zu thun ist, hiermit erwähne. Sie werden mich aber sehr tadeln, wenn ich gestehe, daß ich, als wir eine solche Werkstätte besuchten, viel mehr nach den niedlichen Mädchen, die schon vom zehnten Jahre hier arbeiten, guckte, als nach dem Schnitzwerk,

den Rädern, Federn u. s. w., die sie verfertigten. Ein mechanisches Genie bin ich gerade nicht, und daher habe ich auch niemals den Zusammenhang einer Maschine begreifen können, weshalb mich's auch gar nicht weiter verwundert, daß es mir hier, wo mir der geschickte Verfertiger den Mechanismus einer seiner neu erfundenen Flötenuhren erklären wollte, nicht besser erging. Ich sagte zu Allem ja, und dachte zu Allem nein, und überlasse es dem Leser, zu denken, was er will.

Unadingen, die nächste Station, bot nichts Merkwürdiges da, als ein sehr schlechtes Mittagsbrod; der Leser kann mir's danken, wenn ich ihn nicht darauf einlade, sondern gleich mit ihm weiter fahre nach Blomberg, wobei er auf eine gute Stunde an dem Ursprunge der Donau vorbei kommt. Im Posthause zu Blomberg sah es aus wie in einer Räuberhöhle, denn es marschirten mehr als ein halbes Dutzend furchtbarer Kettenhunde, Bullenbeißer, Doggen, Wolfshunde u. s. w. auf dem Hofe umher, so daß man mit einigem Bedenken in diesen Thierzwinger hineinschritt. Da mir vollends der Handschuh aus dem Hute und zwischen zwei solchen Kötern niederfiel, die beide zugleich danach schnappten, kam ich mir ziemlich so kühn vor, wie der Ritter d'Eforges, als ich dem einen auf die Schnauze schlug und dem andern mit dem Re-

genschirme drohte, um mein Eigenthum wieder von der Erde aufheben zu können. Ein sehr interessantes, wichtiges Abenteuer. Ich bin aber noch nicht zu Ende, denn unmöglich kann ich's unerwähnt lassen, daß ich plötzlich ein wahres Madonnenbild von einem Mädchen, mit kleinen Schritten und sittsam züchtiger Haltung, über den Hof gehen sah. Sie verschwand in der Thür des Nebenhauses, von der gleich eine Treppe emporführte; auf den Stufen sah sie sich erst nach dem Fremden im Hofe, an dem sie gesenkten Auges vorübergegangen war, um und drehte dabei so graziös ihr niedliches Köpfchen über die Schulter zurück, daß ich meine ganze Poetasterei dafür gegeben hätte, wenn ich ein Genremaler gewesen wäre. Denn den würde ich (so unschicklich dergleichen Aeußerungen in einer Reisebeschreibung sind) zuverlässig für einen Esel erklären, der so ein Pinsel gewesen wäre, seinen Pinsel nicht sogleich in Thätigkeit zu setzen, um das ganze allerliebste Bildchen, den Posthof zu Blomberg, die Kettenhunde aller Racen und das auf der Treppe im Halbdunkel sich umschauende Madonnengesichtchen zu malen. Ich habe nun das Meinige gethan, um den Esel und Pinsel von mir abzustreifen, und mit Druckerfarbe ein Bildchen geliefert, so gut ich's vermochte. Doch wie gesagt, schade, daß kein Kolbe oder Pistorius oder Konstantin Schrödter bei uns im

Wagen saß, um besser für die Welt zu sorgen; er hätte auch nicht übel den Bischof von Constanz anbringen können, dem wir kurz zuvor begegnet waren. — Hinter Blomberg fährt man eine nackte, kalkige Höhe hinan; von oben aber sieht man plötzlich die ganze mächtige Alpenkette vor sich, vom Voralberg an bis zu dem Pilatus bei Luzern. Das Herz jauchzte mir auf bei dem Anblick dieser Berge, gegen die alles andere Gebirg so nüchtern, flach und unbedeutend wird, wie Zuckerwasser hinter altem Rheinwein. Bald aber verschwindet die blaue, schneeflimmernde Kette wieder, und wir fahren nun in einer ziemlich öden Landschaft auf Schaffhausen zu.

In der Dämmerung erreichten wir es, doch noch eben so, um die Lage der Stadt zwischen Rebenhügeln und Gärten übersehen zu können. Als wir in ihre Mauern einfuhren, war es jedoch schon dunkel geworden, und die düstre, schwerfällige, krummwinklige, groteske Bauart derselben machte einen höchst widerwärtigen Eindruck. Es war ungefähr, als rücke man in eine alte, wüste Polterkammer voller ungeheurer urgroßväterlicher Vorrathsschränke, Kisten und Laden ein. Beim Gasthofe zur Krone fuhren wir vor; kein Platz zu haben. Also ins Schwert; gleichfalls abgewiesen. Vertracktes Nest! rief unser Postillon und machte uns den Vorschlag, gerade durch nach

Neuhaus zu fahren, wo zehn Minuten vom Rheinfall ein vortreffliches Gasthaus stehe. Gut, es liegt uns nichts daran, in der Stadt zu schnarchen, wo Johannes von Müller in der Wiege gelegen hat. Wir fuhren durch und hatten nun den Rhein, den wir aber mehr hörten als sahen, zum Begleiter. Unser Schwager hatte jedoch seine Kenntnisse von dem Gasthofe zu Neuhaus nicht aus eigener Praxis, sondern nur durch Hörensagen erworben, und war, obgleich ein Vierziger, noch niemals weiter gefahren, als von Blomberg nach Schaffhausen oder Unadingen, und das ohne jemals die thörichte Neugier zu besitzen, seine Nase auch nur um eine Viertelzolls-Länge jenseit beider Orte hinaus zu stecken. Eine ehrenhafte Festigkeit und Treue im Beruf, die Jedermann hochschätzen muß, vorzüglich aber der Bischof E..... in P....., der in seiner herrlichen Rede beim Ordensfest 1833 in B..... so tiefsinnig dargethan hat, daß jeder Schuhmacher, der etwas über seinen Leisten denkt und kennt, ein gottloser Frevler ist, der wenigstens keinen Orden verdient. Unser Schwager wird also hoffentlich, weil er das Geleise seines Berufs stets so unerschüttert festgehalten (beiläufig mache ich den Leser aufmerksam, wie trefflich diese Metapher für einen Postillon gewählt ist), nächstens den Zähringer Löwen erhalten; von uns aber erhielt er gröbliche Redensarten, weil

wir bald merkten, daß er uns über Stock und Stein, bergauf, bergab, unschlüssig herumfuhr, und in der Finsterniß bald jede Möglichkeit, Neuhaus oder den Gasthof aufzufinden, verloren hatte. Dem Leser die lange Philippika mitzutheilen, welche ich in meinem Grimm, und gestachelt von Hunger und Müdigkeit, dem Verirrten hielt, möchte gegen die Gesetze des feinen Anstandes sein, weil zu viel von Tausendschockschwernoth, Himmelsacrament und ähnlichen Beschwörungsformeln darin vorkommen würde, ein Stil, der gegen Alles, was die Zartheit einer lesenden Welt gegenüber verlangen und erwarten darf, verstoßen würde. Genug, wir hielten endlich vor einem Hause, welches uns ein Feldwächter als einen großen Gasthof bezeichnet hatte. Zwar wurden wir mit aller Höflichkeit, indessen doch mit sichtlichem Befremden und einiger Verlegenheit aufgenommen, da Gäste, die mit Extrapost ankamen, doch für ungehörige Meubles in diesem Hause galten. Wir merkten es auch auf den ersten Blick, daß wir in eine gewöhnliche Dorfschenke gerathen waren, und muthmaßlich eine üble Nacht haben würden, da aber die Leute mit großer Freundlichkeit allen unsern Wünschen zuvorzukommen suchten, so konnten wir uns nicht entschließen, das Haus wieder zu verlassen, und uns allenfalls einen Führer nach dem Gasthofe, den wir suchten, mitzunehmen.

So blieben wir denn, mit dem ſtillen Mißmuthe eines gutmüthigen Soldaten, der ein ſchlechtes Quartier, aber einen ehrlichen, höflichen Wirth gefunden hat. Freilich waren Abendeſſen und Zimmer dürftig genug, und vollends der Wein ſehr geeignet, einem das Trinken abzugewöhnen; ja nicht einmal ein artiges Geſichtchen ließ ſich blicken, ſondern nur plumpe Mägde mit noch plumperen Holzſchuhen tölpelten durch das Haus. Da hole der Teufel das Reiſebeſchreiben und das Reiſen dazu; man kann nichts beſſeres thun, als ein Auge zudrücken, oder vielmehr alle beide, und ſeinen Aerger ausſchnarchen. Wie groß aber riß ich meine Augen wieder auf, als ich am Morgen aus dem Bette ſprang und das elende Haus, wie die verzauberte Schuſterfrau, in den prächtigſten Palaſt verwandelt fand; nämlich ſo wie ich die Naſe zum Fenſter hinausſteckte. Denn von der grünen Anhöhe, auf der es ſtand, ſah ich Schaffhauſen zwiſchen ſeinen Rebenhügeln ſich hinſtrecken, und im Halbkreiſe um mich, der ich im Centrum ſaß, ſchlang der Rhein ſein ſchäumendes ſmaragdgrünes Band. In jede Windung des romantiſchen Thales blickte ich hinein, ſah jede Hütte, jeden Steg, jeden Wieſenrain vor mir. Mädchen an der Waſchbank, angelnde Knaben, große Frachtfuhrwagen mit ihrem Schellengeläute und Peitſchenknall belebten das Bild. Aber hinter dieſem reizenden Vordergrunde ſtieg

die silberne Schneemauer der Alpenkette empor und umgürtete die Landschaft, so weit der Blick reichte. Ich erkannte das Stockhorn, die hohe Mythe bei Schwyz, das ganze Glärner Gebirg, den hohen Säntis und in Duft und Nebel sich verlierend die Graubündtner und Tyroler Alpen. Es ist ein Ueberblick der Alpenkette, wie man ihn kaum in Turin und Bern schöner hat. Daher weckte ich meine Reisegefährten sofort mit lautem Jubel; sie sprangen auf, an die Fenster und jauchzten wie ich, denn zugleich war der schönste Morgen angebrochen, das Licht funkelte in den Wellen des Rheins und ein blauer Himmel wölbte sich über die zarten Umrisse der Hügel und Berge. — In drei Minuten saßen wir beim Frühstück, und nach drei andern wanderten wir schon auf der thauigen Flur nach dem kaum eine Viertelstunde entfernten Rheinfall hinunter.

Jetzt darf der Leser auf eine höchst poetische Beschreibung desselben hoffen; aber er täuscht sich, und ich liefere ihm nichts, als die Notiz, daß in diesem Jahre das Wasser kleiner war, als da ich den Fall zum ersten Male sah. Denn wenn ich mit allen Kupferstichen, Steindrücken, Gemälden, Zeichnungen, Schilderungen und Beschreibungen wetteifern wollte, die schon von dem donnernden, brausenden Ungethüm gemacht worden sind, so müßte ich, gelind ausgedrückt,

nicht recht bei Troſte ſein. Dagegen ſoll die Welt erfahren, wie es mir erging, als wir die camera obscura beſuchten. Jeder, der nämlich ſchon ein Mal den Namen Schaffhauſen hat ausſprechen hören, oder eine geklexte, illuminirte Sechskreuzerabbildung von dem Rheinfall geſehen hat, weiß es ſo gut wie ich, daß demſelben gerade gegenüber ein Haus oder eine Art Thurm erbaut iſt, in welchem ſich eine camera obscura befindet, wo man das koloſſale Bild im kleinſten Rahmen eingefaßt ſehen kann. Kein Reiſender verſäumt es, dieſes dunkle Kämmerchen zu betreten, und ſollte er auch den Rheinfall ſelber darüber unbeſichtigt laſſen. So auch wir; nachdem wir uns von der höchſten Höhe des Schloſſes Lauffen bis in die tiefſte Tiefe des Rheinbettes, ja in den feuchten Staub des donnernden Waſſerſturzes ſelbſt begeben hatten, ſchifften wie wieder zurück und liefen in den Hafen des engen Kämmerchens ein. Er lag ſehr voller Schiffe, d. h. es waren ſchon andere beſichtigende Reiſende gelandet, deren ſämmtliche Bekanntſchaft wir droben im Dunklen machten. Alles ſtand um den weißen, aufgeſpannten, an Schnüren ſchwebenden Papierbogen geordnet und blickte mit einer Art von kindiſcher Freude das bewegliche Bild mit den blinkenden Zauberkreiſen und Wirbeln des Stromes an. Es war ſehr lebendig und anmuthig; noch viel anmuthiger und le-

bendiger aber schien mir die schlanke Blondine, die uns geöffnet hatte, und welche die Oberaufseherin der in diesem Cabinet aufgestapelten Kunstschätze ist. Da sie bescheiden zurücktrat, näherte ich mich ihr und sagte halb flüsternd: „Kann es einen ärgern Verrath an der Welt geben, als daß Sie Ihr Leben in beständigem Dunkel zubringen? Zwar sind die Sterne geschaffen, um in der Nacht zu leuchten, doch Sie sollten wie eine Sonne ein freundliches Lichtmeer rings um sich her verbreiten." Leise ergriff ich bei diesen Worten die kleine weiche Hand des Mädchens, um sie verstohlen zärtlich zu drücken. Sie ließ es mit halbem Widerstreben geschehen, doch trat sie ein wenig schüchtern zurück, vielleicht weil sie fürchten mochte, ich würde auf der so angenehm begonnenen Laufbahn weiter vordringen wollen. Dies war auch meine Absicht, allein in demselben Augenblicke riefen mehrere Stimmen zugleich: „Ein Sonnenblick! Ein Sonnenblick! Ein Regenbogen! „Die Sonne war nämlich hinter einer leichten weißen Wolkenverschleierung unbemerkt über die Berge gerückt und hob nun die Hülle von ihrem Antlitz, so daß der Staub des Rheinfalles plötzlich mit tausendfarbigen Irisflügeln in die Lüfte flatterte und gaukelnd und wehend über dem Toben des Sturzes hin und wieder schwebte. Die schöne Aufseherin erkannte sogleich ihre Pflicht, den Fenster-

vorhang empor zu ziehen, damit wir des prächtigen Schauſpiels nicht nur im Bilde, ſondern auch in der Wirklichkeit genießen ſollten. Es dauerte aber nur wenige Minuten, und da indeſſen einige neue Beſucher eingetreten waren, wurde das Gemach wieder verdunkelt, damit auch dieſe das Bild betrachten könnten. Die plötzliche Verdunkelung, nachdem man eben noch das Auge auf den blendenden Schaumkeſſel des Waſſerfalles geheftet hatte, beraubte uns abſolut jeder Sehkraft. Unter dem Grabe einer Schneelawine hätte es nicht ſo finſter ſein können, als es uns in dieſem Augenblicke ſchien. Doch war ich darauf vorbereitet geweſen und hatte meine Schöne, mit der ich den kleinen Roman zu ſpielen beabſichtigte, nicht außer Acht gelaſſen. So wie der Vorhang fiel, ſchlich ich mich leiſe wieder zu ihr hin, und es glückte mir, das allerliebſte Händchen wieder zu erhaſchen. Diesmal zog ſie es nicht zurück, ſondern erwiederte meinen Druck, ich darf ſagen mit Zärtlichkeit; und als ich nun die weiße Hand gegen meine Lippen führte, und ihren ſchönen Arm leiſe ſtreichelte, fühlte ich, daß ſie ſich zwar ſchüchtern, aber doch innig an mich anſchmiegte. Fortuna audaces juvat dachte ich, und ſchlang den linken Arm kühn um die ſchlanke Geſtalt, ſie aber neigte die Wange gegen die meinige, und duldete ſchweigend meine leiſen, zärtlichen Küſſe. Ei, dachte ich,

Du kleiner Schalk, wie genau haſt Du Dir's gemerkt, daß das plötzliche Licht alles blenden muß, und lächelte innerlich über die unergründliche Schelmerei aller Frauen. Da ertönte abermals der plötzliche Ruf: „Ein Sonnenblick!" Dieſer, und das blitzſchnelle Aufziehen des Vorhanges fielen in einen untheilbaren Moment zuſammen. Da das Licht bekanntlich ſechzigtauſend Meilen in einer einzigen Sekunde durchläuft, ſo brauchte es auch nicht ſonderlich lange Zeit, um den ganzen Raum unſerer kleinen Kammer zu füllen. Ich weiß daher nicht, wie ich es möglich machen ſoll, dem Leſer gradatim alle die Momente anſchaulich zu machen, welche ſich in dieſe eine untheilbare Secunde zuſammendrängten. Wenn er aber jemals geleſen hat, wie viel chemiſche Prozeſſe hintereinander vorgehen in dem Momente, wo ſich das Pulver in der Pfanne eines Schießgewehres entzündet, oder wenn er ſich erinnert, daß Mohammed, als er ſich einſt aufs Lager ſtreckte, plötzlich in einen Zauberſchlaf und Traum verſank, während deſſen er durch alle ſieben Paradieſe geführt und mit ihren Herrlichkeiten aufs Umſtändlichſte bekannt gemacht wurde, beim Erwachen aber ſah, daß das Waſſer aus dem Kruge, den er im Niederſinken umgeriſſen hatte, noch floß, — wenn, ſage ich, der Leſer ſich dieſer und ähnlicher Wahrheiten und Wunder erinnert, ſo wird er begreifen

können, daß alles, was ich ihm jetzt erzählen werde, sich in den Zeitraum von 1 bis 3 Secunden zusammendrängt. Der Ruf: „Ein Sonnenblick!" das Aufziehen des Rouleaus, das Aufschreien der Schönen, die ich mit dem Arm umschlungen hielt, unser Auseinanderfahren, ein lautes Auflachen der ganzen Gesellschaft, ein inwendiges „Verfluchter Zufall!" welches ich nur denken, nicht fluchen konnte, ein „Teufel, was ist das?" welches ein ziemlich dicker Mann, mir ähnlich an Statur, nicht nur dachte, sondern äußerst vernehmlich ausrief, sein Heranstürzen auf mich, als ob er ein Truthahn wäre, und ich ein rother Lappen (freilich mochte ich etwas rouge aufgelegt haben), kurz ein wahrer Aufruhr von Toben, Schrecken, Wuth und Gelächter war in die Gesellschaft gefahren; d. h. im ersten Moment. Im zweiten stand ich verblüfft da wie eine Salzsäule, denn urplötzlich sah ich, daß meine liebenswürdige Schöne sich verdoppelt haben mußte, denn die schlanke Blondine, welche die Aufsicht über das Kabinet führte, stand am Fenster und lächelte so schelmisch und boshaft, wie ich jemals habe ein Frauenzimmer lächeln sehen, wenn eine andere auf der That ertappt wird. Mir aber erstarrte das Herz im Busen, und wahrlich, ich hätte nicht gewagt, einen Blick nach meiner gefälligen, zärtlichen Nachbarin zur Seite zu richten, um zu sehen, ob sie

ſich verwandelt habe, wenn ſie ſich nicht angſtvoll zwiſchen mich und den auf mich zupolternden Mann geworfen hätte; da ſah ich denn freilich, daß ich mich im Dunklen getäuſcht und gegen eine ganz Fremde den Zärtlichen geſpielt hatte. Ihr Ruf: „Eduard, mein Himmel! ich glaubte, Du ſtündeſt neben mir!“ riß mir plötzlich die Binde von den Augen, und ich ſah nun wohl, was Amor mir für einen Schalksſtreich geſpielt hatte. Jetzt den gordiſchen Knoten der Irrthümer aufzulöſen, ohne ihn zu zerhauen, die eine Schöne zu retten, ohne die andere Preis zu geben, das war eine Aufgabe, die einen Diplomaten forderte, doch die Schwierigkeit der Löſung ſtachelte meinen Ehrgeiz. Ich dachte mit Virgil:

Una salus desperantibus nullam sperare salutem,

und beſchloß, was ich mit Keckheit angefangen hatte, mit Unverſchämtheit zu vollenden. Daher ſchlug ich ein helles Gelächter auf und rief: „Habe ich nun meine Wette gewonnen? Wollen Sie nun noch behaupten, daß die Ahnung in der Liebe ſo allmächtig ſey? Iſt es mir nicht gelungen, Sie zu täuſchen? Nun liebſte liebenswürdige Couſine, ſein Sie nur nicht bange und nicht böſe, und Sie, liebſter Vetter, beruhigen Sie ſich und legen Sie Ihrer Eiferſucht einen Kappzaum an, denn geſchehen iſt geſchehen, den Kuß

habe ich weg, und die sechs Flaschen Champagner auch. Ich berufe mich auf die Cousine selbst. Sie soll es nur einmal leugnen, daß sie mir den zärtlichsten Kuß nicht nur gestattet, sondern auch erwiedert hat! Ja, mein schönstes Cousinchen, Ihr allerliebster Zorn hilft Ihnen nun nichts mehr, Sie müssen sich überwunden geben. Weshalb gehen Sie so verfängliche Wetten ein mit einem Böswicht, wie ich bin? Ich sagte es Ihnen ja gleich, daß ich alles daran setzen wollte, zu gewinnen, und mit Glanz zu gewinnen, d. h. vor vielen Zeugen. Jetzt frage ich die Gesellschaft, ob es mir geglückt ist, der Sosias oder Doppelgänger dieses donnernden Jupiter hier zu sein?" Nach dieser frechen Rede hatte sich der Zorn des beleidigten Ehemannes (denn daß die Blondine seine Gattin war, hat der Leser wohl noch schneller errathen, als ich) in ein so perplexes Erstaunen verwandelt, daß er nicht ein Wort hervorzubringen wußte; und zuverlässig hätte jetzt seine und ihre Verlegenheit wieder alles aufs Spiel gesetzt, wenn ich nicht schnell auf einen neuen Blitzableiter verfallen wäre. Ich fuhr nämlich fort: „Aber ich bin nicht ungroßmüthig; da ich den köstlichsten Preis unserer Wette gewonnen habe, den süßesten Kuß von diesen Lippen und den zärtlichsten Druck dieser kleinen Hand (hierbei ergriff ich ohne Umstände abermals auf galante Weise die Hand der jungen Frau und küßte

sie mit Ehrerbietung), so will ich zwar dem zweiten Preise nicht entsagen, aber doch auch meinen Antheil dazu liefern, unter der Bedingung, daß wir Alle, wie wir hier sind, an der fröhlichen Wette Theil nehmen und den schäumenden, brausenden Champagner im Angesicht des schäumenden, brausenden Rheines trinken. Topp, Eduard!" rief ich und streckte meine Hand gegen den verdutzten Ehemann aus. „Schlag ein, und wir wollen gleich hinaus, um als Wirthe Alles in Ordnung zu bringen." — Ich hatte den armen Teufel mit dem Netze meiner Dreistigkeit so umgarnt, daß er allen Willen verloren hatte und wie kleine Vögel, der Klapperschlange gegenüber, weder fliegen noch ausweichen konnte. Er schlug daher auch mechanisch ein und ließ sich von mir zur Thür hinausziehen. Draußen erklärte ich ihm die ganze Sache mit zwei Worten und setzte hinzu: „Sie sehen, wir sind Alle unschuldig, aber der Teufel hat uns einen Streich gespielt, und es kam daher nur darauf an, den alten Schadenstifter zu überlisten. Wir müssen nun die beste Miene zum bösen Spiel machen. Sagen Sie mir daher geschwind, ist noch Jemand in der Gesellschaft, der Sie kennt?" — „Keine Seele," antwortete er. „Vortrefflich!" rief ich. „So kann Niemand einen Zweifel in unsere alte Bekanntschaft und die Verwandtschaft Ihrer liebenswürdigen Frau mit mir setzen.

Den Champagner bezahle ich; der glückliche Moment, den mir die irrthümliche Zärtlichkeit Ihrer Gattin verschafft hat, ist tausend Mal mehr werth. Wir werden ein köstliches Frühstück genießen, heiter und bester Dinge werden, und etwas zu lachen haben für lange Zeit. Im Champagner wollen wir die Brüderschaft, zu der uns jetzt der Zufall brachte, erneuern, aber ich muß dann auch durchaus noch einen Kuß von meiner allerliebsten Adoptivcousine bekommen." Nun erst schien es einigermaßen Tag zu werden in dem Hirnkasten des Ehemannes; denn plötzlich lachte er laut auf und rief: „Nun meinethalben, das ist aber auf Ehre die verfluchteste Geschichte, die ich jemals erlebt habe. Man könnte eine Komödie davon schreiben! Was wird meine arme kleine Louise für einen Schreck gehabt haben, und was mag sie noch für Angst ausstehen. Nun desto größer wird jetzt ihre Freude sein! Aber Sie, mein Herr, sind denn doch ein so lockerer Vogel, wie' seit Noah's Zeiten einer auf der Erde umhergeflattert ist. Lange möchte ich Sie doch nicht so in meiner Nähe haben, denn Sie wären im Stande, mir meine Frau vor der Nase wegzukapern, und mich am Ende noch obendrein so zu verblüffen, daß ich meinen eigenen Augen nicht traute." — Wir trafen jetzt noch die nöthigsten Verabredungen, um unsere Aussagen der Gesellschaft gegenüber einstimmig zu ma-

chen. Dann ging ich, das Frühstück zu besorgen, und der Ehemann kehrte zu seiner Gattin zurück, um die Arme aus ihrer Todesangst zu reißen und sie in alles einzuweihen.

Auf einem schattigen Platze, gerade dem Rheinfalle gegenüber, waren bald einige Tische und Stühle zusammengesetzt; in kurzer Zeit kehrte auch der Bote aus dem Wirthshause in Begleitung des Kellners zurück, der das Frühstück in großen Körben herbeibringen ließ. Die Tische wurden gedeckt und besetzt, und ich eilte hinauf, die Gesellschaft einzuladen. Da eben keine Gäste weiter da waren und man das Haus beständig im Angesicht behielt, bestand ich darauf, daß die artige Blondine, die zu der ganzen Täuschung Anlaß gegeben hatte, sich mit uns zu Tische setzen solle. Nach einigem Weigern willigte sie ein. Ich führte die beiden Schönen hinab, nahm meinen Platz zwischen ihnen, und gruppirte die übrigen Gäste in möglichst bunter Reihe, doch so, daß wir alle den Rheinfall im Auge behielten. Das schönste Wetter, laue Lüfte, ein säuselndes Buchendach über uns, Spielen der Sonne im Laub und Grün, prächtiges Brausen des Wasserfalles, heiterer Sinn, schöne Frauen und Mädchen, deren Herz durch die Luft offener, deren Sitte in der großen freien Natur weniger beengt war, — und in allen diesen Zündstoff die Funken und

und Blitze des sprudelnden Champagners — wie hätte da nicht bald die Lust so frei, keck, ja übermüthig werden sollen, daß alle Bedenklichkeiten in dem rauschend perlenden Strom der Freude versunken waren? So fragte ich denn auch meine Nachbarinnen: „Soll ich nicht die ganze Wahrheit sagen? Und währet ehrlich nicht doch am längsten? Und kann einer hier wagen, uns schuldig zu nennen?" „Wenn mein Mann nichts dawider hat," erwiederte die junge Frau hold erröthend, „mir wäre die volle Wahrheit allerdings lieber." Der Mann willigte ein, und so zog ich denn zum Erstaunen der Gesellschaft den Schleier von der Begebenheit, wobei ich natürlich die so anmuthige Aufseherin der camera obscura als eine kleine Spröde darstellte, die mich durch ihre kecke, kurze Abfertigung beim ersten Versuch erst recht zu einem kühnern zweiten gereizt hätte. Die Geschichte wurde mit jubelndem Beifalle aufgenommen, und als ich vollends das Glas erhob, um die Gesundheit meiner beiden Nachbarinnen auszubringen, da tönte Freudenruf und Gläserklang in das hehre, ferne Brausen des Rheinfalles, und jedes Herz schlug hoch empor im fröhlichen Sturm der Freude. Als sich das Getümmel ein wenig gelegt hatte, pochte ein alter jovialer Herr mit dem Glase auf den Tisch und begehrte das Wort. „Ich bin," sprach er, „der Nestor der Gesellschaft. Die Al-

ten ernannten die Alten zu ihren Richtern; daher eigne ich mir jetzt ein Richteramt zu. Es sind hier allerdings kleine Frevel begangen worden, die leicht zu großem Unheil hätten führen können. Unser Freund," dabei deutete er auf mich, „hat den Ruf zweier Frauen mit leichtsinnigem Uebermuthe gefährdet. Dafür sei er hier öffentlich getadelt und zur demüthigen Buße verurtheilt. Ich befehle ihm, sich vor jeder einzelnen Schönen in unserm Kreise demüthig aufs Knie niederzulassen, den Saum ihres Gewandes zu küssen, und sie im Namen ihres ganzen Geschlechts um Vergebung zu bitten, ohne daß sie ihm eine freundliche Hand zur Versöhnung und zum Kuß darreichen darf. Vollziehen Sie jetzt diesen Theil meines Erkenntnisses, sodann werde ich den zweiten aussprechen." Ich that es. Als ich auf meinen Platz zurückgekehrt war, begann der Nestor von Neuem: „Wir dürfen aber auch nicht leugnen, daß der Frevler noch in Zeiten Reue fühlte und mit kecker Gewandtheit das fast verlorene Spiel wieder zu retten wußte, so daß, was zu Unheil und Verderben führen konnte, aufs glücklichste zu Aller Freude ausschlug. Dafür verdient er eine Belohnung, und ich decretire hiermit, daß ihm seine beiden schönen Nachbarinnen jetzt freiwillig und gütig gewähren sollen, was er schelmisch zu rauben gedachte, nämlich einen sittigen Minnesold. Er soll

ohne Einspruch eines Ehemannes, Bräutigams, Vaters oder Bruders drei Rosen von jedem Lippenpaar pflücken dürfen. So werde denn auch dieser zweite Theil meines Erkenntnisses vollzogen, alsdann will ich den dritten sprechen." Ob ich jetzt dem Richter den Gehorsam weigerte, oder ob meine beiden Nachbarinnen es wagten, sich der ernsten Themis widerspenstig zu zeigen, das mag sich der Leser selbst beantworten; er kann sich's aber vorstellen, daß man am Rheinfall nicht ohne Begeisterung Nektar von rosigen Lippen trinkt, aber auch nicht ohne bange Beklemmung, denn Amor lächelt keinem, ohne ihn mit der Spitze des Pfeiles verstohlen schmerzlich zu ritzen. — „Nun der dritte Theil meines Erkenntnisses," hub der Nestor wieder an. „Da der Inculpat nur ab instantia absolvirt ist, so könnten wir ihn zwar füglich in alle Kosten des Prozesses verurtheilen. Allein unsere Ehre fordert, daß wir, die wir von seinem Vergehen Vortheil gezogen, den Eigennutz weltlicher Richter fahren lassen. Ich verordne daher, daß nicht wir seine Gäste auf diesem Frühstück seien, sondern vielmehr er der unsere. Er hat uns mit einer anmuthigen Geschichte bewirthet, wir wollen ihm den Ehrensold des Dichters in perlendem Weine auszahlen. Und da alle Gerichte von dem Haupte ab verantwortlich sein müssen, wenn die Verurtheilten Re-

gressum an sie nehmen, so erkläre ich, im Fall der dritte Punkt meines Urtheils nicht genehmigt wird, mit meiner Regreßpflichtigkeit voranzugehen." Doch unser Minos hatte kaum geendet, als ein jubelnder Beifall ihn unterbrach, der statt der Unterzeichnung des Erkenntnisses vollgültig eintrat. Das Urtheil war durch Acclamation angenommen, und ich somit aus dem Wirthe Aller in den Gast Aller verwandelt.

Nur der Umstand, daß mein Abenteuer unter diesen freundlichen Gästen oder Wirthen, — wie soll ich sie nennen? — so wohlgefällig und gütig aufgenommen wurde, konnte mir den Muth geben, auch eine sehr verehrte lesende Welt darauf einzuladen. Möchte sie wenigstens nicht härter über den Inculpaten urtheilen, als der Nestor am Rheinfall, und ihn ästhetisch und moralisch auch mindestens ab instantia absolviren.

Vierzehntes historisches Kapitel.

Stein am Rhein. — Steckborn. — Das Dampfschiff. — Constanz. — Der Bodensee.

Eine Lust, die nicht zuletzt ein Ende nimmt, ist doch nur etwas Langweiliges; so sehnte ich mich denn auch nach dem Ende des Frühstücks. Ja ich wünschte auch die ganze Reise wäre bald am Ende, und ich denke daher scharf daran, wie ich aufs Schnellste nach Holland gelange. Doch zuvörderst muß der Leser mit mir den Vorsee und den Bodensee befahren, und ich muß ihn in allerlei gute und schlechte Gesellschaft bringen. Von Schaffhausen fuhren wir in einer eleganten Chaise nach Steckborn ab, waren dabei aber sehr thöricht, denn wir hätten aufs Vortrefflichste mit dem Dampfschiffe bis Constanz gelangen können, erfuhren es aber nur zu spät. Mit tausend Erinnerungen legte ich den reizenden Weg hart am Rande des smaragdenen Rheines entlang zurück, denn es war ja vor zehn

Jahren die erste Schweizerwanderung, die ich antrat, und ich schwelgte damals in einem unbeschreiblichen Entzücken. Den Gasthof zu Dießenhofen, aus dessen Fenstern man sich unmittelbar in den Rhein stürzen kann, sah ich wieder wie eine Jugendgeliebte. Die Burg bei Stein am Rhein und das zackige, stolze Hohenwyl begrüßte ich wie ritterliche Jugendgenossen. Doch gleich einem Morgentraum von unbeschreiblich schönen Zauberreichen sah ich den blauen, unermeßlichen Spiegel des Bodensees vor mir schimmern, und den Himmel verschönt aus seiner Tiefe heraufläcHeIn. Damals erreichten wir diese schöne Stelle unter einem warmen silbernen Staubregen, und der See lag grau verdämmernd vor uns; dennoch bot er ein reizendes Bild dar in seiner anmuthigen Umschließung von grünen, sanften Hügeln. Wie lächelte er aber jetzt, wie schlug er das tiefe blaue Auge wunderbar auf, und hauchte der Landschaft eine Seele ein? — Es schiene mir hier der Ort, ein ernsthaftes Wort mit den Landschaftsmalern zu reden über das, was das Wasser in einer Landschaft bedeutet, allein ich muß nach Steckborn, und kann daher nichts thun, als sie an Novalis verweisen, der die ganze Grundtheorie in einer Zeile abhandelt, indem er unbeschreiblich schön und wahr sagt: „Der Strom ist das Auge der Landschaft." — Denkt daran, ihr Farbenkleckser.

Steckborn ist ein reinliches, nettes, lebendiges Städtchen, gerade so groß, als es Platz hat zu sein, nämlich so breit der Raum zwischen See und Bergen ist, der an manchen Stellen nur eben für die Chaussée, an den breitesten nur für Oertchen mit einer Gasse Platz darbietet. Steckborn aber liegt auf einem etwas breiteren Territorium. Ich weiß nicht, ob sich der Leser recht die Behaglichkeit vorstellen kann, mit der man zur heißen Mittagszeit in einen kühlen, wohlgelüfteten Saal eintritt, dessen Fenster mit Blumen und Marquisen vergittert und beschattet sind. Zumal wenn einem in großem Waschbecken der halbe Bodensee zur Erfrischung entgegen getragen wird. Ich meines Theils duckte unter wie ein badender Kanarienvogel, und kam so erfrischt heraus, wie jener türkische Greis, der den Kopf in den Zauberbrunnen steckte, und ihn als Jüngling herauszog. Der Bodensee hat etwas von dieser Kraft, denn er ist selber ein blühender Jüngling, und darum erfrischt uns seine Nähe mit Jugendlust. Wenn ich aber hier noch lange so pathetisch fortfahre, so komme ich nicht zum Essen, und ich bin es doch der Wirthin in Steckborn schuldig, ihr rasch aufgetragenes, wohlbereitetes Mittagsessen hier im Angesichte Deutschlands dankbar zu rühmen. Nach Tische ergriffen meine Reisegefährten den Wanderstab, um über die Berge nach Constanz

zu gehen, auf diesem Wege aber ein Belvedere zu besteigen, das an Reichthum des Ueberblicks seines Gleichen nicht haben soll. Allerdings ist ein Punkt auf einer der Vorhöhen des Bodensees, wo man diesen und die ganze Kette des Schwarzwaldes und der rauhen Alp auf der einen Seite, und auf der andern St. Gallen, Appenzell mit dem Säntis-Stock dicht vor sich und hinter ihnen die ganze Schneemauer der Hochalpen übersieht, nicht ungeschickt zur Erbauung einer solchen Warte gewählt. Mir kam jedoch die Fahrt auf dem duftigen See noch reizender vor, und ich beschloß daher, mich bis Abends von meinen Reisegefährten zu trennen und mein Heil auf dem Dampfschiffe zu versuchen, d. h. Abenteuern auf eigne Hand entgegen zu gehen. Die Wirthin führte mich in einen Saal, dessen Fenster auf den See hinaus gingen, und wo ich die rauchende Dampfsäule schon von weitem her wie einen fernen Krater erblicken konnte, sobald das Schiff um eine anderhalb Stunden weit entfernte Landspitze segeln würde. Einstweilen aber ließ ich die Blicke über den See und nach der grünen Insel Reichenau hinüberschweifen und ergötzte mich an der plätschernden Jugend Steckborns, die unter meinem Fenster im See herumschwamm. Wäre es Mondschein gewesen, so würden badende Nymphen die Landschaft freilich reizender staffirt ha-

ben, und leicht könnte ich dem Leſer ein ſolches romantiſches Bild, wie ich es ein Mal am Murtener See in der früheſten Morgendämmerung ſah, hier vormalen, wenn ich mir nicht, was man, wie ich hoffe, ſchon bemerkt hat, die ſtrengſte Wahrheitsliebe in dieſer Reiſebeſchreibung zur Pflicht gemacht hätte. — Jetzt bog das dampfende Fahrzeug um das Vorgebirge; ich machte mich reiſefertig, und nach einer Viertelſtunde ſchwamm ich auf einem leichten Nachen über den See dahin, enterte am Dampfſchiffe und war mit zwei Sätzen auf dem Verdeck deſſelben. Vergnügt ſchaute ich mich um nach der Geſellſchaft, die unter dem luftigen Zelte auf dem Deck ſaß, und bei Scherz und Plaudern, bei gefüllten Flaſchen und Gläſern die reizende Fahrt nur noch als ein Acceſſorium in den Kauf zu nehmen ſchien zu ihrer geſelligen Freude. Dadurch eben, daß eine Dampfſchifffahrt auf den breiten Seen und Strömen des Binnenlandes alle Genüſſe und Vortheile eines behaglichen Verweilens mit dem eines pfeilgeſchwinden Vordringens und Durchſtreifens der Landſchaft vereinigt, bekommt ſie jenen Doppelreiz, der das Vergnügen nicht theilt, ſondern potenzirt. Ich nahm Platz auf einem Seſſel am Tiſch, ſtellte einen Schoppen kühlen Weins, den ich durch Zucker und Mineralbrunnen in den brauſendſten Champagner verwandelte, vor mich hin, und ließ, trinkend

und ſchwatzend mit einer lieblichen Nachbarin, die reizenden Bilder des Ufers an mir vorüberziehen. Zuerſt ſah ich Berlingen, deſſen Häuſer kaum Platz finden zwiſchen See und Hügeln, und ſich reinlich im Waſſerſpiegel verdoppeln; ich ſah auch den Gaſthof, wo ich vor zehn Jahren gewohnt, und das Fenſter, aus dem ich in den ſanften lauen Silberregen hinaus die Blicke über den in Nebel gehüllten See ſchweifen ließ. Dann zeigte ſich Ermatingen, welches gerade der Inſel Reichenau gegenüber liegt. Endlich gewahrte man die Thürme und den alterthümlichen Dom von Conſtanz, das aus den Wellen ſelber emporzuſteigen ſchien, und ſich auf dem blauen Hintergrunde des Himmels in ſcharfen, zackigen Formen abzeichnete. Jetzt ſtiegen die Hügel zur Seite grüner und höher auf, geſchmückt mit reichem Felderteppich und bunt zerſtreuten Landhäuſern, in deren einem die Königin Hortenſia gewohnt; auf einem ferneren Gipfel entdeckte ich auch die Warte, auf der meine Freunde eben weilen mußten. — Indeſſen ſenkte ſich die Sonne, und ein leichtes duftiges Abendroth fing an, das durchſichtige Gewölk zu färben. Bald wurde der Himmel im Oſten ſchattig und blau; der See ſchäumte mit blinkend gekrönten Wellen auf, und ein Goldſtrom badete glänzend die Bruſt des Schiffes und zog in tauſend Perlen eine leichte Bahn hinter ihm durch den dunklen See. Er

färbte ſich immer tiefer und purpurner; bald ſchwammen wir auf roſiger Fluth, die uns kühl duftig entgegen athmete. Die Berge und die Thürme von Conſtanz ſtanden dunkel vom Heiligenſchein der Abendröthe umfloſſen; der Wind regte friſchere Flügel; unſere Rauchſäule zog wie eine ſchwarze Fahne flatternd und wegend über uns dahin. Nach und nach verglommen die glühenden Farben, und bei einem lieblich dämmernden Nachſchimmer des Abendroths landeten wir am Hafendamme zu Conſtanz.

Ich ſprang ans Land wie Cäſar und rief eben: teneo te Africam, als mir das Wort im Munde ſtockte, denn ich ſah meine liebenswürdige Lehrmeiſterin aus Frankfurt, nebſt Fräulein S. aus Baden, dicht vor mir, welche am Ufer ſtanden, um die Ankommenden ausſteigen zu ſehen. Voller Verwirrung näherte ich mich den beiden Damen und begrüßte ſie ein wenig verlegen. „Sie kann man doch nicht ſehen, ohne auf Sie ſchelten zu müſſen," ſprach mein weiblicher Mentor, den ich der Kürze wegen künftig Friederike nennen will, im freundlich verweiſenden Tone zu mir; „wie unartig haben Sie ſich in Baden betragen! Meinen Sie etwa, wir hätten es nicht erfahren, daß Sie ſchon am andern Morgen abgereiſt waren, und ſo zum Verräther an ſo vielen liebenswürdigen Damen wurden?"

„Der Schein giebt Ihnen recht," erwiederte ich, indem ich ihre Hand küßte, „aber die Wahrheit spricht für mich. Denn ich wäre in der That zum viel ärgeren Verräther geworden, wenn ich eine angenehm gereizte Spannung nüchtern aufgelöst hätte." —

„Aber ich finde es unerträglich," fiel Fräulein S. lebhaft ein, „so halb befriedigt umher gehen zu müssen, und sich jedesmal, wenn einem die Geschichte einfällt, damit zu martern, wie ist wohl der Ausgang gewesen."

„Dies ist aber einmal das Loos unsres ganzen Lebens," antwortete ich, indem ich beiden Damen den Arm bot, um sie nach dem Wirthshause zu führen, „denn was vollenden wir? Treten wir nicht ungeschickt in die Gewebe des Daseins und der Geschichte ein, und verlassen sie eben so unbeendigt, als wir sie gefunden? Welcher Mensch vollführt die Aufgabe seines Lebens? Welche Bäume wachsen aus, die wir pflanzen? Muß eine Mutter nicht ihre Kinder verlassen entweder mitten in der Blüthe ihrer Jahre, oder oft auch, wenn sich kaum die Knospe öffnen will? Und glauben Sie, daß ein Mutterherz nicht inniger an ihren Kindern hängt, und ihr künftiges Loos leiten und bestimmen möchte, als Sie an dem Schicksale meiner gefangenen Blondine?"

„Aber eben weil es im Leben, traurig genug, so

iſt, ſo ſollte es in der heiteren Kunſt anders ſein. Denn ſie ſoll uns ja die rauhen Schmerzen der Wirklichkeit erſparen, nicht ſie nachahmen oder vermehren," entgegnete Friederike.

„Meine beſte Freundin!" ſprach ich ernſt, „es iſt gerade die Aufgabe der Poeſie und der Kunſt überhaupt, mehr durch Verſagen und Verhüllen, als durch Gewähren zu wirken. Gerade das iſt das Poetiſche im Leben, daß wir nicht überall die volle, ſatte Befriedigung finden, ſondern gewiſſermaßen gezwungen werden, unſern Blick über die engen Grenzen der Erde in das weite Reich der Unendlichkeit zu richten. Darum iſt die Tragödie das höchſte Gedicht, weil ſie Beruhigung, Troſt und Erhebung jenſeit des Grabes ſetzt, und dadurch die Diſſonanzen, mit denen ſie die Banden des Lebens zerreißt, ſanft auflöſt; ſo, — doch wir ſtehen am Gaſthofe, hier macht die Wirklichkeit ihre Rechte geltend. Laſſen Sie uns daher unſere Abhandlung über die Poeſie im Leben dadurch ebenfalls poetiſch machen, daß wir ſie mitten im Laufe hemmen, und ihren Faden mit der Schere der Parze durchſchneiden. Ich ſehe auch ſonſt wahrhaftig eben ſo wenig die Mittel, ſie intereſſant zu machen, als ich für meine Novelle Rath wüßte. — Darf ich Sie zu Tiſche führen?"

Die Damen nahmen mein Erbieten, wie meine

Vertheidigung mit lächelndem Wohlgefallen an. Eine wohlbesetzte Tafel stand bereits hell beleuchtet im Saal; wir setzten uns und genossen nach der schönen Fahrt die heiterste Stunde im Austausch des Gespräches. Ich faßte sogar den Muth, mein Abenteuer in Schaffhausen zu erzählen. Friederike hörte es lächelnd an, dann aber erhob sie den Finger mit ernster Drohung und sprach: „Hüten Sie sich! Sie schlagen gute Lehren leichtsinnig in den Wind! Aber es wird ein Tag der Reue kommen. Derselbe Leichtsinn, mit dem Sie frevln, wird sich gegen Sie kehren!"

Ich verstand nicht recht, was sie meinte; allein sicherlich meinte sie es gut und hatte vollkommen recht.

Wir trennten uns, denn am andern Morgen sollte das Dampfschiff Leopold seine Fahrt schon früh um 4 Uhr beginnen. Ich werde jetzt anfangen müssen, ernsthaft zu reden, weil ich nunmehr auf Dinge in meiner Reisebeschreibung komme, die noch nicht so weltbekannt sind, da sie erst seit wenigen Jahren bestehen. So muß ich denn erzählen, daß gegenwärtig drei Dampfschiffe auf der breiten Fläche des Bodensees kreuzen. Das eine (denn die Taufnamen habe ich wahrlich vergessen) fährt zwei Mal wöchentlich von Constanz nach Schaffhausen, und von dort zurück. Dabei berührt es alle Orte am Vorsee. In

den Zwiſchentagen ſegelt es nach der Inſel Meinau, von dort nach Ueberlingen bis an das Ende des Ueberlinger Sees, und wieder zurück nach Conſtanz, wobei es Mörsburg berührt. Das zweite Dampfſchiff, der Leopold, fährt einen Tag um den andern von Conſtanz früh um 4 Uhr aus und ſchneidet den See gerade durch bis Rorſchach, wo es ſchon um 7 Uhr Morgens eintrifft. Nach einer Stunde der Ruhe ſegelt es nach Rheineck, wo es abermals eine Stunde liegt und dann hinüber nach Lindau ſteuert, woſelbſt es Mittags gegen 1 Uhr eintrifft. Von dort macht es den Nachmittag die Fahrt zurück nach Rorſchach, bleibt dort die Nacht liegen und kehrt mit dem nächſten Morgen nach Conſtanz zurück. Das dritte Schiff macht nur einen Weg täglich hin und her, nämlich von Friedrichshafen nach Rorſchach über die größte Breite des Sees. Dieſes iſt mehr der Diener des Verkehrs, da es die Güter vom Schweizerufer nach dem deutſchen und zurück befördert, auf die Luſt der Reiſenden aber keine Rückſicht bei ſeiner Fahrt nimmt. Die ſchönſte Fahrt von allen iſt die des Leopold, weil ſie den Hauptſee in ſeiner ganzen Länge durchſchneidet und an den bedeutendſten Orten ein oder einige Stunden verweilt. Dieſe kann der Leſer jetzt mit mir machen; ich lade ihn förmlich dazu ein und werde ihm auch ein Frühſtück vorſetzen.

Nimmt er aber die Einladung nicht an, so schlage er über bis zu Ende des Kapitels, denn mit diesem fahre ich gerade in Friedrichshafen ein, und dann auf Windesflügeln nach ganz andern Gegenden und Zonen. Der Tag graute noch nicht, als im Gasthofe schon Alles lebendig wurde, und Hausknechte, Kellner und Stubenmädchen an alle Thüren pochten und riefen: „Die Herrschaften, welche mit dem Leopold abfahren! Es ist die höchste Zeit! In einer Viertelstunde lichtet er die Anker!“ Wer doch jetzt, wie der kleine Asmodi, in alle Gemächer zugleich hätte blicken können, um zu sehen, wie viele Beine in erschrockener Hast, schon die Zeit versäumt zu haben, mit einem Satze aus dem Bette sprangen, wie viele verdrießliche Flüche nur durch das weite Gähnen des Mundes unterbrochen wurden, wie viele gestern Abend noch begeisterte Reisende jetzt die schöne Natur, das Dampfschiff und das Reisen darauf verwünschten, aber doch ihre den Abend zuvor gelöste Marke nicht im Stich lassen wollten. Reizender wäre es freilich gewesen, wenn man mit Asmodi's indiscreten Augen auch in die weiblichen Schlafgemächer geguckt hätte, um zu belauschen, wie sich die müden Aeuglein mühsam, aber reizend öffneten, und zarte Händchen den Schlaf noch halb betäubt ausrieben. Himmel, wie wird mir, wenn ich bedenke, wie alle die anmuthigen

Gesichterchen, die ich gestern Abend an der table d'hôte sah, sich noch ein Mal müde in die Kissen drücken, sich endlich aufrichten, Häubchen und Busentuch zurecht zupfen! — Welch ein weißer, sanft schwellender Arm! — Ein rosiges Füßchen guckt plötzlich unter der Decke hervor, — sie wird zurückgeworfen — — doch halt! Das ist eine Aufgabe für einen Genre-Maler, aber nicht für einen Reisebeschreiber. Dieser kann höchstens erzählen, wie auf den noch halb dunklen Gängen Einer gegen den Andern rennt, weil jeder mit seinen Packeten zuerst hinunter will, um die Fracht dem Superkargo, der schon unten mit einem Boot auf zwei Rädern wartet, zu überliefern; wie alle Thüren halb offen stehen und man im Vorübergehen in die Morgenunordnung jedes Gemachs blicken, ja manche Schöne bei der letzten Toilette belauschen kann; wie endlich unten im Gastzimmer jeder nach seiner Rechnung schreit und tobt, und ängstlich harrt, ob er auch die 24 Kreuzer bekommen wird, die der Oberkellner ihm herausgeben soll, über welcher ökonomischen Sorge mancher beinahe die Abfahrt versäumt; er kann erzählen, — Teufel, die Schiffsglocke läutet! Nun stürzt Alles Hals über Kopf hinunter nach dem Hafen, so daß man glaubt, die Laufenden würden sich, wie Lord Cochrane in Griechenland, in die Wellen stürzen, um dem Schiffe wenigstens noch

schwimmend nachzukommen. An der schmalen Brücke, die auf das Fahrzeug führt, ist ein Gedränge, wie in einer Hungersnoth vor einem Bäckerladen, oder vor den Thüren des Concertsaales, wo die Sontag singt. Endlich sieht sich jeder glücklich auf dem Schiff, und hat er nun vollends seine Bagage verifizirt, ist er zu dem süßen Bewußtsein gekommen, daß ihm seine zwei Hemden, drei Paar Strümpfe, Schnupftücher, Nachtjacken und Nachtmützen nicht fehlen (ein Verlust, den ihm freilich der ganze Bodensee mit seinen zauberischen Ufern nicht aufgewogen hätte), so kann er frei Athem schöpfen und sagen: Nun ins Henkers Namen vorwärts.

Es dämmert noch; die nächsten Ufer ziehen sich in dunkeln, unbestimmten Linien hin; der See verliert sich in graue Nebel; nur ein leiser Schimmer der Morgenröthe glänzt matt am äußersten Rande der Wellen; der Wind weht kühl; vermummte Gestalten, die man noch nicht recht erkennt, aus denen man seine Freunde noch nicht herausgefunden, treiben sich dicht in ihre Mäntel gehüllt auf dem Verdeck umher. Jetzt setzen sich die Schaufeln in Bewegung, das Brausen der Räder beginnt, die Rauchsäule wirbelt hoch aus dem Schlott, der Dampf sprüht, die Schiffleute schreien durch einander, der Koloß fängt an, sich langsam zu bewegen; endlich hat er die Richtung, die

Fahrt iſt offen, er ſchießt pfeilſchnell über die glatte Fläche des Sees dahin. Nun fängt man an, ſich zu ſuchen, zu finden, Platz zu nehmen, die mit Thau beſchlagenen Bänke und Seſſel werden getrocknet, Tiſchchen davorgerückt, kurz Alles ſo behaglich eingerichtet wie möglich. Manchem liegt noch der Frühſchlaf in den Gliedern, aber die raſche Fahrt, der prächtige Anblick der weiten Wellenfläche, der grauen Mauern uud Thürme von Conſtanz, die düſter hinter uns aufſteigen, vor Allem aber der empfindlich kühle Morgenwind ermuntern allgemach auch den Trägſten. Jetzt wird es heller; die Ufer laſſen ſchärfere Umriſſe, ja ſogar ſchon Farben unterſcheiden; die goldenen Pforten des Morgens wölben ſich fern am Horizonte über den Waſſerſpiegel, der ſie prächtig verdoppelt. Ein Murmeln überraſchten Erſtaunens läuft über das Verdeck; aller Augen wenden ſich nach einem Punkte, den Schneeſpitzen des Hochgebirges, die, vom erſten Strahl der Sonne berührt, ſchon im Roſenlicht glühen, bevor der Feuerball ſich für uns über den Rand des Horizonts gewälzt hat. Plötzlich ſchießen ſeine erſten Strahlen wie glühende Pfeile über den Spiegel des Sees und vergolden die Bruſt des von Purpurſchaum umflutheten Schiffes. Jetzt brennen alle Wellen, der Phlegeton ſcheint ſich über die Fläche des Waſſers auszugießen; die Ufer, vorzüglich aber die

zackigen Thürme von Constanz glühen im Wiederschein. Der Himmel wölbt sich tief, klar und blau über der Fluth, frische Lüfte spielen mit den Wimpeln, die leichten Morgennebel ziehen flüchtig am Gebirge hin, und versinken in den Schluchten; Alles verkündet den schönsten Tag, die glücklichste Fahrt. Der poetische Leser ist mit mir über alle gemeinen Bedürfnisse des Lebens hinaus, empfindet es doch aber ohne allen Zweifel sehr angenehm, daß unvermuthet die reinliche Schiffsköchin mit einem Kaffebret, auf dem zwei mächtige Kannen stehen, erscheint und sich von einem artigen Mädchen Tassen und Gebäck nachtragen läßt, um uns das Frühstück zu serviren. Nie habe ich bessern Appetit, als in der Begeisterung, oder doch gleich nachher; zumal, wenn ich zwischen so angenehmen Nachbarinnen, wie Fräulein S. und die liebenswürdige Friederike, sitze, von denen ich beinahe vergessen hätte zu erzählen, daß sie die Dampfschifffahrt mitmachten. Ich muß den Leser jetzt bitten, sich die Spezialcharte des Bodensees neben diese Reisebeschreibung zu legen, weil er sonst nicht den geringsten Nutzen von derselben hat. Denn Geographie und Chronologie (die letztere wird freilich hier nicht eben gebraucht, da ich die Zeit der Handlung genau angeben kann, nämlich der 22ste August 1832, von Morgens 4 bis 12 Uhr) sind die unentbehrlich-

sten Hülfswissenschaften der Geschichte. Da wir jetzt eine gute Wegstunde in den See hineingefahren sind, so kann der Leser zur Linken Mörsburg, zur Rechten Scherzingen und hinter sich Ueberlingen, Constanz und die Insel Meinau sehen; es dauert nicht lange, so kann unser Blick auch um das Vorgebirge herumschweifen und entdeckt Romanshorn auf einer vorspringenden Landzunge, als ob es unmittelbar aus den Wellen emporstiege. Er darf aber dabei das grüne, freundliche Utwyl nicht übersehen, und muß sich Zeit nehmen, links hinüber nach der Festung Friedrichshafen zu blicken, deren weiße Mauern mit blendendem Glanze am äußersten Rande der dunkelblauen Fluth leuchten. Borge ich ihm meinen Frauenhofer, und mache ihm, wie ich aus Gefälligkeit für die Damen gethan, ein Nothstativ zurecht, so kann er sogar die Fenster in allen Häusern zählen und die Schildwachen mit blinkendem Gewehre auf dem Walle wandeln sehen, obwohl er fast drei Stunden im Vogelflug von der Festung entfernt ist.

„Ist aber das eine Beschreibung, eine Schilderung oder vollends ein Gemälde? So kann man die Fahrt in Guts Muths's, Stein's, Kannabich's oder jedem andern geographischen Handbuche kennen lernen! Wir wollen aber entzückt und begeistert sein!" Vortrefflicher Leser, laß mir nur einige Ruhe und bedenke,

daß ich jetzt behaglich beim Kaffee sitze, und zwar neben zwei sehr liebenswürdigen Damen. In solchem Falle ist vollkommenste Behaglichkeit die wahre Begeisterung. Also fühle Dich behaglich, zum Teufel, Bester, und quäle mich nicht, ich werde schon von selbst wieder die pathetische Glocke läuten. Kann ich's aber jetzt, wo die Ufer des Sees nur grün, hügelicht in anmuthigen Wellenlinien die blaue Wellenfläche einschließen, und Städte und Oerter sich bescheidentlich wie weiße oder rothe Sternchen oder Blümchen in den grünen Teppich wirken, je nachdem die Farbe der neuen Dächer oder der frisch geweißten Mauern vorherrscht? Aber gebt Acht. Schon überkommt's mich selber wieder, da ich jetzt auf der Höhe von Arbon bin, und drüben Langenargen gleich weißen Zelten wandernder Araber am bläulichen Waldufer schimmern sehe. In Arbon übernachtete ich vor zehn Jahren; was Wunder, daß ich mir den Kirchthum, den ich damals bestieg, mit ganz eignen Gefühlen ansehe! — Doch jetzt wird Rorschach erkennbar. Das freundliche Städtchen, wo alle Fenster mit Hortensien geschmückt waren, als ich zu jener Zeit, gerade an einem Sonntagmorgen, fröhlich hindurchwanderte. Wie schlägt mir das Herz, da wir jetzt in brausender Schnelligkeit die Wellen theilen, und gerade auf das reinliche, aus den Wellen emporsteigende Oertchen zu-

ſteuern! Als der Klang der hellen Thurmglocke, den uns der Wind herüberführte, die ſiebente Stunde anſchlug, liefen wir in den Hafen von Rorſchach ein; mit ziſchendem Sauſen wurde jetzt der Dampf aus dem Keſſel gelaſſen und ſchwebte in einer feuchten Wolke über das Schiff hin. Als wir ihm nachſahen, entdeckten wir auf der Höhe des Sees einen zweiten dampfenden Schlott, das Waaren- und Poſtſchiff, welches von Friedrichshafen jeden Morgen herüberkommt und jeden Mittag zurückſegelt. Ich ſah es mit beſonderer Trauer an, denn es ſollte mir meine liebenswürdigen Reiſegenoſſinnen entführen, weil ſie von der Würtembergiſchen Feſtung drüben gleich nach der Würtembergiſchen Hauptſtadt wollten. Indeſſen ſtiegen wir ans Land und wanderten in den Gaſſen des Städtchens umher, bis die Glocke des Dampfſchiffes uns wieder abrief. Da ich mittlerweile Erkundigung eingezogen hatte, wie raſch man Friedrichshafen erreichen könne, auch wenn man die Fahrt auf dem See bis Lindau vollendete, ſo gelang es mir, Friederiken und Fräulein S. zu bereden, noch ein Mal den Leopold zu beſteigen. Mit freudigerem Herzen lief ich jetzt aus dem Hafen wieder aus, denn wahrlich, allen, die den Bodenſee befahren, ſage ich's, hier erſt beginnt er. Wie prächtig ſteigt das grüne Gebirge hinter Rorſchach empor, mit einem

farbigen Teppich von Wein, Feldern und Wiesen überſponnen, und auf der Höhe mit dunklem Walde gekrönt. Weit ſchimmernde Dörfer mit ihren ſpitzen, leuchtenden Kirchthürmen ſind maleriſch auf den grünen Gipfeln zerſtreut, oder lehnen ſich an die ſanften Abhänge; ja auch zierliche Landhäuſer erblickt man bald mitten im fröhlichen Rebengelände, bald unter der kühlen grünen Umgebung hoher Kaſtanien- oder Nußbäume. Ach, wie viele Glückliche kann ein Einwohner des ſtaubigen Berlins beneiden, die hier fern von der Stadt und ihren Geſchäften, wie der Dichter ſingt, den väterlichen Acker bauen, und ſtets den reinen, ſchon halb italieniſchen Himmel über ſich, den tiefen, blauen des Sees unter ſich haben, und darauf hinabſchauen von ihrer ſonnig grünen Höhe. Und wäre das Alles? Steigt nicht hinter ihnen die Rieſenmauer der Alpen, mit blitzendem Eis und Schnee bedeckt, zackig empor? Können ſie nicht die Sennhütten auf den grünen Matten zählen? Sehen ſie nicht die Windſtreifen und Furchen, die der Sturm auf den beſchneieten Höhen zieht, wenn er rings das Joch der Felſen umbrauſt, und den Schnee aufſtäubend in die tiefen Klüfte hinunterſtürzt? Wahrlich, die Glücklichen werfen dort oben ſo gut ihre Blicke in die mächtigen Thäler Tyrols, wo die Wunderberge wie Paläſte im Nebel hinter dem blauen Duft der

Ferne aufſteigen, als wir hier von unſerm Dampfſchiffe. Aber ſie ſitzen nicht, wie ich, in ſo trauter Umgebung, und haben vielleicht keinen Eid gethan, ſo wie ich, nur mit dem ſchäumenden Champagnerglaſe in der Hand in die offene Mündung des Rheins einzufahren und dem alten, mächtigen Stromgott, der lieblichen Nymphe des ſchönen Sees, allen holden Dryaden dieſer Höhen, durch die Opferſpende der erſten Tropfen Heil und Dank darzubringen. Wahrlich, meine Freunde, wir ſaßen unterm luftigen Gezelt, und der brauſende Aether perlte im hellen Becher, und die Frauen lächelten in anmuthiger Begeiſterung und zügelten den zu ſtürmiſchen Jubel der Jünglinge, und Gläſerklang und Lieder tönten in das Rauſchen der Wellen und Winde, und verwehten über den blauen Spiegel des Sees, nach den reizenden und erhabenen Ufern hin! Jetzt nimmt der Rhein uns auf! Sein breites, prächtiges Thal, eingedämmt von Felſen, unter deren Bruſt ſich der Gürtel der Wolken knüpft, deren Häupter den ewig keuſchen Schleier jungfräulichen Schnees tragen, öffnet ſich vor uns. O! mächtige Wiege des jugendlichen Helden! — — —

Ich glaube, ich bin des Teufels und fange an begeiſtert zu reden, welches ſich ſehr ſchlecht zu dem Theergeruche paßt, der uns von dem Schiffe bauenden Rheineck entgegenweht. Und nun ſollen gar Abſchieds-

thränen fließen, weil meine jungen Heidelberger Reisegefährten von hier ins Thal und über den Stoß nach Appenzell, und immer weiter in die Schweiz und Italien hinein wollen, ich aber in das lumpige Deutschland zurück? Reiset glücklich, wackere Freunde, und möge kein Tag Eurer Wanderung minder heiter sein, als die, welche wir zusammen verlebten. Ich gäbe Euch gern noch einige goldene Reiseregeln mit, wenn sie nicht zu spät kämen in diesen Blättern, und überhaupt etwas hülfen. Naturam expelles furca, tamen usque et usque recurret. So würde es denn auch vergebliche Mühe gewesen sein, den kleinen freundlichen, lebhaften, vieles wissenden, lernbegierigen Verehrer Niebuhr's zu einem ordentlichen Menschen machen zu wollen. Ich schwöre darauf, er hat Schnupftücher, Strümpfe, Uhr und alle die tausend Kleinigkeiten, die er täglich suchte, sämmtlich vergessen und verloren, noch bevor Ihr Bern erreicht habt. Und das ist ein wahres Glück, denn so werdet Ihr Eurer unpraktischen Ueberfracht bei der Fuß- und Alpenreise aufs Beste ledig. Haltet ihn nur in Ordnung, den liebenswürdigen Träumer, Ihr beiden andern! Somit denn nochmals glückliche Reise; und führt Euch der Zufall oder der Wind diese Blätter in die Hand, so denkt dabei meiner eben so gern, als ich Eurer. — Aber wahrlich die Schiffsglocke läutet, und wenn

ich nicht mache, daß ich wieder an Bord komme, kann ich, wie jener Pudel seinem Herrn nach Palästina, nachschwimmen bis Lindau. Ich setze mich vertraulich mit Friederiken vorn an die äußerste Spitze des Schiffes, das pfeilschnell mit uns den Rhein hinabschießt, bis es wieder den blauen See erreicht hat, und jetzt majestätisch die Fluthen theilt. Rechts liegt uns das Hochgebirge, in dessen tiefe Thäler sich der Blick verliert; vor uns leuchten Lindaus Thürme im hellen Mittagssonnenglanz. Aber ich blicke doch noch lieber in das treue, gute Auge meiner freundlichen Nachbarin, in deren Zügen ich eine leise Spur der Rührung entdecke, weil ihr Herz von der Fülle der Schönheit überdrängt wird. Wir saßen Hand in Hand und schwebten über den See hin, umspielt von lieblicher Kühlung der Lüfte. — Ich lasse mir aber einen Mühlstein an den Hals hängen und mich auf der Stelle, wo wir eben fahren, in den See hineinwerfen (es ist seine tiefste, 1670 Fuß), wenn ich auf ihm noch ein Mal sentimental werde! Nicht einmal bei der Einfahrt in Lindaus Hafen soll es geschehen, obgleich ich daselbst zu Hunderten kleine Knaben und Mädchen, gleich artigen Liebesgöttern im See herumplätschern sah; die Mädchen aber trugen zierliche Badeschürzchen. Wir sprangen ans Ufer; zwei gute, hübsche Kinder aus Memmingen, die mit ihrem

Vater eine Schweizerreise gemacht, setzten sich mit uns zu Tische, und — wenn ich aber hier nicht das Kapitel schließe, so währt es bis an den jüngsten Tag.

Funfzehntes historisches Kapitel.

Ich mache hier gar keine Ueberschrift, um dem Leser etwa den Inhalt anzuzeigen; denn ich will meinem Stil Siebenmeilenstiefeln anziehen, und der Leser soll schneller über Deutschland wegfliegen, als der Teufel durch die Luft, da er dem pommerschen Prälaten den leckern Fisch aus dem schwarzen Meere holte, um ihn noch vor Mitternacht auf seine Tafel zu bringen. In Lindau gab es viel zu essen und viele — Flöhe. Ein gedungener Kutscher fuhr mich durch ein endloses Meer von Weingärten nach Friedrichshafen, wo ich eine halbe Stunde auf die Post wartete und dann nach Stuttgart abfuhr. Tetnangen heißt die erste Station, wo ich nach einer Fahrt durch die blühendsten Fruchtgefilde unter Sturm, Donner, Blitz und Regen ein-

traf. Da ich ganz allein in der großen Diligence ſaß, wurde es mir leicht, die Bitte der beiden blonden, artigen Töchter des Poſtmeiſters zu erfüllen, ſie mit nach Ravensburg zu nehmen, wo ein eigenes Feſt, „die Ruthe“ genannt, gefeiert wurde. Ein Schulfeſt, welches man dem fleißigſten Schüler und der fleißigſten Schülerin giebt, indem das Haus, in welchem ſie wohnen, glänzend erleuchtet und drinnen geſchmauſt und getanzt wird. Daß ich die beiden hübſchen Mädchen im Wagen küßte, iſt faſt überflüſſig zu bemerken. Occasio praeceps! Wer ſie vorübergehen läßt, iſt ein Eſel. In Ravensburg lud ich ſtatt der hübſchen Mädchen den Kapellmeiſter Lindpaintner nebſt ſeiner Gattin ein, welche einige Wochen zu Langenargen (wo es beiläufig niemals hageln ſoll) gewohnt hatten. Schwerlich dachte der Kapellmeiſter, welchen verrufene Recenſenten er arglos neben ſich ſitzen hatte.

„Den Teufel ſpürt das Völkchen nie,
„Und wenn er ſie beim Kragen hätte.“

Wir ſchnarchten Nachts um die Wette, und ich meines Theils wollte eben ſo gut den Sirius beſchreiben, als die Orte und Gegenden, die wir Nachts paſſirten. Mit dem frühen Morgen erreichten wir Münſingen auf der rauhen Alp, welches in der That öde

und rauh genug liegt. Desto herrlicher und grüner wird das Thal, in welches man jetzt nach Urach hinabfährt, wo das alte prächtige Schloß Hohen-Urach auf grünem Waldberge hoch über unserm Haupte liegt. Zu meinem Verdrusse mußte ich im Wagen sitzen, weil der Kapellmeister die Cabrioletplätze in Beschlag genommen hatte. Aber ich will's ihm gedenken, wenn er mir irgendwo zur Recension in die Hand fällt! Als wir Urach verließen, welches im reizendsten Thale, von grünen Matten, Fruchtwäldern und schneeigen Bleichen umgeben liegt, begegneten uns etwa zwanzig Wagen Tübinger Studenten, die ein großes Comitat bildeten. — Zu Neckarthalfingen, wohin der Weg über reizende Höhen, zwischen Alleen mächtiger Aepfelbäume, die viele Tausende von Früchten trugen, führt, nahmen wir das Mittagsbrod ein. Die Straße erklimmt gleich darauf eine Anhöhe, von wo mir der Schirrmeister den Hohenstaufen und den Rechberg zeigte. Was könnte ich hier über die Zeit der Hohenstaufischen Kaiser, über die Jahrhunderte ritterlicher Kämpfe und Thaten, und über Raupach's schlechte Trauerspiele für gediegene Abschweifungen einflechten, wenn ich nicht versprochen hätte, den Leser eine Courierreise machen zu lassen! Er erfährt dafür auch weder etwas von der Feste Neuffen, noch von der ökonomischen Anstalt zu Hohenheim, son-

dern muß unerbittlich mit mir daran vorüber raſſeln, woraus er freilich ſchließen kann, daß ich auch nichts erfuhr. Es iſt ihm daher wohl noch lieber als mir, daß wir endlich in Stuttgart im König von England abſteigen. Einige mäßige Perioden, durch die ich niemals als Stiliſt berühmt werden kann, ſollen ihn mit allem, was mir in Stuttgart Merkwürdiges begegnete, bekannt machen. Ich gab einen Brief an Frau v. C.... ab; die liebenswürdigſte Empfehlung, die jemals einem Reiſenden geworden iſt. Ein verwünſchter Umſtand war nur der, daß das ganze Haus verreiſt war; freilich viel vergebliche Mühe, wenn einer 120 Meilen zurückgelegt hat, um eine Bekanntſchaft zu machen, und nichts findet, als einen halbtauben Portier. Demnächſt beſuchte ich einen Sänger, Herrn H., der unſtreitig jetzt von allen Tenoriſten den größten Umfang beſitzt. Wir ſind alte Jugendfreunde, und haben beide in der Schule nichts gelernt, weshalb wir uns auch beide aufs Singen legten, d. h. er wie Orpheus mit der Kehle, ich wie Homer und Pindar mit der Feder, wenn man mir dieſen Anachronismus geſtatten will. Für Gelehrte muß ich freilich bemerken, daß ich auch etwas von orphiſchen Gedichten gehört habe, und den Gemahl der Eurydice nicht ſo unbedingt für einen bloßen Tenoriſten oder Barytoniſten, oder nach Gluck Altiſten halte; mir

ſcheint nur ſeine überwiegende Stärke im Solfeggio gelegen zu haben. Wie geſagt, mein Freund H. und ich haben uns aufs Singen gelegt, und es iſt uns Beiden gut angeſchlagen; denn obwohl deutſche Dichter insgemein verhungern, ſo ſehen wir doch noch nicht verhungert aus. Das macht, wer eine gute Gurgel hat wie H. zum Singen, dem gießen die Leute auch etwas hinein, und ich lege mich nebenbei auf die Kritik, damit mir, wie einem preußiſchen Landwehrfeldwebel, brav Speck und Würſte ins Haus geſchickt werden. Gegen Abend nahm ich in Stuttgart ein Bad und kehrte dann nach dem Gaſthofe zurück, wo ich eine dichte Corona von Menſchen vor der Thür und einem davor haltenden Reiſewagen verſammelt fand. Ich war neugierig zu erfahren, wer die Andern neugierig machte, und eilte daher mit raſchen Schritten dem Thorwege zu, wo ich den Wirth im lebhaften Geſpräch ſtehen ſah. Noch ehe ich fragte, kam er mir mit der Neuigkeit entgegen, der berühmte Cooper ſei ſo eben eingetroffen, und werde die Nacht unter einem Dach mit mir zubringen. Soll ich dem Leſer geſtehen, was mein eitles Herz in der Stille dachte? Warum nicht! Hm, dachte ich, wenn Du nur ein Engländer wärſt, ſo wärſt Du auch ſchon eben ſo berühmt in Deutſchland; da Du aber ein Deutſcher biſt, ſo wird es wohl noch lange dauern. Indeſſen, wenn

nur erſt Deine Reiſebeſchreibung erſchienen iſt, ſo wirſt Du gewiß, falls Du wieder nach Stuttgart kommſt, und beim König von England vorfährſt, eine eben ſolche Menſchenmenge durch Deinen Ruhm verſammeln, zumal wenn Du mit vier Pferden Extrapoſt anlangſt.

Ich aß, trank, ſchlief und fuhr den andern Morgen nach Kannſtadt hinaus, wo ich vor zehn Jahren ſo fröhlich getanzt hatte. Diesmal hatte ich ein anderes Abenteuer in dem Badegarten; ein pikantes, reizendes Abenteuer, ſo daß mich's wahrhaft ärgert, daß ich's hier nicht erzählen kann, weil ich geſchworen habe, jetzt mit Extrapoſt zu reiſen. Ich werde daher auch dem Leſer das reizende Schloß Roſenſtein ſo wenig ſchildern, als das Mittagseſſen, welches ich bei meinem Collegen H. einnahm, und die Spazierfahrt nach der Solitüde, die wir, von Herrn v. R. aus Crefeld aufgefordert, Nachmittags gemeinſchaftlich machten. Freilich alles ſehr verdrießlich, da der Leſer um die intereſſanteſten Kapitel kommt, und ich um Ruhm und Geld! — Andern Morgens fuhr ich mit Hrn. v. R. über Heilbronn nach Heidelberg. Eine ſolche Spazierfahrt kann aber nicht ganz ungeſchildert bleiben, und ich muß wenigſtens berichten, daß wir das herrlichſte Wetter hatten, um durch dieſen meilenlangen Garten zu fahren. In Ludwigsburg nahmen wir

das Frühstück ein und machten einen Spaziergang durch den reizenden Park, in dem Schiller vielleicht die ersten Weihestunden der Muse empfunden hat. Es ist von Wichtigkeit für einen Poeten, dergleichen classische Luft einzuathmen, weshalb ich denn auch nicht versäumt habe, in jüngeren Jahren zu Weimar und Baireuth zu wohnen, und jetzt in Ludwigsburg wenigstens im Vorüberfliegen etwas dichterisches Gas einzupumpen suchte. Ich stieg zu dem Ende auf den Thurm der künstlichen Ruine im Park, und ließ mir Marbach, Schiller's Geburtsort, zeigen. Das Städtchen liegt zwischen grünen Hügeln anmuthig vor uns, und ich hielt mein Fernrohr lange darauf gerichtet. Denn ich bin einmal Narr genug, um an solchen Aeußerlichkeiten zu hängen, und habe sogar in Weimar die Brücke über die Ilm, wo Napoleon, als er nach der Schlacht bei Jena einritt, eine Prise Tabak nahm, stets mit Ehrfurcht betrachtet. Vollends aber Marbach, die Wiege des edelsten Genius, der je die goldene Leier Apoll's begeisternd rührte.

Mittags aß ich in Bösigheim, einem wunderlich gebauten Städtchen am Neckar. Ich glaube die Nähe von Heilbronn fängt hier schon an zu wirken; denn wenn ich nur der Mann darnach wäre, so wollte ich die reizende Blondine im Gasthofe zu Bösigheim so berühmt machen, als das Käthchen von Heilbronn.

Nimm dieſe Erinnerung an Deinen ſchelmiſch-freundlichen Blick, als ich Dir hinter dem Rücken der Mutter den Kuß zuwarf, nicht unfreundlich auf, mein freundliches Kind! Ja, hätte ich den Nektar von Deinen Lippen gekoſtet, ſo würde ich verſchwiegen ſein wie das Grab. Wo aber nicht mehr gewährt wird, als ein ſo freundliches Vergeben muthwilliger Keckheit, da darf man's der Welt, und vollends als empfindſamer Reiſender, ſchon ausplaudern. Denn wahrlich, die Schönen, die bei einer ſolchen ſcherzhaften Huldigung verdrießlich ausſehen und ſtolz die Naſe rümpfen, müſſen auf ſchwachen Füßen ſtehen, wenn ſie einen Schmetterling dieſer Art wie einen Raubvogel zurückſcheuchen wollen; nur die bewußte Schwäche ſieht in der kleinſten muthwilligen Vertraulichkeit Gefahr. — Aber ich muß nach Heilbronn, und habe nicht Zeit, mich hier mit moraliſchen Vorleſungen abzugeben. Es war ein warmer, ſonniger Abend, als ich in die Gaſſen des netten Städtchens einfuhr, welches zwei deutſche Dichter unſerm Intereſſe ſo viel näher gerückt haben. Wenigſtens ſah ich mich in jeder Ecke nach einem Käthchen um, zumal, da ich an einer Schmiede vorüber fuhr. Den alten Thurm, in welchem Götz von Berlichingen geſeſſen, betrachtete ich ſchon gleichgültiger. Herr von R. und Herr R. ſchlechtweg (der Letztere bin ich) machten ſogleich nach ihrer Ankunft in der gol-

denen Rose einen Spaziergang nach dem Wartthurm oder Wartberg hinauf, welcher das Heilbronner Tivoli, Elysium, Prater, Augarten, Linkesche Bad und Rosenthal zugleich ist. Wir kamen auf dem Gipfel an, als die Sonne nur noch 15 Grad über dem Horizonte stand, mithin bereits röthlich schimmerte. So lag denn die ganze reiche, hügelige, von Fluß und Gebüsch durchschnittene, echt deutsche Landschaft in einem halbrosigen Schimmer vor uns ausgebreitet. Wir sahen Weinsberg, wohin ich gern auf die Freite gegangen wäre, die dabei gelegene Burg Weibertreue, und das Schloß Hornberg, welches Götz von Berlichingen nächst Jaxthausen bewohnte, im Abendstrahl vor uns liegen. Rings am Horizonte herum zogen sich die blauen Ketten des Odenwaldes, des Schwarzwaldes, ja der Vogesen, und zeigten manche berühmte Bergspitze, wie z. B. den Katzenbuckel und den Kaiserstuhl, die beiden Großväter des Odenwaldes. Wir sahen — doch ich darf nicht ausführlich beschreiben, denn wie reimte sich das mit der Courierreise zusammen — wir sahen also nicht, sondern eilten vielmehr nach Hause, um andern Morgens frühzeitig nach Heidelberg auszufahren. Es war Sonntag; in allen Dörfern geputzte Leute, Kirchgang, Glockenläuten. Die zierlichsten Mädchen mit gesenkten Augen, und Gesangbüchern unterm Arm, gingen

an der Seite der Mutter in die Kirche*), schielten aber doch ein wenig nach uns vorüberfahrenden, lustig grüßenden Reisenden, zumal da Herr v. R. sich einen Tyrolerhut mit Bändern und Troddeln aufgesetzt hatte, wodurch er allerdings ein fürstliches Ansehen bekam. In Sinzheim frühstückten wir eine saftige Cotelette, die uns eine muntere Kellnerin anmuthig servirte. Jetzt fuhren wir ins Neckarthal ein, nämlich in Neckarsteinach, von wo sich der Weg reizend am Ufer des Flusses zwischen den grünen Bergen hin nach Heidelberg zieht. Wohl mir, daß ich rasch sein muß; denn hätte ich Muße, so könnte ich dreißig Kapitel schreiben von diesen drei Wegstunden, so viel Erinnerungen bot mir jeder Fels, jeder Baum, jedes alte Schloß, zumal die drei Schwesterburgen, dar. Um 3 Uhr fuhr ich an dem langen Hause des Engländers, dicht vor dem Karlsthore, vorbei. Halb Heidelberg war uns schon begegnet, und zog nach dem Hausacker hinaus, oder vielleicht nach Ziegelhausen, oder sonst wohin. Ich ließ das Haus des Engländers Mitchell zur Rechten, fuhr über den Heumarkt, dann das nicht mehr existirende Mittelthor hinaus und

*) Des genauern wird ein solcher Reisesonntag im zweiten Theil der empfindsamen Reisen geschildet, wo ich eine Idylle davon gemacht oder gemalt.

vor den badiſchen Hof, wo mir die bekannte Hirſchkuh munter entgegenſprang. Ich ſäße nun wieder in Heidelberg, trefflichſte Leſer, zwar nur zwei Wochen älter! Es kam mir aber doch vor, als hätte ich mich um zwei Jahre verjüngt. Soll ich nun Alles erzählen, was mir jetzt wieder dort begegnete? Ich kann es in zwei Worten. Ich ſah die alten Freunde wieder, grüßte manches liebe Kind von ſonſt her, vergaß die anmuthige Joſephine nicht, war aber auch nicht ſpröde gegen den jungen Anwuchs der Neckartöchter. Daß ich jedes liebe Plätzchen wieder beſucht hätte, wäre eine Lüge, denn ich ſtieg nicht einmal aufs Schloß, weil es nicht Stein, Fels und Bäume waren, die die Macht der Erinnerung in mir weckten, ſondern Menſchen und Ereigniſſe. Ich blieb zwei ſchöne Tage. Dann fuhr ich ab nach Mannheim, wo ich ein neues Kapitel anfangen muß; denn in dieſem iſt der Leſer wahrlich weit und raſch genug gereiſt, von Lindau bis in die alte Reſidenz der Kurfürſten von der Pfalz.

Sechzehntes historisches Kapitel.

Der Rhein von Mannheim bis Nymwegen.

Der Leser merkt schon aus der Ueberschrift, daß es wieder eine Courierreise gilt, denn ich werde ihn in diesem Kapitel nicht davon lassen, bis er seine 50 oder 60 Meilen gemacht hat, und dabei noch die merkwürdigsten Abenteuer erlebte. Von Mannheim nämlich, wo ich außer der Gräfin L...., die ich früher in Heidelberg gekannt, und also gern von alten Zeiten mit der geistreichen Frau zu sprechen wünschte, Niemanden besuchte (es sei denn den Schloßgarten); von Mannheim, wo Mozart es als ein großes Glück ansah, daß er vielleicht Klavierlehrer am dortigen Hofe werden würde; von Mannheim, wo Schiller's Räuber zuerst gegeben wurden, wo eine der Wiegen und Schulen deutscher Schauspielkunst war, die jedoch schwerlich alles so in Regel und Gesetz zu bringen wußte, wie die durch ihre langweilige Regelmäßigkeit sprichwörtlich gewordenen Gassen der Stadt; von Mannheim aus, — jetzt merke der Leser auf den

wichtigen Nachsatz — fuhr ich noch an demselben Tage mit dem Dampfschiffe nach Mainz. Wenn ich nicht schon eine Dampfschiffahrt auf dieser Reise beschrieben hätte (und im zweiten Bande noch eine von Seiten der Opposition lieferte), so würde ich jetzt Gelegenheit zur detaillirtesten Schilderung haben. So beschränke ich mich auf die Varianten. Da muß ich denn zuerst erwähnen, daß die rheinischen Dampfschiffe so zierlich eingerichtet sind, wie die Toilette einer Pariserin. Allerliebste Leserinnen, die ihr auf Nettigkeit und Ordnung in Euren Zimmern, Euren Schränken, Eurer Kleidung haltet, glaubt mir, diese Dampfschiffe, alle nach englischem Modell gebaut, können selbst für unsere reinlichste und zierlichste Landsmännin noch eine Art Universität bilden, wo sie die Feile der Vollendung an ihre Ausbildung legen mag. Ich nehme an, daß ich jetzt, weil das Wetter trübe und vor der Hand noch nichts zu sehen ist, in der ganz mit polirtem Mahagoni boisirten Cajütte sitze, und, wie die Engländerin mir gegenüber, geistreiche Bemerkungen in mein Tagebuch einschreibe. Ich werde sie aphoristisch hieher setzen. — Niemand verzagt schwerer, als eine Mutter. Denn ich fuhr von Heidelberg nach Mannheim mit einer, die neun Kinder und nur 200 Gulden Pension hatte, und zwar alle Fürsorgen des Herzens, aber kaum eine Sorge kannte. Nicht für

das verneunfachte Einkommen hätte sie ein Neuntheil ihres mütterlichen Besitzes hergegeben, wobei ich nicht einmal annehme, daß die Götter des Avernus ihr ein Kind hätten entführen sollen, sondern nur andere Eltern; z. B. ich. — Engländerinnen sollen im Hause die liebenswürdigsten Frauen Europas sein; auf Reisen sind sie die unausstehlichsten. Sie hüllen sich aus übermäßiger Prüderie in sieben Schleier, und leistet ihnen Jemand einen freundlichen Dienst, dessen sie dringend bedurften, so sind sie aus zarter Weiblichkeit nachher blos gröber und ungezogener gegen ihn. — Ich hatte, als ich diese Bemerkung schrieb, die Engländerin mir gegenüber, die nur von ihrem Mädchen begleitet reiste, scharf ins Auge gefaßt, als wolle ich sie abzeichnen. Indessen wurde das Wetter hell, und ich stieg aufs Verdeck, um mich ein wenig umzusehen. Wer die Rheinfahrt von Mannheim nach Mainz uninteressant oder unschön nennt, hat sie gröblich verläumdet. Eine Fahrt auf einem so prächtigen Strome, an dessen Ufern so viele merkwürdige Städte, heitere Dörfer, alte Abteien, Schanzen und Burgen liegen, wird immer schön sein, wenn auch nicht die beiden blauen Gebirgsketten des Odenwaldes (nämlich der Theil, an welchem die Bergstraße entlang läuft) und der Hardt ihn majestätisch begleiteten. Mit wahrhaftem Staunen über die weite, prächtige Herrlichkeit

dieſer Landſchaft verweilte ich auf dem Verdecke. Wenige Minuten nach mir kam auch die Engländerin herauf und ſchlug ihre ſieben grünen Schleier zurück. Himmel! welch ein Angeſicht! Wie zarte, feine, beſcheidene Züge, welche Anmuth der Lippen, welch ein ſanftes, ein wenig mattes Blau des Auges! Schwärmeriſche Mondſcheinaugen nenne ich Euch am beſten, denn Ihr ſaht aus wie das helle vom Mondlicht gebleichte Azur des Himmels und ſanft wie Mondesſtrahl war Euer Glanz. Daß mir von nun an die Cajütte, wo Sie weilte, reizender war, als der Rhein und ſeine Ufer, und daß ich ein Wetter herbeiwünſchte, wie am vierzigſten Tage der Sündfluth, wo ſie culminirte, darf mir Niemand verargen. Denn wenn es mir gelang, in der Cajütte neben ihr zu ſitzen, wenn Blitz und Donner, die um uns her tobten, die Holde bang und verzagend gemacht hätten, ſo daß ſie ſich weiblich vertrauend meinem männlichen Schutze übergab — Himmel, welch ein Glück wäre das geweſen! Es blieb aber das jämmerlichſte Wetter, nämlich das ſchönſte. Nicht ohne einen Geiſt der Ahnung hatte ich zuvor meine Bemerkungen über Unliebenswürdigkeit reiſender Engländerinnen in mein Tagebuch geſchrieben; jetzt erfuhr ich die Wahrheit, denn die Schöne war unzugänglich wie die Feſtung Gibraltar, ſpröder als Donna Diana, zurückſtoßender als die

stolze Kunigunde auf dem Kynast. Als sie sich entschleiert hatte, und einige Blicke in die Landschaft warf, kramte ich meinen ganzen Vorrath an englischen Vocabeln um, um daraus eine elegante englische Redensart zusammen zu flicken, die ich als Enterhaken an Bord der Britin werfen wollte. Deutschland verliert etwas, daß es die graziösen Verbeugungen und höflich lächelnden Gesichtszüge nicht überliefert bekommen kann, mit denen ich gegen die englische Festung anrückte. Glücklich ließ ich meinen Parlamentair, nämlich die elegante englische Anrede, abgehen. Andern Parlamentairs werden die Augen verbunden, damit sie nicht sehen, was in der Festung vorgeht; hier verhüllte sich die Festung selber, nämlich sie ließ die sieben Schleier fallen, und zog damit eben so viele bedeckte Wege um sich her, die alle gestürmt werden mußten, bevor man nur einen Antrag auf Kapitulation wagen konnte. Mein Parlamentair erhielt die kurze, von einer Verneigung begleitete Antwort: I don't understand Sir! — Da stand ich, wie einst Frau von Chezy in Berlin auf einem Ball vor Herrn von Chateaubriand, der sie, nachdem sie eine lange französische Phrase über den célèbre auteur d'Atala gedrechselt hatte, höflich fragte: „Madame parle francais?" — Es giebt nichts Verwünschteres, als Liebesintriguen gegen eine Spröde im frem-

der Zunge einleiten; gegen eine Gutwillige braucht es dafür nur der allgemeinen Sprache der Welt, die sich ohne Worte behilft. Aber gegen solche launenhafte, stolze Schönen, denen es eine Augenweide ist, uns vergeblich kämpfen zu sehen, Waffen führen zu müssen, die wir nicht regieren können, und mit denen wir uns selbst mehr Wunden beibringen (wenigstens lächerliche Blößen aufschlitzen), als dem Feinde, das ist eine gelinde Höllenstrafe. Ha! Ich brütete Rache; die Gelegenheit war mir günstig. Das Dampfschiff legte bei Worms an, wo die Bagage von der Douane visitirt wird. Die Engländerin hatte etwa sieben Reisesäcke, fünf bis sechs Koffer, Packete, Kisten, Schachteln und dergl. bei sich. Sie schien die größte Angst vor dem Auskramen zu haben, nicht etwa weil sie eine Schleichhändlerin war, sondern weil sie die rohen Mißhandlungen fürchtete, die ihre seidenen Bänder und Kleider, ihre Flöre, Spitzen, Blonden, Tülls, Marabouts u. s. w. von den Händen der Gendarmen erfahren konnten. Ich steckte mich daher hinter diese; es wurde mir leicht, mit den alten Knasterbärten in ein vertrauliches Verhältniß zu kommen, so daß sie bald vor Höflichkeit und Zuvorkommenheit gegen mich ihr Geschäft fast versäumten. Ich sagte Ihnen jetzt geradezu, daß ich die Engländerin ein wenig ärgern wolle, und versprach ihnen etliche gute

Flaſchen Wein, wenn ſie die Miene annähmen, als könne ich in der Douanen-Angelegenheit Alles vermitteln. Sie gingen auf den Scherz ein, und da ich, als ſie an das Gepäck der Schönen kamen, gravitätiſch auf die Koffer deutete, die zu eröffnen wären, ſah ich, wie ſie ihre Blicke ängſtlich zu mir hinwandte, und endlich ihr Mädchen detachirte, die mich in gebrochenem Deutſch fragte, ob ſie denn Alles auspacken müſſe? Jetzt ſagte ich mit innerem Stolz: „I don't understand?“ — Das Kammerkätzchen fing hierauf engliſch an; ich blieb bei meiner Phraſe. Sie verſuchte es franzöſiſch; ich zuckte die Achſeln und ſchüttelte den Kopf und deutete nur mit dem Finger auf die Koffer. Verzweiflungsvoll kehrte die Abgeſandte zu ihrer Monarchin zurück und machte ihr Leiden kund. Jetzt rückte dieſe demüthig heran und ſprach ſo höflich, mit ſo zaghaft unterwürfigem Ton, daß ſie beinahe mein eiſernes Herz geſchmolzen hätte; doch faßte ich mich noch und wiederholte meine Phraſe. Jetzt mußte die ſtolze Britin in meinen Waffen mit mir kämpfen, denn, da ich auch jede franzöſiſche Unterhandlung durch mein wiederholtes Ultimatum abgebrochen hatte, fing ſie an, in allerliebſtem gebrochenem Deutſch um Gnade zu flehen. Ich ließ ſie eine Zeit lang wie ein gefangenes Goldfiſchchen an meinem Hamen zappeln; endlich machte ich ihr be-

greiflich, daß zwar meine Amtspflicht eigentlich die genaueſte Unterſuchung verlange, daß ich mich aber mit ihrem an Eidesſtatt gegebenen Handſchlage begnügen wollte. Sie wollte mir, wiewohl ein wenig ſchüchtern, die kleine Hand mit dem Handſchuhe reichen; allein ich zog den meinigen aus und zupfte freimüthig an dem ihrigen, andeutend, daß ein Handſchlag mit Handſchuh nicht die gehörige Glaubwürdigkeit habe. Mit allerliebſter Eilfertigkeit, um nur ja den Augenblick meiner glücklichen Stimmung für ihren gefährdeten Putz nicht vorübergehen zu laſſen, zog ſie den kleinen, engen Handſchuh herunter und reichte mir das niedlichſte weiße Händchen dar. Sie erröthete wirklich, als ich es jetzt recht herzlich drückte und ſo lange feſthielt, bis der Gendarm, dem ich in raſchem Deutſch meine Aufträge gab, an jeden ihrer Koffer geklopft hatte, um wenigſtens eine Scheinunterſuchung anzuſtellen, ob ſie etwas Verdächtiges enthielten. Als dies vorüber war, küßte ich der Spröden ohne Umſtände die Hand, und ſie ſah mich höchlichſt verwundert über die ſeltſamen deutſchen Zollgeſetze an, die ihr im Ganzen jedoch nicht unangenehm ſchienen.

Sicher glaubt der Leſer, ſie werde ſich nachher durch verdoppelte Sprödigkeit gerächt haben. Ich fordere aber den auf Piſtolen, der mich durch dieſe Vermu-

thung für einen ſo plumpen Tölpel erklärt, daß ich einen erfochtenen Sieg nicht beſſer zu benutzen verſtünde. Ich hatte wohlweislich Sorge getragen, ihr begreiflich zu machen, daß ſie in Mainz, Koblenz, Köln u. ſ. w. (denn ſie reiſte bis Rotterdam) meines Schutzes bei allen Douanen eben ſo nöthig hätte, als hier, und daß ſie folglich ſehr um meine Gunſt bemüht ſein müſſe. Ich glaube aber, es wäre kaum nöthig geweſen, denn nach den erſten, ſchwer überwundenen Schritten ſchien ſie es ganz angenehm zu finden, ihre klöſterliche Haltung aufzugeben. Nachdem wir eine halbe Stunde geplaudert, ſie ganz langſam engliſch, und ich ganz langſam deutſch mit engliſchen Worten untermiſcht, hielt ich es für angemeſſen, nunmehr die Larve fallen zu laſſen. Da ſie vollkommen gut Franzöſiſch verſtand und ſprach, denn ſie kam ja eben aus Genf, wo ſie geweſen war, um es zu lernen, ſetzte ich ihr in dieſer Sprache auseinander, welcher Liſt ich mich bedient hatte, um zu ihrer angenehmen Bekanntſchaft zu kommen. Sie that zwar jetzt, als werde ſie ein wenig böſe, mußte aber doch lächeln, und es ſchien ihr zu ſchmeicheln, daß man ſich ihrer kleinen Perſon wegen ſo viele Mühe gegeben habe. „Meine liebe, junge Freundin," ſetzte ich hinzu, „lernen Sie daraus, daß man bei zu großer Sprödigkeit nichts gewinnt, und wahrhaftig nicht ein-

mal an Schein der Sittſamkeit. Wer wie Sie nur in weiblicher Begleitung reiſt, kann ſehr leicht in den Fall kommen, männlichen Schutzes zu bedürfen, zumal wenn man die Landesſprache nicht kennt. Warum wollten Sie ſich alſo im Voraus um jeden wohlgemeinten Dienſt bringen, der Ihnen geleiſtet werden kann. Nutzen Sie ja die Vortheile der Jugend und Anmuth; ein freundlicher Blick iſt in Ihren Jahren mehr als die dringendſte Bitte, als der entſchiedenſte Befehl. Sein Sie, wie Ihr Herz Ihnen gebietet, wohlwollend; Sie dürfen darum noch lange nicht kokett ſein. Befragen Sie nicht die Geſetze Ihrer Penſions-Vorſteherin, ſondern thun Sie natürlich, was Ihre innere Stimme Ihnen ſagt. Die Mädchen, die ein offenes Zutrauen zeigen, ſo lange es nicht gemißbraucht iſt, ſind gewiß die beſten; wer ſtets Arges in Anderen vermuthet, iſt ſchon ſelbſt nicht mehr frei vom Böſen." Dieſe Rede nahm meine Kleine ohne empfindlich zu werden, hin, und reichte mir ſogar treuherzig die Hand darauf, ſich nach meinem Rathe richten zu wollen. Wir gewannen Beide dabei; zwar mußte ich, um nicht als Sykophant zu erſcheinen, mir ſelbſt jetzt die ſtrengſten Geſetze geben, und durchaus als Bruder oder Vormund auftreten; dafür wurde ſie auf der andern Seite deſto unbefangener, und wahrhaft liebenswürdig zutraulich. Ich wurde ihr Reiſe-

marſchall, ihr Cicerone, ja ſogar ihr Cicisbeo; ſie dagegen blieb eine anmuthige Prinzeſſin von Navarra, durch welches Gleichniß ich mich aber nicht zum Seneſchal geſtempelt haben will. So langten wir in Mainz an, wo ich ſogleich die Sorge übernahm, ihr eine Wohnung im Gaſthauſe, die neuen Karten für die Dampffahrt nach Köln, kurz alles, was ſie nöthig hatte, zu verſchaffen; ſie fand dies ſo bequem und angenehm, daß ſie ſich faſt gerührt dankbar dafür bezeigte. Ich muß mir's aber nachrühmen, daß ich auch nicht um einen halben Zoll die Demarkationslinie des ſtrengſten Anſtandes überſchritt, und, obwohl ich's am Ende leicht durchgeſetzt hätte, ſogar nicht einmal mit ihr und ihrer Dueña auf ihrem Zimmer den Thee trank, ſondern unten im Speiſeſaal Beefſteak (auch etwas echt Engliſches) aß. Es war ein luſtiger Abend, denn ich traf auf alte Kameraden von der Artillerie, mit denen ich manches Glas leerte. Ueberhaupt trinkt ſich's nirgends beſſer, als im Rheingau, zumal wenn man eben eine Dampfſchifffahrt gemacht hat, bei der man an vielen claſſiſchen Weinorten vorübergekommen iſt, z. B. Nierenſtein, Oppenheim und andern, die ſich hell im Rhein ſpiegelten, und die ich ſammt allen andern Schönheiten dieſer pfälziſchen Ufer dem Leſer nicht geſchildert habe, weil er ſie viel anſchaulicher auf den zahlloſen

Karten und Abbildungen der Rheinufer für wenige Kreuzer haben kann. Ein Portrait meiner Engländerin konnte er aber nur durch mich erhalten. Um ihn doch nicht ganz ohne solide Notiz zu lassen, will ich ihm erzählen, daß man den neuen Rheindurchstich zwischen Worms und Mainz, der sieben Stunden der Krümmung in Dreiviertelstunden geradlinicht abkürzt, genau in neun Minuten durchfährt. Durch diese Notiz bereichert, kann der Leser so zufrieden schlafen gehen, als ich in Mainz, und eben so getrost das Dampfschiff in der ersten Frühdämmerung wieder besteigen, um die schöne Fahrt nach Koblenz mitzumachen. Ich pochte leise an die Thür meiner kleinen Engländerin, damit sie die Zeit nicht versäumen möge; aber sie hüpfte mir schon vollständig angekleidet entgegen, nahm ohne Umstände meinen Arm und ließ sich von mir auf das Schiff führen. Noch graute der Tag kaum, und es war frisch und kühl, denn der 29ste August ist schon ein Herbsttag im Jahre 1832, dennoch nahmen wir behagliche Plätze auf dem Deck ein; wir rückten unsere Sessel so, daß der aufgethürmte Wall von Felleisen, Koffern und Reisesäcken unsere Rücklehne bildete und uns Schutz gegen den Wind gab, während wir vor uns den freiesten Blick auf beide Ufer richten konnten. Um die Behaglichkeit vollkommen zu machen, ließ ich einen Tisch vor uns

hinſtellen, auf dem wir das in der Vogelperſpective gezeichnete Rheinpanorama und Aloys Schreiber's Taſchenbuch zur Hand legten. Mein Fernrohr, dieſe Verlängerung meines Auges, die ich auf Reiſen nie von mir laſſe, hatte ich in der Kapſel um die Schulter hängen. Nachdem nun vollends der bei der kühlen Morgenluft höchſt erquickliche Thee mit allem Zubehör aufgetragen war, wobei Miß Jenny die ſehr liebenswürdige Wirthin machte, und mir mit engliſcher Grazie einſchenkte, waren wir aufs Vollkommenſte gerüſtet, alle Naturſchönheiten, die uns der Rhein als Geſchenk an ſeinen Ufern aufbauen wollte, mit Geiſt und Geſchmack zu genießen.

Himmel, und wie beneide ich dennoch den Leſer, der ſich jetzt ſo recht behaglich zurechtſetzen und mit aller Muße erwarten kann, was da kommt und wie ich's ihm mit den glühendſten und zarteſten Farben ſchildern werde; denn die Phantaſie baut ihm ja noch tauſend Mal reicher auf, als uns die Wirklichkeit. Wie müßte ich ihn alſo mit Recht beneiden, daß er, weil ich der Glückliche war, der Selige ſein kann (ich citire aus Schiller, bemerke ich für diejenigen, deren Literatur lückenhaft iſt), wenn er nicht der Angeführte wäre. Denn ich will mich auf den Ehrenbreitenſtein ſetzen laſſen, wenn ich ihm auch nur ein einziges altes oder neues Schloß, einen einzigen

Weinberg oder Flecken abmale, der ſich in den hellen Fluthen des Rheins ſpiegelte, während wir vorüberfuhren. Nicht einmal vom Johannisberge (ſeit 1815 ein Denkmal deutſcher Schande), noch von der dem Prinzen Friedrich zugehörenden, mit neu aufgelegter Alterthümlichkeit ausgeſchmückten Burg Rheinſtein will ich ihm erzählen. Viel weniger von Bingen, Rüdesheim, der Rochuskapelle, Biberich (ich fahre ſtromauf, ſtromab), Boppart, Asmannshauſen, dem Lurley, dem Mäuſethurm, der Katze und Maus, der Pfalz, St. Goar, Ober- und Nieder-Lahnſtein, wo Goethe den Geiſtesgruß ſang, Caub, wo Blücher die Deutſchen über die alte Grenze zwiſchen Galliern und Germaniern führte, Ober-Weſel, Falkenſtein, dem Rheinberg und hunderttauſend andern Schlöſſern, Dörfern, Weinbergen und Städtchen ſoll er hier ein Sterbenswort erfahren. Genug, daß wir beim ſchönſten Wetter, in heiterſter Laune in Koblenz ankamen, und daß, wie ſich's ſo leicht macht, die ganze Schiffsgeſellſchaft zuletzt näher befreundet war, als hätte man zehn Jahre zuſammen in Paris oder London in einem Hauſe gewohnt. So ſchließt ein gemeinſchaftlicher Hochgenuß den Menſchen mit mächtigen Banden aneinander, und das Ewige, Schöne wird der Generalnenner, in dem alle einzelnen Nenner der menſchlichen Bruſt (die mit einem Bruch zu vergleichen wahrlich nicht ganz

unpassend ist) aufgehen und als, aus verwandten Factoren gebildet, ihre gleichnamigen geltend machen. Hol der Henker dieses mathematische Gleichniß, welches schwerlich irgend eine von den Schönen versteht, von denen ich behaupte, daß die Nenner ihrer Seelen gleichnamige Factoren mit der meinigen haben. Indessen dem ist doch so, und ich fordere daher alle diejenigen, welche am 20sten August 1832 die Fahrt von Mainz nach Koblenz gemacht haben, und sich jetzt bei Lesung dieser Reisebeschreibung mit Behagen daran erinnern, dringend auf, sich auch das Bild eines wohlbeleibten, festknochigen Mannes mit Schnurrbart und Brille, im blauen Mantel oder braunem Ueberrocke, zurückzurufen, der wie ein Narr stets mit dem Fernrohr in der Hand umher lief, und in allen alten Burgen die ausgefallenen Fensterscheiben oder stehengebliebenen Steine der Mauer damit zählen zu wollen schien; denn es war kein anderer, als der gegenwärtige Reisebeschreiber. Zumal aber fordere ich die angenehmen geistreichen Frauen aus Kassel, die mit so liebenswürdig weiblicher Begeisterung die hehren Trümmer deutscher Ritterlichkeit und die anmuthigen Bilder des noch blühenden deutschen Lebens in den Spiegel ihrer Seele aufnahmen, auf, sich auch meines komischen Portraits aus der niederländischen Schule zu erinnern. Denn ich hoffe doch, diese Reisebeschreibung wird

von so liebenswürdigen Damen in Kassel gelesen, oder wenigstens wird einer ihrer Bekannten, der von ihrer Rheinreise 1832 weiß, ihnen diese Stelle zeigen. Sie haben dann den Vortheil, wenn sie etwa einmal einen Roman, ein Gedicht, eine Novelle von mir lesen, zu wissen, wie prosaisch und materiell der ätherische Poet, der sie zu entzücken hofft, aussieht. Und vollends, wenn ja eine der anmuthigen Frauen so genial und gütig zugleich wäre, mir per Post den Adreßkalender der am 29sten August auf dem Dampfschiffe befindlich gewesenen Bewohner des heiteren Kassels zuzusenden, nach Berlin nämlich — wer wäre glücklicher als der Autor, wenn er bei einem Durchflug durch die kurfürstliche Residenz im Reiserock an eine der Thüren pochen könnte und sagen: „Hier bin ich; nun wollen wir eine glückliche Stunde heiterer Erinnerungen mit einander zubringen, und Ihr Trefflichen müßt mir erzählen, wie es Euch weiter auf der Fahrt nach Köln ergangen ist, da ich mich in Koblenz von Euch trennte."

Meine Geschäfte in dieser Festung gehen Keinen etwas an; sie waren der Freundschaft und der dankbaren Verehrung gewidmet. Die Betreffenden wissen, woran sie sind. Meine kleine Engländerin aber hatte ich glücklich überredet, bis zum andern Mittage in Koblenz zu bleiben, und in den drei Schweizern eine

reizend gelegene Wohnung für sie besorgt, während ich selbst in eine Dachkammer ziehen mußte, um etwas von der Aussicht zu haben. Am nächsten Vormittage lud ich mich daher zum Frühstück bei ihr ein, was sie, unter den Schutz der Dueña gestellt, mir freundlich gestattete. Tags zuvor hatte ich Sorge getragen, daß sie den Ehrenbreitstein besteige, jetzt führte ich sie auf die Moselbrücke und noch ein wenig in den nächsten Umgebungen umher, bis die Glocke auf dem Dampfboote zur Weiterfahrt läutete.

Was hätte ich jetzt wieder für herrliche Gelegenheit zu romantischen Naturschilderungen! Wie könnte ich dem Leser das alte Andernach mit seinen Römerthoren und Thürmen, das prächtige Schloß Hammerstein, und weiterhin das Siebengebirg mit seinen klangvoll getauften Gipfeln, Wolkenburg, Löwenburg, Drachenfels, — wie könnte ich ihm die alten Basaltgebirge, die Vulkantrümmer, die Gipfel des Aarthales schildern, wenn ich nicht noch schneller als das Dampfschiff dem Ende dieses Kapitels zusegeln müßte. Darum muß ich's meinem Herzen auch versagen, von dem freundlichen Empfang bei alten, lieben, hochverehrten Freunden in Bonn zu sprechen, muß von dem alten Köln und dem alten Freunde daselbst eben so schweigen, wie von dem alten Dom. — Aber eins darf ich nicht verschweigen, daß ich mich durch das kleine

Gäßchen führen ließ, wo im unscheinbaren Hause Bernhard Klein geboren ist, und daß ich sinnend und betrachtend davorstand, tief gerührt durch tausend Erinnerungen. Aus so dunkler Hütte ging das edle, helle Licht seines Geistes hervor! Ach! ich ahnete nicht, daß es in dem Augenblicke, wo ich anstaunend und verehrend seiner gedachte, schon im langsamen Erlöschen auf dem Krankenbette war, und daß wenige Tage später die wunderbaren Strahlen desselben schon zu ihrem ewigen Urquell zurückkehren sollten! Es mag aber das unverdächtigste Zeugniß für die hohe Bedeutung seines Geistes werden, daß ich mit verehrender Betrachtung vor der Wiege, wo er sich entfaltete, stand, noch ehe er sich in den dunklen Sarg des Todes gebettet hatte. — Denn den Todten pflegt man leichter, wiewohl zu spät, die Anerkennung zu widmen, die sie im Leben oft so reich verdient! — — Doch so ungern ich mich hier losreiße, ich thue es, denn ich werde den Lesern dieser Blätter bald ein Mehreres und Ausführlicheres über die wunderbare Eigenthümlichkeit dieses hohen künstlerischen Genius mittheilen. Dafür sei die Kraft, sei die Erinnerung, die Freundschaft aufbewahrt. — —

Ich kann dem Leser nicht alle Nachtquartiere namhaft machen, wenn er noch in diesem Kapitel mit mir die holländische Grenze erreichen will. Er muß

aber. — Darum erfahre er denn, daß ich am 1sten September wieder auf dem Dampfschiffe saß, um nach Nymwegen zu steuern. Meine Engländerin war noch immer meine Reisegefährtin. Zwar hatte sie sich nicht in Bonn verweilt, wo ich den Abend des 30sten Augusts zubrachte, aber doch in Köln, von dessen Wundern sie ganz erfüllt war. Nicht nur der mächtige Bau des Doms und das Bild von Rubens in St. Peter (die Kreuzigung Petri darstellend), nicht nur die Reliquien und die Gemälde des alten Meisters Wilhelm erfüllten das jugendliche Gemüth mit warmer Begeisterung, sondern die ganze alterthümliche Würde, der Reichthum, die Bauart, die Lage der Stadt am prächtigen Rhein hatten einen eigenen, mährchenhaften Zauber auf sie geübt. Wer hätte der Kleinen, mürrisch Abgeschlossenen, die noch zu Mannheim nur mit abstoßenden Dornen umgeben schien, zugetraut, daß sie in Köln schon fast zu romantisch schwärmen sollte? Bei Gott, es war Zeit, daß der Rhein in das flachere, bürgerliche, betriebsame, aber unpoetische Holland hinabfloß, und nicht noch drei Tage länger zwischen Bergen, Burgen und alten Domen dahinströmte, sonst wäre mir bange geworden, daß der Funke, den ich zu wecken gewagt, in eine lodernde Flamme aufschlagen möchte. Heil und Segen der Dampfschifffahrt, die die junge begeisterte, doch fast zu einsam mit ihrer kaum 32jährigen

Dueña reisende Schöne binnen drei Tagen glücklich in die Themse und in das Haus des right honourable Sir A.... liefert, der zu den nüchternsten Rednern im Parlamente gehört, also wohl der schönen, auf poetischen Flügeln durchgehenden Tochter einen spießbürgerlichen Kappzaum auflegen, oder ihr die freien Schwingen durch das enge Joch eines dreißigfach verclausulirten Ehecontracts gehörig einbinden oder stutzen wird. — Etwas aber thut wahrlich Noth; nur nicht zu viel, alter Zahlen- und Actenwurm, daß Du mir das holde Kind nicht ganz verkrüppelst in Deiner orthopädischen Erziehungsmaschine! Ich sage Dir, ich fasse Dich so gut einmal öffentlich, wie schon einen Engländer, wenn Du mir den frischen, blühenden, frei wachsenden Baum zu einer Windsor-Gartenhecke verschneidest, wie Deine Erziehungs-Instruction ganz das Ansehen hat. Gut, daß ich Dir etwas in die Quere gefahren bin, und die gestutzten Schößlinge mit neuen Trieben inoculirte! — Aber in den Rhein soll man mich werfen, und mir den Drachenfels an einem 15zölligen Ankertaue um den Hals hängen, damit ich auf dem Grunde liegen bleibe, wenn ich jetzt noch ein Wort von meiner englischen Reisegefährtin sage, von der ich fast schon zu viel verrathen.

Die Stationen, die wir noch in diesem Kapitel zu machen haben, sind folgende:

1) Düsseldorf. Eine Stadt, die ich so gut schildern kann, als die meisten Recensenten ein Buch beurtheilen. Denn ich habe eben so viel davon kennen gelernt, als jene von den Recensendis, nämlich Druck, Papier und Umschlag, welches mir schon viel vorkommt in der kurzen Zeit von zehn Minuten, wo das Dampfschiff anlegt, dessen Bord ich nicht verließ. Dennoch sage ich, Düsseldorf ist eine merkwürdige Stadt, das heutige Weimar, indem es so gut wie jenes zwei Trauerspiel-Dichter besitzt, Immermann und Uechtritz, die in unserer Zeit sehr füglich die Rollen von Goethe und Schiller übernehmen können. Es ist ein zweites Rom, denn es hat seine Raphael'sche Schule so gut wie dieses, nur mit dem Unterschiede, daß die Schüler die Raphaele sind. Es hat — doch das Dampfschiff ist schon längst aus dem Gesichtskreise der Stadt und liegt vor

2) Wesel. Diese Festung hat für mich besondern Reiz, weil ich vor 18 Jahren daselbst meine Laufbahn zum Cäsar und Napoleon beginnen, nämlich als Kanonier eintreten wollte. Doch sah ich diesmal so wenig von ihr, wie damals, weil zu jener Zeit der Handel sich zerschlug, und wir jetzt ohne Aufenthalt vorbeisegelten. Ich komme daher leicht bei guter Zeit auf der dritten Station an, nämlich:

3) Rees. Dieser Ort, den, außer einigen Geogra-

phen, Wenige kennen lernen, wurde von mir einer gründlicheren Untersuchung gewürdigt, denn ich sah aus dem Hause, vor welchem das Dampfschiff anlegte, ein reizendes Gesicht herausgucken, und war daher blitzschnell am Ufer und in das Haus hinein. Rees besteht, dies erlaube man mir vorläufig zu bemerken, aus vier oder wohl gar fünf Häusern dicht am Rhein erbaut, die mit ihren hohen, klaren Fenstern sich ungemein freundlich in der Fluth bespiegeln. Mit ihnen spiegelte sich das Antlitz der Schönen ab, die im Fenster lag und behaglich das Treiben und Verkehren auf dem Dampfschiffe beobachtete. Ich erkundigte mich bei dem Wirth, ob diese Dame nicht die Frau von C. sei und Jemanden hier erwarte. Natürlich that ich die Frage nur, um als Antwort die Verneinung, zur Zugabe aber die nähere Angabe ihrer Verhältnisse zu erhalten. Nicht wenig erstaunte ich daher, als er mir antwortete: „Ja, allerdings, myn Herr!" (denn man spricht hier schon halb holländisch) „die Dame erwartet oben einen Herrn, ob sie aber Frau von C. heißt, weiß ich nicht." Zugleich befahl er der jungen Tochter (so heißen die holländischen Kellnerinnen), sie möge hinaufgehen und der gnädigen Frau sagen, daß der Herr angekommen sei. Ich war in nicht geringer Verlegenheit bei dieser unvermutheten Wendung der Dinge, allein ich

konnte unmöglich mehr zurücktreten und mußte somit abwarten, wie das Abenteuer enden würde. Hinauf zu gehen wollte ich doch nicht wagen, unten zu bleiben war auch nicht ganz thunlich, ich nahm daher die Partie des Juste milieu und hielt mich auf der Hausflur. Die junge Tochter kam wieder und ersuchte mich, nur hinauf zu gehen, die gnädige Frau erwarte mich. Fortuna audaces juvat, dachte ich und stieg muthig hinan. Auf mein leises Klopfen antwortete eine allerliebste Stimme: Herein. Ich trat ein, doch nicht mit größerem Muth, wenn ich's aufrichtig sagen soll, als ob ich in die Charybdis spränge. Weiß aber der Himmel, wie es kommt, der Anblick eines reizenden Gesichts giebt mir auch in den verzweifeltsten Lagen den Muth augenblicklich wieder. Und hier lächelte mich eine wahre Maiensonne, ein holder Frühling von Lippen und Augen an. Ich rückte daher mit stummen Verbeugungen vorwärts und ergriff die kleine, weiße, rundliche Hand, welche die Schöne mir mit Grazie überließ, und drückte einen beredten Kuß darauf. „Also Sie haben die Mühe gütig übernommen, mich auf meiner gewagten Reise ritterlich zu begleiten?" redete sie mich in einem Tone an, der schon den ganzen Dank voraus zahlte. Verworren stotterte ich: „Es wird mein höchstes Glück sein." Ich hätte nicht gelogen, wenn ich nur in al-

ler Welt gewußt hätte, wen ich vor mir habe, wohin die Reise gehen solle, für wen man mich halte. Plötzlich fiel es mir schwer aufs Herz, denn ich habe das zarteste Gewissen von der Welt, daß ich durch meinen Leichtsinn die schöne Frau am Ende in die größte Verlegenheit stürzen, ihr eine öffentliche Beschämung verursachen, ja sie vielleicht um die Zusammenkunft mit ihrem wirklich erwarteten Begleiter bringen konnte; an das, was mir selbst nachher bevorstand, mochte ich gar nicht einmal denken. Ich beschloß daher, ein freies, reuiges Bekenntniß abzulegen und begann: „Werden Sie mir ein großes, gegen Sie begangenes Unrecht vergeben können? Ein Unrecht, das ich Ihnen in diesem Augenblicke anthue, womit ich Sie noch jetzt beleidige?" – „Das darf ich Ihnen aus vollem Herzen versprechen," antwortete sie lächelnd, „denn die Beleidigungen, die ich bis jetzt von Ihnen erfahren, wenn sie nicht größer sind, als die, welche sie mir in diesem Augenblicke zufügen, vermag ich noch zu vergeben; so viel christliche Selbstüberwindung besitze ich wirklich. Und es ist wenig Verdienst dabei," fuhr sie fort, als ich verlegen nach Worten suchte, „denn ich gestehe Ihnen, meine weibliche Neugierde ist so groß, daß ich schon deshalb, um nur zu erfahren, worin Ihre unermeßlichen Frevel eigentlich bestehen, Ihnen volle Amnestie

zusichern würde. Ich bin wirklich sehr gespannt, womit mich ein Mann, von dem ich erst seit gestern weiß, daß er lebt, und er vermuthlich nicht länger von mir, ein Mann, der erst seit zwei Minuten aufs bescheidenste vor mir steht, so schwer beleidigt haben kann, und noch jetzt in diesem Augenblicke beleidigt."

Der muthwillige, aber doch so überaus wohlwollende Ton gab mir wieder Leben. „Das ist's eben," versetzte ich seufzend, „daß Ihre Bekanntschaft mit mir um einen Tag kürzer ist, als Sie vermuthen!" „Und wie so?" fragte sie und sah mich mit einem unbeschreiblich anmuthigen Ausdruck des Erstaunens an. Aber zum Henker, es ist wahrlich genug, daß ich in Rees, wie ein Schulbube beichtend, vor der einen Dame stand, und ich brauche hier nicht abermals vor allen eleganten Schönen meines Vaterlandes eine Viertelstunde im Beichtstuhl zu knien. Kurz und gut, ich fuhr mit der ganzen Geschichte heraus und machte das armseligste Gesicht, das sich jemals bei Rees in dem Rhein gespiegelt hat.

„Nun das ist wahrlich seltsam!" sprach sie, einen Schritt zurücktretend; „darauf war ich in der That nicht gefaßt." „Werden Sie Ihr feierliches Wort zurücknehmen?" fragte ich demüthig. „Können Sie es mir nicht vergeben, daß die Macht Ihrer Reize" — „O ich bitte Sie, nur nicht solche Theaterphrasen,"

unterbrach sie mich rasch, „lassen Sie mich dergleichen noch ein Mal hören, so nehme ich wirklich mein Wort zurück. Weil ich es indessen, hauptsächlich aus Neugier, einmal gegeben, so sollen Sie hiermit Verzeihung erhalten, doch unter der Bedingung, daß Sie mir den Begleiter, welchen ich hier erwarte, aufsuchen und herbeischaffen." — „Unvergleichlich Gütige!" rief ich feurig und wollte ihre Hand abermals ergreifen, die sie jedoch zurückzog; „und wer ist der Glückliche?" „Hm, ich vermuthe, er wird nicht viel besser sein, als Sie, vielleicht noch leichtsinniger, wenigstens läßt sein Stand dies zweifach fürchten, da er ein doppelter ist und von der Art, daß man an die allgemeinen Eigenschaften jedes einzelnen schon genug Voraussetzungen des Leichtsinns knüpfen kann. Er ist Offizier und Schriftsteller, sein Name Ludwig Rellstab."

Wäre der Dampfkessel geplatzt, der Rhein plötzlich rückwärts nach dem St. Gotthard gelaufen, Rees mit sammt seinen fünf Häusern in den Bauch der Erde versunken, ich hätte nicht so versteinert und dumm vor Verwunderung dastehen können, als nach diesem Wort. Ich faßte mich an Stirn, Nase und Ohren, besah mir Hände, Füße und Wanst, um zu wissen, ob ich wache oder schlafe, träume oder lebe. Zehn Mal wollte ich eine Antwort abschießen, aber zehn Mal blitzte

mir das Pulver von der Pfanne, und ich ſchnappte mit einem verſchluckten Worte ab. Endlich gelang mir's. „Wohl!" rief ich, „ich ſchaffe ihnen den Verlangten zur Stelle, obwohl Sie bei dem Tauſch nichts gewinnen werden; nur das Eine ſagen Sie mir, welch ein Schickſal hat Ihnen dieſen leichtſinnigen Taugenichts zum Begleiter angewieſen?"

„Keine Unarten, mein Herr, das muß ich mir ausbitten," antwortete ſie. „Ihren Leichtſinn habe ich vergeben, allein Verläumdungen, die Ihnen Verdruß oder Haß, oder Gott weiß welches Motiv eingeben mag, vergebe ich Ihnen nicht. Ich kenne zwar den mir beſtimmten Begleiter nicht perſönlich, aber durch eine ſehr gute Freundin, in die ich das unbedingteſte Vertrauen ſetze. Wäre er deſſen nicht gleichfalls werth, ſo würde ſie ihn nicht beauftragt haben, mir einen ſo wichtigen Dienſt, wobei ich mich ganz ſeiner Ehre und Gefälligkeit anvertrauen muß, zu leiſten. Halten Sie alſo nur Ihr Verſprechen, und führen Sie ihn, da Sie ihn zu kennen ſcheinen, zu mir, denn er muß ſich unter den Paſſagieren des eben angekommenen Dampfſchiffes befinden."

„Ich betheuere Ihnen, daß er nicht mehr auf dem Dampfſchiffe iſt," erwiederte ich mit dem ernſthafteſten Geſichte von der Welt, „und gebe Ihnen darauf mein Wort als Mann von Ehre; doch mache ich mich an-

heiſchig, ihn ſofort zur Stelle zu ſchaffen, wenn Sie mir den Zuſammenhang ſeines Verhältniſſes mit Ihnen entdecken wollen."

„Es iſt nichts leichter in der Welt," antwortete die Schöne etwas empfindlich, „obwohl ich nicht weiß, mit welchem Recht Sie darauf beſtehen dürfen; jeder Scherz hat ſeine Grenze. Um aber der Sache ein Ende zu machen, ſo leſen Sie dieſen Brief." Dabei übergab ſie mir einen auf ihrem Tiſchchen offen liegenden Brief.

Ich nahm ihn mit geheimer, innerſter Freude, weil ich den Augenblick kaum erwarten konnte, wo ich den allerliebſten Zorn beſänftigen würde. Der Brief lautete:

„Liebe Karoline!"

„Zu Deiner längſt beabſichtigten Reiſe nach Seiſt findet ſich unvermuthet die glücklichſte Gelegenheit. Denn übermorgen reiſt ein genauer Bekannter von mir, Herr L. Rellſtab, auf dem Dampfſchiff von Köln nach Nymwegen. Er kann Dir zum Begleiter dienen und Du darfſt Dich ihm ſicher anvertrauen, obwohl er die gefährlichen Eigenſchaften beſitzt, Offizier und Poet zugleich zu ſein, Forderungen, die man freilich ſelten an Ehrenwächter und Beſchützer ſo junger, liebenswürdiger und,

nimm es mir nicht übel, bisweilen etwas zu muthwilliger Frauen macht. Indessen fahre nur getrost nach Rees hinüber; ich verrathe Dich nicht an den Feind. Warte im Fenster liegend die Ankunft des Dampfschiffes ab, und Dein Ritter wird sich unfehlbar bei Dir melden. Leider habe ich seine Reise zu spät erfahren, um ihm mündlich den Auftrag zu ertheilen, und Dich ihm vorläufig bekannt zu machen. Doch geht zugleich mit diesem Briefe an Dich, den Du durch den Conducteur des heutigen Dampfschiffes erhalten wirst, ein Billet an ihn in die drei Schweizer ab, das ihn von Allem unterrichtet. Sollte sich also ja eine Schwierigkeit finden, die ich nicht voraussehen kann, so wäre das Schlimmste, was Dir begegnen könnte, eine vergebliche Fahrt von Deinem Gütchen nach Rees, und auf dieses Stündchen kommt Dir ja wohl, wo so viel zu gewinnen ist, nicht sonderlich viel an. Lebe herzlich wohl, glückliche Reise.

Deine getreue Auguste."

Jetzt begriff ich den Zusammenhang. Denn diese Auguste war eine liebenswürdige Frau in Coblenz; aber ihr Billet konnte ich nicht erhalten haben, weil ich wegen meines Spazierganges mit der Engländerin

über zwei Stunden früher, als das Dampfschiff abfährt, die drei Schweizer verlassen hatte, und nicht mehr dahin zurückgekehrt, sondern gleich an Bord gegangen war. Da ich in Köln einen Tag verweilte, das Dampfschiff aber gerade durchging, so hatte natürlich die liebenswürdige Frau den Brief ihrer Freundin am Tage zuvor bekommen, und sich in Folge desselben an den Ort des Rendezvous begeben. Eben war ich im Begriff, Ihr Alles zu erklären, als der Conducteur des Schiffes eintrat und ihr einen Brief übergab. Es war ein zweiter von ihrer Freundin aus Coblenz; sie meldete ihr, daß das Billet mich nicht getroffen habe, und schloß es bei, damit sie es mir sogleich zustellen könne, falls ich mich auf dem Dampfschiffe befände. Nicht ohne einen kleinen Triumph sagte sie zu mir: „Ich bedarf Ihrer nun nicht mehr, mein Herr; meine Freundin erklärt mir ein vorgefallenes Mißverständniß und sendet mir einen Brief an den mir zum Begleiter bestimmten Herrn Rellstab; der Herr Conducteur wird nun wohl so gut sein, denselben zu besorgen.“ Dabei gab sie das an mich gerichtete Billet dem Conducteur und bat ihn, mich sogleich am Bord aufzusuchen und zu benachrichtigen, daß die bewußte Dame bereits meiner warte. „Geben Sie mir diesen Brief,“ sprach ich halb befehlend zum Conducteur; „Sie werden den Herrn doch nicht

auffinden." — „Warum nicht? er ſteht ja in der Paſſagierliſte." —

„Verſuchen Sie es meinethalben," erwiederte ich trocken, weil ich der ſchönen kleinen Frau anſah, daß ihr Zorn gegen mich von Minute zu Minute wuchs. Der Conducteur ging, ich blieb. Thränen waren der Schönen nahe, vor Aerger über meine Unverſchämtheit; doch ſprach ſie kein Wort, und ich merkte mit heimlichem Vergnügen, daß ſie nur auf die Ankunft ihres Ritters wartete, um Rache an mir nehmen zu laſſen. Ich nahm indeſſen in der Stille meinen Paß aus der Brieftaſche und hielt ihn bereit. Nach zehn Minuten kam der Conducteur mit verdrießlichem Geſichte wieder und erklärte: ich ſei nicht aufzufinden, und müſſe alſo entweder in den Rhein, oder in den Dampfkeſſel geſtürzt ſein. Die liebenswürdige Frau war außer ſich, zumal da ich kaltblütig ſagte: „Warum glaubten Sie mir nicht; ich habe es ja voraus geſagt. Mir den Brief her," wandte ich mich an den Conducteur, „ich werde ihn augenblicklich beſtellen." Da die ſchöne Frau nichts einwendete und der Conducteur den Muth verloren hatte, händigte er ihn mir ein, und ich gab ihm einen Wink zu gehen. Er that es. Ich betrachtete das Billet, las die Adreſſe und brach es auf. „Nein, mein Herr," rief jetzt die liebenswürdigſte aller Frauen im anmuthigſten Zorn,

den ich je gesehen habe, „das geht zu weit. Gegen solche Dreistigkeit muß ich Hülfe suchen.“ Ich überreichte ihr statt der Antwort meinen Paß breit geöffnet: „Sehen Sie hier meine Befugniß.“ Mit Erstaunen nahm sie das Papier und las: „Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden ersuchen hiermit unter dem Versprechen einer vollkommenen Erwiederung etc. etc. auf Vorzeigung dieses den Schriftsteller und Lieutenant außer Dienst, Ludwig Heinrich Rell —

Hier ließ sie das Blatt fallen und rief: „Nein, das ist zu arg, also einem solchen Begleiter will mich Auguste übergeben! Nun, warten Sie, mein Herr, Ihre Verwegenheit sollen Sie büßen! Mich so zum Besten zu haben!“ — „Schönste!“ sprach ich demüthig, „vergeben Sie. Einem dramatischen Dichter ist es unmöglich, wenn der Zufall ihm das Thema eines Lustspiels giebt, es unentwickelt zu lassen. Die Intrigue zieht ihn unwillkührlich in ihre Netze und Irrwege hinein, und ich frage Sie, hätten wir die Viertelstunde, während das Dampfschiff umladet, heiterer zubringen können? Ließe sich nicht der ganze Vorfall gleich in Dialog setzen und zum graziösesten Lustspiel umarbeiten? Was freilich nicht schließen könnte, ohne daß Sie mir die versöhnende Hand reichten!“

„Nun, da nehmen Sie ſie hin!“ ſprach ſie lächelnd, und duldete meinen Kuß darauf; „aber eine Warnung ſoll es mir ſein, nimmermehr einen Poeten zum Reiſebegleiter einer Dame auszuerſehen.“

Die Glocke des Dampfſchiffes läutet; wir gehen Arm in Arm ab, der Vorhang fällt.

Aber noch nicht vor das Kapitel, denn der Leſer würde mir's nicht vergeben, wenn ich ihn nicht wenigſtens auf die

Vierte Station Emmerich führte. Denn glaubt er nicht, daß ſich's jetzt ganz anders über den breiten, in lauter große prächtige Seen verwandelten Strom (er ſieht übrigens ſchon ſeit Düſſeldorf ſo aus) dahinfährt, da man in ſo liebenswürdiger Begleitung iſt, und Himmel und Sonne ſo hell dazu leuchten? — Auch meine kleine Engländerin zog einigen Vortheil von der ſchönen, an mich Empfohlenen, denn ſie ſprach geläufig engliſch mit ihr. — Indeſſen ſind wir in Emmerich, ehe wir's uns verſehen, aber doch zu ſpät, um noch vor Thoresſchluß mit dem Dampfboote in die Feſtung Nymwegen einlaufen zu können. Da wir aber nicht Luſt haben, auf dem Strome liegen zu bleiben, ſteigen wir in Emmerich ans Land. — Ich nehme herzlichen Ab-

ſchied von meiner lieben, kleinen Inſulanerin, die wahrhaftig (das gutmüthige Kind) ein Thränchen in den Augen hat, — und wir ſind endlich wieder auf feſtem Lande. Aber auch gleich am Schluſſe des Kapitels. Denn ſobald wir Extrapoſtpferde beſtellt haben, fahren wir ab nach Elten, und ſind zwei Stunden ſpäter ſchon auf holländiſchem Boden, wo wir die Douane prellen, und ſo mit Thorſchluß nach Arnheim gelangen. Und hier endet das lange Kapitel, welches von Mannheim bis zu den Batavern ſich ausſtreckt, das erſte Bändchen meiner Reiſe.

Empfindſame Reiſen.

Zweites Bändchen.

Empfindsame Reisen.

Nebst einem Anhang

von Reise-Berichten, -Skizzen, -Episteln,
-Satiren, -Elegien, -Jeremiaden u. s. w.

aus den

Jahren 1832 und 1835.

Von

L. Rellstab.

Zweites Bändchen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1836.

Das letzte historische Kapitel

fängt das zweite Bändchen an. Schon am Schluß des vorigen klangen mir wahrhaftig die Ohren von alle den Gott sei Dank, die ich innerlich vernahm, weil der lange Regenwurm des Kapitels doch endlich abriß, oder sich wie der Faden, an dem ich es hinaus gesponnen, nämlich der Rhein, in Holland im Sande verlief; vollends aber jetzt sehe ich die Leser ordentlich aufhüpfen vor Jubel, da sie die Ueberschrift lesen; und merken, daß wir nun an der Apokalypse halten, die bekanntlich (ich bemerke es für Irreligiöse) die heilige Schrift beschließt. Mein Kapitel soll weder so dunkel, noch so lang werden. Ich will mit Uebergehung aller Abenteuer dem Leser nur eine kleine Schilderung von Holland machen. Zuerst muß ich aber noch von meiner Reisegefährtin nach Seist, der lie-

denswürdigen Karoline, sprechen. Leser, die das erste Kapitel meiner Reise nicht vergessen haben (was ich von mir selber nicht behaupten möchte), werden sich erinnern, daß Seist eine Herrnhuter-Kolonie, zwei Stunden von Utrecht ist, wohin ein junges Mädchen aus Gnadenfrei, meine erste Reisebekanntschaft, zum Besuch bei ihrer Schwester reiste. Einen ähnlichen Besuch machte Karoline, denn eine Jugendfreundin von ihr wohnte in der Kolonie. — Wir waren in Arnheim wohlbehalten angelangt. Karoline begab sich auf ihr Zimmer und trank daselbst den holländischen Thee. Ich meines Theils setzte mich an die erste holländische table d'hôte und versuchte Küche, Keller und Sprache. Wo nicht zu rasch gesprochen wird, kommt der Deutsche leidlich mit, zumal wenn er mit dem Plattdeutschen Bescheid weiß. Zwei „Mynheers" saßen bei der Flasche und Pfeife, und politisirten mit brennendem Eifer. Ich hörte immer nur den Namen van Speyk, der als der Held der Nation ungleich mehr verehrt wird, als wir in Deutschland glauben. Da der Holländer bemerkte, daß ich aufmerksam zuhörte, war er so höflich, mir seine Ansichten deutsch auseinander zu setzen. Er sprach es nicht ohne Fehler, aber geläufig; seine Politik, wie überhaupt die aller Holländer, die ich kennen gelernt, war dieselbe, welche wir den König und die General-

staaten seit zwei Jahren befolgen sehen, d. h. erbitterter Haß gegen die Konferenz, starres Festhalten am holländischen Recht, und eine mit tiefster Verachtung gepaarte Wuth gegen die Belgier. Aus dem Standpunkte der Nation betrachtet, ist diese Ansicht nur zu loben, wenngleich ich sie nicht zur meinigen machen kann, mit Ausnahme der Verachtung der Belgier, welche ich vollkommen theile, und nicht blos seit dem zehntägigen Feldzuge, sondern von dem Tage ihrer Revolution an, die von Pfaffen und Aristokraten schon unter Polignac's Ministerium angeschürt, und im apostolischen Sinne beabsichtigt wurde. Im Jahre 1829 wollte man sich der liberalen Partei nur als Pfote bedienen, um die Kastanie vom Feuer zu holen; im Jahre 1830 schwollen aber durch das mächtige Austreten des Stromes der Julius-Revolution die liberalen Bäche so unvermuthet an, daß die apostolischen und aristokratischen Brücken und Eselsbrücken sämmtlich weggeschwemmt wurden. Da nun der Strom sie trieb, behaupteten sie ihn zu leiten, und warteten ab, bis die wilde Fluth verlaufen sein würde, um dann ihre Dämme und Joche allmählig wieder herzustellen. In der Wahrheit aber herrscht nicht mehr liberales Princip in der belgischen Revolution, als in dem Verlangen der Gazette de France nach Primair-Versammlungen. — Aber wohin gerathe ich von

meiner table d'hôte! Und ich wollte dem Leſer doch erzählen, daß mein Holländer in ein begeiſtertes Lob der deutſchen Sprache ausbrach und rief: „Ja, mein Herr, jetzt lernen wir Alle hier Deutſch, denn es wird zu vortrefflich in dieſer Sprache geſchrieben.“ Ich bemerkte ihm, daß man vor 30 Jahren wohl beſſer geſchrieben habe, doch er wollte es nicht Wort haben, und rief: „Was wollen Sie ſagen gegen einen van der Velde, einen Zſchokke, eine Schoppenhauer, einen Hoffmann, eine Karoline Püchler (ich fing an leiſe zu hoffen, er werde auch mich nächſtens nennen), einen Immermann, und vor allem einen Clauren.“ Hilf Herrgott! wenn der Mann mich jetzt noch nennt, ſo ſchwöre ich die Schriftſtellerei ab. Denn getadelt zu werden, das läßt ſich aushalten, doch in ſolcher Geſellſchaft bewundert, das geht über meine Kräfte. Der Himmel fügte es aber gnädig; der Mann war in der Literatur noch nicht ſo weit vorgerückt, um mich zu kennen, und im Uebrigen ließ ich ihm ſeinen literariſchen Glauben ſehr gern. Er hatte aber noch andere originelle Anſichten, wovon ich folgendes Beiſpiel geben will. Die junge Tochter bot mir nach der holländiſchen Sitte nach Tiſche eine Tonpfeife an; ich dankte. „Mein Herr raucht nicht?“ fragte er verwundert; „raucht man in Deutſchland nicht allgemein?“ — „So ziemlich; doch mit Unterſchied. Z. B.

niemals an eleganteren öffentlichen Orten, und in gebildeten Ständen auch nie in Damengesellschaft, selbst nicht in den Zimmern der Damen." — „Ja," rief er feierlich bewegt, „auch hier in Holland kommen die alten ächten Sitten ganz in Verfall, die Männer werden Weiberknechte! Ja, auch hier, mein Herr, fängt man an, in Damengesellschaften das Rauchen zu unterlassen, und der Mann muß sich, unwürdige Sitte, empörende Umkehrung der Natur, den Launen des Weibes bequemen!" Der kreuzbrave Holländer sah dabei in der That so tief bekümmert aus (denn der Fall seines Vaterlandes schien ihm nun unvermeidlich), daß ich ihn zu trösten beschloß. Ich hielt ihm daher eine pathetische Rede, worin ich ihm darthat, daß stets die tapfersten Völker und Männer den Frauen auf das feinste gehuldigt hätten, daß Ritterlichkeit und Minnedienst von Anbeginn Geschwister gewesen seien, daß die wahrhafte Großmuth nur von dem wahrhaft Starken ausgeübt werden könne, und daß es immer ein Zeichen der Schwäche sei, wenn man durch kleinere Bewilligungen gegen das schöne, schwache Geschlecht in Besorgniß gerathe, zu größeren gezwungen zu werden. „Schreiben Sie daher," erhob ich meine Stimme am Schluß, „den jetzigen Unglücksstand Ihrer vaterländischen Angelegenheiten, mein Herr, nicht dem zu, daß die Männer anfangen, in

ihrer Lebensſitte den Frauen zu weichen, ſondern vielmehr dem, daß ſie es nicht ſchon längſt gethan haben. Napoleon erfocht Siege von den Pyramiden bis zur Oſtſee, vom Tajo bis zur Moskwa; aber ſeine Soldaten rauchten nur im Bivouac, und niemals, wo eine liebenswürdige Wirthin in ihrem Quartier waltete." Der Holländer kratzte ſich hinters Ohr; gar gern hätte er ſein Tabaksrecht noch weiter vertheidigt, doch er mußte ſich aus Mangel an Argumenten ergeben. Um ihn zu tröſten, ſprach ich, und aus voller Ueberzeugung, von der Hochachtung, die ſich die Holländer durch den letzten Feldzug erworben hätten, von der Bewunderung, die van Speyk gefunden, und von der Verachtung, in welche die Belgier, für deren Sache man ſich Anfangs ſo lebhaft intereſſirt hatte, weil man ſie wirklich für eine der Freiheit hielt, jetzt geſunken ſeien. So kam die Nacht heran und ich legte mich zum erſten Male auf holländiſchem Territorium ſchlafen, und zwar in einem großen, breiten Gardinenbett, mit den feinſten Ueberzügen und in einem durch einen ſchönen Teppich verzierten Zimmer. —

Die Sonne ſchien mir hell ins Fenſter, als ich erwachte. Da die Diligence nach Utrecht erſt um 7 Uhr abgeht, und es eben Sechs ſchlägt, habe ich Zeit, dem Leſer Arnheim zu ſchildern, womit ich zugleich

ein für allemal das zierliche Genrebild einer holländischen Stadt, die einander mit wenigen, durch die Lage veranlaßten Unterschieden, aufs Vollkommenste gleichen, gemalt haben will. Aber nicht eher, als bis ich auf holländische Art gefrühstückt habe. Es geschieht insgemein im Gastzimmer, wo sich die Bewohner des Hauses versammeln. Der Tisch ist mit einer Kaffee-Serviette reinlich gedeckt. Auf demselben steht in einer Wedgewood-Büchse die frischeste Butter, ein sauber gehaltener Käse (gewöhnlich ein Edamer, weil dieser nicht zu groß ist), eine Schale mit Zucker, eine Büchse mit Thee und in zierlichen Körben gestochtes Weißbrod und schwarzes Honigbrod oder Pumpernickel. Neben dem Tische auf einem Kohlenbecken kocht das Wasser in einem blank gescheuerten Theekessel. Außerdem ist auch frisch gemachter Kaffee bereit; den Thee aber bereiten sich die Frühstückenden selber. Der Beschreiber dieser Reise pflegt eigentlich gar nicht zu frühstücken, allein dieser reinliche, zierliche Apparat, daneben die schmucke junge Tochter mit ihrem weißen Strichhäubchen, den großen goldenen Ohrbommeln, dem blanken Laz und dem saubern Schürzchen, die gutmüthige Höflichkeit, mit der sie uns zum Sitzen einladet und fragt (versteht sich holländisch): „Was soll mein Herr frühstücken, Kaffee oder Thee?“ — Alles dieses, verbunden mit der

Trefflichkeit der Nahrungsmittel reizt den Appetit so ungemein, daß man in der That leicht verleitet wird, das Gelübde der Fasten zu brechen. Ich that es ohne die mindeste Reue. Früh, d. h. um 6, 7, 8 Uhr, frühstückt man insgemein Thee; zum zweiten Frühstück gegen 12 oder 1 Uhr nimmt der Holländer gewöhnlich Kaffee. Den Thee macht sich in Wirthshäusern der einzelne Gast selbst, und consumirt dazu an Thee so viel, als ihm gut dünkt; wo mehrere zusammen frühstücken, ist das Theemachen eine Höflichkeit, wie etwa das Weineinschenken; sind Frauen zugegen, so übernehmen diese das Geschäft, und bereiten auch, wenigstens in Familienkreisen, den Männern das Butterbrod, was sie mit eigenthümlicher Zierlichkeit zu verrichten wissen. Und dies ist nicht ganz leicht, denn der Holländer verlangt, daß sein aus vier Bestandtheilen, Weißbrod, Butter, Schwarzbrod und Käse, combinirtes Butterbrod nach ganz eigenthümlichen Gesetzen sehr genau zugerichtet werde. — — In Arnheim übernahm die liebenswürdige Karoline diese einladende häusliche Pflicht, und übte sie so geschickt, daß mein Holländer vom Abend zuvor ihr das Kompliment machte, sie sei zwar eine Fremde, wisse aber vortrefflich holländisch zu leben, und schneide weder den Käse wie ein Boot, noch das Brot wie eine Schute. Denn es ist ein holländisches Sprichwort,

welches ich indessen deutsch geben muß, weil ich das Holländische vergessen: „Wer meinen Käse schneidet wie ein Boot, den bringe ich zur Thür hinaus, wer mein Brod schneidet wie eine Schute, den laß ich nicht mehr ins Haus."

Nach dem Frühstück wanderten wir in Arnheim umher. Die größte Reinlichkeit der Gassen und des Pflasters, oft Trottoire von Wiesen, sehr breite und hohe, im untern Geschoß fast bis auf den Boden reichende Fenster mit spiegelblanken Scheiben, dagegen die Häuser selten von mehr als drei Fenstern in der Front, weil die meisten mit dem Giebel nach der Straße gekehrt sind, große, grüne Jalousien, oft die schönsten Blumen hinter den Fenstern — das sind die allgemeinen Kennzeichen, die man in den Steckbrief jeder holländischen Stadt setzen muß. Viele Städte haben noch die Eigenschaft, mit Kanälen durchschnitten zu sein, so daß die meisten Straßen Quais bilden, auf holländisch Grachten genannt. Arnheim entbehrt dieses, wenigstens so weit ich es kennen lernte; dagegen besitzt es, wie ebenfalls fast alle holländischen Städte, einen herrlichen Münster, mit hohen grünen Bäumen umpflanzt. Der Eindruck einer holländischen Stadt ist überaus angenehm; denn bei aller neueren Wohlhabenheit und Lebensbequemlichkeit, die sie darbietet, versetzt sie uns doch in die mittelal-

terliche Tüchtigkeit und trägt gewiſſermaßen immer ein hiſtoriſches Gepräge an ſich. Namentlich iſt es das wohlhabende Bürgerthum, mit ſeiner Bürgerehre und Sitte, das uns überall anſpricht. Man ſieht wenig Spuren des Feudalismus, keine Paläſte, keine müßigen Lakaien und Diener vor den Hôtels, keine hohle Pracht in Karroſſen und Pferden; dagegen aber auch keine ärmliche Hütte, keine Unreinlichkeit, ſondern überall gleichmäßige Ordnung, Wohlhabenheit, gediegenen Beſitz. Die holländiſchen Städte erſcheinen uns noch heute ſo, wie die Reichsſtädte uns aus dem Mittelalter geſchildert werden, wie aber heut zu Tage weder Augsburg noch Nürnberg mehr ausſehen, weil man neben den Spuren des alten Glanzes zu ſehr die der gegenwärtigen Armuth und Verfallenheit entdeckt. Auch großer Reichthum fehlt, wie Jedermann weiß, den holländiſchen Städten nicht, doch iſt es nicht jener müßige, todte, nur auf äußerlichen Glanz gerichtete des Feudalismus, welcher ſich nur in einer Anzahl vergoldeter Sklaven (Tagediebe, die eben ſo müßig und nutzlos ſind, als ihre Herren), in übermäßigen Paläſten und Gärten kund giebt: ſondern es iſt der thätige wirkſame, in Gewerbe, Verkehr und Staat eingreifende Reichthum, der ſich nach Schiffen auf der See, nach dem Betrag umlaufender Wechſel, nach den Tauſenden nützlich beſchäftigter freier Arbeiter

mißt. Es ist der ehrenwerthe Reichthum, der nicht von einem todten, stilliegenden Kapital gemächlich zehrt, sondern nur aus dem steten Betrieb, aus der unermüdeten Thätigkeit sich hält und trägt, und sich immer neu erzeugt und mehrt. So erscheint er, zumal in Amsterdam und den andern Handelsstädten. In Arnheim, im Binnenlande, nahe der deutschen Grenze gelegen, scheint mir mehr gleichmäßige Wohlhabenheit zu herrschen; wäre dies ein Nachtheil, was ich nicht behaupten möchte, so würde er durch die reizende Lage des Ortes an einem hier wieder zum stillern Fluß gewordenen Arm des getheilten Rheinstromes, durch die reizenden grünen Hügel und Matten, welche die Stadt umlagern, mehr als aufgewogen.

Mein Spaziergang mit der liebenswürdigen Karoline war uns beiden, obwohl sie Holland nicht zum ersten Male betrat, sehr erfreulich, und wir bedauerten es, nach wenigen Stunden schon wieder die Diligence besteigen zu müssen, um durch Seist nach Utrecht zu fahren. Die Diligence, wie Alles hier, Privatunternehmung, geht täglich auf zwei Wegen von hier nach Amsterdam, nämlich über Utrecht und Amersfort. Der Wagen hat ein altmodisches Ansehen, ist aber sehr bequem mit rothem gepreßtem Sammet weich gepolstert, und durch große, helle Glasscheiben, die man nach Belieben auf und nieder lassen kann, ge-

ſchloſſen. Bei der großen Schnelligkeit und Bequemlichkeit dieſer Wagen, und bei dem in einem Lande, wo ſo viel gereiſt wird, wo auf jeder halben und Viertels-Tagereiſe Städte von 20 bis 50,000 und mehr Einwohner liegen, erzeugten feinern Ton der Reiſenden, iſt es natürlich, daß jeder Gebildete von dem ärmlich beginnenden Handlungsdiener an, bis zu dem Amſterdamer Kaufmann, der durch ſeine Millionen die Börſe beherrſcht, mit der Diligence fährt. Zwar wird, die einzige Unbequemlichkeit für Damen, in derſelben geraucht; allein einmal ſind die Holländerinnen daran gewöhnt, und zweitens raucht der Holländer einen ſo feinen Tabak und ſo discret, daß ſechs rauchende Holländer noch nicht die Unbequemlichkeit eines dampfenden Deutſchen erregen.

Der Leſer verwundert ſich vielleicht, daß ich ſo plötzlich in den Ton der breiten, authentiſch ſoliden Reiſebeſchreibung verfalle; allein ſo ſehr ich Holland loben muß, das Land der Abenteuer, der romantiſchen Ereigniſſe iſt es nicht. Die Wirklichkeit und die Behaglichkeit des Lebens ſind bis in die kleinſten Dinge zu deutlich ausgeprägt, um der Ahnung und der Phantaſie viel Spielraum zu laſſen. Ein wohl eingerichtetes, tapezirtes, meublirtes Zimmer taugt lange nicht ſo zu Geiſtererſcheinungen und Abenteuern, wie das öde Gemach eines alten Schloſſes, wo der Wind durch

Fenster und Schlott pfeift, aber der Henker wohne in einem solchen Eulennest. Höchstens paßt sich Holland zu einigen poetischen Stillleben oder Genrestücken, (die Seestücke darf ich freilich nicht vergessen), und holländische Dichter werden in derselben Weise groß sein, wie die holländischen Maler. An der Küste müssen beide wachsen, denn jedes Küstenland grenzt an das dichterische unermeßliche Reich des Meeres. Vorläufig fahren wir indessen auf den ebensten Chausseen durch ein anmuthiges Gartenland hin, welches vor der Thoren von Arnheim beginnt, und fast ohne Unterbrechung bis Utrecht und Amsterdam fortdauert. Unter einem Gartenlande verstehe ich aber hier nicht blos schwarzen, fruchtbaren Gartenboden mit Kraut-, Kohl- und Salatbeeten, sondern einen wahrhaften Park, in welchem reizendes Tiefgebüsch (vorzüglich Eichenbüschung) mit hohen, herrlichen Bäumen, Blumenstücken, malerischen Wiesen, auf denen sich die Heerden gruppiren, geschmackvollen Landhäusern, zierlichen Dörfern, schlanken Glockenthürmen, Hecken, Brücken und Stegen, abwechselt. In der Nähe von Arnheim erhöht sich der Reiz noch dadurch, daß der Weg sich wechselnd durch Senkungen und über sanfte Anhöhen zieht, von deren Gipfel man das silberne Band des Rheins und den bunten Teppich der Felder, Wiesen und Gebüsche, mit den hell eingewirkten

Sternen der Städte und Dörfer, weit überblickt. Nach einer Stunde erreicht man die eigentliche holländiſche Ebene, durch welche die Chauſſée in geraden Linien, aber ſtets von Buſchwerk eingefaßt, ſich hinzieht.

Ich werde dem Leſer jetzt ein kleines Verzeichniß von Merkwürdigkeiten machen, die der Reiſende auf der Straße von Arnheim bis Utrecht antrifft. Merkwürdig aber nenne ich Alles, was mir und meiner liebenswürdigen Schutzempfohlenen, die lächelnden Angeſichts neben mir im Kabriolet der Diligence ſitzt, auffällt, und wonach wir unſern Nachbar fragen.

Das erſte ſind die holländiſchen Heuſchober. Potz tauſend, jetzt merkt man's, daß hier von Poeſie nicht viel die Rede ſein wird, denn wo man mit Heuſchobern anfängt, da iſt man nicht weit vom Miſthaufen. Ganz recht, würdigſter Leſer, es wird auch, wenigſtens vom Kuhſtall, vom Dünger u. ſ. w. die Rede ſein. Alſo von den Heuſchobern. Wie heißt der Ort da hinterm Gebüſch, fragte ich meinen Nachbar? — Welcher? — Nun der dort mit dem hohen, viereckigen Kirchthurme? — Mein Nachbar, ein geborner Holländer, ſah erſtaunt rings umher, konnte aber den Kirchthurm nicht entdecken; dafür ſah ich plötzlich zwei, drei, vier — es waren Heuſchober. Für Architekten werde ich ihre Bauart hier ſchildern.

Man nimmt vier gerade, hochgewachsene, glatt abgeschälte Stämme, die zu Masten dienen könnten. Diese rammt man im Quadrat in den Boden, und zwischen diesen vier Pfählen wird das Heu sehr sorgfältig, immer in sanft abschüssiger Lage, aufgepackt, so hoch, wie es die Pfähle zulassen. Oben darüber baut man ein Dach in Form einer viereckigen Pyramide; dieses ist meist durch das Heu selbst gebildet, bisweilen von glattem Stroh, selten von Schindeln oder Reisig. Aber es ist beweglich und senkt sich an den vier Pfählen hinab, wenn das darunter aufgespeicherte Parallelepipedon des Heues durch Abnehmen für den Bedarf verkürzt wird. In dieser einfachen Form erhält sich der große Heuvorrath, ohne auf Böden gepackt zu werden, im Freien den ganzen Winter hindurch. — — So eben erfahre ich, daß man in unsern Bruchgegenden diese Kultur hier und da nachahmt; ich komme also für diese Landwirthe mit meiner holländischen Weisheit zu spät. Mögen denn die Andern hier lernen. —

Obwohl man sie auf dem Wege nach Utrecht noch eben nicht antrifft, so will ich doch gleich der holländischen Windmühlen gedenken. Es muß nämlich Wunder nehmen, in Gegenden, welche fast gar kein Korn haben, sondern nur Wiese und Heide-

land *), so unendlich viele Mühlen anzutreffen. Aber sie mahlen auch kein Korn, sondern es sind Wassermühlen, in Form der Windmühlen gebaut. Neues Räthsel! Kurz und gut, es sind Schöpfmühlen, die durch Schöpfräder, oder eine archimedische Schraube, das Wasser aus den Poldern schaffen, wenn die See hineingetreten ist, oder das Grundwasser zu hoch steigt.

Auf den Wiesen an der Küste sieht man häufig krumme, etwa 6 Fuß hohe Stäbe, die fast wie Hörner aussehen. Man fragt sich, wozu sie dienen. Es

---

*) Denn Holland hat selbst auf der blühenden Straße, die der Leser eben mit mir durchfährt, an andern Orten aber noch viel mehr, weite, wüste Strecken, mit dem dürrsten Heidekraut bedeckt; allein sie sind meist immer durch das reizende Laubgebüsch, welches die Landstraßen 60, 80, 100 Schritt breit, künstlich angelegt, begleitet, dem Auge verdeckt. Diese ursprünglich wüste Natur des Landes ist ein Zeugniß mehr für den rastlosen Fleiß, mit dem die Bewohner es zu einem Paradiese (man erinnere sich, daß *Παράδεισος* ursprünglich ein Garten heißt) umgestaltet haben. Namentlich sind diese Heideſtrecken in der Provinz Ober-Yssel fast unermeßlich zu nennen; aber dennoch hat der Weg hindurch etwas Heiteres, wenngleich er einförmig ist.

sind Wallfischkiefern, die man eingräbt, damit das Vieh sich daran scheuern möge, und die besser dazu taugen, als irgend ein Pfahl oder Stamm, der entweder zu glatt ist, oder vielleicht zu scharfe Aſtspitzen hat, während die Wallfischkiefer mit ihrer rauhen, harten Oberfläche die stattlichen Rinder aufs Angenehmste kitzelt.

Man begreift kaum, wie es möglich ist, die Chausseen fortwährend durch so anmuthiges Gebüsch, in welchem schattige Fußpfade hinlaufen, fortzuführen. Es ist aber nicht bloß der Schönheit wegen, sondern auch zum Nutzen da, denn diese jungen Eichenanpflanzungen, die man selten bis über das siebente Jahr stehen läßt, geschehen des Verbrauchs der Rinde wegen, und werden daher nach Verlauf etlicher Jahre kahl weggemäht, was **cum grano salis** zu verstehen ist. Aber schon das nächste Frühjahr treibt so viel junges Grün heraus, daß das Auge sich daran erquickt, wenn gleich ein Liebespaar sich noch nicht in dem Gebüsch verstecken kann, wozu das höher Aufgeschossene so lockend einladet. Besonders mich, der ich mir nichts Angenehmeres denken konnte, als an der Seite meiner liebenswürdigen Nachbarin auf diesen

verſteckten ſchattigen Pfaden dahin zu wandeln, und an reizenderen Stellen zu ruhen.

Aber es fährt ſich auch ganz allerliebſt durch das freundliche Land. Nicht fünf Minuten vergehen, daß man nicht zur Seite ein zierliches Landhaus, mit langen, bis auf den Boden reichenden Spiegelfenſtern, mitten in den farbenreichſten Blumenſtücken gelegen, oder auf einem grünen Wieſenteppiche emporſteigend, oder halb verſteckt im Gebüſch erblickte. Und wie oft ſieht man Gruppen ſchöner Bewohnerinnen in den offenen Gartenſälen oder Pavillons! Wenn mir die Patent-Papierfabrik in Berlin einen Bogen liefern wollte, der länger wäre, als die Friedrichsſtraße, ich müßte dennoch einen Lapidarſtyl ſchreiben, um alle einladenden freundlichen, geſchmackvollen, reichen, ja mitunter prächtigen Landſitze zu beſchreiben, die zum Vergnügen des Reiſenden an die Straße von Arnheim nach Utrecht gebaut ſind. Eines aber ſieht Jeder mit Neid an; es iſt das des indiſchen Gouverneurs van Capellen, welches im edlen, einfachen Geſchmack, aber doch reich erbaut mitten in dem Park auf einem ſanft gehobenen Raſenhügel liegt. Vor dem Hauſe breitet ſich der anmuthige Wieſenteppich aus, in den die Zungen des Gebüſches maleriſch hineinſpringen. Ein ſilberheller Teich blinkt aus dem Grün hervor, Schwäne wiegen ſich auf der Welle;

auf den in das Gebüsch eingesenkten Wiesenbuchten lagern Gruppen stattlicher Heerden; ein wunderschönes Roß von arabischer Zucht weidet auf dem Wiesenabhange vor dem Hause und scheint in seinem leichten Gange und Sprunge kaum die Rasenhalme einzubiegen. Kurz, es ist ein unbeschreiblich angenehmer Aufenthalt, nur nicht für den General van Capellen, der in Java vielleicht am schwarzen Fieber krank liegt, oder von den Schwarzen des Diepo Negoro gespießt und gebraten wird, während die Vorüberfahrenden den glücklichen Mann beneiden. An Chronologie ersuche ich hier Niemanden zu denken, wohl aber zu beachten, daß ein Zeitungsschreiber wie ich recht gut weiß, wie es mit Diepo Negoro und van Capellen im Jahre 1832 im September stand. Die Kunst des Poeten ist aber viel öfter die, sein Bischen Gelehrsamkeit zu vergessen, als es heraus zu kramen; und dennoch thun Alle lieber das Letztere und am meisten ich selber. Z. B. gleich jetzt, indem ich mit Sachkenntniß von den holländischen Chausséen sprechen will. Mir däucht, ich habe wohl ein Recht, Ignoranten über die Achsel anzusehen, die nicht einmal wissen, daß die Chausséen in Holland gemauert sind, und zwar von festen Backsteinen, in leichter Wölbung. Daher fährt sich's auch so eben und geräuschlos darüber hin, daß man mitten im schnellsten Fahren sich ungezwungen unter-

halten kann. Niemandem kam dies beſſer zu ſtatten als mir, der ich meinen Nachbar tauſenderlei fragen, meiner Nachbarin tauſenderlei ſagen mußte.

Doch ſtarkes Licht, ſtarker Schatten, dieſe Vortrefflichkeit der Chauſſéen hat auch Niemand ſo ſehr zu beklagen, als ich ſelbſt, denn ſie verkürzte mein Zuſammenſein mit der liebenswürdigen Karoline wenigſtens um einige Stunden. Ehe ich's dachte, waren wir in Seiſt, dieſem reinlichen, anmuthigen Oertchen, deſſen Häuſer alle zwiſchen grünen Gebüſchen zerſtreut ſind, ſo daß man es, wie die meiſten holländiſchen Dörfer, eigentlich einen Park mit Landhäuſern nennen kann. Leider ward mir zum Abſchiede auch nur eine Minute Zeit gegeben, denn die holländiſchen Diligencen ſind unerbittlich wie die Zeit ſelber; ſie eilen vorwärts ohne Raſt noch Ruh und ich würde ſie unbedingt der flüchtigen Zeit vergleichen, wenn ſie ihre Fahrten nicht auch zurück machten, was die Zeit bis jetzt noch nicht gethan hat. Sie verrann vielmehr ſogar in der Minute, wo wir vor dem Gaſthofe von Seiſt hielten, über deſſen Thür ſo gut wie über allen holländiſchen Gaſthäuſern die Worte: „Logement en Paarde“ ſtanden, unglaublich ſchnell, ſo daß ich meiner anmuthigen Begleiterin kaum vom Wagen helfen konnte. Gemeine Seelen fürchten ſich vor einer Abſchiedsſtunde, weil ſie überhaupt jede tiefere Bewegung, die ſie aus ihrem ſla-

chen Lebensgleiſe treibt, haſſen, indem ſie dadurch in dem gemächlich flatterhaften Genuß der Alltäglichkeit geſtört werden; mir jedoch ſind Abſchiedsſtunden die ſüßeſten, weil in ihnen die Liebe in unſerer Bruſt wächſt, und wir das fremdeſte Herz wärmer und bewegter an dem unſrigen ſchlagen fühlen. Aber ich verlange Zeit und Ruhe zum Abſchiednehmen; das Schickſal ſoll mir die, die ich liebe, nicht mit einem pfeilſchnellen Strom vom Herzen reißen, ſondern mich durch ein ſanftes Wellenſpiel von ihnen trennen, damit ich ihnen noch lange zulächeln und zuwinken kann. Wenigſtens gönne es mir ſo lange Zeit, bis das geliebte Weſen, welches ſich von dem Ernſte des Moments erſchüttert an meine Bruſt lehnt, in meinen Armen erwarmt iſt, und auch den Sonnenblick in der Bruſt empfunden hat, der ſich in den Abſchiedsthränen bricht, und einen ſanften Regenbogen auf dem dunklen Flügel der ſchwermüthig vorüberſchwebenden Scheideſtunde ſchimmern läßt. Aber wie in Seiſt, außer Athem, beinahe den Hals brechend aus dem Kabriolet ſpringen zu müſſen; ein holdes, doch etwas bewegtes Weſen vom Wagen zu heben und ihr kaum die Hand küſſen zu können, geſchweige ſie ſelbſt an die Lippen und in die Arme zu preſſen; kaum die Zeit zu finden, ihr einen Gruß an die fromme Emilie, meine erſte Reiſebekanntſchaft, auftragen zu können;

ſtatt ſanfter Melodien, die die weiche Seele weicher ſtimmen, nichts zu hören als ſchnaufende Pferde, ein Monitum des Conducteurs, raſch wieder aufzuſteigen, und die Frage der ungeduldigen Reiſenden: „Geht's bald vorwärts?“ einen ſolchen Abſchied, bei dem man beinahe mit der Peitſche auseinander gejagt wird, den hole der Henker! Dahin hat ihn der Leſer auch gewiß ſchon gewünſcht, wenigſtens die verzwickte Periode, in der ich ihn ſchilderte. Mit halb verrenktem Halſe konnte ich der lieben, graziöſen Frau freilich noch eine Zeit lang nachſehen und mich darüber freuen, daß auch ſie noch einige Male dem davon raſſelnden Wagen nachblickte, und mit leiſer Bewegung des Hauptes grüßte. —

Es war mir, als ſeien Sonnenſchein und Farbe von der Landſchaft genommen, ſeit ſie mir nicht mehr zur Seite ſaß, und alles anlächelte, was ihr wohlgefiel. Das grünſte Grün der Gebüſche, das blaueſte Blau des Himmels, der ſilbernſte Silberblick der Waſſer, die zierlichſte Zierlichkeit der Gärten und Häuſer, alles ſchien mir grau, blind, kalt, todt. Meine Sentimentalität mag dem wißbegierigen Leſer ſehr langweilig ſein, weil er mehr über Holland von mir zu erfahren hofft, aber ich kann ihm nicht helfen; bevor ich nicht in Utrecht ordentlich zu Mittag gegeſſen habe, iſt mit mir nichts Vernünftiges mehr aufzuſtellen,

zumal wenn man während des Schreibens von tanzlustigen Mädchen gequält wird, ihnen ihren Lieblingswalzer vorzuspielen, nach dem sie sich auf dem letzten Balle im Kolosseum schwindlig gedreht haben. Denn der Leser bildet sich ein, ich sitze in Holland auf der Diligence, aber leider weiß ich es besser, als er, daß ich in dem Lumpennest Berlin hocke, und mich bei dem verteufelt kalten Frühjahr durch die Erinnerung an meine schönen Reisetage vor Schwarzgallsucht zu schützen suche.

Während dieser Abschweifung sind wir indessen hoffentlich in Utrecht im Hôtel des Herrn van der Meulen angelangt, und fahren im Hofe ein. Hier empfangen mich zu liebe Arme, als daß ich die vertraute Stunde des Wiedersehens unheilig der Oeffentlichkeit Preis geben sollte in dieser Reisebeschreibung. Jeder Leser weiß ja auch, und vielleicht jede Leserin noch mehr, was ein Wiedersehen mit den Liebsten auf der Erde sagen will, wenn sie uns durch Zeit, Ferne und vielfältig wechselnde Schicksale auf lange Jahre entrückt waren! — — —

Ich hoffe, die obigen drei Gedankenstriche und der muthmaßlich ansehnliche Durchschuß, den der Herr Setzer zwischen der letzten Zeile des vorigen und der ersten dieses Absatzes gemacht hat, werden hingereicht haben, den Le-

ser wieder in die derbe, ordentliche Lebensstimmung zu versetzen, in der man etwas Vernünftiges anhören kann. Ich will versuchen, etwas der Art vorzutragen. Es sind meine Ansichten und Erfahrungen über holländische Kochkunst, insonders über Kalbskeulen, Kalbsscheiben, Kalbscoteletten, Beefsteaks, Rostbeef und einige Gemüsearten. Deutschen Hausfrauen von Bildung wird jetzt diese Reisebeschreibung einen gewissen Werth erhalten, und auch ihre Männer werden, denke ich, der oberflächlichen Lectüre nicht mehr zürnen, wenn ich mich folgendermaßen auslasse. Ein holländisches Kalb ist, um ein wenig mit Phrasen der neuern Schule um mich zu werfen, die vollendet substantiirte Idee des Fleisches. Der Gedanke ist rein in der Form aufgegangen, die Materie durch den Geist völlig gesättigt; aber nur, wenn die resp. Keule oder Cotelette gut behandelt ist. Alle Eigenschaften, die man je vom Fleisch gefordert hat, culminiren in den holländischen Kälbern. Zartheit, Festigkeit, Kraft, Milde, sogar die äußerlichste, ein einladendes Weiß, fehlt nicht. Frisch gefallener Schnee sieht grau aus gegen den Durchschnitt einer holländischen Kalbskeule, und den Bruch des cararischen Marmors verachte ich mit Recht gegen den des kurzen Rippenfleisches einer Cotelette, wie man sie in Holland auf der Tafel sieht. In Berlin pflegen geizige Hausfrauen zwei unserer

liliputaniſchen Kalbscotelettchen für den Mann bei der Garnitur eines Gemüſes zu rechnen; vernünftige rechnen drei. In Holland rechnet eine verſchwenderiſche Frau zwei Männer auf eine Cotelette und verſorgt ihre Gäſte doch noch ungleich reichlicher. Wer mir nicht glauben will, wird überzeugt werden, wenn ich ihm definire, was eine Kalbsſcheibe ſei. Ich wette, meine gelehrten Leſerinnen wiſſen es nicht. Eine Kalbsſcheibe iſt der durch zwei vertical auf den Röhrknochen der Keule geſtellte Durchſchnittsebenen bewirkte Parallelſchnitt, oder, wenn ich die Keule als einen Kegel betrachte, der mit der Grundfläche parallel geführte zwiefache Kreisſchnitt. Ich hätte nicht geglaubt, jemals die Theorie der Kegelſchnitte bei einer gaſtronomiſchen Abhandlung nöthig zu haben, man ſieht aber, was es fruchtet, wenn man in der Jugend etwas gelernt hat, ſogar wenn man's im Alter wieder vergißt. — In der Kalbsſcheibe ſteht der Schenkelknochen als Centrum; alle Fleiſchfaſern ſind quer durchgeſchnitten; und da das Aufſchneiden dieſes cylinderartigen Stückes (ich ſah es Anfangs für einen großen Pudding an) parallel mit ſeiner Grundfläche immer um die Achſe des Knochens herum geſchieht, ſo wird auch jeder einzelne Schnitt quer durch den Fleiſchfaden geführt. Welche unberechenbare Vortheile dies für den Wohlgeſchmack gewährt, wird ſchon ein Schü-

ler der Kochkunst ahnen, geschweige solche Meisterinnen, wie die, für welche ich hier schreibe. Ich bemerke, daß Kalbsschelben, die immer 20 bis 25 Pfd. wiegen, für kleinere Haushaltungen auch halbirt werden; alsdann wird der Knochen herausgenommen und das Halbrund durch einen hölzernen Nagel, den der Fleischer eintreibt, wieder zum Kreise geschlossen. Im Anhang sage ich nur noch, daß eine ganze Kalbskeule 40, auch 50 und 60 Pfd. wiegt. Wer mich für einen Münchhausen hält, wende sich an die Geschworenen der Schlachtsteuer, damit sie ihm die Wahrheit sagen. —

Wenn das Kalb gewissermaßen die weibliche Schönheit des Fleisches vertritt, so repräsentirt der Ochs die männliche; die zweite Hälfte des Gleichnisses dispensirt mich wohl davon, wegen der ersten um Verzeihung zu bitten. Von einem holländischen Beefsteak darf ich nichts weiter anführen, als daß es mich von des Morgens um 10 Uhr bis Abends um 11 Uhr gesättigt hat; holländisches Rostbeef erkennt nicht einmal das englische für seinen Vorgesetzten, und wie beide Völker einst Nebenbuhler zur See waren, so sind sie es jetzt noch in Allem, was das Rindvieh und seine Dependenzien, d. h. Milch, Butter, Käse u. s. w., anlangt. Ein holländisches Rinderfilet heißt in der Kunstsprache der Haas; dieser Haase aber hat die

Größe eines tüchtigen Damhirschrückens, ja nicht selten die eines Hirschrückens. Er wird (dies erzähle ich alles den deutschen Hausfrauen) aber auch fast nie im Ganzen, sondern immer in einzelnen Stücken verkauft, und es ist fast so ungewöhnlich, das ganze Riesenstück zu verlangen, als bei uns Theile desselben. —

Man könnte nach dem bisher Gesagten die Meinung haben, als lebe der Holländer nur von Fleisch; irrthümlich, denn sogar in der bescheidensten Haushaltung müssen drei Gemüse mindestens die Trabanten des mächtigen Fleischstückes sein. Freilich entbehren die Holländer in ihrem häuslichen Leben einer Gewohnheit, der ich schwer entsagte; sie essen nämlich selten oder niemals Suppe. Dies liegt vorzüglich darin, daß sie einmal kein Suppenfleisch essen wollen, d. h. solches, dessen Kraft bereits ausgesogen ist, und doch andrer Seits zu gute Hausfrauen sind, um so bedeutende Fleischstücke wegzuwerfen; denn selbst der Dienstbote hält es fast für unmöglich, so ausgekochtes Fleisch zu genießen. Die Entbehrung der Suppe wird dem Holländer auch vorzüglich dadurch erleichtert, daß er zwei Mal am Vormittage Thee oder Kaffee, und wenigstens ein Mal des Nachmittags Thee genießt. Unter den Gemüsen zeichnen sich vorzüglich die holländischen Mohrrüben aus, welche ungemein wohlschmeckend sind, sodaß sie sogar mich, einen Gegner dieser Kost, ver-

söhnten und mir sehr wohl behagten. Dagegen ist die holländische Bereitung der Kartoffel, die beiläufig niemals auf dem Tische fehlen darf, nicht nach meinem Geschmack, indem diese Frucht geschält und dann in Wasser und Salz gekocht wird. Eine andere Art der Bereitung giebt es nicht, weil der Holländer, ein Princip, das ich im Allgemeinen sehr billige, alles au naturel genießt. — — —

Ich dächte, mein gastronomisches Kapitel wäre lang genug ausgefallen, obwohl ich freilich noch Gelegenheit hätte, einige Bogen mit Bemerkungen über die Zahl und Trefflichkeit der Seefische, besonders der Heringe im August, über andere Delicatessen, welche das Meer liefert, über mancherlei eigenthümliche, sehr feine Geflügel, über Schildkrötensuppen, und tausend andere gute Dinge, zu füllen. Doch auch die Schattenseite müßte ich dann freilich näher ausführen, z. B. die Kindheit und fast caraibische Rohheit, in der sich die Kunst der Kuchenbäcker und Conditoren befindet, so daß man selbst zu Amsterdam auf Bestellung nur mit Mühe eine schlechte Art von Biscuit erhalten konnte, mit dem eine Berliner Hausfrau höchstens ihren Gesindetisch besetzen würde u. s. w. Doch wie gesagt, ich schließe, denn ich muß nothwendig jetzt mit dem Leser einen Gang durch Utrecht machen, damit er wenigstens das davon kennen lerne, was ich in

Augenschein nahm. Es beschränkt sich auf die Betrachtung des sehr hohen, würdig gebauten Thurmes, der bei einer durch die Belagerung im spanischen Kriege verursachten Feuersbrunst von seiner Kirche getrennt worden ist, indem das sich an ihn anschließende Stück abbrannte, und man späterhin den stehen gebliebenen Theil nur herstellte, ohne den Bau wieder völlig auszuführen. Dieser einsam stehende Thurm macht dadurch einen ganz eigenthümlichen Eindruck. Nächstdem verdienen die Grachten, welche sich durch die ganze Stadt ziehen, hier eine ganz besondere Beachtung. Der untere Theil derselben nämlich, d. h. die Mauer des Quais, welche unmittelbar die Einfassung des Wassers (es ist der Rhein, der sich durch die Stadt zieht) bildet, ist durchweg bewohnt, so daß das Straßenpflaster die Bedachung dieser untern Gemächer bildet. Die Fußböden dieser unterirdischen Wohnungen liegen nicht selten unter dem Wasserspiegel; doch wird, vermöge des höchst künstlichen Schleusensystems derselbe so gleichmäßig erhalten, daß die Bewohner doch von einer Ueberschwemmung niemals zu leiden haben. Diese Kasematten der Quais haben noch die historische Merkwürdigkeit, daß die Spanier sich in denselben, nachdem die Stadt im Freiheitskriege eingenommen war, noch mehrere Monate lang hartnäckig vertheidigten, nachdem schon längst die hol-

ländiſche Garniſon über ihren Köpfen marſchirte und exercirte. — — Im Uebrigen gleicht Utrecht den andern holländiſchen Städten an Reinlichkeit und Zierlichkeit auf ein Haar, und der Leſer kann getroſt mit mir abfahren nach dem freundlichen Dorfe Baarn, wo ich acht Tage zubringe, ohne auch nur eine Zeile in meinem Tagebuche zu ſchreiben. Was mich dazu bewegt, ſoll der leſenden Welt für diesmal ein Räthſel bleiben, und ich verrathe ihr nichts, als daß ich dort alle meine Kenntniſſe über holländiſche Hauswirthſchaft einſammelte. Zwar hätte ich Gelegenheit, dem Leſer den ſchönen Park von Soeſt Dyk, von dem er, als dem Luſtſchloſſe des Prinzen von Oranien ſo oft in den Zeitungen lieſt, ausführlich zu ſchildern; auch könnte ich von Amersfort, von der Feſtung Naarden, von Muyden und den prächtigen Schleuſen daſelbſt ſprechen; ich könnte von den Landhäuſern Pecking und Kanton, von indiſchen Nabobs mit gelben, ſchwarzen und weißen Kindern, von zahlloſen anmuthigen Gärten, zutraulichen Familien, kurz von vielen ſchönen, heitern Tagen und Dingen reden; aber ich bin eigenſinnig und fahre mit dem Leſer ſtraks nach Amſterdam hinein, und zwar durch das Amſterdamer Meer hindurch, aber zu Wagen. Wer dies ſeltſam findet, dem will ich erzählen, daß das Amſterdamer Meer ſeit 200 Jahren trocken gelegt und mit

Gärten und Landhäusern so gut bebaut ist, wie irgend ein Fleck in ganz Holland. Es war nämlich ehemals ein Binnenwasser, welches der Holländer bei seinem Bedürfniß an Land künstlich auspumpte, und dadurch mehrere Quadratmeilen des fruchtbarsten Bodens gewann. Ein ähnlicher Plan ist mit dem Harlemer Meere im Werke, welches jedoch jetzt noch von mächtigen Kauffahrteischiffen aller Nationen befahren wird, und unter die stürmischsten und gefährlichsten aller dieser Halbbinnenwasser gehört. — Da wir also im Amsterdamer Meere nicht ertrunken sind, so können wir getrost im Hôtel „Zur Münze" in Amsterdam ans Land steigen. Wir kreuzen jetzt sogleich auf allen Gassen umher. Es ist noch früh am Vormittage, und daher die Kaffeehäuser noch nicht ganz gefüllt. Elegant sind sie nicht zu nennen, dennoch waltet ein gewisser Reichthum der Einrichtung ob, namentlich erkennt man die Kaufmannsstadt an der ungeheuren Anzahl von Zeitungen, die auf allen Tischen ausgebreitet liegen. Wie ärmlich erscheint uns Herr Stehely in Berlin mit seinen Paar Journalen gegen diese Niederlagen, wo wir, außer sämmtlichen holländischen, alle guten deutschen, französischen, englischen Journale und Zeitungen erblicken, desgleichen eine Menge nord-, südamerikanischer und asiatischer Blätter, als z. B. die Zeitungen von Neu-York, Philadelphia, Mexico,

Chili, Bogota, Valparaiso, Baltimore, Madras, Bombay, Calcutta, Java u. s. w., der schwedischen, russischen, portugiesischen und spanischen nicht einmal zu gedenken. Um die Stunde, wo die Blätter ankommen, zumal aber kurz vor der Börsenzeit, ist ein unbeschreibliches Gewühl in diesen Kaffeehäusern anzutreffen, so daß man oft kaum stehen, geschweige einen Platz finden kann. Wir wollen aber diese Zeit nicht abwarten, sondern begeben uns nach dem Hafen, um eine Spazierfahrt auf demselben zu machen. Zwar ist Amsterdam kein London, aber dennoch verfinstert der ungeheure Wald von Masten, Tauen und Segeln der in zwei-, drei-, vierfachem Halbkreise ankernden Schiffe den Horizont und gewährt dem Ungewohnten ein wahrhaft prachtvolles Schauspiel. Der Wind ist etwas frisch, die Zuydersee wirft hohe Wellen; wir springen in ein Boot und lassen uns ein Stück hinaussteuern, um des majestätischen Anblicks der Stadt von der Seeseite her zu genießen. Im Hinausfahren fällt uns zuerst eine Reihe kleiner Häuschen auf, die auf einem Hafendamme dicht neben einander liegen. Es sind alles zierliche Pavillons, die den reichen Amsterdamer Kaufleuten zugehören, welche hier ihre müßigen Nachmittagsstunden mit der prächtigen Aussicht über die See zuzubringen pflegen, und ihre eigenen reichbeladenen Schiffe abfahren und an-

kommen ſehen. Erreichen wir einige Höhe der See, ſo liegt Amſterdam im Halbkreiſe mit ſeinen prächtigen Thürmen, herrlich im Sonnenſtrahl leuchtend, vor uns da. Ich könnte das Gemälde leicht im Detail ausführen, nur habe ich nicht Zeit dazu, weil ich mit dem Leſer die prächtigen Landeswerfte beſehen will, wo außer zwei Fregatten eben ein Kriegsſchiff von 90 Kanonen fertig werden ſoll, der Jupiter nämlich, um mit ſeinem neunzigfachen Donner und Blitz die bataviſche Freiheit zu beſchützen. Noch ruht das prächtige Fahrzeug unter dem hohen gewölbten Gebäude, wo ſein Kiel geſtreckt wurde. Denn eigenthümlicherweiſe werden die Schiffe bei ihrer Erziehung verweichlicht, indem man ſie, die ihr ganzes Leben auf dem naſſen Elemente zubringen ſollen, im Bau aufs ſorgfältigſte vor jedem Regentropfen ſchützt. Sollte der Leſer Luſt haben, mit mir durch alle die dunklen Räume eines Kriegsſchiffes zu klettern, bis in die zierlichen Cajütten hinein, und auf das Deck, das von leuchtenden Kanonen prächtig glänzt, ſo ſoll er mir ein willkommener Begleiter ſein, aber nicht auf dieſer Reiſe, ſondern bei einer Novelle, die ich nächſtens ſchreiben und ihn dabei mitnehmen werde, wenn er folgen will. Er ſehe ſich aber wohl vor, denn die Fahrt könnte mehr zu ſeinem Schrecken, als zu ſeiner Freude ausfallen. Für jetzt trete er mit mir in das mächtige Gebäude, wo

die Schmieden in vollem Gange ſind, und an 28 Feuerſtätten mehr als 200 Cyclopen die mächtigen Hämmer ſchwingen, um alles Schiffs-Eiſengeräth nebſt Ankerketten und Ankern, zu ſchmieden. Man ſei mit mir ſtolz darauf, daß es lauter deutſche nervige Arme waren, die dieſe koloſſale Arbeit mit ihren ehernen Muskeln leicht wie ein Spiel verrichteten. Aus dem betäubenden Getöſe dieſer Werkſtätte ſchreiten wir in eine andere, nämlich in die der Seiler, wo unſere Naſe ſo unangenehm in Anſpruch genommen wird, wie dort unſer Ohr. Ich war in meiner Jugend ſtolz darauf, daß ich als Huſar (was ich auch einmal geweſen, aber freilich nicht lange) meine Fouragierleinen ſo zierlich wickeln konnte. Jedoch ſo ſauber und geordnet, wie das ganze Sortiment der Taue und Seile eines Kriegsſchiffes, von dem 15 Zoll ſtarken Ankertaue bis zur feinſten Schnur, womit ein Wimpel aufgehißt wird, hier aufgeſtapelt, gedreht und geflochten iſt, ſo geordnet ſieht es nicht in dem Weißzeugſchranke der ſorgfältigſten holländiſchen Hausfrau aus. Dennoch erfüllte mich nur ein Hauptgedanke beim Anblick dieſer hänfenen, drei unermeßliche Gebäude einnehmenden Herrlichkeit. Ich dachte nämlich: Wie viel treffliches Material kommt hier unbenutzt um, d. h. wird nicht zum Aufhängen von Schuften und Lumpenhunden verwendet, für die der Galgen noch eher eine Be-

gnadigung, als eine Bestrafung wäre. Christus ward für 30 Silberlinge verrathen; nach Bürger ist ein Kaiser nur 29 werth, und die Zahl 29 spielt auch wirklich bei einem gewissen Verrath der Menschenrechte und Menschenfreiheiten eine große Rolle. Man verstehe mich wie man will, aber ich darf nicht deutlicher sein, weil ich zu nahe an den Hanfschnüren stehe. Im Ganzen habe ich zwar wenig dawider, hingerichtet zu werden, aber das Aufhängen ist ein malhonetter Tod, der für die Spitzbuben bleiben muß, und es ist keiner so hoch, daß das Galgenholz nicht höher wäre. Fiat, Amen!

Ich weiß nicht, ob es der Leser für einen sonderlichen Gewinn hält, wenn ich ihm in der Eile Einiges von der Schiffsbaukunst beibringe, z. B. die Art, wie ein Kiel gestreckt wird, wie man einen Mast behaut, und verklammert und verzapft, daß er 185 Fuß hoch wird, wie man theert und kalfatert u. dg. m. Allerdings könnte ich mich gelehrt über Dies und Anderes auslassen; allein ich eile dem Ziele meiner Reise entgegen, und hoffe dadurch den Leser am meisten zu erquicken.

Was ist ein Herzog von Alba? Wer er ist, sagt mir jeder Schulknabe, aber was? nur einer, der auf einer Jolle im Hafen von Amsterdam umhergefahren ist und gesehen hat, daß es eine Art kleiner

Thürme sei, mit mächtigen Eisenringen, um Schiffe daran anzulegen. Als ich diese Ringe sah, fielen mir die Mauerringe von Marienwerder ein, wo nach Johannes von Müller vielleicht die Phönizier ihre Fahrzeuge angebunden haben sollen, wenn sie nach Bernstein steuerten.

Ich habe dem Leser eine Schilderung der Ansicht von Amsterdam von der Seeseite gegeben; um ein Panorama der merkwürdigen Stadt zu haben, muß er jedoch mit mir durch das Judenviertel und einige andere enge Straßen bis an das Palais, und in diesem die Treppen hinauf, wo er oben auf der Höhe des Thurmes ganz Amsterdam, die Zuydersee mit ihrem Mastenwalde, das Harlemer Meer mit seinen leuchtenden Segeln, und das ganze grüne, von Gärten bedeckte, mit hellen Chausséestreifen durchzogene und mit nahen und fernen Thurmspitzen und Windmühlen übersäete Land zu seinen Füßen ausgebreitet liegen sieht. Westlich steigt das hohe Dach des Harlemer Kirchthurmes empor, und man verfolgt den Silberfaden des Kanals, der sich von Amsterdam geradlinig, kaum ein oder zwei Mal gebrochen, bis an diese Stadt hinzieht. Oestlich und halb südlich sieht man die Thürme von Utrecht und Amersfort; nördlich glänzen jenseit eines blauen Armes der Zuydersee die rothen Dächer von Zaardamm, dem Peter der Große den Namen gegeben.

Doch der Leser kann sich seine Aussicht nach einer guten Spezialkarte selbst näher ausführen. Ohne ihn im Innern des Palais, wo er herrliche Gemälde aus der holländischen, und täuschend gemalte Basreliefs antrifft, herum zu führen, ohne ihn mit in die Entrepot-Dogs zu nehmen, wird er doch nicht abgeneigt sein, da schon die Glocke ertönt, mit mir auf die Amsterdamer Börse zu gehen. Zur Börsenzeit nämlich wird eine halbe Stunde lang mit einer Glocke geläutet, die sich in allen Kaffeehäusern des Viertels rings umher vernehmen läßt. So lange dieses Läuten dauert, hat Jedermann freien Eintritt in die Börse. So wie es aber vorüber ist, muß man 5 Stüber Eintrittsgeld zahlen, und der Holländer ist so strenge in diesem Gesetz, daß selbst Rothschild nicht mehr eingelassen würde, wenn er sich weigerte, die 5 Stüber zu zahlen. Das Börsengebäude ist viereckig und umschließt einen viereckigen Hof, um den rings ein bedeckter Säulengang läuft. Unter diesem Hofe hindurch führt ein gewölbter Kanal, der gleich hinter dem Börsengebäude in den Hafen fällt. Diesen Umstand hatte die Politik der Engländer, ich glaube zur Zeit der Elisabeth, zu benutzen gewußt, und einen Brander, d. h. ein mit Pulverfässern geladenes Boot, in den Kanal mitten unter den Börsenhof gebracht, um die ganze Handelswelt Amsterdams mit einem Schlage zu vernichten,

d. h. ſie in die Luft zu ſprengen. Spielende Knaben, die mit Trommeln und Pfeifen umherzogen, entdeckten die Höllenmaſchine, machten darauf aufmerkſam und bewahrten ſo, freilich mehr durch Zufall, als durch guten Willen, die Stadt vor dieſem Unheil. Dennoch fühlte man ſich zur Dankbarkeit gegen die Jugend verpflichtet und ſetzte zum Gedächtniß des Vorfalls den Gebrauch ein, daß am Jahrestage des Ereigniſſes die Amſterdamer Schulknabenſchar das Recht haben ſoll, mit Trommeln und Pfeifen auf die Börſe zu kommen und einen feierlichen Umzug zu halten, was auch noch alljährlich geſchieht. — Der innere Raum des Börſenhofes iſt etwa 100 Schritt lang und 50 breit; täglich verſammeln ſich gegen 3000 Kaufleute hierſelbſt, ſo daß der Hof oft gedrängt voller Menſchen iſt. Dennoch findet man ſeine Geſchäftsfreunde ſehr leicht heraus, weil Jedermann ſtets auf demſelben Flecke ſteht, den er zwar bisweilen, um irgend ein Geſchäft mit einem andern abzumachen, verläßt, aber doch immer wieder dahin zurückkehrt. Eben ſo hat jeder Mäkler ſeinen Platz, ſo daß in dieſem Winkel alle Kaffee- und Theegeſchäfte, in jenem der Holzhandel, im dritten der Getreidehandel u. ſ. w. insbeſondere und faſt ausſchließlich betrieben wird, wiewohl einzelne Ausnahmen auch hier vorkommen. Am Auffallendſten war mir das Papiergeſchäft, denn es

wird fast so getrieben, wie der Markthandel in Neapel, mit solchem Geschrei kündet jeder an, was er kaufen und verkaufen möchte. Indessen werden die großen Geschäfte selten hier abgemacht, und es sind mehr die kleinen Speculanten, darunter eine Menge schäbiger und schmieriger Juden, welche hier ihr Wesen treiben.

Was mich anlangt, so bin ich müde und hungrig geworden, und setze mich mit Vergnügen in ein Brummerchen, d. h. einen kolossalen Kutschkasten, der auf eine Schleife gestellt ist, um mit diesem vor einen Austernkeller zu fahren, und zum billigsten Preise die feinsten kleinen Austern mit ächtem Dry Madeira zu frühstücken. Jetzt ist es aber auch die höchste Zeit, sich in den vor der Thür haltenden Wagen zu setzen, um nach Harlem zu fahren, einen Abstecher, den wir recht gut in einem Nachmittage machen können. Die Chaussée führt am Ufer des Kanals entlang, doch liegt der Wasserspiegel desselben höher als die Straße, so daß man die Treckschüten fast über sich segeln sieht, welches freilich ein uneigentlicher Ausdruck ist, da sie von Pferden gezogen werden. Auf halbem Wege gelangt man an die Schleuse, welche das Harlemer Meer mit der Zuydersee verbindet, wo man auf einem schmalen Damme zwischen den brausenden Wellen beider prächtiger Wasserbecken hinfährt. Harlem,

in aller Welt durch ſeine Blumenzwiebeln und ſeine Orgel bekannt, hat vielleicht die reizendſte Lage von allen Städten Hollands, wenigſtens des nördlichen Theiles. Es liegt ziemlich hoch, iſt von grünen Gebüſchen, Gärten und Wieſen umgeben, reizende Blumenfluren umziehen jedes Landhaus, und ein überaus ſchöner Park, in dem der Witwenſitz der Königin, ein geſchmackvoll gebautes Schloß, ſich befindet, zieht ſich an der Südſeite der Stadt hin. Mein erſter Gang war in die Kirche, um die berühmte Orgel zu ſehen und zu hören. Da mir aber die Frau des Küſters ſagte, daß die Orgel nur zwei Mal in der Woche öffentlich geſpielt werde, und man außerdem dem Herrn Organiſten 12 Gulden für ſeine Mühe zahlen müſſe, ich aber gewohnt bin, zu allen Conzerten freien Eintritt zu haben, (und ſelbſt dieſer iſt mir oft noch viel zu theuer), ſo beſchloß ich dem Orgelconzerte zu entſagen. Der Leſer muß ſich alſo darein finden, daß ich's ihm nicht beſchreibe, wodurch freilich die Welt um eine Recenſion von mir ärmer bleibt, was ohne Zweifel von unberechenbarem Einfluß auf die Geiſtesausbildung des Zeitalters iſt. Ich entſchädige meine Leſer dadurch, daß ich ſie mit einem äußerſt feinen Geflügel, Taleken, bekannt mache, worunter man ſich um des Himmels Willen nicht etwa Dohlen oder Krähen denken muß, die bei uns dieſen Namen füh-

ren, ſondern eine Art wilder Enten, aber bei Weitem zarter und wohlſchmeckender, zumal, wenn ſie ſo ſaftig gebraten ſind. wie ich ſie im Gaſthofe zur Leverecк (Lerche) genoß. Nach Tiſche fuhr ich beim ſchönſten blauen Septemberhimmel nach den Dünen und dem reizenden Oertchen Sommerſorge (Zommerzorg) hinaus, von dem ich vermuthe, daß eine Art Sprachumkehrung in dem Namen liegt, und derſelbe vielmehr Sommermuße bedeuten ſoll. Der Weg hinaus führt an den reizendſten Landhäuſern vorbei, die ich bisher in Holland geſehen. Man muß wiſſen, daß jedes einzelne Haus getauft iſt und ſeinen Namen an der Stirn trägt; ſo findet man denn z. B. ein Feldheim, Freudenreich, Stilles Glück, Friedenthal, Blumenaue u. ſ. w., aber am unvergeßlichſten wird mir Blomenheuvel (Blumenhügel) zwiſchen Harlem und Sommerſorge bleiben, weil es gar zu anmuthig, auf leicht anſteigendem Hügel einer ſanft grünen, von Buſchwerk eingefaßten Matte gegenüber, mitten in einem Teppich der reichſten Herbſtblumen vor mir lag. Dahinter ſtiegen die ſeltſam geformten, nach der innern Seite buſchig bewachſenen Dünen empor. — Wir kommen in Sommerſorge an, was dicht unter den Dünen auf grünen Matten liegt, die von klarem Kieswaſſer durchſchnitten werden. Die Anlagen des Gartens ſind artig, aber unbedeutend, doch ſieht der Teich voller

Goldfischchen gar lustig aus. Indessen drängt es uns zunächst, die Dünen hinan zu klettern, nicht allein der Aussicht auf das Meer halber, sondern auch, weil es doch Höhen sind, nach denen man sich, hat man sie 14 Tage ganz entbehrt, schon wieder zu sehnen anfängt. Ein kleiner Pavillon bezeichnet uns die höchste Spitze, doch ist der Weg dahin nicht leicht, denn man versinkt bis an die Knöchel in dem tiefen, wüsten Kiessande, wo kaum hie und da ein Halm dürftigen Seegrases sproßt. Nach der freundlichen Kultur Hollands, wo jedes Fleckchen genutzt und zierlich bebaut ist, macht diese wüste Gegend fast einen erhabenen Eindruck. Es ist ein Meer von erstarrten Sandwellen, welches man durchschneidet; und da man eine Zeit lang in einer Einsenkung desselben hingehen muß, erblickt man auch nicht die Spur von dem grünen Garten, der sich zu den Füßen dieser Oede hinzieht, und eben so wenig kann man, weil die Düne auch von der andern Seite noch steigt, das Meer entdecken. Nur die Anzeichen seiner Nähe, Möwen, Fischreiher und andere krächzende Seevögel kreuzen die Luft über uns und scheinen gescheucht aufzuflattern über den ungewohnten Besuch menschlicher Gestalten in ihrem einsamen Reich. Absichtlich verweilte ich eine Zeit lang in dieser todten Natur und ergötzte mich daran, die Wellenlinie der Dünen am Horizonte zu

verfolgen, wie sie sich gleich einer Alpenkette von glänzenden Sandgipfeln scharf auf dem tiefblauen Himmel abzeichnete, bis sie in der Ferne in unbestimmteren Umrissen und nachdunkelndem Grau verschwand. Jetzt ließ ich mir die Hand reichen, um mit geschlossenem Auge bis auf den Gipfel zu gelangen, von dem man rings Land und Meer überblicken würde.

„Jetzt," rief mein Führer, und der Vorhang des glänzenden Schauspiels rauschte empor, und eine Welt von Licht und Farben drang mir ins Auge: die Dünen erschienen als ein langer weißer Inselstreif, der südlich von dem grünen Meere der Wiesen und Gärten, nördlich von der schwarzblauen, finster drohenden See eingeschlossen wurde. Die Sonne stand schon stark im Westen, daher blitzte sie von dort her prächtig aus dem unermeßlichen Wellenspiegel wieder, so daß das Auge, geblendet von dem Glanze, sich abwenden mußte. Jetzt zog ein stolzer Dreimaster mitten durch dieses funkelnde Silbermeer und verhüllte mit den breiten Zittigen seiner Segel einen Augenblick die Sonne, so daß er als schwarzes Schattenbild, wie der Mond bei Sonnenfinsternissen, auf dem lichten Goldgrunde hing. Auf der Ostseite lag das Meer gleich einer dunkel violetten Gebirgswand hoch aufgerichtet hinter grünen Wiesenstreifen und schimmernden Städten. Gleich ei-

ner ſchlafenden ungeheuren Schlange hatte es ſich ſtumm und ſchauerlich um die Küſte geringelt und ſeine kalte, naſſe Bruſt an ihre warme, blühende gelegt. — Gerade gegen Norden gewandt, ruhten die Wogen dunkelblau, aber heiter, und unzählige weiß glänzende Fittige der Segel wiegten ſich auf der ebenen Fluth. So ſtand denn das ungeheure Element, ein dreifacher Gervon, majeſtätiſch da, zur Linken gleich einem blitzenden Kriegsgott, zur Rechten wie ein finſter zürnender Jupiter, der die dunklen Brauen rollt, vor uns, wie ein lächelnder, aber kraftvoll kühner Apollo, den ſilbernen Bogen des Verderbens und die goldene Lyra der Freude zugleich in der Hand. Und ruhte etwa die Küſte nicht wie eine blühende Jungfrau, ſchön, anmuthig, den Buſen mit warmem Leben erfüllt, zwiſchen der wilden Umarmung des Meeres und der lächelnden des Himmels, der ſich mild über ſie neigt, und ſeligen Frieden aus ſeinem blauen ewigen Auge in ihre Bruſt gießt? Weilt der Blick nicht ſanft beruhigt auf dieſem bunten Teppich von Feldern und Gärten, Dörfern und Städten, durch den ſich die Silberfäden der Kanäle und Straßen wie ein überſpanntes Netz hindurch ziehen? Weilt er nicht gern auf dieſem warmen Bilde des Lebens, des Glücks und der friedlichen Thätigkeit, wenn er zurückkehrt aus dem majeſtätiſch unermeßlichen Weltreiche des Meeres,

in dem er ſich, ins Unbegrenzte ſchweifend, ſchauerlich verlor? — —

Ich rathe jedem Leſer dieſer Reiſebeſchreibung ein Mal nach Sommerſorge zu reiſen, und ſich dort auf den Gipfel der Dünen zu ſtellen, und, wie ich, in der Bruſt abzuwägen, was herrlicher iſt, das Meer oder die Veſte des Landes. Es war der äußerſte Punkt, den der Reiſebeſchreiber erreichte; er muß nun ſeinen Weg rückwärts meſſen und die enge, beſchränkte Heimath ſuchen nach dem freien, friſchen Ausflug in die Weite. Aber nur das Steigen eines Luftballes und eines Springquells erregt Antheil; das matte Herabfallen langweilt. Nur die emporſchwebende Leuchtkugel begleiten wir mit dem Blick; mit ihrem Sinken und Erlöſchen ſinkt und erliſcht unſere Freude daran. Eine ziſchend aufbrauſende Rakete verfolgen wir Alle gern, aber der Henker mache ſich etwas aus dem todt herunterfallenden Stocke. Noch viel matter, als dieſe drei Gleichniſſe es ausdrücken können, iſt aber eine Rückreiſe, die gegenwärtiger Reiſebeſchreiber ſelbſt langweilig fand. Jeder Leſer wird es ihm daher danken, daß er ihn, den er ſchon viel zu lange in der Welt herumgeſchleppt, jetzt völlig frei entläßt, ohne ihn als ſeinen Sklaven mit auf den Poſtwagen zu nehmen, bis die Thürme Berlins von Ferne wieder hinter Staubwolken aufſteigen. In Sommerſorge hat alſo die

Freude dieſes Sommers ein Ende, und die Sorge des Winters fängt an zu keimen. Hier mitten in dem wüſten Sande der Dünen entlaſſe ich die Leſer, die mich bisher als meine angenehmſten Reiſegefährten begleitet haben, denn meine Phantaſie ſtellt ſich dieſe unſichtbaren wohlwollenden Freunde und Freundinnen als den heiterſten, liebenswürdigſten Kreis dar. O, Ihr Vortrefflichen! könnte doch der Dichter, oder hier nur der Erzähler, mit Euch Allen das vertrauteſte Band anknüpfen! Und beſonders mit Euch, Ihr liebenswürdigen Mädchen und Frauen, die Ihr, ich ſahe es hundert Mal auf Reiſen, mit einem ſo offenen Auge und Herzen durch die ſchöne Natur geht, und von der Galeere des Nähtiſches, noch mehr aber des herzloſen, engen, verderbten ſtädtiſchen Zwanges, Euch noch freudiger losgekettet fühlt als wir von der des Schreibpults und der trockenen knechtiſchen Dienſtform. Ihr lieben Mädchen und Frauen, die Ihr ſo doppelt liebenswürdig werdet, wo die edle Freiheit der Natur Euch argloſer und offener macht; wo der milde Strahl ihrer Schönheit das ſtarre Schnürleib ängſtlicher Zurückhaltung, welches Eure Mütter und Väter Euch für den Geſellſchaftsſaal anlegen, wegſchmilzt und löſt, daß Ihr leichter athmen könnt und Eurem guten Herzen freiere Aus- und Eingänge öffnet — Ihr Liebenswürdigen, die Ihr es auf Reiſen zwiefach

und dreifach seid, Euch habe ich stets in Gedanken diese Blätter gewidmet. Habt Ihr die Wanderung gern mit mir gemacht, habt Ihr dem Muthwillen verziehen, dem ernsteren Wort ein freundliches Ohr geneigt, so habe ich den schönsten Lohn empfangen. Und wenn der nächste Sommer — der Frühling guckt schon mit einem blauen Auge lächelnd unter der gehobenen Schneehülle des Winters hervor — Blüthen und Blumen aufgeschlossen und den ganzen Reichthum der Fluren entfaltet hat; wenn dann die Wanderlust in mir wieder so mächtig wird, daß ich sie nicht bezwingen kann: dann hoffe ich auf Bergen, an Seen und Strömen Euch, Ihr Schönen, wie lieblichen Nymphen der Flur zu begegnen. Aber Ihr müßt dann auch freundlichen Herzens sein und dürft den Dichter, der Euch sein Alles und Bestes freudig weiht, nicht kalt und streng zurückweisen. Nein, lächelt ihn an, winkt ihm mit holdem Auge, ein solcher Blick wird, wie Frühlingssonnenstrahl auf die Flur, in sein Herz fallen und tausend neue Keime fröhlicher Lieder erwecken — und alle sind und bleiben Euch geweiht!

Ende der Reise des Jahres 1832.

Anhang

von

Reiſe-Berichten, -Skizzen, -Epiſteln, -Satiren, -Idyllen, -Elegien, -Jeremiaden

u. ſ. w.

Vorwörtlein.

Ich habe Euch, treffliche Leser und Leserinnen, zu meinen obigen empfindsamen Reisen (die ich im Jahre 1832 machte) einen Anhang versprochen, einen burlesken Schweif von Reise-Episteln, -Satiren, -Elegien, -Jeremiaden, kurz von Allem, was sich an eine Reise hängt und hängen läßt. Doch jedes Ding will erklärt werden. Im Jahre 1835 nämlich nahm ich eine Revision meiner empfindsamen Reise vor, nicht des Manuscripts, sondern der Reise selbst, indem ich sie fast genau noch ein Mal machte, um nachzuschauen, theils wie ich sie hätte besser einrichten, theils besser beschreiben können. Es fand sich Manches dabei zu corrigiren und zu revidiren! Ich machte Entdeckungen, hatte Abenteuer, — spielte den Beobachter, den Schwärmer, den Freigeist, je nach Umständen! Kurz, ich machte fast denselben Weg, aber doch unter anderer Beleuchtung. — Wundert

Euch daher nicht, wenn Ihr, die Ihr bis an die Nordsee mit mir gereist seid, jetzt statt zurück-, oder weiter zu kommen, plötzlich von vorn anfangen müßt. Denn der Anhang macht die Reise, wiewohl in Sprüngen und einigen Seitensprüngen, fast genau noch einmal. Die Generalcharte davon ist folgende. Von Berlin bis Eisenach identisch. Absprung auf die Wartburg. Seitensatz, ansehnlicher, über Liebenstein, Meiningen, Kissingen, Schweinfurt, Würzburg nach Frankfurt. — Excursion auf den Johannisberg. — Quersprung über den Rhein nach Mainz, und jenseit bis nach Worms und Mannheim hinunter. — Revision der alten Reise im Badenlande und Heidelberg. — Fahrt zu Dampf von Mannheim bis Emmerich, durch kleine pikante Bei- oder Seitensätze, z. B. ins Aarthal, verbessert. — Nachlese in Holland; Haag, Rotterdam, Dortrecht, Breda.

Ansehnlicher Zusatz mittelst einer Excursion nach Belgien; Antwerpen, Brüssel, Waterloo, Namur, Lüttich, Aachen u. s. w. — Rückfahrt von Düsseldorf durch einige westphälische Paradiese nach Kassel, Braunschweig, Berlin. —

Ich bin nun unschlüssig, ob ich meine Elegien, Episteln u. s. w. geographisch oder ästhetisch classificire. Geographisch hieße heut elegisch, morgen satirisch oder satanisch, übermorgen Epistelstil schreiben,

aber alles nach der Landcharte; ästhetisch hieße elegische Gedanken aus Eisenach, Würzburg, Brüssel u. s. w. in eine Elegieschachtel packen; hiernach in die Idyllenschachtel dergleichen idyllische aus Leipzig, Rotterdam, Schweinfurt, — demnächst epistolarische — aber das wäre langweiliger als langweilig. Hol der Geier die Aesthetik; ich bleibe bei der soliden Geographie, und diese führt mich gleich auf die erste

Reise-Idylle.

Der alte Wirth.

Diesen Titel gebe ich ihr, und schreibe sie in Gotha. — Wenn ich von Weitem das weiße Schloß glänzen sehe, dann glänzt mir meine ganze Jugend, mein schönes Jünglingsalter entgegen. Denn zwanzig Jahre war ich alt, als ich zum ersten Male das heitere Städtchen als rüstiger Fußwanderer betrat, und mich die einfache mitteldeutsche Landschaft, diese grünen Waldhügel, dieser frische Teppich von Feldern, umgränzt von den blauen thüringischen Bergen — so hoch entzückte! Mir däucht, ich sehe das treue, redliche, wohlhabende Mittelalter in dieser gesunden, frischen, schönen Gegend, und mein Herz wird warm und weich. In der Mittagshitze ging ich, bestäubt, tragend, am Wanderstabe in das nette Städtchen, wo Gassen und Gärten sich so reizend mischen, ein. Rechts erblickte ich das statt-

liche Gasthaus zum Mohren. Mein gutes Geschick hatte mich gleich in das beste geführt, obgleich bei zwanzig Jahren, acht Stunden Fußwanderung, Hunger und Durst, ein jedes Wirthshaus ein köstliches ist. — Aber es gefiel mir, daß man dem Fußreisenden so freundlich entgegenkam; ich war daran nicht gewöhnt in Norddeutschland. Vor allen aber behagte mir der alte Wirth; denn alt, wenn auch nicht wie ein Greis, erschien mir der freundliche, lebendige Mann mit schneeweißem Haar, spitzer Nase, blitzenden muntern Augen, die unaufhörlich im Zimmer umherschweiften, und auf die Jagd nach Fehlern in der Bedienung, auf irgend einen Mangel, den ein Gast verspüren könnte, ausgingen. Ich war kaum eingetreten und hatte nach einem Zimmer gefragt, als er auch schon mit der freundlichen Gegenfrage und Bemerkung da war: „Sie kommen zu Fuß! Es macht warm heute? Gelt? Uns bringt's eine gute Ernte; aber für die Herren Fußreisenden ist's unbequem. — Nr. 13 für den Herrn! Frisches Wasser! Hurtig! — Wir haben doch die Ehre zu Tische? In zehn Minuten wird gegessen!" — Sie waren noch nicht vergangen, als ich durch Waschen und Umkleiden erquickt mit dem besten Appetit zur Tafel ging. Der freundliche alte Wirth stand am Nebentisch und gab die Suppe auf. Seine Augen blitzten ringsumher, wo noch ein

leerer Teller zu ſehen ſei. Jetzt nahm er mit dem höflichen Worte: „Geſegnete Mahlzeit, meine Herren!“ an einer Tiſchecke Platz. Ein Rindfleiſchberg wurde vor ihn geſetzt. Er machte ein Paar Schurfe, wie der Bergmann ſagt, fand aber die Ader nicht reichhaltig, d. h. nicht ſaftig genug. „Hier!“ Jetzt flogen die Stücke unter dem ſcharfen Meſſer blitzſchnell herunter und häuften ſich wohlgeordnet auf dem Teller. „Ein delikates Stückchen Rindfleiſch, meine Herren! Bitte zuzulangen! Louis, noch einen Teller!“ — Jedem Nachbar rechts und links legte er noch einen beſonders guten Biſſen zu dem, was derſelbe genommen, auf den Teller. — Endlich aß er ſelbſt, aber nur zwei Biſſen, ſo raſch wie eine Schwalbe, die im Fliegen zuſchnappt. — Schon flog ſein Auge wieder umher, um einen leer gewordenen Teller zu entdecken, und wie ein aufmerkſamer Schiffspatron ließ er jedes Loch augenblicklich durch ein neues Stück Rindfleiſch kalfatern. — Man trug Forellen auf. „Langen Sie zu, meine Herren! Ganz friſch, vor einer Stunde noch lebendig! Wir haben ſie hier gleich hinterm Hauſe im Teiche.“ — Die Forellen mundeten trefflich. — Der Braten kam. Es waren Haſen. „Der erſte Haſe im Jahre, meine Herren! Noch acht Tage vor der Jagdzeit geſchoſſen. Freilich nicht ganz in der Ord-

nung, aber was soll man machen, wenn's die Bauern offen zum Verkauf bringen?" —

„Hier, mein Herr! Nehmen Sie das Rückenstückchen. Er ist jung, aber doch fett! — Ich meines Theils ziehe vom Hasen ein Stück vor, das Niemand liebt, das Vorderblatt." — Dabei nahm er sich diesen bescheidenen Antheil.

So ging es von Stufe zu Stufe durch. Jedem Gast, der aufstand, rief er seinen: „Ergebenster Diener!" „Servus!" oder „Wohlg'speist zu haben!" aufs höflichste zu, und vergaß nie hinzuzusetzen: „Louis, den Schlüssel für den Herrn, Nr. 13," u. s. w. — Drei Tage war ich im Haus; es behagte mir gar wohl. Als ich abreiste, dachte ich: „der alte Wirth zu Gotha ist doch ein guter Wirth! Ich werde ihn nie vergessen, in seinem blauen Frack mit besponnenen Knöpfen, seinem weißen Halstuch und Haar, und seinen schwarzen blanken Stiefeln, Beinkleidern und Augen." — Es waren dreizehn Jahre vergangen. Der Postwagen hielt in Gotha vor dem Mohren. Ich entsann mich kaum irgend einer Localität, nur dachte ich, falls der alte Wirth noch lebte, den wolltest du wohl kennen. Kaum hatte ich's gedacht, als er auch schon in der Hausflur stand. Dasselbe freundliche Gesicht, dieselben muntern Augen, das weiße Haar und Halstuch, der blaue Frack.

Kein Zug verändert! Ich hätte ihn erkannt und wenn er mir am Orinoko begegnete. „Ergebenſter Diener, meine Herren! Es macht warm heuer! Uns hat's eine gute Ernte gebracht; aber für die Herren Reiſenden war's unbequem. Befehlen Sie hier einzutreten? Der Tiſch iſt ſchon gedeckt. — Wenn Sie Waſchwaſſer befehlen — Louis, ein halbes Dutzend Waſchbecken ins Nebenzimmer!"

Durch dieſe kühle Reinigung erquickt, ſetzten wir uns zu Tiſche. Ich war dreizehn Jahre jünger, denn die Jugendzeit ſtand, von dem Bilde des alten Wirthes durch einen Zauberſchlag heraufbeſchworen, lebendig wie das letztere vor mir. Genau wie vor dreizehn Jahren ſtand er am Nebentiſch und that noch eben ſo flink die Suppe auf. Die Augen rollten rechts und links, und ſahen nach einem unbefriedigten Gaſt wie ein Sperber nach einer Taube. Der Kubikfuß Rindfleiſch wurde aufgetragen; er nahm Platz, intonirte ſein „Geſegnete Mahlzeit, meine Herren!" genau in demſelben Ton und Tempo wie vor der Sündfluth, wetzte ſein großes Meſſer eben ſo raſch, belegte die Teller, verſorgte die Nachbarn! — „Wir haben Forellen, vor einer Stunde noch lebendig!" u. ſ. w. Das Uhrwerk ſchnarrte ab. — Mir wurde zu Muthe, als hörte ich ein Lied aus meiner Knabenzeit, ſo lebendig wachten alle Erinnerungen dieſer Stereotype gegenüber auf. — — Die

Schnellpoſt fuhr weiter; ich nahm von dem alten Wirthe Abſchied wie von einem alten Bekannten. — — Abermals drei Jahre vergingen. Die Schnellpoſt hielt wieder vor dem Mohren. Ich zitterte ordentlich, daß nun die Zeit wohl ein anderes Geſicht in die Lücke geſchoben haben könne. Nein! Ich weinte beinahe vor Freude, als derſelbe Frack, dieſelben Stiefeln, daſſelbe Halstuch mit demſelben freundlichen Manne, der darin ſteckte, ſichtbar wurden. Ich wußte nun, was ich hören würde — denn es war immer die ähnliche Jahreszeit, — wußte die kommenden Speiſen zuvor, — kannte jede Redensart, mit der ſie begleitet wurden. — Ach, wie freute ich mich, daß Alles ſo zutraf! — Wie wohl thut es in dieſer Welt des Wechſels, der Unbeſtändigkeit, der Treuloſigkeit, einmal auf einen ſo feſten Ankergrund der Dauer zu gerathen! Guter, alter, freundlicher Wirth! Sechzehn Jahre habe ich Deine Lebensuhr beobachtet, und ſie iſt immer mit gleichem Schlag und Takt gegangen, und ging wohl auch manches Jahr früher ſo, und wird manches Jahr ſpäter ſo gehen. Biſt Du die ſechzehn Jahre immer ſo ſtill und unverändert in Dir geblieben, — dann guter, alter, freundlicher Wirth, beneidet Dich der Verfaſſer dieſer Idylle, die ihm faſt zur Elegie werden will, ſehr. — Welch ein harmloſes Daſein! Täglich ſchlägt Dir um dieſelbe Zeit die

Stunde der gefälligen Freundlichkeit; Dein Geleise ist so sicher, daß kein Sturm des Lebens Dich heraus wirft; der Postwagen kommt regelmäßig an, fährt regelmäßig ab; Du sagst Willkommen und Lebewohl mit gleich leichtem Herzen; jeden Abend kannst Du Dich ruhig niederlegen, weil Du, wenn auch nur auf eine Stunde, zwanzig Zufriedene gemacht hast, und morgen wieder machen wirst; Frühling, Sommer, Herbst und Winter verändern Dir nichts, als höchstens die Redensart von der Hitze oder der Ernte; Dein Eifer macht, daß diese einfache Lebenswelle nie stockt; — alter, guter, freundlicher Wirth, ich wiederhole es, Du wirst sehr beneidet von dem Verfasser dieser Idylle. — Und kommt doch einmal die Zeit, wo Du nicht mehr flink die Suppe aufthust und das Rindfleisch schneidest, so sitzest Du doch gewiß im Lehnsessel in der Ecke, und sagst, weil Du nicht mehr aufstehen kannst, jedem Eintretenden ein freundliches Willkommen, und lüftest das Sammetkäppchen, damit man sehe, wie Dein weißes Haar noch dasselbe ist. Und dann steht, hoffe ich, der Sohn oder Enkel am Suppentisch, oder sitzt am Rindfleisch und hat Deinen blauen Frack, Deine Halsbinde, Deine muntern Augen geerbt, und Du lebst in ihm fort.

Ja, Alter, seit den sechzehn Jahren ist mir auch manches graue Haar gewachsen — denn Jährchen

bleichen Härchen" — aber ich glaube doch, wenn mein Kopf so weiß sein wird wie Deiner jetzt, und meine Lebenslandstraße führt mich noch einmal durch Gotha, so habe ich keine liebere Hoffnung, keinen größeren Wunsch, als Dich oder Deine stereotype Gestalt auch dann noch hinter der Suppenterrine stehen zu sehen, und wieder jung zu werden bei dem Anblicke, ganz jung wie vor sechzehn Jahren!

Ach, und wenn mein Enkel diese Idylle läse, und durch Gotha reiste, und plötzlich beim Anblick Deines Enkels riefe: „Wahrhaftig, da steht der alte Wirth noch" — könnte mir dann etwas Lieberes und freundlicher Erinnerndes ins Grab nachschallen, als solch ein Wort? —

Reiſe-Satire.

Es iſt ärgerlich, daß man einen harmloſen ſatiriſchen Aufſatz, in dem man höchſtens einige Unzen Gift debitirt, nicht abdrucken laſſen darf, ohne Satire darüber zu ſetzen, worauf dann jeder Leſer den Anſpruch gründet, es ſolle ungemein von Witz abundiren in einem dergleichen — Aufſatze nämlich. Wie geſagt, es iſt verwünſcht! — Darum ſage ich's Euch vorher, theuerſte Leſer, rechnet Ihr auf Witz, ſo ſchlagt über, denn es kommt wahrhaftig nichts, ſondern höchſt Ernſthaftes trage ich Euch vor. — Wir ſind in Eiſenach. — Dieſe Stadt iſt durch ihre Akropolis, genannt Wartburg, berühmter als durch ſich ſelbſt. Daß einmal zur Zeit, wo die Franzoſen uns den kriegeriſchen Bodenſatz der verſchütteten republikaniſchen Suppe — ſie war wahrhaftig noch ſchwärzer als die ſpartaniſche — koſten ließen, eine große Anzahl Häuſer Eiſenachs,

ja ganze Straßen durch einen auffliegenden Pulvertransport in die Luft gesprengt wurden, erzähle ich nicht, weil ich's erzählt habe. Seit diesem Aufschwung, den die Stadt sehr wider Willen genommen, hat sie sich's ziemlich dicht auf der Erde gefallen lassen. Doch fehlt es nicht an geistigen Elementen. — Ich studirte aber weder die Schul-, noch die Kirchen-, noch die Lese-Bibliothek; besuchte weder Buchhändler noch Gelehrte, kurz, bekümmerte mich eigentlich zu wenig um das Wissenschaftsleben in Eisenach: allein dennoch machte ich literarische Entdeckungen.

In dem nordöstlichen Theile des Wirthshauses stieß ich auf antiquarische Spuren; Ausgrabungen hätte ich weniger Lust gehabt dort anzustellen; aber ein Maler konnte ganz eigenthümliche Wandgemälde copiren (wenn auch nicht pompejanische), und ein Gelehrter von meiner Façon fand Inschriften von Belang und Wichtigkeit. Die lateinischen und deutschen lasse ich, als echter Gelehrsamkeit zu geringfügig, weg, setze nur die griechischen hierher für Antiquare. Es versteht sich, daß ich ohne Accent schreibe, nicht nur, weil die großen griechischen Buchstaben auf den Monumenten dergleichen niemals haben (nicht einmal spiritus asper und lenis), und ich möglichst genau nachmale: sondern auch hauptsächlich, weil ich schon in Tertia immer die Acute und Circumflexe nicht recht

zu ſetzen wußte, vollends aber jetzt, wo ich ſchon ſeit zwanzig Jahren an dieſer Kunſt verlerne. Die erſte Inſchrift lautete aber wie folgt:

ΟΥΗΡ ΛΙΕΣ ΟΕΡΤΑΕΙΝ ' ΙΕΡ ΒΕΤΡΙΤΤ
ΝΗΜΕ ΛΙΕ ΕΡΙΝΝΡΟΥΝΓ ΜΙΤ
ΑΝ ΛΗΝ ΡΕΦΡΕΝΛΑΡΙΟΥΣ ΣΧΜΙΛΤ
ΛΗΡ ' ΙΕΡ ΦΙΕΛ ΓΕΣΙΧΤΕΡ ΣΧΝΙΤΤ
ΟΥΕΛ ΕΡ ΑΝ ΦΕΡΣΤΟΙΦΦΟΥΝΓ ΛΙΤΤ.

Ich enthalte mich der Gloſſen, theils um Gelehrten Raum zu Conjecturen zu laſſen, theils weil ſie nicht in eine Satire gehören. Aber die Inſchrift unmittelbar darunter ſetze ich her.

ΒΕ' ΕΡΖΙΓΕΤ ΛΙΕΣ ΛΙΚΤΟΥΜ
ΚΑΚΑΤΟΥΜ ΝΟΝ ΕΣΤ ΠΙΚΤΟΥΜ
— — — ΚΤ ΙΣΤ ΝΙΧΤ ΓΕΜΛΑΤ
ΓΕΒΟΡΙΤ ΙΣΤ ΝΙΧΤ ΒΕΖΑΛΤ.

Wahrlich, der Inſcriptor hat Recht. (Ich glaube, dieſe Inſchrift iſt aus dem Euripides, nämlich aus deſſen verloren gegangener Themiſto, und gerade ſie war es, die Herrn Raupach zur Reſtitution des Stückes begeiſterte.) —

Darunter fand ich, offenbar auf beide obige bezüglich, folgende Sophokleiſche:

ΕΥΡΕ ΦΕΡΣΕ ΟΥΝΑ ΕΥΕΡ Κ———
ΜΑΧΕΝ ΕΥΧ ΣΧΕΙΝΤΣ ΓΑΕΙΧ ΦΙΕΑ ΝΩΘ.

Ein halber Kothurn iſt wenigſtens darin anzutreffen, wenn auch nur angedeutet.

Solche antiquariſche Gegenſtände müſſen anziehen, ſelbſt an Orten, wo das Abziehen natürlicher iſt. Verdenkt man mir's daher, wenn ich die Zeit zum Copiren dieſer Inſchriften der Unterſuchung der Akropolis entzog?

So wie ich aber an dieſe komme, muß ich natürlich einen völlig andern Stil ſchreiben. Vielleicht findet man ihn von nun an ächter ſatiriſch; ich bin aber anderer Meinung.

Erſt dann wird die Idee etwas wahrhaft Lebendiges, wenn ſie, um Hegel'ſche Terminologie anzuwenden, ſubſtantiell wird, d. h. in die Subſtanz eindringt, und dieſe umformt und geſtaltet. Ein echter Hegelide hätte dieß gewiß anders und undeutlicher erklärt, allein ich habe mich nie recht in das pythiſche Rauchwolkendunkel hüllen können, ich Eſel, möchte ich hinzuſetzen, wenn wir allein wären! Meine Nutzanwendung dieſer Weisheit iſt aber die, daß ich behaupte, nur der Eiſenacher hat den ganzen Segen von den mannigfaltigen Gedanken und Empfindungen, die ſich an die Wartburg knüpfen, weil ſie nur für

ihn ganz in sein Leben eingedrungen sind. Wir andern, d. h. Reisenden, begeistern uns an der Erinnerung, daß hier der dichterische Wettkampf der Minnesänger gefeiert wurde, daß hier Luther Zuflucht und Ruhe gefunden, die Bibel zu übersetzen; daß von dem Gipfel dieser Burg der Blick weit über die grünen Waldberge Thüringens mit ihren romantischen Thälern und Schluchten hinschweift und bis zu den blauen Spitzkuppen des Rhöngebirges dringt, — endlich daß auf der Burg Rittersäle und Kapellen, alte Harnische berühmter Männer (sogar der des Prinzenräubers Kunz von Kauffungen) aufgestellt sind. Dieser hohle Pathos der begeisterten Stimmung ist dem Eisenacher höchst überflüssig. Denn wie ein wahrhaft gesunder Mensch die Gesundheit gar nicht merkt, weil er die Krankheit nicht als Gegensatz dazu kennt (auch nach Hegel), so muß ein wahrhaft durch Erhabenes Begeisterter auch nichts davon merken, und diesen höchsten Gipfel hat der Eisenacher erklommen. Der Straßenbube hat dort die Herrlichkeit der Wartburg so in sich, daß er mit höchster Besonnenheit mitten in seiner Begeisterung handeln und sehr wohl bemerken kann, wie vortrefflich sichs mit einer Merkwürdigkeit auf den Beutel der Reisenden spekuliren läßt, und mit keiner vielleicht besser als mit der Wartburg. Den Weg hinauf findet man freilich ohne Geleits-

mann so sicher, wie ein Regenbach bergab; indessen der Eisenacher münzt die Unkunde des Reisenden, da er nicht weiß, daß ihm das, was er vor der Nase sieht, auch vor der Nase liegt, vortrefflich aus, und prägt gute Kopfstücke aus dieser Kopflosigkeit der Wanderer. Wie ganz muß den Eisenacher die begeisternde Idee, z. B. der historischen Nähe Luther's, erfüllen, daß er, völlig gesättigt davon, an jedes andere leichter und besser denkt! — Denn würde er es sonst droben zu dem herrlichen Gipfel der Ruhe im Enthusiasmus (dieser wahrhaften Solger'schen Ironie, die höchstens Shakspeare begeistert) gebracht haben, daß er neben Luther's Schreibstube Kegel spielt (die Kegelbahn auf der Wartburg ist classisch), und mit den Kugeln noch ärger rasselt, als der Teufel droben in Luther's Nußsäcken? Ja, der Eisenacher schleudert die Kugel noch gewaltiger gegen die neunköpfige Kegelhydra, als Luther selbst das Dintenfaß gegen den pferdefüßigen Besucher! Der Dintenfleck droben wäre aber ein Schandfleck für die Eisenacher, wenn sie ihn noch bemerkten, auch falls er nicht überweißt worden wäre, wie der Magistrat einmal, um den russischen Kaiser würdig im Wartburggebäude zu empfangen, angeordnet haben soll.

Noch schärfer als die der Eisenacher im Allgemeinen prägt sich die Begeisterungserfüllung und Sätti-

gung bis zur phlegmatiſchen Ruhe, welche die Wartburgsbewohner in specie erlangt haben, dadurch aus, daß es für ſie die Würde des Ortes gar nicht mehr ſtören kann, eine Kneipe daraus gemacht zu haben. Was ſind wir für Tröpfe dagegen, die wir uns bei weitem nicht ſo von der Idee durchdringen und gleichſam bis ins Innere verſteinern laſſen können, ſondern vielmehr gar Anſtoß an dem nehmen, was wir bewundern ſollten; denn wir ärgern uns an dergleichen! Ich mache dabei zugleich auf die feine Achtung aufmerkſam, die jedem Beſucher der Wartburgskneipe dadurch erzeigt wird, daß man ihn kaltblütig und beſtmöglichſt prellt: denn nimmt man nicht dadurch an, daß ſeine Begeiſterung viel zu groß iſt, um dergleichen Lumpereien zu merken? Wahrlich ſo iſt's, und Ohrfeigen könnte ich dem Wirthe geben, der mich unter ſolchen Umſtänden billig behandelte, und mir etwa keinen Krätzer, kein ſaures Bier und harten Quargkäſe vorſetzte (zum Preiſe der Jagor'ſchen oder Berry'ſchen Dejeuners), ſondern guten Wein und Speiſen, und wohlfeil! Der Teufel breche ſolchem Grobian den Hals, der mich für einen Reiſenden hält, wie Nickel in Auſonien! Aber zittert nicht, Eiſenacher, und Wartburgs- oder Brockenwirthe, Ihr habt nichts zu fürchten! Denn Ihr achtetet den Reiſenden, wenigſtens mich, wahrhaft, durch Dreimänner-

wein sowohl, wie durch Dreidoppelpreise, und verdient daher die dithyrambischen Ausbrüche meiner Begeisterung vollkommen. — Auch den schönen Zug vergesse ich Euch nimmermehr, Wartburgsinsassen, daß Ihr uns Reisende nicht wie Hunde koppelt, und etwa für drei, die der Zufall zugleich heraufführt, einen Führer gebt, sondern mindestens zwei. Wer Euch nachsagte, daß Ihrs thätet, um höhere Trinkgelder zu erpressen oder zu erprellen (concussio nennt's der Jurist), wäre ein nichtswürdiger Verläumder. Es geschieht aus Respect vor der Begeisterung der Besucher, die theils indignirt sein würden, wenn sie merkten, daß man ihnen in solcher Stunde eine Ausgabe ersparen wollte, theils Anspruch darauf haben, tüchtige Ciceronen, um sie herumzuführen (dreizehnjährige Knaben, Mädchen oder Wartburgsbackfische), ganz zu ihrer Disposition zu behalten, damit ihnen nichts entgehe, theils wohl auf jene heilige Einsamkeit bei der Betrachtung und Beschauung zu rechnen befugt sind, die den wahrhaften, ernsten, tiefen Menschen so sehr erhebt und stärkt. Nur ein Normal-Philister wie Gustav N..... hat an solchem Ort Zeit und Seifensieder-Nerven, um es zu merken, vollends darüber zu grollen, daß man ihn im Regenschauer und Zugwinde eine Viertelstunde auf Corridorschlüssel im Hofe warten läßt, damit ein Vorgänger erst aus dem Ritter-

ſaale hinaus ciceroniſirt ſein könne, bevor der nächſte Beſucher eintritt, dem dann wieder beſonders aufgeſchloſſen werden kann (Pförtnerlohn gehört ſich aber bei ſo billigen Einrichtungen), damit er Alles recht für ſich genieße. Ich meines Theils mußte ſehr für dieſe feine Aufmerkſamkeit danken, die den Werth, welchen ich auf geiſtige Genüſſe lege, ſo hoch ſtellte gegen die Rückſichten auf meinen Geldbeutel.

Kurz, theure Leſer, Ihr ſeht ein, daß mein Aerger beim Beginn dieſer Satire (deren Ueberſchrift eigentlich nur die Satire iſt) höchſt begründet war, und vollends meine Warnung, daß nur das Ernſthafteſte darin verhandelt werde. Denn war's etwa anders?

Reise-Idyllen.

Ich bin sehr vergnügt, äußerst geliebter Leser! Denn nicht eine Idylle, sondern eine ganze kleine Bildergalerie kann ich jetzt schreiben. Eidyllion heißt nämlich ein Bildchen, dieß müßt Ihr merken, liebe Leserinnen, die Ihr nicht Griechisch versteht, und folglich mir darin gleicht. Da ich Euch jetzt eine Reihe artigster Bilderchen geben will, ein Panorama von Eisenach bis Frankfurt, zugleich ein Sonntags-Reisebildchen, ein Genrestückchen, das ein kleines Schneidergesellchen darstellt, so versteht Ihr nun am Eingang mein Entzücken und Alles.

Ich theile meine Idyllen-Panoramen am besten in Abschnitte.

Erster. Ein frischer Regen hat die thüringischen Berge erquickt; es tröpfelt sogar noch ein wenig nach, und das Gewölk zieht, flüchtigen grauen Gei-

ſtern ähnlich, luftig über das klare Blau des Morgenhimmels dahin. Ach, Ihr ſolltet ſie nur ſehen dieſe grünen Thäler, wenn ſie ſo im Perlenſchmuck der Regentropfen glänzen, halb im Sonnenlicht, halb im ſanften Schattendunkel. Wie gern ahmt Ihr mir nach, und ſpringt aus dem finſtern Gefängniſſe des Wagens, um die anſteigende Straße raſcher hinan zu gehen, und früher auf der Höhe zu ſein, als die keuchenden kletternden Pferde. Es verſteht ſich, daß ich ein junges liebes Weſen am Arme habe, dem Gebirg, Fels- und Waldthal nicht nur etwas Schönes, ſondern Neues ſind, und welches macht, daß wir beide doppelt innerlich jauchzen über die Schönheit um uns her. So wandeln wir durch den Wald auf dem Fußpfade hin, und laſſen uns das Licht der Sonne freundlich durch flüſternde Blätter zuäugeln. Auf der Höhe glänzt uns „die goldene Sonne," ein romantiſch gelegener Landſitz, entgegen, und bald ſehen wir das reizende Schloß Wilhelmsthal hinter klaren Weihern uns zu Füßen liegen, rings von anmuthigen Auen und Gärten umgeben.

Jetzt haben ſich die Nebel, die hie und da durch das Thal zogen, völlig geſenkt, und ein heiterer blauer Himmel, gerade wie ich ihn zu meiner Idylle gebrauche, wölbt ſich über die Landſchaft. Doppelt freundlich erſcheint mir nun das wohlhabende Dorf,

in welchem ein stattliches Fabrikgebäude prangt, und jedes Bauergärtchen, wo nur einige Malven und Sonnenblumen blühen, sieht mir wie ein kleines Paradies aus. Da lese ich plötzlich an einem Wegweiserarme die Worte: Zur Liebensteiner Höhle! Himmel, welche Erinnerungen erwachten in mir! Als Knabe hatte ich in Bertuch's Modenjournale eine Abbildung dieser Höhle oft mit unbeschreiblichem Entzücken betrachtet, und konnte mir nichts Schauerlicheres und Wunderlicheres denken, als diese Steingewölbe, Höhlengänge, wunderbaren Felsennasen, von einem düster flackernden Feuer beleuchtet.

Ordentlich mit Herzklopfen schritt ich, meine liebe Begleiterin am Arm, dem schmalen Höhleneingange zu, wo eine Kreuzthür nur Einzelne einpassiren läßt. Wir schmiegten uns hindurch und standen in einer Felsengrotte; weit in der Tiefe des Berges schimmerte ein Feuer. So glaubten wir! Doch nach wenigen Schritten, die wir tappend, ängstlich vorwärts thaten, verwandelte sich das Feuer in eine trübe Lampe, die auf dem Felsensims stand. Wir tappten rechts, vorwärts, links, zurück — überall nur Steinwände und kein Durchgang, als zu einigen Seitenhöhlen führend, die nicht größer waren als eine Kasematte. Eine Viertelstunde versuchten wir vergeblich den Eingang in das Höhlenwunder zu finden, dann tappten wir der Thür

wieder zu, — und ſtanden im Freien. Vielleicht findet Mancher dieſes Abenteuer eher für die Satire, als für die Idylle paſſend — allein was vermag ein Schriftſteller wider die Gewalt der Wahrheit? — Und der Schluß iſt ächt idylliſch. Denn das ganze Liebenſtein iſt es. Ein hoher, kühl und heimlich dunkel beſchattender Lindenweg führt bis zum Kurhauſe, wo eine Wundergruppe alter Bäume der breiten ſteinernen Treppe Schatten bereitet. Unter denſelben, auf der äußern Terraſſe, weht im heißeſten Sommer kühl fächelnde Luft. Das Brunnenhaus iſt freundlich, aber verfällt ein wenig; der Springbrunnen davor plätſchert; — jenſeits ſieht man die mit Hortenſien geſchmückte edle Villa des Herzogs; — durch die Bäume, die den Spaziergang bilden, blickt der Pavillon, der den Brunnen deckt; — hinter dem Teiche ſteigen freundliche, bewaldete Höhen auf, deren eine von ehrwürdigen Ruinen gekrönt iſt. — Der ſtille, warme Auguſtvormittag, das ſtete, ruhige Sonnenlicht, der gleichmäßig blaue Himmel, — den nur leichte Wölkchen durchziehen — welch ein idylliſcher Reiz! — Ihr müßt, an der Kirche vorüber, auf ſauber mit Kies beſtreuten Wegen, die von blumigen Raſenſtreifen eingefaßt ſind, zur Ruine mit mir hinanſteigen. Immer reizender wird der Blick rückwärts, unter Euch, jemehr ſich der Pfad über die Dächer,

die Baumgipfel, endlich den Kirchthurm des freundlichen Liebenstein erhebt, daß Ihr ihm in die Gassen und Gärtchen hineinschauen könnt. Nun säuselt das Birkenlaub um uns her; die Finken und Amseln zwitschern lustig; ein Reh huscht über den einsamen Weg; Tannendunkel umfängt uns kühl und schattig; es wird freier, wir stehen auf der Ruine. — O, reizende Windungen des Thales! Reiches Gewebe von Wiesen und Korn, Wald und Fels, durchwirkt von den Goldfäden der Landstraßen und den Silberfäden der Bäche! Abgründe, Klüfte, dunkelblaue Kuppen des Waldgebirges und helle Spiegel der Seen. Der bläulich graue Inselberg, das reizende Schloß Altenstein, sie liegen uns scheinbar dicht vor dem Auge, weil die Luft so klar ist. — Und nun? Der Felsensitz hier oben, — der Blick durch die hohlen Fenster, deren jedes ein anderes Bild in seinen Rahmen faßt — kosende Lüftchen, — Herz an Herz — Auge in Auge — Ach, wer dichtete nicht Idyllen! Wer träumte nicht selige Abgeschiedenheit von dem verwirrenden Getümmel der Welt, süßes Ausruhen an der Brust der Natur, im Schooß heiliger Einsamkeit, — wer träumte nicht von solchen stillen Lebensbildern, kurz von Idyllen!

Hier fällt der Vorhang vor den ersten Abschnitt des Idyllen-Panoramas, und ich ziehe den zweiten auf.

Es ist Sonntag! Wie sieht ein Sonntag auf der Reise aus! Schon vor zwanzig Jahren wollte ich eine Idylle über das Thema schreiben, und es wäre mir vielleicht besser gelungen als jetzt, wo ein siebenunddreißigjähriger Kopf die Welt der Unschuld und des stillen Glückes doch nicht so klar abspiegelt, als ein siebzehnjähriges Herz! —

Schon das ist unbeschreiblich reizend, Mitreisende und Leser, daß Ihr am Sonntag früh unter dem Morgenglockengeläute des Städtchens oder Dörfchens, wo Ihr übernachtet habt, ausfahrt.

Die Stubenjungfer — wenn Ihr die Abreise nicht zu früh einrichtet, was am Sonntage ganz falsch ist, steht schon im schmucken Putz vor Euch. Das Häubchen ist frisch aufgesetzt, das Mieder etwas fester geschnürt, das volksthümliche Röckchen und Schürzchen mit Bändern und bunten Säumen geschmückt; aber nationell muß die Tracht sein, sonst hat sie kein Sonntags-Ansehen. Ein Stadtmädchen, mit ihren Sonntags-Modefahnen herausgeputzt, macht mir den umgekehrten Eindruck, wie eines in der Volks- und Landtracht; es entheiligt den Sonntag, statt ihn zu heiligen. Vor der Thür ist alles schon frisch gekehrt; der Rechen hat die Wege, hat den Vorplatz gesäubert; die Treppen sind mit frischem Sand bestreut, der angenehm unter der Sohle knistert. Ein paar geputzte

Nachbarinnen stehen schon in der Hausthür und gucken neugierig auf die Reisenden, die sie erst einsteigen sehen wollen, bevor sie nach der Kirche gehen. Alles grüßt und nickt freudig, wir fahren ab, und nun gehen die hübschen Nachbarinnen, das Gesangbuch in der Hand, unserm Wagen nach, bis sie seitab nach der Kirche biegen. Das Städtchen, durch welches wir eben fahren, ist dreimal so hell und freundlich als gewöhnlich. Die Läden sind geschlossen, daher sieht es still aus, doch desto mehr Fenster sind offen, aus denen zierliche Gesichtchen herabblicken, denen heute etwas Muße zum Umschauen bleibt. Denn am Alltag schwingt beständig die drückende Arbeit ihre Sklavenpeitsche. O Sonntag, du mildes Gnadenpfand der christlichen Lehre! der du die Menschen, auch die ärmsten, erlöset von dem harten Joch, sie losspannst zu einer kurzen, freudigen Rast! Zuchthaus-Inspectoren müssen die werden, die dich aus der heiligen Ehrfurcht des Volkes verdrängen wollen! Der Sonntag ist der Frühling, der Sonnenschein, der Labetrunk des Gedrückten, des Armen, der sich alle seine Tage hindurch mühsam mit dem Leben ringt, und ihm die dürftigen Gaben abkämpfen muß. Wollt Ihr diesem ewigen Ringen seinen siebenten Tag des Friedens, des Waffenstillstandes nehmen? Der Gedanke ist unbeschreiblich groß, ist tief christlich, daß die Arbeit etwas

Verbotenes wird, die Freude, die Muße etwas Gebotenes. Freilich ſo ſtumpf und dumm wie die puritaniſchen Secten der Engländer darf man ihn nicht verſtehen! Aber verſtehen die Pietiſten denn Chriſtenthum, Glauben, Religion überhaupt anders, als ſtumpf und dumm? Sie wiſſen ja von keinem Himmel, als von einem, zu dem ſie erſt die Hölle im Menſchen treiben ſoll.

Dieß iſt aber nicht idylliſch.

Gleich ſitze ich wieder am Bildchen.

Fährt ſich's ſchon ſo hübſch durch reinliche Städtchen mit geputzten Kirchgängern am Sonntage, ſo iſt's vollends über alle Maßen ſchön auf dem Dorfe. Ich komme Vormittags an, ehe die Kirche aus iſt. Schon das hat mich feierlich geſtimmt, daß ich draußen die Felder alle ſo ſtill ohne Arbeiter geſehen, und fernher der Glockenklang durch blaue Lüfte zu mir herübergedrungen iſt, als die ſtete feierliche Begleitung zu den ſanften melodiſchen Stimmen meines Innern. Im Dörfchen aber ſieht es gar zu feſtlich aus. Vor den Thüren alles gekehrt; die Fenſter mit Blumen geſchmückt. Die Kinder, die noch zu klein zur Kirche ſind, ſitzen auf der Thürbank neben der Großmutter, die zu alt und ſchwach dazu iſt. Die weißen Hemdchen, die bunten Röckchen ſtehen den muntern, friſchen Geſichtchen gar zu gut. Alles

grüßt; denn am Tage des Herrn, wo man der Muße und Freiheit genießt, stellt sich auch die freundliche, veredelnde Sitte leichter und natürlicher ein. Auch grüßt man, weil man nicht eben unter die Geißel der Arbeit gebückt ist, und ein ausruhender, genießender Mensch mehr Zeit hat, um einem andern sein Herz zuzuwenden, als ein gequälter.

Gerade als der Wagen vor dem Kruge hält, ist die Kirche aus, und wir sehen die Dorfleute über den grünen Rasenplatz vor dem Gotteshause kommen. Auf jedem Gesichte schwebt anfangs noch der Ernst der Predigt; aber von Schritt zu Schritt wird es durch das Gefühl der freien Muße, da nun, nach der schweren Arbeitswoche, der Nachmittagslohn der Freude beschert ist, heiter.

Auch unser Reisewagen spielt seine Rolle dabei, denn Jung und Alt betrachtet ihn neugierig und grüßt die vornehmen Stadtleute, von denen man bei Tische, oder Nachmittags auf der Thürbank noch schwatzen kann. Besonders, weil die freundliche schöne Dame mit einigen artigen, geputzten Kindern gesprochen, und ihnen sogar Kirschen geschenkt hat. —

Wir werden Zeugen von diesem Nachmittag; aber in einem zweiten Dorfe, das uns ganz das Bild des ersten, nur mit andern beweglichen Figuren gibt. Am Eingange steht ein Marienbild; zwei junge Mädchen

haben es mit frischen Blumensträußen und Kränzen geschmückt. Sie knieen davor, und die schon sinkende röthliche Sonne streut Gold in ihr geflochtenes Haar und wirft ihnen einen Rosenschimmer auf Wange und Nacken, die uns halb zugewendet sind.

Im Dorfe selbst sitzt alles vor den Thüren. Die Männer rauchen gemächlich, die Weiber legen noch gemächlicher die Hände in den Schooß und sehen die Kinder vor sich herumspringen. Ihr Jubeln unterbricht die fast überall herrschende Ruhe und Sonntagsstille.

Das artigste Bild aber sehen wir am Brunnen auf dem grünen Platze vor der großen Linde. Hier sitzen die hübschesten Mädchen auf dem Brunnenrande und schwatzen nicht wie sonst, was ich schon so gern sehe, beim Schöpfen, sondern ganz müßig. Sie sehen dem Ball- und Kegelspiel im Freien zu, das die jungen Burschen nicht weit davon treiben. — Plötzlich wird die ruhige Gruppe der Mädchen lebendig; sie fahren auf, springen von ihren Sitzen; — ich denke, es ist mein Reisewagen, der sie so in Unruhe bringt, doch keineswegs. Unter der Linde läßt sich der brummende Grundstrich einer Baßgeige vernehmen, zu dem sich eine weitschrillende Querflöte gesellt. Diese Zauberklänge sind es, welche fast wie Oberon's Horn wirken; denn noch ehe der Wagen

über den Platz gefahren ist, sehe ich den Plan unter der Linde schon voll Tänzer und kann, indem ich um die Ecke in das Quergäßchen einbiege, das mich aus dem Dorfe führt, noch die ersten Takte des Schleifers hören, und das erste Paar sich im Kreise drehen sehen.

Abends, als blasses Sternenblinken und Dämmerung mit einander zu kämpfen beginnen, kam ich an das Städtchen, wo ich die Nacht blieb. Hier sah ich das Genrebild des Sonntags noch einmal in einer ganz andern Beleuchtung. Auf dem Markte liegt das Gasthaus. Vor allen Hausthüren sitzen bunte Gruppen der Bewohner; die Kinder springen jubelnd fast bis mitten auf den Markt; dort wimmelt's von Spaziergängern, denn die Mädchen des ganzen Städtchens gehen zu zweien und zu dreien lustwandelnd um den großen, alterthümlich verzierten Brunnen herum; die Soldaten sitzen müßig in dem Wachthause auf der Bank, und schlottern mit den Füßen; in den Fenstern der stattlichsten Häuser glänzt schon die trauliche Flamme des Lichtes, — eine Schar halbmüder Tauben flattert noch im letzten Dämmrungsschein des Abendroths um die Spitze des Kirchthurmes, und die lärmenden Knaben schauen empor, deuten darnach hinauf und versuchen, die müden Raben noch einmal aus ihren Mauernestern aufzujagen

durch Geschrei und ohnmächtige Steinwürfe, die nur die Viertelshöhe erreichen.

Da halten wir schon am Gasthofe. Die Jungfern und Kellner sind geputzt; die große Eckstube rechts ist voller Fremden und Stadtgäste, die links voller Fuhrleute und Diener. Hier braust etwas Sonntagsalarm uns ins Ohr nach so mancher stillen Freude und Erholung, die uns der heilige Tag geschenkt. Doch die Dissonanzen der Freude lösen sich alle gut auf. Es schlägt zehn, wird stiller, ein Viertelstündchen — und alles ist todt. Begraben liegen Lust und Freude, Wehmuth und Trauer in die tiefe heilige Stille der Nacht. Aber der Mond steigt friedlich zwischen den Giebelspitzen der Dächer und dem Kirchthurme herauf, und webt freundlich seinen silbernen Schleier über die dunkle, ruhende Stadt. Morgen wird freilich die Sorge sie wecken, doch —

Quid eras futurum sit, fuge quaerere.

Ich komme zu einem neuen Abschnitte des Idyllen-Panoramas, dem dritten, auf dem ich auch geographisch weiter rücke bis ins Herz von Franken. Potz tausend! — Eben fällt mir's wie Schuppen von

den Augen! Ich war verlegen um den Titel meiner Idylle.

Das Frankenland

soll sie heißen. Von jeher war mir, und ich glaube, es geht den meisten Menschen so, die schönste Gegend nicht die liebste zum Bewohnen, wie man sich weder in Prachtkleidern zum täglichen Lebensverkehr behaglich fühlt, noch sich von Fasanen, Austern und Champagner ernähren mag. Aber es giebt einen Reiz der Landschaft, der für mich der höchste ist, weil er mich zum dauernden Genusse einladet. Und diesen Reiz hat das schöne Frankenland, mit seinen nächst angrenzenden Landstrichen, — denn geographisch genau will ich in meiner Idylle die Grenzlinie nicht ziehen, sondern künstlerisch frei. —

Schon der Vorsaal, die Berg-, Hügel-, Korn-, Wein- und Waldgegend von Meiningen bis Kissingen ladet mich zum Gehen ein. Mehr aber noch das Herz Frankens, von Schweinfurth (einer Stadt, die beiläufig selbst in einer Idylle nicht wohl im Genitiv stehen darf), bis Würzburg, und von dort bis in die meilenlangen Laub-Domgewölbe des Spessart und nach Aschaffenburg. Widerstehe aber auch

einmal einer dem Eidyllion, das ich jetzt mit geübtem Crayon zeichnen werde!

Wir fahren durch das alterthümliche Thor des Städtchens, mit den reinlichen Häusern und Gassen, wie es Homer mit stehendem Epitheton bezeichnen könnte, wenn er den herrlichen Spondeus Schweinfurth aus Uebermuth des Reichthums verschmähen sollte. Schon der Stadtgraben ist ein Garten, die alten Mauern und Wälle Weingelände und Weinberge, so sind sie in das grüne Kleid der Rebe eingesponnen. Dann beginnt der meilenlange Garten. Die Chausséen ziehen sich wie saubere Kiesswege durch den Park; eine Reihe von Fruchtbäumen faßt sie an beiden Seiten ein und beschattet sie. Die gothischen Bogen ihrer gekreuzten Zweige bilden die Rahmen zu einer Kette der anmuthigsten Landschaftsstücke, deren Vordergrund üppige Kornfelder, der Mittelgrund ein stattliches Dorf, der Hintergrund Weinberge, oder die bläulichen, mit alten und neuen Schlössern gekrönten Höhen zu sein pflegen, zwischen welchen der Main seine muntern Silberwellen rauschen läßt.

Gewiß, es giebt ungleich schönere Landschaften, und einzeln wollte eine Gegend dieser Art wenig bedeuten. Aber der Segen ist der, daß er gar kein Ende nimmt, daß die schattige Bedachung der mächtigen Birn- und Aepfelbäume von Dorf zu Dorf den

grünen Portikus bildet, daß alle Querwege eben so sauber gleichmäßig geebnete Straßen sind, daß, wenn wir ein stattliches Dorf von steinernen, zwei und drei Stockwerke hohen Häusern verlassen haben, der spitze Thurm des nächsten schon wieder zwischen den Bäumen hervorragt. Und die schimmernden Schlösser, die reichen Klöster, von weitläufigen Gärten umgeben, wechseln eben so häufig, und die Fülle der Gaben, welche der Boden an fetten Wiesen, Gartengewächsen, Getreide, Mohn und Wein darbietet, erscheint unerschöpflich. Da hat es freilich ein Reisender leicht, Idyllen zu schreiben, denn er braucht nur ein Regisler der Gegenstände zu machen, die an ihm vorübergleiten, wenn er im Wagen sitzt, und hat nicht einmal nöthig, sich um eine Abwechselung zu kümmern, weil ihm diese von selbst geboten wird. Und will er es recht artig machen, so zeichnet er dabei nur eins von den vielen frischen Bauermädchen ab, die ihm begegnen, in kurzen Röcken, saubern Linnenärmeln, weißen Zwickelstrümpfen, mit braunen Augen und Haar, schlank, gerade, sichern Ganges, lachend und singend, redlich und fröhlich.

Es ist gar keine Kunst, auf solche Weise wie im Umsehen nach Würzburg zu kommen, dessen hehres Glockengeläut uns schon von weitem von einem fri-

ſchen Winde entgegengetragen wird, und uns angenehm an das Verschen des Volksliedes erinnert:

Die Würzburger Glöckli
Haben ſchönes Geläut,
Die Würzburger Maidli
Sind kreuzbrave Leut.

Aber eine ſolche prächtige, wohlhabende Stadt gehört zwar ins blühende Frankenland, jedoch nicht in meine Idylle. Wir fahren gerade hindurch. Die Sonne ſteht hoch, der Main iſt faſt ausgetrocknet, das Getreide auf den Feldern iſt meiſt geſchnitten, oder ſteht hochgelb, der Sichel reif. Kein Lüftchen regt ſich, die Schwüle will uns faſt erdrücken. In blauer Ferne ſieht man die Waldkuppen des Odenwaldes und verfolgt die Straßen, die nach dem ſchönen Süden führen. Vor uns umzieht eine blauſchwarze Linie in flachen Wellenhebungen den Horizont. Es iſt der Speſſart, dieſer verrufene Wald voller Räuber und Hexen. Am äußerſten Rande einer Idylle kann man ihn allenfalls andeuten.

Endlich ſind die heißen Stunden überwunden, und eine ſanfte Kühlung weht uns entgegen. Der Weg ſenkt ſich hinab in das Mainthal. Da liegt das reizende Lengfurth vor uns, gegenüber am andern Mainufer das reiche dazu gehörige Kloſter auf waldiger An-

höhe. Der Main ist spiegelklar; der Hauch der Abendröthe schwimmt auf seinen sanften Wellen. Ringsumher tiefe Stille, nur das Plätschern der Ruder von der Fähre, die uns überholen soll, unterbricht sie. Jetzt schwimmen wir auf dem Strome. Vor uns das weiße Kloster, dessen Fenster im Abendgolde flimmern, hinter uns das freundliche Städtchen Lengfurth mit seinen reinlichen Häusern, beides von dem Grün der Wald- und Weinberge umgeben, und Alles in sanfter Verklärung abgespiegelt in der Tiefe des Mains. O du schönes Frankenland! Nicht zu einer, zu tausend Idyllen gäbest du Stoff, aber auch zu größern Bildern, wenn man den Reichthum deiner Vorzeit, die Vielgestaltung deines geschichtlichen Lebens erwägt.

Nach diesem dritten Akt meines Idyllen-Panoramas lasse ich den Vorhang davor fallen. Um jedoch mein geographisches System nicht gar zu arg zu verletzen, halte ich's für Pflicht, hier eine Reise-Jeremiade einzuschieben, welche ich Kissingen nenne.

Reiſe-Jeremiade.

Kiſſingen heiße mein Klagelied. Heil denen, welche fern von einem Badeorte bleiben können, denn ſie ſind fern von der langen Weile, fern von dem kahlen, ſchalen Treiben der vornehmen Welt, und vielleicht, was ich aber als das Geringſte nenne, fern von Krankheit. Ein Badeort wie Kiſſingen gleicht der Boa, die ſich den Leib ſo voll ſchlingt, daß ſie ſich nicht regen kann, und dann einen Monat verdaut und hungert. Drei Monate im Jahre geht es den Kiſſingern ſo. Ruſſen, Polen, Franzoſen, Engländer, die meiſten von nobler Race, ſtopfen das Neſt ſo voll, daß Dachkammern auf den Werth der Prachtſäle kommen, und die Kiſſinger ſelber nicht viel beſſer wohnen als die Negerſklaven im Schiffsraume, denen er nach Kubikzollen zugemeſſen wird. Dann verläuft ſich die Fluth, das Flußbett des Bades wird ganz leer und die ſieben

(oder etliche mehr) Kissinger Spießbürger zappeln im trocknen, leeren Raume, der so öd-weitläufig wird, daß man sich darin verliert, und mir in Gedanken ungefähr so zu Muthe dabei wird, als sollte ich mein Arbeitscabinet im Straßburger Münster oder Kölner Dom haben. Das Winterelend kenne ich zwar nicht, und weiß nicht, wie es im eingeschneiten Nest aussieht, kann mir's aber lebhaft denken. Es verhält sich zum Sommerelend wie die unterirdischen, unter dem Meere liegenden eiskalten Sumpfgefängnisse Venedigs zu den glühenden Bleikammern; bis heut hat aber noch Niemand entschieden, welche Marter die größere gewesen ist. Gewesen, denn die französische Revolution, die viele Bastillen und Marterkammern des menschlichen Geschlechts zerstört hat, zerstörte auch diese.

Vom Kissinger Sommerelende singe ich mein Lied. Schon eine Stunde zuvor war die Landstraße abscheulich, denn sie liegt im dichten Staub der rasselnden Wagen, in denen die haute volée spazieren fährt, ein Genuß, der ihr fade vorkommen würde, wäre nicht undurchdringlicher Staub und betäubendes Rasseln dabei. Ein Grauen ergreift mich, sehe ich die geschminkten Alten und die geschnürten Jungen, deren, Gebet-, Gesang- und Gesetzbuch das Modejournal ist. Es zuckt mir in der Faust, den affektirten Dandys, die vorbei reiten und den Begriff des Man-

nes durch ihre Existenz verhöhnen, die Reitpeitsche zu appliciren, die sie narrenhaft am Daumen hängen haben. Es zuckt mir abermals doppelt und dreifach, wenn ich bedenke, daß diese Menschenkarrikaturen eigentlich annehmen, die Welt sei für sie, wenigstens sie nur zum Genuß dessen, was sie Erfreuliches bietet, da; der Bauer arbeite, damit sie Weißbrot zerkrümeln, der Winzer, damit sie in Champagner oder Rheinwein der Völlerei fröhnen können. Nicht zufrieden damit, daß das stumpfe dumme Glück diesem mehr Affen- als Menschengeschlechte seine Gaben zugeworfen hat, wollen sie auch noch das Privilegium darauf geltend machen, und Staat, Kirche und Religion so zurichten, daß dieses dreisitzige Tribunal ihnen auch unbedingte Vorrechte in Allem für die Ewigkeit zuspreche. Der Hauptärger ist freilich nicht der im Badeort Kissingen, wie in andern, daß diese Gesellschaft (auch diesen Titel maßt sie sich vorzugsweise an, als wenn das übrige Menschengeschlecht nur eine Bande oder Horde von Wilden sei, zu denen solche Leute wie Schiller, Jean Paul, Lessing u. s. w. allenfalls gehören dürfen) — daß diese Gesellschaft an ihre Vorrechte glaubt oder nicht glaubt, aber eisenfest daran hält, sondern daß es wirklich noch so viel hündisch-thörichte Demuth (Niederträchtigkeit nenne ichs besser) in der Welt giebt, die jenen die Vorrechte einräumt,

und sie für unantastbar heilig hält. Indessen ist der Begriff ziemlich einfach, und gewiß, daß Gott den Bauer und Bürger nicht schuf und zur Lastthierarbeit bestimmte, damit Affen und Laffen von sogenanntem Stande, Lords, Barone, Grafen und etliche drüber oder drunter in Kissingen und andern Badeorten schwelgen, Hunderttausende für schaale Narrheiten vergeuden können. Hoffentlich werden nicht zehn Jahre vergehen, und der deutsche Bauer begreift das so gut wie der französische, und nimmt Spaten und Karst und schlägt — —

Sind das aber Jeremiaden? Freilich, aber andere, als solche, die ich schreiben wollte, andere, als Kissinger Reise-Jeremiaden. Aber so gut wie ich mich durch das flachköpfige und leerherzige, giftige Narrenvolk schlagen mußte, um in die Gassen von Kissingen einzufahren, eben so muß sich auch der Leser durcharbeiten, um zu dem andern Ende zu gelangen. — Ich fuhr vor den ersten Gasthof — alles gedrängt voll; vor den zweiten, — es war vor Fuhrleuten und Wagen nicht einmal bis an die Thür zu kommen, geschweige hinein, — vor den dritten. —

„Kann ich hier ein Unterkommen finden?"

„O ja, mein Herr! Es ist noch ein Zimmer offen."

Der Kellner springt voran; um den Wagen und

das Gepäck kümmert sich Niemand. Wir schleppen es mit Hülfe des Kutschers selbst ins Haus. — „Wo ist das Zimmer für uns?“ — „Sogleich! Wilhelm, wo ist der Zimmerkellner?“ — Wilhelm ruft nach Louis, Louis nach Friedrich, Friedrich nach August, August weiß von nichts. — Er hat keinen Schlüssel! Er schreit nach dem Stubenmädchen. Sie ruft, gleich, bleibt aber oben! Ich stampfe mit dem Fuße, ich murmle einen Fluch zwischen den Zähnen. „Sie sollen sogleich bedient werden, mein Herr!“ sagt der Wirth, und springt hinweg, um einen neuen Gast zu empfangen. Weg sind Wirth, Kellner, Stubenmädchen, der Teufel und seine Großmutter. Ich entschließe mich endlich kurz, gehe die Treppe hinauf, suche nach dem leeren Zimmer, und bin endlich so glücklich, den zu treffen, der mir die elende Kammer nach dem Hofe öffnet, in der ich hausen soll. Die Betten liegen da, wie sie am Morgen verlassen sind, die Waschschüsseln unausgegossen, die — still, dergleichen lese man selbst in einer Jeremiade nicht.

Ich fordere frisches Wasser, Reinigung des Waschbeckens. „Die übrige Anordnung hat Zeit, bis ich ausgegangen bin, weil ich gleich auf die Promenade will!“ — „Ich werde das Stubenmädchen gleich herauf schicken.“

Ob er sie schickte, weiß ich nicht, sondern nur,

daß sie nicht kam. — Ich sehe einen Brunnen im Hofe, im anstoßenden Zimmer gegenüber entdecke ich noch eine Waschschüssel und Karaffe, und mache also aus der Noth eine Tugend und hole mir das Wasser selbst. — Wir behelfen uns so gut wir können; bürsten unsere Kleider eigenhändig, und sind endlich fertig, um noch die Nachmittagspromenade zu besuchen. Denn außer dem „Gleich, mein Herr!" war von dem Wirth und den Leuten im Hause nichts zu erlangen

Kissingen ist noch kein Ort, es will erst einer werden. Man baut an allen Ecken und Enden. O herrlicher Sommeraufenthalt! Hinter Maurergerüsten zu wohnen! Die Fenster anmuthig voller Kalk gespritzt! Statt der Vögel vor dem Fenster die weißbestäubten Stiefeln der Maurer! Uns überm Kopf wird eine neue Etage aufgesetzt! Die angenehme Musik der Hämmer und Beilschläge, des Steinschüttens und ähnlicher Charivaritöne, weckt uns aus dem Morgenschlafe. Es ist auch Zeit, denn man muß auf die Promenade, muß an den Brunnen. Von 1100 Gästen sind 100 wirklich körperlich krank, 100 eingebildet, der Rest nur geisteskrank, weil er hier Vergnügungen sucht und findet. Das Kissinger Wasser schmeckt (und darin liegt seine beste Eigenschaft) wie meine Dinte, doch kaum so milde. Welch ein Glück,

einen solchen Dintenbecher täglich mehrmals leeren zu dürfen! Die Promenade ist, dies sei der einzige Sonnenblick in der Jeremiade, — eine schöne Lindenallee, eine Art Wäldchen. Uebrigens ist die Gegend so dürr wie die Seele eines Badegastes par plaisir. Links eine mühsame Ruine auf kahlem Gipfel, rechts ein noch mühsameres Lusthaus. Nach beiden wird der Spaziergang gerichtet; aber welch ein Spaziergang! Kein einsamer oder zweisamer an lieber Seite, sondern ein zwanzig-, funfzig-, hundertsamer. Vorher schluckt jeder etwas Gift, welches die Medisance besser in Fluß bringt, ohne die kein gewürzter Spaziergang zu denken ist. Zwar die Apotheker haben kein Recht, das Gift zu verkaufen, doch die Badegäste präpariren sich's untereinander. Denn die Gräfin Emma hat einen neuen Shawl um, der zwanzig Damen hinlänglich einen ganzen Morgen und Vormittag vergiftet; sie ihrerseits wird durch ein neues Collier der Fürstin P.... vergiftet. Doch die Fürstin schließt sich von dem patriotisch geselligem Giftnehmen nicht aus, sondern saugt es ihrerseits aus den rosigen Wangen und Lippen des jungen Fräulein Henriette von S....., die am Morgen auf der Promenade so ungemein von dem Grafen C.... ausgezeichnet worden ist, der doch pflichtmäßig seine Huldigungen der Fürstin zu widmen hat, — so ungemein, daß man keine Kissinger Brun-

nenkranke zu ſein braucht, um vollends elend darnach zu werden, d. h. in dem Grade aufgeregt und gereizt, daß man das munterſte Anſehen hat, und das Gift der Mediſance ordentlich luſtig aufſchäumt und ſpritzt beim Nachmittagsſpaziergange. Kurz, wie ich ſage, Kiſſingen vergiftet ſich ohne Apotheker, und die Kunſt der andern Badeörter, der Salons, der Hofgeſellſchaft, der haute volée, des Faubourg St. Germain, der City wird hier in den Sommerferien nicht vernachläſſigt, ſo ſehr man ſie im Winter geübt hat.

Aber ich glaube, mein zweiſtündiger Aufenthalt vergiftet mich ſelber ſchon ſo, daß mir alles ſchwarz vor den Augen wird, und mithin auch alle Gegenſtände ſchwarz erſcheinen. Diable! Das Kurhaus z. B. mißfällt mir höchlichſt, — dieſe Unform! — Und das neue, welches ſchöner werden ſoll als das Brückhauer, ſteht noch nicht. Der Bazar — das neue Tivoli — ſoll mich ſolche Miſere entzücken? Unmöglich. Drum kehrt! Fort von der Promenade zurück ins Wirthshaus! Aber hier beginnt des Reiſeelends zweiter Aufzug. Die vertrackte Marterkammer iſt noch ſo unaufgeräumt wie vor zwei Stunden, ich kann alſo nicht aufgeräumt ſein. Jetzt erſt ſehe ich's, daß ein Schornſtein dicht unterm Fenſter ausmündet, und Rauch und Fettdampf daraus empor- und bei mir einſteigt. Ich habe aber nur eine menſch-

liche, keine Jupitersnatur, und dergleichen Brand- und Bratfettopfer dünſten mir unausſtehlich entgegen. Ein anderer Geruch, den ich nicht näher bezeichnen will, kommt aus einem andern Kanal! Im Zimmer Stickluft, draußen Schwefelwaſſerſtoffgas! Verfluchte Anſtalt zum Athmen! Und hier ſoll ich bleiben? Hier die Nacht zubringen, nur um zu ſagen, ich ſchlief auch einmal in Kiſſingen? Zehn Eſel zuſammengenommen könnten ja nicht ſo dumm ſein! Kutſcher! Kellner! Wirth! Holla! He! Heda! Anſpannen! Was bin ich ſchuldig? Eine Flaſche Wein! Kalter Braten! Meine Sachen in den Wagen! Waſchwaſſer! Drei Gulden funfzehn Kreuzer! Jede Minute meines Jeremiasleides ein Kreuzer! Verfluchter Preis! Prellerei! Hier! Glück auf! Der Wagen fährt vor! Hurrah! Wir rollen davon!

Wer hätte es glauben ſollen, daß die Jeremiade am Ende mit einem Jubelchor, mit einem Te Deum laudamus ſchließe? Ich wußte es von Anfang an; denn ſtimmte ich's nicht an, ſo that's der Leſer, daß ſie zu Ende war.

Idylle.

Das Schneiderlein.

Hinter der Kissinger Jeremiade glaube ich, paßt sich nichts besser als ein munteres Idyllchen, ein wahres Genre-Idyllchen. Die Sonne schien schon röthlich; wir waren einem Dörfchen nahe; der Weg zog sich die Anhöhe hinan, und da die Straße nicht chaussirt war, keuchten und arbeiteten die Pferde schwer. Dennoch holten wir einen kleinen Wanderer ein, der in dünnen Schuhen, spärlichen Nankinghöschen, mit einem ungeheuren Ranzen auf dem Rücken, an einem Dornenstocke, so dick und schwer, daß er ihn kaum regieren konnte, vor uns her ging. Nein, er ging nicht, sondern kroch, wankte und hinkte, oder vielmehr führte einen Pas de seul aus, der sich aus diesen drei Bestandtheilen mischte. Als wir näher kamen, sah sich der kleine Wanderer um und betrachtete un-

ſern Wagen mit hoffenden und ſehnſüchtigen Blicken. Es war ein Bürſchchen von kaum funfzehn Jahren, ſo zart wie Milch und Blut, blond, mit blauen, hübſchen, aber etwas matten Augen. Er näherte ſich dem Wagen, zog den Hut ab und ſprach demüthige Worte, die ich für die Bitte um ein Almoſen nahm und ihm ein Dreikreuzerſtück zuwarf. Er fing es mit dem Hute auf, ſchüttelte aber dabei mit dem Kopfe, ergriff es und reichte es mir zurück; indem aber fuhr unſer Kutſcher raſcher vorwärts, und im Raſſeln der Räder begriff ich nicht, was das kleine betrübte Bübchen wollte. Doch ſeine Geſichtszüge nahmen plötzlich, als er mit dem Wagen nicht Schritt halten konnte, einen ſolchen Ausdruck des Schmerzes, ja der Angſt an, er winkte und ſprach ſo haſtig fort, daß ich anhalten ließ, um zu erfahren, was ihm fehle. Förmlich vor Angſt zitternd, daß ich ihm eine abſchlägige Antwort geben könnte, trug er mir nun in volksthümlicher Mundart ſeine Bitte vor, hinten aufſitzen zu dürfen. „Ich hab heut mei Wanderſchaft ahngetrete, und mir mei Füß wundgelaufe, könnte i wohl á Biſſel aufſitze.“ Der Kutſcher machte, wie immer bei dergleichen Zumuthungen, eine ſaure Miene, allein meine liebe Begleiterin eine ſo mitleidig freundliche, der kleine Wanderer eine ſo bittend-demüthige, daß das überſaure bitterſaure Kali in des Kutſchers Ge-

ſicht völlig neutraliſirt wurde. „Setz Dich auf den Bock zum Kutſcher, mein Söhnchen," ſprach ich, „und gieb uns Deinen Torniſter hier in den Wagen."

Und wäre Theokrit ein Pfuſcher gegen mich, ſo würde ich doch nicht im Stande ſein, in meiner Idylle das ſelig ſtrahlende Geſichtchen des kleinen Wandersmannes paſſend und treu einzumalen, nachdem er dieſe Antwort bekommen hatte. Mit blitzſchnellen Bewegungen ſchnallte und ſchnellte er ſeinen Torniſter ab, die vorher ſo lahmen Füße gewannen plötzlich eine neue Elaſticität; ſogar den ſchweren Dornenſtock ſchwang er leicht, und ſich ſelbſt dazu, auf den Bockſitz. Selbſt der Kutſcher verlor ſeinen Mißmuth, als er die Freude des federleichten Paſſagiers ſah, und rückte gutwillig zu. Nun begann meine Unterhaltung mit dem armen Schelm.

„Wer biſt Du?"

„Ich bin ein Schneider, Herr! vorgeſtern habe ich ausgelernt, geſtern wurde ich zum Geſellen geſprochen und heut habe ich die Wanderſchaft angefangen." —

„Wie alt biſt Du?" —

„Zu Johannis bin ich ſechzehn geweſen. Ich hab keinen Vater, keine Mutter mehr, ſie ſind ſchon vier Jahre todt. Ich gehe nach Kiſſingen."

„Haſt Du denn Geld zum Wandern?“ —

„Ei ja wohl, ich habe einen Gulden und vierzig Kreuzer, das iſt genug; den Stock hat mir mein Meiſter geſchenkt. Wenn ich mir nur die Füße nit wund gelaufen hätte, da wäre ich heut noch bis zwei Stunden vor Meiningen gegangen, und von dort in drei Tägen nach Kiſſingen.“ —

„Nun kannſt Du heut bis Meiningen fahren, und wenn Du morgen zeitig aufſtehſt, auch bis Kiſſingen.“

Jetzt gerieth das kleine Schneiderlein in ein, ich möchte es rührendes Entzücken nennen. „Das ſage ich doch,“ rief er aus, „gute Leute trifft man immer an. Meine alte Muhme hat mir's immer geſagt: „„Heinrich, ein gutes Wort findet eine gute Statt.““ — Ich hab mich auch nicht gefürchtet, in die Welt zu gehen, und ich will mir ſchon durchhelfen. Mein Vater iſt auch gewandert, und er war ein reicher Mann, nur der Krieg hat ihn zu Grunde gerichtet. Ich kann auch noch reich werden. Aber Sie ſind ein gar guter Herr, und morgen kann ich wieder mitfahren? Da komme ich noch zwei Täge früher nach Kiſſingen!“

Der Kleine ſchwatzte ohne Unterlaß fort, und ſein Herz ſaß ihm auf der Zunge. Ich hörte ihm gern

zu, und schämte mich in der Stille darüber, daß er mit so viel mehr Muth, Glauben und Vertrauen an sein Leben ging als ich. Ein Gulden vierzig Kreuzer war die unerschöpfliche Basis seines Glücks. Daß er zufällig auf einen gutmüthigen Reisenden gestoßen war, gab ihm eine Bürgschaft für alle kommenden Jahre. Auf dem Bockplatz saß er auf dem Gipfel seiner Wünsche! O, Schneiderlein, im Wachstafethütchen und Nankinghöschen, mit dem kurzen grünen Reisejäckchen, was gabst Du mir für Lehren, der ich hinter Dir herfuhr, mit mehr Louisd'oren in der Tasche, als Du Kreuzer führtest, mit hundert Hülfsquellen, wo Dir nichts blieb als Nähnadel und Zwirn, und dennoch mit zehn Mal mehr Sorgen in Kopf und Brust, als Du! Du warst mir dankbar, Schneiderlein, aber ich habe Ursache, es Dir zu sein. Was ich Dir Gutes that, kostete mich auch nicht das Opfer eines Hellers an eigenem Wohl- und Bequemsein; im Gegentheil, Du warst mir ein angenehmes Reise-Intermezzo, und ich malte Dich, hinter Dir sitzend, schon im Geiste für meine Idylle ab, so daß Du mir drei Mal mehr Honorar einträgst, als wenn ich Dich dreifach so weit mitgenommen und verpflegt hätte! Wer war also der Wohlthäter? Du der meinige, ich wahrlich nicht der Deinige.

Andern Morgens, als der Wagen angespannt vor dem Gasthofe zu Meiningen stand, war auch mein Schneiderlein schon wieder frisch und lebendig da. Das Wetter war grau und rauh, doch das fröhliche Gesicht des Knaben ein heller Frühlingsmorgen. Als er uns den Morgengruß bot (in der Schneiderherberge hatte er geschlafen) glänzte und strahlte er im Freudenschimmer seines neu beginnenden Glückes. Er wußte vor gutherziger Höflichkeit und Dienstwilligkeit nicht, wo er sich zuerst hinwenden sollte; bald half er dem Kutscher, bald dem Hausknecht, bald mir, bald meiner Frau. Wie ein Wiesel schlüpfte er um den Wagen herum; er war zugleich hier, dort, vorn und hinten, oben und unten und man sah, wie frisch er heute seine Füße fühlte. Nur eine Sorge lastete auf seinem Herzen. Es war gestern Abend zu spät gewesen, und diesen Morgen zu früh, um sein Wanderbuch visiren zu lassen. Indessen schwärzte ich ihn glücklich über die baiersche Grenze, und lieferte ihn endlich wohlbehalten, munter wie eine Schmerle in Kissingen ab.

Als er mir die Hand zum Abschied reichte, ging ihm die Trennung sichtlich zu Herzen; und, warum sollte ichs leugnen, auch mir ging sie nahe.

„Mein Name ist Heinrich Werner, Herr!" sprach

er treuherzig; und ich erwiederte ihm, wenn er nach Berlin wandere, solle er mich besuchen und willkommen sein. Und er soll es gewiß, falls er noch so offen und redlich ist wie damals. Aber gehört er nicht mehr in meine Idylle, so gehört er auch nicht mehr zu mir.

Der Spessart.

Reise-Skizze.

Wir sind bei Lengfurth über den kühl wallenden Main gesetzt, der sich dort in dunkle Waldberge drängt. Die Sonne steht tief am Horizonte, ihre glühenden Strahlen vergolden die Wipfel der alten Bäume im Klostergarten und die gothischen Giebelspitzen des Gebäudes. Blaue, lange Schatten fallen über den Weg; ein kühler Abendhauch erhebt sich; die entfernten Höhen verschleiern sich in aufsteigende weißbläuliche Dünste, die Waldkuppen werden immer schwärzer und düsterer.

„Dort fängt der Spessart an," unterbricht der Kutscher die tiefe Stille, in der wir nur das Schnauben der Pferde und das Knarren der Wagenräder hörten.

Das Wort machte einen eigenthümlich schauerlichen

Eindruck. Der Spessart, dieser meilenlange, düstere Wald, — wer hat nicht schon davon erzählen hören. Mir wurde er zuerst bekannt, als ich, ein Knabe von zwölf Jahren, den Götz von Berlichingen mehr verschlang, als las. Denn dort heißt es: „Es ist ein dicker, dicker Wald, sind Zigeuner und Hexen drin!"

Schauerlich genug sieht der dunkle schwarze Waldrand aus bei der einbrechenden Abenddämmerung! Er bedeckt die gering ansteigenden Höhen vor uns, und zieht sich breit und unabsehbar am Horizonte hin; eben so, schließt man unwillkührlich, wird er sich in die Tiefe erstrecken, daß du Dich bald in sein einsames, abgeschlossenes Reich verlieren kannst. —

Die Nacht bricht an. Von Räubern, die hier die Reisenden überfallen und erschlagen haben, hat man oft gehört; die Gegend wird einsamer; der Nachtwind zieht hohl übers Feld. — Hm! „Und drei Meilen dehnt sich der Wald vor uns aus?" frage ich den Fuhrmann.

„Drei Meilen. Doch wir können eine halbe Stunde von hier, im letzten Dorfe, Esselsbach, übernachten, dort ist eine gute Herberge."

Ich dachte an die Herberge im Walde. Eine Herberge am Spessart mochte nicht viel anders sein. Indessen die Pferde waren müde, der Mond ging spät auf, Aschaffenburg, die erste Stadt jenseit des

Speſſart wäre doch nicht zu erreichen geweſen, — am Ende hätten wir mitten im Walde nicht weiter gekonnt. — Für meinen Theil hätte ich's ganz romantiſch gefunden, unter hohen Eichen ein Feuer anzuzünden, dürres Laub zuſammenzuraffen und ein Lager davon zu bereiten, und dann, in den Mantel gehüllt, zu bivouaquiren — doch mit einer jungen Begleiterin darf man dergleichen romantiſche Abenteuer nicht ſuchen. —

Alſo in Eſſelsbach ſollen wir übernachten. — Hm, wenn's denn doch einmal ſein ſoll, ſo wünſchte ich den Namen romantiſcher, ahnungsvoller. Warum nicht die Mühle im Schwarzthale, oder die Hölle, wie bei Freiburg, oder doch Rauhenſtein, Finſterwalde, Schwarzenforſt, oder dergleichen, aber Eſſelsbach, — Tod und Hölle, warum gerade Eſſelsbach, und noch dazu, wenn man des Morgens von Schweinfurth ausgefahren iſt. Kann man denn ein, noch dazu ſchauerliches, Reiſekapitel „Meine Fahrt von Schweinsfurth nach Eſelsbach" betiteln, ohne ſich wahrhaft lächerlich zu machen vor Deutſchlands Leſern? —

Genug es wurde dunkel. Von weitem ſahen wir einige helle Fenſter leuchten, wir hörten Hundsgebell und fuhren vor der Herberge zu Eſſelsbach vor.

Man muß erſt in das von Zäunen und Mauern

umschlossene Gehöft, bevor man an die hölzerne Treppe gelangt, die von außen etwa zehn Stufen auf einen Vorsprung hinauf und dann in die Hausthür führt. Eine geräumige, dunkle Hausflur, im Hintergrunde flackerndes Feuer in der Küche, welches eine unbestimmte, starke Schatten werfende Beleuchtung giebt, zur Rechten ein weitläufiges Gastzimmer, links eine Art von schwarzer Höhle, wo etwa Fuhrleute, Holzschläger, kurz Männer mit wilden Gesichtern sitzen, die in düstre Wolken von Tabaksdampf eingehüllt sind. Sie heften ihre gespannten Blicke auf uns Reisende, und wie mir's scheint, noch mehr auf unser Gepäck, das nachgetragen wird. Verwünscht! Der Anblick ist nichts weniger als erfreulich. — Ich mache die Thür des Gastzimmers auf und sehe mich flüchtig darin um. Das große Gemach mit seinem mächtigen Querbalken an der Decke hat etwas Unheimliches; zwar, eine Tafel ist gedeckt, doch nur ein Licht brennt mit verkohlter Schnuppe am untersten Ende derselben. In einer Ecke sitzt eine schwarze, wie es mir scheint, in einen weiten Mantel gehüllte Gestalt. Sie fährt auf, als ich eintrete, rafft schnell den Mantel zusammen, setzt eine schwarze, verwogene Mütze auf und verschwindet durch eine kleine Thür. — Ich kehre um, in den Vorsaal zurück, um nach dem Zimmer, das man uns anweisen will, hinauf zu gehen. Un-

willkührlich fahre ich zusammen, denn ein wahrer Knecht Bopp, ein Ruprecht, ein halber Goliath steht vor mir. Ein Kerl, der, wie krumm er sich unter meinem Koffer, den er auf den Rücken trägt, hält, doch noch seine sechs Fuß hoch ist und Glieder hat wie ein Elephant. — Ich zaudre, ihm zu folgen, — indessen es bleibt keine Wahl. Da ertönt eine helle Stimme neben mir: „Belieben die Herrschaften nur herauf zu spazieren, ich werde leuchten!“ Ein allerliebstes Mädchen, mit großen, helldunkeln Augen, in der zierlichen Tracht einer Kellnerin, stand mit dem Licht in der Hand neben uns, machte einen freundlichen Knix und schritt voran die Treppe hinauf. —

Im ersten Augenblicke that mir dieser Anblick ungemein wohl, im zweiten aber fiel mir „die Herberge im Walde“ wieder ein, ich warf schärfere, bedeutsame Blicke auf das unglückliche junge Wesen, und hoffte, sie werde durch einen Seufzer, oder ein geflüstertes Wort uns ihr Schicksal entdecken. Allein sie schwieg und blieb verlockend freundlich. „Also Mithelferin? So jung, so hübsch und schon so verderbt?!“ —

Knecht Bopp hatte eine Thür geöffnet und das Gepäck ins Zimmer getragen. Das Gemach sah stattlich aus. Zwar ein Querbalken lief auch hier über die Decke, allein es war etwas sauber und solider

darin. Ein groſser runder Tiſch, dem Reiſenden für ſeine hundert Siebenſachen ſehr willkommen, in der Mitte, nuſsbaumene, wohlpolirte Meubles, breite Bettſtellen mit rothſeidenen Decken. —

„Ja," dacht' ich, „ein Prachtgemach, den Reiſenden in Sicherheit zu wiegen. Mich ſollt Ihr nicht fangen! — Zum Teufel, ein Abenteuer wäre mir ſogar recht willkommen, und es lieſse ſich Ruhm dabei erwerben, wenn ich nur allein wäre, aber — hier warf ich einen Blick auf meine Begleiterin, und bemerkte zu meinem Erſtaunen, daſs ſie ganz heiter und ſorglos ausſah. Ich fühlte die Pflicht, ſie auf unſere Lage vorzubereiten, und fragte: „Nun, wie gefällt es Dir hier?"

„Allerliebſt!" erwiederte ſie raſch und fröhlich. „Das ganze Haus hat ſo etwas tüchtiges, die Leute ſo etwas bieder ehrliches, das Zimmer iſt ſo freundlich, ſo einfach dabei, und doch ſo wohlhabend, die Betten prächtig — ich freue mich ſchon recht darauf!"

„So!" ſprach ich, und machte ein etwas verdutztes Geſicht. „Ja hier iſt's leidlich; aber haſt Du Dich unten umgeſehen?"

„Ja wohl! Ländlich, aber wohlhabend. Gleich der

Hof mit den Stallgebäuden und Scheunen, die große geräumige Hausflur, das schöne Gastzimmer rechts, das wohleingerichtete für die Leute links, die Ordnung, Willigkeit, Freundlichkeit in der Bedienung — Alles gefällt mir ausnehmend. Dir nicht?"

„Hm! Hm! So ziemlich!" — Ich wußte nicht, sollte ich diese Unbefangenheit stören oder lassen, — sollte ich warnen, oder selbst vorbeugen. — „Man kann doch nicht wissen," fing ich nach einigen Augenblicken an, „wir sind hier hart am Spessart, der Wald ist übel berüchtigt, Räuberanfälle, ja Morde, sind nicht ungewöhnlich —"

„Ei, mein Herr, wer hat Ihnen das gesagt!" unterbrach mich hier eine Stimme neben mir, so daß ich erschreckt zusammenfuhr. Ich hatte nicht gesehen, daß das freundliche Kellnermädchen wieder eingetreten war. „Arm sind wir hier im Spessart, das ist wahr, Herr," fuhr sie lebhaft fort, „aber ehrlich. Ich bin vom Spessart, ich habe vierzehn Jahre mitten darin gewohnt, in einem einzelnen Hause, ohne daß uns auch nur ein Stück Linnen von der Bleiche weggekommen wäre, die die ganze Nacht frei lag. Und nie, niemals habe ich von einem Raub, oder gar von einer Mordthat, gehört. Nein, Herr, im Spessart wohnen freilich nur sehr arme, aber lauter gute Leute,

und ich wollte nur, ich hätte so viel Geld, als ich tragen könnte, zur Stunde ginge ich allein von hier fort, eine wehrlose Magd wie ich bin, und wollte es ohne Furcht durch den ganzen Spessart tragen." — —

Leser meiner Skizze, was denkt Ihr wohl? Ich war dermaßen aufs Maul geschlagen — gebt mir einen bessern Ausdruck, so soll er in die zweite Auflage — durch den eifrig redlichen Spessart-Patriotismus des guten, hübschen Kindes, daß ich kein Wörtchen sagte, sondern nur „So, Hm," und mehre andere generelle Töne brummte, die in allen Sprachen und Dialekten (das Mädchen aber redete die wohllautende Volksmundart der Gegend, von der ich nur den Ausdruck wehrlose Magd gelassen) verständlich sind.

So hatten denn zwei Frauen den männlichen Raub-, Mord-, Abenteuer-, Phantasie-Narren völlig aus dem Sattel gehoben. Und da eben der Mond überm Walde aufging, seine Strahlen hell in unsere Fenster warf und das ganze Gehöft und Dörfchen lieblich beleuchtete, so erschien mir Esselsbach nebst seinem Gasthofe plötzlich in einem ganz andern Licht, und ich als das Einzige im Ort, das ihm seinen Namen hätte geben können, falls es ihn nicht schon gehabt.

Das Essen schmeckte vortrefflich, der Schlaf noch

beſſer. Auch nicht ein Achtels-Abenteuer begegnete uns in der Nacht, das ich ſchildern könnte.

Aber am Morgen! Da lernte ich den Speſſart kennen! Tief verliert ſich die Straße in den herrlichen Buchen- und Eichenwald, der ſich auf ſanften, kaum bemerkbaren Erhebungen und Senkungen des Bodens ausbreitet. Es iſt unmöglich, im Wagen zu bleiben; es zieht uns gewaltſam, auf den Seitenpfaden hin zu wandeln, unter dem ſchattigen, liſpelnden Dach der Buchen, durch welches die Morgenſonne ein goldenes Strahlennetz webt. Ein waldfriſcher Duft weht uns entgegen; der Fuß tritt auf einen ſanften Teppich zarthalmigen Raſens. Hinten im Schatten der Bäume wächſt die gewürzige Erdbeere, und Brombeerſträucher ranken ſich in wilden Verſchlingungen des Geſtrüppes hin. Die geraden, hohen Stämme ſteigen wie Säulen eines hohen Domes empor, und die Zweige kreuzen ſich zu hohen Wölbungen; eine feierliche, grüne, duftende Dämmerung herrſcht in dieſen Räumen. Alles ſchweigt; der Morgen iſt erhaben ſtill. Nur in der Ferne hört man die Art des Holzſchlägers, oder den Peitſchenknall und das Schellengeläute einer Reihe von Frachtwagen, die weit vor uns über die Höhe klimmen. — Von Zeit zu Zeit ein einzelner, kreiſchender, oder mit hellem Ton aufflatternder Vogel —

oder das Rauschen eines Rehes, das durch die Büsche schlüpft.

Aus dem gewölbten Kreuzgang der Buchen wird ein noch erhabenerer der Eichen. Stämme, die das Mittelalter gesehen, unter denen die Ritter des sechszehnten Jahrhunderts gelagert haben mögen, heben sich riesenkräftig empor, und strecken ihre Zweige weit überhin. — Doch ist der Wald kein ganz frei gewachsener, kein Urwald, durch den der Verkehr sich nur die eine Straße gebahnt, sondern die menschliche Hand ist vielfältig darin sichtbar. Man stößt von Zeit zu Zeit auf hohe Verzäunungen, die quer über die Straße gehen, und diese sperren; sie dienen zur Hegung des Wildes. Jetzt kommen wir an ein Forsthaus, jetzt an eine Köhlerhütte, jetzt an rauchende Meiler, oder der harzige, eigenthümliche Geruch einer Theerschwelerei zieht uns entgegen. — Unvermerkt haben wir nach und nach eine ansehnliche Höhe erreicht; von hier öffnet sich ein Blick in weite Thäler, Waldschluchten, auf ferne blaue Berge. Jenseit erst beginnt das Gehölz wieder dichter zu werden, hat sich aber jetzt in schwarzen Fichtenwald verwandelt, dessen Wipfel hoch in das dunkle Blau des klarsten Himmels ragen, und sich, sanft vom Winde bewegt, leise rauschend hin und her wiegen. — Ein breiter Wolkenschatten wirft tiefe Finsterniß herab; hoch über den Spitzen

der Fichten ſehen wir einen Raubvogel breit, prächtig ſchwebend, im grauen Gewölk ſtehen. Plötzlich ſchießt er mit der Schnelligkeit des Pfeiles herab und zerſprengt einen Flug wilder Holztauben, der oben über den Wald dahinflattert. —

Nun iſt es Mittag; jeder Laut ſchweigt; der glühende Strahl der Sonne dringt bis in die kühlen Laubgrotten hinab. Kein Blatt, kein Halm regt ſich. Wir lagern uns; unter den hohen Stämmen hin ſchauen wir, ſo weit das Auge reicht, tief in den Wald hinein, und ſehen in der Ferne den Hirſch, bald einzeln, bald in Rudeln, mit leichtem Fuß und ſtolzem Geweih über den Raſen ruhig dahin ſchreiten, oder ſtill ſtehen und, das edle Haupt hebend und neigend, aufmerkſam umherblicken.

Wir brechen wieder auf; der Wald wird lichter, das Gebirge ſenkt ſich, das Thal öffnet ſich frei; ein freundliches Dorf hat ſeine Hütten und Gärten darin zerſtreut; vor uns dicht am Berge liegt eine Mühle, über deren Rad ein friſcher Bach herabſchäumt. Ein ſchattige Garten von breitäſtigen Nuß- und Aepfelbäumen winkt einladend; es iſt der erſte Ort, der dem Reiſenden Labung bietet nach der ſechsſtündigen Fahrt durch den Wald. Freundlicher Gruß heißt uns willkommen; wir ſetzen uns auf die Bank am Mühlbach unter dem Nußbaume, der das Dach des Hau-

ses beschattet. Wein und Brot werden aufgetragen, es mundet trefflich. —

Doch halt, hier sind wir am Ende des Spessart und der Skizze. —

O, Freunde! Wenn alles Schauerliche, das wir im Leben fürchten, sich in so erhaben Schönes, so Liebliches verwandelte, und solche Erinnerungen zurückließe!

Die Dampfschifffahrt auf dem Rhein.

Eine Jeremiade.

O wenn ich doch der Welt ihre Thorheit, ihren Unsinn, ihre Raserei begreiflich machen könnte! Aber hier sitze ich, eine männliche Kassandra, Namens Ludwig Rellstab, und habe die Wahrheit allein verschluckt, und prophezeihe, daß mir die Adern am Halse blau anschwellen, aber Niemand glaubt, und am Ende ich selbst nicht. Die Welt freut sich über die Vervollkommnung durch die Dampfschifffahrt, und hofft auf die durch die Eisenbahnen! Ueber diese will ich später noch speciell jammern und meine Jeremias-Cantate anstimmen, hier aber schon etwas im Allgemeinen!

Seht Ihr denn nicht, Europäer, Amerikaner, Asiaten — denn Ihr alle seid betheiligt — wie abscheulich die Erde erst sein wird, wenn die Eisenbahnen

überal quer hindurch und etwa die 5400 Meilen um den Aequator laufen, und die Dampfschiffe über den Ocean kreuzen, wie durstige Schwalben über einen Teich? — Ich meines Theils kann mir nichts Gräßlicheres vorstellen, als diese Erdenhölle, und kommt es dahin, so ist mir's klar, daß diese Zeit die wahre Frucht des Sündenfalles, die vollständige Vertreibung aus dem Paradiese ist.

Schalle laut mein Klagelied Jeremiä! —

Schon eine Chaussée ist ein Gräuel. Das Rasseln, Toben, der Staub wären noch zu ertragen; aber dieser ewige, von Judas Ischarioth gestachelte Verkehr der Geldgier, die ihr Nutzen und Industrie nennt, dieses Verwandeln der einsam hehren Natur in eine vertrackte Rennbahn für Pöbel, Ochsen, Pferde, Esel, dieses polypenartige Ausdehnen der Chaussée-Arme, um alles nach der Hauptstadt, auf ihren Markt voll Getöse und Sünde zu ziehen — das, o Menschengeschlecht, ist der Erbfluch, der auf den Chausseen ruht.

Schalle lauter, mein Klagehymnus, schalle Fortissime!

O, wie habe ich oft Johannes von Müller um seinen Wohnort in Bern beneidet, da er schreibt: „Eine Viertelstunde von Bern ist es schon ganz wild."

Dieſer Glückliche! Nur 1250 Schritt — ſo viel thut man in einer Viertelſtunde — brauchte er zu gehen, um von der Berner Sipp- und Gevatterſchaft, von dem Patrizier-Kehricht und dem hohen Raths-Plunder, von dem Landammann-, Venner-, Heimlicher- und anderm Gerümpel, von der ſtaubigen Polterkammer-Trödelwaare der Kaffee- und Thee-Clubbs, mit und ohne Reifröcke, — erlöſt zu ſein, und auszuruhen an der heiligen Bruſt der Natur, beſchirmt von dem Fittige der Einſamkeit, erhoben durch das hehre Antlitz der Felſen, Wälder und Ströme!

Welch eine Wolluſt, keines Menſchenfußes Spur mehr zu erblicken — ich ſähe oft lieber die des berüchtigten Pferdefußes, — und vollends nichts von Menſchenhand, von dieſer vorwitzigen, kleinkrämerhaften Hand, mit der er die Natur behandwerkt!

Und ſeht Ihr denn nicht, Chriſten, Juden, Mohammedaner, Heiden — denn über Euch Alle erſtreckt ſich das drohende Unheil — daß dieſes Glück der beſchaulichen Einſamkeit ganz aufhört, wenn erſt Dampfſchiffe und Eiſenbahnen ihr verderbliches Netz über den ganzen Erdball gewebt haben! — Schon jetzt, wenn ich von Berlin aus nur bis in eine tröſtende erquickende Natureinſamkeit (eine erhabene Wildniß iſt nirgends mehr zu finden) ſpazieren gehen will, brauche ich zwei Stunden, und dann iſt's doch immer nur ſo eine Art von

plattirter Einsamkeit, der man nicht scharf zu Leibe gehen muß, weil man sonst gleich wieder auf das ordinäre Grundmetall stößt. Man darf zum Beispiel nicht laut schreien, ja nur niesen, so dringt der Schall bis ans Ende der Wildniß, und irgend ein Naseweis ruft aus der wirbelnden Staubwolke des Verkehrs heraus: „Prosit, Herr Bruder!“

Verwünscht! — Und doch ist Berlin ein Himmel gegen eine Höllenstadt wie London, wo ich nicht eher auf einen einsamen Fleck komme, auf welchem noch ein Büschel wild gewachsenen Mooses oder Farrenkrauts zu treffen ist, als bis ich mit der Schnellpost bis in die Hochlande gereist bin. Es sei denn, daß irgend ein englischer Lord, der eine urbar gemachte Gegend zum Wüstmachen angekauft hat, mir gestatte, mich in seinem seit zehn und mehr Jahren frisch angepflanzten Urwald von fünfhundert Schritten Länge und Breite zu begeben, und dort eine volle Stunde einsam zu sein, so lange die Predigt dauert.

Jetzt laßt nur die Dampfschifffahrt und die Eisenbahnen erst in Gang kommen, und Ihr werdet sehen, wie bald die ganze Erde, von den Eiswüsten des Lenaflusses bis in die glühenden Sandmeere Afrikas, von den Steppen Asiens bis zu denen von Orinoko, von den Rennthiermelkereien der Lappen bis

zu den Bivouaks der Hottentotten, so mit Cultur lackirt ist, daß ihr sie in Nürnberg auf den Markt bringen könntet.

Wer dann einen einsamen Spaziergang machen will, dem bleibt nichts übrig, als ein halb Loth Pulver und zwei Loth Blei zu nehmen, und sich damit in die Einsamkeit des Weltraums hinauf zu sprengen — und das habe ich wahrlich vor, wenn ich den Jammer erlebe.

Schalle laut, lauter, am lautesten, du mein Jeremias-Rabengekrächze!

Den Vorschmack von dieser künftigen Hölle habe ich erfahren, und will Euch eine Beschreibung davon geben. Ihr genießt etwas davon, wenn Ihr eine Dampfschifffahrt auf dem Rheine macht. Im wahren Tollheitsschwindel freut sich das Volk darüber! Es jubelt, daß es von Mannheim bis Köln in einem Tage fahren, und dabei schlafen kann. Also je schneller, je besser! So wollte ich doch, daß ich Euch, falls Ihr eine Vergnügungsreise machen wolltet, aus einer Kanone bis ans Ziel schießen könnte, so daß Ihr in neunzehn Minuten von Berlin nach Wien flöget, und den Doppel-Vortheil hättet, nicht nur unter Weges nichts zu sehen und zu genießen, sondern am Ort der Ankunft vollends nichts.

Und dennoch ist die Reise eigentlich immer noch langsam, da sie bis zur Sonne doch 21 Jahre dauerte! —

Läugnen will ich's nicht, daß der Schwindel des Neuerungsgeistes auch mich gepackt hatte, und ich vor drei Jahren ganz erfüllt von der Wonne der Dampfschifffahrt auf dem Rheine war, wie Ihr im ersten Bändchen dieser empfindsamen Reisen lesen könnt, was drei Jahre früher geschrieben und gereist ist. Jetzt aber bin ich zur Erkenntniß gekommen, denn das Uebel ist seitdem gewachsen, und die artige Eidechse, mit der ich spielte, ist zum Krokodill, das mich fressen will, aufgedunsen.

Ich will nicht einmal in einem Tage von Mannheim nach Köln fahren, sondern in Absätzen, weil ich zu Mainz und Bonn einmal essen und schlafen möchte. Ich denke das ist eine wahre Brautfahrt an Schönheit und Annehmlichkeit; aber hört.

Schalle lauter u. s. w.

Wir sitzen zu Mannheim im Schützenhof am Tisch. — Um zwei Uhr geht das Dampfschiff ab — Hm! Es schlägt ein Viertel, und noch ist das Rindfleisch nicht servirt. Ein Dutzend Tischgäste macht die Fahrt mit. Alle sehen von Minute zu Minute nach der Stubenuhr, die im Speisesaale steht, und dann nach ihrer eignen Taschenuhr. Sie schlu-

cken ungekaute Biſſen hinunter, um nur raſch fertig zu werden. Sie eſſen mit der Angſt eines armen Sünders, der zur Hinrichtung abgeführt werden ſoll, und zu ſpät zu kommen fürchtet. Zum Teufel! Halb zwei Uhr, noch kein Gemüſe herumgegeben. Wir werden hungrig ins Schiff ſteigen müſſen! Endlich kommen die Kellner mit den Schüſſeln. In der Angſt, von Fiſch, Mehlſpeiſen und Braten nichts zu erwiſchen, häufen die reiſen wollenden (hätte doch der Deutſche ein brauchbares Participium futuri ſtatt der Dampfſchiffe) wahre Heuſchober von Gemüſe auf ihre Teller, und bedecken ſie mit Erdäpfeln, Würſtchen und dergleichen mehr wie ein Urgebirge mit Granittrümmern!

„Meine Herren!“ tönt plötzlich eine laute Stimme von der Thür her, „meine Herren und Herrſchaften, es iſt die höchſte Zeit!“ Es iſt der Hausknecht mit dem Karren, der das Gepäck nach dem Dampfſchiffe fährt. Vor Schrecken bleiben ſämmtliche ganze Gebiſſe in den halben Coteletten ſtecken, zwanzig Stühle ſcharren und knarren zugleich, es entſteht ein Aufruhr, ein Durcheinanderrennen, als ſei eine Feuersbrunſt ausgebrochen; jeder fragt, lärmt, ſchreit: „Meine Rechnung! Was bin ich ſchuldig! Zwei Couverts und eine Flaſche! Wo iſt mein Koffer! Kellner, auf meinem Zimmer liegen noch die Mäntel! Sind

meine Sachen ſchon eingepackt? — O, mein Gott! meine Rechnung! — Wo geht's hinunter! — Ich gehe voran, vergeſſen ſie meinen Mantelſack nicht!" —

Ein Schwarm von Reiſenden drängt ſich um den Wirth, um die Kellner, um den Hausknecht. Jeder will zuerſt bezahlen, zuerſt nach ſeinem Gepäck ſehen! man drängt ſich darnach wie über die Brücke der Bereſina. „O daß ich tauſend Zungen hätte," intonirt der Wirth, „um Allen zugleich zu antworten!" Aber zuvor tauſend Ohren, um Alle zu hören, Theuerſter, wäre zweckmäßiger! Endlich packt der Hausknecht die Gabel des Karren, wuchtet ſie empor, und ruft: „Vorwärts!" Durch dieſen Staatsſtreich macht er allen Reclamationen auf der Stelle ein Ende, und überläßt es denen, die ihre Mantelſäcke noch nicht in den Schlund ſeines Fuhrwerks geworfen haben, ſie ſelbſt ans Schiff zu ſchleppen.

Er iſt taub gegen jeden Angſtruf, der hinter ihm herſchallt; „Halt, Hausknecht, wartet doch, hier iſt noch ein Koffer!" Umſonſt, das Rad ſeines Karrens iſt das Rad des Schickſals, es rollt unaufhaltſam fort, und er, der Schickſalsgott marſchirt im Sturmſchritt hinterdrein; wirklich im Sturmſchritt, denn das Terrain ſenkt ſich nach dem Rheine zu, und der Karren folgt dem beſchleunigenden Geſetz der Schwere. Die Caravane der Reiſenden keucht, ächzt,

tobt und flucht hinterdrein; ſie läuft ſich außer Athem, aber ſie muß wohl, denn der Satan von Hausknecht wendet jeden Augenblick um eine Ecke, und wer ihn nicht ganz aus dem Geſichte verlieren will, muß ihm dicht an der Ferſe bleiben. Die Mittagsſonne brennt herab; die hellen Häuſer, das weiße Straßenpflaſter laſſen den Sonnenſtrahl blendend und mit verdreifachter Hitze zurückprallen. Mannheim gleicht einem Ofen mit weißglühendem Eiſen gefüllt. Die Bleikammern ſind Eiskeller dagegen. Der lechzende, ſchwerathmende Schwarm, der dem Triumphwagen des Hausknechts folgt, wird immer länger und tröpfelt merklich ab nach hinten zu.

Unglückliche, die etwas vergeſſen haben, bilden die Arriergarde und keuchen ſo nach, als ſäße ihnen der Feind im Rücken, während er doch vor ihnen agirt. Ja, behielte man nur Athem, man würde gewiß vor Jubel außer ſich ſein über dieſe Wonne und laut ſingen:

„Welche Luſt gewährt das Reiſen!“

Da iſt der Rhein! Endlich! dem Himmel ſey Dank! Da liegt noch das Dampfſchiff. Es iſt noch nicht fort. „Te laudent Coeli et terra!“

Geduld, nur noch kein Tedeum angeſtimmt! Habt Ihr denn ſchon Billets gelöſt? Und wenn Ihr

dieſe habt, habt Ihr ſchon Platz auf dem rauchenden Ungeheuer? Und habt Ihr dieſen, habt Ihr dann auch Euer Gepäck wieder? —

Dieſe drei Fragen werden jetzt in lebhafter, aber nicht blos mündlicher, ſondern viel mehr körperlicher Debatte verhandelt werden.

Zur Linken ſteht ein kleines Häuschen. Es iſt das Comptoir. Nimmermehr! Es muß ein Bäckerladen, ein Brotſcharren ſein, und eine Hungersnoth am Rhein wie 1817, ſonſt könnte die Thür nicht ſo belagert werden! Wahrlich! die Leute ſtürmen die Barake — nur um ihr Geld los zu werden. Wer ein Paar tüchtige Widder (Arietes) in ſeinen Ellenbogen beſitzt, der mag es wagen, hier Breſche zu legen. Ich rücke an wie ein Sturmbalken. Holla! He! Zwei Karten nach Mainz! — Doch wehe! Mit mir zugleich ſchreien hundert Stimmen: „Nach Mainz! Nach Coblenz! Nach Worms! Nach Cöln!“ — Die Kaſſirer haben eine Seele von Eis und Marmor. Alles zerreißt ſich um ſie her; ſie bleiben kaltblütig und langen mechaniſch phlegmatiſch einen Zettel nach dem andern hinaus! Drei Mal arbeite ich mich bis an den Zahltiſch; drei Mal werde ich von der Fluth zurückgeworfen. Jener Unglückliche hat ſein Geld hingelegt, bevor er die Karte zwiſchen den Fingern fühlte, Eine Sturmfluth ſchleudert ihn plötzlich weit ab, und

ein anderer, ein Hay- oder Wallfisch, oder sonstiger Kaper schnappt seine Karte weg! Allarm! Geschrei! Wuth! Jetzt wankt auch die Festigkeit der Commissarien! Ihr Gedächtniß trügt sie. „How much ein Plätz bis Mentz?" fragt ein Engländer. „Zwölf Thaler!" Er bezahlt bis Cöln. — Ein Andrer, der nach Cöln will, zahlt drei Thaler und jubelt still. — Endlich lächelt mir das Glück. Ich werde mein Geld los, lasse die paar Zwanziger, die ich heraus bekommen soll, willig im Stich, und rette mich aus dem Kampfgetümmel!

„Welche Lust gewährt das Reisen!"

stimme ich jetzt selbst an, da ich wieder freie Luft athme. —

Man läßt mich nun auf der schmalen Brücke passiren, die nach dem Dampfschiffe übergebaut ist. — Wo nehmen wir nun am besten Platz? — Wo ist unser Gepäck? Dies sind jetzt die Pole, um die die Existenz des Dampfschiffreisenden sich dreht.

Trostlos werfen wir unsre Blicke umher, denn jedes Fleckchen, wo sich's noch gemächlich sitzen ließe, ist schon besetzt, nur dicht bei der Hölle, wo die Dampfröhre glüht und der Ruß uns in fünf Minuten völlig schwarz einpudert, sind noch einige Sitze frei; — allein da mag der Teufel sitzen, lieber will ich ste-

hend von Mannheim bis Mainz reisen. Noch habe ich die Hoffnung, mir aus Koffern und Mänteln eine Reiseottomane zu bereiten. Aber wie diese erreichen? Himmel, erbarme dich! Alle Hausknechte Mannheims haben ihre Karren auf einen Haufen umgestülpt, und Koffer, Felleisen, Mantelsäcke, Torniſter, Reiseſäcke, Vorrathsbeutel, Nachtſäcke, Pompadours, Mäntel, Enveloppen, Sürtouts, Pelze, Reiseſhawls, Mützen, Mappen, Körbe, Stöcke, Regenſchirme, Brabanter Hemden, Phantaſiekittel, Reise-Coats, Fußſäcke, Schlafröcke, Pfeifen, Hutfutterale liegen übereinander, als sei hier die Beute Trojas oder Karthagos aufgehäuft. Eine ſchwarze, fluchende, tobende, arbeitende, wirthſchaftende Corona von Reiſenden, Männern, Frauen, Dienern, Schiffsleuten, drängt ſich um den Gerümpel-Chimboraſſo, und Jeder kehrt das unterſte zu oberſt, um ſeinen Bettel von Reiſehabſeligkeiten heraus zu rupfen. Jener furioſe Engländer ſtürzt ſieben Koffer übereinander, daß die Deckel aufſpringen, um ſeine Nachtmütze zu retten, ein windiger Franzoſe ruft dreißigmal in einem Athemzuge morbleu! und hängt ſich endlich den beſten Mantel um, weil er ſeine ſchabige, lumpige, blaue Blouſe nicht ſogleich vorfindet. Die Herren verlangen ihr Gepäck von den Hausknechten, dieſe ihr Trinkgeld von den Herren; die Matroſen rennen Alles über den

Haufen; Zank, Geſchrei, die Glocke läutet zur Abfahrt, die Maſchine ruckt an, das Schiff fängt an zu dröhnen und zu zittern; vom Lande wollen noch einige Verſpätete hinein, vom Schiff noch einige Packenträger, Hausknechte oder begleitende Freunde zurück; am Eingang ein Gedränge wie am Thore des griechiſchen Lagers, als Hektor es ſtürmend auffſprengt; Halt, Halloh, Stop! Boy! Haarup! Geſchwind! Hier! Platz da! Donnerwetter! — So ſchmetterte Angſt-, Schlacht- und Commandoruf durcheinander. — Endlich brauſen die Räder, die Schaufeln peitſchen den Strom, das Schiff bewegt ſich vorwärts. Plötzlich theilt ein Wehgeſchrei die Lüfte, und alles fliegt nach einer Seite. Ein verſpäteter Hausknecht, der nicht mehr zurück konnte und einen zu kühnen Sprung wagte, iſt in den Rhein geſtürzt! Hilf Himmel! Rettung! Zwei Secunden ſpäter Jubel und Gelächter, denn der Schelm kann vortrefflich ſchwimmen, er taucht auf, ruft Halloh, wirft ſeine Mütze aus dem Waſſer in die Luft, und plätſchert unter dem Gelächter und Zuruf der Menge bis an den nächſten Fiſcherkahn, wo man ihn wie einen naſſen Pudel aus dem Waſſer zieht. Das friſche Bad am heißen Auguſttage hat ihm behagt. — Iſt das aber ein aliquoter Theil einer Jeremiade? — Nur Geduld, es geht gleich wieder los; ſolch ein Intermezzo

brauche ich, um Euch die Nerven durch die Leiden nicht abzustumpfen, meine Theuren!

Dem Himmel sei Dank. Nun wird doch endlich Ruhe werden, nun wird man Athem schöpfen und sich an der Landschaft weiden können. — Das Glück hat uns unglaublich wohl gewollt. Wir haben unvermuthet noch einen prächtigen schattigen Platz, wo die Luft erfrischend fächelt und der rußige Dampf abwärts geweht wird, erwischt. Zwei Narren von Engländern verließen ihn in eben dem Augenblicke, als das Schiff abfahren wollte, und setzten sich gegenüber mitten in den Rußregen und die Gluth hinein! Allein was ist das? O Himmel! Das Schiff dreht sich rundum! Beim Anlegen hat es sich gewandt, und nun wendet es sich zurück. O betrogener, empfindsamer Reisender! Jetzt kommt's heraus, wer der Narr ist! Nicht die schifffahrtskundigen Briten, sondern Du, Du, sehr großer Thor! Im Schatten saßest Du fünf Minuten, um jetzt, als das Schiff sich gewendet hat, in der brennendsten Sonnengluth zu sitzen, und Dir den Rußdampf über Kopf und Kleider schütten zu lassen! Also deshalb wurden diese Plätze frei! Du warst noch nicht gewitzigt genug für die Dampfschifffahrt! —

Es ist nicht auszuhalten! Man versengt in dem Sonnenstrahl, die Bank brennt an, Pech und Theer

ringsum ſchmelzen und dampfen, und der Luftzug trifft uns nur, um uns die Gluth der Maſchine zuzuführen.

Aber wo unterkommen! Alles iſt gedrängt voll. Alle Seſſel, die man ſämmtlich aus dem untern Raume heraufgebracht hat, ſind beſetzt; jeder Koffer, die Decks der Cajütten, ſogar die Plätze auf und in den Wagen, die ſich auf dem Schiffe befinden. Wir müſſen unſer Gepäck herausſuchen und davon einen Sitz machen. Aber wo es finden? Es war zuſammengebunden; wenn ich nur den Zipfel meines Mantels ſehe, ſo iſt es entdeckt. — Dort! Nein, es iſt ein anderer Mantel. — Hier — nein, — dort unter dem rieſenhaften Koffer. — Wieder nichts. Was Teufel! Traue ich meinen Augen! Der dicke Engländer dort, der ſo breit auf dem Koffer ſitzt — hat er nicht Deinen Mantel zum Pfühl gewählt? Wahrhaftig! „Goddam Sir! — You are a rascal!“ — „Do you speak English, Sir?“ — So wollte ich, daß der Blitz Euch erſchlüge. Das iſt mein Mantel, Mylord!“ — Jetzt verſteht er mich; er erhebt ſich phlegmatiſch, nimmt meinen Mantel, wirft mir ihn zu wie einen Bettelſack, und ſetzt ſich wieder, ohne ein Wort zu ſagen. —

Sapperment! Wäre nur ein engliſcher Lohnbediente auf dem Schiffe, ich miethete mir den Kerl,

und er ſollte Dich, breiter, weinglühender, grober Inſulaner nach einer deutſchen Vorſchrift engliſch aushunzen, Du raggamuffin! — Aber damit ſind meine engliſchen Schimpfworte zu Ende, und ich ſpreche ſie noch dazu ſo aus, daß das Beefſteak ſie am Ende für Schmeicheleien hält.

Nun ich habe wenigſtens den Mantel. Da iſt auch der Reiſeſack; meine Frau behilft ſich ſchon damit. Ich mache ihr einen Sitz davon. — Noch eine halbe Stunde ſtöbre ich auf dem Deck, im Raume, unter der Segeltuchdecke, überall umher, habe endlich den Bagagepark in Ordnung, und wir richten uns damit ein, ſo gut es geht. Doch da läutet die Glocke, und wir ſind zu Worms, ohne daß ich von der ganzen Landſchaft nur einen Baumſtamm, geſchweige das blaue Hardtgebirge und die Bergſtraße mit ihren weit leuchtenden Schlöſſern und Dörfern geſehen hätte.

In Worms zweiter Aufzug des Mannheimer Spektakelſtücks. Doch ich bin ſchon eingeſpielter, und halte mich ſo leidlich bis Mainz, wo wir halb im Dunklen eintreffen.

Aha! Jetzt ſieht man doch die Vortheile der Dampfſchifffahrt! Alſo das Alles ſind neue Gaſthöfe? Jenes prächtige Hôtel d'Angleterre, jenes noch prächtigere Hôtel de la Hollande, dort der Mainzer Hof,

— alle am Quai, und nun noch die großen Gasthäuser in der Stadt! —

Jetzt kann der von Glück sagen, der auf seinem Gepäck sitzt; denn kaum werden die Schaufeln des Rades eingezogen, so fällt ein Harpyienschwarm von Schiffsleuten und Reisenden über den Scherbenberg der Nacht- und Mantelsäcke her, und trägt ihn ab. Am Ufer, an der Holzbrücke, wo wir anlegen, harrt schon ein schwarzes Corps von Packträgern, das mit unbezwinglicher Kampfbegier die Reisenden anfällt. „Nach dem Hôtel d'Angleterre! Nach dem Hof von Holland! Nach dem kaiserlichen Hof!" schallt der Ruf durcheinander, und jeder Schreier bekundet dadurch, daß er ein Abgesandter einer der genannten Mächte ist, und die Pflicht hat, mit diplomatischer Geschicklichkeit die Reisenden dahin zu führen.

Es glückt mir, einen Platz für mein Reisegepäck auf dem Rücken eines Ambassadeurs des Hôtel d'Angleterre zu erwischen; ein Packetbeiwagen mit Koffern und Felleisen fährt nebenher, die Caravane setzt sich in Bewegung. Ein prächtiges Hotel! Säulengänge, alles aufs glänzendste beleuchtet, sechs Kellner an der Thür! Wahrlich, auch nicht zu viel für wenigstens dreißig Reisende, die mit einem Male vom Dampfschiffe anrücken. „Mir ein Zimmer vorn heraus! Mir zwei Zimmer! Ein Zimmer mit zwei Betten!

Kann ich hier logiren, Oberkellner? Haben Sie Platz für eine Familie von fünf Personen!" So debouchiren die Fragen plötzlich aus Nord, West und Süd, aus allen Strichen der Windrose, und der Kellner dreht sich wirklich als wehe der Wind von allen Seiten zugleich, wie ein umspringender Geigenwirbel herum!"

„Drei Zimmer — mehr sind im ganzen Hause nicht leer!" dringt er endlich mit seinem Ruf durch das Mühlradsgebrause der Fragen hindurch.

Für mich! Für mich! Ich habe zuerst bestellt! Mir die Zimmer, Marsch hinauf! — Zwanzig Parteien setzen sich in Sturmschritt, um die drei Kasematten zu erobern, die hinten hinaus im 27sten Stockwerk, eine Viertelelle unterm Schornstein liegen. Ich kehre um. Meine Fußbotenpost will aber erst bezahlt sein, und kann den Cours nach einem andern Gasthofe nicht machen. Thut nichts, es ist gleich ein anderer breiter Mainzer Rücken vorgefahren, der meine Habseligkeiten auflader, und damit nach dem Hôtel hollandais segelt. Es ist keine zweihundert Schritt weit, also der Casus läßt sich ertragen. — Doch was sehe ich! Eine brausende Menschenwelle fluthet uns entgegen, — lauter abgewiesene Gäste aus dem holländischen und dem Mainzer Hofe. Alles überfüllt, die alte Königin von Neapel mit ihrer ganzen Die-

nerſchaft hat dort geniſtet, für uns hommes sans aveu keine Dachluke frei! „Peste, diable!“

„Welche Luſt gewährt das Reiſen!“

Wohin nun? — Nach den drei Reichskronen. — Ach, die ſind längſt bankerutt! Nach dem kaiſerlichen Hof denn, dem älteſten Gaſthauſe der Stadt Mainz!

O Leſer, wenn Ihr ſo den unermeßlichen Glückstreffer zieht, den ich gezogen, der ich nach einem Trab von einer Stunde durch die kothigen Gaſſen der alten, aber, gleich den Damen, durch das Alter nicht ſchönen Stadt Mainz, drei Treppen hinauf noch ein Hinterzimmerchen im kaiſerlichen Hofe erhaſchte, weil es ſchon Tags zuvor, ohne daß ich's wußte, durch einen Freund beſtellt war — wenn Ihr, ſage ich, jemals ein ſolches Reiſe-großes-Loos gewinnt, dann jubelt, wie ich, über die Herrlichkeit der Dampfſchifffahrt auf dem Rheine, die alle dieſe Bequemlichkeiten mit ſich führt. —

Andern Morgens bei ſchönſtem Sonnenlicht fahren wir weiter.

O Leſer, Hörer, oder wie ich Euch benenne, denen meine Jeremiade erklingt, Ihr dürftet vielleicht glauben, das menſchliche Dampfſchifffahrts-Vergnügungs-Getümmel-Elend ſei geſtern in Mannheim auf

dem Gipfel geweſen! Wie irrt Ihr Euch! Wie gleicht Ihr ganz mir, der ich's auch glaubte.

In Mainz verdreifachte ſich der Jammer. Zu Mannheim war es nur Ney's Uebergang über den Dniepr, den wir aufführten, zu Mainz wurde die Bereſina in Scene geſetzt. Ihr ſchlaft noch ſüß:

„Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruf, daß ſie heulend ſchallt,
Zum Dampfſchiff wogt und tobt das Drängen,
Wälzt ſich das Volk mit Sturmsgewalt.“ —

Ich zerre gleichfalls an der Glocke nach dem Kellner, der mich zu wecken vergeſſen, oder deſſen Weckruf ich überhört! Aber welche Stimme dringt auch bis in eine Dachkammer drei Treppen hoch!

Im Hauſe ſtolpert ſchon einer über den andern, der Hausknecht mit den Stiefeln über den Beſen der Hausmagd, dieſe über den Kellner, der mit dem Kaffee wie beſeſſen die Treppen auf und abſpringt, und Taſſen und Theelöffel durchs ganze Haus ſäet. — Wir fahren in die Kleider, als ob es unter uns brennte; in der Haſt ziehe ich die Hoſen verkehrt an Verwettertes Mißgeſchick der Eile! Jetzt läutet die Dampfſchiffglocke zum zweiten Male! Das Dritte Mal iſt, wenn ich's im Gaſthofe höre, meine Todtenglocke, denn gleich nach dem dritten Läuten ſchau-

felt das Ungethüm davon. — Ich würge mich beinahe mit der Halsbinde, und ſtecke den vergeſſenen Vatermörder voll Wuth zerknittert in die Taſche; ich habe nicht Zeit, Rock und Weſte zuzuknöpfen, und kämme mich erſt, indem ich die Treppe hinabſpringe.

Eben fährt das Packetboot des Hausknechts, ſein zweirädriger Bagagekarren, nach dem Rheinufer ab. — Meine Rechnung! Hier! Es iſt die von Nr. 3, und ich habe in Nr. 333, glaube ich, gewohnt; ſie iſt doppelt ſo hoch als die meinige, aber es thut nichts, denn ich bin in Gefahr, einen größern Verluſt bei der Dampfſchifffahrts-Compagnie zu machen.

Endlich bin ich auf dem Wege. Meine Begleiterin habe ich ſchon, da ſie nicht ſo laufend fliegen kann wie ich, mit dem Bagagewagen abgehen laſſen. Der Morgen iſt ſo ſchön kühl! Aber ich habe nichts davon, denn ich glühe bereits durch und durch vor körperlicher und geiſtiger Eile. Der Hausknecht und ſein Phaeton ſind ſchon verſchwunden! Zwar kenne ich die Gaſſen nicht genau, aber doch ungefähr, und ich darf ja nur immer, wie der Wagen, bergab laufen, ſo muß ich endlich an das Flußbett des Rheines kommen.

Halt, was iſt das! Weder rechts noch links ein Ausweg! O peste! Ein cul de sac! Linksum! —

Gott ſei Dank, da ſehe ich noch einen Trupp, der ſich zur großen Armee begibt; es iſt der Hausknecht eines andern Gaſthofes nebſt einem Dutzend Fremden. Da läutet's zum dritten Male! Das iſt das Sauve qui peut! — Jetzt ſtößt das Fahrzeug vom Lande! Wir laufen wie Meleager und Atalanta! Aber der Hausknecht bleibt in ſeinem phlegmatiſchen Andante-Takt, und accelerirt ſein Tempo auch nicht um einen halben Grad des Metronoms. — Es iſt noch Zeit genug, meine Herrſchaften, ruft er uns nach, und hat Recht. Denn als wir das Ufer erreichen, iſt ſogar der enge Eingang zum Dampfſchiffe noch geſperrt für die Reiſenden, und nur ihre fahrende Habe wird admittirt.

Himmel, welche Berge von Gepäck!

Allerdings, denn die Königin von Neapel mit ihrer ganzen Suite fährt mit!

Viel Ehre! Aber, ich bin ſo illegal es zu geſtehen, wenig Zuwachs an Vergnügen; ſie wird uns den Raum ſehr verengen.

Dafür wird auch die Admiralitätsflagge aufgehißt.

Viel Ehre, aber, ich wiederhole es, wenig Zuwachs an Vergnügen!

Die Eingangsſchleuſe wird aufgezogen. Die ſchwarze Menſchenfluth bricht herein. Bald ſind Deck

und Cajütten überfüllt. Diesmal war ich gewitzigter. Ich hatte auf der Erhöhung der Cajütte inmitten des Schiffes einen guten Platz erwischt, wo Schatten, Luft und Aussicht zu haben waren; die letzten aber nur, bis sich eine Mauer von stehenden, Unseligen für sich und mich, um mich herzieht, und mich absperrt wie das chinesische Reich.

Also das sind die wundervollen Rheingegenden? Diese breiten Rücken von Engländern, Holländern und Franzosen sollen mir statt der Bergrücken gelten, und diese Hüte, Filze und Kappen auf harten Schädeln statt der Burgen, Schlösser, Landhäuser und Kapellen auf den steilen Felsen? — Ein herrlicher Tausch! Gott segne die Erfindung der Dampfschiffahrt! — Ich saß mit meiner armen Begleiterin, die den Rhein noch nicht kannte, ungefähr da wie jener Mann bei der Krönung Napoleon's, der auf ein Faß gestiegen war, um Alles aufs herrlichste zu sehen, aber gerade in dem Moment mit dem Boden einbrach, als der Zug aus der nächsten Querstraße um die Ecke biegen sollte. —

„Biberich! Seht da, Biberich! Das freundliche Biberich!" ertönte es rings um mich her.

Ich sah nichts als etwas grüne Bergspitzen und Himmelsblau zwischen verschiedenen Reisehüten durchblicken.

Elfeld! Wie allerliebſt gelegen! — Ja! hinter dem ſchottiſchen Reiſemantel eines Engländers! —

Der Johannisberg! Da iſt der Johannisberg! Wo? Jener grüne Rücken mit dem weißen glänzenden Schloſſe!

Ich ſah auch einen grünen Rücken, aber mit einem weißen Filz darauf; beides gehörte einem dicken Holländer, der wie eingerammt vor mir ſtand.

Mein Herr!

Myn heer?

Erlauben Sie mir wohl einmal Ihren Arm?

As ye beleeft Mynheer, ja well!

Bitte ergebenſt! Haben Sie nur die Güte, den Ellenbogen zu krümmen und die Fauſt in die Seite zu ſtemmen, damit Ihr Arm eine Oeſe bildet. Meine Frau, die eine Rheinreiſe macht, um die ſchönen Gegenden kennen zu lernen, wünſcht gern den Johannisberg zu ſehen.

Der Mann war gutmüthig wie alle Holländer; er krümmte ſeinen Arm zu einem recht geräumigen Fenſter, und wir konnten durch daſſelbe einen Theil des Johannisberges recht reizend liegen ſehen.

„Die Rochuskapelle! Die Rochuskapelle! Ei,

wie ſchön liegt ſie! Welch eine herrliche Ausſicht muß dort oben ſein!"

Ich ſchlug geſchwind das Rheinpanorama von Delkeskamp auf und zeigte meiner Frau die Rochuskapelle. — Siehſt Du, wie ſchön ſie liegt? Hier kurz vor Bingen!

Sehr ſchön, ſprach ſie betrübt. —

Wir kamen nun ans Binger Loch. Sollten wir ſcheitern, ſo wollten wir doch wenigſtens wiſſen wo. Deshalb ſprach ich: „Laß uns unſre Sitze hier im Dampfſchiffs-Parlament aufgeben, und als freie Menſchen, die aber (wie insgemein) nicht wiſſen, wo ſie ihr Haupt hinlegen ſollen, noch etwas anderes hinſetzen, das Reich des Dampfſchiffes durchwandern."

Ich durchbrach die Mauer, welche die engliſch-franzöſiſch-holländiſch-deutſche Quadrupelalliance um uns gezogen hatte. Noch viel früher war aber ſchon mein Platz occupirt worden, denn ich hatte mich noch nicht zwölf Zoll darüber erhoben, als ſchon der Holländer, dem wir den Johannisberg verdankten, Arreſt darauf legte. (Wie ſchön könnte ich hier, ſänge ich nicht eine Jeremiade, mit den Worten Platz, Wechſel, Arreſt, Platzwechſel, Wechſelplatz,

Wechſelarreſt, ſpielen!) Die Landſchaft wurde nun genoſſen wie eine neue Oper, oder ein Auftreten der Sonntag, d. h. im Gedränge, ſtehend, mit accidentellen Zugaben von Rippenſtößen u. dgl. m.

Wir ſchoſſen wie ein Pfeil zwiſchen Bingen und Rüdesheim hindurch. O wie herrlich liegt Schloß Rheinſtein! Wo? Wo? — Hier dicht vor uns! Nein, jetzt iſt's ſchon zu ſpät, jetzt liegt es über uns! Jetzt hinter uns — jetzt iſt's verſchwunden! Ehe ich den Hals nach dieſen Commandowörtern gedreht hatte, waren ſie immer ſchon falſch! — O, wie genießt man eine ſchöne Gegend auf dem Dampfſchiffe! Und ging es uns beſſer mit Falkenſtein, Stahleck, Rheineck, mit der Katze und Maus, und wie die Felſenneſter alle heißen? Als ich mir Bingen erſt recht betrachten wollte, war ich ſchon in Caub, und während ich die Rheinpfalz ein wenig beſchaute, ſchrie es hinter mir ſchon: der Lurley, der Lurleyfels. Ich wollte die Lore Ley, dieſe berühmte Fey und Rhein-Armida ſehen, das Echo am Lurley hören, allein bevor ich dazu kam, war ich ſchon in St. Goar! — So hat denn die Dampfſchifffahrt wenigſtens das Gute, daß ſie die Gefahren, welche Lore Ley dem Schiffer bringt, aufhebt. Denn man könnte ſich eben ſo gut beim Wettereiten in eine am Wege ſtehende Schöne verlieben, als jetzt in die Zauberjungfrau.

So viel Schlösser, Städte, Flecken, Dörfer, Landhäuser am Rhein, so viel Stoßseufzer richtet ein Dampfschiffreisender zum Himmel, über alle die schönen Punkte, die er nicht sieht. Ich schätze die Zahl nach Delkeskamp's Panorama mäßig und rund ab auf 999, von Bingen bis Bonn. Da man in sieben Stunden dahin fährt, so kommen auf jede Stunde ja noch nicht einmal 150, also nicht viel mehr als zwei in der Minute, sowohl Schlösser und Orte, als Seufzer; das läßt sich doch noch aushalten.

Es erquickt einen Reisenden daher nichts mehr, als die Nachricht, daß zu Tische gegangen werden soll; denn Hunger bleibt die letzte wohlthuende Empfindung, die den Menschen durch lange Leiden begleitet, falls er nämlich etwas zu essen spürt.

Doch, hätte ich bisher nur Lobpsalter angestimmt, jetzt müßten sie in die Molltonarten und Dissonanzen der Jeremiade ausweichen. Denn stellt es Euch vor, Leser, was daraus entstehen muß, wenn die Masse von Reisenden, die auf Verdeck und Cajütte nicht Raum hatten, plötzlich in der letztern allein untergebracht werden, und dabei noch essen soll. Die Gesellschaft wird zuerst aus der Cajütte hinaus und die Treppe hinauf geworfen, damit gedeckt werden kann, dann stürzt sie von selbst wieder hinunter und hinein. Un-

ten ſitzt jeder, dieſe kleine Lizenz iſt geſtattet, halb auf ſeines Nachbars Schooß und meißelt ihm mit ſeinem rechten Ellenbogen die linken Rippen aus, oder polirt ihm das Herz; allgemeines Halbrechts oder Halblinks heißt das Commandowort beim Eſſen. Wehe dem, den ſein Schickſal in eine Ecke führte, von der er nicht aufſtehen kann! Denn daß er nichts zu eſſen oder zu trinken bekommt, falls der Teller nicht ſo weit reicht, oder ſeine Vorſitzer dem Kellner die Flaſchen und Schoppen wegkapern, bevor ſie in den Fond der Cajütte gelangen, iſt das geringſte Uebel. Allein er ſitzt bei gelinder ruſſiſcher Badhitze von 45 Grad und athmet die friſche Luft, die ihm funfzig transſpirirende Tiſchgäſte und ein Dutzend dampfender Schüſſeln bei dieſer Temperatur bereiten, recht behaglich ein. Wenn er vor dem Braten noch nicht erſtickt iſt, ſo kann er mit Cäſar's Glück prahlen. Denn ein Fenſter wird nicht geöffnet, weil die kalte Zugluft von 22 bis 25 Grad Reaumur, die von draußen herein käme, einem Polarwinde zu vergleichen wäre, für den hektiſch-rheumatiſchen Zuſtand einiger Fräulein und Brunnengäſte aus Wiesbaden. Inzwiſchen fängt man kurz vor Andernach an zu eſſen; über die Suppe verſäumt man dieſes; über das Rindfleiſch die ſchönen Baſaltfelſen dahinter bis Schloß Hammerſtein; beim Gemüſe paſſiren die prächtigen vulkaniſchen Formen

draußen vorbei; mit dem Braten drinnen wird draußen das Siebengebirge aufgetragen; kurz ein hungriger Reiſender giebt den ſchönſten Theil der Rheinfahrt für eine Mahlzeit weg. Er hat ſich's hundert Thaler koſten laſſen bis an den Rhein, und hundert zurück; den Rhein ſelbſt verhandelt er für einen Gulden, oder vielmehr für etliche baare Victualien. — Steht man vom Deſſert auf, ſo kommt man gerade noch zu rechter Zeit aufs Deck, um Bonn dicht vor ſich, das Siebengebirg und den Drachenfels weit hinter ſich zu ſehen. —

Doch, Gott ſei gelobt! Ich bin in Bonn! —

Nach ſo viel Leiden, o welche Freuden! Das Dampfſchiff legt an; ich fühle Land unter meinen Füßen. Ich kann drei Schritte vor mich ſehen und gehen, ohne mich in den Reiſecoats dicker Engländer, in den blauen Hemden belgiſcher oder franzöſiſcher Windbeutel zu verwickeln. Ich kann mich an das Ufer ſtellen, auf den alten Zoll, und den prächtig daherziehenden majeſtätiſchen Rhein mit ſeinen grünen Bergen, ſteilen Felſen und alten Schlöſſern verweilend betrachten, ohne daß er mir wie von einem eiligen Guckkaſtenmanne ſo raſch vor den Augen vorbeigezogen wird, daß ich mich immer erſt am nächſten Bilde darauf beſinne, was ich auf dem vorigen geſehen

habe oder ſehen ſollte, — kurz ich kann jubeln und die Jeremiade ſchließen, und der Leſer jubelt noch mehr darüber und denkt vielleicht „o des Narren!“ Aber wahrhaftig, ich glaube, der Leſer kommt auf meine eigenen Gedanken!

Schloß Altenaar.

Reise-Skizze.

Ich wollte erst einen Hymnus schreiben auf das wunderbar romantische Schloß und Thal; dann eine „Elegie in den Trümmern eines Bergschlosses," dann eine Idylle, — einen trockenen Bericht, — eine Epistel, — ein Phantasie — kurz Alles, weil ich bei allen Gattungen zusammenborgen muß, um darzustellen, wie und was ich eigentlich möchte. Doch der Titel meines Buches spricht weder von Hymnen noch Phantasien, und ich will doch den Leser nicht betrügen, und die andern Bestandtheile werden zu dürftig, um den Namen zu liefern. So schreibe ich denn eine Skizze, denn sie kann Alles sein: Hymne, Epistel, elegisch, idyllisch, referirend — kurz Alles und Nichts. —

Es ist ein reizender Sonntagsmorgen. Das Ge-

witter von gestern dampft in leichten Nebelstreifen aus den Bergen auf und hängt in Perlentropfen zersprengt auf den Wiesen. Himmelsblau, — schwebendes leichtes Gewölk, golden rosig angehaucht, — blitzender Sonnenstrahl, — frischer, und doch lauer Hauch! Wie fährt sich's fröhlich an dem schönen Rheinufer aufwärts, an dem hauptstädtisch prangenden Godesberg vorüber, zwischen dem Drachenfels und Rolandseck dahin, Nonnenwörth zur Linken, bis nach Remagen.

Wir hätten klüger gehandelt, und ich empfehle dies jedem Reisenden nach mir, der von Coblenz kommt, gestern vom Dampfschiff aus in Remagen zu landen, dort die Post zu nehmen und nach Altenaar zu fahren, nach Remagen zurückzukehren, und andern Morgens mit eigenem wohlfeil zu habenden Nachen bis Bonn zu schiffen, nach Belieben in Königswinter anlegend, um den Drachenfels zu besteigen, oder in Nonnenwörth, um die schöne Insel zu beschauen, oder in Rolandseck, um des treuen Toggenburgers Schloß (denn dorther schreibt sich die Sage, welche Schiller verewigt hat) zu besuchen, und den wehmüthigen Blick aufs Kloster hinab zu werfen, wo die Geliebte wohnt.

Doch wir sind in Remagen, nehmen die Post, schlagen den Wagen zurück und fahren in das Aar-

thal, welches ſich hier gegen den Rhein ausmündet, ein.

Giebt es ein Thal, welches Anmuth und Erhabenheit reizend verſchmilzt, ſo iſt es mein grünes, felſiges Aarthal. Es ſchwingt ſich in freien Bogen; die Berge ſind grün bewaldet, ſteigen ſanft an und treiben oben wilde, vulkaniſch gebildete Kuppen heraus. Auf höchſter Höhe Kirchlein, Kapellen; Heiligenbilder am Wege. Weinlaub umrankt die freundlich hellen Häuſer der Dörfer; der Bach mit ſeinen tauſend Krümmungen rauſcht munter hindurch; der Teppich der Felder und Wieſen dehnt ſich über die Sohle des Thales bis zu dem nachbarlichen Rebengelände, oder dem dunklen Wäldchen, das den Fuß der Höhen umzieht. — Glockengeläute begrüßt uns überall, tönt ringsher von den Bergen, aus den Gründen.

So erreichen wir Altenaar, das ſchon dichter an den ſteileren Schieferhöhen eines romantiſch zerklüfteten Gebirges liegt, wo die prangende, üppige Rebe den nackten Fels überall grünend verbirgt. Wie reinlich iſt das wohnliche Städtchen, wie ſauber gekleidet ſind Frauen und Mädchen, die ſonntäglich müßig in der Thür ſtehen. Auch das Wirthshaus iſt einladend, einfach, aber behaglich, und der Gartenſaal, wo wir ſpeiſen, deſſen Thüren auf zierlich gehegte Blumenbeete hinausgehen, in welches die grünen

Berge von oben her hinabſchauen, der angenehmſte Aufenthalt für die Reiſenden. — Hier trinken wir zuerſt den feurigen, aromatiſchen Wein, den die Berge ringsumher erziehen, und laben uns an den ſchon reifen Pfirſichen, Birnen und Trauben, welche die Sonne an den ſteilen, ihren Strahl begierig einſaugenden Schieferwänden um manche Woche früher zeitigt als am Rhein.

Eine halbe Stunde weiter gelangen wir an einen claſſiſchen Ort, Waldportsheim, der, von Rebenbergen umſchloſſen, den trefflichſten Aarwein baut. Schönere, romantiſchere Weinberge bietet uns das ganze Thal des Rheines nicht. Sie heben ſich ſteil empor, in terraſſenförmigen Schieferbrüchen, deren Grau ſich aber nur wie leichte Adern, wie ſchmale Fußpfade durch das üppige, volle Grün der Reben hindurchzieht. Hier hat der Fleiß der ſtarren Natur ihre Gaben mühſam abgerungen, und nun ſpendet ſie um ſo reichlicher. Kein Fußbreit Raum, der nicht eine Rebe nähren müßte; oft hängt die Wand ſteil über, zeigt Vorſprünge, die kaum eine Ziege erklettern möchte. Und doch hat der Winzer hier gearbeitet, und der freundliche Schmuck der Rebe, das edle Geſchenk der purpurrothen Traube, prangt auf der Felsklippe. Wie Epheu rankt ſich der Wein hier an den ſteilen Mauern

hinauf, ſchmiegt ſich in alle Felsſpalten, die ihre Bruſt der Sonne öffnen, und die warmen Strahlen durſtig einſaugen und dauernd hegen.

Von hier an wird das Gebirge ſchroff, das Thal eng. Die Aar allein hat es mit wildem Strom zerriſſen, und ſich in tauſend Krümmungen ihren Weg hindurch gebahnt. Sieben Mal, oder gar neun Mal muß die Straße ſich kreuzend in ihr Bett tauchen, ja bisweilen lange Strecken darin fortlaufen, weil die Ufer keinen Fuß breit Raum laſſen; aber dieſe neunfache Styx-Umſchlingung ſperrt keine Hölle ab, ſondern umgürtet ein Paradies.

Noch einige Winzerdörfer liegen zwiſchen uns und dem berühmten Schloſſe Altenaar. Wir glauben in Savoyen zu reiſen, ſo theilt ſich die Natur zwiſchen nackter Armuth der Felſen und reicher Ueppigkeit des Rebengeländes; arm, wo die Thalwand dem unfruchtbaren Norden das Antlitz zukehrt, geſegnet, wo ſie von dem Strahl der Mittagsſonne die befruchtende Empfängniß genießt.

Plötzlich wölbt ſich ein Felſen-Triumphthor vor uns; die Aar ſchlägt einen kühnen Bogen und zieht um ein vorſpringendes Wald- und Felsgebirg ihren um mehr als eine Stunde vergelegten Gürtel, ſo daß beide

Enden desſelben faſt in einander zurückfließen, und nur durch eine Breite von wenigen hundert Fuß getrennt ſind. Hier iſt die Felsmauer durchbrochen. Aber nicht ärmlich, mit einem kriechenden Höhlengang, ſondern durch eine breite, hohe Felſenpforte, deren kühner Rahmen ſich um eine im vollen Lichte dahinter liegende Landſchaft ſchließt.

Wir rollen hindurch; jenſeit, dicht über unſerm Haupte ſteigt auf zackig felſiger, von Wald und Reben eingeſponnener Höhe das zertrümmerte Schloß Altenaar empor.

Ein ſchattiger Pfad führt hinan. Er windet ſich vielfach um den Berg, durch den Wald, den Weingarten, auf dem Geſims alter Mauern hin. Romantiſche Blicke ins Thal werden uns zur Belohnung des Steigens auf jedem Felſenvorſprung. Jetzt ſehen wir erſt, daß das Schloß wie im Mittelpunkte eines Sternes liegt, von dem die vielfachen Zerklüftungen des Thales auszugehen ſcheinen. Denn die Aar hat in urweltlicher Geſtaltungszeit des Gebirges ſich mit tobenden Wellen die Bahn frei geſchwemmt, und da ihr die feſten Knochen des Felſens widerſtanden, ſich in ſchlangenartigen Windungen um ſie her gekrümmt; ſie ſchlägt, zwei, drei Bogen, große Silberbandſchleifen, deren Vereinigungen alle in den Punkt fallen, wo

das Schloß liegt, auf dem wir stehen, und das Labyrinth von Thälern überschauen. — —

So zertrümmert der alte Bau ist, er hat einen Besitzer, der sein Inneres durch ein Thor sperrt; wir öffnen es aber durch einen silbernen Nachschlüssel, und gelangen nun innerhalb der Ruine auf einige mit Lauben und Bänken geschmückte Punkte, welche die vollkommenste Uebersicht nach allen, oder die schönste Aussicht nach einer Seite darbieten. Für die Unterhaltung dieser Anlagen hat man nach einer vom Besitzer selbst gemachten Taxe eine Personalsteuer zu entrichten. Es ist zwar an sich ärgerlich, daß die freie Natur auf diese Weise verpachtet und ausgemarktet wird, allein es ist einmal überall so, und weshalb sollte der arme Thalbewohner, dem der Wein, sein einziger Ernährungsquell, nur alle fünf Jahre reichlich und gut sprudelt, nicht den reichen Städter besteuern, der von Ferne her kommt, um sich an den Schönheiten und Merkwürdigkeiten der Landschaft zu erquicken? Muß man Genüsse der schönen Kunst mit respective 12 und 16 Groschen oder einem Thaler bezahlen, so kann man auch wohl vier Groschen für eine schöne Aussicht geben, ohne verdrießlich zu werden. Diese kleinen Reiseausgaben sind doch noch lange kein ehrner Degen, den Brennus in die Waagschale wirft, daß man

ihn mit Gold aufwiege; und macht man die großen mit Luſt, weshalb nicht dieſe kleinen auch? Es giebt Leute, die ſo thöricht ſind, ſich durch eine ſolche Lumperei ärgern zu laſſen; ich gehöre nicht dazu. Mir blieb der freie, hohe Genuß dieſer großartigſten und reizendſten Landſchaft zugleich — mit die ſchönſte, die ich in Deutſchland kenne, aber erſt ſeit einigen Jahren allgemeiner bereiſt, — unverkümmert. Ein Chaos von ſchroff geſpaltenem Waldgebirg, Felsriſſen, tief eingeſenkten, vielfältig gewundenen Thälern, ſonnigen Rebenumgürtungen, nachläſſig zerſtreuten Hütten. Das obere Gebirg, rauh, einſam, finſter; man ſieht den Adler mit breit geſpreiztem Fittig über dem Geſtein ſchweben. Der Fuß der Berge reizend angebaut, mit weißen Häuſern, Wein- und Blumengärten; der *brauſende, rauſchende oder murmelnde* Fluß, je nachdem ſeine Bahn gehemmt oder frei iſt, überall in lebendiger Bewegung. Die mühſam angelegten Chauſſéen um Felsverſprünge und Berge gekrümmt, einem reinlich mit Sand geſtreuten Fußpfad gleich in dieſem wilden Irrgarten! Das Thal zur Linken im tiefſten Schatten, das zur Rechten in Sonnenglanz; vor uns ein wilder Felsgrund, hinter uns eine ſanfte Partie zwiſchen Rebenhügeln. Reichſter Wechſel, Wildheit und Anmuth in reizendſter Miſchung. Und mitten in der rauhen Gebirgsklüftung

eine angenehme Erinnerung an die Behaglichkeit des Lebens, denn unfern von uns, am Ende eines breiten grünen Wieſenteppichs liegt ein weißglänzendes, wohnliches Schlößchen, und bildet den Schlußpunkt des öſtlichſten Thales.

Als Jüngling ſchon, wo ich Bonn bewohnte, ſuchte ich häufig Schloß Altenaar mit ſeinem ſchönen Thale auf. Damals ſtand es in unbeſuchter Einſamkeit — wenn man die wenigen Studenten aus Bonn abrechnet, die dort von Zeit zu Zeit den Aarwein an der Quelle tranken — es war ein romantiſches Kind der Wildniß, eine wunderbare Waldjungfrau, ein Kleinod, das ſich im reichen Felſengehege barg, und den erſtaunten Wanderer wie die unvermuthete Begegnung einer Göttin berührte, wenn er aus der kahlen Moor- und Sandebene, die ſich zwiſchen Bonn und Altenaar ausdehnt, plötzlich von der Seite her in die Thalmündung eintrat, und das Schloß hoch über ſich am Felſen hängen ſah, dem Neſt des Adlers gleich. Schon damals erklärte ich es für den pittoreskeſten Punkt der Rheingegend, abſeit vom Strom, und für eine der romantiſchſten Landſchaften Deutſchlands überhaupt. Jetzt, nach dreizehn Jahren, wo ich es nach allen Richtungen durchkreuzt bin, wiederhole ich das Wort. Verſäumt es

darum ja nicht, Leſer der empfindſamen Reiſe und dieſer Skizze, wenn Ihr an den Rhein kommt, einen Tag für dieſen Seitenweg zu rechnen, den Ihr jetzt auf gebahnter Straße machen könnt, während man damals das Ziel nur mühſam, zu Fuße, erreichte.

. Ich ſkizzire es nicht weiter, weder elegiſch, noch romantiſch, ſondern referire es nur, daß wir im milden warmen Nachmittagsſonnenglanz das Thal zurückfuhren, bis Remagen, denn einen andern Weg giebt es nicht, außer durch die oben bezeichnete ſandige Wüſte. Allein der Rückweg iſt doch nicht derſelbe, denn da ſich alle Anſichten der Berge, Thäler, Dörfer umkehren, ſo hat man eine ganz neue Reihe von Gemälden zu betrachten. Wie ſie beim Wege aufwärts immer wilder, ſchauerlicher werden, ſo geſtalten und färben ſie ſich nun in umgekehrter Tonleiter immer lieblicher, bis uns der Spiegel des ſchönen Rheins von der Höhe vor Remagen wieder entgegenglänzt. Hier nahmen wir einen Nachen nach Bonn; da ich referire, ſage ich, daß er bei Tage einen Thaler, bei Abend anderthalb koſtet, weil die Schiffer dann erſt andern Morgens zurückkehren können.

Wir ſchwimmen die vier Stunden bis in die

Universitätsstadt in zweien hinab. Die Abendröthe wiegt sich auf dem Busen sanft gehobener Wellen; die Höhen röthen sich, das Haupt des Drachenfels mit der Ruinenmauerkrone glüht, die langen Schatten des Siebengebirges, von der Wolkenburg und Löwenburg fallen blauschwarz in den Rhein. Rolandseck liegt schon im stillen Dämmerungsschleier; von Nonnenwörth tönt das Geläute der Abendglocke und wird von beiden Ufern beantwortet. Der Nachen gleitet, pfeilschnell, doch meist bei kaum geregtem Ruder, über den Wellenspiegel. Allein die Nacht holt uns noch schneller ein; die Sterne blinken erst matt, dann heller herab; der Mond steht noch unter dem Horizonte, und es wird lange dauern, ehe er über den finstern Drachenfels heraufkommt. Ein schwarzer Schleier legt sich auf den Strom; und vom Ufer her blinken die Lichter hindurch. — Wir werden wehmüthig, und sind doch so glücklich. — Arm in Arm, — Seele in Seele — die Brust voll reizender Bilder der Erinnerung und Hoffnung. Ihr leiser Gesang hebt an, und mischt sich mit dem kühl vorüberstreifenden Abendwind, mit dem Rauschen des Rheines, und verweht sich in den weiten Raum. — Jetzt stehen die Bergwüsten hinter uns; Mondes Dämmerlicht umduftet sie schon wie Heiligenschein; nun blickt das freundliche Silberauge durch die Fel-

ſen und Bergtrümmern, — ein Silbermeer glänzt vor uns, — der Ruderſchlag regt ſich lebhafter, — die Uferlichter nahen, fliegen vorüber, verſchwinden hinter uns — jetzt ziehen die Fiſcher die Ruder ein, — Land — wir ſind in Bonn. —

Elegie.

Vorrede.

Ich ſah mein Regiſter nach und fand, daß ich die Leſer faſt um eine Rubrik betrogen hätte, die das Titelblatt nennt. Es fehlte an einer Elegie! Und doch hatte ich ſo viel elegiſchen Stoff auf der Reiſe geſammelt, war ſo oft elegiſch geſtimmt geweſen, z. B. in Baden-Baden, als das Mittagsbrot gar zu ſchlecht war, in Heidelberg bei der Beſteigung des Kaiſerſtuhles, wo mein Eſel ſich zweimal hinlegte und nicht vorwärts wollte! Ach ich dürfte nur mein Reiſetagebuch öffnen, ſo fände ich jeden Tag ein, zwei, drei elegiſche Momente notirt. — Indeſſen laſſe ich mich doch mit einer Elegie genügen, weil ich weiß, daß die Gattung aus der Mode iſt, und eher Gähnen als Thränen erregt.

Meine Elegie heißt:

Das Badehaus zu Scheveningen.

Wir ſind vom Haag aus durch den ſchönſten Wald gefahren; herrliche Buchen und Eichen heben die breitäſtigen Kronen empor; liebliches Spiel der Lichtſtrahlen in den ſchimmernden Blättern; ſchattige, einſame, zum Spaziergange der Liebe lockende Pfade — welch eine Fülle von Schönheit birgt ſolch ein Wald! Gebt ihn mir, und einen blauen Strom dazu, der ſich breit, frei, leuchtend hindurchwindet, und ich will nach keiner Schweiz, nach keinem Italien fragen.

Scheveningen liegt vor uns; freundliche holländiſche Häuſer, kleine Gärten, Blumen an den Fenſtern; Fiſcher in ihrer ſeemänniſchen Tracht; rothwangige Mädchen mit langen goldenen Ohrbommeln — aber trotz der Freundlichkeit des Bildes eine gewiſſe Leere, eine gleichmäßige Flachheit des Lichtes; der Anblick behagt uns nach dem des tiefdunklen Waldes, wie ein nüchternes Waſſer nach edlem, geiſterfülltem Nektartrunk. —

Hinter Scheveningen erheben ſich die Dünen. — Ein Arm der Wüſte, der ſich zwiſchen dem erfriſchenden blauen Meere und dem grünen Wald- und Wie-

ſenrande hinſtreckt. Das Auge wird uns blind von dem weißen Kiesſande, aus dem nur hier und da ein einzelner, verdorrter Halm aufſchießt; ein weißer Chauſſéeſtreifen, der ſich nachher in zwei Arme theilt, läuft über die fahle Sandſtrecke, die ſich von den Hügeln ablagert, hin, und vermehrt die Dürre.

Da glänzt uns, in ſcharfen Linien gegen das Blau des Himmels abgezeichnet, von der Dünenhöhe ein edler Bau entgegen, eine ſäulengeſchmückte, italieniſche Villa, aus weißem, leuchtenden Geſtein. Der erſte Anblick erregt Freude, der zweite Schrecken. Denn dieſes ſchöne Gebäude iſt auf die dürre Strandöde hingeſtellt, wie auf eine wüſte Inſel verbannt, und ein ſtrenges Verbot der Natur ſcheidet es von jedem grünen Frühlings- und Sommergruß. Kein armes Hälmchen oder Blättchen darf die liebliche Botſchaft hinüberbringen, kein Blümchen ſie mit leiſem Düfte flüſtern, ja ſelbſt wenn die ziehenden Lüfte Kunde bringen wollen, ſo nimmt der weiße, brennende Sand der Dünen, über den ſie ſtreichen müſſen, ihnen wie ein finſterer Kerkerwächter erſt die Milde, und ſie wehen heiß, brennend oder rauh überhin.

Meinſt Du, ich erkenne Dich nicht, Du ſchöner Genius, der Du in jenen Steinpalaſt gebannt, und mit ihm in dieſe Wüſte verbannt biſt? Du biſt ein Genius edler Kunſt, der irgend einen Fehl-

tritt, wodurch er seine Bestimmung entweihte, hier abbüßen muß.

Es schauert uns, wenn wir näher treten. Das schöne Gebäude gleicht einer Braut, der man die Kränze und den Schmuck abgerissen hat, und die nun dasteht im verödeten Hochzeitssaal. — Denkt Euch die reizende Villa Sommariva am Comersee, wie sie, in die grünen und silbernen Schleier dunklen Laubes und kühler Wasserfälle gehüllt, Euch anmuthig entgegenlächelt; und dann laßt zerstörende Wuth wilder Erdgeister alles ringsum versengen und verdorren, daß uns ringsum nur der nackte, glühende Fels anstarrt. Mit diesem Fluche ist Scheveningens schöner, der Meeresgöttin geweihter Tempel belastet. Nicht über einen Rasenteppich, mit Rosenbüschen oder einer Nelkenflor geziert, wandelt Dein Fuß zu seinen Stufen hinan; kein dunkles Laub beschattet überhängend den Pfad; — nur auf zermalmten Scherben, auf knisternden Kieseln und Kiessande schreitest Du hin, und die Sonne sticht herab wie in den Wüsten Saharas. Auf prächtigen Stufen, durch eine Säulenhalle treten wir in den edlen, trauernden Bau ein. Kühle Gemächer nehmen uns auf. — Da liegt das blaue, unendliche Meer vor uns — wie das ferne Bild el-

ner reizenden Geliebten. Doch zwiſchen uns und ſeinem Wellenſchaum wieder die dürre, nackte Sandwüſte! —

So war Prometheus an den Kaukaſus geſchmiedet, auf nackter, unfruchtbarer Klippe, und ringsumher die reiche Fülle der üppigen Natur, vor ihm der blaue Okeanos, der Zug der ſchönen Okeaniden. —

So lag Andromeda an den Felſen gefeſſelt, dem glühenden Pfeil der Sonne Preis gegeben, die kühlende Fluth zu ihren Füßen, doch zu fern, um ihr den brennenden Fuß, oder die ſchöne Bruſt zu netzen. Dann erſt beſpülte die Welle ihre Sohle, als das entſetzliche Ungeheuer die Fluth finſter aufwühlte, und grauenvoll emportauchte. Doch Dir, holde Andromeda, erſchien der rettende Held, von Göttern geſandt, und verſteinerte die Schrecken, die Dir drohten. Wer aber erlöſt den trauernden, gebannten Genius, der, einer Dryas gleich, in dieſen griechiſchen Säulen wohnt, und einſam ſeufzt in verbrennender Mittagsgluth, oder im ſchauerlichen Mondenlicht, wenn es ſtill über die Wellen ſchleicht und den öden Strand ſilbern übergießt?

Auch Dir wird ein Troſt, hoher Genius in Deinem Wüſten-Gefängniſſe. Denn ſchauſt Du gleich

sehnsüchtig und unbefriedigt hinab nach der kühlen Umarmung des Meeres, oder nach dem Lustgefilde grüner Auen jenseit Deiner dürren Hügel — so nahen Dir doch jeden Tag die schönsten Gestalten und begrüßen Dich in Deinen Hallen. Du empfängst sie, die hohen, schlanken Jungfrauen, die zarten rothen und weißen Rosenknospen, die edlen Lilien, die zuerst die Schwelle Deines Tempels bilden, um sich zu weihen für die Meeresgöttin, zu der sie hinabsteigen von Deiner Höhe, um das Reinigungsopfer zu begehen. Zwar blickst Du ihnen sehnsüchtig, mit überschwellender, beklemmter Brust nach, wenn Du sie den schmalen Pfad zum Strande hinabsteigen siehst, und sie am Ufer dahin wallen, bis zu den verhüllten Stätten, wo sie der Meeresgöttin ihre jungfräuliche Schönheit entschleiern. Zwar auch das ist eine Qual, doch eine süße, die ich Jahrhunderte mit Dir theilen möchte. Denn bald kehren ja die holden Gestalten zurück, frischer blühend, verklärt, mit schwellenderem Busen, mit weißerem Nacken und Arm, mit rötheren Lippen, glänzenderen Augen. Sie haben den Segen der Wellennymphe empfangen, Aphrodite ist ihnen genaht und hat sie mit ihrem Liebreiz beseligt. Dann, Du wüstengebannter Genius, wird Dein Tempel die Wohnstätte des Entzückens, dann wird er zur olympischen Halle,

wohin nur beſeligte Götter und beſeligende Göttinnen den Fuß ſetzen.

Und hier muß die Elegie ſchließen, wenn ſie nicht zur Hymne werden will.

Holländisch-belgische Reise-Skizzen.

Daß ich im ersten Theil meiner empfindsamen Reise, d. h. derjenigen, die ich im Cholerajahre 1832 machte (sonst steht sie in diesem Bande), nur den ersten Theil Hollands, bis Harlem, beschrieben, ist vielleicht manchem Leser noch erinnerlich, der ein Gedächtniß von 24 Stunden, und darüber, für ein Buch hat, das er gelesen. Ich könnte also jetzt ganz systematisch weiter schildern, will aber doch nur Skizzen statt der Berichte liefern.

Abends um 8 Uhr war ich von Amsterdam in der Diligence abgefahren; bei Nacht und Mondschein kam ich über die berühmte Schleuse von Sparendamm auf dem halben Wege nach Harlem; um die zehnte Stunde langte ich daselbst an, blieb aber nur fünf Minuten. Um Mitternacht hörte ich schon die Glocken der Thürme von Leyden, dieser uralt berühmten

Univerſität, ſchlagen, aber ohne die Stadt zu ſehen, denn es war dunkel und regnete heftig. Um 2 oder 3 Uhr Morgens ſtieg ich im Haag aus dem Wagen, und war eine Viertelſtunde darauf im Wirthshauſe. Den Weg von Haarlem nach dem Haag könnte ich daher, wie man ſieht, leichter aus der Phantaſie, als aus der Wirklichkeit beſchreiben. Allein da ſich in Holland Straßen, Städte, Wald, Landhäuſer wie ein Ei dem andern gleichen, ſo hätte ich auch bei Tage vielleicht keinen Unterſchied zwiſchen dem Wege von Arnheim nach Utrecht, und dem von Haarlem nach dem Haag gefunden.

Genug, ich traf Nachts ein. Mit dem friſchen ſonnigen Morgen machte ich meine Spazierfahrt nach Scheveningen, auf welcher ich die vorſtehende Elegie gedichtet. Von dort fuhr ich nach dem Buſch und dem berühmten Haus im Buſch, welches Wienbarg in ſeiner Reiſe durch Holland ſo getreu beſchrieben, daß es mir, dem Empfindſamen, nicht weiter zuzumuthen iſt. Durch den reizenden, ſchattigen Buſch zurück, nahm ich meine Fahrt wieder nach der Stadt, und ſtreifte in den Hauptſtraßen, an den Hauptwachten umher bis Mittag, wo ich mich auf die Diligence ſetzte, um nach Rotterdam abzufahren.

Ein holländiſcher Obriſt, der jede Maßregel der Holländer gegen Belgien als etwas ſich von ſelbſt Ver-

ſtehendes anſah, dagegen jede Umkehrung des Verhältniſſes für etwas Unerhörtes, ja Unmögliches hielt, war mein Nachbar. Er fuhr nach Breda ins Hauptquartier des Prinzen von Oranien. — Ihm gegenüber ſaß ein Fähnrich oder Unteroffizier, der vor Devotion gegen den Vorgeſetzten kein Wort herauszubringen, ja nicht einmal zu rauchen wagte, was in Holland ſo viel iſt, als wenn man in einem andern Lande nicht Athem holt vor Ehrfurcht. — Außer dieſen beiden ſteifen Militairfiguren fiel mir keine weiter auf.

Der Weg bis Delft ging zwiſchen Wieſen am Canal hin; hier und da ein Landhaus, ein Garten, eine Mühle, ſonſt nichts von Wichtigkeit. — Delft iſt ein ziemlich todter, langweiliger Ort mit ſtehendem Waſſer voller Entengrütze. Wienbarg ſagt, der Wunſch der Holländer gehe auf ein Haus in Delft hinaus; ich traue ihnen aber doch einen beſſern Geſchmack zu, als daß ſie gerade dieſen Ort des Phlegmas beſonders zum Aufenthalt wünſchen ſollten. Ich meinestheils war nicht erzürnt, daß wir nur zehn Minuten verweilten, ſondern ſehr froh, als wir gegen die vierte Nachmittagsſtunde Rotterdam im Auge hatten, das von weitem einen Wald von Thürmen zeigte. Ich hatte eher einen Wald von Maſten erwartet, und war daher ſehr erſtaunt, bis ich, was der Nebel zuvor

hinderte, die Entdeckung machte, daß die vielen Thürme hauptsächlich Windmühlen waren, deren einige dicht vorm Thor der Stadt, auf thurmhohem Unterbau stehen, so daß sie leicht zweihundert Fuß hoch sein dürften.

Es fällt mir hier ein, daß ich gut thue, meine holländisch-belgischen Skizzen nicht auf ein Blatt zu zeichnen, sondern eine Reihe einzelner Bilder einzurahmen, damit ich theils bessere Contraste und Vergleichungspunkte durch Gegen- und Seitenstücke erziele, theils freiere Sprünge von einem Gegenstande zum andern machen kann. In Holland ist die Genremalerei zu Hause. Daher will ich in dieser hauptsächlich arbeiten. Wie man Bücher Bände nennt, so nenne ich meine Bilder Rahmen, was einerseits bescheiden klingt, andererseits nichts für die Gattung präjudicirt, endlich neuer und absonderlicher ist, als die vulgäre Bezeichnung Bilder.

Erſter Rahmen.

Ein Nachmittag und Abend in Rotterdam.

Mein Gaſthof iſt da, wo die Diligence anhält; den Namen habe ich vergeſſen. Ein uraltes Gebäude in der Haupt- oder Hochſtraße, winklig, mit düſtern Gemächern, dicken Mauern, zahlloſen kleinen Treppen, wo man einander nicht ausweichen kann; ich z. B. nicht dem hübſchen Stubenmädchen. — Das Beefſteak war bald bereitet und verzehrt, der deutſche Lohnbediente meldete ſich, um mich zu führen. Wir ſind hier, ſprach er, als wir heraustraten, in der Hochſtraße, die auf dem Damme hinläuft, welcher den Fluthen des Rheins ſeine Grenzen ſetzt; der Damm begleitet den Strom bis Deutſchland aufwärts, bis zur See abwärts. Ihm verdankt Holland ſeine Exiſtenz. — Wirklich laufen von der Hochſtraße die Quergaſſen abwärts, und ſchiffbefahrne Kanäle gehen unter derſelben hindurch.

Der empfindſamſte Reiſende bekommt dabei Reſpekt vor dem, was der Holländer gethan hat, um ſich ei-

nen Boden für seine Existenz, seine Geschichte, seine Handelsunternehmungen zu gewinnen.

Einige Häuser von dem Gasthofe führte mich der Lohnknecht links in ein Gäßchen, zeigte mir ein altes verräuchertes Haus und sprach ehrfurchtsvoll: „Dies Haus gehörte dem Vater des berühmten Erasmus von Rotterdam; dort sehen Sie die Bildsäule desselben im Kleinen in einer Nische zwischen den Fenstern, und jenes Erkerfensterchen war das seiner Studirstube.“ —

Ich stand sinnend; das kleine Haus in Eisleben, wo der große Zeit- und Wissensgenosse des Rotterdamer Gelehrten das Licht erblickte, stellte sich vor meine Phantasie. Wahrlich, dachte ich, die erhabensten Bewohner dieser Erde werden nicht in Palästen geboren; nehmt alle Fürsten der Weltgeschichte, selbst die berühmtesten zusammen, laßt sie in einem dieser beiden Häuser geboren werden, und fragt dann, wie viele es nur zu einem Namen gebracht hätten, von dem die Geschichtsbücher wüßten, geschweige, daß er in die Masse der Völker lebendig, bedeutsam eingedrungen wäre, wie der eines Luther und Erasmus!

Wir gingen einige Gassen weiter nach einer Brücke, wo mehrere breite Grachten zusammenstoßen, und sich auf diese Art ein freier, wiewohl unregelmäßiger Platz bildet. Hier steht die Bildsäule des Erasmus in

überlebensgroßer Ausführung; ein würdiges Werk, eine schöne Zierde des Platzes. Erasmus's Stellung ist die des Nachdenkens; in der Hand hält er die heilige Schrift.

Die Glocke des nahen Thurmes der Laurentiuskirche schlug sechs Uhr. „Schade," sagte mein Lohnbedienter, „daß es nicht zwölf ist; denn wenn Erasmus zwölf schlagen hört, so wendet er das Blatt der Bibel um!" Ein Beispiel, wie sich Volksscherze herumtragen; denn von der Bildsäule des großen Kurfürsten auf der langen Brücke in Berlin weiß es Jedermann, daß sein Roß kehrt macht, wenn es den Dom zwölf schlagen hört. —

Es ist, selbst in einer Skizze, nicht die Art des empfindsamen Reisenden, Städte und Länder genau zu beschreiben, nach einem Reisehandbuch und sonstigen gelehrten Quellen. Er malt lieber frei ab, damit etwas hinein kommt in seinen Rahmen.

So stelle ich denn in die Mitte meines Genrebildes die würdige Laurentiuskirche mit ihrem prachtvollen Thurme; hängt es aber von mir ab, so male ich ihr die Fenster nach Art des cöllnischen Domes, weil mir die weißen, nüchternen Scheiben darin durchaus nicht gefallen. — Eine Strecke links setze ich die Börse, ein stattliches, aber nicht eben schönes Gebäude; rechts steht das Rathhaus am geschmackvollsten. Es ist im neueren Stil erbaut, oder vielmehr

im allerälteſten, im griechiſchen, und hat ſomit eine ſchöne Säulenfronte nebſt Frontiſpiz. Im Giebelfelde aber ſähe ich lieber die Gruppe der Niobe, als die Themis, welche dort die Waage hält. Nur Holländer, als eine kuhmelkende Nation, konnten ſich eine ſolche Themis abformen laſſen, die zur Amme geſchaffen zu ſein ſcheint, wegen ihrer koloſſalen Brüſte. Die Juſtiz nährt überall ihre Leute recht anſehnlich; aber die holländiſchen Magiſtratsperſonen, die an der Bruſt dieſer Themis ſaugen, können über die andern europäiſchen Juriſten als über verhungernde arme Schlucker lachen. Es wäre decent, glaube ich, wenn der Rotterdamer Magiſtrat eine Auflage zur Anſchaffung eines züchtigen Schleiers für dieſe Themis ausſchriebe; denn was man den leichtfertig hin und her flatternden Mädchen, die ich in der Dämmerung hier ſah, verbieten will, wenn die ſtrenge Göttin der Gerechtigkeit ſich ſo viel erlaubt, iſt nicht wohl abzuſehen.

Eigentlich war es unrecht, dergleichen in den Rahmen meines Bildes zu bringen; doch wird es vielleicht nur dadurch zu einem Genreſtück ächter Gattung.

Ich ließ mich jetzt auf die ſchönſten Grachten führen, d. h. in diejenigen Straßen, die von breiten Kanälen wie von Meeresarmen durchſchnitten ſind. Rotterdam kann ein deutſches Venedig genannt wer-

den. Doch ist mehr festes Land daselbst als in der Lagunenstadt. Ob aber der Anblick des großen Kanals, der sein römisches S durch diese zieht, imposanter ist als die prächtigen, breiten, mit grüner Fluth gefüllten Arme des Rheins, die mit zahllosen Schiffen bedeckt sind, und deren Ufer durch die schönsten Alleen alter Linden, hinter denen stattliche Gebäude emporragen, geschmückt werden, das ist eine Frage, deren Beantwortung nicht in den Grenzen meines Rahmens liegt.

Seht aber her, Besucher meiner Galerie. Hier stelle ich Euch auf einen Punkt, wo Ihr in drei Grachten zugleich hinabschauen könnt. Welch ein Wald von Masten, umschattet von tausend glänzenden Segelsittigen! Welch ein wogendes Blumenbeet von flatternden Wimpeln! Die Flaggen Hollands, Englands, Frankreichs wehen eifersüchtig nebeneinander; die stolzen Reichsstädte Hamburg, Lübeck und Bremen prangen mit wohlgerüsteten Fahrzeugen; Rußland und Neapel verkehren täglich in diesen Häfen, und die Schiffe aus dem mittelländischen Meere bringen die Südfrüchte heran, die die bärtigen Seefahrer der Ostsee abholen. Was sind das für stattliche Gebäude mit drei hohen Masten und dreißig schwellenden Segeln, die eben majestätisch den Strom heraufkommen? Ostindienfahrer! — Dort flattert auch die sternbesäete

Flagge Amerikas neben der dunkel wehenden Scandinaviens! Jener Portugieſe liegt neben einem Schweden vor Anker, das Fahrzeug aus Valparaiſo ſchaukelt ſich neben einem leichten Sicilianer, jener hochmüthige Spanier will dem Mexikaner nicht weichen, der in ſeiner friſchen, republikaniſchen Jugendkraft den Vorrang ertrotzen will.

Auf den Wellen der breiten Ströme die Fahrzeuge aller Handel treibenden Nationen; an den Ufern das Wogen aller Trachten und Sprachen derſelben durcheinander. Hier flucht ein Brite Goddam, dort ein Malteſer per Christo, ein Spanier Caraccho; ein Deutſcher wirft ein beſcheidenes Schwerenoth dazwiſchen, ein Holländer ſchnupft dazu eine Prieſe Mackubah, bläſt den Dampf ſeiner Pfeife kühl in die Luft, und ſpricht phlegmatiſch: Wat de Deibel!

Die Wolken theilen ſich; die Sonne wirft glänzende Strahlen in das Gewühl auf den Quais. Die Wipfel der prächtigen alten Linden ſchimmern golden, röthlich; die Prachtgebäude an den Ufern werfen den Strahl aus ihren großen Spiegelſcheiben zurück. Schöne Frauen lehnen ſich in die Fenſter und ſchauen behaglich auf das Getreibe unter ihnen herab. Blumen ſchmücken die Altane; Hortenſien prangen überall.

Plötzlich ertönt ein Kanonenſchuß; ein Indienfahrer giebt das Signal ſeiner Abfahrt. Die Volks-

maſſe drängt ſich, um ihn ſtolz durch die Reihen der übrigen Fahrzeuge dahinziehen zu ſehen.

Welch ein Jubelgeſchrei! Was bedeutet die ſchwarze Wolke dort, die ſich ſchwer um die Segel und Maſten wälzt. Und dort eine zweite, als rauchten hier die Eſſen Vulkans aus zwei Schornſteinen. Es ſind Dampfſchiffe; jenes kommt aus den grünen Bergen den ſtrömenden Rhein herab, dieſes naht ſich aus der Themſe, wo es noch geſtern ſeine Rauchſäule emporſteigen ließ. Die beiden raſtloſen Meerwanderer grüßen ſich mit freudigem Zuruf als alte Bekannte, die einander in der Arbeit ablöſen. Denn morgen ſchon brauſen die Räder jenes Fahrzeuges den Wellen des Rheines entgegen, und dieſes rauſcht wieder in die grüne Nordſee hinaus, um das freie England zu begrüßen. — —

Zweiter Rahmen.

Ein Abend in Rotterdam.

Die Sonne iſt hinter die Häuſer getreten. Es fallen lange Schatten über den Quai; die hohen, zahlloſen Schornſteine ragen ſchwarz in den glühenden

Abendhimmel. Nach und nach legt ſich der graue Schleier der Dämmerung über das Gewühl, und es wird ſtiller und ſtiller; in Kurzem iſt es wie ausgeſtorben. — Der Mond hebt ſich am Horizonte empor und zieht ein breites Silbernetz über die Wellen. — Jetzt liegen alle Schiffe mit faſt wagerechten Segeln ſtill auf dem Strome, und kaum deutet uns hier und da ein glimmendes Lämpchen an, daß ſich lebende Weſen darauf befinden. Die Käufer und Verkäufer, die Rheder und Schiffskapitaine, die Matroſen und Laſtträger, alles iſt wie verſchwunden, und der breite Quai die ödeſte Gaſſe der Stadt. Selbſt die herrlichen Läden, in denen hundert Gasflammen die Stoffe und Kunſterzeugniſſe Europas, Indiens, Perſiens, Chinas, Afrikas und Amerikas ſtrahlend erhellen, und wo wir hinter großen Spiegelſcheiben alles von Gold, Silber, Kryſtall und ſchimmernden Steinen blitzen ſehen, ſelbſt dieſe ſtehen jetzt leer, und ihre Pracht erſcheint öde, todt, wie eine ausgeſtellte Leiche in Feſtkleidern und mit Brillanten geſchmückt.

Aber wäre Rotterdam um acht Uhr Abends wirklich todt? — Mit nichten, ſeht nur auf die Seite in meinem Bilderrahmen, wo ich Euch die Hochſtraße, in der ich wohne, mit ihren abwärts von dem Damme in das flachere Land auslaufenden Querſtraßen male.

Schon auf dem Wege dahin ſtreift ein hübſches, in weißen Sommerſtoff leicht gehülltes graziöſes Kind an mir vorüber und flüſtert: „Mylord!“ Natürlich; denn ein Fremder iſt gleich als ſolcher erkannt, und jeder Fremde wird hier zum Engländer, jeder Engländer zum Lord geſtempelt. Da der Mylord nicht zieht, wird ein „Monſieur,“ und da dieſer abprallt, ein „mein Herr“ daraus, der auch abblitzt. Nun ſo muß ich ein Mynheer ſein, aber ein recht grober, der weiter geht. — Die Scene erneuert ſich; bald zeigen ſich Gruppen von Nymphen, die mich im Zaubergarten der Circe feſſeln wollen, wo die berüchtigte Verwandlung nicht ausbleibt. Ueberhaupt wird die Straße lebendiger.

Jetzt bin ich wieder auf der Hochſtraße, und hier finde ich gegen die erſtorbenen Grachten ein Wogen und Treiben, wie wenn ich aus einem einſamen Trauerhauſe in ein Hochzeitshaus getreten wäre. Müßige Spaziergänger, Gewerbtreibende, Käufer und Verkäufer drängen ſich auf und ab wie auf der Kalverſtraat, der lebhafteſten zu Amſterdam. Die Straße iſt von zahlreichen auf derſelben brennenden Gasflammen und von zehnfach zahlreicheren, die in der ununterbrochenen Kette von Läden zu beiden Seiten glänzen, tagehell erleuchtet. Durch die prächtigen

breiten Glasthüren und Fenster blicke ich auch in das Innere der Kaufgewölbe. Hier ein Lager von Porzellan, als sollte das ganze chinesische Reich daraus versorgt werden, dort ein gleiches von Glas- und Krystallwaaren, welches den innern Raum des Gewölbes in einen Zauberpalast verwandelt. Weiterhin eine Putzhandlung! Schmucke Jungfrauen Hollands, wie Ihr da seid, kommt herbei und stellt Euch in Reih und Glied, zu Hunderten, zu Tausenden, doch ist, ich wette mit Euch, für jedes hübsche Köpfchen ein zierliches Häubchen da! Und diese Masse von Shawls, Bändern, Florwolken, — rosa und blau, um einen ganzen Abendhimmel damit zu bedecken — Schürzchen, Tüchern, Fraisen, Spitzen — Brüssel ist ja so nahe! — Kurz, diese Masse von Allem, was nur je einen weiblichen Körper modisch verziert hat! — Neben diesem luftigen, duftigen Lager von Flor, Seide, Tüll und Irisgaze prangt ein desto derberes, schwerfälligeres von Eisenwaaren — Eisen genug, um eine Armee auszurüsten, eine Flotte zu bauen, so daß ein Solinger Fabrikant neben mir förmlich die Hände rang vor Jauchzen, daß es da war, und vor Verzweiflung, daß es die Solinger Lager so übertraf. —

„Aber mein Herr empfindsamer Reisender, Sie malen viel auf ein Genrestückchen in einem Rahmen!"

Ich könnte noch hundertmal mehr malen; allein ich will nur noch eine Partie des Bildchens ausführen, wodurch es, denke ich, recht ins Genre des Genre kommt. Hört die Musik, den Jubel, das Jauchzen der Menge! Blickt dieſe ſchmale, etwas dunklere Gaſſe hinunter, und ſeht, wie über jeder dritten oder vierten Thür farbige Lampen ſchimmern, und ſich die Schaar des Volkes davor verſammelt. Eine Draperie deckt den Eingang wie zu einem italieniſchen Kaffeehauſe; über derſelben transparent erleuchtete Inſchriften und Embleme, Blumenkränze, ein Mann, der ein Glas ſchwenkt, und Aehnliches; inwendig ertönt Muſik, Gläſerklang, Geſang, Jauchzen, Lärmen, Geräuſch von Tanzenden. In der Thür das geputzte Mädchen! Ei, ei, ein ſchönes Kind mit gemalten Wangen! Was mag ſie wollen? Wer es nicht errathen kann, dem wollen wir es nicht verrathen. Sie winkt uns mit den Augen, mit der Hand! Ein ungeheurer Blumenſtrauß ziert ihre Bruſt, die ſonſt ganz unverziert wäre, da ſo gut als Nichts ſie bedeckt. Weiße Arme, ein voller Nacken! Prächtige Kleider! dazu die Muſik, der Wein — was Wunder, wenn die Matroſen aller Länder, ſo gewandt ſie ſein mögen, an ſolchen Klippen ſcheitern?

Mit einem Worte, dies ſind die berühmten Muſikos, die wir ſchon in Amſterdam hätten beſuchen

können. In einem ſolchen Muſiko gilt kein Rang, kein Namen, herrſcht jede Freiheit, aber keine Gleichheit, denn das Maaß des Goldes iſt es, mit dem die Unterſchiede ſehr beſtimmt gemeſſen werden. Der Matroſe, der von Indien kommt, und in einem Tage ſeine ganze Löhnung für viele Monate empfängt, übermorgen aber vielleicht wieder in See geht, weiß ſein Capital in der Amſterdamer Bank nicht ſo gut anzulegen, als in einem Muſiko. Mit einem leinenen Säckchen oder einer Mütze voll brabanter Thaler tritt er keck in den Saal, wirft ein halbes Dutzend auf den Tiſch, fordert Wein, Punſch, Confekt, ladet hübſche Mädchen ein, beſtellt die Tanzmuſik für ſich beſonders, kurz, ſpielt den großen Herren, ſo lange die Thaler reichen. Sein Capitain ſitzt dicht daneben; aber die Subordination hat aufgehört, und die betheerte Matroſenjacke gilt ſo viel als die Capitainsuniform.

Ein überluſtiges Leben herrſcht daher in den Muſikos; der Tanz dauert unaufhörlich fort, wenn ich als Zeuge einer halben Stunde eine gültige Stimme habe. Allein die Mädchen, die hier im raſchen Schwunge gedreht wurden, blieben unaufhörlich auf dem Platze, und glühten, wie von einer Feuersbrunſt angeſtrahlt. Soldaten, Seeleute, Elegants, Handwerker — Alles kreuzte durcheinander; natürlich, denn

die Liebe kennt nicht Rang noch Stand. Dazu der Dampf der Punſchnäpfe, des Glühweins, der holländiſchen Pfeifen — denn leichter geht dem Holländer das Feuer auf dem Heerde für immer aus als das ſeiner Pfeife auf eine Viertelſtunde, — das Jauchzen der Wein- und Liebefröhlichen, das Jubeln, Lachen und Kreiſchen der Mädchen, die verſtimmten Geigen, die ſchmetternden Trompeten, die wirbelnden Paare im Tanzſaale — — — es iſt genug, man kann in der Erinnerung ſchwindlig werden!

Mehr geht nicht in den Rahmen; es iſt überdies Mitternacht, und um Mitternacht war auch zu Rotterdam Alles ſtill und todt.

Dritter Rahmen.

Fahrt nach Breda.

Es iſt eine unbillige Forderung, die Leſer empfindſamer Reiſen gewiß nicht an mich machen, daß ich von Rotterdam nach Antwerpen fliegen oder ſpringen ſoll; bietet gleich der Weg dahin einem Genrebildermaler nichts ſonderlich Merkwürdiges dar, ſo läßt ſich doch Einiges ſkizziren. Die Rotterdamer Dili-

gence geht unvernünftig früh für den Herbſt, ich glaube um 4 Uhr, ab, wo es noch völlig finſter iſt. Dies iſt freilich für manche Bilder das vortheilhafteſte Licht, aber doch nicht für einen, der da erſt malen will. Ich portraitire ſchlecht, ſonſt könnte ich hier ein herrliches Carricaturblatt liefern, von gähnenden, überwachten und langweiligen Geſichtern, denen aller Lebensmuth bis zu dem Grade erloſchen war, daß ſogar die Pfeifen erloſchen und kalt in den ſchief gezogenen Mundwinkeln hingen. Alle dieſe Phyſiognomien ſahe ich bei ſchwachem Laternenſchimmer; aber ich ſahe ſie nicht lange, denn ich war eben ſo überwacht von einem langen Abendgeſpräch und zu frühem Aufſtehen, wie meine Reiſegefährten, welche zum Theil die Nacht hindurch gefahren waren. Ein unangenehm kühler Wind und feuchter Morgennebel weckte uns. Es ereignete ſich der höchſt verdrießliche Umſtand, daß ich — in der Welt haſſe ich nichts ſo ſehr — ausſteigen mußte, weil das Ungeheuer von Diligence mit ihrer lebendigen Laſt befrachtet ſonſt nicht hätte in eine Fähre kommen können, um über irgend einen, ich weiß nicht welchen, der tauſend Arme des Rheinſtromes zu ſetzen, mit denen er dieſe Gegend, ſchon halb mit Seewaſſer untermiſcht, durchſchneidet.

Dies begegnete uns noch öfter. Nach und nach

wurden wir durch das Aussteigen muntrer, und schenkten der von breiten Wasserzügen belebten und erfrischten Gegend eine etwas lebhaftere Theilnahme. Ich male in meinen Rahmen besonders die schönen Glockenthürme ein, die wir in allen kleinen Orten, welche wir passirten, sahen. Was Kirchen und Thürme anlangt, so ist Holland darin überhaupt das reichste Land auf dem Continent.

Besonders, Leser meiner empfindsamen Reise und Beschauer meiner Genrebilder, ersuche ich Euch, den Hauptkirchthurm von Dortrecht wohl in Betracht zu nehmen, der sich ganz prächtig ausnimmt. Zumal aber von der Rückseite, vom Meere her. — Vom Meere? — Allerdings, denn hinter Dortrecht müssen wir den Anfang der berüchtigten seewischen Strömungen, hier die Dortrechter Kille genannt, passiren. Den unkundigen Reisenden überrascht dieser Zug des Bildes außerordentlich. Denn plötzlich sieht er sich am Meere, oder doch an einem meerähnlichen See, wo ein stattliches Dampfboot vor Anker liegt. Er schätzt das jenseitige Ufer wohl eine Stunde weit, und nach Norden hin sieht man kein Ende der Fluth mehr. Am ähnlichsten ist dieses Gewässer, dem Anblick, wie seiner Natur nach, unsern heimischen Haffs. Denn auch den Schiffen sind die seewischen Strömungen höchst gefährlich, und ich könnte

Euch von manchem furchtbaren Sturm und Schiffbruch erzählen, der ſich in dieſen ſeewiſchen Fluthen ereignet hat *). Für jetzt lächelten ſie aber nur, und ſpiegelten den blauen Himmel klar ab. Die Diligence hielt; wir ſtiegen aus; es wurde eine Brücke geſchlagen; der Wagen rollte ins Dampfſchiff; wir trottirten nach; eine corpulente Dame glitt auf dem ſchlammig-fettigen, mit Steinen und Muſcheln bedeckten Ufer aus und drückte eine doppelte Pantheons-Rundung im weichen Erdreich ab; die phlegmatiſchen Holländer ließen ſie ruhig, ohne ihr Hülfe zu leiſten, wieder aufſtehen und lachten ohne Hehl, da ſie ſahen, daß Alles ganz geblieben war; endlich hatten wir ſämmtlich auf dem Dampfboote Platz genommen, die Schaufeln rührten ſich — wir ſchwammen luſtig hinüber nach Brabant.

Dies alles, denke ich, nimmt ſich im Rahmen des Genrebildes ſehr gut aus. — —

Meine Leſer! die Sache iſt jetzt von höchſter Ernſthaftigkeit; ich muß vielleicht aus einem Genremaler

*) Unter der Ueberſchrift „Aus Heinrich's Denkwürdigkeiten", Denkwürdigkeiten von großem Intereſſe, die ich in Holland geſammelt habe und vielleicht nächſtens herausgeben werde, habe ich's bereits in meiner Zeitſchrift „Berlin und Athen" gethan.

ein Schlachtenmaler werden. Denn so wie wir den Fuß an Bord setzen, befinden wir uns auf dem Kriegstheater, zwar vorläufig noch hinter dem Hauptheere, aber doch auf dem classischen Boden des zehntägigen Feldzuges, der den Kriegsruhm der Belgier für ewig glänzend in die Tafeln der Weltgeschichte eingeschrieben hat.

Binnen zwei Stunden sind wir in Breda, dem Hauptquartier des Prinzen von Oranien. Hier kann ich, wenn auch kein Schlachtenstück, doch wenigstens ein militairisches zeichnen; denn auf dem Markte ist Parade der Holländer, und an der Hauptwache werden wir angehalten. Wer hier nicht mit einem Passe vom Prinzen von Oranien selbst versehen ist, wird nicht durch die Vorposten gelassen, sondern entweder zurückgewiesen, oder muß nach Tilburg wandern, wo der Prinz mit seinem Stabe liegt. So erging es zwei Hans Narren von Franzosen, die mich schon auf dem Rheindampfschiffe, dann in Cöln, hierauf in Rotterdam u. s. w. durch läppisches, laffenartiges Benehmen geärgert hatten, und denen ich trotz ihrer verdutzten Gesichter, und obgleich ich die ganze Maßregel für höchst abgeschmackt halte, den Spaziergang von Herzen gönnte. Es ist nur einer von den Zügen des holländischen Eigensinnes mehr, Belgien wie eine Art von verpestetem Lande zu behandeln, und trotz

dem, daß der Krieg nur nominell beſteht, und eigentlich der vollkommenſte Friede herrſcht, allen Verkehr zum Schaden der beiderſeitigen Bewohner völlig zu hemmen. Denn erſt ſeit drei Wochen konnte man die Straße über Antwerpen überhaupt paſſiren, doch nicht ohne eine Menge von Formalitäten; — aber nur holländiſcher Seits, denn die Belgier, ſo wenig ich ihnen ſonſt den Beinamen vernünftig geben möchte, ſind es hierin und legen einem mit geordneten Päſſen reiſenden nichts in den Weg.

Iſt das aber Genrebilder-Stil? Oder Schlachtenmalerei? Dieſe breite Reiſebeſchreibungs-Canzleiſchrift?

Geduld; ich bin am

Vierten Rahmen.

Landſchafts- und Genreſtück von Breda bis Antwerpen.

Wir ſind nun ſchon in Brabant, und Alles bekommt einen andern Anſtrich. Das Frühſtück in Breda hat ſchon mehr einen flandriſch-franzöſiſchen, als einen holländiſchen Charakter; der Kutſcher, mit dem wir zu einer Fahrt nach Antwerpen dingen,

preßt uns ſchon ächt franzöſiſch durch allerlei Flunkereien und Halbwahrheiten, auch hat er bereits eine blaue Bluſe an.

Inzwiſchen ſitzen wir doch bald in einem guten Wagen, zwei öſterreichiſche Capitaine (Bianchi, Italiener), ein Herr Smidt aus Brüſſel und der Empfindſame. Es geht raſch vorwärts. — Alle Teufel! Nimmt denn der Pflaſterdamm kein Ende? Wir ſind ja ſchon eine Viertelſtunde von der Stadt?

„Was Pflaſterdamm? Wir ſind in Brabant, mein Herr! Dies iſt eine brabanter Chauſſée, die läuft ſo durchs ganze Land. Die holländiſchen Klinkern haben ein Ende.“

Nun, den belgiſchen Chauſſéegeſchmack laſſe ich ihnen gern. Grob behauene Steine, wie unſere nach Lütticher Art gepflaſterten Straßen, auf denen der Wagen ſchwer, unausſtehlich raſſelnd, dahinrumpelt, und der Koth bei naſſem Wetter gräßlich iſt. — Es lebe Holland! — Aber was iſt das? Welch ein unförmliches Haus, nur mit Stroh gedeckt, ſchmuzige Fenſter!

„Ei, mein Herr! Die reinlichen, ſaubern holländiſchen Häuſer haben hier ein Ende; ſo lebt und wohnt der brabanter Bauer.“

Sehr ſchön! Holzſchuhe, wie die Blockräder, blaue ſchmuzige Blouſen, rothe Galgenſtrickhalstücher um

die Kehle, graue Gurgeln, ein erdfahles Gesicht — prächtige Figuren zu einer Genremalerei.

Halt!

Was soll das?

Hier ist die holländische Verpestenkette, wir sind zu Großzünder (Grootzünder), hundert Schritt von hier ist das belgische Territorium. — Die Pässe heraus. — Visitation, Confrontation, Oculairinspection, Examination, — endlich Absolution. — Vorwärts; wir fahren weiter.

Halt!

Zum Henker, was stört mich denn nun wieder im Malen!

Dies ist der belgische Verpesten. Abermals Visitation, Confrontation, Inspection — kurz lauter tion-tion-tion. —

Gott sei Dank! Nun hat Alles ein Ende. Wir sind glücklich über die Feindseligkeitslinie gekommen, ohne in ein Tirailleurgefecht zu gerathen. Und doch stand rechts am Wege eine Kanone, und auf jeder Anhöhe von drei Zoll ein Posten mit gefälltem Gewehr. — Dort steht das erste ächt belgische Wirthshaus. — Vom Wirth bis zum Stallknecht lauter blaue Rücken, d. h. Röcke, nämlich Blousen. Die Kinder an der Brust der Amme haben schon Holzschuhe an. Der „Mynheer" hat sich in einen „Monsieur" ver-

wandelt. Das Französische ist aber etwas lendenlahm, weil es immer durch den Koth des belgischen Patois waten muß, welches das Volk redet, oft ohne nur Französisch zu verstehen. In Holland kocht man kein Fleisch, alles wird gebraten; hier steht die Marmite schon vom frühen Morgen an am Feuer, und aus einem kleinen Fleischstückchen wird eine mächtig lange Bouillon — so breit und tief wie die Schelde, — gesotten, mit einem Acker voll Wurzeln und Kräutern, und einen Bäckerladen voll schwammigen Brotes.

La soupe fait le Soldat!

Eh! Ich kann eine Reihe artiger Landhäuser in meinem Bilde anbringen. Gott sei Dank, vernünftige Fenster, mit Flügeln zum Oeffnen, nicht wie die verkehrten, schwerfälligen holländischen zum Emporschieben, die dem Hinausschauenden, der sich bücken muß, wie einer, der hingerichtet werden soll, gleich der Guillotine über dem Nacken hingen, und daher auch schon Manchem, wenn nicht den Kopf, doch die Hände abgequetscht haben. Nicht zu gedenken, daß diese Fenster kein Oeffnen des obern Theiles zulassen, mithin ein Zimmer nie ordentlich gelüftet werden kann. Man sollte meinen, so in die Augen fallende Nachtheile müßten eine Aenderung erzeugen; allein ein gensinniges Beharren beim Alten, ja beim Unmögli-

chen, iſt der Charakter des Holländers nicht nur in der Politik, ſondern auch im Leben. Es ſei ſo verkehrt, ſo thöricht es wolle; ehe er einräumt, daß es bei andern Völkern beſſer iſt, und er von dieſen lernen kann, behält er lieber die ſchlechteſten Einrichtungen und Sitten bei. Ja, will ein einzelner, vernünftiger Holländer das Beſſere, ſo opponiren ſich ihm ganze Gewerke, und erklären, ſie arbeiteten nicht nach dieſer Neuerung. Deshalb iſt der Holländer auch gegen alle Eiſenbahnen; es iſt wahr, ſeine trefflichen Chauſſeen und Kanäle entſchädigen ihn einigermaßen, und die Verbeſſerung würde bei ihm und den kurzen Entfernungen nicht ſo weſentlich ſein, wie in andern Ländern. Die Haupturſache, weshalb ſich die Maſſe opponirt, iſt jedoch die, daß die Belgier zuerſt eine Eiſenbahn gebaut haben. Man muß hören, wie verächtlich, herabſetzend, beſpöttelnd die Holländer von dieſen Anlagen reden! Allein, meine Herren, die Eiſenbahnen ſind wunderliche Heilige! Sie bekehren uns wider Willen. Selbſt der Abſolutismus kann ſich ihnen nicht widerſetzen, obgleich ſie, ſo gewiß wie zwei mal zwei vier iſt, den Liberalismus-Höllengeiſt ins Land führen werden. — —

O über den Pinſel, der immer den Pinſel aus der Hand legt, über ſein Gewinſel und Geſchwätz!

Nur Geduld, ich male hier gleich ein artiges bei-

gisches Wirthshaus her, wo Offiziere und Soldaten im Quartiere liegen. Es steht zwei Stunden von Antwerpen. Die Offiziere in offenen Ueberröcken, ganz französisch uniformirt, sitzen vor der Thür; einer liest den Constitutionnel, der andere trinkt einen Schoppen Wein, zwei spielen Domino, ein dritter trillert eine Ariette und schäkert mit der artigen Kellnerin. — Ei, das lasse ich mir gefallen! Ein zierliches Häubchen, ein Tändelschürzchen, ein seidenes Tuch lose in einem Knoten um den Hals geknüpft, ein gewandtes, fast muthwilliges und doch bescheidenes Benehmen — ach — das gefällt mir besser, als die phlegmatischen holländischen Figuren, die zwar oft sehr hübsch, aber so kalt, oder vielmehr so träge lau sind, daß man glaubt sie hätten am ganzen Körper kein kitzliches Fleckchen, — nicht einmal die Fußsohle.

Einige Unteroffiziere und Soldaten, die seitwärts mit einem an eine Schnur gebundenen Pfeile nach einem Ziele schießen, gehören mit zu der Gruppe, die äußerst beweglich und laut ist, und ungemein viel lache.

Warum ich dies Alles so im Detail ausmale, und meinen Pinsel dem Vorwurf der Denner'schen mikroskopischen Kleinkrämerei aussetze, statt freie, kecke Striche zu machen? — Ich will es Euch sagen, Beschauer, die Ihr vor meinem vierten Rahmen

ſtehe: damit Ihr ſehen ſollt, daß man mit einer halben Tagereiſe hundert Meilen von Holland entfernt iſt, daß man binnen einer Stunde gewiſſermaßen wie in das Herz Frankreichs verſetzt worden iſt, wo ſich die Sitte und das Leben völlig zum Gegentheil von dem holländiſchen geſtalten. Wenn das ſchon hier an der Grenze zu ſehen iſt, wie ſoll es im Innern ausſehen? Wie ſollte es möglich ſein, zwei ſo völlig divergirende Nationalcharaktere an einen Regierungswagen zu ſpannen, und ſäße der geſchickteſte Führer darauf? — Wahrlich, ich bin überzeugt, Holland hat das Gute gewollt, das Beſſere eingeſehen; allein der ſtarre, eigenſinnig am Alten, Hergebrachten feſthaltende Charakter der Holländer hätte ſich um und umkehren müſſen, um dem Belgier erträglich zu werden. Hier war keine Schuld, ſondern nur eine Unmöglichkeit! Die Urſachen zum Zwieſpalt lagen tief da; die Veranlaſſungen waren freilich größtentheils gemacht, vom Zaun gebrochen, erheuchelt, und darum hat ſich Belgien auch in vielen Beziehungen ſchwer ſelbſt beſtraft. — Doch das Alles gehört nicht in mein Gemälde, ſondern erklärt und rechtfertigt es nur. —

Ich retouchire nun den Hintergrund ein wenig. Viel Waldung, Buſchwerk, einzelne Häuſer; lauter Flecken, die des Anbaues bedürftig erſcheinen, und wo man ſich anbauen möchte. Ein ebenes Land mit

ſchwerem Boden, und wie es ſcheint, mit guten Jagdrevieren. Allein die Dämmerung hindert mich, weiter zu malen, und ich höre daher auf, bis ich mich vor Antwerpen hinſtellen und portraitiren kann.

Fünfter Rahmen.

Antwerpen.

Nun könnt Ihr auf etwas gefaßt ſein, Beſchauer meines Gemäldes! Hier iſt Stoff, denn ich habe das alte, berühmte, reiche Antwerpen zu malen, das Antwerpen, welches durch die Belagerung im ſpaniſchen Kriege mit dem Ruhm Sagunts wetteifert, das durch ſeine Kathedrale mit Straßburg und Cöln in die Reihen tritt, auf ſeinen Rubens ſo ſtolz ſein darf wie Nürnberg auf ſeinen Dürer, Urbino auf ſeinen Raphael; das Antwerpen, welches durch Glanz und Reichthum im Mittelalter die Perle in der glänzenden Krone niederländiſcher Städte war, das Antwerpen, von wo aus Napoleon ſogar das Piſtol auf das Herz des großbritanniſchen Handels geſpannt zu halten dachte, das Antwerpen, deſſen Flammen noch jüngſt

ihren Feuerschein über den ganzen verfinsterten Horizont Europas warfen, und in deren Glanz ein greiser Held unsterbliche Lorbeern auf die gebleichten Locken drückte. — Wir wissen, daß die prächtige Schelde ganze Kriegsflotten birgt, daß das ungeheure Becken des Hafens die Seemächte aller gebildeten Nationen aufnehmen kann, daß hier das große Aus- und Eingangsthor des Verkehrs für das Herz von Europa ist. — Welch ein Leben, Treiben, Drängen, Wogen, Brausen, Toben wird uns in diesen Gassen empfangen! Wie abenteuerlich großartig muß uns das Volksgewühl beim Schimmer tausender von Laternen, im Wiederschein der prächtig erleuchteten Fenster und Läden, in den vom Verkehr fast gesperrten Straßen erscheinen!

Seltsam! Wir sind doch nun schon längst durch die Außenwerke herein, wir fahren nicht mehr durch Vorstadtsgassen mit kleinen Häusern, sondern ganz ansehnliche Gebäude, ja wahre Paläste fliegen am Wagenfenster vorüber. Und doch alles so still wie auf einem Kirchhof? —

Wir halten. — Hier? — In diesem öden Theile der Stadt? — Hier sollte die Diligence, in die wir von der Grenze an gestiegen sind, anhalten?

Es hat geregnet. Das wird die Antwerper in den Häusern halten; sie scheuen schlechtes Wetter. —

Aber die Läden könnten doch noch offen sein; es ist ja kaum acht Uhr? —

Der Ort, wo die Diligence anhält, sieht aus wie ein heruntergekommener, vormals großer Gasthof. Ein öder Flur, eine spärlich brennende Laterne, einige zerlumpte Faquinos, die das Gepäck auf Karren laden. Wir sind froh, endlich fortzukommen nach dem Hotel St. Antoine an der place verte. Unser Weg führt durch einige breite, schöne Straßen, aber so todt, so verödet, als wären alle Bewohner geflüchtet, oder die Stadt durch eine große Pest ausgestorben. Sogar Potsdam, das öde, langweilige Potsdam, voll bettelarmer und bettelstolzer pensionirter Generale und Hofschranzen, sogar Potsdam, dieser wahre Sammelplatz aller preußischen Don Ranudo's di Colibrados, ist an einem regnerischen Winterabend belebt gegen die Gassen von Antwerpen um 8 Uhr, im September, nach einem warmen Tage, an dem es zwar stark geregnet, aber doch schon längst aufgehört hat. — Welch ein Gegensatz zu dem kolossalen Leben in Rotterdam, das mir noch mit den frischen Farben des Gestern vor der Seele steht! —

Im Hotel St Antoine indessen befinden wir uns vortrefflich. Es hat keinen Wirth, sondern eine Wirthin, eine angenehme Frau von etwa vierzig Jahren, zierlich, reinlich, ja elegant; nur etwas kalt vornehm,

nicht die wohlthuende Zuvorkommenheit deutscher feinerer Gastwirthe. Wir treten in einen großen, glänzend erleuchteten Hof. Von hier aus gehen die Thüren und Treppen zu den einzelnen Zimmern hinauf; die ganze Mauer ist mit Klingeln bedeckt, unter denen die Nummer der Zimmer steht. Seltsamer Weise scheinen von dem Speisesaale aus keine Corridors zu den Zimmern zu führen, sondern man geht mit den Lichtern quer über den Hof. — Ein schönes Eckzimmer, dessen Fenster nach einer Straße hinausgehen, die so todt ist wie alle übrigen, wird zu meiner Malerstube. — —

Ich gehe in den Salon, wo alles in bunter Willkür soupirt, dinirt, Thee, Kaffee, Wein trinkt. Die Mittagszeit ist die einzige, wo man sich gemeinsam und geordnet zu Tische setzt, Abends herrscht Willkür, Anarchie.

Ich speiste indessen sehr gut mit einigen französischen Architekten, von denen der eine, ältere, eine so spitze Nase hatte, daß ich fürchtete, er werde die Schnepfen damit aufspießen, auf die sein begieriger Blick sich unverwandt geheftet hatte.

Dies sind aber alles die Nebenpartien meines Bildes, die ich nur deshalb so ausführe, weil die Hauptpartie leider nicht in ein günstiges Licht zu

ſetzen iſt, wegen eines grauen Regentages, der Nachmittags zu einem wahrhaft ſtrömenden wird.

Nach einer Nacht des beſten Schlafes in den unübertrefflichen elaſtiſchen, breiten, franzöſiſch-niederländiſchen Betten (es geſchieht nur aus Stil-Rückſichten, daß ich nicht noch ein Dutzend Adjectiva, wie reinlich, leicht, geſchmackvoll, gardinenbeſchirmt u. ſ. w. hinzufüge) erhob ich mich ziemlich früh, that einige ſkizzirende Striche in meinem Reiſezeichenbuche — es iſt das, was dem Leſer jetzt gedruckt vorliegt, alſo eine Federzeichnung — und machte mich dann mit einem Lohnbedienten auf, um alle maleriſchen Punkte Antwerpens aufzuſuchen, und ſogleich unter meinen Rahmen zu bringen.

Schon aus dem erſten Theile weiß man, daß ein empfindſamer Reiſende kein gelehrter iſt, und man ſich bei ihm vergeblich über das Rath zu erholen ſuchen wird, was ein ſolider Voyageur für ſein Geld ſehen will, wenn er ſich einmal auf die Schnellpoſt geſetzt hat.

Ich ſah das freilich Alles auch, und will es auch hier in den Rahmen meines Bildes bringen, aber ſo in den Hintergrund, daß ein myſtiſcher Nebel darüber hinzuziehen ſcheinen ſoll.

Jeder Reiſende wird, wie ich, die St. Jakobskirche beſuchen, wo ſich die Rubenskapelle, funfzehn

Jahre vor dessen Tode erbaut und mit einem von ihm gemalten und geschenkten Gemälde geschmückt, befindet. Dieses stellt das Jesuskind dar, wie es dem heiligen Hieronymus gebracht wird; der Meister selbst hat sich im Harnisch darauf abgebildet, nebst seinen Frauen und seiner schönen Muhme und Geliebten Lunden. Das Bild dieser leztern, bekannt unter dem Namen „der Strohhut" (Chapeau de paille), war eines der berühmtesten Portraits von Rubens, und befand sich vor 12 Jahren noch im Besitz eines Herrn van Havre Steers, von dem es der berühmte Sir Robert Peel für 60,000 Fl. kaufte. — Die St. Jakobskirche hat noch eine große Anzahl herrlicher Bilder von Rubens und seinen Schülern, insbesondere van Dyk. — Eben so die Dominikuskirche, welche meines empfindsamen, aber durchaus nicht architektonisch gewichtigen Erachtens, die würdigste im Bau von allen Kirchen Antwerpens ist. Zu dieser Kirche wird viel gewallfahrtet, indem sie einmal zwölf große Bilder, die Leidensstationen Christi darstellend, enthält, die nicht nur als Gemälde, sondern auch als heilig und wunderthätig berühmt sind; und zweitens in einem anstoßenden Raum, einer Art von Hof, einen berühmten Calvarienberg besitzt, wo die Stationen durch Gipsbildsäulen dargestellt sind.

Man erwartet, daß ich jezt in die berühmte Ka-

thedrale gehe und den 466 Fuß hohen Thurm derselben besteige; allein man irrt. Ich will dieselbe in den Vordergrund meines Bildes stellen, und male sie daher zuletzt. — Zuerst also, was ich undeutlich vorschimmern lassen will. — Dahin gehört das Museum, oder die Bildergalerie, zu der man durch einen alten Klosterhof eingeht, und sich dann in zwei kirchenartigen Räumen befindet (sie dienten auch ehemals zum Gottesdienste), wo die reiche Sammlung von Gemälden, fast alle aus der niederländischen Schule, aufgestellt ist. Hier ist die ächte Schatzkammer, das Sanktuarium, die heilige Bundeslade für die Aufbewahrung der Rubens'schen und van Dyk'schen Wunderwerke. Ich malte gern einige davon hier näher ab, allein es ist, — der elendeste Pfuscher von Maler weiß das — ganz wider die Aesthetik, ein Bild in einem Bilde zu malen.

Jetzt aber, Freunde, tretet vor meinen Rahmen, und sehet genau hin. Wir kommen ans Ufer der Schelde. Welche historische Erinnerungen begrüßen hier einen Maler und empfindungsvollen Reisenden! Dort unten lag die berühmte Schiffbrücke, durch welche der Herzog von Parma die Schelde gesperrt hatte; von hier aus trieben Gianibelli's Brander den königlichen Strom hinab, um sie zu sprengen, was ihnen freilich nur halb für den Erfolg, aber doch ganz für

den Ruhm des Archimedes von Antwerpen, wie ihn Schiller nennt, gelang. Doch wir haben nicht nöthig, uns auf Ereigniſſe zu beſinnen, die vor 210 Jahren vorgingen. Die Gegenwart iſt eben ſo mächtig! Auf dieſem Strome lag die holländiſche Flotte, — dort erblicken wir die Citadelle, die Chaſſé vertheidigte, bis ſie ein Steinhaufen war, — dieſe Quais, dieſe Straßen flammten in furchtbarer Feuersbrunſt, daß die Schelde im Wiederſchein einem Lavaſtrome glich — hier ſchmetterten die Kugeln ein, tobte verwüſtender Kampf — jene Wellen theilten ſich und bebten unter dem majeſtätiſchen Donner, der van Speyk's heldenmüthige That allen geſitteten Völkern des Erdballes verkündete, — auf dieſem breiten, ebenen Strome ſchiffte Napoleon in einem kleinen Nachen und ſpähte mit dem Adlerblicke umher, wie er von hier aus ſeine alte Urfeindin, die freie Britannia, tödtlich ins Herz verwunden wolle! — —

Dort ſehen wir die Werkſtätte, wo er ſeine Donnerkeile zu ſchmieden gedachte! Es ſind jene prächtigen Becken zur Ankerung der Schiffe, dieſe Wunder der Waſſerbaukunſt, welche er, wie Alexander den Damm gegen Tyrus, in die mit der See gemiſchten Wellen der Schelde thürmte, um von hier aus das unerreichbare England zu erſchüttern. O, verſunkene Herrlichkeit! O, untergegangene Größe! Mit wel-

chem trägen Schneckengange haben deine Nachfolger, gigantischer Mann, das weiter geführt, was du mit Blitzesschnelle des Gedankens und der That wie durch Zauberkraft entstehen ließest! Ihr Fördern gleicht einem Versumpfen und Einrosten, denn ihr Weiterarbeiten geht langsamer, als des fressende Nagen der Zeit, und so wird mehr des Vorhandenen zerstört und zu Grunde gerichtet, als des Neueren geschaffen. Der Schlag der Revolution, unvermeidlich, aber unselig, lastet vollends lähmend auf diesem Mittelpunkte zusammengedrängter Thatkräftigkeit. So sind denn diese Becken jetzt ein Anblick der Trauer; denn sie, die früher einen Wald von Masten der größten Kriegsschiffe zeigten, die im Sonnenstrahl ein ganzes Gebirg flatternder Schneegipfel von Segeln entfalteten, wo der Glanz der Kanonenmündungen sich tausendfach blitzend kreuzte, wo kriegerischer und handelsthätiger Verkehr im brausenden Wetteifer die Woge des Meeres selbst übertönte — diese herrlichen Becken, jetzt liegen sie fast todt und verödet. Eine spärliche Reihe von Masten und Spiren zieht sich um sie her, wie eine kahle Hecke, der der Winter das Laub abgestreift hat; ein elender, kümmerlicher Verkehr herrscht auf diesen kleinen Schiffen; man sieht kaum einen Dreimaster, keinen Ostindienfahrer, kein großes Kauffahrteischiff überhaupt mehr! Hier erkennt man mit

einem Blick, weshalb Antwerpen sich so widerstrebend der belgischen Bewegung anschloß, die nur aus dessen südlichen Provinzen erklärt werden kann; die Schelde ist die Pulsader seines Lebens, Holland durchschneidet sie, es welkt kraftlos dahin. Darum gestern diese todten Gassen, die sonst ein wogendes Gebrause, mächtiger als das in Rotterdam, erfüllte; darum auch heute jene öde Stille, jenes Schweigen großer, spärlich bewohnter Paläste; darum dieser Verfall im Hafen und in den Hafenbecken, diese als neue Ruinen dastehenden Entrepotgebäude, innerlich unvollendet, die Fenster mit Bretern verschlagen, der unheimliche Anblick eines stockenden Baues, weil der Goldquell, aus dem er auftauchen muß, aufgehört hat zu fließen. — —

Mein Cicerone war zugleich ein Cicero der alten Zeit und der neuen Schrecken. Er schilderte mir, was Antwerpen vor Napoleon gewesen, was es unter ihm geworden, nach ihm geblieben, und wohin es seit 1830 gerathen war. Alle seine verworrenen Reden waren jedoch nur ein Wiederklang, oder trüber, aber wahrer Spiegel der Gegenstände um uns her; diese aber sprachen lebendiger, und so gleiteten die Worte an dem Ernste der Gedanken und Empfindungen ab, obwohl sie denselben entsprachen.

Doch halt! Eins ist Dir geblieben, du alte berühmte Stadt, du Stolz flandrischen Reichthums, belgischer Betriebsamkeit, niederländischer Kunst. Außer den beweglichen Denkmalen deines Rubens, die dir ein Eroberer durch Truppen, ein reicher Engländer (wie Robert Peel den Strohhut mit Anna Lunden's lieblichem Gesicht) durch Gold entführen kann, besitzest du eins, das dir niemand entführt, auch nicht die Zeit, wenn man ihren langsamen Verrath durch ausdauernder Widerstand entkräftet. Das ist deine Kathedrale, die dritte im Bunde der höchsten Thurmwachten Europas, welche (St. Peter, der Münster zu Straßburg und der Dom zu Antwerpen) die Durchschnittslinie von dem mittelländischen Meere nach der Nordsee bilden. Verdient aber ein solches Werk nicht einen eigenen, und zwar

Sechsten Rahmen,

in den ich aber weniger die Ansicht, als die Aussicht, die der Thurm giebt, male? — Doch auch ein wenig von der erstern. Mein schönes Hotel St. Antoine giebt mir dazu den besten Standpunkt, denn jenseit des breiten Platzes — la place verte, aus den

Revolutionskämpfen merkwürdig erinnerlich — ragt der mehr wunderliche, als wunderbare Thurm dicht hinter einer Reihe Häuser empor, zu der man durch ein kleines Gäßchen gelangt. Ich muß dir, während ich dich abzeichne, eine kleine Rede halten, berühmter Thurm. Weshalb stehst du erstlich nicht auf dem breiten freien Platze selbst, sondern ähnlich den meisten deiner Collegen, auf einem von Häusern viel zu umschränkten Raume? Ist es doch ordentlich, als habe ein Fluch bei dem Baue dieser mächtigen Könige der Thürme des Mittelalters gewaltet, daß fast keiner Raum genug in der Breite um sich her hat, für ihre Höhe. Ihr Vorfahren, die Ihr so verschwenderisch waret mit Kräften, Geld und Zeit, warum waret Ihr so geizig mit Platz, daß man jetzt für den doppelten Werth der Summe, die Kirche sammt Thurm kosten, Häuser ankaufen muß, um die Engbrüstigkeit zu heilen, an der alle diese Machtbauten leiden! Dir sage ich das ganz besonders, Antwerpener Dom; denn glaube nicht, weil etwas Raum um dich her ist, das sei genug, es bedarf großen, sehr großen, freien Raumes, und ich würde mich nicht damit begnügen, den äußern Häuserring zu kaufen, sondern dir einen Büchsenschuß Platz nach allen Seiten schaffen (dreihundert Schritte wenigstens), denn das ist der rechte Brennpunkt, in dem man Dich, den Dom zu

Cöln, den Münster zu Straßburg, den Stephan zu Wien betrachten müßte, um Euch ganz Eurer würdig auf der Netzhaut abzuspiegeln. So also setze ich dich in Gedanken, auch hier in meinen Rahmen, Thurm. — Im genaueren Zeichnen mißfällt mir manches an Dir, gemischter, wunderlicher Stil, Schnörkeln, kleinliche Theilung der Verhältnisse, doch im Ganzen wirkst du dennoch erstaunenswürdig, denn du bist hoch, reich, vielgezackt und durchbrochen. Bei Bauwerken ist, wie bei Bergen, zuvörderst die Masse die Hauptsache; sie wird ihre Bedeutung nie verfehlen, denn sie bildet das materielle Uebergewicht, ein Moment des geistig Erhabenen, weil sich daran die Macht schätzt und mißt, die das Werk gestaltete. Nächstdem kommt die Form in Betracht; ist sie nur nicht plump, so wird sie gleichfalls ansprechen, weil die zierliche Gestaltung großer Massen von einer leicht gehandhabten Beherrschung der Kraft zeigt, die uns ebenfalls fesselt. Ein krystallinisch regelmäßiger Bau, mit vielen Zacken, Durchbrüchen, Spitzen, ist niemals häßlich, sondern läßt die schwerfällige Masse leicht, zierlich erscheinen, wie gezackte Fels- und Baumgipfel der Bergmasse Anmuth verleihen. Endlich ein reicher Bau beschäftigt den Verstand des Auges lange, wenn gleich der Reichthum ein wenig verwirrt ist, wie bei dir, Antwerpner Riese. — Am schönsten ist's frei-

lich, wenn Einfachheit den Reichthum klar erscheinen, Verhältnißmäßigkeit die Massen verschwinden läßt — doch dies ist bei Antwerpens Kathedrale nicht der Fall. Auch buhlt sie nicht an Würde mit Cölns, Wiens und Straßburgs Domen — bleibt aber doch ein staunenswerthes Werk.

Zumal die Kirche, die ich jetzt auf die Tafel in meinem Rahmen tracire. Schade nur, daß sie wenig Ueberreste der Glasmalerei hat, und so im innern Raume kein dunkel-romantisches, sondern ein zu flach alltägliches Licht herrscht.

Aber doch weht uns ein Geist des Großen und Heiligen an, wenn wir in diese hochgewölbten Hallen treten. Er strahlt aus von zwei unsterblichen Gemälden, die zwei still waltenden Gottheiten ähnlich, feierlich hehr auf uns herabschauen. Es ist die Kreuzaufrichtung und die Kreuzabnahme von Rubens, zwar uneigentliche Namenbezeichnungen, aber die, unter welchen jene berühmten Kunstwerke allgemein gekannt sind. Schildern werde ich sie nicht, es gehörte ein Winckelmann der Malerei dazu; doch wie sie zu mir gesprochen von ihrer ernsten Höhe, das darf, das muß ich weiter sagen. Sie reden wie Christus selbst, wie die erhabenen Wahrheiten des Glaubens, dessen symbolische Verkündiger sie sind. Der eitle Gedanke verstummt in der Brust vor ihrer ernsten

Stimme, die an die Nichtigkeit des Vergänglichen mahnt, die Unfehlbarkeit des Unvergänglichen ankündet. —

Der Blick, der gefesselt auf ihnen weilt, sondert uns, wie der brünstige Gedanke des Gebets, von der Außenwelt. Das Geräusch umher, die unruhige Beweglichkeit, die in den großen Räumen katholischer Kirchen herrscht, wird unsern Sinnen eben so wenig bemerkbar, wie den Betenden, die dort auf den Stufen der Kapelle, oder in jenen Beichtstühlen knieen. Die Messe wird am Hochaltar gelesen; hier trägt man einen Sarg durch die Kirche, dem Leidtragende folgen; — dort kniet ein weinendes schönes Mädchen bei ihrem Rosenkranz und betet andächtig, vielleicht für den verlorenen Geliebten; — Fremde gehen leise über das Mosaikpflaster, im Anschauen des Gebäudes und seiner einzelnen Kunstwerke verloren; — ein stetes Kommen und Gehen, Geräusch, Musik, Glöcklein beim Meßamt, Glockenschlag vom Thurme herab — und doch ein großartiges, stilles Sein, eine fühlbare Gegenwart des höheren Geistes, der in den hohen Räumen weht, und uns in reinster Erhabenheit aus den tiefsinnigen Kunstwerken anhaucht, die seinem Wirken in menschlicher Brust entsprossen sind. — —

Durfte ich aber wohl solche Gemälde in meinen Rahmen zu bringen wagen? — Ich zeige Euch nach

dieſem in erſter Dämmerung gehaltenen Vorgrunde, nach dieſem kirchlichen Grabes- und Nachtſtück, einen reichen, fernbeleuchteten Hintergrund, die Herrlichkeit der Welt, aber nicht ihre ſcheinbare, ſondern ihre wahrhaftige, in der der Geiſt Gottes eben ſo erhaben, doch im blendenden Kleide des Lichtes wohnt. Dazu müßt Ihr aber wohlgezählte fünfhundert und vierzehn Stufen mit mir emporſteigen, die Euch auf die Galerie des Thurmes führen; um in die höchſte Spitze deſſelben zu kommen, hätten wir noch bis ſechshundert und ſechszehn weiter zu zählen, und ſtünden dann 466 Fuß hoch über der Sohle des Kirchenſchiffes, oder der place verte, die mit dem Hotel St. Antoine zu unſern Füßen liegt. Wir begnügen uns mit den 514 Stufen und 384 Fuß (faſt vier Mal die Schloßhöhe Berlins), auf der wir jetzt ſtehen, weil ſich von hier das Bild, das ich in meinen Rahmen paſſen will, am beſten ausnimmt.

Mit Sonnenſchein und heiterm Himmel kann ich's nicht ausſtatten, denn düſtre Regenwolken ziehen über den Horizont, und der graue, aus Regenſtrahlen gewebte Schleier läßt die Landſchaft mit ihren Farben nur durchſchimmern. Dennoch, welch ein reicher Ueberblick. Ein kreuzendes Gewebe von Straßen und Plätzen zieht ſich zunächſt unter unſern Füßen hin, und wir ſitzen im Mittelpunkte, wohin alle Fäden zuſam-

menzulaufen scheinen. Nur einige einsame Nachbarn haben wir, die sich ganz nahe zu uns herüber zu neigen und ein ernstes Wort sprechen zu wollen scheinen. Es sind die Thürme und hohen Giebel der prächtigen Nachbarkirchen des heiligen Jakob und des heiligen Dominicus, die uns hier wunderbar näher gerückt erscheinen, hervorragend wie Bergkolosse über dem verworrenen Meer von Dächern und Giebeln. — Wie zwei große finstre Metallspiegel liegen die beiden Becken mit ihrer Schiffsumkränzung unter uns; ach, nur ein heller Himmel und Sonnenschein, sie müßten wie zwei Silberplatten glänzen, oder dunkelblau und mildleuchtend wie Seen von Lasur mit flimmernden Goldpunkten auf den Wellenbrüchen! Das ist die Schelde; nicht wie ein Band, nein, wie eine breite, mächtige Wasserstraße zieht sie sich zwischen der Stadt und den jenseitigen Forts hin. Hier sieht sie besonders majestätisch aus, weil sich ihr Kommen und Gehen in graues Nebelgewölk verliert, wo wir nur noch die dunklen Umrisse eines Schiffes oder Thurmes erkennen. So gleicht sie einer Tochter der Wolken und Dünste, die sich dahin wieder verliert, woher sie stammt. In breiter, ruhiger Strömung gießt sie ihre Wellen dahin, und trägt das Heer der Schiffe mit einer fast verachtenden Leichtigkeit. Warum, Freunde, kann ich nicht jetzt die Wolken theilen, die

Sonne klar und majestätisch leuchten und die holländische Flotte mit allen strahlenden Segeln heranziehen lassen? Und wenn sie vollends sich der Stadt, den Quais gegenüber vor Anker legte, die tausend Metallrachen brüllend öffnete, Blitze, Dampf und Eisen spiee, die Wälle, die Dämme, die Schiffe, die Waarenpaläste, die Prachtgebäude der Quais in Staub und Asche stürzte, daß Rauchwolken und Feuerzungen hoch empor wirbelten, und der Höllenstrom von Dampf und Funken wie eine Riesenschlange über die Stadt zöge, und sich sogar um diesen Thurmcoloß ringelte und bis zu uns hinaufbäumte — — wenn dies aber geschähe, würde es denn ein anderes Schauspiel sein, als das furchtbare, welches die letzten Jahre dieser unglücklichen Stadt gegeben, und das so manches Auge von diesem Thurmgipfel bebend mit angesehen hat? Aber es steht beides nicht in meiner Macht, Ihr Beschauer meines Bildes! — —

Nichts kann ich Euch zeigen, als die scharfen Linien der Citadelle, und die neuen, auf dem Schutt der alten aufgebauten, Kasernen darin, die dort zur Linken über dem Theater hinweg liegen. Seht Euch den Fleck nur an; der alte Held Chassé hat dort gestanden, und sein grauer gebückter Kopf neigte sich wohl der Macht der Jahre, aber nicht vor den überhin sausenden Kugeln. Er sah mit blitzenden Augen

umher, und jeder Blick zündete eine Flamme begeisternden Muthes in der Bruſt derer an, deren rühmliche Pflicht es war, ihm zu gehorchen.

Seht nur zu, Ihr, die Ihr vor meinem Rahmen ſteht; ſelbſt wenn der Nebel die Schönheit der Ausſicht hindert, es zeigt ſich Euch doch noch Manches darin, was jedenfalls merkwürdig iſt.

Und nun verweht der Wind die Dünſte! Einzelne Sonnenblicke fallen durch; der graue Regen leuchtet golden in ihrem Strahl; hinter dem Waſſerſchleier liegt das ſonnige Land, die Triften, die Felder, die waldigen Strecken, die leichten Anhöhen. Ein Stern von Landſtraßen wirf ſeine Strahlen von allen Thoren her aus, und nimmt die Stadt in ſeine Mitte.

Ueberall rauchen die Nebel aus den Feldern auf; ſie wogen und ziehen durcheinander; hier enthüllen, hier bergen ſie uns die Ferne; jetzt führt der Nordwind ſie weit hinaus der See zu, und wir folgen der Schelde in unabſehbarer Weite, wo ſie ſich in Himmel und See verliert. Ein Schiff mit vollen Segeln nutzt den günſtigen Wind und ſchwimmt ſtolz hinab; es taucht in eine Nebelwolke, es iſt verſchwunden, nein, es bricht wieder durch und leuchtet im Sonnenglanz. Im Hafen wird es lebendig; der Schiffer ſpürt den Wind in ſeinen Wimpeln und rüſtet ſich, ihn zu nutzen. Doch wehe uns! Er führt uns aus

Südwest dort ein ganzes Gebirge von schwarzen Wolken herauf, die wie Walkyren durch den Himmel stürmen, und sich über die Stadt zu wälzen drohen. Jetzt kommen sie heran; nun haben sie den Thurm erreicht; sie schlagen die nassen Flügel um unsere Wange, ein peitschender Regen erkältet uns. — Verflucht! Meine Brille wird ganz blind! Ich bin der empfindsamste Reisende unter dem Monde, aber dabei male der Teufel weiter!

Siebenter und letzter Rahmen.

Leser! Bilderbetrachter, — vielleicht Bilderstürmer oder Verfluchter, wenn Euch die meinigen erst vor Augen gekommen sind, — ich hatte es noch schlimm genug mit Euch im Sinn. Ich wollte Euch noch der Himmel weiß wie viel Reisesatyren, »Episteln, »Idyllen, »Jeremiaden, »Skizzen, Bilderrahmen et caetera, et caetera geben. Eine Reihe Eisenbahnbetrachtungen, Brüsseler Bilder (ich könnte sie Brüsseler Spitzen nennen, da sie höchst elegant ausfallen sollen), Ardennenblicke, — Aachener Badebelustigungen, — Düsseldorfer Kunstphantasieen — westphälische Schinken

und Göttinger Würste — Harztableaux — Blocksbergstänze, — Elbbeobachtungen, kurz, noch Schüssen ohne Zahl wollte ich Euch vorsetzen — und zuletzt mit einem Trunke klaren Spreewassers schließen. Allein es ist unmöglich; zwei Bändchen soll ich contractlich nur liefern, und es würden drei, vier, sechs, wenn ich alles aus dem Reisekoffer holte, was noch darin steckt. Ich komme daher zum Schluß und setze das letzte Bild auf die Staffelei.

In seinen Rahmen fasse ich etwas, das heut alle Welt bewegt, und erwecke ich Euch durch meine Malerei kein Interesse, so thut es doch mein Stoff, — die Eisenbahn, oder vielmehr die Fahrt auf derselben von Mecheln nach Brüssel, die ich hier im ächtesten Genrestil darzustellen denke. Man gönne mir aber zuvor einiges ernsthafte Vorreden zu meinem Bilde, ungefähr wie ein Guckkastenmann es zu machen pflegt. Noch vor zwei oder drei Jahren gab es — einige kleinere, nur für einen bestimmten Geschäftsbetrieb angelegte Streken abgerechnet, — nur zwei Eisenbahnen in Europa, die Liverpool-Manchester-Bahn und die von St. Etienne nach Lyon, von denen man hörte und sprach. Die letztere aber war gegen die erste so ganz unbedeutend, da sie mehr für die Benutzung der Steinkohlenminen als für das Publikum angelegt ist, daß man unter der Eisenbahn doch ei-

gentlich immer nur den Weg von Liverpool nach Manchester bezeichnete, gar traurig eingeweiht durch den Tod eines großen Mannes, Huskisson, gewiß aber das sinnvollste Grab und Denkmal, welches einem Handelsminister gesetzt werden konnte. — Damals zwar sagte eine englische Zeitung: „Die Eisenbahn, welche dem Transporte ungekannte und unerhörte Mittel eröffnet, möge ein noch so vortheilhaftes Institut sein, doch war es zu theuer erkauft mit dem Verluste eines solchen Mannes." — Diese Worte fand man schön, und damals wahr; ein Beweis mehr, wie wenig der Mensch große Ereignisse, die ihm nahe stehen, zu überblicken vermag. Huskisson war ein ausgezeichneter, ein trefflicher, ein großer Mann; allein hätte er auch gelebt, bis die Altersschwäche seine Geisteskraft entschlummern ließ, was würde er für die Welt, für Europa, ja nur für England zu thun vermocht haben, das der Wichtigkeit nur dieser einen Eisenbahn, die ihm den Tod brachte, auf die Dauer für sein Vaterland gleichkäme? Einige gute Handelseinrichtungen und Principien, die sich doch von selbst herausbilden müssen, hätte er um einige Jahre früher zu Tage fördern können; England wäre vielleicht schon jetzt um etliche gute Gesetze reicher, die nun erst in dem nächsten Jahrzehend erlassen werden; denn gute Gesetze geben aus einem Bedürfniß der

Zeit hervor und sind also eine Nothwendigkeit, die zuletzt immer eintreten muß. Der, welcher sie giebt, aber ist meist nur der Operateur, welcher ein reifes Geschwür öffnet und somit die Beschwerde um einige Zeit früher lindert, als sich die Natur (und diese doch vielleicht noch zeitgemäßer und kräftiger) geholfen hätte. Ruhm und Ehre dem Verfechter der Handelsfreiheit, dem großen Huskisson! Allein seine Wichtigkeit für die Welt ist im Verhältniß zu der der Eisenbahnen so gering, daß schon heut, wo man die bevorstehenden Umwälzungen, die sie auf ihren pfeilgeschwinden Rücken herbeiführen müssen, nur ahnet, wo noch niemand sie, auch nur den gröbsten Umrissen nach, geschweige im Einzelnen in ihrem ganzen Umfange, in ihrer unermeßlichen Ausdehnung übersehen kann; daß, sage ich, schon heut tausend Männer wie Huskisson als ein unbedeutendes Moment gegen den einen Gedanken der Eisenbahn verschwinden, so daß man für jede neue Eisenbahn tausend Huskisson's opfern könnte und doch nicht zu theuer kaufte. Noch hat es im ganzen Buche der Weltgeschichte keine Erfindung gegeben, die dieser verglichen werden könnte, als die einzige der Buchdruckerkunst; der Compaß, das Schießpulver, die Dampfmaschine *), alle sind sie

*) D. h. diese an sich; denn in ihren ausgedehnten Folgerungen ist sie eben die Eisenbahn.

minder wichtig. Wichtiger war nur eine, und wird, ist sie möglich, nur noch eine sein; die erste war die Schifffahrt überhaupt, die aber so unscheinbar keimen mußte, daß sie mit der Ausbildung der Welt immer gleichen Schrittes fortgewachsen ist; die zweite wäre die der Leitung des Luftschiffes, oder die Kunst des Fliegens, wenn diese allgemein benutzt und für alle zugänglich gemacht werden kann, gleich den Eisenbahnen. Der Weg, auf dem man die Eisenbahn verläßt, führt nur durch die Lüfte!

Andern Orts habe ich vor, diese meine Ansicht von der Wichtigkeit der Eisenbahnen näher auszuführen; hier wollte ich nur mein Glaubensbekenntniß niederschreiben, damit es nicht zu spät komme, wenn, nach eingesehener Wirkung, jeder hinterdrein klug ist. Für einen empfindsamen Reisenden und Maler aber schicken sich dergleichen perrückenhafte ernste Betrachtungen nicht, und er hat hier keine andere Aufgabe, als das bunte Bild der Eisenbahn abzuschildern, bevor es im Original vor den Augen der meisten seiner Landsleute steht, die Gott sei Dank jetzt recht ernstliche Anstalt machen, sich's überall in ihren Gesichtskreis zu rücken.

Schaut also nur zu nach dieser Vorrede, Ihr Verehrtesten!

Die Eisenbahn, welche, während Ihr dies leset,

zuverlässig schon von Antwerpen bis Brüssel läuft, lief damals nur von Mecheln bis Brüssel, fünf volle Lieues, drei deutsche Meilen. In Antwerpen aber war das Hauptbureau, und man erhielt dort einen Platz auf der Diligence und Eisenbahn zugleich. —

„Sie werden nach Brüssel reisen, mein Herr?“ fragte mein Lohnbedienter. —

„Allerdings.“

„Also mit der Eisenbahn;“ setzte er hinzu, weil schon niemand mehr anders reiste. Er ging und besorgte die Karte. Hier. Die Fahrt von Antwerpen bis Mecheln 3 Franks, die von Mecheln bis Brüssel auf der Eisenbahn 1 Frank. Die erste dauert drei Stunden, die zweite eine halbe Stunde, jene währt also sechs Mal so lange und ist drei Mal so theuer als diese. — Ich frage nach diesem ganz einfachen Satze, ob binnen hier und zwanzig Jahren die Eisenbahnen in Europa zu oder abgenommen haben werden?

Jetzt bin ich ein glücklicher Mensch. Ich habe alles gesehen, was ich in Antwerpen sehen will, alles gepackt, einen Platz bis Brüssel sicher — die Tischglocke läutet, ich kann ganz bequem essen, und dann eben so bequem abfahren, denn das Diligencebureau ist nicht hundert Schritt vom Hause.

Wäre auch die Tafel nicht so ausgesucht mit Austern, Garnalen (den feinsten Seekrebsen), Hummern, saftigem Fleische jeder Art, Gemüsen, Geflügel, Pasteten und Mehlspeisen besetzt gewesen, es würde mir doch vortrefflich geschmeckt haben; und hätte dieses wahrhaft Lukullische Mittagsmahl auch mehr als zwei Franks gekostet, dennoch müßte ich es in jeder Beziehung höchlichst loben und anpreisen, wie überhaupt das ganze Hotel St. Antoine!

Aber das Mittagsmahl ist zu Ende, ich nehme von meinen Reisegefährten Abschied, werfe meinen Mantel um, nehme den Regenschirm in die Hand (denn es ist ein Wetter wie bei der Sündfluth) und gehe nach dem Diligencebureau. — Himmel, welch eine Schaar von Reisenden! Und das bei diesem Wetter! Ich habe einen Platz im Coupé (Cabriolet) bezahlt, allein dasselbe ist schon ganz besetzt. Ich protestire; mein Lohnbedienter hilft mir! Drei dicke Engländer haben das jus prioris geltend gemacht, aber mein schriftlicher Beweis, die Marke, hat eine gültigere Kraft. Die drei Usurpatoren verschanzen sich hinter der undurchdringlichen Mauer der Sprachunkunde; selbst meine englische Anrede wollen sie, wegen mangelhafter Pronunciation, nicht annehmen. Endlich muß ich stürmen; ich schwinge mich voran auf die Sturmleiter (den Auftritt zum Cabriolet), der

Lohnbediente macht meinen Regenschirm zum Enterhaken und angelt den Rockkragen des Eck-Engländers! Der Conducteur unterstützt die symbolische Motion vom Bocke her, indem er dem nach der Enterseite schon merklich heruntergebogenen Engländer durch einen unter seinem Ellenbogen angebrachten Hebel nachhilft. So wuchten wir ihn aus, und er fällt mir fast wie ein Sturmbalken auf den Leib. Jetzt bietet er Capitulation an, und ich gestatte ihm freien Abzug mit seinem ganzen Gepäck; meinethalben auch unter kriegerischem Spiel, wenn er jemanden hat, der ihm etwas vorpfeifen will. — Aha! Er übernimmt's selber. —

Inzwischen habe ich die Ecke im Cabriolet besetzt und schwöre, mich bis auf den letzten Blutstropfen in meinem Posten zu behaupten. — Im Wagen geht's nicht besser zu wie im Cabriolet. Jeder hat sich den Platz nach Willkür gewählt! Eine entschlossene Kammerjungfer aber fällt den Pferden in den Zügel und schreit, sie werde den Wagen nicht eher abfahren lassen, bis ihre Gebieterin den ihr zukommenden Platz im Fond habe. Sieben Frauenzimmer unter breiten Regenschirmen liefern ein äußerst hitziges Vorpostengefecht, und das kleine Gewehrfeuer ihrer behenden französischen Zungen überknattert Sturm und Regen mit seinem Getöse. Mir ist bange, es

wird zum Handgemenge kommen. Doch die Uhr der Kathedrale ſchlägt drei. Es iſt die höchſte Zeit, denn die Eiſenbahnfahrt wartet keine Minute, und es iſt die letzte dieſes Abends. —

Il faut partir Mesdames! ruft der Conducteur außer ſich, da keine die andere einſteigen laſſen will — il faut absolument partir!“ — „Oh ça, nous verrons, erwiedert die entſchloſſene Kammerjungfer, il faut que Madame ait sa place! Nous verrons! — Madame will am Mechler Thore einſteigen, ſie hat nur dieſe Iris voraus geſchickt, um ihre Rechte wahrnehmen zu laſſen. Der Conducteur ſchwingt ſich auf den Bock und hebt die Peitſche; die Pferde rücken an, mir wird bange. Jetzt denkt das ſtreitende Corps, ein ſchlechter Platz iſt beſſer als keiner, und alle ſieben wollen nun zugleich einſteigen. Sie verlieren Reiſeſäcke, Pompadours, Regenſchirme; hat nichts zu ſagen, beſſer dieſe bleiben hier, als wir. Zwei Packträger haben Erbarmen; ſie helfen den Gelten den Schönen auf den Tritt und ſtopfen ſie wie Packete in den innern Raum der Diligence; die vergeſſenen und verlorenen Sachen werden durchs Fenſter nachgeworfen. Doch nicht allein an dieſer einen Thür, auch an der andern, beim Hintercoupé, vorn, um auf die Imperiale zu kommen, wird der Wagen wie eine erſtürmte Feſtung erklettert.

Ich habe das Cabriolet, den theuersten Platz, bezahlt, um eine Aussicht zu haben, doch ich bin elend geprellt. Denn der Kutscherſitz vor demſelben iſt gerade ſo breit wie der Sitz inwendig; drei Perſonen, der Conducteur, eine rieſenhafte Fleiſcherfrau und der von mir delegirte Engländer, nehmen auf demſelben Platz. Sie vermauern die Fenſter ſo, daß man kaum ein wenig Licht durchſchimmern ſieht. Da, — o Himmel, ſchwingt ſich auch noch die heroiſche Kammerjungfer hinauf und verlangt ihren Platz für ſich. Im Wagen iſt ſchon eine Perſon zu viel, draußen will auch noch eine auf den Schooß genommen werden. Der Conducteur und der Engländer theilen ſich die Laſt, denn die Imperiale oben iſt ſchon ſo beſetzt, daß jedes plus eine Unmöglichkeit wäre. So vermauert denn der Rücken der Heroine die letzte Schießſcharte, durch die ich einen Blick ins Freie werfen kann. Zwar bleiben mir noch die Seitenfenſter, doch auf jeder Seite hängen als Franzen zwei Paar Beine, die in den ſchmierigſten und kothigſten Stiefeln ſtecken, die je über Steinpflaſter gegangen ſind, baumelnd herab, und drohen dem, der etwa vorwitzig den Kopf hinausſtecken will, das Naſenbein einzuſchlagen. Der abſpritzende Koth von den Stiefeln hängt ſich ſo an das Glasfenſter, daß der Engländer mich bittet, die grünen Vorhänge zuzuziehen, weil

der Anblick ihm Ekel erregt. Ich meines Theils mache auch eine empfindsame Reise gerade nicht, um im Straßenkoth aufgeweichte Stiefelsohlen als Hauptpunkt der Aussicht zu genießen; somit willfahre ich seiner Bitte, und wir sitzen in einer grünen ägyptischen Finsterniß, wenigstens Dämmerung. Das ist der schöne Platz im Cabriolet! —

„Nein, es ist zu arg! Mit einer empfindsamen pathetischen Rede über die Eisenbahnen fängt dieses langweilige Kapitel, oder dieser breite Rahmen an, und nun sitzen wir hier und harren und harren, und auch nicht ein eiserner Nagel, geschweige eine Eisenbahn, oder ein Dampfwagen wird sichtbar."

Geduld! Einen Augenblick Geduld, verehrte Beschauer! — Alles in der Ordnung.

Nachdem mein Auge sich an das Dunkel gewöhnt hat, erkenne ich, daß die halb auf dem Schooße des Conducteurs und Engländers sitzende militairisch entschlossene Kammerjungfer eine sehr hübsche Taille, aber eine miserable Position hat. Denn, das Unbequeme ihres Sitzes abgerechnet, strömt ihr der Regen von der Imperiale herab in den Nacken, und schlägt ihr von vorn her ins Gesicht. Doch sie fühlt nicht Sturm, nicht Regen, sondern im gerechten Zürnen über die Unbill, die ihrer Dame widerfahren soll, steuert sie sogar noch ein murmelndes Donnern aus

eigenen Mitteln zu dem Wetter bei, aus dem ich nur die einzelnen Hauptschläge vernehme:

C'est insolent! Madame! Et dans ce fichu temps! C'est effroyable! Incroyable! Mais nous verrons! A la porte de Malines! Ah! Nous verrons! — Dabei wischte sie unaufhörlich den strömenden Regen aus dem Nacken, denn ihre Nachbarn wollten ihr zwar gern die Hälfte ihres Regenschirmes borgen, allein sie bekam von beiden hauptsächlich nur die Traufe, statt des Schutzes.

Ich konnte dieses Unheil nicht länger mit ansehen; die dünnen Röckchen der Zofe mußten durchweicht sein, bevor wir das verhängnißvolle Mechler Thor erreicht hätten; ein verrathender Schlitz unter der Taille, den das verschobene Tuch in ihren Gewändern entdecken ließ, zeigte mir das klare Hemdchen, und dies wurde vom herabträufelnden Wasser schon so naß, daß es die Haut rosig durchschimmern ließ. Ich beschloß daher Großmuth zu üben und tippte leise auf den angedeuteten Punkt. „Mademoiselle!" rief ich dazu. „Monsieur!" drehte sie sich etwas pikirt um, und schob mit der Linken ihre Gewänder zurecht. Der strenge Zorn in ihren Zügen schmolz aber in ein dankbares Lächeln zusammen, als ich ihr französisch sagte: „Sie haben keinen Mantel, mein zartes Kind, es regnet gewaltig, wir sitzen

hier im Trocknen, darf ich Ihnen den meinigen anbieten?"

Monsieur, je n'ose pas accepter. — Indessen streckte sie dabei die Hand aus, warf den blauen Mantel über ihre Schultern, nickte mir vergnügt zu und hob dann das kleine Mäschen doppelt hoch empor, als wollte sie sagen: Jetzt will ich mich erst entschlossen als Mann zeigen, da ich in Männertracht gehüllt bin. —

Und so geschah es, denn als wir das Thor erreichten, stand ihre Dame schon, von einer zweiten Dienerin, die ihr den Regenschirm hielt, begleitet, und harrte auf den Wagen. Dieser hielt, und mein Blaumantel (so nannte man die Ziethen'schen Husaren im siebenjährigen Kriege) commandirte entschieden den ersten Platz für ihre Herrschaft. Der Conducteur fürchtete sich in ihrer Nähe, und gehorchte. Eine Frau, die einer Fischhändlerin glich, mußte aussteigen, und konnte nun zusehen, wie sie fortkäme. Sie ließ ein Zetergeschrei und eine Roulade'kette von terrible, affreux, insolent, impertinent hören, daß die Pferde beinahe scheu wurden. Als aber der Conducteur sich gar nicht darum kümmerte, sondern weiter zu fahren sich anschickte, kam ein anderer Klimax von Adjectiven daran, wie incroyable, impossible, desespérant. Der Conducteur saß schon und nahm

die Peitsche. Jetzt stimmte sich die Tonleiter plötzlich ganz anders. O mon dieu! Ce serait une cruauté! Pitie! Ah que je suis malheureuse! So lauteten jetzt die Grundnoten des in moll variirten Themas, welches die Expulsirte vortrug. Sie verfehlten ihre Wirkung nicht, denn der gutmüthige Conducteur zeigte auf die Imperiale und sprach: Voilà, sur le grand ballot là, il y a encore une place! — Dahin kletterte die Poissarde mit kläglichem Gewimmer, aber doch froh, nicht ganz zurückgelassen zu werden. Man sieht beiläufig, es herrscht eine musterhafte Ordnung auf diesen belgischen Diligencen. Nun ging's vorwärts — au grand trot!

Wahrhaftig, es war eine Art olympischen Wettkampfes; denn die versäumte Zeit mußte eingebracht werden, und das Hinderniß der tiefkothigen Chaussée foderte auch eine anstrengende Ueberwindung. Während wir hielten, waren schon drei Diligencen an uns vorbei gejagt; etliche andere erreichten uns im Fahren; als ich den Kopf hinaussteckte, sah ich noch fünf oder sechs, eben so überladen wie die unsrige, uns nachfahren.

Mein Himmel! ist denn das Reisen nach Brüssel jetzt so im Schwunge? fragte ich den Conducteur.

Seit der Eisenbahn, ja. Jetzt haben die Diligencen gute Zeit. Es gehen zehn Wagen über-

füllt, wo sonst einer leer ging. Es ist aber auch ihre letzte Ernte, denn von künftigem Frühjahr an, wo die Bahn bis Antwerpen fertig sein soll, wird niemand mehr ein Pferd anzuspannen nöthig haben. Mais allons!

Er peitschte die Pferde und wir jagten im Galopp durch ein Dorf. — Nach drittehalb Stunden erreichten wir Mecheln. — Der Regen strömte. — Wir hielten auf dem Markte vor einem Hause, wo so eben vier oder fünf Wagen eingetroffen waren, deren Passagiere ausgeladen wurden. Der Regen goß in Strömen herab! Dennoch stand eine Corona von wenigstens hundert blauen, schmutzigen Blousen und rothen Nacht- oder Freiheitsmützen um uns her, und umkreiste uns, wie die Raben einen Galgen. Wir hatten nicht Lust, aus unserm Cabriolet auszusteigen, bevor es nöthig sei, wußten aber doch nicht recht, was hier auf dem Platze mit uns geschehen sollte. Allein von allen Seiten sprangen die Passagiere aus dem Wagen, man lud Gepäcke ab, warf Kisten und Kasten herunter und hinüber in andere Wagen. Wir sahen einige derselben im gestreckten Galopp abfahren, und merkten denn doch endlich, daß hier etwas Außerordentliches vorgehe. Ich drängte also meine Nachbarn heraus, und sprang ihnen nach. Jetzt sah ich mich nach meinem Mantel um. Ja, die Heldin

war nicht zu sehen, und der Mantel auch nicht — verwünscht — wird man so bestohlen in Belgien? —

Ich hatte indessen nicht Zeit, mich lange zu ärgern. „Eilig, meine Herren, wenn Sie mit der Eisenbahn fortwollen!“ rief man mir zu, „es ist die höchste Zeit!“ — Ein Bursche in einer blauen Blouse riß mir die Hutschachtel, die ich trug, aus der Hand, und commandirte. „Ici Monsieur!“ Wie der Blitz war er verschwunden, und ich, um nicht zum Mantel auch den Hut zu verlieren, mußte ihm nachsetzen wie ein Windhund einem Hasen. Der Junge warf, ohne eine Antwort oder einen Befehl abzuwarten, meine Hutschachtel in einen der Wagen und rief nochmals: „Ici Monsieur!“

Ich wußte gar nicht, wie mir geschah; man wird wahrhaftig hier wie ein Poststück behandelt, und aus einem Raume in den andern geworfen, ohne nur ein votum consultativum zu haben.

„Wo ist mein Mantelsack?“ fragte ich. „Que sais je!“ rief der Junge achselzuckend. „Aber wo ist der Conducteur?“ Der Blousenjunge zuckte statt der Antwort wieder die Achseln, und streckte mir die Hand dar, um ein Trinkgeld zu empfangen. Ich stampfte mit dem Fuße, fluchte und suchte in den Taschen; indem rollte ein Wagen an mir vorbei und bespritzte mich über und über mit Koth; als ich mich wüthend

umsehe, ruft eine Stimme mir entgegen: Monsieur! Monsieur! votre manteau — weiter konnte ich nichts verstehen, denn der Wagen war schon auf und davon, und ich erkannte nur im Vorüberfluge die heroische Kammerjungfer, die mir eine telegraphische Depesche über das Schicksal meines Mantels zukommen lassen wollte, welche mich aber wegen des üblen Wetters nur halb erreichte; dafür erreichte mich jedoch die nicht in den geziemendsten Formen abgefaßte Petition meines klaubleustigen Gläubigers desto bestimmter, und mit ihr zugleich der siebenstimmige Ruf aller Passagire des Wagens, in dem meine Hutschachtel saß: Entrez, Entrez! nous partons! Ich warf dem Jungen einen Frank zu, denn in der Eile konnte ich nichts Kleineres erwischen, und sprang in den Wagen, weil ich sonst allein in Mecheln geblieben wäre, ohne andere Mittel des Fortkommens, als vielleicht in den furchtbaren Regenströmen nach Brüssel zu schwimmen, die über das Pflaster schossen. So fuhr ich denn ab, unwissend, wohin mich mein Schicksal eigentlich führte, und unbelehrt über das meines Mantels und Mantelsackes. Ich hatte noch nicht recht Zeit gehabt, über alle diese Begebenheiten, die sich Schlag auf Schlag folgten, nachzudenken, als der Wagen wieder hielt, und mein Nachbar, ein alter Franzose, ausrief: Voilà le chemin de fer! Ich sah mich um, erblickte

einige neue steinerne Gebäude und einen schwarzdampfenden Schlott, und wiederum eine Legion blauer Blousen, die über die ankommenden Wagen herfielen und sie plünderten.

War es schon in Mecheln verwirrt zugegangen, hier ging es zu wie beim babylonischen Thurmbau. Auch herrschte eine ähnliche Sprachverwirrung, denn einer fluchte englisch, der andere befahl holländisch, der dritte exclamirte französisch, die Blousen räderten Ohr und Zunge mit flammländischem Patois, ich erklärte mich deutsch, oder vielmehr gar nicht.

Wir sprangen aus dem Wagen in tiefen Lehm und drängten uns in dichten Schaaren einer schmalen Brücke zu. Jenseit derselben war die Eisenbahn. So hätten wir denn endlich das Ziel erreicht; ich frohlockte innerlich darüber, daß ich zwar noch drei Meilen, aber doch nur 30 Minuten von Brüssel entfernt war. Plötzlich faßt mich eine energische Hand; es war die Zofe, die mir meinen Mantel brachte. Aha! dachte ich! Es findet sich Alles wieder, was einst verloren war; vielleicht auch der Mantelsack. Indessen so viel ich mich nach ihm umschaute, so viele blousenverhüllte Lastträger mit Gepäck an mir vorüber und mich umrannten, ich entdeckte nichts. — In Brüssel finden Sie Alles wieder, versicherte mich

der Conducteur der Eisenbahn; was in Antwerpen aufgeladen ist, kommt dort zum Vorschein.

In Gottes Namen, dachte ich, und suchte meinen Platz.

Vier Arten von Plätzen giebt es auf der Eisenbahn. Die theuersten kosten 2½ Franks; sie sind in den sogenannten Berlinen, höchst eleganten Wagen, und werden nur von solchen benutzt, die sich isoliren wollen, als reichen Engländern mit ihren Familien, Prinzen, Sonderlingen u. dgl. m. Die zweite Gattung kostet 1½ Frank; sie heißt à la diligence, und man sitzt dabei in wohlgepolsterten bedeckten Wagen wie in unsern Schnellposten; die dritte Species kostet 1 Frk. (dies war die meinige) und benennt sich char à banc couvert. Ein Wagen mit sechs hölzernen Bänken, ohne Kissen; auf jeder Bank 4 Plätze, also in Summa 24. Auf dem Billet steht die Nummer des Wagens und des Platzes. — Der vierte Platz endlich kostet einen halben Frank. Er ist mit dem dritten identisch, nur daß die Wagen nicht bedeckt werden können, während der dritte Rang, aus dem ich zuschaue, mit Segeltuch gegen Regen geschützt ist. Dies war mir bei der absoluten Regierung, die Jupiter pluvius in diesen Tagen an sich gerissen hatte, den halben Frank sechs Mal werth.

Diese verschiedenen Wagen werden durch starke

Ketten aneinander, und sämmtlich wieder an den Dampfwagen gehenkt, so daß die vierte Gattung der Maschine am nächsten ist, und man für seinen halben Frank den Vortheil hat, beim etwaigen Springen des Dampfkessels gleich bei der Hand zu sein, während die Bewohner der Diligencen und Berlinen vielleicht den Nachtheil haben, erst von dem Unglücke zu erfahren, wenn die andern schon längst todt sind.

Nächstdem hat die vierte Classe auch den Vorzug, einigen Aschenstaub, Feuerflocken oder dergl. gratis auf den Rock zu bekommen, wovon schon die dritte unter dem Segeltuch nichts bemerkt.

Wir hatten uns eingeschachtelt und harrten in größter Spannung — ich wenigstens als Neuling — der Abfahrt. Auf den Fall, wo die zu rasche Bewegung mit den Athem versetzen sollte, daß ich erstickte, hatte ich ein kleines Testament in meiner Brieftasche gemacht, wobei als wesentlichstes Erbstück der Mantelsack figurirte, den ich verloren glaubte. Mein Erbe erhielt das volle Recht der freien Nachforschung auf eigene Kosten. Ein Testament war überhaupt gut, denn der Dampfkessel konnte platzen, die Maschine irgendwo anrennen, daß wir Alle in tausend Splitter fuhren, und anderes mehr, was auf Eisenbahnen täglich vorkommt und man gewohnt werden muß.

Jetzt wird das Zeichen gegeben: Achtung. Es geht vorwärts! —

Ach! Ha! Ah! Ay! — in diesen vier abweichenden Dialektformen schrie die ganze Reisegesellschaft plötzlich auf, wegen eines unvermutheten Ruckes, den jeder bekommen hatte, ungefähr als habe man eine Elektrisirmaschine unvorsichtig angefaßt. Doch Ursache und Schreck waren rasch vorüber. Jetzt begann die Maschine taktmäßig zu stampfen, und wir rückten vorwärts. „Wie? Ist das der pfeilschnelle Schuß auf der Eisenbahn? Ein lahmes Pferd trabt ja rascher?" — So sagte ich, als der Stempel der Maschine begann, und in halben Taktnoten das Tempo markirte, aber es mußte ein accelerando in der Partitur, wornach er sein Stück spielt, stehen, denn nach wenigen Momenten war er schon auf Viertel; dann schlug er Viertel-Triolen, dann Achtel, Sechzehntheile, endlich Zweiunddreißigstel, so rasch sie nur Kalkbrenner oder Guskow spielen. An diesem Tempo berechnete ich die Schnelligkeit zuerst; denn leider wollte mir weder der Athem versetzt werden, noch bekam ich Beklemmungen, noch platzte der Kessel, — kurz, mein Testament blieb zu meinem Aerger unnütz, und es ereignete sich gar nichts von Belang, um in einer empfindsamen Reise berichtet zu werden. Ich saß vielmehr so bequem wie auf meinem Arbeitsstuhl,

wenn ich den Schlafrock anhabe und die Feder schneide, um eine Reiseskizze zu schreiben.

Bäume und Sträucher dicht am Wege sausten vorüber, wie aus einer Kanone geschossen! — Die Ackerbeete von fünf Schritt Breite wechseln so rasch, daß man sie nicht zählen kann. — Der Kirchthurm von Mecheln ärgert mich. Eben habe ich ihn noch so dicht vor mir gehabt, daß ich jede Linie des prachtvollen Baues unterscheiden konnte, und während ich eine Prise aus der Dose meines Nachbars nehme und dreimal pflichtschuldigst niese, ist er (der Kirchthurm, nicht der Nachbar) verschwunden. Ich glaube, ein Gauner von Pinetti hat ihn gestohlen! Wie? Ist's möglich? Dort ganz unten am Horizonte seh ich ihn so fern, daß er schon ganz blau und neblig aussieht! Der Henker! Es sind kaum drei Minuten, daß er hier dicht vor uns stand — und jetzt — es muß ein anderer Thurm sein! Dennoch es ist der von Mecheln und kein anderer. Aber drei Minuten machen auf der Eisenbahn eine Drittelsmeile aus, ja nach Umständen eine halbe. —

Himmel, mir wird schwindlig!

„Weshalb? was ist Ihnen?" fragt mein Nachbar, ein habichtsnasiger Funfziger, welcher deutsch spricht.

„Ich habe hier dicht neben dem Wege nach der

Erde gesehen; da verschwimmt ja Alles, es ist kein Gegenstand zu erkennen, man weiß nicht, fährt man über Land oder Meer!" —

„Natürlich; drehen Sie nur einen Kreisel, so verschwinden Ihnen ja auch Farben und Figuren auf demselben zu einem nebligen Buntgrau; hier sausen Sie so rasch über den Erdboden, daß Moos, Pflanzen, Steinchen, Erde, kurz Alles durcheinander schwimmen und schimmern muß."

„Unbegreiflich! — und ich empfinde doch gar keine Bewegung. Ich kann ja in meiner Brieftasche dabei schreiben."

„Auch zeichnen, warum nicht?"

„Wahrhaftig! O, erlauben Sie wohl, daß ich zum Andenken Ihre Nase abzeichne? Sie hat gleich im ersten Augenblicke, wo ich Sie sah, einen so eigenthümlichen Eindruck auf mich gemacht."

„Herzlich gern!" sagte mein Nachbar, und schnupfte dazu eine große Prise, um mir die Nase im besten Lichte zu zeigen. — Ich zeichne und treffe sie vollkommen *).

---

*) Falls sich eine gehörige Anzahl Theilnehmer findet, bin ich bereit, sie auf Subscription als Kupferbeilage, dieser Reise besonders herausgeben.

Unter dem Zeichnen bemerke ich für die Beschauer meines Bildes, daß sie ja nicht glauben dürfen, man sehe auf der Eisenbahn nichts von der Landschaft und den Gegenständen, vor denen man vorüberfährt; keineswegs, diese erscheinen uns so ruhig und klar, als ob wir still ständen, da das Ungewisse des Blickes, den ein zitternder, stoßender Wagen auf der Chaussée verursacht, ganz wegfällt, und die Geschwindigkeit auch nur an Gegenständen sichtbar wird, die ganz dicht am Wege befindlich sind. Je ferner sie stehen, je unmerklicher wird es, ob man sich rasch oder langsam bewegt, und bei den fernsten, den Sternen, bleibt es sich ja ganz gleich, ob man fliegt oder ruht, ja wir bemerken ja nicht einmal den sausenden Sturmflug unseres Erdballes daran.

Doch ich fahre in meinem Dialog fort.

„Was mag das dort unten am Horizont seyn?"

„Wo?" fragt mein Funfziger und sucht seine Brille. Doch ehe er sie aus der Tasche hat, sind wir schon so weit näher gerückt, daß ich den Gegenstand erkenne. Es ist eine Mühle. — Bevor der Nachbar die Brille abgewischt und aufgesetzt hat, sahe ich schon die Bewegung der Flügel. — Als er endlich mit seiner Sehmaschine im Reinen ist, liegt die Mühle schon hinter uns; er muß sich darnach um-

ſehen, und ſagt mir: „Das iſt die Mühle von Vilvorde.“

„Vilvorde? Unmöglich, das iſt ja über den halben Weg nach Brüſſel.“

„Allerdings, wir ſind auch ſchon ſo weit.“

„Aber wir ſind ja kaum eingeſtiegen?“

„Ei, mein Herr, ſchon über dreizehn Minuten; länger dürfen wir durchaus nicht fahren bis Vilvorde; die Maſchine hat eigentlich ſchon zu langſam gearbeitet.“

Ich horche nach dem Stempel der Maſchine. Wie? Steht ritardando in der Partitur des Conducteurs? Der Takt wird ja langſamer, — Achtel, — Viertel, halbe Noten, eine Fermate, — die Wagen ſtehen ſtill.

Am Wege ſehen wir eine Volksverſammlung; mir ſcheint ein kleiner Aufruhr im Werke, und ich freue mich, daß die Belgier mir auch ein Pröbchen dieſer Art zum Beſten geben wollen. Doch es iſt nichts damit. Die 150 bis 200 Leute ſind nur verſammelt, um mit uns zu fahren; kaum halten die Wagen, ſo ſtürzen ſie herbei, wie italieniſche Räuber, die eine Poſt überfallen, und ſchwingen ſich an allen Orten und Enden auf. Eben ſo raſch ſpringen andre, die in Vilvorde bleiben wollen, herab. Es vergehen nicht zwei Minuten, und der Eiſenbahncapellmeiſter

vorn auf dem Dampfwagen schlägt wieder seine halben Taktnoten an. Die Colonne rückt im langsamen Schritt weiter, aber derselbe wird bald zum Sturmschritt, zum Flug, und bevor fünf Minuten vorbei sind, sausen wir wieder fliegend durch die Lüfte wie auf Astolf's Zauberroß oder Faust's Mantel.

Ich verwunderte mich jetzt aber nicht mehr, selbst nicht über die Schnelligkeit, mit der Vilvorde verschwindet, und das in den Zeitungen so oft genannte Schloß Laeken sichtbar wird; ja nicht einmal über Frage und Antwort meines nachbarlichen Freundes, der da zu mir sagt: „Was meinen Sie wohl, um wie viel uns das rasche Auf- und Abspringen der Leute verzögert hat?" — „Nun?" — „Um eine sehr starke halbe Meile. Denn durch das langsamere Tempo vor und nach dem Anhalten, und durch die ein bis zwei Minuten des Anhaltens selbst, entsteht eine Differenz von 6 Minuten, und diese reicht zu einer guten Wegstunde vollkommen hin!" —

Die Wahrheit ließ sich nach den gemachten Erfahrungen nicht läugnen. —

„Verehrtester! Sagen Sie mir doch, was bedeuten diese Gardisten mit den geschulterten Besen, die hier überall am Wege stehen, wo ein Kreuzweg einfällt, und wie kommen Querüberfahrende über die Bahn?"

„Die Gardiſten ſind Eiſenbahnbeamte. Ihre Uniform beſteht in einem Blechſchilde von 3 Zoll Diameter am Arm, und in beliebiger Jacke und Hoſe oder Ueberrock; nur Sansculotten werden nicht angeſtellt. Ihre Waffe iſt jener lange Beſen, mit dem ſie theils die Eiſenbahn zu fegen, theils als Telegraphen zu agiren haben.“

„Als Telegraphen? Erklären Sie mir das!“

„Sobald der Dampfwagen einen gewiſſen Punkt in der Bahn erreicht hat, ſchultert der Gardiſt am Kreuzwege und ſignaliſirt durch den emporgehobenen Beſen, daß von jetzt an kein Wagen, Reiter oder Fußgänger die Bahn paſſiren darf. In der Zwiſchenzeit dürfen Fußgänger dies ohne andere Ceremonien thun, als daß ihnen nachgefegt wird; für Reiter und Wagen aber wird dort jener Bohlenſchild vorwärts geſchoben, der alsdann die Eiſenſchienen deckt, und auf dem die Wagen wie auf einer Brücke paſſiren.“

„Charmante Einrichtung. — Doch noch eine Frage erlauben Sie mir.“

„Ja, aber raſch, ſonſt kann ich ſie Ihnen vor unſerer Ankunft nicht mehr beantworten, denn ich ſehe dort in der Ferne ſchon die Thürme des Brüſſeler Stadthauſes und die Kathedrale von St. Gudula.“

Sie liegen zwar noch in blauem Nebeldunſt, aber ich wußte ſchon aus Erfahrung, wie raſch blaue Thürme

heranrücken. Ich fragte also eiligst: „Kann man denn den Dampfwagen auch so sicher anhalten, daß er vor dem bestimmten Punkte stehen bleibt?“

„Auf fünf Fuß Differenz läßt sich das genau bestimmen.“

„Das ist ja fast noch genauer, als bei bespannten Wagen?“

„Nun ich dächte denn doch“ — fuhr mein Begleiter ordentlich unwillig auf, „man müßte ein Brett vor der Stirn und vor den Augen haben, wenn man nicht sehen sollte, daß nur ein Esel künftig mit Pferden fährt, wo er mit Dampf fahren kann!“ —

Ich schwieg einige Momente ganz betroffen, dachte aber in meinem Sinn, Hm! der Mann hat Recht! — „Sehen Sie das Windspiel! Sehen Sie, dort, dort! Es kommt auf uns zu. Aha, es läuft neben uns her, es kommt uns vor, so giebt es doch noch ein Wesen, das schneller ist als der Dampfwagen!“

„Wollen sehen!“ brummte der Krummnasige ingrimmig.

„Sehen Sie, es hält sich neben unserm Wagen. — Ein ganz klein wenig bleibt es zurück.“ — Ich pfiff und lockte; das Thier strengte sich an, konnte aber doch nicht bis zu uns kommen. Es blieb um eine, um zwei Wagenlängen hinter uns, bald war

es erschöpft und stand keuchend still; in einer halben Minute war es schon nicht mehr sichtbar.

„Nun, wer kommt eher nach Brüssel, wir oder das Windspiel?“ fragte mein Nachbar ironisch — „und wie viel hunderttausend Windspiele brauchten Sie wohl, um diesen Convoi mit 400 Personen und zwanzig Wagen zu ziehen?“ Er schnupfte wieder und lächelte stolz. „Aber stop, wir sind in Brüssel, langsam gefahren, 31 Minuten! Fünf Lieues. Kaum elende Wettrennerschnelligkeit! — Leben Sie wohl, mein Herr!“ —

Mit diesen Worten sprang er aus dem Wagen und war mir im Nu aus dem Gesichte. — Ich war noch ganz erstarrt vor Staunen, daß ich wirklich schon in Brüssel sei. Mantel, Mantelsack, Alles hatte ich vergessen. Doch die Verwirrung, das Geschrei und Umherschwärmen der blauen Blousen, die wieder gleich Harpyen über die Wagen herfielen und abpackten, weckte mich. Eilends sprang auch ich hinab. — Mein Gott, welch tiefer Lehmkoth! — Ein halbes Dutzend Kerle schrien um mich her. A la place royale! Place des Martyres! Ay, Boulevards! Es sind die Führer der Omnibus, welche die Reisenden für sechs Sous in das Innere der Stadt fahren; denn die Eisenbahn endet an dem Thore. Da führt ein Gott mir einen Blousenjungen entgegen, der einen Man-

telsack unterm Arme hat. „Halt, Unseliger!“ rufe ich ihm zu; „Mein ist der Mantelsack und mir gehört er zu!“ — Der Junge fragt, ob er ihn mir tragen soll; ich bejahe, und will fort. Da fällt mir ein, daß das Hôtel de Flandre, wohin ich will, am place royale liegt. Ich höre einen Omnibus-Conducteur neben mir schreien „à la place royale,“ lasse mich in den Omnibus laden, der sich im Augenblicke mit gehöriger Fracht füllt, und fahre ab. —

O Himmel! O alle Heiligen! Jetzt erkenne ich, was eine Eisenbahn ist! — Sitze ich im Leichenwagen? Werden wir vor übermorgen noch am Hotel ankommen, in diesem Schritte eines Trauermarsches? — Und dieses Gerumpel! Ist es denn ein Karren mit Steinen, auf dem ich sitze? — Ach! O! diese Rippenstöße! Ich glaube, Brüssel hat nur Knüttelbämme statt des Pflasters, oder wir fahren mit achteckigen Rädern! — Welch eine Ewigkeit währt diese Pein! Es klingelt. Wir halten. Sind wir an Ort und Stelle? — O nein, es ist ein Reisender, der absteigen will, wir haben kaum das Dritttheil des Weges zurückgelegt! —

Schon wieder einer! Abermals! Und noch einer. — Endlich, nach einer Ewigkeit, halten wir. — Ich sehe nach der Uhr, und habe über ¾ Stunden gebraucht, um von dem Thore Brüssels bis nach dem

Gasthofe zu kommen, also eine Viertelstunde länger, als um von dem 3 Meilen entfernten Mecheln bis an das Brüsseler Stadtthor zu gelangen! Und doch trabten unsere Pferde. — —

Mit einer größeren Lobrede über die Eisenbahnen könnte ich nicht schließen. —

Hier, theure Beschauer, habe ich den letzten Strich zum Bilde im letzten Rahmen gethan, und auch die letzte Station der ganzen empfindsamen Reise zurückgelegt — wenn Ihr nicht noch einen dritten Cours verlangt, den ich in einem dritten Bändchen antreten müßte. Laßt mich aber nur erst mit mir darüber einig sein, dann werde ich's auch vielleicht mit Herrn Brockhaus, und zuletzt, was mir das Wichtigste ist, mit Euch. —

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Neue
Empfindsame Reisen.

Neue
Empfindsame Reisen

von

Ludwig Rellstab.

Erster Band.

(Post- und Seestücke; Erzstufen, Intermezzo's ꝛc.)

Leipzig,
bei Karl Franz Köhler.

1837.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ankündigung neuer empfindsamer Reisen.

Verehrte Leser Deutschlands!

Diese Ankündigung des Buchs sey zugleich dessen Einleitung. — Es ist zwar bekannt, doch sollte es bekannter seyn, daß ich „empfindsame Reisen" nicht nur geschrieben — das kann Jeder, ja auch Yorik — sondern wirklich gemacht habe: unbekannt ist es aber, daß ich, hauptsächlich um zu sehn ob jene Reisen auch gehörig auf der Reise durchs Publikum wären, „neue empfindsame Reisen" unternahm, und diese natürlich jetzt auch schreibe, ja zum Theil schon geschrieben habe. Den neuen werden noch neuere, neueste, allerneueste folgen, wenn die alten nicht auf derselben Postroute nach Leipzig zurückkehren, auf der sie ausgefahren sind. Buchhändler verstehn mich hier besser als Leser.

Verdrießlich war mirs längst, daß unsre deutsche Sprache — deren Armuth in vielen Dingen ich einmal in einem besondern Traktat darthun will — nur drei Comparationsgrade besitzt, und sich darin eben so kahl zeigt als alle andere. Ich brauchte jetzt wenigstens dreißig, um nur den Titel meiner Reisen zu schreiben, vollends diese selber. Denn wenn ich, ein achtunddreißiger, noch dreißig Jahre lebe, und jährlich empfindsam reise, wie soll ich da mit den armseligen drei Steigerungen „neu, neuere, neueste" durchlangen, selbst wenn ich auch bei irgend einem Circusdirektor oder Menageriebesitzer das „aller" und „alleraller" borge oder stehle, ihn so um die „allerletzte" und „allerallerletzte" Vorstellung bringe, und daraus meine aller- und allerallerneusten Reisetitel zusammencomparire? Aufs längste reiche ich damit ein Lustrum aus, und fünfundzwanzig empfindsame Reisen, die ich noch hoffe, bleiben in größter Verlegenheit um den Titel und folglich um den Verleger; denn Jedermann weiß, daß der Titel bei Büchern wie bei Menschen meist das Beste ist.

In den jüngsten empfindsamen Reisen legte ich mich auf Satyren, Epistein, Idyllen, Skizzen, und andres mehr. Der Leser hat von alle dem in den neuesten empfindsamen Reisen wenig zu hoffen und zu fürchten. Ein speculativer Kopf denkt auf Neuerungen;

daher wird meine Empfindsamkeit sich jetzt meist in andrer Art Luft machen. Ich theile Euch, Leser Deutschlands, von meiner Reise „Poststücke", „Seestücke" und weil ich aus dem Ocean in einen Gebirgshafen einlaufe, auch „Erzstufen" mit, die ich im Harz gebrochen habe. Dies sind die drei Hauptgänge meines Reiseschmauses. Dazwischen fällt noch manches kleine Entremet — Improvisationen der literarischen Küche — wovon ich in dieser Art von Vorrede, die nur deshalb keine wirkliche ist, weil ich sie ganz ungebräuchlicherweise vor dem Buche schreibe, selbst noch nichts weiß.

Man mag mirs übel deuten in dieser Zeit des Friedens, daß ich kriegerische Gesinnungen hege, doch wer kann wider seine Natur? — Ich muß in meinen Reisen mit mehreren ansehnlichen Mächten Krieg anfangen. Eine skandinavische Macht armire ihre Flotte, denn ich liefre ihr eine erbitterte Schlacht; Hamburg rufe seine hanseatische Legion und seine Nachtwächter ein, denn unter verschiedenen Ehrenfalven, welche ich zum Gruß der Flagge mit den drei Thürmen abfeure, werden auch einige scharfe Ladungen seyn, womit ich etliche Senatoren und andre Gebrechen beschieße. Es sind die schwachen Punkte der Festung, auf die jeder ordentliche Belagerungschef seine Angriffslinien richtet. — Gegen Bremen werde ich vielleicht aus der Ferne eine Demonstration machen, um Doktor

Beuermanns großen hanseatischen Krieg durch ein Plänkel-Gefecht zu unterstützen.

In Braunschweig hoffe ich einen kräftigen Hieb auf die Braunschweiger Wurst zu thun; hier thäte ich am Besten einen Eroberungskrieg zu führen, und auch die Mumme mit einem Zuge zu bedenken.

Ganz kriegerisch soll es im Harz zugehn; nicht zu gedenken, daß ich, auf die Gefahr für einen Don-Quixote gehalten zu werden (es wäre mir lieber man hielte mein Buch dafür), den Riesen Bodo, der als schwarzer Hund die Schätze im Bodekessel bewacht, höchst verwegen angreifen will: so binde ich auch mit Victors- und Josephshöhe (Rammberg und Auersberg nannte sie der alte Harzreisende), mit dem neuen Brockenthurm und dem alten Gastwirth — überhaupt mit vielen Gastwirthen, — ferner mit dem Banquier am Roulette in Aleksbad, — kurz mit der halben Welt an. Nur nicht mit der romantischen der Sagen und Mährchen, sondern in diese will ich mich vielmehr recht untertauchen, und zeige, so hoffe ich, ächte Perlen vor, die ich in ihrer Tiefe gefunden und glücklich herausgefischt habe. Es bleibt nur zu wünschen, daß ich sie geschickt fasse.

Weiter wüßte ich nichts zu sagen. — Es ist auch schon genug.

Erſtes Poſtſtück.

Das Getümmel auf einem Poſthofe iſt ein ächt humoriſtiſches Kapitel in dem menſchlichen Leben. Ich habe mir oft das Vergnügen gemacht es als ganz neutraler Zuſchauer zu beobachten, wenn ich weder jemand geleitete noch erwartete, weder ſelbſt abreiſte noch ankam — und immer ſah ich Freude und Leid, Lachen und Weinen in engen, einander faſt drängenden Gruppen beiſammen, und beide Gegenſätze mitten in die wüſten unordentlichen Wirbel des äußerlichen Verkehrs geworfen. Hier ein junges Mädchen, die, von ihren Aeltern und Geſchwiſtern geleitet, den erſten Schritt in die Welt wagt; ſie zerfließt in Thränen, Angſt und Wehmuth preſſen das beklommne Herz, ſie hängt in den Armen der Mutter, der Geſchwiſter, und jener Freund, der ſcheu etwas entfernter ſteht, nimmt am Ende doch den nächſten Antheil an der Scheidenden. Daneben eine Gruppe fröhlicher Reiſenden, Studenten, die, im vollen Jubel des Lebens, ſelbſt in der Trennung ein Feſt ſehn, weil ſie ja ein Wiederſehn verheißt, und noch mehr weil man dabei trinkt. Einer hält die Flaſche, die andern die in der Eil aus dem nächſten Weinhauſe herbeigeſchafften Gläſer. Das laute Lebehoch theilt die Lüfte und übertönt den Lärmen auf dem Poſthofe. Die Fröhlichen ſehen in ihrer weltvergeſſenden Luſt eben ſo

wenig, was um ſie her vorgeht, als die, denen Thränen den Blick verdunkeln. Darum werden auch beide von den Poſtbeamten, die mit Packeten an den Wagen wollen, auf die Seite gedrängt. „Etwas Platz, meine Herrſchaften!“ erſucht der Wagenmeiſter keuchend, der in der trocknen Gewohnheit ſeines Amtes weder Weinende noch Lachende bemerkt, und erſucht natürlich zu ſpät, nachdem ein Stoß mit der Kofferecke einen Studenten ſchon faſt gegen das Rad geſchnellt, und das junge Mädchen ſammt ihrer Mutter mitten im Abſchiede noch derber erſchüttert hat als der Schmerz der Trennung. „Donnerwetter!“ ruft der Burſch, weil er ſich das halbe Glas Wein zwiſchen Hemd und Haut gegoſſen hat, „liebe Mutter, liebe Mutter, Platz!“ flötet die junge Abreiſende unter Thränen, „Nr. 17, ein Koffer, 66 Pfund“, ſchnarrt der Wagenmeiſter im monotonen Baß dazwiſchen. Das Gedränge wird ſtärker; andre Reiſende kommen an. Ein dicker Paſſagier vergleicht ängſtlich den Diameter ſeiner Figur mit dem des Wagens, und dividirt ſich in die Bank, voll Verzweiflung daß er durchaus nicht den Quotienten drei, ſondern höchſtens 2½ heraus bekommt. Ein Handlungsreiſender, der alle Jahr funfzehnhundert Meilen macht, und ſo regelmäßig den Koffer ein- und auspackt, wie ein andrer den Huth aufſetzt, drängt ſich fiſchblütig kühl durch die Paſſagiere, wirft ſeinen Mantel auf den erſten Platz,

den er immer einnimmt, steckt seinen Tabacksbeutel mit der Pfeife in die beste Tasche, giebt dem Wagenmeister rechts, dem Postboten links sein Trinkgeld, und steigt ein, stolz und kalt wie ein Lord. Er ist ein Mann der Uhr und der That, ehe sich die andern noch besonnen haben, hat er gehandelt, und zur rechten Zeit, denn, reisegewohnt, versäumt er nie die Minute, geschweige die Stunde; in dem Augenblick, wo er sich niedersetzt, schlägt die Postuhr die Abfahrtsstunde, als wenn der Druck seines St.... auf dem Platz Nr. 1 die Schlagfeder in Bewegung setzte. Der Schwager bläst, die Gruppen der Abschiednehmenden fahren bei dieser jüngsten Gerichtsposaune erschrocken auseinander, die Pferde treten in die Stränge, der Wagen bekommt einen Ruck, Peitschenknall, Flüche, hastiges Durcheinanderstolpern der Reisenden, — ein Beiwagen fährt queer vor und klemmt fast die Nase der Vorderpferde zwischen die Speichen seiner Räder, die Postillone schreien und fluchen, — alles ist in Aufruhr!

„Schwerenoth es geht fort!" ruft der Student und stürzt das Glas hinunter, — „Nun müssen wir uns trennen, ach Mutter, Mutter," jammert das arme Kind, das in die Fremde will, — „Wo ist mein Platz, Herr Condukteur?" fragt eine Dame mit prätensiösem Reisehut und schottischem Mantel, die drei Cartons auf dem Arme hat, um sie nachher auf dem

Schooß ihrer Nachbarn zu haben, — „Es ist Zeit meine Herrschaften, steigen sie gefälligst ein!“ gebietet der Wagenmeister in dem Tone eines Iman, der vom Minaret herab zum Gebet ruft, und stellt sich mit den Postpapieren an den Schlag, um unter der beschützenden Assistenz eines Postsekretairs die Abreisenden wie eine Compagnie beim Appell zu verlesen. — Der schottische Mantel — es ist eine Schauspielerin ohne allen Zweifel, — sitzt dem Commis gegenüber; — der dicke Herr klimmt keuchend durch die Wagenthür und muß den Mittelplatz rückwärts einnehmen; — seine ganze Hoffnung ist das weinende junge Mädchen, das, schlank wie ein Reh, nur von einem dünnen Mäntelchen umhüllt, mit einem halben Platz zufrieden seyn wird; — anderes Passagiergerumpel, worunter ein Jude, schiebt sich in die Lücken; — die Studenten, es sind ihrer drei, werden auf den Beiwagen geladen, — ich schwinge mich ins Cabriolet, und sehe mich mit Vergnügen neben einer hübschen Nachbarin! — „Leb wohl, Marie, schreibe recht bald“ ruft die Mutter am eben zugemachten Schlage der Tochter noch einmal zu, und reicht ihr die Hand hinauf. „Schreibe bald, Marie“ wiederholen drei kleine Geschwisterstimmchen, die alle um einen ganzen Ton und eine halbe Kopflänge differiren. „Reisen Sie recht glücklich“ setzt schüchtern der junge Mensch im Hintergrunde hinzu, und wagt einen, sein Geheimniß

faſt verrathenden Blick. Sie erwiedert etwas, was ich nicht verſtehe, weil eben der Studentenchor ſich ſchwärmend und lärmend zwiſchen uns und den daneben haltenden Beiwagen drängt, und den Abfahrenden ſeine letzten Aufträge giebt. „Bleib fidel, Bruder, und denk' an mich!" — „Pauke Dich honett in Göttingen, wenn Du mit den Corpsburſchen losgehſt!" — „Rauche oft aus meinem Kopf!" — „Vergiß nicht Ziegenhainer zu ſchicken!" — „Du, Kamerl, verdämmre nicht den Gruß an mein Nettchen in der Wehnerſtraße, zu Weihnachten will ich ihren Brief beantworten!" — Tratratarattaratarah!!! — Es iſt das letzte Signal; der Wagen ſetzt ſich in Bewegung, er rollt durchs Thor, biegt in die Königsſtraße ein — (denn ich fahre aus Berlin ab), — die Geſchwiſter des Mädchens ſind vorausgeeilt, und rufen noch einmal an der nächſten Ecke: „Marie, Marie, liebe Marie" — und werfen Kußhändchen. Wir aber rollen unbekümmert vorüber mit unſerm rumpelnden Menſchenmenageriekaſten durch den giganiſchen Menſchenkaſten der großen Stadt, und über das Getümmel des einen hört man das des andern nicht. — Jetzt ſind wir im Freien!

Ich hätte beinahe vergeſſen dem Leſer die Addreſſe des Poſtſtückes zu geben! Es iſt nach Hamburg beſtimmt. Freilich, bei heutigen Reiſebeſchreibungen,

vorzüglich bei der meinigen, bleibt sichs fast einerlei, ob man nach Hamburg oder Otahaiti reist, allein beiläufig liest mans doch gern, entweder mitten in oder auf dem Poststück. — Hier stehts nun.

Wer dem Professor Ritter in der Geographie nahe steht, wird wissen, daß ein Poststück aus Berlin nach Hamburg über Charlottenburg, Spandau, Nauen, Friesack, Kyritz und andre schöne Gegenden expedirt wird. — Bei Kyritz verweile ich; und rufe ich auch nicht wie jener Rekrut aus: „O Kyritz, o mein Vaterland!" so habe ich doch meine Ursachen theure Erinnerungen daran zu knüpfen. Zuvörderst mache ich alle große Reisende nach mir, Humboldt, Leopold von Buch, Gustav Nicolai und andre, auf die noch zu wenig gekannte Gemäldegallerie in der Passagierstube aufmerksam. Wir geriethen in Streit, ob die Düsseldorfer oder Münchener Schule vorwalte; ich behauptete das letztere, der Wagenmeister das erstere. Doch ist ein Mondschein- und feuerspeiendes Bergstück über jede Schule erhaben, besonders der Mondschein. — Kyritz ist mir aber nicht nur aus diesen artistischen Gründen unvergeßlich, sondern — der Leser und ich vergessen sonst beinahe, daß ich ein empfindsamer Reisender bin — weil sich dort Herz zum Herzen fand. Wie, werde ich gleich erzählen. Bei der Mittagsmahlzeit in Nauen war der Hunger so das

dominirende Interesse der Reisenden, daß sie aneinander keins nahmen, und sich mithin aus Instinkt vielleicht am richtigsten beurtheilten. Beim Abendbrod in Friesack vereinzelte uns die von der Post sehr entfernte Gaststube, und alle Frauenzimmer verschwanden im Dunkeln. Wohin? Wer kanns rathen! In Kyritz aber vereinigten uns die Mitternachtsstunde, der Kunstgenuß und die lange Weile, welche letztere beide häufiger gepaart sind, als man glauben sollte. Kurz, Kyritz wurde der Ort, wo sich herzige Bande um die Reisenden schlangen. Die Schauspielerin war nicht nur durch ihren Künstlerberuf, sondern auch durch Geburt über uns andre erhaben; nämlich ein Fräulein, ein loyales, d. h. ein solches das ein von nachsetzen kann. Das Fräulein überragte uns also wie gesagt alle, nur mich nicht, da der Recensent noch eine furchtbare Behörde selbst für adlige Künstler und Künstlerinnen bildet, ungefähr wie ein Höllenrichter, der sich auch als ächter Höllenbrand und Bruzzel um Rang und Stand durchaus nicht kümmert. So demüthigte sich denn die Erhabene vor mir, dessen Namen ihr durch irgend eine bei der Post angestellte Delilah verrathen war; aber mit dem Unterschiede, daß die Philistäerin das Geheimniß der Schwäche ihres Geliebten kund that, die Post-Delilah (irgend ein Postsekretair) aber das meiner Furchtbarkeit und Macht dechiffrirt hatte. Dies brachte

mir freundliche Blicke und Witzworte ein, feines Sticheln von „schonen, gnädig behandeln, das arme Kyritz menagiren", und ähnliches Geistreiche. Ich würde auf einem herrlichen Thron des Ansehns in Kyritz gesessen haben, wenn die übrige Gesellschaft die mit esprit gemachten Andeutungen verstanden hätte. Aber die Schöne war so schlau nur mir zu zeigen, daß sie in das Geheimniß eingeweiht sey, und warf mir bei jedem andeutenden Worte Blicke aus den hübschen schwarzen Augen zu, die da sagten: „Ich weiß es zwar, aber ich verrathe nicht, welchen verkappten Bösewicht wir am Bord haben." Ein Wink, ein leises Wort von mir, trugen mir die zugeflüsterte Versicherung ein, daß mein Incognito fortdauernd geschont werden solle. Mit ächter Kriegslist gab ich jetzt die gefährliche Seite recht offen und sorglos Preis, damit der Verdacht, der vielleicht rege geworden war, geschwind wieder einschlafe; ich beschloß nicht zu ruhen, bis ich ihn schnarchen hörte.

„Schade", fing ich unbefangen frech an, „daß Nettstab nicht hier ist; er könnte die Kyritzer Privat-Gallerie herrlich recensiren!" — „Er ist ja nur musikalischer Recensent" fiel das cour- und censurfähige Fräulein ein, und lächelte mit einer Pfiffigkeit, die mir herrlich sagte: „Siehst Du, wie ich Dich so ganz verstehe?"

„Dieser Mensch, fuhr ich fort, ist arrogant genug über Alles das Wort zu führen; darum nochmals Schade, daß er nicht hier ist, um unsre Reise überhaupt zu beschreiben. Wir würden merkwürdige Dinge zu lesen bekommen über Alles, was uns begegnet seyn sollte."

„Wer weiß" fuhr die Schlaue fort mein Spiel zu unterstützen, „ob er nicht am Ende in irgend einer Verkappung unter uns steckt!"

„Immer möglich," warf ich hin.

„Nun ich bins Gott sey Dank nicht" rief der dicke Mann mit einem Seufzer. „Ich auch nicht, ich auch nicht, ich auch nicht" — begann ein wahres Peletonfeuer der andern Passagiere. Das legitime Fräulein lächelte unbeschreiblich. Ich hatte meine Recension weg und würde mich kleinlaut hinters Ohr gekratzt haben, wenn ich sie nicht alle an der Nase geführt hätte. Denn ich hatte einen Angriffsplan nach einer ganz andern Seite im Sinne, als die wohin ich demonstrirte. Meine Nachbarin im Cabriolet nämlich hatte im Lauf des Tages einigemale in den Pausen, die sie vom Schlafen machte (sie war von einer durchwachten Nacht äußerst müde), wahre Bildung gezeigt, indem sie vom Königstädter Theater, vom Beobachter an der Spree und mehreren andern literarischen Erscheinungen von gleicher Wichtigkeit für Berlins schönes Wissen und Können gesprochen. Ich wollte daher gern

heraus haben, ob sie mich persönlich oder nur meinen Ruf kenne, und weiß von beiden sie für das schlechtere halte. Ich überzeugte mich jetzt, daß meine körperliche Hälfte ihr völlig unbekannt war; meinen schwarzen Schatten aber (den Recensenten), der sich gespenstisch an meine Sohlen heftet, kannte sie. Ich setzte mich aufs Sopha zwischen sie und die Schauspielerin, und legte mich auf die Sokratische Theorie, nämlich auf An- und Abzapfen ihres »spiritus« durch Fragen. — Sehr schlimm ist es, daß in der Reise-partitur die Posthörner fast immer höchst unzeitig eintreten. Sie fielen mir auch hier in die Fermate und Cadenz eines Zärtlichkeits-Adagios ein, wo ich erst beim sanften Ergreifen der Hand hielt, also noch lange nicht an einem billigen und erlaubten Ende war, geschweige — doch wir müssen eiligst abfahren.

Nach einem Tremolo auf dem Kreizer Straßenpflaster, das wie ein prasselnder Mondsteinregen in mein Adagio fiel, gewann ich auf dem gedämpften Register der Chaussee wieder einiges Feld für zarte und zärtliche Melodieen und Modulationen. — Meine Frage-Bohrmaschine kam wieder in Gang und ich erfuhr tropfenweis: Meine Nachbarin war äußerst belesen in schlechtem belletristischen Journalen, nämlich in den besten; sie schwärmte für Beckmann als Ecken-steher Nante; das Höchste, was die Kunst für sie

geleistet hatte, war der Glöckner von Notre-Dame, und Madame Birchpfeiffer für sie die deutsche Sappho, wenigstens Stael; das Berliner Colosseum kam ihr gleich nach dem Paradiese; sie besaß Claurens Werke und Kotzebues Büste; Victor Hugo kannte sie sehr genau aus deutschen Journalen, also fast so gut als ich; sie abonnirte sich alle Jahre auf die neuen Taschenbücher und besaß ein Exemplar der schönen Henriette; meine Recensionen las sie regelmäßig, so oft sie die Zeitung las, nämlich sehr selten. Kurz, sie besaß die herrlichsten Eigenschaften einer berlinischen schönen Seele, bis auf eine, die, daß sie meine Person gar nicht haßte.

Gerade darauf hatte ich meine ganze Hoffnung gegründet, die ich indessen noch nicht aufgab. Ich suchte ihr die schlechtesten Gedanken über mich beizubringen. „Unmöglich" sprach ich, „ist es Ihr Ernst, daß Sie nicht das Schlechteste von diesem schlechten Menschen denken. Wie grob ist er in seinen Recensionen! Auch sticheln er alle Augenblicke auf das Colosseum und Madame Birchpfeiffer!" — Thut er das? O das ist abscheulich! Ach die himmlische Birchpfeiffer! Ja, dann muß er ein schlechter Mensch seyn! — „Gewiß, Sie dürfen mirs glauben! Es giebt keinen boshafteren Charakter zwischen der Elbe und Oder, und noch sind wir auf diesem Terrain! Aber ich wußte es ja gleich, daß

eine so zart fühlende, fein gebildete Seele hier mit mir einverstanden seyn würde!"

Wirklich hatte ichs getroffen! Die gebildete Landsmännin war in ihren heiligsten Interessen verletzt. Ich schürte die Gluth geschickt; ihre Erbitterung steigerte sich, und bald ließ sie mir auch kein gutes Haar mehr. Natürlich stimmte ich bei, und wußte ihr eine schwarze That nach der andern aus meinem Privatleben zu erzählen, so daß die halbe Nacht unter meinen Abscheulichkeiten verging.

Endlich hatten wir uns beide erschöpft, und ich lenkte nun allmählich von der falschen Straße auf die ein, die mich ans Ziel führen sollte. Ganz unverhohlen bekannte ich, während der Conducteur schnarchte, daß ich nie glücklicher in der Reisenachbarschaft gewesen sey, als eben jetzt. Ich umstellte meine hübsche Gefährtin mit einem Garn von Artigkeiten; endlich konnte ich dem Wunsche nicht widerstehn ihren Namen zu erfahren, damit mir die Reiseerinnerung nicht verloren gehe. Ich bat darum; sie zeigte jetzt ächt berlinische feine Bildung durch eine pflichtmäßige Weiblichkeit, indem sie zurückhaltend und spröde, endlich sogar ängstlich that, obgleich sie mir nicht ihren guten, sondern nur ihren geerbten Namen anvertrauen sollte, den sie doch noch haben mußte. Meine Bitten wurden lebhafter, dringender; sie ließ sich jetzt auf ehrenvolle Bedingungen der

Uebergabe ein, die sie mir durch einen Zweifel in meine Redlichkeit zu verstehen gab. Denn sie sagte: „Wenn ich Ihnen auch meinen Namen nenne, so verschweigen Sie am Ende den Ihrigen oder nennen einen falschen.“ Ich schwur redlich zu seyn; doch sie mußte oft von Männerschwüren getäuscht seyn, denn sie gab nichts darauf. Endlich fiel mir ein Auskunftsmittel ein. „Sie haben Ihr Postbillet“ sprach ich, „ich das meinige; unsre Namen stehn darauf; lassen Sie uns tauschen, so sind wir beide schriftlich durch den Tausch gegen Täuschung gesichert.“ — Sie schlug ein. Eben waren wir auf der Station. Ich winkte einem Postillon, der eine Laterne trug, mir doch einen Augenblick zu leuchten, da der Mond schon am Untergehn sey, und ich bei seinem trüben Schimmer unmöglich lesen könne. Er gab mir die Laterne herauf. Wir tauschten die Zettel; ich las: „Demoiselle H.....“. Sie las: „Schriftsteller Ludwig Rell — —. Abscheulich!“ Sie zerknitterte das Blatt in der Hand. — Ich wollte beim Laternenschein ihr hübsches zorniges Gesichtchen betrachten, doch sie blies entschlossen das Licht aus.

Also Fräulein Albertine H..... ist meine angenehme Nachbarin?

„Gehn Sie, mein Herr, ich mag nichts von Ihnen wissen, Sie haben mich schändlich betrogen!“

„Beste, wahrlich nicht; sagte ichs Ihnen nicht voraus, daß ich ein Bösewicht sey? — Nun haben Sie den Beweis in Händen! — Doch darum keine Feindschaft zwischen uns; ich mache Ihnen den Vorschlag nun erst recht Frieden zu schließen."

Sie schwieg; ich nahm ihre Hand mehr als sie sie mir gab. — Der Mond war nun hinunter; die Pferde gewechselt. Im Dunkeln, wo ein Andrer das Erröthen nicht sehn kann, läugnen es manche sogar ganz. Kurz die Nacht, diese so hülfreiche Bundesgenossin, half meine Tücken mit dem Schleier der Vergessenheit bedecken.

Am andern Morgen, als wir bei Tageslicht in der Passagierstube zusammen frühstückten, erröthete Albertinchen (so lautete der Vorname meiner Nachbarin) jedesmal, wenn ich sie ansah. Ob über den Zwist oder über die Versöhnung? Kein Leser wird mir die Indiscretion zumuthen ihm diese Frage zu beantworten.

Zweites Poststück.

Ich glaube, ein so seltsames Poststück, wie gegenwärtiges, ist noch nicht auf die Post gegeben worden. Obwohl es noch nicht hier auf dem Papier steht, so sehe ichs doch ganz deutlich vor mir, ohne sagen zu

können, was es eigentlich seyn soll. Wahrheit — Phantasie — Traum — Nebel — Mysticismus — recht gröbliche Uebertreibung —, kurz sehr viel Bedenkliches, was vielleicht nur der Absender des Poststücks nicht „abgeschmackt" nennt, die Empfänger aber desto leichter.

Oben auf der Addresse lese ich:

„Kriegserklärung."

Es ist aber weder eine Englands gegen Rußland, noch Frankreichs gegen Deutschland, sondern eine viel gewichtigere, nämlich meine eigne gegen — ja, das ists eben, der Gegner fehlt mir. Ich nenne den Staat mit Swift Brobdignac und fange so an.

Ich, Ludwig Rellstab, von Gottes Gnaden (doch ich sollte vielleicht sagen von Gottes Ungnaden) des deutschen Reichs Schriftsteller, mithin ein Herrscher im Reich der Geister, wenn auch ein noch so geringfügiger, erkläre hiermit dem Staate Brobdignac den Krieg, und will in gegenwärtigem Manifest den Völkern Europas, der andern vier Welttheile, und denen, die sonst noch meine Werke lesen, meine Gründe dazu deutlich auseinandersetzen; sie werden dann sehn, daß diese Kriegserklärung so gerecht ist, als jemals eine gewesen, was freilich auch noch nicht viel sagen will. Man bedenke aber: „Die Griechen fingen Krieg mit

Troja an eines geraubten Weibes halber, weshalb vernünftige Leute jetzt noch nicht einmal einen Proceß anfangen würden. Die Spartaner und Messenier haderten wegen eines Krautackers; Rom und Karchedon genau genommen wegen etlicher Metzen sicilianischen Waizens; die Amerikaner und Engländer um ein paar Pfund Thee; Napoleon und Großbritannien um den Zucker dazu; viele andre Könige um nichts — nun denn, beim Herakles, wenn das alles Kriegsursachen waren, so habe ich hoffentlich die gerechtesten. Denn ich ziehe gegen Brobdignac zu Felde, weil es sicherlich nicht nur ein paar tausend meiner Landsleute preßt und dann martern läßt, sondern auch mich selbst auf eine Marterbank zwar nicht legte, aber doch setzte. Einen Postwagen nennt man diese Art von Foltermaschine, die in Brobdignac gegen die Reisenden angewendet wird.

Vielleicht fragt mancher, wie ich auf meiner Fahrt von Berlin nach Hamburg nach Brobdignac gerathen bin, dessen Lage Swift, wenn auch nicht ganz genau geographisch, doch wenigstens so beschreibt, daß man es auf der Straße von Berlin nach Hamburg weder zu suchen noch zu finden hat. Darauf erwiedre ich, daß solche Frager sehr wenig mit dem Charakter neuer empfindsamer Reisen und Reisender Bescheid wissen müssen, denn sonst könnte es ihnen nicht unbekannt seyn, daß Geographie eine Wissenschaft ist, die in

examine rigoroso dabei gar nicht verlangt wird. Wer Teufel will mich verantwortlich machen, wenn ich Lust habe von Kyritz einen Seitenabstecher nach Constantinopel und Merico zu machen? Schlimm genug, wenn es einem so vermaledeit ergeht wie mir!

Aber wahrhaftig ich falle etwas aus dem Tone des Manifests und der selige oder unselige Gentz (wer kann's wissen) würde vielleicht mit Grund Manches gegen meinen publicistischen Stil einzuwenden haben.

Kurz, Völker, die Sache war so, und so verpacke ich sie ins Poststück:

Nachts um 12 Uhr erreichten wir die Grenze von Brobdignac; der Grenzort heißt Lausum, steht aber nicht im Büsching. Ich dachte nichts Arges, obwohl ich etwas Arges hörte, nämlich einen Straußischen Walzer, der bei einer Hochzeit dem Lausumer Posthause gegenüber gegeigt und trompetet wurde, welchem aber aus einem Theil ein Takt defraudirt war (an allen Grenzen sind die Defraudationen bekanntlich sehr häufig), so daß er siebentaktig elend hinkte. Himmel, wäre mir auf meiner Hochzeit so aufgespielt worden, ich glaube — doch zum Teufel das Manifest! Ei, eine solche Marter, ein solcher Ohrenzwang ist auch ein Kriegsgrund, und vielleicht stärker als die beiden zu Marseille abgeschnittenen Spanier-Ohren!

Eine düstre Wirtshausstube, die man über einen düstern Platz hinweg suchen mußte, — zwei langschnuppige Talglichte, — ein Marqueur, der, wie ein Seehund auf dem Meere, auf dem Passagiersopha lag und schlief — verkündeten schon nichts Gutes von Brobdignac. Eine Stunde langer und banger Erwartung erhöhte die Spannung aber nicht das Vergnügen. Die Muse, — so nenne ich die Schauspielerin gern, gähnte und seufzte; meine kleine Nachbarin schmollte — mit mir; ein kleiner, etwas abgeschabter Mensch, der einzige von der ganzen männlichen Reisegesellschaft der die Expedition bis Brobdignac mitgemacht hatte, fing hier an den reichen Gentleman zu spielen, denn er ließ sich grandios ein Beefsteak geben, während er bisher überall, wo gegessen wurde, abseits geschlichen war. Wie er jetzt das armselige Incognito fallen ließ, hätte ich ihn beinah für den Fürsten Pückler gehalten, der ja oftmals ähnlich, wie eine Sonne strahlend, aus der plebejischen Staubwolke aufging. Der Fürst wäre übrigens ganz der Mann zur Brobdignacschen Kriegsfahrt gewesen.

Trarah, trallalalala!

Horch, die Trompeten werben! — Der Postillon blies seine Allarmsignale. Das Heer brach auf und suchte sich mühsam seinen Weg durch die nebeldunkle Marktwüste. — „Halt!“ — „O weh!“ — „Was

giebts?" „Ich habe mir das Nasenbein eingerannt. Hier steht ein Eisbock oder eine Höllenmaschine mitten im Wege!" — „Es ist ja der Postwagen!" „Der Teufel sehe das Ding im Finstern! Bin ich denn Allah, dessen Auge nach dem Koran so scharf ist, daß er in der schwärzesten Nacht auf dem schwärzesten Stein das schwärzeste Insekt erkennt? — Aber wer weiß, ob er in dieser Pechfinsterniß das Ungethüm gesehn hätte, das ich — welch ein Omen! — Höllenmaschine nannte. — Naht sich dort ein Irrwisch? Was ist das für ein trübes Flämmchen? Es ist wohl nicht recht geheuer hier?"

Diesmal wars der Schirrmeister, der mit einer Jammerlaterne an den Wagen trat, und uns aufforderte einzusteigen.

„Wie? In das Ding? Herr Schirrmeister, durch dieses Loch bringe ich ja kaum meinen Kopf hindurch, geschweige —"

„Immer dreist! Wenn nur der Kopf durchgeht" antwortete der Schirrmeister, „so kommt der andre Leib schon nach. Es war einmal ein berühmter Spitzbube, ich weiß nicht hieß er Käsebier oder Fra-Diavolo, der machte eine Wette, daß er durch jedes Loch entwischen wolle, wo er den Kopf durchstecken könne."

„Ich bin aber weder ein Spitzbube noch berühmt." — „Ei was, so können Sie es noch werden!

Indessen steigen Sie ein, denn es ist die höchste Zeit."

„Warum denn ich voran? Lasset doch erst andere einsteigen, damit ich sehe, wie das Ding möglich wird."

„Im Gegentheil, Sie müssen voran. Wir müssen es hier umgekehrt machen wie die wilden Elephanten. Wenn die an einen Fluß kommen, lassen sie den kleinsten vorangehn; kommt der durch, so ersaufen die grosen gewiß nicht. Sind Sie hier durch die Backofenthür gekrochen, so schiebe ich die andern Brode wie Nichts nach."

Er schob mich inzwischen; wie ein zu großer Kork in einen zu engen Flaschenhals preßte ich mich hinein. Der Schirmeister operirte mir als Ramme im Rücken. Ich hielt meinen Einzug wie ein zusammengelegtes Taschenmesser; doch brachte ich mich endlich in die Höhle oder Hölle. — Hinter mir brummte der Beefsteakesser, dann zwitscherten die beiden Mädchen ein Duett auf den Text „O Weh" und „o Jemine!" Es klang fast, als wäre es von Bellini gewesen.

Das waren aber nur Vorspiele.

Im Grunde wußte damals noch keiner von uns, was die Brobdignaker mit uns vorhatten, und ich dachte noch so wenig an eine Kriegserklärung wie jetzt unter dem Schreiben, wo ich immer aus dem Hundertsten

ins Tausendste komme, aber leider nicht aus dem Wagen, in dem ich sitze.

Jetzt gings los. Ach! O weh! Halt! Donnerwetter — mit diesen schönen Stimmeneintritten fing unser Quartett an, und ich führte den Baß.

Aber weshalb dieses vierstimmige Miserere? Genau kann sich die Ursache niemand vorstellen (er sey denn in Lausum gewesen), aber doch ungefähr, wenn er sich einmal auf einen Galgenkarren setzt, und damit über einen fest gefrornen Sturzacker jagt. Das Lausumer Straßenpflaster ist zwar nicht ganz so eben, aber doch fast. Wie gesagt, wir drückten unsere Ansichten darüber in einstimmigster Vierstimmigkeit aus, bereuten es aber sofort. Denn die Erdstöße wurden stärker, und ehe wirs uns versahen, hatten wir uns sämmtlich auf die voreiligen Zungen gebissen, beim Ricochettiren. Plötzlich blitzte es, — aber nur von dem Scheine einer Laterne, mit welcher ein Lausumer um die Ecke bog, und uns den kleinen Sonnenblick in unserer schwarzen Lage freundlich gönnte. Aber ich dankte es ihm nicht, denn in den drei Gesichtern meiner Reisegenossen sah ich meines wie in einem Spiegel. Der Beefsteakmörder sahe aus, als hätte er einen Menschenmord begangen, so bleich und zähnklappernd; Albertinchen (man hat den Namen aus dem vorigen Poststück doch behalten?) mischte Angst, Zorn, und (aus gewissen Gewissens-

bissen) auch etwas Nothfrömmigkeit in ihrem Gesichtchen; die Muse übte sich in der Mimik dreier Rollen zugleich und hatte die Jammer- und Schreckenslinien aus den Gesichtern der Ophelia, Lady Makbeth und Esmeralda (der Madame Birchpfeiffer) zu einem schönen physiognomischen Genrebilde gesammelt und verschmolzen. — Solche Reflexe unsrer Lage mußten erschütternd wieder auf mich reflektiren, der nun erst den ganzen Umfang des Unheils faßte, da es ihn aus den Gesichtern zugleich ansah. Ich intonirte stumm den Chor aus der Schöpfung: „Verzweiflung, Wuth und Schrecken."

Der Blitz war dreimal schneller vorüber, als der Leser Zeit gebraucht hat, meine Schilderung davon zu genießen. Allein in solchen äußersten Lagen lernt der Mensch erst, wie viel Entsetzliches an Erlebnissen und vollends an Gedanken sich in einige Sekunden pressen läßt. Ein Naturphilosoph war (vermuthlich nach Analogie seines sehr porösen Wissens) von der Porosität aller Körper so überzeugt, daß er die Hypothese aufstellte, das Weltall lasse sich in eine Nußschaale pressen (es fehlte ihm zum Beweis nichts als die Presse). Ich aber hatte den Beweis in den Händen, daß die Hölle (und sie beträgt doch ein Drittheil des Weltalls) sich in eine Sekunde pressen lasse. Oder besser, ich hatte ihn nicht, denn jetzt kams erst. Das Steinpflaster in

Lauſum war eine Eiſenbahn gegen das vor der Stadt nach der Brobdignacſchen Grenze zu. Auf den ſpitzen, ſcharfen Mond- und Venusbergen müßte ſichs ſanfter fahren als auf dem Steindamme, der uns mehr räderte als wir ihn. Ich ſchrie: „Halt! Ich will zu Fuße gehn, bis der Damm zu Ende iſt!“ Meine drei Elendsgenoſſen ſchrieen mit, doch der Schirrmeiſter war und blieb taub. Ich wollte die Wagenthür öffnen und hinausſpringen, aber ſie war von außen zugekrammt und gerammt, als hätte ſie der Teufel verriegelt und geſagt: „Die Hallunken habe ich! — Sie ſollen mir nicht wieder heraus aus dem Höllenloch!“

Wir vier revoltirten mit Macht, der Stimme nämlich. Wir Männer tobten, fluchten, lärmten; die Mädchen kreiſchten und jammerten. Einen Aufruhr hätten wir angefangen, aber es war ganz vergeblich, denn wir wurden ſchon mehr aufgerührt, als wir uns ſo hätten ſelbſt rühren können. Ob ich auf meinem natürlichen Sitzorgane ſaß oder nicht, darüber würde ich bei einer eidlichen Erhärtung vor Gericht ſehr in Verlegenheit gekommen ſeyn, denn ich fand mich länger ſchwebend als ruhend, und meine Schulterblätter, Ellenbogen, Rückenſtücke, ſammt allen Facetten des Kopfs waren mehr mit Wagentheilen in Berührung als der darauf angewieſene Fleck. Mein Nachbar ſtöhnte jammervoll, und ſchwur, ſein Beefſteak fliege ihm

klappernd im Magen herum wie Würfel in einem Becher. Albertinchen und die Muse führten ein schönes, hüpfendes pas de deux aus, aber auf breiteren Grundflächen als die Fußzehen. Kurz, wir gaben einander wenig nach an gymnastischer Beweglichkeit.

„Der Teufel fahre mit der Brobdignaker Post," rufen meine Leser, und setzen sich um so bequemer im Lehnstuhl zurecht, je unbequemer wir fahren, „ärger kanns ja keinem Menschenkinde ergehen!"

Gute Leser, ich würde Eure Phantasie sehr gering schätzen, wenn die meinige stärker gewesen wäre; allein ich dachte ebenfalls, wir hätten den letzten gradus ad parnassum erstiegen. Es kam aber noch ganz anders. Denn bisher waren wir einen ehrlichen Lausumer Schritt gefahren; plötzlich aber gabs der Schwarze dem Postillon ein, seine Schwarzen austraben zu lassen. Nun erst schmeckten wir die ächte Sorte; vorher wars nur Spaß gewesen. Der Wagen wurde eine Walkmühle, wo die Stampfer von unten nach oben gingen, und uns fortwährend aufwärts schnellten. Ich machte stupende Prälltriller mit einem Organe, das sich sonst höchstens dazu eignet, einen Orgelpunkt auf der ganzen chromatischen Tonleiter zugleich auszuhalten, wenn man damit aufs Pedal fällt. Ein Staccato führte ich auf der Sitzbank aus, wie es Kalkbrenner kaum auf einem Clavis herausbringt, fast den ächten Paganini-

schen Springbogenstrich übertraf ich. So lange hatten wir uns tapfer auf unserm Posten gehalten; doch jetzt, ich bekenne es, kam die Armee in einige Verwirrung. Von einem Flankenangriff auf meinen Nachbar will ich kaum reden, denn er geschah gegenseitig und unsre Ellbogen rannten gegeneinander wie stoßende Böcke. Aber auch in Front wurde ich attakirt, denn als plötzlich die Vorderräder in eine mäßige Furche des Dammes von höchstens drei Fuß Tiefe geriethen, wirkte nach den verwünschten Gesetzen des Falles und Stoßes, die selbst in Brobdignac noch keine Aenderung erlitten haben, die Erschütterung sehr fatal auf mich, denn ich flog ungefähr, wie eine Bombe im 45sten Grade geworfen, gerade auf die Muse los, und lag ihr (vielleicht zum erstenmale in meinem Leben) im Schooße. Ich wollte die Muse wäre das Glück gewesen! Es hätte aber auch nicht lange gedauert, denn dieselben Gesetze, die ich bei der Passage des Vorderrades für mich hatte, hatte ich bei der des Hinterrades gegen mich. Ich schoß — nicht häuptlings, sondern gerade umgekehrt (nicht praeceps, sondern praepodiciter) — in mein altes Standquartier zurück, aber die Muse mir nach, und jetzt saß — so rollt die Kugel — sie mir im Schooße. Sie saß; denn weil sie überhaupt Tournure hatte, so hatte sie sich auch jetzt geschickt gedreht. Vielleicht hatte aber

auch der Rotations-Stoß des Wagens das Beste dazu beigetragen. Ich war schon in manche Berührungen mit den Musen gekommen, aber nicht gerade in diese. In einer Adagio-Fahrt würde aus diesem contactus vielleicht ein lang ausgehaltener, recht angenehmer Ton geworden seyn, in unserm Presto auf dem Steindamme aber blieb es ein staccato fortissime. Ich fiel auf den Gedanken, den Rhythmus dadurch zu ändern, daß ich durch die Klammerhaken meiner Arme die hüpfende Muse mit mir zu einem Körper verbinden wollte, und wir wären dann wenigstens zusammen weiter gehüpft. Daher griff ich im Dunkeln zu; aber noch ehe ichs konnte, kam ein Erdstoß nach rechts, dann einer nach links, jetzt einer nach oben, dann nach unten, endlich wie ein Gebirgsecho von allen Seiten. Meine Musenlast hüpfte weg, hüpfte zu, flog rechts und links und gerade aus, und ich haschte vergeblich danach; das weibliche Stimmengezwitscher und das männliche Zorngepolter tönte während dieser Jammerzeit erbarmungswürdig mitten durch das Rasseln des Wagens; das Elend culminirte — endlich geschah ein furchtbarer Schlag, der die Krisis bildete. Wir schwebten alle in den Lüften; nach einer ansehnlichen Reise langte ich zuerst wieder auf meinem Sitze an, und fühlte, daß der Wagen sich jetzt ganz sanft bewege. Ich hatte es aber noch kaum empfunden, als ich auch die Muse wieder auf dem Schooße

fühlte — nicht sah, denn es war dunkler als im Tartarus. Der Wagen war, dies conjecturirte ich mit Scharfsinn, jetzt vom Lausumer Steindamme herunter in den Lausumer Sand gefallen, und nun hatten wir Aussicht zu einem langen Adagio! Herrlich! Jetzt konnte ich also den lang auszuhaltenden Ton der Musen-Berührung sanft einsetzen! Ich schlang schnell die Arme um die kleine Erschreckte, zog sie an mich, und indem ich ihr einen Kuß auf die Wange drücken wollte, flüsterte ich: „Diese Schreckensperiode hat doch auch ihren süßen Moment!“

Doch ich fuhr zurück, wie einer der eine Rose pflücken will und eine Nessel greift, vor einem stachlichten rauhen Bart und einem noch rauheren „Schwerenoth, sind Sie verrückt?“ — — Es war der Beefsteakbeißer, den mir bei dem verfluchten gewaltsamen „Verwechsle-Das-Pfählchen-Spiel“ das Schicksal statt der Muse auf den Schooß geschüttelt hatte, die längst wieder auf ihrem Platz saß und Athem schöpfte! Voll Ingrimm packte ich den Kerl bei den Schulterblättern, und rüttelte ihn auf seinen Platz. „Nun zum Teufel, Herr“ rief ich, „wollen Sie etwa die Nacht hier auf meinem Schooße bivouakiren, daß Sie es sich so breit und bequem machen? Lieber nähme ich ja einen Elephanten auf die Knie!“

Der Knirps, denn das war er, erſchrak ſich gewaltig über zweierlei, über ſich, und mich. Ueber ſich daß er vorher in der Ueberraſchung ſo keck geweſen war, und über mich der ihn mehr aus Verlegenheit als aus Zorn ſo wild angepackt hatte. — „Ja, ja" ſtotterte er ängſtlich, und offenbar ſinnverwirrt, „es ſoll mir ſehr lieb ſeyn, wenn Sie meinen Elephanten ſehn wollen."

„Ihren Elephanten ſehn?" fragte ich erſtaunend und wieder zu mir ſelber kommend.

„Nun ja, Sie ſprachen ja davon, wenn ich nicht irre. — Ich werde nur erſt in Hamburg die Stelle ausmitteln und die Bude bauen, dann kommt er mir nach."

Jetzt fand ſich das Wort des Räthſels! Der Beefſteaktödter war ein Elephantenführer, und hatte ſein Thier noch jüngſt in Berlin zur Schau geſtellt. Der Zufall, Unfall, oder Gott weiß wie ich den Fall, welcher auf mich fiel, nennen ſoll, hatte die Nebelkappe von ſeinem Elephantengewerbe gezogen. — Ich lachte ſtill, daß ein ſo plumpes Thier mich aus der Verlegenheit zog.

Wir fahren jetzt im tiefſten Brobdignaker Sande, Leſer. — Nun wäre es Zeit, glaube ich, wieder an die Kriegserklärung, mit der ich oben wie Goliath geprahlt, zu denken. Nachdem wir uns etwas erholt hatten, und Athem gewonnen, brach unſer aller Zorn

aus den vier Ecken des Wagens lodernd gegen die Regierung von Brobdignac los. Iſt das erlaubt? Iſt Lauſum ein Ort, wo Matroſen gepreßt werden? Halten ſich dort die alten berüchtigten Werber auf? Giebt es dort Amſterdammer Seelenverkäufer? Auf einem guten in Federn hängenden Poſtwagen lockt man uns ſo weit, und dann ſetzt man uns auf dieſen Gliederbrecher, um uns gerädert nach Brobdignac zu führen? Das iſt eine himmelſchreiende Verletzung des Völkerrechts! Das fordert Blut! Es fordert grimmige Rache!

Dies, Leſer und Leſerinnen, waren unſre chriſtlichen Geſinnungen, als wir im Brobdignaker Gebiet einfuhren. Wir alle dachten Krieg. Ja der Elephantenführer (Gott ſey Dank daß ich nun eine andre Benennung für ihn habe, denn ich war zuletzt um neue Compoſitionen mit Beefſteak wahrhaftig ſehr verlegen, da drei Lexica, die ich zu dem Ende nachſchlug, mich im Stich ließen) — der Elephantenführer ſchwur, er ſey ſo mürbe, als habe ſich ſein Thier ſiebenmal über ihn hingewälzt, aber dafür dürfe auch in Brobdignac das Kind im Mutterleibe nicht verſchont werden. Albertinchen und die Muſe fanden dieſen Racheſchwur weniger furchtbar als unanſtändig, waren aber doch einig, ſie wollten dem Könige und allen Miniſtern Brobdignacs die Augen auskratzen für die erlittene Mißhandlung. Ich meinestheils bemerkte nur beſcheiden, Brobdignac ſey eine

Republik (zu Swifts Zeiten war es noch ein Königreich), und mithin könne man dort keinem Könige die Augen auskratzen, weil keiner da sey. Doch die erbitterte Muse meinte, das ginge sie nichts an, und beharrte auf ihrem Vorsatz.

Kurz wir schnaubten sämmtlich Rache und brüteten Verderben. Hatten wir aber nicht Ursach? Und was wir dachten, ziemte sichs nicht auch es zu sagen? Ich denke, meine Kriegserklärung ist nun hinreichend gerechtfertigt, und die Thatsachen, die ich erzählt, sind die stärksten Gründe in meinem Manifest. Ich betheure es, die Gründe waren so gewichtig, daß sie braune und blaue Flecken hinterließen. Sollte man mehr verlangen?

Und hätte ich etwa nicht mehr? Denn sieben Meilen lang war der Brobdignacsche Marterweg, und mit raffinirter Bosheit so eingerichtet, daß niemand auf der ersten Meile (wie wir Alle vermeint) sterben konnte, weil immer eine Sandschicht zwischen der Steinschicht liegt, wo man die Quetschwunden gerade so weit ausheilt, daß man Lebenskräfte für die neuen bekömmt, wie sonst Soldaten, die zu sechsunddreißig Gassenläufen verurtheilt waren, drei Tage, täglich zwölfmal gingen, damit sie nicht am ersten Tage starben, sondern erst am dritten.

Und solche Höllenmartern thun die Brobdignaker jährlich einigen tausend Patrioten an. Ist das nicht

eines Krieges werth? Drum Deutsche, ich kündige ihn hiedurch an, und bin gesonnen im nächsten Frühjahr marschiren zu lassen. Eine Armee habe ich zwar nicht, auch kein Geld eine zu bezahlen, und so bin ich fast so gut daran wie z. B. Baselandschaft gegen Frankreich; aber ich vertraue auf Gott. Meine Hoffnung ist bescheiden die, ich werde noch Brobdignac erobern und alle seine Folterkammern, die es Postwagen nennt, so gut zerstören, wie Kuno von Kyburg das Vehmgericht.

Mittlerweile geht der Teufelsspektakel wieder an, denn wir sind nach einer halben Meile Sand wieder auf ein steinernes mer de glace gerathen, und fahren über Gletscher und Granitblöcke weg, als wären es Haselnüsse. — Aber ich schreibe sehr verwirrt, bald als säße ich noch im Postwagen, bald als wäre ich schon sieben Jahr heraus. Wie will man aber seinen Kopf in Ordnung behalten, wenn seine Basis so unbarmherzig erschüttert wird? — Es bleibt nichts übrig als immer wieder zu schreien, und ich schrie wirklich: Krieg, Krieg, Krieg! — Brobdignac! Alle die Wüthenden, Verzweifelnden, deren Höllenjammergesichter Du während ihrer Pein gesehn, werden in Deine Grenzen brechen! Zittre vor den Gesichtern, die sie Dir alsdann schneiden! Bebe vor der Rache!

Denn wir Alle, Kopf für Kopf, hätten ein Te deum gesungen, oder 10 Thlr. an die Armen geschickt,

wenn wir aus Deinen Rädermaschinen (das sind ja Wagen) uns in ein Reguluſaß oder einen Perillus-Ochſen hätten retten können! Solche Feinde ſtürmen in Euer Reich ein, Brobdignaker! Selbſt die Frauen werden Furien, — die vierte Furie heißt künftig Albertinchen — und die Muſe wird zur Meduſe! Nächſt Deinen Wagen fluche ich Deinen Wegen, Brobdignac! Aber wir wollen eine Chauſſee aus Brobdinaker Knochen bauen, aus zermalmten Schädeln! Verſteht Ihr uns? — Viel ſtärkeres, um Euch zu erſchrecken, wüßte ich ferner im Manifeſt nicht zu ſagen, deshalb ſchließe ich es hier. — Aber ich fahre mit einem

Anhang

fort. Dieſer Poſtſtücks-Appendix fällt noch barocker aus, als das Poſtſtück ſelber. Ich kann mir inzwiſchen nicht helfen, es muß unter die nämliche Addreſſe, denn es ſteht in zu ſtrengem Ideenzuſammenhange mit dem Obigen, und die Welt hat es nach gerade gemerkt, ſo hoffe ich, daß ich der Mann bin, der etwas auf Logik giebt. Das letzte Grenzdorf von Brobdignac heißt Hukelum. Geographen unter meinen Leſern werden es hoffentlich nicht mit dem Pfarrdorf Hukelum verwechſeln, wo Quintus Fixlein liebte, lebte, und heirathete. Dies muß viel ſüdlicher liegen. — Von

Hukelum aus erreichten wir wieder Spuren menschlicher Cultur, z. B. Chausseen, und kamen so rasch und wohlbehalten nach Hamburg. Wohlbehalten? Mag der Teufel! Das Wort ist mir nur so aus der Feder geflossen; der Wahrheit näher bin ich, wenn ich sage, wir kamen halb todt dahin, wenigstens ich. Als ein guter Preuße wohnte ich im Gasthof zum König von England, dessen Wirth durch seinen Preußen-Patriotismus berühmt ist. Mehr noch wird er es hoffentlich durch die Abentheuer werden, die ich in seinem Hause erlebte. Zerschellt, zermalmt, blau, grün, gelb — ich hätte einen Regenbogen mit Leichtigkeit vorstellen können, denn ich krümmte mich auch fast so, — ergrimmt auf Brobdignac, wüthend, racheschnaubend, kurz etwas verdrießlich warf ich mich in meinem Zimmer aufs Bett, um den Entwurf meines Manifestes, den ich schon in Gedanken gemacht, zu beschlafen. Ich mochte aber kaum eine Viertelstunde sanft geschlummert haben, als es bescheiden an meine Thür pochte. — „Nur herein!“ Ein elegant gekleideter Mann, im englischen gelben Oberrock, — von feinem Benehmen, — schwarze leuchtende Augen, — eine Habichts-Nase wie der selige Ludwig Devrient, — ein satyrisches Lächeln — das muß ungefähr in seinem Paß gestanden haben. Ich richtete mich verlegen aber noch halb schlaftrunken empor: „Wir sollten uns kennen“ sprach der

Fremde höflich, „wir ſind ſchon öfter zuſammengekommen. Unter andern einmal im Harz, in Elbingerode, wenn ich nicht irre!“ — Ich rieb die Augen, eine dunkle Ahnung und Erinnerung dämmerte in mir auf. Es iſt nicht von meinem Leſer zu verlangen, daß er mehr von mir geleſen haben ſollte als das Buch, das er in der Hand hält; hätte er aber zufällig einmal in die elegante Zeitung, Jahrgang 1828, geblickt, ſo könnte er dort geleſen haben, daß ich in Elbingerode ein höchſt denkwürdiges Zuſammentreffen mit — „Nun mit wem denn zum Teufel!“ „Eben mit ihm, mit dem Teufel, hatte.“

(Der Leſer kann ſich hier nach Belieben verwundern.)

Nach dieſer Fermate ſage ich ihm ganz kurz, daß der Teufel mir eben ſo kurz ſagte: „Sie haben ein ſchlechtes Gedächtniß, Lieber, ich bin der Teufel, Satan, Beelzebub, wie Sie mich nennen wollen. Ich wußte, daß Sie nach Hamburg kommen wollten, und hatte deshalb meine Abreiſe nach St. Petersburg, wo ich jetzt viele Geſchäfte mache, verſchoben.“

„Sehr gütig,“ ſprach ich doch etwas verlegen; denn alle Tage hat mans nicht mit dem Satan zu thun.

Der Teufel war aber in der That recht affable, um ein galliſches Wort zu lehnen wo mir ein deutſches fehlt. Er fuhr ſo fort: „Wie geſagt, ich erwartete

Sie, lieber Rellstab, denn es war mir längst darum zu thun Sie zu sprechen. Ich bin nicht halb so schlecht, wie man mich macht, und kann wahrhaftig sagen, ich bin besser als mein Ruf. Nun möchte ich aber wohl — wie vielleicht Sie und mehrere Menschen auch — daß mein Ruf besser wäre als ich, und da sind Sie der Mann, der etwas für mich thun kann. Ich will Ihnen einen kleinen Contrakt proponiren —"

„Bitte unterthänigst! Ich bin kein Freund von Contrakten."

„Hahahaha!" lachte der Teufel, „Sie fürchten sich am Ende vor der Hölle, und glauben Sie müßten mit Blut unterzeichnen! — Sie ein aufgeklärter Mann, ein Recensent, wollen abergläubig seyn? Fragen Sie sich doch nur vernünftigerweise, ob wir bei den jetzigen wahrhaft unverschämten Holz- und Steinkohlenpreisen so enorme Feuerung wegwerfen würden, um miserable Seelen zu braten, magrer als verhungerte Lerchen! Wir wären ja Esel, mit Erlaubniß zu sagen. Mein Bester, uns Teufeln — denn unsre Familie ist stark — geht es nicht so außerordentlich; bald wird kein Adjectivum mehr zu uns passen als das leidige „arm". Hätten wir das Brennmaterial, was Ihr uns zutraut, wir legten Eisenbahnen an und führen mit reichen Leibern ab statt mit armen Seelen. — Aber auf meine Angelegenheit zu kommen; ich wünsche Ihnen zu zeigen, daß ich nicht

lauter Schaden ſtifte, ſondern auch Gutes thue. Vorläufig haben wir noch ſchnellere Communikationsmittel als die Eiſenbahnen, nur daß ſie nicht auf ſo viel Perſonen eingerichtet ſind. Steigen Sie ein, Beſter, wir ſind in zwei Stunden an Ort und Stelle."

Bevor ich ja oder nein ſagen konnte, breitete der äußerſt höfliche Satan ſeinen Mantel aus, und wir flogen auf. — Rrrrrrrrrrr ſchwirrten wir durch die Lüfte über die Alſter und die Elbe hinweg, über Wald, Feld und Wieſen, daß die Erde unter mir nur wie ein blaugrüner Schimmer ausſah; — und als ich tief Athem geholt hatte, ſah ich einige Thurmſpitzen, Meerbuſen und Landzungen, und der Teufel rief „Berrr! Wir ſind an Ort und Stelle! Das iſt die Hauptſtadt von Brobdignac Grobidum". Man merkt, in Brobdignac ſind die Endungen ſum, lum, dumm ſo zu Haus, wie im Harz die diverſen »rode«; ich weiß nur nicht, wie Brobdignac an ſein ac gekommen iſt, wenns nicht gaskoniſche Verwandtſchaft iſt mit Polignac oder ſonſt wem.

Wir fuhren in den Palaſt von Grobidum nieder und gerade durch eine Kuppel in einen Saal, wo ſieben ſchwarzröckige beſternte Herren an einer grünen Tafel ſaßen; ein achter führte den Vorſitz; etwas Geſchmeiß von Schreibern, Thürſtehern u. dgl. war auch ſichtbar. „Es iſt Cabinetsrath, aber ohne Sereniſſimum von Brobdignac, und auch den Juſtizminiſter ſehe ich

nicht hier," raunte mir der Erbfeind freundschaftlich ins Ohr. Ich spitzte es, oder vielmehr alle beide, und sah vom Ofen herab, auf den wir uns gesetzt hatten, neugierig auf die Tafel.

„England also" hub der vorsitzende Schwarzrock an (es war der Minister des Auswärtigen und Präsident des Conseils), „verlangt von uns, daß wir den Chausseebau von Hukelum nach Laufum übernehmen, damit künftig die Post von London nach Constantinopel nicht mehr über Nacht unter Wegs sey. Ich bitte um Ihre Stimme."

Der zweite Schwarzrock (Finanzminister). Wir hatten kein Geld zu bauen, wir haben keins, und werden keins haben. Was geht uns England, was die Türkei an? Und in unserm Lande sind wir hoffentlich Herren!

Marineminister. Ganz meine Ansicht. Was scheeren uns zwei Städte, die uns nicht gehören? Es soll Alles zur See gehen, und Passagiergeld und Hundszoll *) zahlen, denn der letzte ist meine Sportel.

---

*) Muthmaßlich ein Brobdignaker Zoll, der Hundzoll (wie man mit J. Paul richtiger schreibt), den Passagiere von ihren Hunden an Bord zahlen müssen. Er fließt in die Tasche des Marineministers, könnte daher wohl Seehundszoll heißen.

Kriegsminister. „Ganz meine Ansicht. Chausseen sind mir überhaupt ein Gräuel. Es hieße unsre Armee verderben, wenn man ihr eine Chaussee baute, denn darauf könnte sie ja noch einmal so rasch retiriren! Im Koth bis ans Knie halten unsre Leute aber vortrefflich Stand gegen den nachsetzenden Feind. Dixi". (Er schnupft.)

Handelsminister. „Und wo bliebe ein saftiger, kernhafter Transitozoll an jedem Feldgraben, wenn uns etwa die fremden Waaren wie Zugvögel durchs Land schössen? Man verlangte am Ende, Zucker und Kaffee sollten mit der Ballkelle über unsre Grenzen hinweggeschlagen werden! Chausseen! Unsinn!"

Minister des Innern. „Ganz recht! Unsinn! Mir aus der Seele gesprochen! Unsinn! Es ist als höre ich mich selbst. Was soll denn künftig noch ein Reisender bei uns verzehren, wenn unsre Wege ihn nicht aufhalten? Keine Tasse Kaffee würden wir mehr los, wenn die Chaussee gebaut würde="

Postminister. „Nur ein Unsinn geht darüber, die Eisenbahnen. Aber auch fort mit den Chausseen! Wo bliebe unsre Postrevenue, wenn wir eine Straße hätten, wo mir am Ende einer in einem Cabriolet sechs Menschen mit einem Pferde lustig davonfährt, während wir jetzt auf einen Menschen sechs Pferde bezahlt bekommen?"

Der geiſtliche Miniſter. „Salomo hat geſprochen! Herrlich Collega! Und muß die ſündige Menſchheit nicht gebeſſert werden durch Leiden? Soll man ſie auf Chauſſeen und Polſterwagen ſardanapaliſch verweichlichen? Nimmermehr! Voto contra Britanniam!“

Hier zuckte es etwas ſataniſch auf dem Geſicht des Satans; er grinſte den geiſtlichen Herrn ingrimmig an, und murmelte! „Du ſollſt nicht ſardanapaliſch verweichlicht werden!“ Nachher verſtand ich erſt, wie es gemeint war.

Der Präſident des Conſeils ſtand jetzt auf, und ſprach feierlich: „Ihre Gründe, meine theuren Collegen, habe ich ſämmtlich auch, aber noch den meinigen dazu. Ich haſſe die ſtolzen Engländer, und mit Grund. Denn als ich anno 1827 in London war, um den bekannten Traktat zu ſchließen, der nicht geſchloſſen wurde, ſprach und ſchnatterte die ganze City fortwährend von dem Notarier dem Canning, und von mir dem Grafen ſprach kein Menſch. Und doch war gerade er es, der meinen Traktat lächerlich machte vorm Ober- und Unterhaus. Schon deshalb dürfte ich meiner Ehre wegen den Chauſſeebau nicht zulaſſen, und wenn unſre ſämmtlichen Bauern Millionaire dadurch würden. Sie begreifen das meine Collegen?“

„Vollkommen" lautete die einstimmige siebenstimmige Antwort, und der geistliche Minister sagte es sogar zweimal.

Der Präsident des Conseils: „Also weisen wir England kühl ab. Ich habe die Note schon mit lakonischem Salz gepfeffert (warum nicht mit spanischem Pfeffer gesalzen?), und mit diplomatischer Feinheit grob gefaßt. Hören Sie:

„Englands Antrag findet keine Statt."

Alle. „Bravo! Herrlich! Unsterblich!"

Die Note wurde sogleich couvertirt und einem bereit stehenden Courier zur sofortigen Uebergabe eingehändigt.

Hier kniff mich der Satan in den Arm und sprach: „Nun geben Sie Acht, lieber Rellstab, und gedenken Sie mirs, wenn Sie über diese Angelegenheit etwa in den Zeitungen oder sonst wo etwas schreiben sollten."

Noch während er sprach, verengerten sich die Wände des Saales und die Sessionsstühle schoben sich in Sektionen hintereinander. Es wurde dunkler und dunkler, mir ward bange, ich fing an zu glauben, daß wir sämmtlich in den schwarzen Pfuhl der Hölle versänken. Und so war es, denn plötzlich sahe ich, daß wir uns Alle im Laufumer Postwagen befanden. „Ha!" rief ich voll Entsetzen, „jetzt kenne ich Dich, arglistiger Teufel! Aber hast Du ein Recht mich zweimal in

die Hölle zu ſetzen? Ich denke, dafür wird es noch einen Senat in Hamburg oder ein Kammergericht in Berlin geben!" „Das wäre beides nicht das Forum, vor dem Du mich verklagen könntest, ſondern nur beim Juſtizminiſter hier in Grobidum, der leider nicht im Wagenkaſten ſteckt. Allein ſey ruhig, ich habe ja mein Luftkiſſen bei mir, auf dem wir weich ſitzen; und überdem legen wir uns oben auf den Deckel und ſehn hindurch (denn für uns iſt er vom ſchönſten Kryſtallglas), wie es inwendig zugeht." — Es war aber ſo:

Die ſämmtlichen Miniſter glaubten ſich in ihren Staatskutſchen, und dankten einander mit verwunderten Geſichtern, daß einer den andern mitgenommen hätte. Nur konnten ſie gar nicht begreifen, wie ſie Alle zuſammen kämen. Plötzlich begann das Regulusfaß zu rollen! „Ha! Weh uns! Himmel! Hülfe! Erbarmen!" ſo viele verſchiedne Stimmen hörte ich aus der verworrenen Partitur des Chors unten noch heraus, die andern verſchollen im gemeinſamen Lärmen des Angſtgeſchreis und Räderraſſelns. — Noch immer hielt ſie das Blendwerk gefangen, ſich in ihren eignen Kutſchkaſten zu glauben, jeder wüthete daher auf ſeinen Kutſcher.

Der Präſident des Conſeils fing an: „Johann iſt er raſend! Ich jage ihn zum Teufel, wenn er ſo fortfährt." Zugleich brüllte der Marineminiſter zum andern Fenſter hinaus, als commandire er in einer Seeſchlacht:

Sackerment! William! Plagt ihn der Teufel? (Hier lächelte Satan und sprach zu mir: „Fast errathen, nur daß ich den Herrn, nicht den Kutscher plage") Sackermenter will er die Sturmfegel einreffen! Ich lasse ihn an die Raa hängen, wenn er nicht einen mildern Cours nimmt!" — Das Fuhrwerk ging aber um so toller vorwärts. Jetzt platzte die Geduldbombe im Kriegsminister. „Donnerwetter!" gab er eine prasselnde Geschützlage, „Himmelhund, Friedrich, Satansbraten! Ich lasse ihn sechsunddreißigmal Spießruthen laufen!" (Diese schöne alterthümliche Sitte ist zu Grobidum noch nicht abgekommen.) „Au weh!" unterbrach er das rollende Pelotonfeuer seines Zorns durch einen Angstruf. „Ich glaube, der Kerl ist taub geworden!" Hier fuhr er mit dem Kopf (seinem Nordpol) zum Wagenfenster hinaus; doch mein Nachbar Beelzebub, der das Rüttelwerk dirigirte, gab ihm in demselben Augenblicke einen solchen Prallschneller auf den Südpol, daß er sich den Kopf-Nordpol fast flach gedrückt hätte, und so gut wie die Erde an beiden Polen abgeplattet gewesen wäre. Sitz und Stimme litten ungemein bei dieser kleinen Caresse des Teufels, so daß der Handelsminister mit seiner heiseren Oboestimme auch zum Worte kommen konnte, das heißt zum Fluch! „Der Geier! Ich glaube mein Kutscher hat achteckige Räder an den Wagen gedreht, wie man es jenem

Miniſter anthat". — Doch bevor er die wohlbekannte Anekdote von dem die Landſtraßen bereiſenden Miniſter heraushaſpelte, ſchnitt ihm eine von den acht ſcharfen Radecken durch einen Klappſtoß von beſondrer Energie das Wort, und beinahe auch die Zunge im Munde weg, auf welche ſeine zuſammenſchlagenden Kinnbacken von oben und unten zugleich biſſen. Er dankte hier zum erſtenmale Gott, daß er keine Zähne mehr hatte. Unterbrochen aber wäre er doch worden, denn ſein College, der Miniſter des Innern, fuhr ihm ſchon bei dem Worte achteckig quer durch die Perücke und ſchrie: „Achteckig? Achteckig College? Dreieckig wenigſtens, und noch viel ſchärfer! Aber an den Galgen ſoll mir der Dieb, ſo wahr ich — Hilf Himmel —"

Beelzebub accelerirte die Maſchine und unterbrach dadurch den Vortrag des Miniſters mehr kurz als höflich. Gedanken und Phraſen wurden von dem Stampfer dieſer unterſchlächtigen Walkmühle zerbröckelt; nur noch Empfindungen, und höchſtens etwas interpretirte oder paraphraſirte Interjectionen hatten Raum. Der Präſident des Conſeils ſchrie: „Ach, Erbarmen, mein Rückgrat bricht!" „Bah" rief der Marineminiſter, „meins hält noch, aber unſren Steuermann laſſe ich ſtielholen! Dabei ſoll ſein Rückgrat, denk' ich, doch noch eher brechen als meins!" „Ja Sie haben einen Cadaver von Gußeiſen" wehklagte der Präſident. „Muß

ein Seesoldat auch" wollte der Marineminister mit vor Schmerz zusammengebissenen Zähnen antworten; doch Satan dirigirte ihm einen solchen Schneller gerade auf die Axe seines Schwerpunktes, daß er aufprellte wie ein Gummiball. „Ach — Teufel — Pestilenz! Das war zu arg!" „Aha ist der eiserne Soldat doch gebrochen?" „Zum Henker College, wissen Sie nicht, daß eiserne Geschütze am leichtesten springen?" fiel der Kriegsminister ein, und sprang selber in dem Augenblick wie der Klöpfel eines Hackbrettes von der Sitzbank auf. Der Marineminister nahms für Spott und schrie wild: „College ich fordere Sie!" „College" brüllte der Kriegsminister, „schaffen Sie mich aus dem verfluchten Höllenwagen, so schieße ich mich 7mal in einer Stunde mit Ihnen auf dem Knopf des Straßburger Münster!"

„Molto più stretto!" commandirte Satanas, und der Karren schoß fort wie auf einer Eisenbahn. Wald und Feld huschte vorüber wie ein graugrüner Schleier, die Ministercompagnie schrie gottesjämmerlich. Am lautesten jetzt der geistliche Minister, weils Beelzebub auf ihn gemünzt hatte, und ihn, der die Christen nicht verweichlicht wissen wollte, furchtbar abhärtete, durch perennirendes Rammen von unten auf gegen sein breites apostolisches Sitzkissen. Der Gepeinigte rief wie Richard der Dritte: „Mein Vermögen für den Gänsepfuhl dort!" (Man sauste nämlich eben an einem vorüber.)

„Eine Million dem, der mich in die weiche Pfütze schleudert!“ rief er deutlicher und verzweifelnder. — „Die will ich mir verdienen,“ sprach Satan vergnügt, und reckte unter dem englischen Ueberrock eine lange Kralle heraus, durch den Wagendeckel in den Marterkasten hinein, packte den geistlichen Mann am Hosengurt, und schnellte ihn, als hinge er an einer Schleuder, zum Wagenfenster hinaus in die Entenpfütze. Glückselig warf sich der Gerettete auf die Kniee und sprach ein Dankgebet. „Auf Ehre“ sagte der Teufel zu mir, „der muß seine Million zahlen!“

Der Kabinetsrath inzwischen jammerte und schrie, daß es einen Stein erbarmen mochte, und endlich sogar mich und den Schwarzen. Er trat mit einem Fuß (es muß wohl der Pferdefuß gewesen seyn) den Kutschendeckel ein und fuhr (ich fiel nach) mitten in den Ministerconseil hinein. „Meine Herren,“ sprach er, „ich bin ein blinder Passagier, der auf der outside gesessen hat. Eben breche ich durch. Ein Glück daß der Wagen gerade hält. (Er hielt richtig, alle schöpften Athem.) Nicht wahr die Straße ist miserabel von Lausum nach Hukelum? Was meinen Sie, sollte es nicht an der Zeit seyn eine Chaussee hier zu bauen?“

„Ja, ja,“ schallte es aus allen Kehlen zugleich. „Freilich,“ rief der Finanzminister, „und zumal da wir die Kasten voll Geld haben! Es wäre ein Staats-

verrath es abzuſchlagen!" „Gewiß" fiel der Marineminiſter ein, „hole der Teufel meinen ganzen Hundzoll und alle meine Sporteln dazu, ehe ich mich ſo rädern laſſe. Lieber will ich ja ſieben Jahre verdammt ſeyn!" — „Donner und Wetter, allerdings," fluchte der Kriegsminiſter, „und könnte mans denn verantworten eine Armee auf ſolchem Spitzbubenwege marſchiren zu laſſen? Hier kann ja eine Batterie über der andern im Moraſt verſinken! Chauſſee, oder ich nehme meinen Abſchied!" — „Zuverläſſig Chauſſee" intonirte der Handelsminiſter auf ſeiner Oboe-Knarre, „ſchon weil ja dann die Straße ſo ungemein an Frequenz gewinnen muß, und der Tranſitozoll enorm wachſen." — „Chauſſee und dreimal Chauſſee!" exclamirte der Miniſter des Innern. „Was werden da für Reiſende paſſiren und das Conſumo im Lande ſteigen!" — „Ich pflichte Ihnen ganz bei," hub der Poſtminiſter an; „auch die Poſtrevenuen werden prosperiren durch zahlreiche Schnell- und Extraposten, die man ſogleich zwiſchen Conſtantinopel und London in Gang bringen wird. Man thäte vielleicht noch beſſer eine Eiſenbahn zu bauen!" „Sie nehmen mir das Wort vom Munde weg," rief der Präſident des Conſeils entzückt aus, „eine Eiſenbahn! Wie ſanft muß ſichs da fahren!" — Auch der geiſtliche Miniſter quäkte aus dem Entendrecke heraus, doch es war zu weit, um ſein Votum zu verſtehn. Allem Vermuthen

nach war er jetzt eben so aus Christenliebe für, wie zuvor gegen den Chausseebau.

Indem jagte der Courier verbei, der die schöne lakonische Note nach London bringen sollte. „Halt!“ rief der Confeilspräsident, „Halt!“ der Marineminister, „Halt!“ der Kriegsminister und die ganze andre Clerisey. „Er wird cassirt, wenn er die Note nicht zurückgiebt!“ — „Wir lassen ihn kielholen!“ (Es war das Lieblingsvergnügen des Marineministers.) „Er muß auf den Sandhaufen!“ — „Er wird stranguliert, torquirt, massacriet!“ rief die ganze Ministerorgel von der ersten bis zu der letzten Pfeife hinter dem Kerl drein, der verdutzt den Gaul anhielt.

„Haben Sie genug und Genugthuung, Nellstadchen?“ fragte mich der Teufel leise, „und werden Sie mich der Welt nun ein wenig charmant abschattiren in Ihren muthmaßlich zu edirenden Reiseskizzen?“

Ich bejahte Alles.

„Nun so leben Sie wohl!“ Weg war er. „Halt, Teufelchen, Engel, Schatzbarster, bleiben Sie doch! Ich stecke ja in dem Rumpelkasten mitten in Brobdignac! Lassen Sie mich doch nicht hier rädern! Sie müssen mich kostenfrei wieder nach Hamburg schaffen! Ich klage auf Schadenersatz, auf la vio enormis!“

Alles vergebens! Der gelbe Ueberrock flatterte schon hoch in grauen Wolken, und unten ging die Teufelei

wieder an, denn der Conseil mußte doch wieder nach Hause fahren, nach Grobidum. Es rasselte, rüttelte, schüttelte, wie zuvor. Ich schrie Hülfe und Erbarmen! Da sah ich den geistlichen Minister im Entenpfuhl, und ohne Besinnens machte ich, um nur aus der Höllenmaschine zu entkommen, einen Satz durchs Wagenfenster (es ist mir selbst unbegreiflich, wie ich durch das enge Loch kam) hinaus ins Freie.

Ich gab mir einen teufelmäßigen Schlag — auf dem Hukelummer Steinpflaster, wie ich vermeinte. Aber mit dem Ruck war ich nicht nur aus dem Wagen, sondern der Wagen und Alles mir aus dem Gesicht, und wie ich mir die Augen reibe und endlich klar sehe, liege ich im Gasthof zum König von England in meiner Stube auf der Erde! — Seltsam! — Drei Kellner reißen plötzlich die Thür auf, und fliegen wie wahnsinnig herein. „Ist Ihnen ein Unglück zugestoßen, mein Herr? — Sind Sie vom Bett gefallen? — Haben Sie Schaden genommen?"

Ich richtete mich etwas verwirrt und beschämt auf; — nach gerade ward ich inne, daß ich vom Rütteln und Schütteln im Postwagen übermüdet, nur geträumt hatte, und mein Satz aus dem Wagen war einfach vom Bett unter den Tisch gewesen. — In der Verwirrung sprach ich: „Was ich doch sagen wollte,

Ueber Herr Oberkellner, iſts wahr, daß die Straße durch Brobdignac gebaut wird?"

„Allerdings mein Herr," ſprach der Kellner verwundert, „aber wie wiſſen Sie das ſchon? Dieſen Augenblick bringt ja die friſch eingetroffene Grobidumer Zeitung erſt die Nachricht?"

„Der Teufel!" — Nun das war doch wahrhaftig recht expedit vom Satan gehandelt! — Ich will doch künftig beſſer von ihm denken! Er iſt wirklich nicht ſo ganz übel!

Mit Vergnügen erfuhr ich beiläufig, daß ſogleich angerichtet werde, und ich zu Tiſche kommen ſolle. Damit ſchließe das Poſtſtück; die Welt halte nun von mir und dem Teufel und dem ganzen Poſtſtück, was ſie Luſt hat.

Intermezzo.

Ein Reiſender, auch ein empfindſamer, der nicht ein ordentliches Tagebuch führt, daß die Welt, die ihn lieſt, doch ein wenig wo und wie weiß, iſt meines Erachtens keine taube Nuß werth. Ueber meinen verwünſchten Teufelstraum und meinen noch dreimal verwünſchteren Seitenabſtecher durch Brobdignac, habe ich in der That alle Geographie und Ordnung vernachläſſigt, und ſeit dem Altmärkiſchen Athen, Kyritz, weiß der Leſer eigentlich nicht von mir, wo ich war und ſteckte, bis ich zu Hamburg

bei Herrn Marr im König von England so unglaubliche Fata erlebte.

Es geschah aber unter Wegs Vieles, was historisch denkwürdig genug ist.

Noch am finstern Morgen kamen wir in Kletzke an; bei dunkler Nacht eine recht schöne Gegend. — Zwei frische Mädchen, von der nahen mecklenburgischen Luft schon voll genährt, boten auch einige hübsche Prospekte dar, z. B. einen klaren blauen Himmel in den Augen. Was den meisten Reisegefährten aber noch erquickender vorkam, war der Kaffee, den sie brachten.

Als es zu spät zum Frühstück und zu früh zum Mittagsessen war, kamen wir nach Perleberg. Der Wagen blieb hier so lange, daß es mir leid that mich gleich bei meiner Ankunft einem Barbier übergeben zu haben; denn bei der Abfahrt war der Bart schon wieder ansehnlich lang. Ich hatte meine Muße in Perleberg genutzt die Trümmer des Rathhauses und die alte Kirche von außen zu betrachten. Wäre ich Herr Meyerheim, ich hätte beides gezeichnet und lithographirt. — Außerdem fand ich noch Zeit eine Bittschrift an das General-Postamt in Berlin zu entwerfen, aber ohne sie aufs Papier zu bringen. Dies sparte ich mir für ein andermal, nämlich für jetzt auf. Mein Ansuchen lautet ganz bescheiden, hoffe ich, nun so:

„Ein sehr verehrtes General-Postamt ersuche ich ganz ergebenst, an dem Hamburger Fahrpostwagen Nr. (ja zum Teufel, die Nummer kann ich in meinem Tagebuche nicht lesen) einen Griff am Cabriolet anzubringen, damit es nicht so halsbrechend sey ein- und auszusteigen."

Man könnte mir darauf antworten, ich solle lieber mit der Schnellpost reisen: ich sage ja, wenn diese künftig Sonnabend Vormittags abgehn will. Es ist ein Aberglaube von mir, daß man Sonnabends abreisen muß, sonst hat man ewig schlechtes Wetter. (Ich hatte es aber so auch.)

Wenn ich mich bei Kleinigkeiten so lange aufhalte, komme ich niemals nach Warnow, der Zollstation der Mecklenburger Grenze. Hier lernte ich, daß Beschwerden im Postbuche so viel helfen wie überall, nämlich wenig. Zwei Herren (Herr Mappes aus Mainz war dabei) führten darin Klage über einen schlechten Wagen; der Postmeister bemerkte darunter, es sey ein sehr guter Wagen gewesen. Die Entscheidung lautete — die Klage sey unbegründet gewesen. — Ich wollte eben einschreiben, die Bouillon zum Frühstück sey schlecht; doch ich bedachte, daß der Wirth darunter schreiben werde, sie sey exquisit, und ich am Ende gar noch als Verläumder angeklagt würde. Deshalb schrieb ich ein, sie sey sehr gut; ich thats aber nicht im Postbuch, sondern nur in

meinem Tagebuch. Dies hinderte mich nicht sehr hungrig nach Ludwigslust zu kommen, und dort recht gut zu essen. Etwas Wesentliches bei empfindsamen Reisen. — Ludwigslust kann man nach Belieben für eine Stadt in einem Park oder für einen Park in einer Stadt halten. Das fließende Wasser darin gefiel mir sehr, besonders der schöne Teich in der Mitte. Ich erzählte der Schauspielerin, daß dieser Teich zum Nymphenbade für die Hofdamen bestimmt sey; sie fand das unschicklich. Ich mußte fast lachen, beruhigte sie aber damit, es geschehe nur bei Nacht, und eigentlich nicht einmal bei Mondenschein. Das tröstete sie über den Stand der Sittlichkeit in Ludwigslust. Als ich aber weiter berichtete, es sey eigentlich recht unangenehm für die Hofdamen, denn nach dem Hofreglement müßten sie dies Baden der Gesundheit wegen den ganzen Winter fortsetzen, sagte sie: „Ach Sie, spaßen wohl?"

Ich würde das nicht erzählen, wenn ichs nicht beeidigen könnte.

Abends kamen wir nach Bellahn. Ich darf jedem empfehlen, dort ein Rebhuhn zu essen, wenn er eins bekommt. Ich war nicht so glücklich.

Um Mitternacht gelangten wir nach Boizenburg. Hier nahmen wir von dem vortrefflichen preußischen Wagen (bis auf den fehlenden Griff am Cabriolet) Abschied, und setzten uns in einen dänischen. Ich

kann ihn rühmen; er stand prächtig fest auf der Achse, und der Reisende wurde dadurch selbst im Finstern viel besser und nachdrücklicher mit der Natur der Landstraße bekannt gemacht als in einem Wagen, der in Federn hängt, und wobei man kaum weiß, ob man auf einem Steindamme oder im tiefen Sande fährt. Auf dem erstern hüpfte man regelmäßig und vertikal auf der Bank, im letztern (dem Sande) sehr unregelmäßig horizontal von einer Wagengegend zur andern. Mir war zu Muthe wie jenem Bauer, der sich gegen einen Edelmann vergangen hatte, und dem man die Wahl ließ, ob er hundert Hiebe aushalten, hundert Rettiche trocken verzehren, oder hundert Maaß Wasser trinken wolle. Er wählte die Rettiche; beim funfzigsten aber erklärte er, es sey unmöglich, er verdurste, der Schlund verbrenne ihm, er wolle lieber die hundert Maaß Wasser saufen. Der Edelmann willigte ein. Nach funfzig Maaßen war aber der Bauer halb todt, sein Magen ein aufgeblasener nasser Lappen, — er flehte um die Gnade lieber die Hiebe aushalten zu dürfen. Der menschenfreundliche Edelmann gewährte ihm auch das, und die Execution fing an. Beim funfzigsten Hiebe schrie der Bauer nach Rettichen — aber drei Instanzen galten nur im edelmännischen Recht, und er mußte nun die hundert Stockprügel aushalten. Ganz so ging es mir. Auf dem Steindamm schrie ich nach Sand, im

Lande nach dem Steindamm. Endlich wollte ich zu Fuß gehn. Es war aber tiefer Koth und ein Platzregen, so daß ich mich wieder nach dem Steindamm sehnte. Nun wollte aber der Schirrmeister keine Conceſſion mehr machen und ich kam zu Fuß in Bergedorf an. Doch iſt dieſe Beſchreibung Nichts gegen die Fahrt von Lauſum nach Brobdignac.

Bergedorf. Das Städtchen liegt freundlich an breiten vollen Waſſern, welche eine Anzahl Mühlen luſtig treiben. In der Poſt ſah ich das erſte ſogenannte Kleinmädchen. Ein allerliebſtes, ſaubres Kind; Strümpfchen wie friſcher Schnee, einen zierlichen Fuß, eine Taille wie ein Reh, eine Haube mit klaren Spitzen und blankem Silberzindel, darunter ein eirundes, liebliches Geſichtchen, der Teint zart, weiß und doch roſig friſch — kurz, zum Küſſen!

Jetzt möchte ich aber wie die Schauſpielerin in Ludwigsluſt ſagen: „Das iſt doch unſchicklich!“ Wirklich ein empfindſamer Reiſender macht bisweilen Geſtändniſſe, die ſtarke Zugeſtändniſſe vom Leſer fordern.

Dafür iſt er aber auch ſchon ſehr nahe an Hamburg, und wird gleich mit einer Beſchreibung der Stadt überraſchen. — Nur nicht in dieſem Regenwetter! Wir ſind froh, daß wir lebendig ankommen, und auf der Poſt noch ſo viel Kraft haben unſre zerſchlagnen Glieder aufrecht zu erhalten.

Der Elephantenführer mußte hier eine enorme Ueberfracht bezahlen. Wir erstaunten, allein er hatte einen riesenhaften Koffer, der aus eichenen Bohlen gezimmert zu seyn schien. Albertinchen, die bishieher mitgefahren war, fragte ihn ganz naiv: „Haben Sie denn Ihren Elephanten da drinnen?" Er antwortete eben so naiv: „Nein, der kommt noch nach."

Nach dieser Scene nahm ich wehmüthigen Abschied von meiner kleinen Reisegefährtin, und begab mich in den König von England.

Das ist das Ende des Intermezzos.

Italien im Norden.

Ueber mehrere Dinge wird der Leser jetzt mit mir zanken wollen, und ich gebe ihm Recht, d. h. die Freiheit dazu. Ob er mir in der Sache etwas abdisputirt, das kann sich erst in den nächsten Zeilen, die ich noch nicht geschrieben habe, folglich gar nicht weiß, was darin gesagt werden wird, entscheiden.

Erstlich fährt er, der Leser, mich grob an, wegen völliger Inconsequenz und noch größerer Verworrenheit. Ich verzeihe ihm die Tautologie, und noch manchen andern Fehler, der in dieser Phrase steckt, und frage nur: Was will er? Mir Vorwürfe machen, daß ich oben, als ich nach Brobdignac und Grobidum reiste, gesagt

habe, bei empfindsamen Reisen komme es gar nicht auf Geographie an, dagegen im Intermezzo so eben das Gegentheil behauptete, und wenig von einem empfindsamen Reisenden zu halten erklärte, der nicht im Büsching und Fabri zu Haus sey, und dem Leser eine brauchbare Reisecharte offerire? — Es ist ein Widerspruch, freilich, aber ich frage den Leser, ob er niemals am Morgen einer andern Meinung gewesen ist als Abends zuvor? — Das reizt ihn erst recht, und er poltert heraus: „Ist das aber Ordnung? Im zweiten Poststücke sind wir schon in Hamburg, kommen aus Brobdignac unmittelbar daselbst an, träumen vom Teufel und andern Teufeleien mehr, — und im Intermezzo reisen wir rückwärts, und kommen plötzlich zum zweitenmale in Hamburg an?" — Ein abermaliger Widerspruch, concedo. — Es liegt aber wieder am Leser, der sichs nicht recht anschaulich macht, wie Lausum, Grobidum, Hukelum und Hamburg zu London und Constantinopel liegen. Kann ich für solche Unwissenheit? Steckt Eure Nase in die Landcharte, riecht und schnuppert damit ostwestlich von der Elbe und dem schwarzen Meere umher, so werdet Ihr endlich Bescheid wissen, wie ich meinen Abstecher machte. Wenigstens könntet Ihr daraus ersehn, daß man etwas Geograph seyn muß, nicht blos um eine empfindsame Reise zu schreiben, sondern auch sie zu lesen.

Und nun laßt mich in Ruhe, denn ich will Euch Italien im Norden zeigen.

Es ist Hamburg.

Gebt ihm ein neapolitanisches, ja nur ein mailändisches Klima, und ich wandre morgen aus meinem Spree-Athen aus nach dem handelnden Tyrus unsres Deutschlands.

Damit man mich faßt, will ichs genau topographisch aufreißen, und dann vorm Reißbrett beweisen, daß ich Recht habe mit meinem italienischen Norden, oder nordischen Italien.

Ein unermeßliches grünes Mattenkissen ist der Stadt sybaritisch untergelegt; sie ruht darauf wie eine nordische Königsjungfrau, bequem, reich geschmückt, sorglos, als könne und dürfe es eben nicht anders seyn. Die grüne Lagerstätte ist mit den breiten Silberbändern und Flächen der Ströme und Seen geschmückt. Die vielarmige Elbe ringelt sich anschmiegend daneben hin, der blaue lächelnde Alstersee hat sich bis in die Mitte des Rasenteppichs ergossen und hält ihm den Spiegel entgegen, um sich anmuthig erfrischt darin zu beschauen. Hügel säumen die Uferränder, prächtige Waldung krönt die Hügel, schattige Laubgänge theilen die Unermeßlichkeit der grünenden Flur in übersehbare Felder, die Blumenstücke der sorgsamsten Gärten sind auf den Wiesengrund zerstreut, und Hunderte von zierlichen Villen kamen von Italien her

und ſiedelten ſich hier an in dem rauheren, aber friſcheren Norden. — Inmitten thront die ſtolze Herrſcherin, und hebt ihren Wappenſchild mit den drei Thürmen ragend empor und überſchaut die reiche Landſchaft zu ihren Füßen!

Ja ſo iſt es, meine Leſer. Hamburg iſt die ſchönſte Stadt, die ich in Deutſchland ſah. Wenn ich mein dithyrambiſches Gleichniß auch wegſtreiche, es bleibt genug übrig.

Durch den Irrgarten von Gärten und Landhäuſern, eins reicher und ſchöner als das andre (die holländiſchen an Zweckmäßigkeit und Zierlichkeit weit überbietend), windet ſich die Landſtraße zwiſchen den Dörfern Hamm und Horn hindurch, der freundlichen Vorſtadt St. Georg entgegen, und von dort über die Alſterbrücke in die Stadt hinein.

Hier aber, gleich beim Eingange iſt es, wo ſie uns den Zauberſpiegel vorhält, der uns nach Italien verſetzt. Nun muß ich richtiger abſchildern. Die Alſter bildet hier einen breiten, tief dunkelblauen See; in den zwei Landzungen von entgegengeſetzten Ufern vorſpringen, die durch eine ſteinerne Bogenbrücke verbunden ſind. Auf ihr ſteh ich jetzt und zeichne mit dem Angeſicht nach Hamburg gewendet. Zur rechten Hand iſt das Becken des Sees größer als zur linken. Es iſt rings mit Gärten und Spaziergängen umgeben, und dieſer Stadtheil,

der der lago maggiore genannt werden kann im Vergleich zu dem lago minore auf der andern Seite; kann auch den Namen Landsee führen, wenn seine andre Hälfte der Stadtsee heißt. Der Land- oder Gartensee ist ein kleines Paradies. Ringsum steigen aus dem Grün der Wiesen und Baumgruppen die weißen Landsitze auf, die ihm das italienische Colorit geben. Man glaubt lauter Marmortempel und Villen sich darin spiegeln zu sehn. Weit in der Ferne verengt sich der See zum Fluß, und wird endlich ein schleichendes Flüßchen, das sich zwischen Wiesen weniger verliert als stillsteht. Wir sehn es wie einen Silberfaden, der sich von der großen Seefläche losgesponnen hat, am Rande derselben herabhängen.

Dreht Euch nun, gefälligste Leser, ein wenig um, damit Ihr mein Bildniß von der linken Seite betrachten könnt. Hier ist der See zu einem großen aber prächtigen Bassin zurecht geschnitten, fast ganz regelmäßig. Eine Seite nimmt meine Staffelei, d. h. die Brücke, von der aus ich zeichne, mit ihren Landzungen ein; zwei, im rechten Winkel aufeinanderstoßende Seiten nennen sich der neue und alte Jungfernstieg, auf dem wir gleich lustwandeln werden; die vierte endlich, ein wenig unregelmäßiger, noch halb im Naturzustande, zeigt uns einen Haupttheil der älteren Stadt, mit ehrwürdigen Thürmen, und hohen Giebeln

der Häuser als Charakterbild zu dem idealen der neuern griechisch = italienisch = englischen Architektur, das sich gegenüber in saubern, geometrisch regelmäßigen Lineamenten abzeichnet.

Macht vorwärts, Reisender, daß Ihr über die Brücke kommt. — Wir sind schon so weit, und stehn jetzt auf dem neuen Jungfernstieg. Eine Prachtreihe der edelsten Gebäude, die sich an dem breiten, eleganten, mit einer Lindenallee geschmückten Kay hinzieht, und uns alles zeigt, was norditalienischer Glanz und Luxus nur vermag. Von dieser Palastreihe senkrecht stadteinwärts ziehn sich einige fast eben so reiche Straßen, darunter die breite, mit schönen Doppelbaumgängen geschmückte Esplanade, auf die wir uns später begeben. Jetzt aber müssen wir den neuen Jungfernstieg verfolgen.

Von jeher habe ichs geliebt, mit etwas historischer Wissenschaft in meinen geographisch-empfindsamen Reisen zu glänzen, weil dadurch ein Werk wirklich ein recht honettes Ansehn bekommt; ordentlich eine Art Bürgerwürde. Niemand, so hoffe ich, wird es mir daher verdenken, wenn ich hier mit Tacitus und Johannes von Müller ein wenig wetteifre, und eine Geschichte des neuen Jungfernstiegs schreibe, die, als ein Theil der republikanischen Geschichte Hamburgs, bewegt genug seyn wird.

Vor etwa zehn Jahren war der italienische Boden,

welcher jetzt den Kay bildet, nichts andres als was Deutschland in vieler Beziehung noch ist, eine zerstückelte Terrainmasse, halb Sumpf halb Garten. Der alte Jungfernstieg konnte aber, vielleicht wohl noch die Zahl der Jungfern, die darauf lustwandelten, aber nicht mehr die fassen, welche mit ihnen spazieren wollten. Die Republik kam im eigentlichsten Sinn ins Gedränge, und es wurde beschlossen einen Ausweg aus demselben zu bahnen, indem man einen Weg bahnte. Man kaufte zu diesem Zweck Sumpf und Gärten an der Alster, riß die alten Gebäude darauf ein, erhöhte den Boden mit ihrem Schutt, nahm ein Lineal und ein Winkelmaaß, legte beides am alten Jungfernstieg an, und wollte nun rechtwinklig darauf einen prachtvollen neuen setzen. Doch leider hatten die Geometer der Republik ihre Messung einen Tag zu spät unternommen, denn ein schlauer Republikaner war früher aufgestanden als sie, und hatte gefunden, daß das Lineal gerade durch sein altes miserables Haus und Gehöft laufen müßte, und dieses also unentbehrlich sey für die ganze Anlage, nämlich das Abreißen desselben. Was das Ding im Sumpf werth war, vermag ich mit der feinsten Empfindsamkeit nicht zu schätzen, doch dem Besitzer kam es nicht so sehr auf den richtigen als auf den hohen Preis an, und er forderte, einige erzählten 100000, die andern gar 300000 Mark Banko.

„Ei verteufelt! Auf diesen Posten war die Rechnung nicht eingerichtet!“

Die Geometer legten das Winkelmaaß und Lineal drei Tage und drei Nächte hintereinander am alten Jungfernstieg an, bald knapper bald lockerer, bald oben bald unten, aber es blieb beim Alten, der Mann im Sumpf hatte richtig gemessen, sein Haus lag genau zwischen den Dioptern des Visirlineals, und der neue Jungfernstieg mußte gerade durch seine Schlafstube geführt werden.

„Das nenne ich mir eine Schlafstube! Die ist allerdings ihre 300000 Mark werth!“

Inzwischen wurde dies unter den Hamburger Jungfern bekannt, und mehrere weigerten sich geradezu ihren Weg durch die Schlafstube des Hausbesitzers zu nehmen.

Was war zu thun? Der ganze Senat visirte Mann für Mann durch das Diopterlineal, und consumirte drei Centner Brillengläser von brasilianischem Kiesel. Die vermaledeiten Dioptern aber blieben genau auf das Fensterkreuz der verhängnißvollen Schlafstube gerichtet. Drei Tage und drei Nächte saß der Senat hierauf fest auf seinen Sesseln und deliberirte; das Haus saß aber noch fester im Sumpf, und noch weit fester war der Besitzer auf seinen Entschluß versessen, nicht abzumarschiren, wenn man nicht die Armee von 300000 M.

(Mark, nicht Mann) gegen ihn anrücken ließe, damit er sie umzingeln und gefangen nehmen könnte.

Die Spannung in der Stadt stieg aufs Höchste. Es war ein Moment wie der, wo Fontana in Rom seinen Obelisken aufrichtete, die Seile zu lang werden sah durch die Dehnung, und ihm jetzo zwar das Haar steilrecht auf der Scheitel emporstieg, keineswegs aber der Obelisk auf seiner Basis. Seiner erbarmte sich jemand und rief „aqua", aber in Hamburg schwieg Alles.

„Nun weshalb rief denn niemand:" „„Expropriationsgesetz!"" „So hätte ich geschrieen, daß vom Stintfang bis Pöseldorf der Boden gebebt hätte."

Da steckte der Pfahl eben im Sumpf. Hamburg hatte kein Expropriationsgesetz und die Republik dachte zu ehrenwerth um für den speciellen Fall eins zu machen. Das ist löblich. Aber noch heut giebt es kein Expropriationsgesetz, und das ist nichts weniger als löblich.

„Also zahlte man die 300000 Mark?" Keineswegs.

„Wie? Man war zu geizig?"

Nein, aber man war, und mit Recht, zu stolz. Man wollte sich nicht diese Daumschrauben ansetzen lassen. Indeß wäre es gewiß für das reiche, patriotisch

denkende Hamburg leicht gewesen, diese Summe durch freiwillige Beiträge zu decken.

„Aber was geschah?"

Der Schwächste gab diesmal nach, nicht der Klügste, der Jungfernstieg, — da er nicht gerade aus konnte, bog er sich.

„Und seitdem gehn die Hamburger Jungfern auf krummen Wegen?"

Wie alle andern, und die Männer auch, guter Frager, mehr gewiß nicht. Aber der schöne Kay schlägt eine stumpfe ausspringende Ecke, und dieser gegen[illegible] steht als historisches Denkmal das verhängnißvolle Haus.

„Und ist nun die ganze Anlage entstellt und verpfuscht?"

Meiner Ansicht nach keineswegs. So wenig, daß der Fremde, bevor man ihm die Geschichte erzählt, des Uebelstands nicht einmal inne wird. Wenn sich lange Straßenlinien ein wenig brechen, wird zwar die Regelmäßigkeit verlieren, doch die Schönheit schwerlich, indem dadurch nur eine neue Perspektive entsteht. Vollends aber wo die Straßen eine Uferlinie bilden, sind uns Brüche lieber als ganz gerade Linien. Es ist die Natur eines Ufers, daß es in Spitzen vorspringt und sich zurückzieht; folgt die Architektur diesen Hauptgrundlinien der Natur, so kann sie nur dabei gewinnen. Die Quais von Venedig, die von Paris brechen sich ebenfalls mit

der Veränderung der Ufer; Hamburg hat also einen unwillkührlichen Gewinnst dadurch erhalten.

Hiermit schließe ich meine geschichtliche Darstellung. Ich hege die leise Hoffnung, daß man mich nicht ganz hinter Johannes von Müller und Tacitus zurückstellen wird, nach dieser Probe meiner Annalen.

Jetzt zur Geo- oder Topographie des neuen Jungfernstiegs.

Daß er eine Reihe von Paläſten bildet, habe ich schon gesagt, aber damit vielleicht etwas zu viel. Allein eine Reihe von glänzenden Wohnhäusern in edler, einfacher Architektur, das ist das rechte Maaß des Ausdrucks. Zwei Gebäude möchten jedoch fast Paläſte zu nennen seyn, das Haus des Senator Jenisch und und das des Senator Abendroth. Beide bilden die Ecken einer einspringenden Straße, das eine aber nur vorläufig, denn der eigentliche Eckplatz, ein Raum von etwa 30 Schritten Front nach dem Alstersee, und 60 in die Seitenstraße hinein, ist noch unbebaut. Der Besitzer fordert jetzt 100000 Mark dafür, und wird sie gewiß erhalten. Dies ist eine zweite Strafe für jenen eigensinnigen Besitzer (die erste ist die öffentliche Meinung), der die Brechung des Kayes veranlaßt hat. Denn sein Territorium, welches in die Mitte desselben zu liegen gekommen wäre, würde jetzt vielleicht mehr werth seyn als die 300000 M., die er dafür gefordert

hat, wenn er sich nur die Bedingung gestellt hätte, die man ihm wohl nicht verweigert haben würde, durch Grund und Boden auf demselben Fleck entschädigt zu werden.

Ich wundre mich gar nicht, wenn die Grundstellen hier mit Silber aufgewogen werden, und zuletzt der Quadratschuh mit Drittelstücken belegt werden muß, wenn man ihn kaufen will. Denn die Plätze sind zu reizend. Unter den Fenstern die Promenade, hinter derselben das Becken des blauen Sees, zur Rechten der alte belebte Jungfernstieg mit seinen Alster-Pavillons, zur Linken die Brücke und die Spaziergänge, gegenüber das in den Wellen sich wiederspiegelnde Bild der alten Stadt mit ihren grauen Thürmen, — das Leben auf der Gasse, das Leben auf dem Wasser, das Leben in den Anlagen, — dazu der Mittelpunkt des eleganten Handels und Verkehrs — ein Pariser Treiben, und zugleich ein italienisches, weil so viel im Freien geschieht — (man frühstückt z. B. so vor den Alster-Pavillons) — kurz, Stadt- und Landgemählde. — Lebensbilder des Nordens und Südens, des Geschäfts und der Muße, Himmelsgewölbe und Wasserspiegel, grüne Auen, Gärten und Wälder, und gedrängte Massen der Häuser, Masten und Thürme.

Verlangt man aber noch mehr von einem empfindsamen Reisenden!

Nichts, als daß er sich jetzt auf den alten Jungfernstieg, diesen Perpendikel des neuen, begebe. Wo der Perpendikel einfällt, hat Herr Josty aus Berlin den guten Einfall gehabt, eine Conditorei im elegantesten Stil anzulegen. — Ich muß hier das Geständniß machen, daß mir als einem wahrhaft eingeteufelten Berliner das obige Wort „Josty aus Berlin" nur so entschlüpft ist, weil eine Commandite dieser Firma in Berlin existirt. Allein es ist eine alte Bemerkung, daß der Berliner nicht Quell- und Flußwasser, sondern nur Brunnen- und Spreewasser unterscheidet. Sonst hätte ichs freilich auch wissen können, daß das Stamm-Frankfurt dieses Bonbons-Rothschilds in der Schweiz zu suchen ist. Also Herr Josty hat zu Hamburg einen glänzenden Tempel seines süßen Ruhms erbaut. Dicht daneben, und ich glaube auch in Verbindung damit (wenigstens mit dem Beutel des Conditoreibesitzers), befindet sich das elegante Gebäude des Alster-Vereins, einer Art von geschloßnem Kaffeehause, welches gegenwärtig im höchsten Flor der Mode steht.

Wiederum könnte ich hier ein historisches Kapitel, einen Beitrag zur Geschichte der Israeliten (oder Juden, wie man jetzt gesetzlicher sagt) liefern. Die Sache war nämlich die: Jedermann weiß, daß nächst den Tänzerinnen jetzt die Journale in der Welt die

wichtigste Rolle spielen. Dies thaten sie auch in besagtem Kaffeehause an der Alster. Alle Welt wollte nämlich dort lesen, mancher vielleicht nur um zu zeigen, daß ers könnte. Der alttestamentarische Journaleifer überbot aber den christlichen um ein Bedeutendes. Die mosaischen Glaubensgenossen wollten die Journale mit Gewalt behaupten, und setzten ihren Kopf daran, den H.... darauf zu setzen, und sie zu halben Dutzenden zugleich mit diesem schweren Stempel zu belasten, und das gerade zu einer Zeit, wo die Engländer den Journalstempel erleichterten. Ob Erzeugnisse der Presse sich diese zweite Presse gefallen lassen müssen, bleibt eine Rechtsfrage für sich. Der christlichen Welt des Alstervereins mißfiel aber dieses seltsame Journal-Entrepot der jüdischen gänzlich, vielleicht schon aus dem Grunde, weil die Flugblätter dadurch einen dem gewöhnlichen ganz entgegengesetzten Weg nahmen, wenn sie erst von dort vors Gesicht der Leser gebracht werden sollten, statt umgekehrt, wie es allgemeiner Gebrauch.

Genug die analytische Lesemethode der Juden war der synthetischen der Christen im Alster-Verein völlig entgegen; es entstand ein Schisma in der Simultankirche, und bald brach der Religionskrieg aus.

Die oberflächlichsten Historiker wissen, daß Austreibungen und Auswanderungen gewöhnlich das Ende

solcher Glaubenskriege sind. Und so geschah es; die armen Israeliten, die schon aus Kanaan nach Aegypten, und aus Aegypten nach Kanaan, und von dort durch alle christliche Jahrhunderte in alle Welt ausgewandert waren, mußten auch aus dem Alster-Verein emigriren. So ward derselbe ein rein christliches Institut, welches schon darin die größte Aehnlichkeit mit andern christlichen Gemeinschaften hatte, daß es mit der Intoleranz anfing.

Doch das sind vorübergegangene Dinge, die nicht zu ändern stehn, wenigstens nicht von einem Fremden. Dieser muß den Alster-Verein im Gegentheil loben, nicht nur weil er ein fast beispiellos glänzendes, und dabei doch sehr geschmackvolles Lokal eingerichtet und es mit allerlei Bequemlichkeiten für die Besucher versehen hat, sondern weil auch dem *Ζεὺς ξένιος* ein Altar darin errichtet ist, auf welchem der Fremde nur einige Schillinge zu opfern braucht, um eine ganze Woche lang gastlich empfangen zu werden mit Zeitungen, Musik, warmem Zimmer, Beleuchtung — und Thee, Kaffee, Portwein, wenn man für diese Alimente besonders bezahlt. Für 10 Schilling wird das auch niemand verlangen.

Kommen wir aber nicht endlich aus dem Alster-Verein heraus, so sehe ich nicht ein, wie wir auf den alten Jungfernstieg gelangen sollen, der sich vom

neuen durch ältere Häuser und Bäume unterscheidet; das erste ist ein Nachtheil, das zweite ein Vorzug. Inzwischen sind die alten Gebäude, wenn auch nicht so schön wie die neuen, doch reich und stattlich genug. Hier liegen die elegantesten Wirthshäuser, die Stadt London, die Stadt Petersburg, u. m. andre. Man thut sehr wohl hier zu wohnen, wenn man ein Zimmer nach vorn bekommen kann, da der Anblick reizend ist. Zwei Hauptstraßen münden sich aus dem Innern der Stadt kommend auf dem alten Jungfernstieg aus. Vor der Mündung einer jeden liegt ein Kaffeehaus; das sind die beiden Alster-Pavillons. Es sind zierliche, quadratförmige Häuschen, von vielleicht 40 — 50 Fuß im Gevierte, die man auf Pfählen in den Alstersee hinein gebaut hat, so daß sie die Promenaden nicht beschränken, sondern nur den Ausgang dort hinaus haben. Hier sitzt bei schönem Wetter die schöne Welt vor den Thüren; bei rauherm bietet ein ganz artiger Salon, der den ganzen Raum dieser Gebäude einnimmt, einen Zufluchtsort dar. Es ist eine der gemächlichsten und anmuthigsten Einrichtungen für den Müßiggang, die ich kennen gelernt habe; nach einer Seite der Blick in die freie, schöne, stille, wenigstens geräuschlose Natur über den See hinweg, nach der andern das bewegteste elegante Leben so nahe, daß man sich mitten darin befindet. Habe ich ein Dutzend schöner Frauen und Mädchen so

nahe an mir vorbeigehen lassen, daß ich, der kurzsichtigste empfindsame Reisende, der je auf einem Postwagen gesessen, jeden Kreis, jede Färbung des Auges sehn kann, so wende ich mich um, und schweife mit dem Blick über die dunkelblaue Wasserfläche hinweg, auf der sich Gondeln schaukeln, Nachen mit bunten Wimpeln sich wiegen, und jenseit auf und über der Brücke der ganze Strom des Verkehrs sich bunt und lebhaft hinwälzt, ohne mich durch sein Geräusch zu belästigen.

Ich weiß nicht, mit welcher Art von Organen man eigentlich Genüsse dieser Gattung schmeckt oder empfindet; es ist weder das Auge noch der Magen, sondern eine Gegend zwischen beiden. Aber der in seinen Forderungen zu positive Magen geht auch nicht leer aus, denn er kann sich durch guten Portwein, guten Madeira, vortrefflichen Lachs, und andre Delikatessen (die der Seestadt für den Binnenländer eigentlich erst den höheren Lebensreiz mittelst wohlfeiler Preise verleihen) recht dauerbar machen für den Genuß der geistigen Vergnügungen, die im müßigen Anschauen und Betrachten liegen. — Müßiggang in behaglicher Zeittödtung ist eine gar zu schöne Sache!

Der Jungfernstieg ist aber noch ziemlich lang, und der Leser muß noch etwa 2—300 Schritte mit mir gehn, so werde ich ihn an einen sehr interessanten Punkt desselben führen, den Endpunkt.

Hier kommt man an ein Kalkgebirge, von der feinsten Art, nämlich von Austerschaalen, die bekanntlich den besten Kalk liefern. Wir sehen einige ägyptische Pyramiden dieser glänzenden Trümmer fast die Straße sperren; sie wird ein enger Bergpaß, eine Sierra Morena, ein Thermopylä, eine Abruzzenschlucht. Auch werden wir räuberisch angefallen, wenigstens geplündert, doch nicht mit roher, sondern mit süßer Gewalt, wie auf Circe's Zauberinsel, oder in Kalypso's Grotte. Genug, ein großes Schild läßt uns den Namen Marsilly lesen, und ein freudiger Schauer durchbebt unser Herz, weil es uns einen berühmten Gasthof, ein feine Restauration und einen Austerkeller der ersten Classe — welch ein consonirender dreistimmiger Accord! — bezeichnet. Ich mache mir aber den Teufel aus dem reinen Dreiklang, sondern verlange etwas Pikanteres, eine Dissonanz dazu, von der es ungewiß bleibt, ob sie uns durch schmerzliche oder freudige Anregung so süß fesselt, — kurz, guten Wein, den ich hier auch finde.

Nun merkt der Leser endlich, daß es doch etwas mit dem Hamburger Jungfernstieg auf sich hat, da er zuletzt in ein epikurisches Labyrinth hineinführt. Ist er inzwischen so hungrig und durstig beim Lesen geworden, wie ich beim Schreiben, so stimmt er mit mir einen Lobpsalm an.

Ich setze mich gemächlich an einen sauber gedeckten Tisch, nehme die Speisekarte vor, und halte ihm (dem Leser) eine zwar theure, doch gewiß anziehende Vorlesung. Wahre Prellerei des Publikums und meines Verlegers wäre es, wenn ich mich hier auf die in aller Welt bekannten Trivialitäten von Suppen, Gemüsen, Braten, Gänseleberpasteten, Sautees, Ragouts, Salmys, Pains, Aspic's und dergleichen mehr einlassen wollte. Nur das Nationelle von Importanz hebt ein Reisender heraus, der Empfindung und Geist zugleich hat. Zuerst lächelt uns ein Zwillings-Namen-Gestirn heiter entgegen, englische und holsteinische Austern; ein wenig bleicher, tiefer am Speisekartenhorizont steht ein andres Doppelgestirn, Rhein- und Elblachs, doch glänzt der erste Stern ansehnlich genug. Nun kommen wir an das genealogische Register berühmter Geschlechter, oder Seegethiere, mit den obigen verwandt. Da leuchten uns zuerst die Krabben, diese kleinen Pipine von Verdienst und Trefflichkeit; dann das colossale Geschlecht der Hummer, das zahlreiche der Seekrebse en général entgegen. Eben so glänzend reiten die alten stiftsfähigen Geschlechter der Seefische zum Turnier ein; es ist hier nicht von Schwertern und sonstigen Waffen, also auch nicht vom Schneide- und Sägefisch, oder gar vom Hay die Rede, denn wir wollen nicht gefressen werden,

sondern selbst — essen. Dazu dienen uns die Edlen: Schellfisch, Dorsch, Seezunge, Meerforelle, Steinbutte und viele Ebenbürtige, ungleich besser.

Mit Recht würde die Nachwelt mich der Partheilichkeit beschuldigen, wenn ich nur der Seehelden gedächte, nicht die Landarmee tapferer Eingebornen mit gleicher Begeisterung verherrlichte. Ich stimme also meinen tyrtäischen Sang mächtig an, und rühme vor allen die Hamburger Ochsen, und alle Glieder ihrer Familien wie ihres Körpers. Ich bin ungerecht, daß ich nur Hamburger sagte, und nur Ochsen; von holsteiner Rindvieh, ganz generell, soll die Rede seyn. Der Rostbeefs, Beefsteaks, Filets, als Körper-, Kälber als Familienglieder; der Coteletten, Kalbsmilch (Schweser nennts der Küchenzettel), wiederum als Körperglieder der Familienglieder; endlich der ganz entfernten mehr künstlichen Descendenz der Butter, der Milch, des Käses, muß ich, als gleich unpartheiisch und empfindsam, hier gedenken, und unter den tapfersten Koryphäen der Landmacht nennen. Wie Athen zur See und zu Lande, so ist Hamburg auf beiden Elementen kampfgerecht.

Nun aber halte es der Geier länger aus! Ich habe mich so hungrig geschrieben, daß ich einen Bären anfallen möchte, und kann daher meine Phantasie nicht

mehr länger mit diesen Truggestalten täuschen, sondern verlange Wahrheit, Wirklichkeit, Substanz!

Gott sey Dank, da kommt die Suppe! — Das Kapitel schlösse aber hier wahrhaftig ungeschickt, wenn ichs an seine Ueberschrift halte, Italien im Norden! Nein, viel schöner ist es ja hier bei Marsilly als in Italien! Man setze einen Gustav N..... hieher zu mir an den Tisch und lasse ihn unpartheiisch berichten, ob Flöhe und Wanzen reizender sind, oder Austern und Lachs. Er wird mirs bezeugen! Das Kapitel sollte eine ganz andre Ueberschrift führen! Da diese aber einmal geschrieben und jetzt auch gedruckt ist, so kann ichs nicht mehr ändern, als höchstens durch die Unterschrift, und diese laute denn:

Das Paradies im Norden.

Zweites Intermezzo.

Ich habe mir das vorige Kapitel noch einmal durchgelesen, und erkläre nach reiflicher, ruhiger Ueberlegung, Hamburg ist und bleibt das Paradies im Norden, obgleich es der Leser erst vom Nippen am Rande kennt, und noch keinen Schritt mit mir in die eigentliche

Stadt gethan hat, wo die Paradiesesflüsse entspringen, die das Eden so frisch und grün und behaglich machen, diese Silberströme und Goldquellen! Ja, ja, sie entspringen in dunklen Höhlen, finster, eng, schauerlich zu betreten, — man nennt sie Comptoirs. Aber sie haben geheimen unterirdischen Zusammenhang mit den reichen Urstätten der Erde, wo das Gold, die Edelsteine, die Fülle aller Segensgaben, lagern, weit nach London, New-York, Mexiko, nach beiden Indien laufen die Kanäle, und in ihnen rinnt und läuft der Reichthum als Flußgott in tausend Acheloos- und Proteus-Gestalten, eine häßlicher als die andre, aber innen sitzt der kostbare, zauberische Kern. Kaffeeballen, Zuckerkisten, Gewürz-, Korn-, Mehl- und Pfefferſäcke, stinkendes Leder und schmieriger Talg, kurz des Teufels Waaren und Ballast sind in ungeheuren Speichern aufgestapelt, als eben so viele Verlarvungen und Maskenanzüge des edlen Goldes und Silbers. Auf dem breiten Rücken der Elbe schwimmen diese unscheinbaren Erzstufen voll edlen Gehaltes heran, entweder in getheerten schwarzschnäbligen Schiffen mit grauen geflickten Segeln, oder in rußigen Dampfbooten mit rauchendem Schlot. Die weiten Bäuche dieser Ungeheuer sind überfüllt mit der compakten Speise, dem mühseligen Erzeugniß tausend schwer arbeitender Hände, meist abgezwungen unter Schweißtropfen und Peitschenhieben! — Aber jeder

Peitschenschlag auf den Rücken des Negersklaven in der fernsten indischen Zuckerplantage wird zu einem kleinen habet in irgend einem Hamburger oder Londoner oder sonstigen Comptoir, und da die Peitschenschläge millionenweis fallen, so fallen die kleinen habets auch millionenweis, und die Jahresbilanz läßt die magere, verknöcherte, unscheinbare Kaufmannsmumie als einen Millionair aus seinem räuchrigen Comptoir hervorgehn. So ist denn ganz Hamburg eigentlich nur eine große chemische Fabrik, wo aus menschlichen Schweiß- und Blutstropfen Silber und Gold bereitet wird, und daraus Villen, reizende Gärten, delicióse Beefsteaks — bis daraus wieder Asche, Erde, Moder wird — kurz, der chemische Proceß geht ohne Ende fort. Aber nur in Hamburg? Nicht überall in der Welt? — —

Diese materielle Zauberei, aus Schweiß Zucker, aus Zucker Gold, aus Gold Lebensfreuden zu bereiten, ist nur die geringere der Handelswelt. Es ist die niedre Manège; die höhere Handels-Reitkunst bereitet aus Gedanken, aus Nichts (das ist freilich oft ziemlich dasselbe mit den meisten Gedanken, vielleicht auch mit den gegenwärtigen), aus einem hohlen, leeren Gespenst und Schemen Gold — und in hundertmal reicherem Maaße als jene chemische Geschicklichkeit. Dies ist das große Geheimniß der jetzigen Staats- und Handelswelt, oder kürzer, der Welt überhaupt. Aus zerfetzten Lumpen

werden hunderttauſend elende Bogen Papier bereitet, die nicht hundert Thaler werth ſind. Laſſe ich auf jeden Bogen drucken: „Gültig für 1000 Thaler", ſo lacht die Welt, und der Lumpen bleibt Lumpen! — Wie ſo? Weshalb? Ich bin doch ein Mann, der, wenn er auch nicht viel Geld beſitzt, doch wenigſtens keine Schulden hat. Läßt dagegen meinethalben der König von Meſopotamien darauf drucken: „Gültig für 1000 Thlr.", ſo wird der Fetzen wenigſtens fünf- oder dreihundert werth. Und doch hat der König von Meſopotamien vielleicht nur Schulden, und jedermann weiß, daß er ſie nie bezahlen wird. Aber macht er eine Anleihe (das iſt das Zauberwort), ſo finden ſich deſſenungeachtet Leute genug, die ſich von ihm prellen laſſen, in der Hoffnung, andere durch ihn noch beſſer zu prellen. Und ſo geſchieht das Wunder, daß man aus Nichts ungeheure Reichthümer macht. Nicht nur an der Börſe, ſondern in einer Stadt wie Hamburg wird man überall und jeden Augenblick Zeuge von ſo vielen ſolcher Wunderfälle, daß man ſich bald nur über das Wundern darüber wundern würde. Hier ſtehen fünfhundert Menſchen beiſammen, alle ſind reiche Leute, denn jeder hat zu Haus ein ordentliches Packet Lumpen, auf denen ſein Reichthum gedruckt zu leſen iſt. Da iſt es einem müßigen Miniſter an der Themſe oder Seine eingefallen, eine etwas grobe Phraſe in die Thronrede zu ſetzen

(z. B. wie General Jackſon), und auf der Stelle ſind die fünfhundert reichen Leute um die Hälfte ärmer. Iſt das nicht ein Wunder? Morgen geſchieht aber ſogleich ein größres. Der Telegraph z. B. macht ein verkehrtes Zeichen aus Verſehen oder Abſicht, und plötzlich ſind die fünfhundert Verarmten reicher, als ſie jemals geweſen. Oder Herr von Rothſchild kauft Meſopotamier, nämlich er wirft nur nachläſſig hin: „ich kaufe"; auf der Stelle ſind die 400 werth, die vorher nur 300 galten; er verkauft wieder (ohne für einen Real wirklich gekauft zu haben oder zu beſitzen), und ſie fallen weit unter 300. Alſo Ankäufe und Verkäufe ohne daß der verkaufte Gegenſtand nur geſehn, nur vorhanden iſt. Sind das nicht Geſpenſter, hohle Traumbilder, abſolute Nichtſe? — Und dennoch begegnet man in Hamburg Hunderten von Leuten, welche aus dieſem Nichts prächtige Paläſte gebaut haben, die paradieſiſche Gärten daraus erblühen ließen, kurz, ſich für ihr leeres Ideale das vollgültigſte Reale zu verſchaffen wußten. Hänge ich dieſen Gedanken ſcharf nach, ſo drehet und wirbelt ſich alles mit mir herum, und die Wunder werden mir immer unbegreiflicher. Ich muß ſie geſchehn ſehn, um ſie wieder zu glauben. Darum ſtelle ich mich vor die alte Hamburger Börſe, deren Raum ſo eng iſt, daß die, welche ſie beſuchen, ſchon vorweg einen Rockſchooß opfern. Hier ſehe ich mit Staunen das Gedränge und höre die

brauſenden murmelnden Stimmen der Menge. Einer rafft dem andern die Nachrichten gierig vom Munde, was dieſen reich macht, macht jenen bettelarm. Ein Millionär fährt in ſtolzer Karoſſe vor; vier Hengſte dampfen vor dem Wagen, zwei Lakaien ſpringen an den Schlag, um den reichen Gebieter herauszuheben. Stolz drängt er ſich durch die Maſſen; alles grüßt ihn ehrfurchtsvoll, und opfert ihm, was in dieſem Gedränge am ſchwerſten zu haben iſt, Platz, ſo daß ſich für ihn eine breite Heerſtraße durch das Börſenhandgemenge bildet. Denn vor ihm ſenkt, wie vor Winkelried, alles den Speer und ruft: „dem Reichthum eine Gaſſe!“ Der Solitair an ſeiner Buſennadel iſt allein eine Caution von 300000 Mark Banko, jeder blitzende Ring an ſeinen Fingern ebenfalls 100000 Mark. Stolz tritt er in die Mitte der Verſammlung, und ſieht ſich vornehm rings um. Da wird ein Börſen-Bulletin angeſchlagen, welches die Ankunft zweier Schiffe, den Untergang dreier andern, und einige ſpaniſche Calamitäten meldet. Der reiche Mann erblaßt, denn die ankommenden Schiffe machen eine Waare, auf deren Steigen er ungeheuer ſpeculirt hat, wohlfeil, die verlorenen erhöhen eine andere, von der er große Poſten abzunehmen hat, und die kecke Thorheit eines Unteroffiziers in Aranjuez macht, daß man in Hamburg um 10 Pr. Ct. ſchlechter von den ſpaniſchen Papieren denkt. Alle drei Schläge ſind nur

Gedanken, Gespenster, denn nach 14 Tagen hat man von der einen Waare weder zu wenig, noch von der andern zu viel, und die Spanier, real Nichts werth, können in der Phantasie noch höher stehn als so eben. Könnte der Reiche 14 Tage lang apathisch ruhen, er wäre vielleicht dann doppelt so reich, so aber — steht neben ihm ein ärmlicher, schäbiger kleiner Jude. Ich kann die Fasern seines abgetragenen Rockes zählen. Auch er drängt sich an den Pfeiler, um die angeschlagenen Nachrichten zu lesen, aber sein Auge blitzt vor Freude, er wendet sich zu seinem reich gewesenen Nebenmann, den jetzt schon niemand mehr mit Ehrfurcht betrachtet, sie flüstern einige Worte, und fünf Minuten später fährt der kleine Jude in eben der Karosse als Millionär nach Hause, in welcher jener gekommen ist, denn er hat sie ihm auf der Stelle sammt seinem schönen Landhause und Garten abgekauft. Der Millionär dagegen schleicht still zu Fuß weg, verschwindet im nächsten Juwelierladen und kommt nach einigen Minuten ohne Ringe an den Fingern, ohne Solitair in der Busenkrause wieder heraus. Hm! Hm! Hm!

Das sind die verwünschten Wunder, die sich täglich an der Börse begeben, und doch sieht man nirgend einen wirklichen Verlust, ein Unglück *). Es verbrennt nichts,

*) Denn die untergehenden Schiffe sind ja versichert!

es stürzt nichts zusammen, es wird nichts geraubt, es entsteht kein Aufruhr — nur einfache Nachrichten, meist nicht einmal von Unfällen, treffen aus weitester Ferne ein und üben diese Wirkungen!!!

Was ist Geld, was ist Besitz, was Reichthum, was Glück, wenn alles so unbeständig wechselt? Wer mag noch danach streben, wenn das runde Metall eben so leicht nach allen Seiten auseinanderrollt, wie es schwer zusammenzuraffen ist?

Wahrhaftig, nur in empfindsamen Reisen kann jemand dergleichen abgeschmackte Fragen und Ausrufungen thun! Er thäte aber wahrlich besser, etwas Vernünftiges zu erzählen und zu beschreiben, statt sich auf dergleichen Thorheiten einzulassen. Kann er uns nicht sagen, wie die Börse aussieht? Woher weiß er es denn, daß wir wissen, welch ein wunderliches Gebäude sie ist, wie eng und klein der Vorplatz, wie unzulänglich für Hamburg, in welcher Stadt wir doch nun einmal spazieren gehen sollen?

Mit großer Kaltblütigkeit lasse ich alle diese Fragen und Einwürfe des Lesers, die ich voraussehe, unbeantwortet. Nicht einmal von der Börsenhalle, welche die Börse jetzo ergänzt und fast verdrängt, nicht einmal von diesem umfassenden Institut will ich reden. — Als Zeitungsschreiber hätte ich vielleicht die neugierige Pflicht haben sollen, die Offizinen der berühmten Hamburger

Zeitungen genau in Augenschein zu nehmen. Ich gestehe aber aufrichtig, daß ich dazu auch nicht den mindesten Hang in mir fühlte, weil eine deutsche Zeitung, selbst die Allgemeine, ein gar zu unterwürfiger Knecht der Ereignisse ist. Sie ist nur das Lastthier, auf dessen Rücken die Akten der Weltgeschichte verladen und durchs Land geschickt werden, während englische und französische Zeitungen, wie überhaupt alle preßfreien, doch im Collegium der Richter sitzen und den Spruch aus den vorliegenden Akten fällen dürfen.

Es war mir in diesem Intermezzo, welches nach meinem Plan ganz ohne Plan seyn sollte, um nichts zu thun, als um einen Spaziergang durch die unrüstigen Werkstätten Hamburgs, wo der glänzende Schmuck seines Reichthums geschmiedet, gelöthet und gehämmert wird. Hatten wir die schöne Braut mit Ohrgehängen und Halsgeschmeide auf ihrem Spaziergange unter blühenden Bäumen angestaunt, so wollten wir auch einmal vor die Werkstätte des Goldarbeiters treten und unsere Gedanken dabei haben, wie aus dem Ruß und Kohlenstaub, unter dem Rasseln der Feilen und dem Klappern der Bälge und Gebläse, die Wunderblume des Schönen so reizend erblühen konnte. Damit soll das Intermezzo geschlossen seyn.

Hamburger Salons.

Hat Heine, der halb als Hamburgischer Wurzel entsprossen betrachtet wird, ein ganzes Buch geschrieben, welches er Pariser Salons nennt, so weiß ich nicht, ob es unbescheiden von mir ist einiges Wenige über Hamburger Salons, in die ich getreten und nicht getreten bin, herbeizubringen.

Ein kleines Vorwort gönne man mir in Form einer Bittschrift. „Niemand," darum ersuche ich ganz ergebenst, „denke bei den Salons, von denen ich sprechen will, an die der Herren Thiers und Dupin, oder an den der Frau v. Recamier, welchen Professor Gans so meisterhaft als anmuthig beschreibt, überhaupt an keinen Salon, wo man Politik, Theater oder Mode verhandelt, sondern nur an einen, wo man tanzt. Und wer tanzt?" — —

Mit dieser Frage schließe ich, da ich ein Sonderling bin, curioserweise die Petition.

Bevor Berlin sein berühmtes Colosseum hatte, waren die Wiener Mehlgrube und die Hamburger Salons, von denen hier die Rede ist, die berühmtesten Tanzsäle in ihrer Gattung. Jetzt hat freilich, mit vaterländischem Stolz muß ich es sagen, Berlin nicht nur durch die Pracht und Schönheit seines Lokals, sondern auch gewissermaaßen durch die Veredelung dieser

Tanzvergnügungen, für ein großes Publikum, bei weitem den Vorrang gewonnen. Es fällt uns daher nicht ein, eine Parallele zwischen Hamburg, Wien und Berlin ziehen zu wollen, sondern wir betrachten die Seestadt als ganz für sich bestehend. Den berühmten Hamburger Berg, den der Leser später mit mir besteigen soll, und einige sich in Tanz- und Gartenvergnügung theilende Etablissements der Vorstädte ganz aus dem Spiel gelassen, besitzt Hamburg im Innern seiner ehemaligen Wälle drei große Tanzsäle, welche in der Kunstsprache der wirklich oft schönen Besucherinnen Salons, und nicht anders, genannt werden. Der berühmteste darunter ist der von Peter Arend, auch im halben Hamburger Volkston Peter Gas genannt, weil er die Gasbeleuchtung bei sich eingeführt. Er hat noch zwei Collegen, die ich der Nachwelt nicht weiter aufbehalten will, indem die Mitwelt schon mehr als genug an ihnen hat. Es genüge also dem empfindsamen Leser, denn wer mit mir reist, trägt hoffentlich meine Farben, daß ich ihm eine Soiree bei Peter Arend schildere; die bei seinen Herren Collegen sehen dieser so ähnlich wie ein Ei dem andern.

Das Theater war aus, oder vielmehr, es war nicht aus, allein es langweilte mich, ich verließ es und ging gerade gegenüber in die neu eröffnete Restauration, um bei einem guten Beefsteak und einigen Dutzend

holsteinischen Austern den Ueberrest des Abends müßig zu vollbringen. Hier fand ich es lebendiger als in dem etwas leeren und dunklen Hause. An allen Tischen saßen fröhliche Zechbrüder, und die Cigarre dampfte um die Wette mit den rauchenden Schüsseln. Ich hasse die finstern Wolken überhaupt, zumal aber die Tabacks-wolken, deshalb suchte ich mir ein Tischchen, wo der Himmel noch ziemlich heiter war. Indem ich meine Blicke durch den Saal schweifen lasse, höre ich mich mit lautem Jubel rufen. Ich sehe mich erstaunt um, wer in der fremden Stadt, wo ich erst seit zwei Tagen verweile, ein solcher Busenfreund von mir seyn kann, als ein Mann, ziemlich groß und schlank, mit einem mächtigen Haarstrauß, einer glänzenden Brille, erstaunenswürdigem Backenbart, und einem von Vergnügen und Wein strahlenden Antlitz, mit ausgebreiteten Armen auf mich zustürzt, und ehe ich mich besinnen kann, wer er ist, mich inbrünstig in die Arme drückt. In demselben Moment erkenne ich ihn, es war — Herr Frühling will ich ihn für den Leser nennen. Wer ist Herr Frühling? Was will Herr Frühling? Was treibt er? Wie kommt er nach Hamburg? Wie zu Ihrer Bekanntschaft? Alle diese Fragen höre ich den Leser thun, und sehe mich dadurch in die Nothwendigkeit versetzt in der Eil eine kleine Charakteristik des Herrn Frühling zu entwerfen.

Frühling ist ein ewiger Frühling an vergnügtem Sinn, er wechselt nur zwischen zwei Empfindungen, wenn er nämlich nicht lustig ist, so ist er schläfrig. Verdrießlich, zornig, ernsthaft, wehmüthig habe ich ihn nie gesehen, und insofern ist dieser Frühling dem Lenz, dieser Jahreszeit der Wehmuth und bangen Sehnsucht, durchaus unähnlich. Schläfrig aber sahe ich ihn oft; er wird sich dessen erinnern, auf dem langen Sopha beim Weinhändler S... in Berlin. Der Leser wird hoffentlich bemerken, wie geschickt ichs hier einflechte, wo ich Frühlings Bekanntschaft gemacht habe. Im Lenz kommen die Wandervögel; Frühling aber ist selbst einer, doch fliegt er nicht so wohl mit Federn als mit Papier durch die Welt. Er hat sich auch Salis Liedchen wohl gemerkt, wovon mir folgender Vers immer am besten gefallen hat.

Das Leben gleicht der Reise,
Wohlan!
Besprenget die Wege mit Weine,
Weit lustiger reiset sichs dann.

Wir andern wären unsererseits zwar froh, und ich glaube Salis auch, wenn die Wege nur hinlänglich mit Wasser gesprengt würden, Frühling aber hälts mit dem Weine, und führt immer einige gute Weinsorten auf Reisen, nicht so sehr damit diese das Ausland, als damit das Ausland sie kennen lerne. Diesmal

hatte er, ich anticipire hier etwas aus seiner Charakterskizze, eine vortreffliche Champagnersorte von Perrier und Comp. bei sich. Ohne Mühe sieht der Leser jetzt, daß er in Frühling einen der liebenswürdigsten Handlungsreisenden dieses Aevums kennen lernt. Welch eine lustige Existenz führt er aber auch! Seit zwölf Jahren durchreist er Europa von einem Ende zum andern, speist alle Woche an einer andern Table d'hôte, hat in jeder Stadt, je nach der Bevölkerung, ein halbes Dutzend, ein Dutzend, eine Mandel, ein Schock guter Freunde, bald halb, bald eben, bald doppelt so viel guter Freundinnen, kennt alle Gastwirthe, alle Weinhäuser, alle Vergnügungsorte zwischen Moskau und Paris, hat eine Heimath von 30000 Quadratmeilen, kurz ist ein Mann, den nur ein Esel nicht beneiden kann, z. B. ich. Ich gehöre (hier schließt ein Satz mit ich und der nächste fängt mit ich an, welches höchst merkwürdig und selten) zu den Dutzenden oder Schocken von Frühlings Freunden in Berlin. Begreiflich ist es daher, daß er mit ansehnlichem Quantum von Begeisterung auf mich losschoß und mich in die Arme preßte. Er hielt dabei ohngefähr folgende wohlgesetzte Rede: „Mein wertheſter Herr Rellstab, hundert Mark Banko sind mir nicht so lieb, als daß ich Sie hier in Hamburg antreffe. Wie kommen Sie hierher? Wie geht es Ihnen? Was machen unsere Freunde in Berlin? (Er that, ohne

merkliche Sehnsucht nach Antwort, da er diese nicht abwartete, noch sechs bis acht Fragen in einem Athem fort, die ich vergessen.) Schon gestern las ich im Wochenblatt, daß Sie hier sind, und flog sogleich nach dem Könige von England. Da hörte ich mit größtem Bedauern, daß Sie schon fort nach Curhaven gereist seyen (ich verspreche dem Leser etliche Seestücke von dieser nach Capitain Roß und Parry wichtigsten Seereise der neuern Zeit). Natürlich denke ich, ich falle aus den Wolken, als Sie hier eintreten. Jetzt müssen Sie eine Flasche von meinem Perrier mit mir trinken, da hilft auf Ehre nichts vor! — Kellner! Eine Flasche, Sie wissen schon! — Wie lange sind Sie hier? Wie lange bleiben Sie noch? Was haben Sie schon gesehen? Sind Sie im Theater gewesen? Wie gefällt es Ihnen? Ich mache Ihren Führer, darauf können Sie sich verlassen! Ich zeige Ihnen hier alles! Kein Mensch weiß hier so Bescheid als ich! In der ganzen Welt weiß ich Bescheid! Eben komme ich von Stockholm! Im Frühjahr bin ich in Petersburg und Moskau gewesen! Waren Sie schon in Blankenese? Haben Sie Bauers Garten gesehen? Bei Rainville müssen wir auch zusammen essen." — —

Ich glaube, mein Verleger kündigt mir den Contrakt, wenn ich diesen Frühlingsstrom von Beredsamkeit nicht etwas eindämme, ja hier geradezu staue.

Mir deucht aber, ich habe es geſchickt genug angefangen, ohne viel Eigenes über Frühling zu ſagen, deſſen Skizze durch ſeine eigenen Worte hinlänglich klar auszuzeichnen; der Leſer wird wiſſen, mit wem er es von nun an zu thun hat. Ich behaupte mit einem charmanten Menſchen; denn er führte mich ſogleich zu zwei andern Freunden, einem Petersburger und einem Coblenzer, wenn ich nicht irre, und beſtellte zu ſeinem Perrier auch hundert Auſtern, die mir ganz vorzüglich behagten. Das Geſpräch kommt nie beſſer in Gang, als wenn man den Mund und die Kehle durch Kauen und Schlucken in Bewegung bringt. Der Hauptredner blieb aber Frühling, welcher die Champagner-Flaſche ſtets wie ein Scepter in der Hand hielt, und ſich dadurch, wie bei den Griechen, das Recht der Rede zu vindiciren ſchien. Jetzt bedeutet das Scepter freilich eher das Recht, zu ſchweigen, da man bekanntlich ſceptertragende Könige (σκηπτοῦχοι βασιλεῖς) nicht anreden, wenigſtens nichts fragen darf. Das Recht der Thronrede haben nur die conſtitutionellen Monarchen, und ich glaube, ſie ließen es recht wohlfeil ab. Frühling hielt eine Thronrede nach der andern, und wußte ſeine Zuhörer ſehr zu begeiſtern — durch den Wein, den er dabei einſchenkte. In vielen Variationen handelte er immer das Thema ab, daß er unſer Freund ſey und mein Führer ſeyn wolle. „Aber was unternehmen

wir?" rief er endlich aus. „Es ist eben zehn Uhr, noch viel zu früh um nach Hause zu gehen! Ich habs! Wir müssen in den Salon! Waren Sie schon in den Salons, Herr Rellstab?" Ich verneinte es. „Nun," rief er vergnügt wie ein König aus, „so bin ich der erste, der Sie hinführt!"

Begeistert von diesem Gedanken, schenkte Frühling den Rest der Flasche in mein Glas, stürzte das eigene mit dem Anstande eines Don Juan hinunter, und griff nach Stock und Hut, um uns voranzugehn. „Ich werde Sie, meine Herren," bemerkte er jetzo mit geheimnißvoller Miene, „durch eine Gasse führen, die uns zwar nur auf einem Umwege nach dem Salon bringt, aber theils ist es noch zu früh um dort einzutreffen, theils werden Sie etwas Interessantes sehn." — Der Petersburger faßte den Coblenzer unter den Arm, Frühling mich. Wir beide schritten voran. Draußen wehete ein kalter Nordwest und ein nebelartiger Regen schlug uns widerwärtig ins Gesicht. Nachdem wir etwa zweihundert Schritt dem Stadtthor zugegangen waren, bogen wir in eine gekrümmte etwas sehr dunkle Gasse mit äußerst schlechtem Pflaster ein. „Sapperment, Frühling!" rief der Petersburger, „das ist ja ein verfluchter Weg, den Sie uns führen! Hier werden wir Hals und Beine brechen!" — „Etwas schlüpfrig ist der Pfad freilich," antwortete Frühling fein witzig, wie jeder

Leſer merkt; „aber es hat nichts zu ſagen.“ — Jetzt erbleichte der letzte Laternenſchimmer, der von der Hauptſtraße her hereinfiel, und es war finſterer um uns her als im Tartarus. Alles Licht, worauf wir uns beſchränken mußten, beſtand in einigen ſpärlich erleuchteten, mit weißen Vorhängen dicht verhängten Fenſtern, hinter denen ſich geiſterhafte Schatten geheimnißvoll bewegten. Ein leiſe flüſternder Laut, der wie ein „Pſt!“ klang, ſchlug an mein Ohr. Ich ſchreckte zuſammen. „Umſchweben uns Geiſter?“ rief ich, „was war das?“ „Nur vorwärts, es wird ſchon beſſer kommen,“ antwortete Frühling, und zog mich weiter. Jetzt klirrte es leiſe, wie ein vorſichtig geöffnetes Fenſter, und ein flüſternder Ruf ließ ſich vernehmen, doch man ſahe nicht woher. „Aha! Hier giebts Abentheuer!“ bemerkte der Petersburger mit Scharfſinn. — „Nur weiter, meine Herren, nur weiter,“ antwortete Frühling, „das iſt alles noch gar nichts.“

In der That waren wir kaum hundert Schritte weiter gegangen, als die hellen Fenſter auf beiden Seiten ſich vermehrten und nicht mehr ſo dicht verhüllt waren als früher, ſondern das Innere der Zimmer deutlich wahrnehmen ließen. Wahrlich, falls Harun al Raſchid, der große nachtwandelnde Khalif, ſolche Gaſſen in Bagdad entdeckte, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß er ſo viel Geſchmack an ſeinen Wanderungen fand.

Der Anblick wurde bedenklich; wir steuerten oft zwischen Scylla und Charybdis, oder vielmehr zwischen Circen und den Sirenen dahin. Hier ein „Pst", dort ein „guten Abend"; rechts eine zierliche, schlanke Gestalt in weißen Gewändern, links eine majestätische mit reichem Lockenhaar und blitzendem Schmuck darin, der von der Astrallampe im Zimmer seitwärts hinter ihr beleuchtet wurde; hier ein heller Salon mit blauen Kanapees, auf denen geputzte Schönen nachlässig, aber in malerischen Stellungen, hingegossen waren, dort ein dämmerndes Boudoir, in welchem eine melancholische Träumerin, das Haupt in die Hand gestützt, vor einer bedeckten Sinumbralampe saß und eifrig durch die Reize eines Buches gefesselt schien, von dem ichs unentschieden lasse, ob es vielleicht Jean Paul's Levana, oder Hannchen, die schöne Scharfrichterstochter, ein Roman aus Spieß's Schule, war.

Wer weiß, ob nicht mancher von uns vier Wandelsternen durch die Attraktion dieser mächtigen Körper aus der richtigen Bahn gezogen worden wäre, wenn nicht Frühling gewissermaaßen als eine elektro-magnetische Strömung unsern Cours mit Herrschergewalt geleitet hätte. „Jetzt kommen wir auf das rechte Theater", belehrte er uns; „hier werden Sie", wandte er sich speciell an mich, „Dinge sehen, Abentheuer erleben, Erfahrungen machen, wozu Sie in Berlin nicht die

Gelegenheit haben." Den letzten Theil der Phrase mußte ich rein durch die Grammatik ergänzen, weil Frühling ihn durch einen Seitensprung plötzlich abkappte, den er nach dem nächsten Fenster rechts that, in welchem zwei liebenswürdige Kinder aus den offenen Flügeln sehnsüchtig nach dem Mond blickten, der nur im Kalender, nicht am Himmel stand. Ich folgte meinem Führer mechanisch, was er auch erwartet hatte, denn er sprach: „Guten Abend ihr schönen Kinderchen! Aber seyd Ihr denn heut nicht im Salon?"

„Wir kommen bald", lautete die Antwort.

„Gut, so tanzen wir miteinander", rief Frühling, und zog uns weiter.

Jetzt grüßte Frühling mit lautem Namenrufen links eine Marie, rechts eine Louise, dann eine Minna, Hulda, Rosalie, Antonie, Charlotte, Franziska — kurz, der ganze Kalender aller weiblichen Heiligen reichte nicht aus, Frühlings unheilige Bekanntschaften zu taufen. Die Gasse glich einem langen Gesellschaftssaal, nur daß man durch die Fenster hinein statt heraus sah. Endlich wurde sie wieder still und dunkel, wir tappten durch die Finsterniß auf nassem holprigem Straßenpflaster hin, und Frühling fragte triumphirend: „Nun, was habe ich gesagt? Sind das Abentheuer? Aber es soll noch besser kommen."

Mit diesem wenig erbaulichen Trost schleppte er uns noch durch einige dunkle Queergäßchen, bis wir vor einem beleuchteten Thorwege standen. „Hier wohnt Herr Peter Arend" sprach Frühling freudig.

Wir traten ein, nachdem er großmüthig und freigebig, wie er einmal ist, für jeden von uns fünf oder sechs Schillinge bezahlt hatte.

Architekten erwarten jetzt von mir mit Recht etwas Kritisches von Belang über die Bauart des Saales, seine Dekorirung, Erleuchtung, Malerei u. s. w., allein ich gebe absichtlich nur eine höchst unwissenschaftliche Schilderung. Der Saal hatte etwas Groteskes; ich weiß nicht, lags in der Farbe, die ich vergessen habe, oder in der pittoresken Beleuchtung. Nur so viel entsinne ich mich, daß der Raum mir etwas lang und öde vorkam, denn es war fast noch niemand darin, als einige Hamburger Lords vom Kehrwieder mit dampfenden Cigarren. In einem Nebenzimmer stand ein altes Billard, dessen Tuch wie eine Wiese nach langem Sonnenbrand aussah, so ins Gelbe verschossen war es. Frühling ging stolz durch das ganze Lokal und kehrte etwas mißvergnügt wieder zu uns, die wir blöde am Eingang stehen geblieben waren, zurück. „Auf Ehre!" rief er, „in meinem Leben habe ich den Salon nicht so leer gesehn; aber es wird noch kommen, um 11 Uhr fängt der Ball an. He! Kellner! Bringen Sie mir

ein Glas Grogh.“ Wir setzten uns an ein Tischchen in der Ecke und tranken gemüthlich. Nach einigen Minuten hörten wir ein lautes Gelächter und Kreischen weiblicher Stimmen; plötzlich schnellte die Saalthür auf und zwei wilde Mädchen schossen wie Bachantinnen herein und hinter ihnen drein zwei junge Männer vom feinsten bon ton des Salon, welche die Mädchen haschen wollten. Diese liefen in voller Hast bis ans äußerste Ende des Saals, wo die jungen Männer sie einholten, und zu Kriegsgefangenen machten, jedoch nicht unter Schlacht- und Weheruf, sondern unter Jubel und Lachen.

„Jetzt wirds lustig meine Herren, nicht wahr?“ fragte Frühling; „o Sie werden mir noch danken, daß ich Sie hergeführt habe.“

Eine Violine ließ sich hören, ein alter Contrabaß grunzte Raps Raps über die Saiten und eine schreiende Clarinette gurgelte ein paar gebrochene Accorde auf und ab.

Aus Frühlings Augen blitzte der Frühling hell leuchtend auf. „Meine Herren!“ sprach er seelig begeistert, „der Tanz fängt an.“ Wirklich waren inzwischen noch drei oder vier Grisetten hereingeschlüpft, und fingen an nach der stimmenden Geige ihre Pas zu machen. Jetzt hub ein Straußischer Walzer an. Die beiden wilden Mädchen von zuvor faßten einander vergnügt in

die Arme, und walzten graziöser, als ich geglaubt hätte, um den schwarzen Kern von Männern herum, der sich in der Mitte des Saals gebildet hatte. Strauß hat nur einen Nebenbuhler im Bereich der Tonkunst, und dieser hat nur einen zufälligen Vorzug, den der Geburt, vor ihm, ich meine Orpheus. Wäre Strauß der erste gewesen, so hätte er den Ruhm weg und Gluck hätte keinen Orpheus und Eurydice geschrieben, sondern eine Oper: Strauß und Eurydice oder Lanner. Ich will damit nichts weiter sagen, als daß die Melodieen des Wiener Musengünstlings eben so anlockend sind als die des Thrazischen Sängers. Den Beweis hatten wir vor uns, denn kaum waren die ersten Töne erklungen, als mit jedem Takt eine neue Grazie im Ballkleide in den Saal hüpfte, und sich die Hannchen, Louischen, Mariechen, Franzisken, Auguſten, Wilhelminen, Adelaiden ꝛc. ꝛc. wie eine Perlenschnur im Saale aufreihten und in die Walzerkette einwebten.

Frühling bekam ordentlich Majestät, wie die Sache so gut ging, blies eine Wolke aus seiner Cigarre, als wolle er dem Zeus ein fettes Opfer bringen, erhob sein Glas Grogh pathetisch, stieß mit uns an und sagte: „Nun, was habe ich gesagt? Habe ich zu viel gesagt? Sagen Sie, sage ich?“ Wir sagten: „Sie sagten nicht zu viel!“ Dies freute ihn unsäglich.

Es war unmöglich, daß wir länger wie die Oelgötzen beim Grogh saßen bei so excessiven Begebenheiten. Wir mußten auf und Frühlings Zephyrschritten durch den Saal folgen. Wirklich gewährte er jetzt selbst einem empfindsamen Reisenden ein grotesk heiteres Bild, denn da man gerade den Guirlandenwalzer spielte, der weit über hundert Takte hat und bei jedem eine Tänzerin aus der berstenden Eierschaale der Thüre gekrochen war, so hüpften deren jetzt weit über hundert, ja über das Doppelte, umher. — „Und alle jung und hübsch?" — Je nun, wie mans nehmen will! — Da ich ohnehin nachher gleich ins Phantasiren kommen werde (denn der Grogh thut auch das Seinige), so will ich jetzt noch einige Sekunden so vernünftig reden, als ich vermag. Erst aber muß ich mir die Feder schneiden. — So. —

Jung und hübsch, fragt Ihr? Das erste besahe ich fast für alle Tänzerinnen; achtzehn bis zwei und zwanzig Jahre, mag ziemlich der Durchschnitt seyn. Hübsch aber sind sie nur nach gewissen Forderungen. Ein Franzose fände vielleicht keine einzige hübsche unter Frühlings Freundinnen; denn das, was die französische Grisette angenehm macht, etwas Spirituelles, ein wenig schnippische Grazie, Naivität, Tournure dabei, davon liefert uns Peter Arends Saal nichts oder doch

blutwenig. Aber eine reine, blendend weiße Haut, runde, jedoch bisweilen stumpfe Formen, frische Lippen, meist blaue Augen (öfters jedoch etwas bläßlich oder grau), einen vollen Wuchs, eine derbe, kernige, niederländische Fleischstruktur — wer das für hinlängliche Schönheiten hält, der kann zufrieden seyn. Der Hamburger Geschmack scheint im Tanzsaal derselbe wie bei der Tafel; ein männernährendes Beefsteak oder Rostbeef ist die Hauptsache. — Inzwischen ein Hungriger pflegt darüber nicht böse zu seyn. — Aber die Toiletten? — Wer zuweilen im Berliner Colosseum gewesen ist, dem kann ich ganz kurz antworten: Colosseumstoiletten. Wer nicht, dem sage ich, wie der Mann, so das Kleid! Noch mehr trifft dies bei der Frau zu. Zudem, ein Schelm giebts besser, als ers hat. Kinder und rohe Völker lieben grelle Farben! Man sieht Sammetroben mit reicher grotesker Stickerei (pflegen geborgt zu seyn, wie anderwärts die Maskenanzüge), Seide, Merino, weiße Kleider, sehr viel brennendes Roth, grellfarbige Bänder, ausgetretene Schuhe. Etwas wild und schief sitzen die Kleider beim Anfang des Tanzes, ob sie sich nachher gerade rücken, habe ich nicht beobachtet. Der bon ton im Saal ist nach englischem Zuschnitt gemacht; so wenig Zwang als möglich. Die Conversation ist lebhaft, bisweilen queer über einen Rond im Cotillon hinweg.

Zum Henker aber, für ein Souper mit Champagner, ein mächtiges Glas Grogh, und einen schwirrenden, wirbelnden Tanzsaal ist nun genug beobachtet und vernünftelt. Der Saal ist in der schönsten Bewegung, nur ich allein stehe wie ein erfrorener Töpfer in der Ecke und glossire für meine Reiseskizzen! Hol sie dieser und jener! Ich will lieber tanzen! — Aha! Jetzt fährt Feuer in die Musici! Das ist der Elisabethwalzer, oder das Leben ein Tanz, oder sonst dergleichen. Waren das nicht die beiden wilden Mädchen von zuvor, die eben bei mir vorbeiflogen? Sie sind wahrhaftig hübsch! Das weiße Kleid macht sie kenntlich und das lange Haar.

„Vem raschen Tanz wars ihnen losgegangen!" Das heißt, es flatterte ein wenig lockerer um den weißen Nacken. Die Wangen glühen ihnen wie Purpur, die blauen Augen blitzen. Ich möchte wohl — was Teufel, eben faßt Frühling die Eine zum Walzer, der Petersburger die Andre! Der Kerl scheint auch an der Newa nicht zum Eisblock gefroren zu seyn, oder ist er an der Elbe aufgethaut? Der vom Rheine, ich meine den Coblenzer, hat auch schon seine Tänzerin gefunden, eine schlanke, volle, kastanienlockige Holsteinerin! Der Blitz, sie schießt nur so den Saal mit ihm hinunter! — Jetzt, jene im rothen Kleide, die will ich auffordern. Muth, verdammter Schriftsteller! Daß Dich! Eben greift sie

mir ein Wiederkehrer oder Kehrwiederer, wollte ich sagen, vor der Nase weg! Das Gescheuteste ist, ich sehe zu und trinke noch ein Glas Grogh! — Excellent! — Das wärmt den Magen! Ha! ha! ha! ha! Da schießt Frühling in der Galoppade den Saal herunter! Ich parire, der Kerl rennt mich um mit seiner Galoppir-Blondine im Arm! „Sapperment Herr! Sie, Berliner! Sie stehn ja da wie der Candelaber auf Ihrem Schloßplatz, so steif und ennuyant! Tanzen —" bei dem letzten Worte ist Frühling, denn niemand anders als er ruft sie mir zu, schon mitten im Saal!

Der Grogh ist wahrhaftig sehr gut!

Ich finde den Salon doch passabel beleuchtet, ja, ich möchte sogar sagen, er ist recht brillant! — Aber ungeheuer voll! — Ich begreife gar nicht, wie so viel Volk hier tanzen kann, ohne einander um und um zu rennen! Wahrhaftig, ich stehe hier nicht sicher, das Paar dort walzt mich zu Boden. Diesmal ging es noch glücklich ab! — Aber wie ist mir denn — ich glaube doch, die Architektur hier im Saale taugt nichts; der Pfeiler, an den ich mich lehne, ist zuverlässig nicht haltbar, es scheint mir, er schwankt! — Will denn dieser Cotillon gar kein Ende nehmen? Das ist eine groteske Tour! Das ganze Personal dreht sich in ungeheurer Ronde — wahrhaftig ich stehe in der Mitte, sie drehen sich um mich herum! Ha ha, ha ha! Ihr guter

Freund Kellner, mit Eurem Grogh, brauchtet nun eben nicht zu tanzen, sondern könntet hübsch gerade ausgehn, statt den Carousselreuter zu machen mit Eurem Präsentirteller! He! gebt mir lieber noch ein Glas, denn Ihr werdets verschütten bei Eurer singulairen Monomanie mitzutanzen! Steht doch, zum Henker! So! Welches von den beiden Gläsern auf dem Teller ist das stärkste? — „Es ist nur ein Glas, mein Herr!" — Ja so, ich hatte mich versehn, — meine Brille — delikat dieser Grogh, aber ein sehr kleines Glas! — Der Peter Saalsche Arend gefällt mir, wollte ich sagen, der Saalsche Peter — hol der Teufel das Versprechen, der Sarendsche — Herr Frühling! Pst! Herr Frühling! Verschaffen Sie mir doch auch eine hübsche Tänzerin! Der Kerl hört und sieht nicht mehr! — Doch ein guter Frühling, der da — ein charmanter Salon! Jetzt will ich einmal die Mädchen — die Damen, so recht observiren! Braunes Haar, blaue Augen, — schwarzes Haar, schwarze Augen, blond und blau, braun und braun — braun und blau — es geht zu schnell, wo war ich? beim braun und blau — grün und gelb — was flimmert mir denn vor den Augen? — Ich muß mich ein bischen setzen! — So recht die Musik, so einen Sehnsuchtswalzer, ein schmachtender — ein Schmacht — riemen — so sanft — so duseldusseldusseldududududum — —! Aahh!! Der Stuhl

ist gut! — Wenn ich die Augen zumache, sehe ich besser — alle die allerliebsten Kinder, so vergnügt, so seelenvergnügt, so seelen — — — so — — so — so —

Wenn der Leser nicht eingeschlafen ist, wird er merken, daß ichs bin, im Peter Arendschen Saal! — Ich hätte es keinem Menschen gesagt, aber weshalb soll ich nicht so gut confessions schreiben, wie der Kerl aus Genf?

Mein Schlaf war süß, mein Traum reizend. — Ich sah die blonde Franziska in Frühlings Armen vorüberschweben — dann die schwarzäugige Agnes, — Hulda mit dem Seidenhaar, — Minna — Marie-chen, das schnippische Kind — Alles Arm in Arm, — die ganze Blumenguirlande umspann mich, — ich saß wie Rinald in Armidas Zaubergärten — Den Teufel, lieber Frühling, das ist dreist, Sie küßten ja eben die kleine Blondine so ohne Umstände auf die frischen auf-geworfnen Lippen, — das geht über den Scherz! — Aber ich sehe, das findet Nachahmer! Ist aus dem Tanz ein Pfänderspiel geworden? Die Pärchen ver-schwinden aus dem Saal, — hier schlüpfen sie in den Garten mit seinen schattigen dunkeln Lauben, — dort gucken sie aus einem Logenfensterchen.

Im ganzen Saal lauter vergnügte, seelige Gesich-ter! Eine bezaubernde Reihe schöner Kinder! Lauter

Sonnenſchein — lauter Freude — nicht wahr, ſo lebt Ihr jeden Tag?

Ich weiß nicht, was für ein unheimlicher Kerl dort hinter dem Pfeiler ſteht! Er ſieht aus wie ein Spion, wie ein Diener des heimlichen Gerichts, ein Vehmrichter, ein — der Kerl lächelt fatal! Sein langer Gänſehals — dieſe Geiernaſe, — dieſe Habichtsaugen — (der Kerl iſt aus lauter Vögeln zuſammengebraut) — mir ſcheint das Alles verdächtig. Er reckt ſich in ſeinem ſchwarzen, knappen Surtout wie ein Leinweber, — Du hagrer Spitzbube. Wenn er mir nur nicht ſo bekannt ausſähe! — Wahrhaftig es iſt — er kommt auf mich zu, — nein, ich irre mich nicht. — „Mein werther Herr! Wie iſt Ihnen die Reiſe nach Grobidum bekommen? Sie ſehn mich ſo erſtaunt an? Sie kennen mich nicht, weil ich meinen gelben engliſchen Ueberrock nicht anhabe? Ich bin — je nun man nennt mich nicht gern. Ich treibe hier ſo meine Liebhabereien, ich bin ein Portraitmahler, — die vielen hübſchen Mädchen reizen mich," — ſehen Sie hier, ich habe ſie alle gemahlt! —"

Ein unheimliches Grauſen überſchlich mich, als ich meinen wohlbekannten Reiſebegleiter erkannt hatte. Mit ſeinem blauſäuerlichen Lächeln zog er ein kleines Taſchenbuch hervor, und ſchlug es vor mir auf. Es zerrte ſich in ein ungeheures Folio-Format, ich ſah viele hundert Geſichter, — den ganzen Salon täuſchend

ähnlich nachgebildet! „Ich mache Ihnen mein Compliment" sprach ich verlegen, „sehr ähnlich, sehr getroffen!" „O das ist Kleinigkeit" erwiederte er leichthin, „die Aehnlichkeit in der Gegenwart zu treffen, aber ich treffe sie auch in der Zukunft. Halten Sie gütigst einmal das Blatt hier gegen das Gaslicht, daß Sie es als Transparent sehn, dann werden Sie alle Gesichter so erblicken, wie sie nach zehn Jahren aussehn!" — Ich that es, und fuhr entsetzt zurück! Lauter hohläugige, zahnlose, verzerrte, von Elend, Hunger und Krankheit entstellte Jammerbilder, grinsten mich an!" — „Das ist meine Schreibtafel" sprach der Schwarze mit ironischem Ton, „ich notire mir hier alle diejenigen, die ich späterhin abhole, wenn sie so aussehn, wie sie Ihnen im Transparent erschienen sind. — Doch sehn Sie sich das Bild noch einmal an," fuhr er fort; „bemerken Sie wohl den leeren Fleck hier neben dem Pfeiler?"

Ich nickte, unfähig noch ein Ja hervorzubringen.

Jetzt donnerte er mit eherner Stimme in mein Ohr: „Dorthin wollte ich Dich mahlen — Dein Glück, daß Du zu viel Grogh getrunken hast."

Ich erstarrte zu Eis; da packte mich eine Kralle oder Zange heftig an — ich schüttelte mich wie im Fieber. Endlich — riß ich die Augen groß auf. Es war einer der Aufwärter, der vor mir stand: „Ist

Ihnen nicht gefällig, mein Herr, jetzt auch nach Haus zu gehn? Wir machen nun die letzten Lichter aus!"

Ich ſtarrte in den dunkeln, wüſten Saal, wo noch der Staub von den Tanzenden ſtand, hinein, und glotzte den Kellner dumm an. Endlich rüttelte ich mich aus den Banden des Schlafs und Traumes frei, und ging.

Ich war froh, als ich den König von England erreicht hatte! — —

— — Alſo das iſt ein Hamburger Salon? — Aber was iſt denn aus Frühling geworden, — ſtand er auch auf dem Blatt? Wie mag er binnen zehn Jahren ausſehn? — „Ich glaube, da iſt er zum Winter geworden!"

Drittes Intermezzo.

Dreierlei frage mich der Leſer nicht; nämlich: ob das vorige Kapitel, daß ich dem Dinge doch einen Namen gebe, ein Poſtſtück geweſen, ob ein Seeſtück, oder ob endlich drittens eine Erzſtufe.

Ich habe zwar auf dem Titel nur von dieſen drei Aſſortirungen meines Reiſewaarenlagers geſprochen, allein wer kann alles auf einen Titel ſetzen? Doch fange ich an dem Leſer anzumerken, daß er ſich nächſtens

mit mir erzürnen zu wollen gedenken möchte; — so fern ist das Ungewitter, hoffe ich, noch, daß diese conditionelle Ausdrucksweise die passendste ist. Aber weshalb erzürnen? Weil ich nicht genug Poststücke emballire und an ihn addressire? Weil ich mich nicht hinsetze und endlich einen Lepoitevin, Schotel oder Krause mahle? Oder endlich, weil es mit den versprochenen Schatzgräbereien nach Erzstufen (worunter sich der Leser — ich will darauf wetten — nur Goldstufen denkt) gar nichts wird?

Er habe Geduld, jetzt gehts gleich an. Ueberhaupt soll von nun an viel mehr Historie folgen als bloße Portraitirung! Ich sehe es ein, ich bin mit der empfindsamen Reiserei auf einem falschen Wege. Ich bleibe im Sumpf stecken, wenn das so fortgeht. Deshalb schließe ich auch dies Intermezzo wohl noch kürzer ab, als es der Leser gehofft hat, und erzähle ihm meine

Spazierfahrt nach Blankenese,

wobei er den Vortheil genießt, daß er sie ganz nach Belieben unter die Post- oder Seestücke, meinethalben auch unter die Erzstufen setzen kann. Im letztern Fall ist mirs schon sehr schmeichelhaft, wenn er sie nur für ein leidlich reichhaltiges Schwarzgülden-Erz oder Horn-

ſilber hält. Ja ich bin auch mit Queckſilber zufrieden, nur nicht mit Blei, aber blos meines Verlegers wegen, damit ſie dieſem nicht bleiern auf dem Lager laſtet, ſondern queckſilbern luſtig durch alle Welt rinnt. — Die Spazierfahrt indeſſen wird ernſthaft, — melancholiſch, — idylliſch, — ſchwärmeriſch; nur ganz kleine Humorfünkchen will ich, wie eingeſprengte glühende Granaten in dem rothgrauen Granit, mitunter blitzen laſſen, — wenns mir gelingt.

Es war ein ſchöner Herbſtmorgen, beſſer Herbſtvormittag, der einzige klare, helle, blaue, den ich in Hamburg genoſſen. Ein guter Genius waltete über mir, da er mich beſtimmte gerade dieſen zu der ſchönſten Spazierfahrt anzuwenden, die ſich von Hamburg aus machen läßt. Deshalb vergeſſe ichs, daß ich dabei über den weit genannten und gekannten Hamburger Berg fahre, dem ich ſpäter ein beſonderes Genre-Stück widmen muß; ich vergeſſe es ebenfalls, daß das allzunahe Altona mir eine Menge Stoff zu höchſt pikanten, nähnadelſpitzen Rechtsfällen darbietet, auf die ich ſpäter auch zurückkomme; nichts behalte ich im Sinn, als daß ich unendlich glücklich über den reinen Himmel war, der ſich wie eine blaue Kryſtallglocke über das Gebiet von Hamburg und Altona deckte. Nach acht regnigten Tagen, ſo grau und finſter wie das

Gesicht eines Kerkermeisters, ist ein Sonnenblick aus lächelndem Azur herab das köstlichste Gold, was uns zum Geschenk werden kann. — Altona gewährt die ersten ländlichen Prospekte. In den Zwischenräumen seiner auf dem hohen Elbufer gelegenen Hauptstraße erblickt man stets ein blaues Stück von dem Wasser, ein grünes von den Ufern der Elbe. Beim Himmel! Jemand, der ein Haus in Altona auf der rechten Stelle besitzt, gehört nicht zu den aus dem Paradiese Vertriebenen, sondern hat sich sein Stückchen mitgenommen. Oder wäre es etwa Nichts, auf einem hohen grünen Berge, der mit reizenden Gärten bedeckt ist, zu wohnen, den Blick über den breiten königlichen Strom, seine jenseitigen grünen Wiesen-, Hügel- und Waldufer zu werfen, und dabei das bewegte Schauspiel des ganzen Hafens unter seinen Füßen zu haben? Janus hat nur zwei Gesichter, ein scherzendes und ein ernstes; ein Altonaer Haus (versteht sich ein auf der Elbseite der Hauptstraße belegenes) hat alle freundlichen Gesichter, die man in der Welt nur haben kann. Wenn ich einen wetterwendischen, unzufriedenen Menschen endlich befriedigen wollte, würde ich ihn in ein solches Altonaer Haus setzen. Ich nehme an, der wetterwendische Mensch sey ich selber, so sehe ich nicht ein, wie ich zu einer mürrischen Laune kommen wollte, falls man mich (der Himmel verfüge nur diese Strafe

über mich!) in eines der Bauerschen *) Häuser zu Altona einsperrte. Hätte ich meinen trüben Tag, so setzte ich mich im Vorderhause ans Fenster und sähe auf die zwar stillere als die Hamburger, aber doch noch sehr belebte Gasse hinaus, wo außer dem Handelsverkehr auch ein eleganter und zierlicher der hübschen Altonaerinnen stattfindet, die auf dem breiten, mit alten Bäumen besetzten Spaziergange lustwandeln. Wäre ich des müßigen, fröhlichen Anblicks satt, so ginge ich nur ins Schlafzimmer und schaute hinten hinaus, über meinen blühenden Garten, der sich am Bergabhang hinzieht, bis der steile Absturz in die Elbe ihn begränzt. Welches wunde Herz würde nicht lind berührt durch so ein grünes, stilles Garten-Eden? Zöge michs aber unruhig in die Weite, so ließe ich das Auge in die Ferne schweifen, und folgte dem Strom und den vielen angeschwollenen, im Sonnenstrahl leuchtenden Segeln bis an den äußersten Horizont. Plagte mich die Last des Müßigganges, so könnte ich mich kräftig aufrichten durch einen einzigen Blick in das thätige Gewühl des Hafens, in das Chaos der Masten, Gestänge und Taue, womit

---

*) Ich habe es wahrlich vergessen, ob Bauer, oder Jenisch, oder Heine, oder welcher der reichen Hamburger Nabobs der siebenmal Glückliche ist, welcher dort sieben Häuser in einer Reihe neben einander besitzt.

der energiſche Menſch den Strom und Ocean wie mit einem Netz bedeckt, um des Reichthums goldne Schätze darin einzufangen. Wäre ich ſanfter geſtimmt, zöge michs wie den glücklichen Tibull zu ländlichen Fluren, ich fände die Befriedigung meiner Sehnſucht wenn ich die Axe meines Augapfels nur um einen halben Grad elevirte, bis mir das Spiegelbild des jenſeitigen grünen Haarburger Ufers auf die Netzhaut fiele. Denn dort iſt ein ſeeliges Land der Hirten und Heerden, der Auen, Gebüſche und Weiher! Und das alles, hierin liegt der Hauptzauber, lieber Leſer, habe ich in meinem Altonaer Hauſe, ohne nur vom Kanapee aufzuſtehn; ſondern wahrhaftig im Nachmittagsſchlaf kann ich bald einen amerikaniſchen Dreimaſter vorbeibrauſen ſehn, und mir denken, daß ich ihn commandire oder befrachte, oder eine Heerde Rinder (mit dem Fernrohr verſteht ſich) auf dem Hanöverſchen Terrain recognosciren, und mir lebhaft vorſtellen, wie ſie blöckt. Statt deſſen aber muß ich ins Theater, und die Sänger und Sängerinnen hören. —

Ich fürchte, ich ſchweife etwas ab, und bin keinesweges auf dem direkteſten Pfade, eine Spazierfahrt nach Blankeneſe zu beſchreiben. Inzwiſchen ſind wir, ohne zu wiſſen wie, aus Altona herausgekommen und befinden uns nun vor dem jenſeitigen Thore, in reizender Begleitung der lieblichſten Villen und Gärten. Ich

darfs dem Leſer nicht verſchweigen, daß ich in einem ſehr bequemen Wagen, mit raſchen Pferden beſpannt, ſitze, an der Seite eines freundlichen Begleiters, der mir die Beſitzer aller der zahlloſen Landhäuſer nennt, bei deren Anblick ich hauptſächlich das empfinde, daß ich ſie ſämmtlich haben möchte. Die Pferde dampfen, eine köſtlich friſche und doch milde Herbſtluft weht uns entgegen, der Strom blinkt zwiſchen den Gärten, das bunte Laub herrlicher Eichen, Linden, Buchen, Eſchen liſpelt munter und ſonnt ſich im goldenen Strahl — vielleicht zum letztenmale für dieſes Jahr! Der Glanz des Reichthums verſchwindet für einige Augenblicke, und weicht einer ländlichen Lieblichkeit. Plötzlich dringt Glockenton hehr und fromm durch die Morgenſtille, ſo nahe, als entquelle er den nächſten Wipfeln uralter Linden. Der Wagen hält; wir ſind zu Ottenſen am Kirchhof, — an Klopſtocks Grabe.

Ich hatte es nicht ſo nahe vermuthet; um ſo mächtiger drang jetzt der Ton heiligen Ernſtes mir tief ins Herz, und erfüllte die Bruſt mit erhebender Wehmuth. Hier, unter breitäſtigem Wipfel (in überwallender Empfindung vergaß ich darauf zu achten, ob es eine Eiche oder eine Linde ſei), ruht der erhabene Sänger an der Seite derer, die ihm die Liebſten waren. Ein prunkloſes Grab! Grüner Raſen, Blumen, ein

verwitternder Denkstein; doch mit der ewig unvertilgbaren Inschrift:

Saat, gesäet von Gott, dem Tage der Aernten zu reifen!

Wir standen lange, still betrachtend, ernst erwägend, was der edle deutsche Geist, das deutsche starke und milde Herz geschaffen! Denn das Herz ist der Sonnenschein aller geistigen Saaten; es giebt ihnen Farbe, Leben, Kraft. — Schlug das Herz des edlen Harfners nicht so groß, wie hätte der rauschende Strom seiner Gesänge sich in so mächtigen, alles mit sich fortreißenden Wogen durch das Vaterland ergossen? Der Strom ist verronnen im Sandmeer der Zeit, aber sein riesiges Bett ist noch frisch erkennbar, und die Geognosten der Literatur werden es uns noch nach tausend Jahren nachweisen durch den Reichthum der Ufer, die es einst umschlossen! —

Klopstock war ein Geist voll ernster Hoheit. Doch als er sich die Stätte seines Grabes wählte, muß er, wie jeder Weise dem Tod gegenüber, mild gelächelt haben. Denn so ist seine Gruft. Es wird uns so wohl, so ruhig, so befriedigt; Stille ohne Oede, Ländlichkeit ohne beengende Kümmerlichkeit, fromme Umgebungen, doch nichts, was den freien Gedanken düster drückte! — Es ist eine Grabstätte, die der Einsame gern zum Ziel seines Spaziergangs wählen mag; sie

wird ihn wie eine Heimath begrüßen. Ein Grab, an dem sichs freundlich wohnen ließe!

Niemand weiß dies besser als die Hamburger. Denn halb und halb wohnen sie auch dort, nämlich schräg gegenüber bei — Rainville. Wer ist Rainville? Wer ist es, was will es, wie heißt es, wo kommt es her, wo will es hin? — würde Leporello fragen. Rainville — ich laufe jetzt Gefahr etwas Falsches in die Weltgeschichte einzuschwärzen, denn Lohnbedienten stehn andern historischen Quellen mitunter an Zuverlässigkeit nach — Rainville ist der Name eines französischen Restaurateurs, der dem Könige von Dännemark ein herrliches Landhaus hinter Altona, schräg über Klopstocks Grabe, abkaufte, und es zur elegantesten und besuchtesten Restauration für Hamburger Feinschmecker einrichtete. Ob nun die Mythe hier wahr oder falsch berichtet, ob Haus oder Besitzer Rainville heißen, ob der König von Dännemark es besessen und noch öfters im Sommer dort wohnt, wie man mir sagt, — das Alles lasse ich ununtersucht, unangefochten, und hätte es auch unangeführt lassen können. Fest steht nur das: Unter Rainville versteht ganz Hamburg Küche, Keller und Aussicht von höchster Trefflichkeit in Ottensen. — Nun kann ichs näher mit einigen Taciteischen Grundstrichen beschreiben.

Schon als ich es von der Elbe aus, auf der schönen Dampfschifffahrt, sahe, machte es einen reizenden Eindruck, wie es auf der Höhe eines grünen, gartenbedeckten Berges, weiß leuchtend von fernher schimmerte. So von unten betrachtet hat es einige Aehnlichkeit mit Sanssouci, wie es sich auf der umbuschten Terrasse erhebt. Allein von hier oben aus verliert man zwar den Anblick des Berges und des Gebäudes, gewinnt aber den der Landschaft. Das untere ziemlich hoch aus der Erde gebaute Geschoß enthält hohe Zimmer und Säle. Der mittlere geht auf einen Altan hinaus, von dem man die ganze Landschaft übersieht. Wie ich aus den Fenstern meines erträumten Altonaer Hauses, so haben die Hamburger, wenn sie hier Champagner trinken und Austern essen, den ganzen Strom, zwei Häfen, und den Reichthum der Ufer jenseits vor sich. Doch die Aussicht hier bei Rainville gewinnt noch durch mancherlei gegen die früheren Blicke. Zuerst dadurch, daß man sich in einer wahrhaft schönen Gartenanlage befindet; für mich wenigstens ist der Punkt, von wo aus ich überblicke und genieße, schon viel werth. Ein Saal in edler Architektur gehalten, oder ein Altan, oder eine wohlgehaltene Laube, erhöhen den Reiz der Aussicht deshalb so sehr, weil sie die Stimmung dafür so beleben. Doch noch mehr thut die Landschaft selbst, die sich hier ganz anders gestaltet. Denn Rainville befindet sich

gerade in der Verlängerung des breiten Elbarms, der von Hamburg nach Haarburg hinübergeht, so daß man diesen wie eine lange Prachtstraße hinab schaut. Die Gegend bekommt dadurch eine Vertiefung, ein zusammengedrängtes, kräftiges Leben, besonders wenn viele Schiffe den Strom bedecken, und durch die perspektivische Täuschung dicht aufeinander gerückt werden. Selbst die spitze, schwarze Haarburger-Thurm-Aiguille hat am Ende dieser langen Perspektive etwas Eigenthümliches und kann demjenigen für einen römischen Obelisken gelten, der nicht so viel Phantasie hat, einen Straßburger Münster daraus zu machen.

Soll man sich wundern, daß hier an schönen Sommertagen die Gäste sich drängen, und der Wirth seine Preise so hoch stellen kann, wie er Lust hat, ohne den Zuspruch zu verlieren? Sein Champagner ist freilich auch nur von Jackson oder Moët, aber wer setzt uns einen solchen Elbarm dazu vor? Das Wasser in diesem wird zu Wein für Rainville, zu Gold, zu Diamanten!

Wir haben zwei oder gar drei starke Stunden bis Blankenese zu fahren, deshalb ist einige Eile von Nöthen, wenigstens sehr zweckmäßig. Die Kette der Landhäuser hängt sich so ununterbrochen von einem Dorfe ins andere, daß die Orte selbst ineinander geflossen sind, und nicht blos Hamburg und Altona, sondern auch Ottensen, Flottbeck, Nienstädten, Blankenese

Wandnachbarn geworden sind. Ich habe Hamburger gefragt, die nicht wußten, in welchem Dorfe sie sich befanden; kann mans von mir verlangen? Nichts weiß ich, als daß Frische, Ueppigkeit, Reiz, Anmuth der Gegend und der Gärten immer im Wachsen bleiben. Ein Grün sieht man hier, selbst jetzt in den vergelbenden Herbsttagen, das dem Auge, ich möchte sagen, süß schmeichelt. Es entsteht ein körperliches Wohlbehagen dadurch. So erblickte ich vor einem Landsitz ein Kleefeld, so dicht und üppig, daß man sich mit den Füßen darin verstricken könnte, und das sammetne Grün dieser Flur wurde durch die Schatten einzeln dastehender, mächtiger Eichen, mit weitausgestreckten Zweigen, gehoben, unter deren jeder sich eine Heerdengruppe gelagert hatte. Vor andern Landhäusern sahe ich förmlich einen Blumen-Irrgarten, solch eine Ueberfülle herrschte. Georginen bedeckten ganze Triften und glühten mit ihren tiefen, saftigen Farben, gegen die dunkle Umbüschung gehalten, welche die Rasenbeet umzog.

Hinter dem schon genannten Nienstädten, wo ich nachher bei Jakobsen eine bessere Position einnehme, wird die Gegend gebirgsartig. Die Straße senkt sich einen steilen Bergabhang hinunter, und läuft dann eine Strecke am Fuße der Elbe fort. So anmuthig wird dieses Hügelland am immer breiter sich ausdehnenden Strom, der vorwärts schon fast keine Ufer mehr wahr-

nehmen läßt, daß ich unwillkührlich ausrief: Sollen denn die Hamburger Alles haben? — Und noch einmal rief ich so, als ich in den fröhlichen Irraarten von Blankenese einfuhr, das mit seinen bunten Hütten sich zwischen Berg und Thal verworren über und unter einander aufbaut. Alles brennt hier in fast schreienden Farben; das ist unschön, ich gebe es zu, aber lustig, erfrischend, wie die grellfarbige Nationaltracht der Landmädchen. — Die Häuser sind roth, gelb, grün; die Dächer vollends haben ein brennendes Orange, und Thorwege und Fensterladen sind meist mit einem Grün angestrichen, das aus den Wiesen und Kleetristen bereitet scheint. Aber dieser bunte Geschmack in der Architektur verschmilzt sich ganz sanft in das dunklere, eintönige Grün der steilen Hügel, zwischen denen diese Häuserchen liegen. So kommt doch ein durchgehender milderer Ton in die Landschaft.

In der That, Blankenese hat einen so vollständigen Gebirgscharakter, daß man es kaum begreift, wie diese Formation in dies flache Marsch- und Wiesenland gerathen ist. Augenscheinlich sind alle diese Berge nichts als ansehnliche Dünen, wenigstens ist ihr Charakter ganz der der Nordsee-Dünen bei Haarlem, nur daß sie noch höher sind wie diese. Ich phantasire also hiermit geognostisch, daß die weite Land- und Elbfläche, welche ich von hieraus überblicke, vor Jahrtausenden die Mee-

resfläche selbst gewesen ist, welche an diesen Wall der Dünen brauste, aber nach und nach so viel Schlamm und Sand ablagerte, um das dänische Marsch- und Wiesenland zu bilden, das so gut, wie die Flächen Amerikas, aus der See gewachsen seyn kann. Inzwischen lasse ich mirs gefallen, daß Professor Ritter und Herr v. Buch und Andere mich auslachen, entweder wegen der Narrheit der Meinung, oder weil ich die allbekannte Thatsache hier für eine neue Vermuthung ausgeben möchte. Da ich aber in Chamisso's Reisen gelesen, daß derselbe auf der Rhede von Plymouth unter den vulgären Muscheln am Strande drei oder vier Species gefunden, welche den Gelehrtesten noch nicht bekannt waren, so kann ich auch wohl annehmen, daß es bei allen Durchforschungen Asiens, Afrikas und Amerikas noch niemandem eingefallen sey, über Blankenese und seine grünen Hügel langweilige Muthmaßungen anzustellen, statt sich der unmittelbaren Freude darüber ohne weiteres hinzugeben. Ich thue jetzt das letztere, indem ich mit meinem Begleiter auf den alten, vielfach gekrümmten, lieblich umbüschten Pfaden von einem Hüttchen zum andern durch das ganze Dorf schreite, und mich jeder idyllischen Häuslichkeit träumerisch, wie einer künftigen eigenen, erfreue, fast als wäre ich noch ein junger Mensch von zwanzig Jahren. Ich möchte aber kaum behaupten, daß das Lächeln über solche Träume im

vierzigsten Jahre weiser sey, als das Glauben daran im zwanzigsten. Zwischen den Hüttchen zieht sich der Pfad nach gerade aufwärts einen sandigen kegelförmigen Berg mit abgerundeter Kuppe hinan. Er heißt der Süllberg, und ist der höchste der Gegend. Das vornehme Ansehn, welches ihm dadurch wird, hatte bewirkt, daß man mich schon einige Tage zuvor, bei der Fahrt auf der Elbe, aufmerksam auf ihn machte, und ich sein Besteigen beschloß. Wir erreichten die Höhe dieses Elb-Chimborasse in einer kleinen Viertelstunde, und übersahen nun die ganze weite Landschaft oder besser Wasserschaft. Wenigstens nach Norden hin sieht man eher ein Meer, als Land, da die Elbe hier zur Fluthzeit schon meilenbreit ist, und am Horizont in die See selbst überzugehn scheint. Bis in die weiteste Ferne hin erblickt man Masten und Segel heraufkommender und absegelnder Schiffe und der Himmel senkt sich am Horizont in einen blauen Spiegel hinab. Eine halbe Stunde vor uns gehen die Sandhügel oder Dünen in ein spitzes Vorgebirg hinaus, an dessen Fuß noch einige Fischerhäuser stehn, dann haben sie ein Ende. Die Linien der jenseitigen Elbufer erscheinen nur im nächsten Vordergrunde noch grün; weiterhin verschwimmen sie in ein dämmerndes Blau oder Grün, weil sie schon zu fern liegen. Wahrlich, meine Leser, ich male hier das erste Seestück, wenigstens ein Genre-Bild verwandter Art. So lieblich

das Ganze ist, so fehlen ihm doch schärfere charakteristische Züge nicht. Die langen Küstenstreifen von feuchtem Sande, welche durch die Ebbe entblößt werden, die Inselgruppen gleicher Art, die mitten im Strom hervortreten, dort jene umgestürzte Barke (ein halbvermorschtes Wrack), auf der der alte Fischer sitzt und seine Netze ausbessert; die hin und wieder streifenden großen Wasservögel und ihr heiseres Kreischen, die schrillenden Möven mit ihrem weißen, in der Sonne blitzenden Gefieder; weiter hinauf am Strande eine Gruppe arbeitender Seeleute, die ein Boot mit Kisten und Fässern beladen; auf dem Strom zahllose Segel leicht schwebender Barken; dazwischen ein ernster, majestätischer Dreimaster, der den schwarz getheerten Bauch voller Schätze Asiens oder Amerikas trägt; schwimmende Tonnen als Signale für die Lootsen; — und wer zählt alle die tausend Einzelnheiten auf, die einer so weiten Landschaft Leben und Charakter verleihen? Ueber Alles groß und erhaben ist jedoch das freie, prächtige Himmelsgewölbe mit den abentheuerlichen Triumphzügen des Gewölks, das sich über die breite Fläche spannt. Aber nur umdrehn darf ich mich, und das Seestück wird zu einem warmen, sonnigen Landschafts- und Gartenstück. Ich sehe in ein liebliches kleines Labyrinth von freundlichen Häuschen, welche die Thalschlucht besäen, hinein; jeder rauchende Schlot entdeckt mir

ein ſtilles idylliſches Glück unter dem rothen Ziegeldach, umgeben von dem kleinen Gärtchen mit Sonnenblumen und Aſtern. Und wie anmuthig ſteigen die mit Buſchwerk gekrönten Hügel hinter dem Dörfchen empor, wie prangen die Wieſen, wie wohlhabend ziehen ſich die zur Winterſaat überackerten Felder die Anhöhe hinan! Doch was ſoll ich länger beſchreiben — der Leſer gähnt oder lacht mich aus. Genug, daß, wenn ich auch viele ſchönere und maleriſchere Landſchaften ſah, doch wenige mich ſo vertraut, ſo heimathlich anlächelten. Wir erſtaunen über einen Prachtſaal, einen Dom; aber eine freundliche Grotte der Kalypſo ladet uns mit ſtärkerer Anziehungskraft zu wohnlicher Ruhe ein; noch behaglicher, ich geſtehe es, iſt mir ein Gartengemach von Rebenlaub halb umſchattet, der Sonne zugleich zugänglich und verſteckt (ſehr gern ſehe ich ein ſchwarzäugiges Kind am Fenſter ſitzen), ein Nußbaum, den Salis gepflanzt, davor ein klarer Strom, unweit davon — — kurz, ich wohne lieber in Blankeneſe als in Chamouny, und der Süllberg, dieſe ſandige Scholle, geht mir über den Montblanc.

Ganz gewiß aber, wenn ich auf demſelben ſo viel Spaß erlebe, als ich jetzt erzählen will. Ehe wir es uns verſehen hatten, waren nämlich einige kleine Kobolde und Erdgeiſter, von denen ich die Ueberzeugung habe, daß ſie unmittelbar aus dem Maulwurfshaufen des

Süllberges gekrochen waren, wiewohl sie sich für Blankeneser Bauer- und Schifferjungen ausgaben, mit tollen Sätzen und Sprüngen um uns her und erklärten uns, daß ihr Gnomen-Naturell einen ganz besondern Appetit nach unsern Schillingen mit sich bringe. Der Schillingshunger, den ich beiläufig auch schon in Hamburg getroffen, äußerte sich bei ihnen dadurch, daß sie sich kopfüber durch den Sand kugelten, die Beine gegen die Sterne, den Schädel gegen die Unterwelt kehrten, gleichsam als ob diese ihre umgekehrte Lage, wie durch Wahlverwandtschaft, auch eine unserer Taschen erzeugen müßte, so daß die Silberlinge aus diesen heraus in die offenen Hände der Gnomen hineinrollten. Die Kobolde redeten gewandt plattdeutsch und forderten uns, da unsere Schillinge auf ihre pantomimische Sprache nicht regsam genug wurden, auf, einen (Schilling scilicet) den Süllberg hinabzuwerfen. Ich muß dem Leser jetzt bemerklich machen, daß ich es für gar nichts Sonderliches gehalten hätte, wenn der Kobold einen Schilling aus der Charybdis hätte herausholen wollen; wer aber den Süllberg gesehen hat, und weiß, daß dessen oberer Kegel aus Flugsand besteht, der vielleicht lockerer ist als die Asche, die den Vesuvkegel bedeckt, dem stehen gewiß die Haare zu Berge bei der Aschenbrödel-Arbeit, einen dünnen, winzigen, abgegriffenen grauen Hamburger Schilling mit voller Kraft in die Weite geworfen, den

der Wind vielleicht noch nach einer ganz andern Weltgegend wehet, aus der Wüste Sahara wieder zu suchen, die den Gipfel des Süllberges bedeckt. Allein ein übernatürliches Wesen, ein Erdgeist, Gnome und Kobold vermag vielleicht noch mehr. Ich warf meinen Schilling aus; Myops, wie ich bin, hatte ich ihn schon aus dem Gesicht verloren, noch bevor er die Erde erreichte. Nichts desto weniger schoß mein Kobold sogleich hinterdrein, wie der Windhund hinter einen Hasen. Mein Begleiter warf einen zweiten Schilling einen noch steileren Abgrund hinunter; schneller als der Blitz fuhr ein zweiter Kobold in einer abschnurrenden Kette von Purzelbäumen hinterdrein, um den Silberling wie die Schwalben eine Mücke wo möglich im Fluge wegzuschnappen. Das Schauspiel begeisterte uns; mein Begleiter nahm eine ganze Faust voll Schillinge und sandte sie mit einem Wurf durch die Lüfte, den ich wenig unter dem schätze, womit Herkules den Lychas beim Beine gegen den Felsen schleuderte. Ich schildere matt, wenn ich behaupte, daß die Schillinge eine wahre Schwärm-Attake in die Lüfte machten, daß sie wie der Satz aus einer platzenden Fallschirm-Rakete auseinanderstäubten und dennoch wie die Pfeile der Perser die Sonne verdunkelten. Aber nichts schreckte die überkühnen Kobolde und sie sausten mit der Sicherheit des Sieges hinterdrein, wie Achill hinter die flüchtenden Trojaner.

Man beschuldigt mich vielleicht, daß ich über dem Pathos der Vergleiche aus der alten und neuen Welt zu sehr die eigentliche Sache aus dem Auge verliere, und nicht genau genug melde, in welcher Ordnung die ausgeschickten Schillinge wieder gefangen wurden: allein hier habe ich endlich einmal volles Recht mich über voreilige Kritik zu beschweren. Denn ohne alle Unbescheidenheit behaupte ich, daß kein Dichter noch Historiker, von Homer und Herodot bis auf die letzte Minute, in der der Leser die vorige Zeile gelesen, es hätte besser machen können, ausgenommen wenn er andere Kobolde gehabt. Denn da die ganze spitzbübische Gnomen-Brut von allen ausgeworfenen Schillingen auch nicht einen wiederfand, wie soll ich berichten, in welcher Ordnung es geschehn? Es kam bei der ganzen Sache nichts heraus als der Beweis, daß diese Jungen wirklich Fischer- und Bauerjungen aus Blankenese waren, und nicht überirdische Wesen. Doch waren sie klug genug, um uns irdische anzuführen, wiewohl sich selber am meisten. Ich schließe hier die Ausflucht nach Blankenese, ohne die Rückfahrt zu beschreiben, sondern ersuche den Leser, der da wissen will, wie diese geschehn, gegenwärtiges Kapitel rückwärts zu lesen, wobei er ohne Zweifel eben so sicher wieder nach Hamburg kommt, wie wir in unserm Wagen.

Das Frühstück. — Die blauäugige Marie.

Schon längst habe ich es gemerkt, daß wir beide, der Leser und ich, der Historienmalerei völlig überdrüßig sind, und uns nach ächten Genre-Stücken sehnen. Jetzt wäre die Gelegenheit dazu da, wäre nur auch der Mann sie zu ergreifen ebenfalls da. Aber ob ich es bin, darüber steigen mir leider mehr als billige Zweifel auf.

Schon oben hatte ich den Namen Jakobsen mit einer Andeutung genannt, daß dort die Offizin der Genre-Malerei seyn werde. Dies tritt jetzt ein: Jakobsen ist ein Rainville anderer Art; das Haus ist bei weitem nicht so prächtig, jedoch sehr wohnlich und freundlich, und ladet die Gäste zur Sommerszeit in zahlreicher Menge ein. Ich fand es wenigstens noch im ziemlich späten Herbst sehr besucht, nämlich die Spuren davon, da Tages zuvor eine Menge Hamburgischer Zungen sich dort gelezt hatten. An meinem schönen Vormittage aber war es ganz einsam und still. Eine Doppelreihe dicht verwachsener, kurz abgestutzter Linden bedeckt den Gartenraum; sie wölben ein dichtes, schattiges Dach. Es sieht fast schauerlich aus, so dunkel und einsam ist der kleine Fleck; aber so wie die Sonnenstrahlen hineindringen, verwebt sich ihr goldenes Strah-

lennetz aufs Anmuthigste mit dem dunkeln Haar des Laubes, und es entstehen die reizendsten Lichtwirkungen. Daß der Garten eine Terrasse bildet, von der man die viel beschriebenen Ansichten über den Strom hat, brauche ich nicht erst zu sagen.

In einer Laubnische fanden wir einen Tisch von behaglicher Größe sorgfältig gedeckt. Die Herbstluft hatte den Appetit rege gemacht, ich freute mich auf ein gutes Hamburger Beefsteak oder ein Frühstück ähnlicher Art. Wir hatten uns kaum gesetzt, als ein sauberes schlankes Mägdlein in der anmuthigen Tracht der Kellnerinnen erschien, und auf einem großen Anrichtebrett ein halbes Dutzend kleiner Schüsseln brachte. Zwei Beefsteaks, ausgezeichnet zubereitet, jedoch nicht groß, machten den Anfang. Außerdem hatte man uns ein Rebhuhn, ein paar Krammetsvögel, einen kalten Kapaun, ein vortreffliches Pain von Wild, einen kalten Fisch in Gelee, eine Vinaigrette von Fisch, Fleisch, Krebsen und Sardellen, einen nach allen Gesetzen der feinsten Kochkunst in Beziehung auf die Abwägung von Oel, Essig, Salz und Ei zubereiteten Sallat, und vier oder sechs Platten mit den feinsten Gelees und Confituren von Obst aufgetragen. Dies alles brachte uns jenes zierliche Mädchen mit Augen, die das Blau des Himmels vor uns beschämten, und dem seidenreichsten kastanienbraunen Haar, das jemals zu Zöpfchen geflochten worden ist. Ich war

erſtaunt über das Frühſtück, doch noch erſtaunter über die, welche es brachte. Der Reiz des holden Kindes erhöhte ſich noch dadurch für mich, daß es Marie hieß. Doch jetzt wird uns wahrhaftig das Rebhuhn kalt, obgleich es auf Kohlen ſteht, wenn wir nicht ſchnell Meſſer und Gabel zur Hand nehmen. Auf die blauäugige Marie kommen wir ſpäterhin. Was ich über das Frühſtück zu ſagen habe, gebe ich am getreueſten in Form des Dialogs wieder; wie die alten Tragöden ſpinne ich dies dramatiſche Element auch nicht weiter aus, ſondern bleibe beim Zwiegeſpräch. Die Perſonen des Dramas ſind: Ich und Er. Doch ich gebe uns wohl einen romantiſcheren Anſtrich, wenn ich uns Hinz und Kunz nenne.

Dialog.

Hinz *). In der That ich erſtaune, hier in Hamburg an dem nordiſchen Geſtade eine ſo feine Pariſer Küche zu finden.

Kunz. Das ſind die Reſultate der Bildung unſerer Zeit! Es lebe die Kultur! Es lebe der Verein der Nationen! Wie innig umarmen ſich Hamburg und Paris in dieſem eben ſo zarten als kräftigen Beefſteak!

---

*) Der Leſer merkt bald, daß ich Hinzens Maske trage.

Hinz. Wahrlich, Freund, Sie haben Recht. Aber dieſe Vinaigrette ſcheint doch eine franzöſiſche Emigrantin, die noch ganz das Pikante ihrer Landsmänninnen beibehalten hat.

Kunz. Dafür ſind die Krammetsvögel ächt deutſche Zugvögel.

Hinz. Ihr fumet muß ich jedoch franzöſiſch nennen.

Kunz. Sie haben Recht. — Aber wir vergeſſen den Wein. Marie, graziöſes Kind, wollen Sie uns nicht dieſe Flaſche Lafitte öffnen?

Hinz (indem er das Glas anſetzt): Welch eine Blume!

Kunz (indem er Lippen und Naſe ſpitzig zuſammenzieht): Herrliches Bouquet! Und dieſes feine Aroma im Geſchmack. Laſſen Sie uns anſtoßen! Auf das Wohl dieſes ſchönen Kindes und ihres glücklichen Bräutigams!

Wir nahmen die Gläſer, ſtießen fröhlich an, und winkten der lieblichen Marie muthwillig zu. Sie aber wurde blaß, zitterte, trat einen Schritt zurück — plötzlich ſchwamm ihr blaues Auge in Thränen und ſie wandte ſich raſch um und verbarg das Geſicht in ihrem Schürzchen.

Wir erſchreckten, denn ſichtlich hatten wir eine wunde Stelle ihres Herzens ſchmerzhaft berührt. Da

ſie ging, machten wir keinen Verſuch, ſie zurückzuhalten, ſondern ließen die Arme ſtill ihren Schmerz ausweinen.

Aber was bewegte die blauäugige Marie ſo tief?

Ich will es Euch erzählen.

Die blauäugige Marie.

So hieß ſie ſchon, als ſie ihren Namen noch nicht ſelbſt ausſprechen konnte, denn in dem ganzen Dorfe voll hübſcher, rothwangiger Kinder gab es doch keins, was ſo ſchöne blaue Augen gehabt und damit jedermann ſo freundlich angeblickt hätte als ſie. Die Aeltern beſaßen eine kleine Meierei, eins von den reinlichen, freundlich gelegenen Gehöften, mit einem ſchattigen Baum vor der Thür, bei deren Anblick der idylliſche Städter ausruft: Hierher möchte ich mich flüchten, aus dem eklen Getöſe und Getreibe der Hauptſtadt, hier wäre mein procul ab urbe! Hier hat Salis ſein kleines großes Lied: „Ein kleines Haus von Nußgeſträuch umkränzt" gedichtet. Gerade ſolch ein Gärtchen wünſchte ich mir! Kein Bauerſcher Park, kein Wörlitz oder Schwetzingen, ſondern ein ſolches regelmäßig gefeldertes grünes Stückchen Land, wo das Zierliche ſich ausſchmückend um das Nützliche ſchlingt, die Spargelgräben mit Roſenhecken, die Sallatbeete mit einer Nelkenflor umſäumt ſind. Und am Ende des großen Ganges eine

Laube unter einigen Fliederbüschen. Wahrlich, so ein Gärtchen wünschte ich mir! Ein Paradies aber wäre es, wenn mir darin auch so eine wandelnde, mit Augen und Lippen redende Blume blühte wie die braunlockige, blauäugige Marie, welche jedem Fremden, der das Gärtchen betrat, einen Guten Morgen und das Händchen bot, und ihn groß ansah. — Das Kind wuchs, und der Ruf seiner Augen mit. Bei den meisten bleicht die scharfe Sonne des Lebens das tiefe Unschuldsblau des Kinderauges bald zu einem nüchternen Grau aus; bei Marien hielt es sich so frisch wie die Rosen ihrer Wangen. Diese verdufteten allmählig zu einem zarteren Anhauch, nicht weil die Flamme der Leidenschaften die volle Farbe verflüchtigte, sondern weil der klare Krystall der Jungfräulichkeit darunter immer reiner auswuchs und mildernd hindurch schimmerte.

Seht Ihr dort den hohen Birnbaum im Nachbarsgarten? Auf diesem saß schon der zwölfjährige Knabe Paul, und warf der siebenjährigen Marie die schönsten Birnen über den Zaun. Paul war ein Reh und ein Löwe zugleich an Gelenkigkeit und Kraft. Kein Baum war ihm zu hoch, kein Pferd zu wild, kein Nachbarssohn zu stark; Sanftmuth war nicht seine Haupteigenschaft, sonst hätte man ihn nicht den wilden Paul genannt. Nur gegen die kleine Marie war er immer sanft und freundlich, und that, was sie von ihm verlangte.

Drei Jahre sind bald vergangen; Paul wurde funfzehn, Marie zehn; Paul ging zu Schiff. Er segelte nach beiden Indien, durchkreuzte alle Meere, aber er fand nirgend ein Paar so blaue Augen wie die der Tochter seines Nachbars. Nach drei eben so schnell vergangenen Jahren kehrte er zurück und machte einen Besuch im Dorfe; er fragte nach Marien; sie war in der Stadt, um bei einer Verwandten des Vaters feinere Sitten und andere Künste zu lernen, als man auf dem Dorfe verstand. Paul hatte auch in Hamburg zu thun; warum sollte er nicht? Er besuchte Mariens Verwandte, und fand ein holdes dreizehnjähriges Rosenknöspchen bei ihr, das bei seinem Eintritt mit einem lauten Freudenruf hinter dem Stickrahmen aufsprang, ihm entgegenlief und an seinem Halse hing, ehe er sichs gedacht hatte. Erst als die Tante erstaunt ausrief: „Aber Marie!" da erst trat das Kind zurück und wurde roth, und wollte weinen, und war doch so froh, daß es den Bruder, — so wog Paul in ihrem Herzen, — wieder hatte.

Paul merkte, als er fortging, daß sich in drei Jahren auch zu Haus manches ändere, und er inzwischen nicht allein gewachsen sey. Er kaufte am Jungfernstieg einige Bänder, ein Halstuch, und eine Bilderbibel — o, Paul war reich, — und brachte Marien die Geschenke. Als er drei Wochen später wieder in See ging, schenkte ihm Marie ein feines Schnupftuch, worin sie

seinen ganzen Namen gestickt hatte. Paul hüthete sich wohl, mit dem Tuch etwas Andres zu thun, als es bisweilen aufzufalten und anzusehn.

Die Wege zur See sind weit; ein Steuermann kann nicht in jeden Hafen einlaufen. Was half es also Paul, daß er Steuermann wurde, und seinen Cours noch so trefflich nach Compaß und Logbuch zu regeln wußte — es vergingen doch drei Jahre, bevor er wieder vor der Elbmündung kreuzte, und genau auf das Leuchtfeuer von Cuxhaven halten konnte. Tags darauf aber lag er doch glücklich vor Altona und sprang vergnügt ans Land.

Es war gerade Sonntag! Wenn er rasch ging, konnte er vielleicht im Dorf zu Haus bei seinen Aeltern seyn, noch ehe die Kirche aus war, denn Paul war flink auf den Füßen. Aber dennoch, er kam erst an, als der Gottesdienst eben beendigt war und die Leute im dichten Strom aus der Kirche hervorquollen. Paul dünkte es von Weitem doch, als sey das Gotteshaus gefüllter als gewöhnlich, und er dachte gleich, es möge vielleicht irgend eine besonders feierliche Handlung vorgenommen worden seyn. „Was stehn sie denn Alle so auf dem Kirchplatz in Gruppen umher und werfen Anker statt nach Haus zu steuern?“ fragte er sich. „Wahrhaftig, die alten Mütter haben die Schnupftücher vor dem

Geſicht und weinen! Es wird doch niemand begraben ſeyn? Bewahre, da müßte ich mehr ſchwarze Röcke ſehn! Der Blitz, da iſt ja ein junges Mädchen im weißen Kleide mit einem großen Blumenſtrauß an der Bruſt! Sollte es eine Braut ſeyn?"

Pauls Herz pochte ſtärker, ſein Blut ging in hohen Wellen wie die See, wenn der Sturm beginnt. Er eilte vorwärts, und in der Eil ſah er gar nicht mehr nach dem Kirchhof, oder beſſer, das unruhige Blut verdunkelte ihm den Blick ſo, daß er nicht ſehen konnte, bis er ſchon mitten unter den Leuten war. Da faßte ihn plötzlich der treuherzige Griff eines Nachbarſohns, und der laute Ruf: „Paul, biſt Du's wirklich!" ſchlug an ſein Ohr. Jetzt ſahe er wieder, und gewahrte im Augenblick fünf, ſechs alter Freunde im Kreiſe um ſich her und über ihre Köpfe weg entdeckte er ſeinen alten Vater. Er rief ihn laut an: „Vater! Vater!" und drängte ſich durch den Kreis zu ihm hin; aber indem er die Menge theilte, fand er ſich plötzlich von vier oder fünf jungen Mädchen aufgehalten, die alle mit weißen Feſtkleidern und Blumen geſchmückt waren. Noch bevor Paul ſie genauer anſehn konnte, rief eins darunter überraſcht und erſchreckt: „Paul!" doch der halbe Laut ſtarb auf ihren Lippen — es war die blauäugige Marie, die ſo eben mit ihren Geſpielinnen vom Altar

des Herrn kam, wo sie die Weihe der Einsegnung empfangen hatte. — —

Ich muß es auf einen Augenblick dem Leser in Erinnerung bringen, daß er diese Geschichte nicht erlebt, auch keine Novelle liest, wo der Autor sich ganz tief in die Personen und Begebenheiten verlarvt, sondern daß ein empfindsamer Reisender, der bei einem ausgesuchten Frühstück ganz behaglich in Nienstädten bei Jakobsen sitzt, ihm diese Geschichte erzählt. Deshalb muß der Empfindsame auch das Recht, einige kleine Bemerkungen einzustreuen, in Anspruch nehmen. So bemerkt und gesteht er denn: Nicht leicht kommt ihm etwas reizender vor als eine Jungfrau, die noch so sehr kindlichen Herzens und Sinnes ist, daß sie jeden Augenblick sich äußerlich erinnern muß, wie nur ihre Seele noch das schöne Kinderrecht hat, während ihr Körper sie zwingt den strengen, trocknen Gesetzen der Erwachsenen zu gehorchen. Dagegen aber ist mir nichts ärgerlicher und ich kann ganz wüthend darüber werden, wenn diese Körpererinnerung mir einen warmen, herzlichen Moment plötzlich mit einer hineingeworfenen Eisscholle der Schicklichkeit abschreckt, ungefähr wie Krebse, die hart werden sollen; ich will aber weich werden! Was ich tödtlich hasse, widerfuhr dem wackren Paul, der schon beide Arme gehoben hatte, um seine Marie damit an sein warmes, redliches Herz zu drücken, als sie sich plötzlich

erinnern mußte, daß sie eine eben eingesegnete Jungfrau sey. Deshalb bot sie ihm nur schüchtern die Hand, hieß ihn aber doch mit voller Herzlichkeit willkommen, und die Freude überglänzte den lächelnden Himmel ihres blauen Augenpaares, dessen Farbe und Glanz selbst von der reinen Aetherwölbung des Aequators, unter der Paul sich so lange auf den Wellen geschaukelt hatte, nicht aus seinem Gedächtniß verdrängt war. Wer will es dem einundzwanzigjährigen Steuermann verargen, daß er zuvor die Hand des Mädchens drückte, und dann erst, halb berauscht von dem holdseligen Anblick, dem alten Vater ans Herz sank, der ihn jetzt durch Mariens Ausruf ebenfalls entdeckt und erkannt hatte. Wahrlich ich verdenke es ihm nicht, ich, der ich hier unter den grünen alten Linden bei Jakobsen sitze, und während ich das Glas an die Lippen führe, den Blick darüber hinweggleiten lasse, zu der lieben Marie hin, die zehn Schritt von mir halb an einem Baum gelehnt steht, und mit dem seidenen Schleier ihrer Wimpern das blaue Auge bedeckt hat. Ich will aber ordentlich weiter erzählen und es mich und den Leser vergessen machen, daß ich von Zeiten spreche, über die die Jahre schon dreimal mit rauhen Flügeln dahin gerauscht sind.

Paul hatte zwar ein treues Herz voll Jugendliebe zu der lieblichen Gespielin seiner Kindheit mit nach Hause gebracht, aber die ächte Liebe erwachte doch erst jetzt in

ihm, als er den Reiz dieser frisch erblühten Rose in eben entfalteter Schönheit vor sich sah. Selten, daß wahrhaft herzliche Liebe unter natürlichen Menschen nicht auch Gegenliebe erweckt, vollends hier, wo in Mariens Herz der Funke eben so still und tief glühte wie in dem des redlichen Paul. Sie hatten sich bald verständigt, und beide Aeltern segneten das schöne Brautpaar. So lange weheten günstige Winde für das Lebensschiff der Liebenden; jetzt aber erhoben sich die Stürme.

Sie hatten diesen Plan gemacht. Paul, der sich schon eine hübsche Summe erspart, sollte noch eine größere Reise unternehmen, wozu sich ihm eine vortheilhafte Gelegenheit darbot. Nach etwa anderthalb Jahren sollte er zurückkommen, und dann in des Vaters Geschäft treten, der Küstenschifferei und den damit verbundenen kleinen Handel mit mehreren gut ausgerüsteten Fahrzeugen betrieb. Sein saubres Häuschen mit Garten am Elbstrande wollte ihm der Vater einräumen, selbst aber zu Mariens Vater hinüberziehn, denn er war alt, Wittwer und hatte Lust sich zur Ruhe zu setzen.

Ach der Mensch sieht von der kleinen Lebenshöhe, die er erklimmt hat, so oft in künftige stille Paradiese herab, die er zu durchwandeln hofft, — und so selten erfüllt sich seine Hoffnung!

Am Sonntag vor Pfingsten war Paul gekommen, am Sonntag nach Johannis ging er wieder in See.

Marie, ihre Aeltern, sein Vater, alle hatten sie ihn bis an den Hafen geleitet, und winkten ihm noch vom Ufer mit ihren Tüchern und Hüthen nach, als der stolze Dreimaster mit der Hamburger Flagge unter donnerndem Kanonengruß die breiten prächtigen Flügel ausspannte, und mit königlichem Ansehn die Wasser der Elbe theilte, daß sie hoch gegen seine Brust schäumten. Paul schwang sein Tuch noch immer grüßend vom Steuerruder her, aber Marie sahe es nicht, denn zugleich bange, selige und stolze Thränen erfüllten ihr das Auge. An dem Mastenwalde des Hafens vorüber, brauste das Schiff dahin, und war bald verschwunden. Als die Nachschauenden es am Ufer nicht mehr sehen konnten, stiegen sie den Elbberg hinan; aber da war es schon in weiter Ferne, und glänzte mit seinen Segeln nur noch wie ein Silberschwan auf dem blauen Elbspiegel. Eine Uferwendung entzog es dem Blick, und nun war es verschwunden, bis es auf der Rückfahrt wiederkehrte.

Die Sommermonate vergingen im Sehnen und Hoffen der Liebe. Ein Brief von Paul aus London, und ein anderer aus New-York brachten Freude in Mariens stille Einsamkeit. — Der Herbst war da, das Laub fiel, die Stürme legten sich. Pauls Vater war mit zwei Booten und vier Knechten zu einer Fahrt nach Bremen in See gegangen. Er konnte schon zurück seyn;

doch es vergingen drei, es vergingen acht Tage und er war noch nicht zurück. Solche Verspätungen sind nicht ungewöhnlich; denn oft unternimmt ein Schiffer eine neue weitere Fahrt, oft hindern ihn Wind und Wetter. Doch Marie fing an sich zu ängstigen, denn die Nachtgleichenstürme waren erwacht und man hörte von vielen Unglücksfällen an der ganzen Nordseeküste. Da traf die Nachricht ein, daß ein andres Boot, welches Pauls Vater gehörte, gestrandet war. Er hatte die Ladung, Rum und Zucker, auf eigne Gefahr übernommen, und sie nicht in Hamburg versichert. Die Leute waren zwar gerettet, auch hatte die See einige Fässer mit Rum wieder ausgeworfen; allein der Schade war dennoch sehr groß, und die Nachbarn wurden besorglich. Abermals eine Woche ging dahin, und keine Nachricht lief von Pauls Vater ein, wohl aber hörte man desto mehr und las in den Zeitungen von gestrandeten Fahrzeugen und von andern, die ganz in See verloren gegangen waren.

Es war ein rauher Oktoberabend. Der Sturm sauste in den schon fast ganz entblätterten Kronen der alten Bäume und der Regen schlug an die Fenster. Marie saß bei ihren Aeltern in der Hütte und spann —. ach sie spann die Linnen zu ihrer Hochzeit im künftigen Spätherbst. Der Vater saß im Lehnstuhl und las aus der Bibel vor; die Mutter hörte andächtig zu und ließ

oft ihr Strickzeug sinken, wenn die ernsten, hohen Gedanken der Schrift sie tiefer ergriffen. Da pochte es ans Fenster. „He, guten Abend!“ — „Wer ist da?“ „Ich bin Claus!“ — Marie sprang blitzschnell auf, denn Claus war Knecht bei Pauls Vater und hatte ihn auf der Bremer Reise begleitet; gewiß war er eben angekommen und sandte ihr diesen Boten. Sie eilte hinaus, um ihn in die Stube zu führen. Doch zitternd, bleich kehrte sie zurück; ihr Anblick traf den alten Vater so, daß er kaum vom Sessel aufstehn und fragen konnte: „Um Christi Willen was ist geschehn?“

Es war geschehn, was hundertmal an jedem Tage geschieht, ohne daß es Hunderttausende bekümmert; nur die, die es eben trifft, fühlen es hart. Pauls Vater war von den wilden Herbststürmen mit seinem Schiffe auf den Strand getrieben worden, beide waren mit Ladung und Mannschaft auf der dänischen Küste (so weit hatte sie der Westwind gejagt) gescheitert — der zurückkehrende Knecht war der einzige, der sich gerettet hatte!

Armer Paul, während Du weit in fernen, fremden Meeren schifftest, verschlangen die Wogen daheim Dein ganzes Glück! — Pfui! — Blieb Dir denn nicht Deine Marie, Deine Kraft, Geschicklichkeit, Deine gute Ersparniß, die zu Hamburg in der Bank lag? Wer weiß, wie bald eine langwierige schwere

Krankheit Dir den alten Vater genommen hätte! So starb er in seinem Beruf, ein erfahrner, unerschrockner Seemann, und ruht in dem weiten Grabe der Wasser, die ihm sein ganzes Leben lang lieb und vertraut waren. — Fahre wohl!

Der Schnee lag hoch auf den Dächern und Feldern; er brach fast die Bäume ein mit seiner Last; der Winter war ingrimmig; zur Christzeit deckte sich die Elbe mit Eis, und alle Brunnen und Quellen froren und schneiten ein. In solcher Zeit ist das Feuer ein gefährlicher Gast, aber doch der liebste, — nur hüthet seinen Ungestüm!

„Horch wie der Nordost heult!" sprach der Vater zu Marien, „es ist eine grimmige Kälte draußen, wie ich sie seit meinen Jugendjahren kaum erlebt habe. Zünde nur noch zu Nacht ein Feuer an, Töchterchen; wir haben ja vorräthiges Holz, und mein Alter bedarf der Wärme."

Die Flamme loderte, das Gemach erwärmte sich, es war traulich und behaglich darin. „Ach daß Paul diesen stillen Abend mit uns zubrächte!" seufzte Marie. — Sie entschlief in sehnsüchtigen Gedanken.

Um Mitternacht schlug der heulende Ruf: „Feuer, Feuer!" an ihr Ohr. Sie fuhr auf; alles finster rings um sie her. Aber sie athmete schwer, sie fühlte sich von Rauch fast erstickt. Schwankend erreicht sie die Kammerthür

und öffnet sie. Da lecken ihr aus dichtem, wogendem Qualm die glühenden Zungen der Flamme entgegen — sie schreit laut auf und springt zum Fenster. Es ist nicht hoch, — ein leichter Sprung und sie ist im Garten, und läuft mit bloßen Füßen von außen um das Haus, nach ihrer Aeltern Schlafgemach. Doch die Laden sind fest geschlossen und auf ihr Pochen antwortet niemand. Rauch und Qualm dringt aus allen Fenstern und Thüren, dringt aus dem Dach hervor. Der Ruf des Wächters hat indeß die Nachbarn geweckt, sie eilen herbei von allen Seiten, — Marie schwingt sich wieder in das Kammerfenster, um es zum zweitenmale zu versuchen, durch die Wohnstube zu ihren Aeltern zu dringen. Sie wagt sich in das mit Rauch und Flammen angefüllte Zimmer, sie dringt einige Schritte vor — dann wankt sie, stürzt bewußtlos zu Boden.

Als sie erwacht, liegt sie auf einem Bett, und an ihrem Lager sitzt der Pfarrer. Sie erkennt den sanftmüthigen Greis wohl, doch blickt sie ihn verwundert an, vergebens nach Erinnerung, Zusammenhang, Fassung ringend. Er nimmt sanft ihre Hand, und spricht Worte der Liebe, des Trostes, des Friedens. Marie hört nichts, sie fragt nur: „Wo ist mein Vater, — wo meine Mutter!“ Dem Pfarrer versagt die Stimme, eine Thräne glänzt in seinem Auge, er drückt ihr die Hand — endlich bringt ers mühsam heraus: „Die

Waiſen ſind Gottes liebſte Kinder, meine Tochter!“ — Ein Schrei des Schreckens, und Marie iſt wieder bewußtlos.

Ach ſie erwachte zeitig genug zum Leben, um in dem Zuge mitzuſchreiten, der die Särge ihrer beiden Aeltern geleitete, als man die aufgefundnen Ueberreſte der Unglücklichen beſtattete! Sie hatte Kraft und Muth genug, um an der Stätte, wo ihr freundliches Häuschen geſtanden, den Blick darauf hinzuwenden und die Trümmer zu beſchauen, die halbverbrannten alten Bäume, den niedergetretenen, verwüſteten Garten!

Die Gruft der Aeltern war mit dem Beil in die harte Erde gehauen. Denn noch ſo feſt geharniſcht, ſie läßt ſich beſiegen, um unſer Theuerſtes aufzunehmen — aber fordre zurück, was ſie bedeckt hat, dann trotzt es ihr keine irdiſche Gewalt ab, keine Macht bricht ihre Pforten, keine Fluth heißer Thränen und Bitten ſchmilzt ihre Riegel!

Am Neujahrstage war die blauäugige Marie eine Waiſe, und das einzige Herz in der Welt, das ihr die verlornen Schätze der Liebe wiedergeben ſollte, ſchlug auf der andern Seite des Erdballs — ſo weit — ſo weit wie Menſchen getrennt ſeyn können!

Mitten im Winter trieb das Schickſal ſie aus allen Gewohnheiten der Häuslichkeit und der Liebe aus. Sie hatte niemand, wohin ſie ſich wenden konnte — die

Verwandte in Hamburg war längſt geſtorben. Andre ſahen ſcheel bei ihrer Bitte um Aufnahme. Arme Marie, öffnete Dein blaues Auge Dir denn kein Herz, keine Pforte? Ach Du hatteſt es ja faſt blind geweint mit bittern, ſalzigen Thränen! Und doch nicht!

So ging die blauäugige Marie in Dienſte. Harre nur geduldig aus, frommes Kind, Dein Freund wird bald zurückkehren und Dich aufnehmen, und alle Wunden Deines Herzens heilen. Du trägſt ja noch den heiligen Quell der Liebe in Dir, der ein ganzes künftiges Leben wohlthätig ernähren wird.

Mit den Frühjahrsboten kamen auch welche von Paul, vom jenſeitigen Rande der Erde, die ſeine baldige Rückkehr zum Herbſt meldeten. Was daheim an Unglück geſchehen war, wußte er noch nicht. Marie zählte ängſtlich die Tage, welche ſelbſt durch die Schönheit des Lenzes und Sommers nicht beſchleunigt zu werden ſchienen. Endlich fing das Laub an ſich zu entfärben und zu fallen, und in demſelben Maaße hoben ſich und grünten ihre Hoffnungen. Am Sonntag nach Michaelis traf der Bootsmann eines engliſchen Schiffs ein, welcher Paul acht Tage vorher im Hafen zu Liverpool geſprochen und von ihm den Auftrag erhalten hatte, ſeine Aeltern und Marien nebſt ihren Aeltern freundlich zu grüßen. Obwohl ein tiefer Schmerz durch die liebende Bruſt des Mädchens dabei zuckte, weil ſie daraus erſah,

daß Paul noch immer nicht die Unglücksnachrichten vom Hause empfangen hatte, und also im Wahn seines ungetrübten Glücks fortlebte: so wurde sie doch mit pochender Freude erfüllt, da sie hörte, wie nahe ihr der Freund ihrer Seele war. Der Bootsmann erfüllte sein Geschäft trocken, wie Seeleute pflegen, indem er bloß bestellte: „Gott zum Gruß Jungfer! Am dritten hujus ist der Hamburger Dreimaster, Concordia, Capitain Buchholz, Steuermann Paul, im Hafen zu Liverpool vor Anker gegangen. Steuermann Paul läßt Euch melden, daß er binnen acht Tagen wieder in See stechen werde, und falls Wind und Wetter günstig sind um durch den Kanal zu kommen, binnen sieben bis acht Tagen nach Abgang im Angesicht von Helgoland oder Curhaven zu seyn hofft. Basta!" Nach diesen Worten lichtete er, wie er sagte, seinen Anker, und segelte wieder ab.

Marie wäre dem barschen Boten, obgleich er kräftig nach Theer roch, fast um den Hals gefallen vor Freude. Jetzt zählte sie die Tage und Stunden bis zu der möglichen Ankunft Pauls. Das schönste Herbstwetter lächelte von dem ungetrübt blauen Himmel herab, und ein leichtstreifender Westwind, der keinen Regen brachte, schien Pauls Fahrt zu begünstigen. Morgen konnte er vielleicht schon die Elbe stolz heraufsegeln, morgen schon in Mariens Armen liegen. Nun mußte

er auch Nachricht haben, denn in London lagen ſchon längſt Briefe für das Schiff, die ihm zuverläſſig nach Liverpool geſandt worden waren. Die Nacht verging Marien ſchlaflos, aber nicht nur weil ihre Gedanken an Paul ſie nicht ruhen ließen, ſondern auch weil ſie ängſtlich auf den Wind lauſchte, der immer hohler und hohler ſich erhob. Als der Tag graute, duldete die Unruhe ſie nicht länger auf dem Lager. Doch welch ein Anblick als ſie das Fenſter öffnete! Der ganze Himmel hing voller ſchwarzen Gewölks, heftiger Schlagregen praſſelte herab, und heftige Windſtöße, deren Gewalt mit jedem Augenblicke wuchs, jagten den Schaum über die ſchwarze Fläche der Elbe. Marie hatte nicht Ruhe. Sie eilte an den Strand hinab, ſie fragte mit ängſtlichen Mienen die Schiffer um ihre Meinung. „Es wird ein harter Sturmtag," ſprach ein graubärtiger Seemann, indem er prüfend den Himmel überſchaute. „Das ſind verteufelt ſchwarze Windſäcke da oben, die nichts ausſchütten werden als Regen und Sturm; bei dem Wetter iſt die Einfahrt in die Elbe ſchlimm, und wenn vollends Nebel herabſinkt, wie nach Jahreszeit und Umſtänden zu vermuthen, ſo iſt der geſchickteſte Lootſe verloren, als ob er ohne Compaß ſteuern müßte."

Das war wenig Troſt für die Zagende! Sie gedachte des Wetters und des Unglücks im vorigen Jahr, des Sturmes, der den Tod ihrer Aeltern herbeigeführt

hatte. Kein Vertrauen, keine Hoffnung wollte mehr in ihre Seele kommen. Sie las mit düstern Ahnungen in der Zukunft, und fürchtete nur zu sehr mit Recht, die finstern Mächte würden jetzt das dritte und schwerste Opfer ihres Herzens fordern. Von einem Schiffer lief sie zum andern, irrte immer weiter die Hütten am Strande hinauf, aber nirgend wurde ihr eine Hoffnung, nirgend eine beruhigende Kunde, am wenigsten durch den zürnenden Himmel selbst, der sich immer schwärzer und dichter verschleierte, immer wilder schnaubende Stürme losließ. Die Fluth in der Elbe stieg, weil die See gewaltsam durch den Nordweststurm gestaut wurde. Die Elbe war ein Schaummeer, und dabei drückten sich die Nebelgewölke so tief herab, daß oft Wolken und Wellen sich unterschiedslos in einander mischten. Gegen Abend kam ein Blankeneser in einem Torfever die Elbe herauf, und gelangte glücklich bis zu seiner Heimath. Marie war unter den Ersten, die sich um ihn drängten, als er das Land erreicht hatte; er brachte ihr die, ihre Angst aufs Höchste steigernde, Kunde, daß vor Cuxhaven ein Hamburger Dreimaster unweit Neuwerk auf den Strand gerathen sey und furchtbar mit der Brandung kämpfe, ohne daß man der Mannschaft zu Hülfe kommen könne, weil die Fluth zu grimmig tobe. Doch den Namen des Schiffes wußte er nicht, weil er selbst nicht Zeuge gewesen war, sondern

nur durch dritte und vierte Hand von dem Unfall gehört hatte. Dieſe ſpannende Folter der Todesangſt war fürchterlicher für die arme Marie als die ſchrecklichſte Gewißheit. Sie beſchwor die Schiffer auf ihren Knieen ſie aufzunehmen und nach der Elbmündung zu führen. Doch die Unmöglichkeit lag am Tage, denn Sturm und Fluth waren entgegen. Unfähig zurückzukehren, brachte die Unglückliche die Nacht in der nächſten Hütte zu, halb ohnmächtig, halb wehklagend, halb in laut verzweifelndem, halb in ſtarr brütendem Schmerz. Mitleidige Frauen blieben ihr zur Seite und wachten mit ihr den Morgen heran, während die Männer Leuchtfeuer unterhielten, und ſich abwechſelnd in der Strandwache ablöſten, um bei etwaniger Noth in dieſer furchtbaren Nacht ſchnell mit der Hülfe zu ſeyn. — Endlich graute der Tag, aber er führte ſo wenig am Himmel wie im Gemüth eine Sonne der Hoffnung herauf. Das alte Chaos ſchien zurückzukehren und Waſſer und Luft wieder durcheinander zu miſchen: ſo riſſen die Stürme den ſprützenden Schaum auf gen Himmel und jagten Regen und Nebelgewölke hinab in die Fluth.

Ach, arme Marie, mit dieſem Herzen voll Angſt und Verzweiflung wareſt Du feſtgebannt, angekettet an die Scholle der Erde, auf der Du ſtandeſt; und wäre Dein Geliebter Dir ſo nahe geweſen wie das jenſeitige Ufer, hätte ein Wort Deiner Lippen, ein Blick Deines

Auges, den Du auf ihn gerichtet, ihn und Dein ganzes Lebensglück retten können, – es wäre unmöglich gewesen ihm die Liebessendung zukommen zu lassen, so grimmig tobten die Gigantenkräfte der Elemente dazwischen und spotteten der menschlichen Ohnmacht.

Drei Tage hielt das Wetter an — drei Tage und drei endlose Nächte lag die arme Marie auf der Folter! — Und doch wollte das bittere Wasser Deiner Thränen das holde Blau Deines Auges nicht zerstören? — Am dritten Morgen war der Himmel so klar wie am ersten Schöpfungstage, und dennoch glänzten ihre Augen noch reiner als er! Aber auf den Wangen blühten weiße Rosen (Begräbnißschmuck der Bräute) statt der purpurnen!

Nachts war der Wind still geworden, Morgens umgesprungen; in der Frühe kam ein rasches Segelboot bei Blankenese vorüber, das den frischen Lauf nach Cuxhaven nahm. Die Schiffer riefen es an, winkten, und führten die arme Marie in einem Boote an Bord; denn sie hatte nicht Ruhe, bis sie dort war, wo sie Gewißheit ihres Unglücks oder neue Hoffnung erhielt.

Ach wie wehte der Wind so frisch, wie leuchtete die Sonne, wie schimmerten die grünen Elbufer so reizend! Konnte denn in dieser freundlichen, grünen Natur, unter diesem reinen Himmelsäther so düstres Wehe wohnen? Nein, nein, es war unmöglich! Die

Hoffnung erwachte wieder in Mariens Bruſt — ein leiſer Sonnenſtrahl kunftigen Glückes zitterte herab und berührte ſie warm und erquickend. Jetzt ſchimmerte der weiße Leuchtthurm von Curhaven hell im Sonnenlicht über dem dunkelblauen Wellenſpiegel! — Noch eine Stunde pochender Sehnſucht, und das Ufer war erreicht. Endlich legt ſich eine Lootſenbarke an um ſie aufzunehmen.

„Wie heißt das Schiff, was hier geſtrandet iſt," rief Marie mit angſtvoller Heftigkeit hinab.

„Concordia", antwortete der Lootſe ruhig, und ſtreckte die Hand hinauf um ihr beim Niederſteigen vom Deck in den Nachen auf der kleinen Treppe behülflich zu ſeyn.

Doch Marie ſtand regungslos, ein Marmorbild; ſie bewegte die Lippen zu einer Frage, doch ſie vermochte keinen Ton aus der verſteinerten Bruſt zu ſchöpfen. Der Lootſe errieth ſie.

„Die Mannſchaften ſind ſämmtlich gerettet worden —"

Ein lauter Schrei gab Marien Luft; Lebensgluth flog zuckend, wie durch einen Blitz neu entzündet, über ihre Wangen.

„Sind gerettet, bis auf einen!" fuhr der Lootſe mit einem dunkeln Vorgefühl langſamer fort. „Hört Ihr die Glocken von Ritzebüttel herüber? Eben begraben ſie ihn. Es war der Steuermann —"

„Paul" entriß ſich der Angſtruf aus Mariens Bruſt, und leblos ſank ſie zuſammen.

Das iſt die Geſchichte der blauäugigen Marie! Sie ſtand immer noch an den Baum gelehnt und blickte hinaus in das weite Blau des Himmels und der Waſſer! — Ein Gedanke fuhr mir durch die Bruſt! Wir ſchreiben heut — nunmehr iſt es ein Jahr — wenn es der Jahrestag wäre! — —

Ach guter Leſer! der empfindſame Reiſende kann auch zu einem empfindenden werden, wenngleich er in demſelben Augenblick alle Empfindung für das feinſte Goûté bei Jakobſen verliert! Das Rebhuhn, der Faſan, die Auſtern — er ſah nichts davon, er ſah nur die blauäugige Marie, nur den thränenvollen Blick in ihrem Auge!

Vielleicht hat ihre Geſchichte Euch gelangweilt; freilich ſie taugt wenig! Es iſt nur Unglück auf Unglück, — keine Erfindung, — keine Verwickelung, — keine Spannung — aber ſie hat ein ganz kleines Verdienſt — das eines Portraits, zu dem die Wirklichkeit geſeſſen! —

Fahrt nun fleißig hinaus zu Jakobſen, Ihr Einheimiſchen und Fremden in Hamburg! Es iſt ein entzückender Ort, reizend gelegen, Speiſen und Wein

unübertrefflich, ewig frohe Gesellschaft, Jubel, Becher — und die blauäugige Marie wird Euch bedienen, Euch die Champagnerflaschen öffnen. O sie hat ein schönes Lebensgeschäft, immer unter Fröhlichen zu weilen!

Habt Ihr aber auch die Fabel vom Tantalus nicht ganz vergessen? — Wer weiß, ob der brennende Durst ihres Herzens nicht größer ist! —

Kommt aber, Freund, kommt, wir müssen nach Hamburg zurück!

Mit leisem Klang stießen wir unsere Gläser aneinander. Ich trank den dunklen Wein bis auf den letzten Tropfen aus, doch über dem Glase hinweg sah ich sie unverwandt an, die schöne, braunlockige, blauäugige Marie!

Viertes Intermezzo.

Es geschieht aus reiner Huldigung für den Geschmack, daß ich hier mein Intermezzo anfange und nicht vielmehr noch im vorigen Kapitel weiter schreibe; denn es wäre wahrhaftig geschmackswidrig, wenn ich die Geschichte von der blauäugigen Marie auch nur noch um eine Sylbe verlängert hätte, so sehr michs drängte meinen innersten ästhetischen Schmerz darüber noch recht ausströmen zu lassen, daß unser wirklich feines Frühstück so unangenehm dissonirend gestört wurde. Empfindsam

bin ich, und reise darauf, es ist wahr; allein für einen solchen Narren hält mich doch hoffentlich niemand, daß ich eine feingebratne Bekassine oder etwas Aehnliches im Stich ließe wegen zwei weinender Mädchenaugen? Man sieht also, was ich oben für ein Opfer gebracht habe, der bloßen Aesthetik zu Gefallen! Es würde mir zu schwer fallen, hätte ich mir nicht den Vorbehalt gemacht mich im Intermezzo wenigstens etwas dafür loben zu dürfen. Schweren Herzens schieden wir von dem großen Künstler Jakobsen, mit dem Bewußtseyn vielleicht niemals wieder auf dieselbe reizende Stelle zurückzukehren. Wir erreichten Altona wieder, fuhren über den Hamburger Berg, und endlich in die verkehrreiche Stadt ein. Meinen Augen traute ich kaum, als ich über meine Schwelle trat und Frühling mir mit jubelndem Gruße entgegensprang, lärmend, gestikullrend, mich mit Freundschaftsversicherungen überfluthend. „Nun mein goldener Herr Rellstab, wie haben Sie die Nacht nach dem Tänzchen geschlafen? Mir deucht, mir däucht, es hat Ihnen sehr gut bei Herrn Peter Arend gefallen! Hören Sie, ich könnte Ihnen Dinge erzählen, Dinge" — Er erzählte jetzt wirklich Dinge, die ich mich aber wohl hüten werde dem Leser wieder zu erzählen. Das Finale der Sache war, daß Frühling mich schon längst erwartete um seinen Eid zu lösen, das heißt, mich durch ganz Hamburg herumzuschleppen,

wie neulich Abend durch die finstern Gassen und den Tanzsaal. In seiner bekannten ciceronianischen Redseligkeit rief er aus: „Wir haben alle Hände voll zu thun, wir müssen laufen ärger wie der Mohr im Fiesko, wir werden kaum Zeit haben unser Mittagbrod hinabzuschlucken, denn meine Merkwürdigkeitsliste ist länger als die Börsenliste, hat aber den Vorzug in besserm Deutsch geschrieben zu seyn und lauter Wahrheiten zu enthalten. Wir müssen jetzt nothwendig einige Austerkeller besuchen, dann einige Magazine sehn, durch ein halb Dutzend Straßen streifen, über den Wall schlendern, nach dem Stintfang hinaufsteigen; auch auf einen Thurm, wenn Sie wollen."

„Gott bewahre, theuerster Lenz," unterbrach ich ihn, „warum nicht gar auf den Schornstein des Dampfschiffs!"

„Auch dahin!" rief Frühling begeistert, „auf mein Ehrenwort, ich kenne alle Dampfschiffs-Capitaine persönlich, und wenn Sie sich im großen Dampfkessel kochen lassen wollen, durch meine Vermittlung soll es Ihnen ganz leicht werden."

„Aber bester Frühling, ich habe schon einen ganzen Scheffelsack voll Genüsse heut vertilgt! Ich habe Altona und Blankenese, Nienstädten und Flottbeck, die blauäugige Marie, Klopstocks Grab, und ein Déjeûner à la fourchette im Leibe."

„Pah! Kleinigkeiten! Hier müssen Sie sich einen Hamburger Magen anschaffen! Für den ist das nichts als ein spaßhafter Imbiß.“

All mein Sträuben half mir nichts. Frühling ringelte sich um meinen Arm, und umwand mich förmlich, wie die Schlange den Laokoon; es fehlte wirklich wenig, so erdrückte er mich eben so mit seiner Freundschaft. Er schleifte mich fort, und wir sahen jetzo

den Rathskeller.

Frühling, dies wird man leicht merken, liebt das Gigantische, das Ungeheure. Nur im Großen ist er groß und fühlt sich wohl. Ein Glas Wein zu trinken, wenn nur eine Flasche vor ihm steht, ist ihm ein Geringes. Einen ungleich höheren Genuß hat er daran, aus einem Stückfaß sich ein Pröbchen durch den Weinheber auspumpen zu lassen. Vollends selig war er daher mich in den Rathskeller führen zu können, wo, so schwur ers mir, achttausend Oxhoft Wein auf Rechnung der Heerleinschen Handlung, wenn ich anders die Firma recht behalten habe, gelagert waren. Achttausend Oxhoft! welch ein Riesen-Unterbau um ein Gläschen zu nippen! Krätzer wird zu Tockayer bei dem Gedanken!

Das waren ungefähr Frühlings Ansichten über das Heerleinsche Weinlager; ich will aber dem Leser, obgleich er vielleicht mit dem Tausch gar nicht zufrieden ist, die meinigen geben, oder vielmehr meine Beschreibung dieser Katakomben.

Von jeher hat mich die Einfahrt in ein tiefes, finsteres Bergwerk schauerlich bewegt. In dem geklüfteten Höhlenraum liegen die Schätze der Natur unter einem geheimnißvollen Bann, und nur das Bündniß von Weisheit, Muth und Beharrlichkeit vermag die Siegel davon zu lösen. Aber die Gnomen halten ihre Beute fest, umschwärmen sie mit ihrer dunklen, heimtückischen Macht, behüten sie mit allen verborgenen Schrecken der Tiefe. Nur im ewig rastlosen Kampf wird der Hort seiner Fesseln entbunden. Die tauben Adern verhöhnen oft den Schweiß des Bergmanns, und die reichsten, was enthalten sie denn als starres, unfruchtbares, oft so unheilvolles Erz, was dem Menschen eben so viel Fluch als Segen bringt? Dennoch durchkreuzen wir mit einem aus Schauern, Stolz und Freude gemischten Gefühl die Höhlengewinde der Berge, und alle Wunder der Mährchenwelt, mit denen unser Jugendschlaf eingewiegt wurde, erwachen aufs Neue. So war mirs zu Muthe, als ich in die Kreuzgewölbe dieser labyrinthischen Keller trat, wo das Tageslicht bald verschwindet. Hier, so gut wie in den Schachten und

Stollen des Rammberges, faßt uns die Hand des Führers, der mit der Lampe am Knopfloch voranschreitet, nur daß hier der Grubenjunge ein Kellner ist, und wo er an das Gestein pocht, ein anderer Quell hervorsprudelt als der wäßrige des Moses. Helles, flüssiges Gold, oder perlende Rubinen springen funkelnd heraus und blitzen bei der Flamme des Grubenlichts; das heiße ich mir ächte Schätze des Berges! Ha, und wie weit hin dehnt ihr Lager sich aus. In der Ferne dämmert ein Stern, wie am äußersten Ende eines Stollens. Wir kennen das aus den Kohlengruben zu Waldenburg in Schlesien, aus den Irrgewinden unter den Bergen von Goslar und Andreasberg. Schwarze Gestalten bewegen sich, als wir näher kommen, im trübrothen Lichtschimmer; sie regen sich kräftig! Das sind die wackern Bergknappen, die auf edles Gestein vor Ort arbeiten! Sie tragen das Schurzfell nicht hinten wie die finstern Goldgräber, sondern vorn wie andre ehrliche Leute, die Adams erste Mode, als er aus dem Paradiese verstoßen wurde, noch heut nicht abgelegt haben. Zwar arbeiten sie nicht mit der Keilhaue, aber sie schwingen doch ihren Hammer, und wissen die reichen Adern des unterirdischen Reiches zu öffnen. Jetzt sind wir heran; der Bergmannsgruß lautet hier nicht „Glück auf" sondern „Glück hinab" oder Wohlbekomms, und wir erhalten sogleich einen

Antheil am Kucks (oder ſchreibt man Kux?), nämlich friſch gewonnenes Gold, welches uns der Bergknapp oder Weinküfer in klarer Kryſtallſchaale überreicht.

Manche Leute fangen zu phantaſiren an, und werden unklar und verworren, wenn ſie Wein getrunken haben; mir wird wie dem fröhlichen Jeſuiten, der das unſterbliche: „Mihi est propositum in taberna mori!“ gedichtet hat, Alles klarer danach. Kaum habe ich daher die Kryſtallſchaale, die man in Proſa Weinglas nennt, an die Lippen geſetzt, ſo holt der Henker den ganzen Gnomen- und Bergwerksſpuk, und ich fühle es ſo derb und kräftig, daß ich in einem Weinkeller — und voll trefflichſten Weins — bin, daß ich (hier hat der Teufel einmal wieder das „daß daß“, das mich ſchon ſo oft geärgert) die ſämmtlichen Bergwerksgleichniſſe über Bord werfe, als viel zu entwürdigend für die heilige Stätte eines Weintempels. Hoffentlich aber wird es keinem Leſer etwas thun, wenn ich nachher wieder darauf zurückkomme.

Frühling (den ich faſt ſo vergeſſen, wie ſein Namensvetter, die Jahreszeit, uns im Jahre 1837) weckte mich noch mehr aus meinen Träumen als der Wein ſelbſt, nur daß dieſer die göttliche Stimme von oben (im Fauſt), Frühling die von unten war. Denn er ſagte, als er getrunken hatte: „Sapperment, auf Ehre Herr Rellſtab, das iſt ein Weinchen —

habe ich Ihnen zu viel von Herrn Heerlein und seinem Lager gesagt?"

„Nein, aber ich habe noch zu wenig davon getrunken", entgegnete ich in den Weinton einstimmend, setzte das Glas an, und trank es aus.

Die Küfer lachten ein Bravo, und ich kam mir selbst geistreich vor, besonders als das zweite Glas sich aus dem Springquell des Hebers gefüllt hatte.

Jetzt sah ich mich genauer um. Der Frühling hatte mich ins Allerheiligste geführt, eine Art kleiner Halle, wo sich die engen Kreuzgänge des Kellers zu einer Rotunde, dem Refektorium, erweiterten. Hier lagen die Mutterfässer, mächtige, mit alterthümlichem Schnitzwerk verzierte Gehäuse, wohlgeordnet an der Wand umher. Diese selbst war mit Skulpturen in Stein oder Stuck geziert, Weinlaubranken und Gewinde mit Trauben darstellend. Das matte Lampenlicht ließ Genaueres nicht erkennen. Der Küfer aber, ein ehrwürdiger Mann, rund wie seine Fässer, vollwangig wie Silen, erhob seine Baßposaune — so nenne ich den Schall seiner Stimme am angemessensten, — und hielt eine gesetzte und wohlgesetzte Rede. „Hier, meine Herren, ist das Allerheiligste. Wir haben mehrere Allerheiligsten in unserm Keller, deren sich der Rath von Hamburg bediente, als der Keller noch wirklicher, nicht blos Titulatur-Rathskeller

war. Sie, mein Herr, wie ich höre ein Preuße, werden wiſſen, welch ein Unterſchied zwiſchen einem wirklichen geheimen Rath, und einem unwirklichen iſt. Gerade ſo mit dem Keller. Damals hielt der Rath wirklich geheimen Rath darin, und dazu dienten dieſe Hallen, aus denen oft die Räthe nicht einmal wieder ans Tageslicht kommen konnten, ohne Gewalt, geſchweige was ſie berathen. Aus jenen hochweiſen Zeiten ſtammt das alte Lied: „Im kühlen Keller ſitz' ich hier!" welches ein Rathsherr im Burgverließ des Ritters Hans von Quitzow gedichtet haben ſoll; ich glaube mehrere Jahrhunderte vor Chriſti Geburt. Denn ſchon damals war Hamburg eine uralte Stadt."

Hm! dachte ich, und ich hatte Zeit dazu, denn der Küfer holte Athem, indem er ein Glas Wein einſog, was ſich nach ſo langer, erhitzender Rede in ihm verlor, wie wenn es in der Wüſte Sahara in den Sand gegoſſen würde — hm, dachte ich alſo, ein hübſches Alter für die Stadt und die Quitzows! Aber doch noch Springinsfelde gegen Trier, wo bekanntlich ein Haus mit der Inſchrift prangt: „Dies Haus ſtand hier zu Trier ſchon dreihundert Jahre vor Roms Erbauung!"

Der Küfer hatte ausgeathmet, nämlich ausgetrunken, oder vielmehr eingeathmet, nämlich einge-

trunken, und fuhr so fort: „In diesem Allerheiligsten hier saßen also die Hamburger Rathsherren, und faßten die tiefsten (Beschlüsse dachte ich) Kelchgläser, und kamen allemal auf den Grund der Sache. Darum hob sich die Stadt Hamburg und florirte mächtig, und wurde reicher als Könige und Kaiser!"

„Was bei den deutschen Kaisern nicht viel sagen wollte", glossirte ich im Stillen. Frühling machte große Augen und sagte: „Parbleu!"

„Die Weiber der Rathsherren wurden", redete der Küfer fort, „ins Allerheiligste nicht eingelassen, denn in Staatsgeschäften taugt das Weiberregiment nicht. Es gehört in die Küche, nicht in den Keller; der ist das Fundament des Hauses, folglich der Rathskeller das Fundament der Stadt und Alles. Ich lobe die Rathsherren, die am fleißigsten in der Sitzung waren, so daß sie zuletzt weder aufstehn mochten noch konnten. Lassen Sie uns, werthe Herren, auf das Angedenken dieser Ehrenmänner trinken!"

Frühling war begeistert, ja mehr als das, er war andächtig, und ließ sich ohne Widerspruch in das Feuer des Küfers hineinreißen. Dieser schlug stolz, ich sollte sagen majestätisch, mit seinem hölzernen Hammer oder Klöpfel gegen das Grundbaßfaß, daß es wie

ein Tamtam erklang. Sein Adjutant, der Küferjunge, kannte die Keller-Signale wie ein zwanzigjähriges Husarenpferd die Kavallerie-Signale. Einem Eichhörnchen gleich war er am Faß hinauf, spundete es auf, senkte den Heber ein, saugte ihn an, und ließ den goldnen Segensstrahl in unsere Gläser hinabblitzen.

„Eine ehrwürdige Stadt, das Hamburg", brach Frühling funkelnden Blickes aus, und wurde zum Vaterlands-Verräther, denn er rief: „Was ist der Römer in Frankfurt (daher war er gebürtig) gegen dieses Rathsgebäude!" Mit Recht belohnte er sich selbst für diesen Gedanken durch ein fragendes „He?" gegen uns gewandt, und ein lautlachendes „Ha ha ha!" womit er die Kellerwölbung erschütterte.

„Die Hamburger Senatoren!" stieß der Küfer in die Baßposaune und schwang das Glas wie sein Schlachtschwert hoch über das Haupt. Unsere Schwerter schwirrten gegen das seinige, und das Blut floß stromweis — hinein in unsere Adern.

„Das Allerheiligste!" hub der Küfer abermals in einem mächtigen Orgelpunkt auf Contra-C an und gab zugleich dem Adjutanten mit der linken Faust einen mäßigen Kolbenstoß in die Rippen, damit er rascher einsprütze aus seinem Heber.

Beim zweiten Treffen wurden wir erst recht bügelfest.

„Der Achtzehnhundertvierunddreißiger", donnerte der dritte Kanonenschuß aus dem vierundzwanzigpfündigen Feuerschlunde des Küfers, und so wurde es uns leicht faßlich gemacht, daß wir wirklich 1834er schlürften.

Frühling hatte nicht sobald das Glas hinein, als er auch schon wieder eine geistreiche Rede heraus hatte: „Der 1834er läßt uns leben, warum sollen wir ihn nicht wieder leben lassen?" Sein obiges „He?" und das: „Ha ha ha!" waren die unvermeidlichen Nachläufer seines Witzwortes, der Donner, der dem Blitz seines Geistes folgte.

Ich dachte das Meinige bei diesem Wort. Leben läßt uns der 1834er allerdings, aber kaum noch stehen, denn drei volle weitbauchige Römer des feurigen Weines, am Vormittage unmittelbar aus dem Faß geschöpft, und in der verrätherischen Dunstwolke dieses Kellers getrunken, erforderten die Basis einer ägyptischen Pyramide, ungefähr wie der Küfer sie aufbrachte, wenn man nicht merklich schwanken sollte. Frühling schwankte auch, aber ohne sich darum zu kümmern; ich wollte hinaus, doch der Küfer nahm einen ehrenfesten Sitz auf einem leeren Faßgestelle ein, hing die Lampe über den Hahn des Fasses, daß sie ihm das volle Gesicht beleuchtete, lächelte vom westlichen Ohr bis zum östlichen, und sprach schmunzelnd: „Ei seht, ist der Herr ein so schlechter Rathsherr, daß er schon so bald aus

der Session will? Hier muß das Andenken der alten Senatoren unserer Stadt Hamburg, die im Allerheiligsten gesessen, in Ehren gehalten werden. Ich lasse niemand fort. Junge! Sessel für die Herren!" Diesem donnernden Befehl folgte abermals ein Paukenschlag auf das große Faß, daß die Gewölbe wiederdröhnten; der Junge schob uns in Eil ähnliche Faßlager unter, die zu Einpassung ansehnlicher Rundungen kunstreich ausgeschweift waren.

„Das sind Küfer-Großvaterstühle," lächelte der Alte, und hielt sein Glas unter den Heber. „Die Dinger sind prachtvoll; wir Küfer lassen unsere Kinder darin wiegen, und ich will mich darin begraben lassen, wohl zu merken, in einem stattlichen Meisterstück von Faß mit gutem Wein gefüllt, den ich selbst vom Most an gepflegt habe, damit mir kein Ischarioth von Weinschmierer daran komme, die ich hasse wie der Teufel die Heiligen. Deshalb müssen mir auch alle geschmierte Weine gleich aus dem Keller – ins Publikum; das mag sie bezahlen und meinethalben auch saufen. Aber dieses Fäßchen hier (er zeigte auf das, woran die Lampe hing) ist ächt, vierundzwanzigkaräthiges Gold, und die Pest soll mich treffen für jedes Gran Blei, was darin wäre! Nein wahrhaftig, Herr, unser Gold legiren wir nicht so schlecht! Dafür aber muß mir auch jeder hier sitzen bleiben, bis ich ihm erlaube

zu gehen, und sollte er ausdauern so lange wie mein Wein hier im Faß."

Ich sah den Küfer etwas erstaunt an ob seiner Rede; er merkte es und fuhr fort:

„Ihr scheint Euch zu verwundern, werther Herr, und mir nicht glauben zu wollen; allein geht doch einmal, wenn es Euch gefällig ist, geht doch, wenn Ihr aber nicht weiter könnt, so will ich Euch ein Signal geben."

Mich verdroß die satyrische Miene des alten Silen, und ich stand trotzig auf, stellte mich fest auf meine Füße, weil ich glaubte, er spiele auf die Wirkungen des Weines an, drückte den Hut in die Augen, leerte mein Glas und sagte keck: „Lebt wohl Herr!"

„Lebt wohl! Glückliche Reise!" rief er mir lachend nach, und betäubte damit Frühlings Nachruf: „Einzigster Freund!" womit er mich zurückzuhalten versuchte. Ich aber kehrte mich an nichts, sondern freute mich, daß ich so straffen Schritts vorwärts ging; weil mich aber das immer lauter nachschallende Gelächter ärgerte, so bog ich gleich in die nächste Wendung des Kreuzganges ein, obwohl nur ein ganz matter Lichtschimmer hinein fiel. Ueberdies mußte dieser Weg zum Ausgange führen. Er bog sich nochmals; ein kleines Flämmchen wurde mein Leitstern. Er bog

ſich abermals zu meiner Verwunderung, und zog ſich lang, unabſehbar zwiſchen den großen Stückfäſſern hin, bis zuletzt das ſchwache Lichtchen hinter mir faſt gar keinen Schimmer mehr warf, und ich mich nur ſo an den Fäſſern hintappen konnte. Doch hoffte ich jeden Augenblick, eine entſchiedene Wendung rechts werde mich zu Tage hinaus führen, allein die Hoffnung erfüllte ſich nicht, und als ich mich endlich umſah, war jede Spur des Lichts verſchwunden. Ich hielt es für bedenklich weiter vorwärts zu gehen, und wandte mich daher zurück; doch wie ich auch ging und tappte, ich bekam die Flamme nicht wieder zu Geſicht. War ſie aus=, oder ich irre gegangen, ich vermochte es nicht zu ermitteln. Endlich nach einer guten halben Stunde, wobei der Kellerdunſt mir das Haupt immer ſchwerer umnebelte, verzweifelte ich den Ausweg zu finden, und nur die Schaam hielt mich ab laut um Hülfe zu rufen. Da donnerte es plötzlich laut durch die Gewölbe; ich erkannte an dem Klang, daß es ein Tamtam=Schlag des Küfers auf dem großen Faß war, und jetzt erſt merkte ich, was er zuvor mit ſeinem Signal hatte ſagen wollen.

Sollte ich wirklich verirrt ſeyn? Mein Stolz weigerte ſich dies zu bekennen, ich ärgerte mich über des Küfers und Fröhlichs boshaft auslachende Geſichter! Friſch, ich verſuche es noch einmal! — —

„Aber hat denn ganz der Teufel sein Reich aufgeschlagen im Heerleinschen Weinlager? Die Gänge drehen sich ja in die Runde wie eine Spindel, und durchkreuzen sich wie Kette und Einschlag auf einem Weberschiff! Rechts, links, geradeaus, es werden immer mehrere, immer längere, — immer finstrere! — Ach! — Ich kann nicht mehr. Erst will ich mich ein wenig ausruhen!" —

Dies ist ungefähr das Inhalts-Verzeichniß eines ansehnlichen Monologs, den ich hielt, während ich eine gute halbe Stunde und länger in den Kreuzgängen umhertappte, ohne einen Ausweg zu finden. Da mir endlich die Beine zu schwer wurden *), so setzte ich mich auf ein Bund Stroh, welches am Boden lag, lehnte mein Haupt an den Vorderboden eines großen Fasses, und hing einen Arm über den Zapfen; wirklich eine eben so mahlerische als bequeme Stellung.

Kaum fühlte ich das Behagen der Ruhe, als ein abermaliger Signal-Schlag durch die schwarzen Höhlungen dröhnte. Ich fuhr empor, doch war es mir jetzt zu süß, mich auszustrecken! Obwohl ich daher gern auf den rechten Pfad zurückgekehrt wäre, so

*) Ei! ei! Es war am Ende der zu schwere Kopf, an dem die Beine zu schwer zu tragen hatten.

Anm. des Setzers.

versagte mir doch die Willenskraft, und ich dachte: „Hol's der Henker, laß ihn nur Signale geben, du willst dich darum nicht kümmern." So ließ ich mein Haupt auf den Arm sinken, welcher auf dem Zapfen ruhte, und neblige Bande des Schlafes hüllten mich bald in ihre dunklen Umwindungen ein.

Ich konnte dieser wohlthuenden Empfindung nicht lange genossen haben, als ein abermaliger, ungleich mächtiger donnernder Signal-Schlag mich aufweckte. Verstört fuhr ich in die Höhe, doch wer beschreibt mein Erstaunen, als die Wand vor mir sich öffnete, und ein heller Lichtglanz mir ins Auge drang. Geblendet legte ich die Hand über die Augen, doch fühlte ich mich angefaßt, und eine tiefe Stimme sprach zu mir: „Komm! Komm! Ich soll Dich führen."

Verwundert blickte ich empor und sah eine schwarze Gestalt mit einer Fackel in der Hand, deren Schein mich zuvor geblendet hatte, vor mir stehn. Ich konnte nicht recht herausbringen, war das schwarze Ding ein Küfer oder Kellner, oder Schornsteinfeger; in Tracht, Haltung und Farbe schien es mir so ein Mittelding zwischen allen dreien zu seyn. „Wohin sollst Du mich denn führen?" fragte ich endlich verwundert? „hoffentlich doch hinaus, denn ich glaube, es wird endlich Zeit seyn, daß ich mich zu Tisch in den König von England begebe." Das schwarze Zwitter-Ding

schien kein sonderlicher Freund von seinen Dialogen zu seyn, sondern winkte mir blos und schritt dann mit der Fackel voran. Da ichs wirklich satt hatte, wie ein Narr im Heerleinschen Irrgarten herumzutappen, raffte ich mich behende auf und folgte ihm. Jetzt begriff ich erst, weshalb ich den Ausweg nicht gefunden hatte, denn die Windungen der Keller waren fast unermeßlich, so tiefe Blicke konnte man wenigstens rechts und links hinein thun, wenn trübe Lichtflämmchen in äußerster Ferne aus einem Gange heraufdämmerten. Endlich glänzte es mir heller entgegen, und ich hörte des Küfers Baßstimme aus dem Allerheiligsten erschallen. Er erkannte mich schon von Weitem und rief mir zu: „Aha sehn wir uns doch hier wieder? Ich sagte es Euch wohl vorher, mein Herr, daß man ohne meine Erlaubniß das Allerheiligste nicht verläßt. Aber kommt nur näher und seht, wie wir indessen das Gewölbe aufgeputzt haben." Ich beeilte meine Schritte, blieb aber mit offnem Munde staunend stehn ob des Anblicks, der mir hier wurde. Das ganze Gewölbe war mit Lampen prächtig erleuchtet und ich sah nun, daß es viel größer und schöner war, als ichs zuvor bei der trüben Kellerlampe geschätzt. Die ganze Kellner- und Küferschaft, diese Knappschaft des großen Wein-Bergwerks, war beisammen und arbeitete und verkehrte, romantisch aufgeputzt mit Kränzen von

Weinlaub in schneeweißen Hemdsärmeln, allerlei Werkzeug, als Bohrer, Weinheber, Hammer u. s. w. in Händen, in dem gewölbten Raume. Sie ordneten und rollten Fässer und thürmten sie aufeinander, und schrieen dabei, daß mir der Kopf summte. Frühling war mitten unter ihnen und schrie, wie man sich denken kann, am allerlautesten. Er hatte sich seinen Rock ausgezogen und einen Weinlaubkranz aufgesetzt, an dem eine Menge halbreifer blauer Trauben hingen, die ihm wie eine Allongen-Perrücke hinter den Ohren herumwallten. In einer Ecke lag ein Faß, aus welchem ununterbrochen in große Kelche gezapft wurde, indem die Jungen von der Arbeit dorthin sprangen um sich eine Erquickung zu holen. Da war es denn freilich begreiflich, weshalb sie so überaus bei der Arbeit jubelten. Am meisten aber erstaunte ich doch über den Küfer. Er ging wie der König dieses kleinen Volkes umher, seltsamlichst ausstaffirt. Ein kleines Schöpffaß hatte er wie eine Art Krone aufgestülpt; seinen Weinheber schwang er wie ein Scepter, sein Gesicht glühte, als wäre es ganz mit Petit-Burgunder unterlaufen, und über seine Faßkrone hatte er einen halben Weinberg gestürzt, daß die Ranken und Blätter ihn wie ein langer Mantel umflatterten. Bisweilen kam er mir ordentlich schauerlich vor, wie eine Art unterirdischen Wesens, wie ein Berggeist, ein Rübezahl

unter seinen Gnomen, und wenn ich recht in das tolle, sinnlose Gewirre hineinblickte, mußte ich fragen: „Bist Du wahnsinnig, oder sind es Diese?“ Ich faßte mich an die Stirn, im Zweifel, ob ich wache oder träume. Der Küfer überzeugte mich aber am besten vom erstern, indem er mich kräftig bei der Hand nahm und mich anredete: „Willkommen Ihr Verirrter! Nun trinkt einmal auf den Schreck!“ Dabei hielt er mir ein riesenmäßiges Kelchglas dar, welches ihm eben einer seiner Gnomen bei jenem Faß in der Ecke gefüllt hatte. Sein schmunzelndes Gesicht und der Blick, den er auf den Wein warf, sagten mir schon, daß ich keinen Grüneberger oder Naumburger trinken würde. Doch bei Vater Noah, der Wein hielt noch mehr, als des Küfers Miene versprach. Es hauchte mich plötzlich an, wie wenn der Frühling erwache, und ein lauer West über die Wiesen wehe, die von frischen Kräutern duftend die Lüfte mit ihrem aromatischen Hauch erfüllen. Des Johannisberges edle Blume, des Chateau la Rose feines Gewürz, das edle Feuer des Chambertin, die markige, ölige Kraft des Ungar, kurz die köstlichsten Eigenschaften der besten Weine aller Zonen Europas hatten sich in diesem wahren Göttertrank (Nektar ist Fusel dagegen) vereinigt. Jetzt wurde mirs klar, weshalb die ganze Knappschaft so überaus rührig und fröhlich war, weshalb vor Allen

Frühling Fässer wälzte wie Sisyphus seinen Stein, Fässer so groß, daß die Danaiden sie schwerlich hätten füllen können, auch wenn sie nicht leck gewesen wären. Kaum hatte ich einige Schluck dieses edlen Getränks herunter (schon so wie ich die Lippen ansetzte, beschloß ich, mir ein Orhoft dieses Gewächses von den Herren Heerlein et Comp. zu verschreiben, und der Leser wird erst nachher sehn, weshalb ich leider diese Absicht nicht ausführen konnte), als es mir feurig durch alle Adern lief und ein gleicher Geist der Thätigkeit und Geschäftigkeit mich überkam. Ich wollte sofort Hand anlegen um bei dem Rollen und Aufbauen der Fässer zu helfen, doch der Küfer legte seine rechte Hand so gewichtig auf meine Schulter, als wolle er dieselbe stempeln oder eine Plombe anschlagen, und intonirte folgenden Redesatz:

„Nicht also, mein sehr werther Gast; dergleichen Arbeit ist für Poetenhände, — denn Herr Frühling sagt mir, daß Ihr ein Versifex seyd, — zu schwer; meine flinken Jungen sind auch sogleich damit zu Ende. Trinkt lieber noch einen Schluck (ich thats) und laßt Euch von mir erklären, was der ganze Braus und Saus hier bedeutet. Seht, wir feiern heut das Fest des Schutzpatrones dieser unterirdischen Gewölbe. Es würde Euch nichts helfen, wenn ich Euch seinen Namen sagte, denn der Heilige steht in keinem Kalender, und sein Reich dehnt sich auch nicht weiter aus als über

das Gebiet dieſes Kellers. Aber ſo viel ſage ich Euch, — trinkt inzwiſchen noch einmal — (ich thats) das Feſt wird Euch behagen. Es iſt eine Art von Eröffnung der unterirdiſchen Landſtände, und Ihr müßt wiſſen, daß ich hier die Stelle des Monarchen vertrete, denn Herr Heerlein hat in Hamburg auf der Börſe zu thun; ich werde alſo auch eine Rede an mein Volk halten, eine Art von Thronrede, und da der Frühling mirs ausſchwatzte, daß Ihr ein Zeitungsſchreiber (mit Verlaub gewiſſermaßen ein Lügenfabrikant ex officio) ſeyd, ſo habe ich gedacht, etwas Wahres käme niemandem gelegener als Euch, weil Ihrs gar zu ſelten habt, und deshalb wollte ich Euch nicht fortlaſſen. Es hat mich überdies längſt verdroſſen, daß von unſern inwendigen Angelegenheiten der Erde, die ihr und ihren Bewohnern vielleicht wichtiger ſind als alle der Quark, der oben auf dem Deckel vorgeht, niemals die Rede iſt. Ihr wäret nun der Mann, der mir darin wahrhaftig einen Dienſt leiſten könnte, und es einmal bekannt machte, daß hier hinter dem Berge, wenn ich mich ſo gut ausdrücke, auch Leute wohnen, von denen ſich etwas erzählen läßt."

Man muß die Natur eines Zeitungsſchreibers kennen, und wiſſen, daß er auf eine Neuigkeit ſchießt wie ein Habicht auf eine Taube, daß er, wittert er ſie nur, danach gräbt wie ein Trüffelhund, ja daß

er gieriger danach ist wie der Teufel nach einer armen Seele eines reichen Körpers — man muß das wissen um sich ein kleines Bild davon zu machen, wie das Antlitz des gegenwärtigen Empfindsamen rayonnirte vor Entzücken bei diesem Vorschlag. Ja die Leidenschaft bemeisterte sich seiner so, daß er die ganz gewöhnliche Regel der Lebensklugheit vergaß, sich zu stellen, als sey ihm der Antrag eigentlich unangenehm, sondern recht bauerdumm und schaafsehrlich herausplatzte mit seiner Gesinnung, indem er ausrief: „Herrlich! Ich soll als Stenograph der Versammlung angestellt werden! Nicht übel! Hm! Ein ganz gutes Geschäft, aber — (jetzt kam mir, wie man sieht, Besinnung wieder —) mühselig, recht schwer in der That, angreifend, erschöpfend — ganz aufreibend (ich werde immer klüger im Verfolg der Rede), auf Ehre, liebster Küfer!"

Doch was hilft alle Feinheit bei einem Gegner, der nicht für einen Heller Diplomatik besitzt, und statt zu widerlegen, zu disputiren, zu unterhandeln, ganz kaltblütig sagt: „Paperlapapp! Thut nichts, thut gar nichts! Ihr werdet Euch hier kein Loch in den Daumen schreiben, und wenn Ihr erschöpft seyd, so ist unser Faß doch noch nicht erschöpft, und daraus mögt Ihr Euch das Glas oder Dintenfaß füllen lassen

nach Belieben! Punktum! Die Zeit ist da, jetzt geht es los!"

Wie gesagt, wenn dem Andern jede Antwort gleichgültig ist, so hilft uns auch die feinste nichts; mir ging es so in meiner Conferenz mit dem Küfer. Denn dieser war ein Diplomat wie Napoleon, der seinem Gegner, statt sich auf eine gründliche Discussion über die Anerkennung der Republik einzulassen, das Kaffeeservice in tausend Scherben schlug (der Graf Cobenzl hatte es doch von Maria Thereſia bekommen!), eine Wendung des Dialogs, an der auch jede Diplomatenkunst scheitern mußte wie an einem Felsenriff. Ohne also ein weiteres concedo oder non concedo von mir abzuwarten, feuerte der dicke Weingeist (ich sollte der Deutlichkeit wegen Wein-Geist oder Gnom schreiben) seinen vielbekannten Großenfaß-signalschuß ab.

Die geschäftigen kleinen Weingeister fuhren dabei aus- und durcheinander wie ein Schwarm junger Fischchen, in deren Mitte man einen Stein hinabfallen läßt. Feühling schoß gleichfalls blitz- und schlangenartig zwischen den Fässern hindurch, und bevor ichs dachte, saß er auf einem großen Faß zur Seite, pathetisch wie ein Pair, da. Ueberhaupt kam zu meinem Erstaunen in wenigen Augenblicken Ordnung in das Chaos. Ich sah erst jetzt, was mir zuvor

unter dem getümmelvollen Hin- und Herlaufen der Gnomen in Hemdsärmeln und Schurzfell entgangen war, daß sie mit artiger Kunst ein förmliches Amphitheater aus Fässern im Allerheiligsten aufgebaut hatten. Wahrlich es sah aus wie die Arena zu Verona, und, waren es die hundert Fackeln, die jetzt brannten, die mir erst Alles im rechten Licht zeigten, oder machte der in meinem Gehirn flammende köstliche Wein mir hohlspiegelartige Täuschungen vor, der Raum schien mir nicht viel kleiner. Jetzt wimmelte es auf den Fässern wie in einem Ameisenhaufen, denn die laubbekränzten Küfergnömchen kletterten windschnell herauf, und Jeder erkor sich ein Faß zum Sitz in dieser drolligen Pairskammer. Himmel, wie viel Leute hat die würdige Firma Heerlein im Dienst! Zu Hunderten kamen sie aus allen Schlupfwinkeln hervor, — ich glaube, sie quollen aus den Wänden, aus dem Boden — wahrhaftig da kommt einer aus dem großen Stückfaß heraus. Teufel das wird seltsam! — Augen rechts! Seht, da sitzt der große Beherrscher der Weingeister, mein Küfer-Polyphem (nur daß er nicht ein Auge hat, sondern vielleicht sogar mehr als Andre, weil er häufig die Dinge doppelt sieht) in wahrer Majestät auf dem Riesenfaß — jetzt sehe ichs erst, das Heidelberger ist eine Nußschaale dagegen — und hat sich den vollen Ornat angethan. Die hohe Weinbütte

mit der Weinlaub-Allongen-Perrücke darunter ist seine Krone geblieben, ein riesiges Küferschurzfell bedeckt seinen gesalbten Leib vornen, und ein detto hängt ihm mahlerisch als Mantel um die Schultern wie dem Herkules der Löwenbalg, in der Rechten hält er das Scepter, den Weinheber, in der Linken den Reichsapfel, den großen Pokal. — Wahrlich das ist mehr als römische Kaiserwürde; Augustus, neben diesem, sähe schäbig aus, nicht Karl der Große zu Aachen oder Karl X. zu Rheims nähmen es mit meinem Weingeisterfürsten auf. —

„Paßt auf!"

„Ha! Wer tippt mich da auf die Schulter? — Aha, sind Sie's, Frühling?"

Frühling: „Pst! Mäuschenstill! Jetzt fängt die Rede an!"

Wirklich setzte sich der Küfer feierlich zurecht und hielt an die Versammlung folgende

Thronrede.

„„Meine lieben Getreuen!""

„„Laßt mich jetzt erst einmal trinken, denn die lange Rede hat mir die Kehle schon so trocken gemacht wie der Sirocco die Wüste Sahara. (Dabei drückte er sich die Wangen des Reichsapfels gegen die Lippen,

und gab ihm einen recht langen, inbrünstigen Kuß.) So! jetzt kann ich gestärkt fortfahren.""

„„Meine lieben Getreuen! Es lebe vor allen Dingen der Schutzpatron dieses unterirdischen Reiches, dessen Fest wir heut begehen! Darauf thut mir als getreue Insassen dieses Baues Bescheid.""

Wiederum küßte er des Reichsapfels Lippen, und Alle seine Zuhörer thaten desgleichen. Jetzt erst gewahrte ich, daß jeder einen mächtigen Reichsapfel gleicher Qualität in der Linken hatte, den er mittelst des Weinhebers in der Rechten aus dem Faß, auf welchem er saß, nach Herzenslust füllte. Das nenne ich mir noch parlamentarische Sitze, um derentwillen sichs verlohnt die Wähler zu bestechen! — Der Redner fuhr aber fort:

„„Ich hoffe, Ihr seyd Alle auf den verschiedenen unterirdischen Wegen glücklich hier angelangt, und will wünschen, daß Ihr die ächten Stellvertreter Eurer Stämme seyd. Ja, ich erblicke wenigstens die Hauptfahnen in meinem Heerbann! Dort wehet das edle Purpur-Banner von Burgund, dort schimmern die goldenen Helme meiner Ritter vom Rheine mit duftigen Blumen geschmückt! Willkommen Du dort, Brausekopf aus der Champagne! Verpuffe nur nicht all Dein Feuer in die Lüfte! Und vor allem Dich begrüße ich, Du stolzer Magnat aus Tockays Bergen, der Du

unerschütterlich im Kampfe stehst, wenn schon rings umher Alles gefallen ist! Gestattet, edle Herren, daß ich Euch bewillkommne!""

Und abermals brachte er den vollrunden Reichsapfel an seinen Mund, und sog dessen edlen Saft begierig ein; und ich merkte, daß die Paragraphen der Thronrede auf diese Weise sehr zweckmäßig und deutlich abgetheilt wurden.

""O Ihr Vortrefflichen! Eine so begeisterte Rede wie vor zwei Jahren, als die Segenssterne von 1834 uns leuchteten, kann ich Euch heut leider nicht halten, so wenig wie im vorigen Jahr. Denn leider wißt Ihrs, die Berge sind zwar mit grünen Reben bedeckt, aber die Trauben, selbst die blauen, sind leider auch grün geblieben!""

Ein Kuß des Trostes auf den Reichsapfel schien dem Redner die beste Erquickung bei so trübseligen Gedanken. — Er schloß also hier wieder einen Paragraphus ab.

""Doch laßt Euch das nicht kümmern. Für uns leuchten die Sterne von 1834 ja erst jetzo recht hell, denn nunmehr spiegeln sie sich in den Goldseen und Purpurströmen der edlen Fluth, die unter ihrem Einfluß aus dem geheimen Lebensbrunnen der Berge quoll.""

Er ließ ein nicht Unansehnliches davon aus dem Reichsapfel quellen, und incidirte so den Paragraphen recht schicklich.

„„Die Traube, meine Getreuen, füllt sich mit ächtem Nektar, mit Götterblut; der Wein ist nicht blos hoch- (auf Bergen) und wohl- (sehr wohl!), sondern göttlich geboren. „Sie legen ihn in enge Wiegen, ins unterirdische Geschoß!" Jetzt ist es an der Zeit die Schleier von der dunkel verhangenen Wiege, wo das edle Kind seine unreife Jugend in wilden, brausenden Träumen unruhig verschlief, zu heben, und ihm zuzurufen: „Stehe auf, tritt hervor an das goldne Licht! — Die Zeit Deines bräutlichen Alters ist da, es leuchtet Dir die helle Morgensonne des Lebens, Du stehst jetzo im Frühlingsalter Deines Daseyns, und es schmückt Dein Haupt mit den duftigsten Blumen." — Ja, jetzo wallt sein Blut am feurigsten, und hebt die junge Brust voll stürmender Siegesgedanken!""

Der Redner aber vergaß in der Begeisterung nicht der weisen Besonnenheit, sondern hob den Reichsapfel, und zeigte, daß ein Redner den Mund auch noch anders gebrauchen kann als zu müßigen Worten.

„„Darum Ihr Goldjungen, Ihr wackern Vasallen unsres Königsreichs, Ihr feurigen Anbeter unsres Schutzpatrons, seyd hier im Jahre des Herrn 1836

noch willkommner als vor zwei Jahren. Denn was hülfe es dem, so das Segensjahr von 1834 erlebt hätte, wenn er heut keine Lippen mehr öffnen könnte um, wie ich jetzo, den Segen jenes Jahres zu genießen?""

Er segnete sich wirklich mit dem Reichsapfel und ließ diesem den Segen seines Scepters zuströmen.

„„Es lebe das Jahr Eintausend achthundert und sechs und dreißig, wo die Braut der Berge, die das Jahr Eintausend achthundert und vier und dreißig gebar, uns ihren feurigen Kuß auf die Lippen drückt, uns in ihre begeisterte Umarmung schließt!"" *)

---

*) Gott! Wie unwahrscheinlich! Wie kann der dicke, plumpe Küfer zu solcher blumenreichen Poeten-Sprache kommen! Der Verfasser führt seinen Charakter elend durch!

Anm. des Kritikers.

Du verwünschter Recensent auf deinem Reitbock am Schreibpult! Was weißt Du von der Macht der Begeisterung auf pythischem Dreifuß!

Anm. d. Autors.

Aber der Küfer sitzt auf keinem Dreifuß, und nicht im Tempel zu Delphi, sondern auf einem Faß, im Heerleinschen Weinkeller zu Hamburg.

Gegenbemerk. d. Kritikers.

Und da sitzt er alle dreimal dreimal besser.

Schlußwort d. Autors.

Er umarmte den Reichsapfel gerade nicht, aber er küßte ihn wiederum inbrünstig nach diesem Paragraphen. Der Küfer hatte für mich eine herrliche Beredsamkeit; sie wirkte auf mich wie auf die Getreuen seines Reichs, wir schwangen unsre Attribute und wurden fröhlich.

„„Jetzo, nachdem wir uns eine vergnügliche Unterlage gemacht, laßt uns, wie unsre Urväter unter den alten Eichen Deutschlands, trunken die Geschäfte berathen, die wir morgen nüchtern beschließen wollen!““

Der Paragraph ward durch Acclamation angenommen und mit dem Reichsapfel besiegelt.

„„Im Reich geht es, liebe Getreue, ganz schwerenothsmäßig *) zu. — Es sind mir bittre Klagen zugekommen. Die Banner vom Rhein und aus Frankreich beschweren sich über die Engländer und Nordamerikaner, daß ihnen diese Schacherjuden einen so hölliſchen Leibzoll abnehmen, bei den Pilgerfahrten über die See! Beim Licht besehen solltet Ihr Euch darüber tröſten, und Gott danken, daß die Engländer dafür sorgen wollen, daß Ihr Euer Grab so viel als möglich in der Heimath findet. Aber von einer Seite,

*) Das gestehe ich, der Kanzlei- und Geschäftsstil des Küfer-Reichs-Kanzlers nimmt eine auffallende Wendung gegen den geläuterten publicistischen.

meine Getreuen, ist die Sache doch verdrießlich! Das Prinzip leidet darunter.""

Der Küfer sorgte eiligst dafür, daß wenigstens das seinige über Paraphrasirung nicht litte, sondern schwur aufs Neue darauf (ich glaube das 14temal wie H. v. Talleyrand) beim Reichsapfel.

„„Seht, Freunde, das Prinzip! Denn wenn wirs uns auch von den Beefsteakessern und Sklavenhändlern jenseits der See gefallen ließen, daß sie unsern besten Bannern nicht freien Durchzug verstatteten, wer steht uns dafür, daß andre Staaten es nicht eben so machten? Und das sage ich Euch, wenn einmal hier unser Hamburg auf solche wahnsinnige Sprünge kommt, so donnere ich mit der Keule auf diesen Thron, daß Ihr Alle auffahrt zu den Waffen. Dann mögt Ihr den Hamburgern in die Köpfe fahren, ihnen Fackeln ins Gehirn werfen, und so lange brennen, bis sie erleuchtet und illuminirt sind, bis ins letzte Oberstübchen! Dixi!""

Er schüttelte den Reichsapfel gewaltig.

„„Ganz vertrackte Geschichten höre ich von unsern Pariahs, den Grünebergern, Gubnern, Naumburgern, etlichen Neckar-Insassen, und vielen andern, die kaum als Kossäthen unsres Reichs zu betrachten sind. Diese Marodeursbanner — ich will nicht hoffen, daß sich hier in den Heerleinschen Keller etwa einer oder der andere unter Verkappung

eingeſchlichen hat — ja, bei Verkappung, — dieſes Teufelsvolk fängt an argen Spuk im Reich zu treiben. — Dort unſer Bannerführer aus Medoc klagt, daß, abſonderlich zu Stettin und Berlin, dergleichen Volk ſtark auf ſeine Firma reiſe und ſich in den Geruch zu bringen ſuche, als ſey es ächte Medoc-Landsmannſchaft. Sie haben aber nur die nachgeäffte Uniform, und ſtecken ſich damit häufig einzeln unter die wahren regulairen Corps. Ich ſage Euch, Getreue, hier müßt Ihr Euch ſelber helfen! Achtet ſcharf darauf, daß Ihr Euch Euren guten Ruf und Geſchmack nicht durch ſolchen Umgang verderbt. Ihr müßt Euch nicht mit Jedermann vermiſchen, ſondern, wie Pferde und Adel, reinen Bluts erhalten!""

„Uf!" ſchloß der Küfer den Paragraphen, wiſchte ſich den Schweiß ab nach der langen Rede, und that praktiſch dar, daß der Reichsapfel von ſolchen Sünden unberührt ſey. —

„„Es iſt, wie Ihr ſeht, Getreue, eine harte Arbeit Reichskanzler zu ſeyn, und das Volk zu regieren, daß es Griff und Geſchick hat! — Und noch bin ich nicht am Ende, denn mir ſind noch andere Klagen zugekommen, die ich hier auf dem Reichstag verhandeln will. Der Graf von Champagne tobt und lärmt, daß ihm ſein Wappen nachgemacht wird, daß Hunderte von irrenden Rittern jetzt im Lande

umherſtreifen, die es ſich auf den Schild mahlen, und als eben ſolche Brauſeköpfe zum Lanzenbrechen in die Schranken reiten wie er. Mein lieber Graf von Champagne! Ihr ſeyd zwar nicht von der Kavallerie und reitet auf keinem Faß in den Reichsrath, aber Eure ſchönen langen Infanterielinien bilden ein herrliches Spalier um uns her, und liegen mit den Gewehrmündungen gerade auf uns im Anſchlag. Ich ſehe Euch wohl dort hinten bei Euren Schaaren halten, Graf, und mein Auge freut ſich Eurer Gegenwart, denn Ihr ſeyd mir einer meiner liebſten Pairs und Ritter. Aber Eure Klage iſt nicht ſtatthaft. Laßt die Pinſel Eure Wappen nur nachmachen; nicht das Wappen auf dem Schild, ſondern die Lanze in der Fauſt macht den Ritter. Aber ich ſage Euch, ich habe Ritter geſehn, die zwar Euer Wappen nur nachgeahmt, und deſſen kein Hehl hatten, allein ſie wußten auch Eure Lanze zu führen, und kaum die beſten Eurer Leute möchten ſich bügelfeſt gegen ſie halten! Bei uns iſt der turnierfähig, der den andern durch edle Ritterlichkeit und Tapferkeit aus dem Sattel hebt. Darum ſeht zu, lieber Graf, daß die Eurigen nicht ſchlechter im Kampfe ſeyen als die Unſrigen, und vor Allem, wenn Ihr irgendwo Hülfstruppen ſtellt, fordert nicht ſo hohen Sold für ſie. Wenn der Deutſche eben ſo gut, aber wohlfeiler ficht, könnt Ihr Euch

dann wundern, daß wir uns seiner Lanze bei unsern Turnieren bedienen? Schweigt also, und klagt nicht, wenn wahrhaft Ebenbürtige ihr Roß so zäumen und schäumend steigen lassen wie Ihr. Trefft Ihr aber auf einen Pariah, oder sonst einen Ritter von der traurigen Gestalt, der sich auf einen hochtrabenden, bocksteifen Klepper gesetzt hat, auf dann, fest im Bügel, Lanze eingelegt, brausend angesprengt, piff, paff, puff, rennt ihn in den Sand, daß die Splitter seines Glasharnisches nach allen Weltgegenden fliegen!"" *)

Der mächtige Redner war nach diesem Erguß so erschöpft, daß er eines Aufgusses bedurfte. Gott segne den Reichsapfel, der ihm (wie den Kaisern des Reichs) seine Kräfte immer neu und willig spendete. Ueber solchen Apfelwein geht nichts als der Schluß der Rede, den der Küfer nunmehr begann.

„„Getreue! Ihr habt gesehn, daß ich die Angelegenheiten des Reichs und Eure Rechte sorgfältig in Obacht genommen habe. Gedenkt nun auch Eurer Pflichten. Bewahrt Euer Feuer und Licht, haltet am guten Geschmack, sucht im besten Geruch zu bleiben, dann werdet Ihr den Leuten wohl-

*) Es ist wiederum sehr tadelnswerth, daß der Küfer den Infanteristen plötzlich aufs Pferd hebt! — Hm! Hm! Ob der Reichsapfel daran Schuld ist?

Anm. des Kritikers.

gefällig seyn auf Erden! Laust mir nicht zu jung in die Welt, aber werdet mir auch nicht alle zu Greisen! Einen kleinen Rath der Alten will ich gestatten, er soll aus Deutschen, Franzosen und Ungarn bestehn! Doch zu den Heerschaaren müßt Ihr mir kräftige Jünglinge und Männer stellen. Dann wollen wir die Welt erstürmen, und in allen Hirnschaalen die goldne Opferflamme der Wahrheit begeistert entzünden! Werft die Lumpe zu Boden, preßt ihnen die Wahrheit ihrer innern Elendigkeit aus, stürzt sie in den tiefsten Tartarus des Jammers und Katzenjammers! Aber dem Edlen, Freien, Muthigen strömt Euer Götterblick durch die Adern, erhebt ihn auf den flammenden Aetherflügeln der Begeisterung hoch über die Erde, in die Arme der Braut, in den Olymp der Kunst, in die Freiheitsschlacht, in den Tod, überall hin, wo das Ewige, Wahre, Göttliche lodernd blüht und die Brust entzündet!""

Der Reichsapfel markirte den Schlußpunkt.

„Halloh! Jetzt beginne das Fest," rief der Küfer, und schwang sich vom Thron herab; „jetzt wollen wir doch dem Zeitungsschreiber etwas zu referiren geben."

Ein jauchzendes Getümmel erhob sich! Alle Landstände flogen von ihren Sitzen! Sie schwangen die Weinlaubkränze, die Heber spritzten tausend goldne und Purpurspringquellen hoch in die Lüfte, das Gewölb

ſtieg rieſig empor, und flammte vom Kerzen- und Fackelſchein wieder, daß der ſprudelnde Wein wie Gold und Rubinen ſtrahlte. Die Fäſſer wurden Felsblöcke, die Reben wurzelten und ſproßten aufrankend empor, ein breiter, königlicher Strom brach durch die Mauern des Gewölbes *) — es theilte ſich, der blaue Aether lächelte hinein, die Sonne glänzte wie ein freudig blitzendes Liebesauge herab, — Harmonieen erklangen, Geſänge erſchallten, Chöre tanzender Thyrſusſchwingerinnen quollen aus den Felſen- und Rebengrotten hervor; ihre weiße, freie Bruſt wurde leicht von Locken und Weinranken umwallt — da erſchien der herrliche Gott, der jugendliche Bacchus, den Apoll an Schönheit überſtrahlend, auf dem Triumphwagen, — Alles umwogte ihn, die Reben neigten ſich, der Strom küßte den Saum ſeines Gewandes, die milde Fluth der Harmonieen ſchmiegte ſich um ihn her, es war —

„Es iſt Mittagszeit, mein Herr!“

„Biſt Du Gott Bacchus? —“

„Nein, mein Herr, ich bin der Kellner im König von Preußen! Sie haben recht lange und gut geſchlafen nach Ihrer Rückkehr aus dem Rathskeller mit Herrn Frühling!“

---

*) Ei verflucht! Das Elbwaſſer wird doch nicht etwa bei der Fluth zu Zeiten in den Heerleinſchen Keller ſteigen?

„Geſchlafen? Wo bin ich denn?“

„Auf Ihrem eignen Zimmer, in Nr. 8! Ich wollte mir nur die Ehre geben Ihnen zu ſagen, daß angerichtet iſt, und ſchon Alles bei Tiſche ſitzt!“ — —

„Geſchlafen! Auf meinem Zimmer! — Weiß der Teufel, wie das in Hamburg zugeht! — Es iſt wahrhaftig Zeit, daß ich abreiſe!“

Fünftes Intermezzo.

Nach Vollendung dieſes Kapitels erhielt ich nachſtehenden Brief.

Herr Verfaſſer!

„Sie haben einem Kreiſe Ihrer jetzigen Freunde und künftigen Leſer anfangs den Titel und Plan Ihrer neueſten Empfindſamen Reiſen mitgetheilt, und wir waren im Ganzen damit einverſtanden und zufrieden. — Jetzt aber halten Sie weder Verſprechen noch Ordnung. Sie haben von Poſtſtücken, Seeſtücken, Erzſtufen geredet, und auch anfangs ordentliche Pakete auf die Fahrpoſt geliefert. Jetzt aber bleiben uns die Poſtſendungen aus, und Sie ſtellen dafür weder Seeſtücke auf, noch graben Sie Erzſtufen, ſondern das wunderlichſte Zeug, was in keinen Rahmen paſſen will. Was ſoll das heißen? Darf man ein deutſches

Publikum, das durch Titel und Vorrede gelockt wird, so zum Narren haben? — Wollen Sie, daß wir weiter hören, und wenn Ihr Buch dereinst gedruckt wird, daß die Leſer weiter leſen, ſo muß Alles anders werden, und wir erbitten uns von nun an prompte Leiſtung des Verſprochnen. Und damit Punktum, mein Herr!"

Ein Zuhörer im Manuſcript. (sic.)

Natürlich war ich ſo erſchrocken über Empfang dieſes unfrankirten Schreibens, daß ich auf der Stelle das

Erſte Seeſtück

zu liefern beſchloß, worin aber ſehr lange noch nichts von der See zu merken ſeyn wird, da wir auf der Elbe bleiben.

Die ganze Sache fädelte ſich ſo ein:

Abends las ich in der Börſenliſte: „Nach Cuxhafen, Dampfboot „der Patriot", Abgang 9 Uhr. Paſſagiere werden ſich gegen halb neun Uhr mit ihren Effekten am Baumhauſe einzufinden haben."

Herrlich, aber verroünſcht! Es regnete in Strömen; der Himmel, wenn man die naſſe, graue Nebelwolke, unter der Hamburg lag, ſo nennen will, drückte wie ein Alp auf die Erde. Das Athmen war

ſo ſchwer und unbehaglich, daß man es lieber ganz unterlaſſen hätte.

Und doch! Ein Dampfboot mit ſeinen bequemen, wohnlichen Einrichtungen! Dieſes Ideal alles Reiſelebens! — Ruhend, leſend, ſchreibend, ſtudirend, dichtend, geſellig ſchwatzend, luſtwandelnd, ſchmauſend, trinkend, Liebesnetze knüpfend, L'hombre ſpielend, ſich im Freien behaglich an Licht und Sonne erquickend, ſtaublos, auf den Wellen ſchaukelnd, unmerklich — und dennoch reißend ſchnell vorwärts kommend daß Landſchaft und Himmel vorüberfliegen wie Zauberbilder — alle dieſe Göttergaben bringt uns das Dampfſchiff. Wahrlich, die Engländer ſind Narren! rufen wir Deutſche oft aus, wenn wirs ſelbſt am meiſten ſind, aber wer wollte den Engländer einen Narren ſchelten, der ſichs vorgenommen hatte, ſein Leben im Dampfſchiff zuzubringen? Andre ziehn nach Genf, Lauſanne, Vevay, dem Rheingau, Coblenz, Andernach, Nonnenwörth, Bonn — kurz, dahin, wo es nur irgend ſchön iſt, und bringen ihren Sommer dort zu um ſich von den Londoner Peſtnebeln und Rout's zu erholen. Sind ſie etwa Narren? Wahrlich, Narren gegen ein Ideal von epikuriſcher Lebensweisheit, welches ſich vornahm und es ausführte, den Sommer auf dem Rheindampfſchiff zu wohnen, und täglich, unter allen jenen behaglichen

Zuſtänden, deren ich ſo eben kaum den hundertſten Theil ins empfindſame Reiſetagebuch einregiſtrirt habe, zwiſchen den reizenden Ufern von Mainz bis Cölln hin und her zu ſchwimmen, jeden Tag in neuer Geſellſchaft, wo noch mehr Freiheit geſtattet iſt als in Bade- und Brunnenorten! Alſo nochmals, und dreimal „Herrlich!“ aber eben ſo oft: „Verwünſcht!“ Denn ſoll ich meinen ſchwimmenden Zauberpalaſt — mir viel köſtlicher als der Vogel Rock mit dem Zelt und der Prinzeſſiin auf dem Rücken, — nur darum bewohnen, um in ſeinen dunkelſten Winkel, in die Kajütte, zu kriechen, und ſchmollend Flüche über das Wetter in Hexameter oder Jamben zu bringen? Etwa ſo, Göthiſch aſſonirend:

„Verfluchtes dumpfes Nebelloch“ —

oder ſo, Voſſiſch:

„Finſter ſchaut' und begann der Herrſcher im Nebelgewölk, Zeus!“

Begann — begann — das ſollte mich nicht ſchrecken! Wenn er aber fortfährt? Wenn er gar nicht aufhören will finſter in ſeiner Nebelſchanze zu lauern, der Wolkenverſammler?

Zum drittenmal: „Herrlich aber verwünſcht!“

Ich ſtelle hiemit dem Leſer eine rechtsgültige

Bescheinigung aus, daß er die obige Phrase dreimal richtig und genau gelesen hat, und ich mich dadurch für vollkommen befriedigt halte, und jedem weiteren Anspruch an seine Toleranz hiemit feierlichst entsage. Ich werde also im Verlauf der Geschichte das „Herrlich aber verwünscht" nur noch denken, weil es oft gar nicht anders geht; aber ich will es nicht mehr drucken lassen; ließe ichs aber doch drucken, so kann es jeder Leser, ohne weitere Verantwortlichkeit gegen mich, überschlagen. — Jetzt weiter gesegelt im Seestück.

Mit homerischen oder achilleischen Schmollgedanken schlief ich ein. — Recht gesättigt vom langen, gesunden Schlaf, schlug ich die Augen auf, — und war wie von einer himmlischen Erscheinung geblendet. Das ganze Zimmer glänzte feenhaft erleuchtet. Im ersten Augenblick wähnte ich, eine neue Traumherrlichkeit wolle sich vor mir gestalten, doch im zweiten sahe ich schon, daß Alles Wirklichkeit, also tausendmal schöner war. Die Sonne nämlich stand hell am reinen, herbstklaren Himmel, und füllte mit ihrem Golde das Gemach! Die Sonne! Nach sieben unendlichen Regentagen! Die Sonne — klares Aetherblau! — o Ihr Sterblichen und Unsterblichen, was habt Ihr denn Schöneres auf dem ganzen weiten Erdenrund? Welche Braut lächelt uns so an, als die lang entbehrte Sonne? Fragt nur den Polbewohner! Fragt

die Norwegee, die Lappländer — warum ſie die ſchönſten Frühlingslieder haben!

Genug, ohne alle Phantaſie, das Wetter war wunderſchön! — — Wie fröhlich bereitet man ſich zu einer ſolchen Reiſe, wo Weg, Ziel und Mittel es zu erreichen ſo klar vor uns da liegen, wo keine Sorge uns plagt, ob wir einen guten Platz finden, ob die Poſt da oder dort nach unſrer Bequemlichkeit abgeht, ob wir vom Staub, vom Stoßen der Wagen zu leiden haben werden! Nichts von dem Allen peinigt uns bei einer fröhlichen Dampfſchifffahrt. Es iſt ein Stern der Luſt, der uns rein aufgeht, und ein Stern erſter Größe. — Sogar die Koſten der Reiſe berechnet man ſo bequem bis ans Ziel, hin und zurück, und erfreut ſich, falls man ein ökonomiſches Familienvater-Gemüth hat wie ich, daß man auf einmal ſo viel für den wohlfeilſten Preis genießen ſoll! Genug, nichts über eine Dampffahrt, und nichts über eine Dampffahrt auf der Elbe von Hamburg nach Cuxhaven, ſelbſt nicht die rheiniſche!

Nun komme ich in Gang! Ich bin mit beiden Füßen zugleich (das vermeidet auch jedes böſe Reiſeomen) aus dem Bett geſprungen. Faſt eben ſo ſchnell wie meine Füße die Erde berühren, faßt meine Hand ſchon die Schelle, auf die der Kaffee erſcheint! — Noch bevor er ankommt, bin ich halb reiſefertig,

gekämmt, gewaschen, bestiefelt, behoset; halb waltet noch jene angenehme Reiseunordnung um mich her. In Hemdsärmeln auf- und ablaufend weiß ich nicht, was ich zuerst thun soll vor Vergnügen, daß Alles so leicht und schnell gethan ist; einer Schwalbe gleich schnappe ich im Kreuzen einen Schluck Kaffee und einen ansehnlichen Bissen aus dem Rundstück weg. Rundstück — bemerke oder wiederhole ich vielleicht gelehrt, da ichs schon auf einer frühern Seite gesagt haben kann, — wird in Hamburg der feste Frühstückstrabant genannt, den andersredende Menschen Milchbrodt, Semmel, Weck, Stollen, Fize (in Heidelberg), Brödtel u. s. w. taufen. Doch mit Ordnung weiter gereist in der Reise-Unordnung! Jetzt ziehe ich die Weste halb an, und werfe sie wieder ganz weg, um erst noch einen Strich mit der Haarbürste über mein Haupt zu thun, — jetzt kommt mir ein herrlicher Einfall über bequemes Packen und ich reiße geschwind Alles heraus aus dem Felleisen, was schon ordentlich darin lag. Nachdem ich damit fertig bin, sehe ich, daß mein herrlicher Gedanke wie die meisten der Menschen ein Irrthum war, und um mich zu zerstreuen knüpfe ich einstweilen das Halstuch um. Nun paßt sichs die Weste zu ergreifen, — und wieder übers Sopha zu werfen, weil ich zuvor, ehe ichs vergesse, eine Ausgabe notiren will. Die Brieftasche liegt nämlich, um

die Ordnung recht vollkommen zu erhalten, und Jegliches zu registriren, immer geöffnet (es fällt zwar das Meiste dabei heraus, doch Ordnung geht über Alles) auf dem Frühstückstisch, wo überhaupt Alles liegt, ohne daß der Kaffee Beschwerde führt. Einstweilen schmeckt wieder ein Schluck aus der Tasse, die man zwischen Felleisen, Reisesack, Mantel und Pantoffeln wie einen verlornen Sohn heraussucht, ganz vortrefflich. Darauf thue ich einen Riesenschritt vorwärts, denn die Weste wird in der That angezogen; daß man sie auch in derselben Minute zuknöpfen solle, wäre ein unvernünftiges, unbilliges Verlangen. — Der Kellner bringt die Rechnung! Dies giebt mir Gelegenheit Alles vom Frühstückstisch zu nehmen, um einen Cassatisch daraus zu machen; denn wo wahre Ordnung herrscht, darf auf dem Tisch, wo man Geld zählt, nichts liegen als Geld. — So geschiehts in meiner Reisestube. Ich trete wohlgefällig vor den Spiegel, um mich als ein Muster der anordnenden Umsicht ein wenig zu beäugeln; niemand wirds mir verdenken, daß ich mir diese kleine Selbstanerkennung erlaube. Zum Teufel! Da habe ich in dem Eifer präciser Schnelligkeit das Schlafhemd anbehalten! Rellstab! Wenn auf dem Dampfschiff nur ein einziges hübsches Mädchen ist, so bist Du um alle Fähigkeit den Angenehmen zu extemporiren, denn in jedem

Moment, wo Du, sey es durch eine graziöse Wendung des Körpers oder des Geistes, einen kleinen Triumph erlangt zu haben wähnst, fällt Dir Dein zerknittertes Nachthemd ein, was Halsbinde und Weste nicht bedecken, und worüber das angenehme Kind die Nase rümpft! Unmöglich geht das an! Dabei muß ja die flüssigste Galanterie zu einem steifen Eiszapfen erstarren! Umkleiden muß ich mich, oder ich fahre lieber gar nicht; denn die Hölle hat man im Leibe, wenn man mit einem lächerlichen oder schimpflichen Makel am Leibe herumläuft, dessen man sich bewußt ist. Wie kann ein Mensch glücklich seyn, der etwa in großer Gesellschaft plötzlich einen ungesetzlichen und durch kein andres Kleidungsstück maskirten Leck in den Beinkleidern entdeckt, den er im Augenblick durch Nichts zu kalfatern vermag, zumal aber wenn ihm die Hose einen solchen Streich hinterrücks spielt! Hastig umgekleidet! Element! Muß mir denn gerade jetzt das Uhrglas herausfallen! Acht Uhr! Himmel und ich hatte überflüssig Zeit! Ich schelle wie rasend — Kellner, eine Droschke! (natürlich eine Hamburger, denn mit einer Berliner wäre ich andern Tages noch nicht am Baumhause angekommen) — ich fahre auf und nieder in Beinkleidern, Ueberrock und Zimmer — ich stopfe in den Mantelsack was Platz und nicht Platz darin hat — hol der Henker die Unordnung!

Schnelligkeit ist beim Ueberfall die beste Ordnung — alter Soldat, wirst doch wohl in fünf Minuten gesattelt und gepackt haben? Wenn Dir auch der Sattel unter den Bauch des Pferdes gleitet! Nur nicht das Schnupftuch vergessen! — Habe ich die Brieftasche? — ja, — Gott sey Dank die Droschke ist da — ich bin auf der Treppe — alle Teufel, beinahe hätte ich die Börse vergessen — Kellner, sie liegt auf dem Nachttisch. — Ja, wenn ich nicht vorsichtig und ordentlich wäre! „Hausknechtchen, werft mir den Mantelsack in den Wagen!" — Endlich werfe ich mich selbst dazu und rolle fort nach dem Baumhause zu. Nun hole ich Athem!

Herrlich aber —

verwünscht das will ich ja nicht mehr drucken lassen!

Der Leser hat hier den Vordergrund meines Seestücks. Ich denke, er ist recht sauber ausgeführt. Da aber große Bilder mit vielen Details unruhig machen, das Interesse zerstreuen, so bitte ich um die Vergünstigung, mein Bild lieber statt nach Vordergrund, Mittelgrund, Hintergrund, Luft- und Seeferne, was Alles in einen Rahmen hinein müßte, in verschiedene Felder eintheilen zu dürfen, wie die alten dreiblätterigen Altarblätter. Es läßt auch unwahrscheinlich, daß man aus dem Vordergrunde der Gasthausstube gerade die Aussicht auf die See, über die 12 Meilen

lange Elbe haben sollte; ich müßte das Bild zu sehr vertiefen, so daß hinten zuletzt Alles in Nebel verschwömme. Darum, wie gesagt, bitte ich um Erlaubniß die Dreifelder-Wirthschaft für meine Mahlerei einführen zu dürfen, doch so, daß ich mich nicht an die Zahl drei zu halten brauche, sondern auch Fünf- oder Siebenfelder-Ackerbau treiben kann ohne mich hier zu verpflichten. Wenn mir der Leser das erlaubte, so wäre es „herrlich, — aber verwünscht", wenn ers verböte. Die Recensenten sollen mirs nachträglich berichten, vorläufig will ich mich nicht darum kehren, sondern rücke ins Feld, nämlich ins zweite des Seestückes.

Das Baumhaus; das Dampfschiff; die Reisegesellschaft.

„Ein Titel muß sie erst vertraulich machen" dachte ich, als ich das zweite Feld des Seestücks anlegen wollte, und schrieb daher obigen darüber. Das langweiligste Buch liest sich erträglich in kurzen Kapiteln; ein erträgliches wird dadurch vielleicht unterhaltend. Diese Wahrheiten kann ich nirgend besser gebrauchen als bei meinem eignen Werk.

Ich rolle durchs Altonaer Thor, ich biege links ein, fahre das Elbufergebirg hinab und springe am

Baumhause ans Land oder besser ans Wasser. Wie die Passagiere mit ihrer Fracht in ein Dampfboot geladen werden, wie man sich dabei drängt, stößt, umrennt sqq., das Alles habe ich in den alten Jahrgängen dieser empfindsamen Reisen eben so betrübt als wahrhaftig geschildert. Hier nichts davon. Weit besser habe ichs, wenn ich dem ganzen Lärmen den Rücken zukehre, und mich nach Hamburg umsehe, dessen schöner Elbberg — den Stintfang heißt man ihn poetischer — sich grün hinter mir erhebt. Die Stadtthürme, diese grauen Behüter und ringsum spähenden Wächter des Weichbildes, stehn festtäglich im Sonnenschein da. Der Rauch aus den Schornsteinen drappirt sie mit schleierartigen Gewinden; die Zifferblätter leuchten golden. Wahrlich, Alles wird schön unter einem blauen Himmel, zumal wenn er so hell ist! — Auf den zwischen den grünen Bergen hinlaufenden Wegen wimmelt es von Wagen und Fußgängern, die nach dem Hafen wollen. Hinter uns ertönt sein lebendiges Verkehrsgewühl. Ein Wald von der Morgensonne durchstrahlt ist immer schön, selbst wenn es nur ein Mastenwald ist, der statt des grünen, wehenden Blätterdachs nur seine Segelfächerpalmen ausbreitet, statt der Blüthen Wimpel und Flaggen im Luftzuge spielen läßt, statt der Früchte kletternde Matrosen trägt. Ich betheure es, als ästhetischer Seemahler, und rufe

Schotel, Backhuysen, Dahl, Krause, und alle todte und lebendige Seemahler zu Zeugen, ein Mastenwald ist so schön wie — je nun wenn nicht wie ein Eichen- oder Buchenwald, doch wie ein Fichtenwald. Genug, er ist wunderschön, ich wüßte in ganz Hamburg nichts Schöneres, — — halt — ausgenommen das junge, allerliebste Kind, das so eben dort aus dem Wagen springt! „Gute Götter dieses Stromes — Poseidon, falls Du mit der Fluth etwa bis hieher heraufschwimmest und etwas zu sagen hast bei Hamburg — Thetis, alle Nereiden und Tritonen der Elbe, seyd gebeten, führt dieses holde Kind in die Arme des „Patrioten", laßt es unsern Reisegenius werden! Laßt seine Gegenwart uns für die Dauer des Sonnenscheins bürgen! Thut das, Fluß- und Seegötter, ich bitte Euch darum, und erlaubt nicht, daß die Schöne etwa blos nach Haarburg überfahre, wohin der Dampfer eben abgeht! Nein, nehmt mein Gelübde an, denn ich weihe Euch, so gut wie der trockne Pythagoras für seine Dreiecke und Vierecke, für die liebliche Gesichtsellipse eine Hekatombe von hundert — Austern, die ich selbst opfern und verzehren will! Also nochmals, Ihr Elb-Nereiden, erhört mein Gebet für den Patrioten!"

Da vielleicht zwanzig Reiseherzen dies Gebet mit mir thaten, so mußte es einiges Gewicht haben; die

Götter erfüllten es auf der Stelle. Die muntere, ſchwarzäugige, dunkelringellockige Kleine hüpfte übers Brett auf den Patrioten und ich rief mit der Jungfrau von Orleans: „Sie iſt gewonnen, ſie iſt unſer!“ — Muß ich mich nun nicht wirklich loben, daß ich mich im Wirthshauſe noch einmal von Kopf bis zu Fuß umſchälte? Konnte ich nun nicht mit eben ſo viel Feinheit als Freiheit den geiſtreichen Verehrer der Schönen machen, da mein Hemd durch die Hamburger Wäſcherin in die feinſten Falten gelegt war? und folglich mein Herz darunter ganz ruhig ſchlagen konnte, nämlich ſelig wallend vor Liebe? — Nichts hinderte mich jetzo.

Lange habe ich die Bemerkung gemacht, daß ein Schriftſteller ſich nicht leicht mehr Blei an die Füße oder Feder binden kann, womit er vorwärts eilt, als wenn er alle Dinge und Perſonen beſchreiben ſoll ſtatt ſie zu nennen. Nicht ſechs Zeilen brächte ich munter zu Stande, wenn ich das ganze Seeſtück hindurch dabei bleiben müßte zu ſagen: die ſchwarzäugige Kleine, die ringellockige, die — weiß der Himmel was Alles! Hat aber ein Ding erſt einen Poſten, einen Namen, ſo commandirt man ganz anders darüber. Ich werde alſo jetzt die ganze Reiſegeſellſchaft, die mir nachher wichtig wird, wie auf einem Komödienzettel mit Namen und Titel vorandrucken, damit jeder weiß, was für

Personen agiren werden in einem etwanigen Seegefechte auf der Cookschen Reise nach Curhaven. Darin folge ich Schiller, der im Fiesco die Charaktere, die er im Stück wirklich portraitirte, vorn im Verzeichniß mit offnen Declarationen versah wie Waaren beim Steueramt, damit die Schauspieler sie nicht verwechselten, und etwa den Mohren für eine weiße Taube, die Gräfin Imperiali für eine Gurli hielten. Es giebt Schauspieler, wo dies noch heut zu Tage nöthig wäre, ja es giebt wenige, wo es nicht nöthig ist *).

Ich stelle mich also mit der Schreibtafel in der Hand neben die Dampfschiffscasse, wo jeder sein Billet löst und seinen Namen einschreiben läßt. Hier folgt die Liste, die man mit den Büchern der Dampfschifffahrts-Gesellschaft von Hamburg nach Curhaven am 17. Sept. 1836 vergleichen und ihre aktenmäßige Richtigkeit constatiren lassen kann:

Nr. 1) Amarante; die schlanke, nicht große und nicht kleine Kleine, mit schwarzem Lockenhaar, das ihr leicht um den Nacken spielt unter dem Reisestrohhut. Sie ist munter und rasch in allen Bewegungen, hat Lippen wie bekannt, nämlich wie Korallen,

*) Ich mache eine Wette, daß sich gerade von der ersten Sorte kein einziger getroffen fühlt.

ſpricht wie ein eben geſtimmtes Glockenſpiel, iſt nicht ohne Schelmerei, und neckt beſonders

Nr. 2) ihren Begleiter gern. Er löſte ſeine Dampfſchiffskarte unter dem Namen Flodoard. Wie Amarante hat er ſchwarzes Haar, aber ich glaube auch eine ſchwarze Leber, denn er ſieht ſo finſter aus, als lägen alle Regenwolken der letzten ſieben Tage auf ſeiner Stirn. Daß er in Amaranten verliebt iſt verſteht ſich von ſelbſt, ſonſt mahle der Henker ein pikantes Seeſtück; aber er iſt auch eiferſüchtig, und das ſoll den wahren Schaum auf den Wellen, die ächten Lichtpunkte des empfindſamen Reiſebildes (in dieſer Wortzuſammenſtellung verheirathe ich Yorik und Heine, und der letzte macht, glaub' ich, keine ſchlechte Parthie) abgeben. Sein brauner Oberrock paßt vortrefflich zu ſeinem finſtern Stirnrunzeln und der hochgetragenen Habichtsnaſe. (Amarante hat ein feines, graziöſes Stutznäschen, das in ihrem Charakterſignalement nachgetragen werden muß.) — Ich hoffe, Flodoard ſpielt noch eine Rolle in der Hauptgruppe des Seeſtücks.

3) Fichtel; ein Funfziger, oder noch darüber, iſt ein charmanter Reiſekumpan. Er iſt Kaufmann in Hamburg, ißt gern Auſtern und Lachs, und trinkt Portwein und Madeira. Ueberhaupt Fichtel iſt der Mann nicht, der auf Reiſen irgend etwas verſchmäht, was andere Sterbliche gern genießen. Er freut ſich

über die Sonne, ist zufrieden mit dem Wind, schiert sich nicht um den Regen, macht jeden Scherz mit, lacht über jede Anekdote aus vollem Halse, d. h. wenn er sich erst aufs Lächerliche der Pointe besonnen hat. Doch hat er mehr Feinheit, Bildung und kaustische Schärfe als er Anfangs verräth. Genug, Fichtel ist der Reisende, wie er seyn sollte! Nur eins kann er nicht vertragen, die Seekrankheit; denn er hatte schon die größte Besorgniß sie zu bekommen, so lange das Dampfschiff noch vor Anker lag, und verfluchte, wenn dieser Fall einträte, im Voraus seine ganze Reise. Ich glaube aber, zuletzt würden andere Leute schlimmere Gesichter bei der Seekrankheit schneiden als er.

Nr. 4 und 5) Zwei junge Leute aus dem Binnenlande; ohne Prätension auf romanhafte Namen nenne ich sie Karl und Eduard. Sie sind nicht Brüder, nicht einmal Vettern, obgleich ihre völlig gleichfarbigen und gleichschnittigen braunen Oberröcke dies vermuthen lassen sollten. Ihre geistige Verwandtschaft ersetzt ihre körperliche. Eduard will, was Karl wünscht, und umgekehrt. Beide aber wollen nichts als auf der Dampfschifffahrt froh und guter Dinge seyn, und besonders viel merkwürdige Abentheuer zur See erleben, die noch keiner von ihnen gesehn. Sie könnten recht gut Fichtels Söhne seyn, denn sie

ſind ganz dicht bei ſeinem Fichtelſtamme gefallen. Aufrichtig geſtanden gleichen ſie auch mir, der eben nichts Andres will als ſie drei. Ich merke ſchon, wir werden uns trefflich zu einander paſſen auf der Fahrt.

6) Schneuzerlich! Ein vertrackter Name! Ich wollte, der Mann hieße Müller oder Schmidt, und nicht ſo abſonderlich. Denn er bringt mich in den dummen Verdacht, ich thäte mir etwas auf Kotzebueſche Namenerfindung zu Gute, wie z. B. Frau Griesgram, Herr von Langſalm, oder dergleichen. Kann ich aber dafür, daß er ſich ohne Weiteres Schneuzerlich, und noch dazu Buchhändler, ins Dampfbootbuch eintragen läßt? — Vergeblich ſuche ich den ganzen Meßkatalog durch, um die Firma Schneuzerlich zu finden. Ich wünſchte, ein Mann, der die Geſchäftsverbindungen beſſer kennt als ich, belehrte mich, ob Schneuzerlich etwa in irgend einem et Compagnie eingepuppt iſt, und ſomit incognito im Buchhandel ſpeculirt. — Faſt vergeſſe ich darüber ihn zu beſchreiben. Schneuzerlich hat ein ſchönes Toupee, das ſeiner Farbe nach — wenn Gott es allein gefärbt hat, wie Shakeſpear ſagt, — noch nicht weit über dreißig Jahre lang auf ſeinem Hirnſchädel wurzeln kann. Es iſt herrlich ſchwarz, und er kämmt es oft mit ſeinen weißen Fingern durch. Ob Sch..... den Buchhandel verſteht, will ich nicht behaupten,

allein er versteht Folgendes: Fein satyrisch zu lächeln; die höflichsten Rede-Enterhaken auszuwerfen um ein Gespräch heranzuangeln (als: „Schönes Wetter! — Guter Wind! — Ein wackrer Dampfer!", und mehr Geistreiches); seine Halsbinde wundervoll, ja einzig zu knoten; mit Bildung zu schnupfen und eine Cigarre anzuzünden; genug, er ist ein Mann comme il faut, besonders aber für ein Seestück. Kriegerisch ist Schneuzerlich nicht, so viel mirs scheint, allein wir wollens abwarten.

Nr. 7) Ein unleserlicher Name. (Für den Setzer giebt es wohl mehr dergleichen in meinem Manuskript.) Er gehört indessen einem dicken, mürrischen Mann zu, der mich kühl, ja gleichgültig läßt. Was sollte sich also der Leser für diese böse 7 interessiren? Besonders da er dergleichen wirklich in

Nr. 8) antrifft. Von Hammelbach heißt sie, ein adliges Fräulein mit ihrer Kammerjungfer, die (die Zofe, versteht sich) den Monthyonschen Tugendpreis verdient, welchen alle Jahre die Akademie der Wissenschaften in Paris auszugeben hat, falls sie (die Zofe) nur so lange bei ihrer von Hammelbach in Diensten bleibt, wie ich bei deren Schilderung verweile. Die von Hammelbach also ist lang, funfzigjährig, spitznasig, grauäugig, vielschwatzig, schnarrstimmig, — hol' sie der T.....! Sie verdirbt mir den ganzen Vordergrund

des Seestücks. Hoffentlich wird sie seekrank, und dann bekomme ich vielleicht mehr Zeit, mich mit ihrer Kammerjungfer

Nr. 9) abzugeben, und ihr Artigkeiten zu sagen. Da es sich von selbst versteht, daß ich sie dabei beschreibe, so kann die Nummer hier zu meiner und der Leser Bequemlichkeit füglich ausfallen.

Nr. 10) Mehrere Portraits unter einer Nummer; in Reiseüberröcken, Blousen, mit Tabakspfeifen, Mantelsäcken, — ganz gewöhnlicher Dampfschiffs-Ballast.

Nr. 11) Ein Gentleman. Er ist aus London, aus der City; sein Englisch ist mir überhaupt unverständlich, vollends sein Name. So etwas wie take, quake, rake, stone, John u. s. w. war dabei. Kurz, eine Mischung daraus. Sein Geschreibsel ist ganz unleserlich. Wie will man überhaupt mit englischen Namen fertig werden, wenn sich z. B. der Lord Chomondelly deutlich Schumly ausspricht? — Ich nenne daher meinen Gentleman John Bull. Er hat elfenbeinerne Zähne, eine 3/4 Fuß hohe, schwarze Cravatte, einen gelben Reiseoberrock, und trägt feine Manschetten. Seinen Charakter wird er hoffentlich später angenehm und klar entwickeln; er muß, seiner Bullenbeißernase zufolge, sehr determinirt seyn.

Nr. 12) Macht das Dutzend (die Nieten eingerechnet) voll. Wahrlich, Leser, ich bedaure, daß Ihr nur mit Euren Gedanken, nicht wirklich mit mir gereist seyd. Denn dieser Mann war der Gesellschaft werth. Ein dänischer Schiffskapitain; aber nichts nordisch Viereckiges, Plumpes, Ungeschicktes. Nein, schlank, gewandt, groß, männlich, dabei leicht, anmuthig im Gespräch, bestimmt, unterrichtet, witzig, kurz, alles was ich

Nr. 13) zu seyn wünsche, — nämlich mir selbst. —

Die Gallerie schließt mit der ominösen Zahl 13. Wer weiß ob der Tod nicht das Dutzend herstellt, und die See oder die Seekrankheit, oder ein Seehund oder Seefisch irgend einen von uns wegrafft aus der Reihe der Lebendigen!

Hier schließe ich das zweite Altarblatt des Seestücks wohl schicklich ab. Mahlte doch Leonardo da Vinci nur dreizehn, die an seinem berühmten Nachtmahl sitzen, warum sollte ich als Seemahler meinen Vordergrund reichlicher staffiren wollen? —

Holla! Der Kapitain ruft! Die Glocke tönt. Die Anker lichten sich, die Schaufeln greifen brausend in die Wellen, der Coloß mit dem dampfenden Vulkanschlot beflügelt sich, — die Ufer schweben zurück! Hurrah! Vorwärts! —

Die Fahrt und ihre Abentheuer.

Jetzt wirds kommen, denkt der Leſer, und ſpitzt ſich auf das Außerordentlichſte, gerade wie ich ſelbſt als wir die Fahrt begannen; er wird ſich eben ſo irren, doch wohl ihm, wenn es ihm deſſenungeachtet ſo gut gefällt wie mir.

„Wir behalten gutes Wetter," fing der Kapitain Nr. 12 an, der aber nur Paſſagier auf dem Schiff war. „Der Wind iſt ſcharf Oſt!"

„Mein Herr," kreiſchte ein Matroſenrabe dazwiſchen, „der Wind ſteht nicht, es iſt ein Krümper!"

„So? Ich meinte er ſey durch Nord gegangen."

„Nein, gerade durch die Sonne; geſtern Abend Weſt, dann Südweſt, Süd, und nun in Oſten. Er ſteht nicht!" Hauptſchüttelnd ging der Matroſe an ſeine Arbeit. — Die kleine Amarante trat freundlich, unbefangen an den ſchlanken, ſchönen Kapitain heran (er war im blauen Civiloberrock) und fragte: „O erklären Sie mir doch, was heißt das? Ein Krümper? Er ſteht nicht? Alles was Sie da ſprachen, waren mir Räthſel!"

Flodoard ſetzte dieſe Worte melodramatiſch, gab aber mehr Mienenſpiel als Muſik dazu, indem er nur ſein innerliches Brummeiſen undeutlich zwiſchen

den Zähnen knurren ließ, doch in den gefurchten Linien seiner Stirn mehr räthselhafte Hieroglyphen zeigte, als Amarante eben Räthsel gehört hatte.

Der Kapitain erwiederte sehr freundlich, doch ohne etwas von seiner männlichen Sicherheit zu verlieren: „Die Schifferſprache dürfte überhaupt leicht eine Chifferſprache für die Damen ſeyn; doch dies Räthsel iſt leicht zu löſen. Einen Krümper nennt man den Wind, wenn er, ſtatt ſich der Sonne folgend zu drehen, derſelben entgegen geht, und ſie kreuzt. Die Matroſen wollen wiſſen, daß der Wind, wenn er dieſen Gang genommen, leicht wieder umſpringt, nicht ſtehn bleibt."

„Wieder etwas gelernt," ſprach Amarante anmuthig. „Darum iſt das Reiſen gar zu hübſch, weil man allerlei Neues und Nützliches dabei erfährt. Wenn ich künftig eine Landparthie machen will, werde ich mir doch genau merken, wie der Wind ſeinen Weg genommen hat!"

„Vertrauen Sie nicht zu viel auf die Sicherheit der Matroſen-Orakel," lächelte der Kapitain; „ich glaube zwar, daß ſie von allen Sterblichen mit Wind und Wetter noch am beſten Beſcheid wiſſen, wenigſtens beſſer als unſere Profeſſoren der Phyſik, aber dennoch iſt ihr Wiſſen arges Stückwerk!" —

„Je nun," fuhr Amarante leicht fort, „sie wissen doch allerlei, und weit mehr als ich, und es thut wohl an eine besondere Kenntniß und Geschicklichkeit solcher Leute glauben zu können. In Romanen von Cooper las ich es gar zu gern, wenn die Schiffsleute das Wetter ordentlich riechen oder wittern." —

„Eine solche Fertigkeit," bemerkte der Kapitain, „giebt es allerdings, aber diese Diagnose des Wetters ist nicht zu erlernen. Manche Seeleute haben sie als Naturgabe; ich nicht." —

Jeden wird es freuen, daß der Kapitain nicht prahlend etwa das Gegentheil sagte.

Amarante rief fröhlich: „Wenn sie nur dort der Unglücksrabe von Matrosen auch nicht hat!"

Indessen zog schon ein Gewitter herauf, auf Flodoards Stirn. Amarante betrachtete es lächelnd; so scheint die Sonne am anmuthigsten zwischen finstern Wolken hindurch.

Wir waren am Altonaer Hafen vorüber; Hamburgs Schornsteine dampften hinter uns; der Rauch stieg gerade auf und glänzte im Sonnenschein; die grünen Höhen, auf denen Altona liegt, schienen eben aus dem Frühlingsschlafe erwacht, der Wind war gut und doch milde.

Ich finde, es ist ein ungemeiner Vortheil für mich, und vielleicht noch ein größerer für den Leser,

daß ich ihm die sämmtlichen merkwürdigen Punkte des Elbufers schon zuvor detaillirt geschildert habe; denn ich brauche jetzt meine Fahrt gar nicht der Beschreibungen wegen zu unternehmen, sondern thäte vielleicht am besten dem Buche die kleine Elbcharte von Hamburg nach Cuxhaven beizubinden, mit der man auf dem Dampfschiff versehen wird. Rainville mit seiner schönen Terrasse und schöneren Bäumen, hundert andere reizende Landhäuser, Jakobsen's doppelte Lindenalleen mit der Erinnerung an die blauäugige Marie, die chinesischen, goldblinkenden Thürmchen in Bauer's Garten, das bunte Blankenese mit seinem grünen Baum- und Blätternest, die vielen Sandinseln und Bänke hinterm Süllberge — Alles das hat der Leser schon gesehn, und ich gleichfalls. Nur den mäßigen Grad von Phantasie fordre ich von ihm, sich die Anhöhen, auf denen er gestanden, vom Thal aus zu denken, und sie mit dem magischen Lichte zu umglänzen, in dem uns die Gegenstände erscheinen müssen, wenn wir sie von dem fröhlichen Verdeck des Dampfschiffs unter blauem Himmel und fröhlicher Gesellschaft betrachten.

Fröhliche Gesellschaft? Hm! Wie mans nehmen will; Flodoard geht auf dem Deck umher wie ein knurrender Tiger, weil Amarante ihm und der ganzen Gesellschaft den Rücken zudreht, aber neben dem

Teufelskerl von Dänen steht, und sich die Geographie des Ufers ordentlich einstudiren läßt. Der Zeigefinger ihres Lehrers, der bald auf der Landcharte, bald an den Conturen der grünen Hügel herumschweift, giebt auch mir manchen Fingerzeig für die künftigen Wendungen meiner Geschichte.

Jetzt geht mich aber im Grunde nichts etwas an als das unbekannte Land, das wir von Blankenese ab durchschiffen; denn jeder nennt ein Land, wo er noch nicht gewesen ist, ein unbekanntes, obgleich es Hunderttausenden bekannt ist, die darin wohnen, wie z. B. das innere Afrika. Ich unterscheide mich darin wenig von Cook, Parry, Roß, Caillet, Clapperton und andern Reisenden. Selbst das will ich jetzt gar nicht, oder doch nur obenhin bemerken, daß Buchhändler Schneuzerlich seine meisterlichen Gesprächs-Enterhaken zweimal vergeblich nach Flodoard ausgeworfen hat, bei dem gar nichts verfangen will, nicht einmal „Schön Wetter!" oder „Nettes Oertchen das Blankenese!" Er retournirte kaum ein Ja, geschweige etwas Besseres, und Schneuzerlich's Nova wurden eigentlich uneröffnet remittirt. Hat er so viel Krebse auf der Messe wie hier, so möchte ich lieber wer weiß was seyn, als sein Associé oder der Autor, den er druckt! —

Wir sind eine Stunde hinter Blankenese auf offenbarer See; zwar nicht nach der geographischen Charte, wohl aber nach meiner geognostischen Theorie. In und um Blankenese hört das Grün auf; dann folgen noch einige sandige Vorgebirge, eine Landphysiognomie, ungefähr wie Hilddensee bei Rügen sie hat; hierauf breite, weite, grüne Ebne, ohne andern Unterschied als den, welchen die Menschen durch Gräben, Dämme, Felder, Häuser u. s. w. hineinlinilirt und punktirt haben. Sind aber, frage ich, jene Sandhügel nicht die alten Dünen? Und das Marschland, welches wir jetzt durchsegeln, das alte Meer? — Wer mit uns gereist ist, kann mir vielleicht vorwerfen, ich hätte diese Ansicht vom Kapitain, der sie Amaranten mittheilte, doch ich erkläre dies für Verläumdung; die Welt mag nun zweifelhaft bleiben, ob der Kapitain oder ich diese Hypothese zuerst aufwerfe, so gut wie sie noch heut nicht weiß, wer die Differential-Rechnung erfunden, ob Leibnitz oder Newton; ich gewiß nicht.

Wollte ich jetzt das Panorama unserer Fahrt liefern, so thäte ich wohl am besten mir eine Leinwand von 6 — 800 Ellen Länge zu nehmen, und sie, wie im Pleorama, nach und nach vor des Lesers Auge sauber bemahlt abzuspulen, der Rheinfahrt gleich. —

Ein herrlicher blauer Himmelsdom liegt über uns, ein klareres aber dunkleres Spiegelbild davon unter uns. In dieſer blauen Sphäre ſchwimmt oben am Strande der goldne Nachen der Sonne, von leichten Wölkchen, die als Segel davor geſpannt ſind, durch den Aether gezogen; in dem Wellenſpiegel darunter zerſplittert ſich das Abbild in tauſend Strahlen und Sterne, die das Waſſer zum ächten, aber beweglichen, Lapislazuli, dunkelblau mit Goldkörnchen, machen. Nichts iſt feſt in dem blauen Globus; die Ufer ſchwimmen in ſeiner Mitte, wie leichte, grüne Geflechte auf dem breiten Waſſerſtrome, und im mittelſten aller Mittelpunkte bleibt unſer fliegendes Zaubereiland, das Dampfſchiff, das oft ſtill zu liegen, und Alles an ſich vorübergleiten zu laſſen ſcheint.

Es herrſcht, wahr iſt es, und Mahlern darf ichs nicht verſchweigen, nur ein Ton in der Landſchaft, aber ſie wird doch nicht eintönig. Der Elbſtrom wächſt wie eine umgekehrte Pyramide immer in die Breite; bald wird er zu einem großen, majeſtätiſchen See, auf dem ſich die ſtolzen amerikaniſchen und indiſchen Schwäne mit hundert Flügeln, die ſegelumflatterten Dreimaſter, wiegen. Ihre Bruſt ſchmückt die Elbnymphe mit reichen Schnüren von Glanz- und Schaumperlen, und Allen knüpft ſie ein langes, breites, ſilberhelles Band an das Steuerruder,

das sich glatt über die gehobenen Wellen legt. Es ist der Ariadnefaden, womit die Schiffe die zurückgelegte Bahn in dem Wasserlabyrinth bezeichnen.

Kleine schwarze Nachen kreuzen vom Ufer her, wie Strichschwalben über die Wasserfläche, zwischen dem großen Dreimastergeflügel hindurch. Sie alle kommen von grünen Küsten, wo das Wiesengras die Kinder bis an die Arme versteckt, wo die hohe, dunkle Waldung erhaben wie die See rauscht — das mildere Echo der Brandung, — wo die Heerden in breiten Schaaren sich auf den Triften lagern, — die rothen Dächer, grünen Thüren, Fenster und Zäune weithin leuchtend schimmern im Sonnenglanz. — Wahr ists, Freunde, es bleibt sich Alles gleich, sechs Stunden lang, doch es bleibt gleich schön, und erscheint darum immer neu. Ueberhaupt, was heißt gleich? Alles ist gleich, was man nur obenhin betrachtet, weil man auf die charakteristischen Kennzeichen nicht merkt oder nur auf einige wenige merkt. Aufmerksamkeit läßt meist alle Monotonieen verschwinden. Von unsrer Erde aus sehen sich alle Sterne gleich, wir erblicken Millionen von gleichen Welten, und doch sind auf dem Erdenstäubchen in dieser Weltenschaar, wo wir uns eingenistet haben, nicht zwei Bäume, ja nicht zwei Blätter daran, gleich! Was heißt also gleich, was —

„„Erlauben Sie, Herr Autor, nichts iſt uns gleicher oder gleichgültiger als Ihre Betrachtungen über dieſen trivialen Gegenſtand weiter zu hören. Wenn Sie übrigens auch die Monotonie aus der Welt wegläugnen könnten (ich möchte beinahe die umgekehrte Theſis, daß Alles und ewig einerlei und langweilig ſey, behaupten), ſo hätten Sie damit doch noch nichts für ſich gewonnen, bis Sie die Monotonie aus Ihren Büchern wegſchaffen, beſonders aus dieſem, und zumal aus dem Kapitel, woran wir leider leſen!““

Gröber kann man ſchwerlich unterbrochen werden, es ſey denn der Kapitain, den Flodoard plötzlich beim Arm nimmt.

Blitz! Jetzt wirds einſchlagen, jetzt geht es los! Wir erleben etwas auf dem Dampfſchiff! — Allerdings, beſter Leſer, ſogar etwas ſehr Angenehmes, nämlich:

ein Frühſtück,

welches nach dreiſtündiger Fahrt in friſcher Seeluft — wir ſind eben auf der Höhe von Glückſtadt — außerordentlich mundet. — Flodoard forderte nur den Kapitain dazu auf, der mit Freuden Ja ſagte. Amarante hüpfte von ſelbſt mit.

„Es ist sehr leicht," bemerkt hier Mancher der Leser, „so muthwillig, ohne alle fein angelegten Motive zu täuschen. Ueberraschen kann Jeder durch etwas Plötzliches, aber es muß doch Zusammenhang darin seyn." — Der ist auch darin, mein kritischer Leser, denn ich hatte das Frühstück als beste Unterbrechung des Seestücks angeordnet, und Flodoard war auch hinlänglich heftig und grob, denn er forderte Amaranten nicht auf, und zog den Kapitain so rasch von ihrer Seite hinweg, als ob er eine Flagge aufhissen wollte; dieser machte es ihm aber so schwer, als sey ein Anker aufzuwinden.

Genug, Amarante hüpfte nach; wie aber immer der Dritte am leichtesten die Beute macht, um welche zwei Andere sich streiten, so enterte auch ich hier ganz leicht mit meinem gekrümmten Ellenbogen den muntern kleinen Schnellsegler („die Amarante"), nahm ihn ins Schlepptau, und ging in der Kajütte mit ihm vor Anker, wo ein tüchtiger Beefsteaks-Ankergrund am besten zum Eingreifen der Zähne geeignet schien.

Wir sitzen. —

Alle Teufel! Richtig dreizehn am Tisch! So wollte ich doch lieber mit einer Robbenfamilie Fischthran schmausen, als — ich muß noch einmal zählen: Flodoard, Fräulein von Hammelbach, Schneuzerlich,

Fichtel, ſeine Wahlverwandtſchaftsſöhne Karl und Eduard, der Unleſerliche, der Engländer, zwei Portraits (ſiehe Nr. 10), der Däne, Amarante, — es iſt nicht anders, ich bin der Dreizehnte, ich Unſeliger! Ich Dummkopf, ſollte ich ſagen, denn ſteht nicht das Kammerkätzchen dort in der Ecke? Zum Geier mit der Etikette! Mag lieber die von Hammelbach an verſetzter Wuth ſterben, als ich an geſetzten Dreizehn! — „Meine Wertheſten," fing ich an, „wir ſind dreizehn! Dies iſt auf dem Lande ſchon gefährlich, vollends auf der See!"

„Ha ha ha;" lachte Amarante — „ich bin nicht abergläubig! Mir ſoll es darum doch wohlſchmecken!" — Allein die adlige Hammelbach empfand, daß man edles Blut nicht ſo aufs Spiel ſetzen dürfe, und rief: „Grand Dieu! Treize! Nein mein Herr, das iſt unmöglich!"

„Sie Gnädigſte," fuhr ich im Säuſelton fort, „haben die Rettung in Ihrer Hand. Befehlen Sie nur, daß dort Ihre Kammerjungfer —"

„Ma femme de chambre?" rief ſie, und ein rothes Meer des Zorns ſtieg ihr in die gelben Wangen; ich aber that als mißverſtehe ich ſie. Während ſie Athem pumpte, um ihrer Erbitterung über ſolches Anſinnen Worte zu geben, und zu beſchwören, daß ſie lieber dreizehnmal ſterben, als den Adel ihres

Geschlechts (sie meint diesmal zwei Geschlechter, das adlige und das weibliche) so beflecken wolle, beendigte ich den Rechtsstreit durch einen Staatsstreich, indem ich rief: „Mein artiges Kind, kommen Sie doch zu uns, das gnädige Fräulein befiehlt, daß Sie uns aus der höchst unangenehmen Verlegenheit reißen dreizehn zu seyn; Ihre Gesellschaft wird uns sehr erfreun.“ Die Majorität der Männer, Fichtel, seine Söhne, Schneuzerlich und der Däne zumal, stimmten sofort ein, und die von Hammelbach schnappte mit einer ganzen Lunge voll ungeborner Kriegserklärungen gegen eine so empörende Verletzung der Standesrechte ab. Malvina aber, — so war der nom de guerre des Zöfchens, da ihre Gebieterin sie so nannte, die nie auf dem Friedensfuß zu ihr stand, — saß nach zwei verschämten Danksagungen, wobei sie jedoch immer näher kam, an meiner Seite.

Da ich uns vorher der Reihe nach gezählt, weiß der Leser wie wir sitzen; ich zwischen Amaranten und Malvinen. Die Andern mag er nachschlagen. Es schmeckte uns Allen, — denn wie schmeckts auf dem Wasser, wo die Seeluft den besten Koch bildet! — vorzüglich, nur der Hammelbach nicht; inzwischen legte sie sich remarkabel vor, um doch auf ihre Kosten zu kommen. — Der Däne, ich merkte es, war höchst vergnügt über mein Heranwinken der Kammerjungfer,

weil er dafür ein Monopol auf Amaranten in Anſpruch nahm, das ich ihm, bis auf einige kleine Wilddiebereien der Galanterie, unbeſtritten ließ.

Fichtel, der nichts Arges an der ganzen Sache hatte, brachte ſie am beſten ins Gleiche, indem er vergnügt das Wort nahm. „Das hat ſich ja ganz charmant gemacht! Wir können gar nicht beſſer zu einander paſſen, und überdies der Portwein iſt ſehr gut.“ Dabei ſchenkte er ſich und ſeinen Nachbarn ein, und zeigte ſich als einen vernünftigen Mann, indem er einen tüchtigen Schnitt durch ſein Beefſteak that, und den anſehnlichen Biſſen im Munde verſchwinden ließ. — Flodoard nahm mit finſterer Stirn der Verachtung die Fleiſchſchüſſel, und ließ die Streifſchüſſe ſeiner Blicke darüber hinweggleiten, um ſie als Kernſchüſſe auf den Dänen und Amaranten zu richten. Beide blieben kalt im Feuer, ſo kalt, daß ſie es nicht einmal bemerkten. Flodoard biß die Zähne zuſammen vor Verdruß, that aber vorſichtig ein Stück Rindfleiſch dazwiſchen.

Ich lachte innerlich, hatte jedoch Mitleid mit der kleinen Malvina, die mir zuflüſterte: „Das nimmt mir mein Fräulein gewiß ſehr übel; ich werde es entgelten müſſen, daß ich hier ſitze.“

Ich ſicherte ihr in einem Geheimartikel unſeres nachbarlichen Friedens- und Freundſchaftstraktats meinen

Schuz zu, und drückte das ſtumme Siegel eines Händedrucks darauf.

In zwei Minuten war Alles vergnügt, bis auf Flodoard und die Hammelbach. Man konnte übrigens annehmen, daß das Schickſal ſie zuſammengefügt hatte, um einander die Strafen zuzudiktiren; denn Flodoard mußte ein Verwandtſchaftsregiſter auswendig lernen, das ſie ihm vorſagte, und er folterte ſie, indem er häufig Tabak ſchnupfte ohne ihr die Doſe anzubieten. Schneuzerlich nahm ſich recht nett aus auf der andern altadligen Seite, ungefähr wie ein Angler; denn er warf unaufhörlich die feinſten Geſprächs-Angelhaken, bald rechts bald links aus, um einen eleganten Diſcours zu formiren. Der Wein that etwas für ihn, und er daher auch etwas für den Wein, indem er ihn trank.

Um dem Leſer alle Tiſchgeſpräche zu ſkizziren, was eigentlich wichtig wäre, gebe ich vielleicht ein eignes Büchlein in etlichen Bändchen heraus, unter dem Titel: „Dampfſchiffs-Tiſchreden.“ Doch für dieſes Altarfeld meines Seeſtücks muß ich mich auf eine Auswahl beſchränken.

Fichtel gab das Rindfleiſch des Geſprächs. Er erzählte drei luſtige Geſchichten, lachte über ſechs andere aus vollem Halſe, lobte Gott durch die That, indem er ſeine Gabe nicht verſchmähte, und ihm

besonders für Portwein und Lachs dankte. — Seine Söhne thaten desgleichen in jüngerem Maaßstabe, d. h. sie hatten noch bessern Appetit, lachten noch herzlicher. Nur eins war ihnen nicht recht, daß wir auf dem Fluß noch keine Seestürme erlebten; darüber wären sie fast mit ihrem Vater Fichtel aneinander gerathen, der in seiner Antipathie gegen die Seekrankheit den Sturm, als deren Ursach, haßte wie die Hölle; zumal da er zwischen Jamaica, Calcutta und Hamburg, Wegstraßen die er öfters gemessen, hinreichende Stürme genossen hatte.

Flodoard und die Hammelbach würzten unsere Gesprächsmahlzeit durch bittere Citronen. Ich gebe dem Leser einige Scheiben.

Flodoard: „Weibliche Flatterhaftigkeit und Charakterlosigkeit ist bekannt. — Schiller sagt: „„denn die Arge liebt das Neue!““ — Ich finde mich oft völlig überflüssig! (darin geben wir ihm Recht) — Es ist eines Mannes ganz unwürdig, seine Meinung und sein Lebensschicksal jemals von den gnädigen Blicken einer Frau abhängig zu machen! — Verachtung der Menschen (besonders des andern Geschlechts) [die Parenthese murmelte er leise] ist meist die richtigste Behandlung derselben. (Ich versprach ihm im Stillen, sein Prinzip auf ihn anzuwenden.)“

In der Hammelbachschen bittern Citronen-Rolle standen folgende Phrasen: „Alles Rohe verletzt mein Gemüth! — Es giebt jetzt zu wenig Leute von feiner Bildung und standesmäßiger Erziehung! — Malvine, lege meinen Arbeitsbeutel auf die Bank dort — hol' mir mein Taschentuch — etwas rascher muß ich bitten." — Dieses Schnarrwerk der Befehle rasselte in einem fort, obgleich Schneuzerlich, die jungen Fichtel und ich uns beeiferten die Cabinetsordres der Alten stets selber auszuführen, aber nicht um ihr, sondern um der niedlichen Malvine diese Cavalierdienste zu thun.

Schneuzerlich vermehrte die Schaugerichte unsres Gesprächs mit einer Milchspeise, woran aber Salz und sonstiges energische Gewürz fehlte, und die folglich ungenießbar war. Hier ein paar Theelöffel vom faden Gericht: „Es ist heut der glücklichste Tag meines Lebens! — Eine so gebildete, feine Gesellschaft, — so gutes Beefsteak, — das schönste Fahrwetter, — ich amusire mich außerordentlich — wahre Menschen fühlen mehr als sie denken, — hier, hier (dabei schlug er auf die Stelle, wo nach den Anatomen das Herz sitzen soll), hier ist der Prüfstein unsers Werths!" — Der Lump! Ich habe genug von ihm.

Der Däne servirte uns einen feinen Caviar, Amarante ein pikantes weibliches Dessert. — Ich werde

mich aber wohl hüthen Proben zu geben, nachdem ich die Waaren so gelobt habe. Recensenten voller Bosheit, wie es deren viele giebt, bemerkten mir vielleicht dazu: „Also das hat der Autor für Caviar gegessen? (oder gar gegeben, wenns eigne Fabrik wäre!) das für ris de malte, Früchte in Branntwein, Ingwer, et caetera? Er bitte uns doch ja nicht wieder zu Tisch als höchstens auf ein Kartoffelgericht."

Mit einiger Arroganz behaupte ich von mir selbst, daß ich die Bouillon zum Mahle theilweise geliefert. — Die Portraits, der Engländer, der Unlieferliche lieferten nichts zum Pickenik als — leere Teller. Sie wollten nur ihren Magen, nicht ihre Köpfe etwas vor diesen voraus haben lassen. Deshalb streife ich sie nach dem Frühstück ab wie welke Blätter; sie fallen aus der Geschichte vorläufig wenigstens aus; es wäre besser sie wären gar nicht darin gewesen, aber wer kanns allen Leuten an der Nase ansehen, was sie bei Tische taugen werden? Vielleicht taucht höchstens der Engländer John Bull noch einmal auf, falls er seinen Kopf bis zum Abend über der dreiviertelellenhohen Halsbinde über Wasser halten kann. — Das Resultat des Frühstücks war:

1) daß wir satt wurden; 12 vom Essen, 2 vom Ingrimm, die Hammelbach und Flodoard.

2) Daß ich mit der kleinen Malvine einen Allianztraktat geschlossen hatte; auf welche Bedingungen, und zu welchem Endzwecke, wird nachher klar werden.

3) Daß ich Amarantens Gespräche mit dem Dänen wirklich bedenklich zu finden anfing.

4) Daß wir wieder aufstanden und aufs Verdeck gingen, aber weniger freiwillig, als weil der Kapitain durchs Sprachrohr herunter rief:

„Seehunde!“

Wir kamen nämlich eben an einem breiten aus der Ebbe der Elbe auftauchenden Sandwerder vorbei, wo sich wohl hundert Robben gelagert hatten. Der Kapitain wußte, daß seine Passagiere nicht sämmtlich Cooks und Parrys waren, und dachte daher, und mit Recht, sie durch diese Parthie des Seestücks angenehm zu überraschen. Nur wären wir beinahe um den Anblick gekommen, weil Fichtel den Satz aufstellte, der Kapitain habe uns nur einen Schreck machen wollen, und uns dieses Seemannsschimpfwort hinabgerufen. Er konnte sichs, als Vielgereister, nicht denken, daß man uns einer solchen Lumperei wegen, wie hundert Robben, beim Frühstück stören werde. Es war aber nicht anders, denn gleich nach dem Sprachrohrruf schoß auch ein Adjutant, der Schiffsjunge,

die Kajüttentreppe herab, und citirte uns sämmtlich aufs Deck. Die Eifrigsten waren die jungen Fichtelstämme, die jetzt ein Abentheuer beim Schopf zu haben glaubten. Karl bohrte unter dem Ausruf „Seehunde!" die Hammelbach und Flodoard beinahe in den Grund, indem er zwischen beiden durchschoß, daß sie seitwärts fast über Bord geworfen wurden; Eduard fuhr ihm nach in der Bresche wie die Schweizer hinter Winkelried. Wir Alle schnellten uns ohne Hülfe treppaufwärts, und Amarante flog voran wie eine Leittaube. Blos Fichtel blieb philosophisch fest auf seinem Sitz und Satz, nämlich dem: „Alle lebendigen Seehunde der Nord- und Ostsee und des atlantischen und stillen Meeres wiegen mir nicht ein Stück eines geräucherten Lachses auf." Damit legte er sich das letzte aus der Schüssel auf seinen Teller, und ließ uns unter den Seehunden. —

Es behagte ihm aber nicht mehr so wie zuvor, da er jetzt einsam in der Kajütte saß. „Um ein miserables Hundert Robben solch einen Aufstand zu machen," hörte ich ihn noch einmal uns nachrufen; „und sogar die Frauenzimmer laufen danach, als obs hundert Roben wären!" Er lachte uns nicht einmal kräftig nach über sein Bonmot, sondern es blieb ihm halb mit dem letzten Schnitt Lachs im Halse stecken.

Der Beschauer eines Seestücks verlangt mit Recht Schilderungen, zumal wenn Seehunde lebhafte Gruppen darin bilden. — Ich zeichne also darauf los.

Als wir auf das Deck kamen, sahen wir uns einer langen, schmalen Sandinsel gegenüber, die kaum einen Fuß hoch über dem Elbspiegel hervorragte. Es war eine von denen, welche täglich zweimal ans Licht treten, und zweimal, mit der Fluth, verschwinden. Die Sonne schien blendend auf die weiße Sandebne, von einem Kranz noch weißeren Schaums umgeben. Zerstreut, wie lagernde Sennonen oder Sarmaten, breiteten sich die Seehunde auf diesem ihnen ganz eigenthümlichen Territorium aus, welches ihrer Doppelnatur für halbes Wasser- halbes Landleben völlig entsprach. Sie lagen da und dehnten sich behaglich im Sonnenschein aus, die langen Floßfederschwänze halb in den Sand gewühlt, die Tatzen bequem, sphinxartig vor sich hinstreckend. Unser Dampfschiff imponirte ihnen wenig; nicht einer der uns höflich salutirt hätte. Ja manche trieben es in der Verachtung der Etikette zu weit, denn sie gähnten uns ins Angesicht, oder streckten sich faul auf den Rücken nieder, als wären sie todt für die Welt. Im ersten Ueberblick hätte man sie für eine Heerde grauschwärzlichen Rindviehs halten können, so zahlreich waren sie auf der Sandtrift zerstreut. Doch sobald man sie einzeln ins Auge gefaßt

hatte, war es nicht mehr möglich auf die erste Täuschung zurückzukommen.

Amarante betrachtete die seltsamen Thiere mit erstaunten Blicken; sogar ihr Däne verlor für den Augenblick gegen die Robben, denn sie schenkte diesen mehr Aufmerksamkeit als ihm.

Ich unterbrach das hübsche Mädchen in ihrem staunenden Verlorenseyn mit der, der Leser räumt mirs ohne Schwierigkeit ein, ziemlich albernen Frage: „Finden Sie diese Seehunde so schön, verehrteste Tischgenossin, daß Sie so in ihren Anblick versinken?“ „Nun,“ sagte sie schnippisch, und hatte Recht dazu, „das eben nicht; aber zeigt mir etwas Schöneres und ich werde es ansehn!“ Dabei maß sie mich mit einem spöttischen Blick vom Kopf bis auf die Zehe. Ich hatte nicht Zeit böse zu werden, geschweige mich auf eine Antwort zu besinnen, denn sie fuhr sogleich fort: „Das wars aber nicht, weshalb ich diese Thiere so aufmerksam betrachtete. Allein sehen Sie nur die wunderlichen Physiognomieen, so gravitätisch, so höchst ernsthaft! Dort jener lange Schlummerer, der seinen Kopf auf den Rücken des Nachbars gelegt hat, und sich nur dann und wann im Schlaf ein wenig regt — sehen Sie, der interessirt mich ganz besonders, weil ich mir einbilde, er ist nicht ohne Geist. Sagen Sie mir Ihre Meinung, glauben Sie nicht, daß eine

Seele ganz wunderlicher Art in solch einem Unthier steckt, der es nur an Organen fehlt sich kund zu thun? Ich bilde mir ein, dieser Seehund träumt eben sehr lebhaft, vielleicht sogar sehr schön! Sie sind ein Dichter! Führen Sie doch meine Phantasie aus, und dichten Sie den Traum eines Seehundes!"

„Schade," rief ich, „daß Sie diese Aufgabe nicht dem Improvisator Langenschwarz gestellt haben, ich wäre selbst neugierig zu wissen, was ein Seehund träumen kann!"

„Wahrlich, er träumt," fuhr Amarante nackisch lebhaft fort, „Flodoard, kommen Sie doch näher, sehen Sie diesen majestätischen Robben hier auf der Sandspitze! Wie mahlerisch er den Hals gereckt hat und auf dem Rücken seines guten Nachbars mit dem ernsthaft drolligen Gesicht ausruht! Wie schön stechen die schönen weißen Zähne gegen die schwarze Schnauze ab, — und der melancholische Zug um die bläuliche Nase, — die strenge Falte auf der Stirn, — die nachläßige Haltung des ganzen Körpers, — die übereinandergeschlagenen Füße mit der Schwimmhaut, — das finstre Colorit welches über die ganze Erscheinung ausgebreitet ist, — so ein brummiger Seehund ist doch ein sehr interessantes Wesen, nicht wahr, Flodoard? Od er wohl z. B. eifersüchtig seyn kann?"

Ich biß mich auf die Lippen, er auch, nur verbissen wir Jeder etwas Andres. Eben wollte er antworten, als das Gespräch auf eine unvermuthete Weise unterbrochen wurde. Die bisher ganz apathischen Meerungeheuer, die unser Dampfschiff mit solcher Geringschätzung betrachteten, daß die Meisten es vielmehr gar nicht beachteten, nahmen urplötzlich Notiz davon. Einer reckte zuerst den Hals hoch auf, dann wandte er kurz um und stürzte sich ins Wasser. Auf dieses Signal zur Flucht gerieth die ganze Seehundsheerde in Aufruhr; die Thiere stolperten ungeschickt durcheinander, übereinander weg, und koboldeten (ein ganz neues Verbum) dem jenseitigen Rande des Sandstreifens zu; die dort gelagerten wurden durch die Völkerwanderung der andern gedrängt, und, wie die Franzosen an der Beresina, vorwärts in die Fluth getrieben. Sie stürzten sich zuerst in die Wellen, und mit ungeheuerm Getöse und Gebraus die andern nach.

„Das ganze Heer entschaart sich dem Gefilde."

So hatte denn doch unser Achilleus von Dampfschiff diese Schaar flüchtender Troer in den Skamander gestürzt, und der Träumer war mit ihnen in den Wellen verschwunden. Wir unsrerseits, Passagiere und Mannschaft des Dampfschiffs, erhoben ein jubelndes Siegesgeschrei, und schifften triumphirend am langen Schlachtfeld vorbei, ohne es zu behaupten.

Die Nachwelt, denke ich, wird von dieser Schlacht am Sandwerder zwischen Glückstadt und Braunsbüttel etwas zu reden haben. —

Die Intrigue in meiner Geschichte steht jetzt einige Zeit still, was die Leser um so mehr verwundern wird, als sie noch gar nicht bemerkt haben, daß sie angefangen hätte. Rein wissenschaftlich, geographisch, statistisch, historisch halte ich mich jetzo mehrere Zeilen lang, und falle auch ganz aus dem Rahmen eines mahlerischen Seestücks in den eines bloßen Reiseportraits. Wir haben nämlich Brauns- oder Brunsbüttel, ein kleines dänisches Oertchen, erreicht, bei welchem es mir, wie bei fast allen Orten der Gegend, nur zweifelhaft blieb, ob die Dächer der Häuser röther, oder ihre Thüren grüner seyen. Hinter Brunsbüttel verliert die Elbe ihre Freiheit, indem sie durch Steindämme Meilen lang eingezäunt, und durch den Zaun im Zaum gehalten wird, bis weit unter Sankt Margarethen, abermals einem dänischen Oertchen, welches dem vorigen so ähnlich sieht und liegt, daß ich glaube, die Einwohner selber unterscheiden es nicht, ob sie zu Brunsbüttel oder Sankt Margarethen sind.

Die hübsche Unterbrechung des Dampfschiffs-Einerlei fand auch hier von Zeit zu Zeit Statt, daß Nachen vom Ufer her heranruderten um uns neue Ladung zu

bringen, oder alte Fracht abzuholen. Schon von Weitem hatten wir mit dem Fernrohr ein artiges Häuschen mit brennendem Dach und grünenden Thüren und Fensterläden wahrgenommen, vor dem ein Halbwagen mit angespannten Pferden stand. Auf einer Bank zunächst der Thür saßen zwei Frauengestalten, deren Strohhüte weit hin leuchteten. Als wir uns jetzo näherten, zogen sie die Friedens- und Begrüßungs-Flagge ihrer Schnupftücher auf, und ließen sie im Winde flattern. Wir Alle thaten desgleichen, und hätten darüber fast nicht bemerkt, wie ein alter Herr, — den ich überhaupt bisher unbegreiflicher Weise gar nicht wahrgenommen hatte, — mit Thränen in den Augen mitten unter uns stand und auch wehte mit seinem Tuch, aber den Arm nicht mehr recht frisch erheben konnte. Ich sah ihn mit einem verwunderten Blick an, den er, da er fragend genug erscheinen mochte, beantworten zu müssen glaubte. „Es sind meine Töchter, die dort auf mich warten, mein Herr," sprach der Greis mit bewegter Stimme und die Thränen glänzten heller an seinen Silberwimpern, „ich habe sie drei Jahre nicht gesehen, denn so lange war ich in Rußland. Sie müssen sich sehr herausgewachsen haben, denn als ich sie verließ, waren sie noch nicht funfzehn Jahre alt; es sind Zwillingsschwestern!"

Ich sah wie sein Vaterherz schlug, wie seine Augen sehnsüchtig spähten, die Formen und Züge genauer zu sehen, die ihm aus dieser Ferne noch so unbestimmt erschienen, daß sie auch eben so wohl jedem andern weiblichen Wesen angehören könnten. Plötzlich faßte mich der Gedanke erschreckend an: „Wenn der Vater sich nun täuschte, und Andere einen Andern dort erwarteten!“

Ich richtete schnell meinen Frauenhofer auf die beiden Mädchengestalten, lehnte ihn fest an einen der Pfeiler, der das Zelt des Decks trug, und konnte nun deutlich die Züge der beiden schönen jungen Mädchen erkennen. „Hier, mein Herr,“ rief ich, „sehen Sie, ob Ihre Töchter sich verändert haben!“

Der Greis trat vor das Fernrohr; er wischte sich schnell die Thränen ab und sah hindurch. „Ach mein Gott, ja sie sind es,“ rief er freudig aus, „sie sind sich noch ganz ähnlich, nur voller aufgeblüht!“

Er war nicht mehr vom Fernrohr wegzubringen, bis der Nachen, der ihn abholen sollte, uns geentert hatte. Die Schiffleute riefen ihn laut an, da fuhr er auf, schüttelte mir die Hand, rief im eiligen Gehen „Dank, herzlichsten Dank,“ grüßte die ganze Gesellschaft, war mit der Leichtigkeit, welche die Freude verleiht, die Treppe hinab, und in den kleinen Nachen. Nach wenigen Sekunden schwebte dieser schon weit

hinter uns auf den gehobnen Wellen der Elbe. Eine Minute ſpäter ſtreiften wir ſchon dicht an der Erdzunge vorbei, auf der das Häuschen lag, und konnten die Züge der beiden Schweſtern, die ganz vorn am Ufer auf der letzten Stufe einer zum Landen eingerichteten Treppe ſtanden, mit bloßem Auge erkennen. „Ihr Vater iſt wohlauf" rief ich mit lauter Stimme hinüber, und die beiden Mädchen, die ſich bisher gar nicht mehr um unſer Schiff kümmerten, ſondern nur nach dem Nachen ſchauten, blickten beide zugleich auf, und grüßten nun dankbar mit lebhafteſter Freude und argloſer Herzlichkeit. — Ich fühlte mich in dem Augenblick leicht an der Hand geſtreift, blickte zur Seite und ſah Amaranten neben mir ſtehn, deren ſeidnes Kleid mich berührt hatte. In ihren ſchwarzen Augen glänzte etwas Andres als die Munterkeit; ſie ſah, obwohl lächelnd, ernſt aus, und ich fand, daß dieſer ſanfte Ernſt ihr noch ſchöner ſtehe als der Muthwille. Als ſie mich und meinen Anblick wahrnahm, ſprach ſie: „Das war ein hübſches Bild; und ſo ſchöne Mädchen mit langem, blondem Haar! Und ein ſo würdiger alter Kopf! Mahlen Sie mir lieber dies Genrebildchen und ich erlaſſe Ihnen den Traum des Seehunds!"

Ich nahm ihre Hand, drückte ſie leiſe, trotz ihres Zurückziehens, und verſprach es.

Der Leser weiß nun, weshalb er nicht weiß, noch erfährt, was ein Seehund träumt, sondern wie ein Vater in den Armen seiner Töchter liegt; eine ganz alltägliche Geschichte!

Hätte ich sie aber nur halb so anmuthig abgespiegelt, wie die Wellen der Elbe die beiden schlanken Mädchengestalten, nach denen wir nur noch zurücksehen, bis der Vater aus dem Nachen fiel, — nur in ihre Arme versteht sich — man dankte mirs dennoch.

Ich muß aber ein neues Kapitel anfangen, sonst bleiben wir am Ende noch Stunden lang in der Umarmung dieser dänischen Töchter, vom Stamm der goldlockigen Aslauga. Es beschließt

„die Fahrt und ihre Abentheuer",

wobei der Leser mir vielleicht kaum zugiebt, daß die erste Hälfte der Ueberschrift Statt gefunden hat (ich kann ja Alles extemporirt und erlogen haben), geschweige die zweite, daß wir Abentheuer erlebt hätten. Wenigstens Karl und Eduard, die doch so ziemlich der Mehrzahl der Menschen gleichen, würden mich für rein toll erklären, wollte ich behaupten, es sey uns irgend etwas aufgestoßen. Denn sie erwarteten zwischen Hamburg und Curhaven wenigstens so viele Erlebnisse wie Kapitain Roß beim Einschneien am Nordpol. Auf einige Seestürme, Lecke, zersplitterte Masten,

Korſarengefechte, Schiffsbrände, Verſchlagenwerden nach mehrern noch unentdeckten Welttheilen weit hinter der Landcharte, — wenigſtens auf Einiges der Art hätte doch jeder Paſſagier für ſein Geld Anſpruch gehabt, vollends der Leſer für ſeinen Abonnementszins in der Leihbibliothek! — Aber er bekommt nichts, ſondern gelangt im nächſten Kapitel eben ſo gemächlich und abentheuerlos wie wir nach

Cuxhaven.

Unter dieſe Ueberſchrift faſſe ich indeſſen Manches zuſammen, was man vielleicht nicht dahinter ahnen wird. — Unvermerkt ſind wir auf die See gelangt, nämlich auf das, was ein Binnenländer dafür hält, eine Waſſerfläche, von der er vor ſich kein Ende, an den Seiten kaum die Ufer ſieht. Er muß wenigſtens ſcharf hinblicken, um zu unterſcheiden, ob es ein Wolken- oder Nebelſtreif, oder eine bläuliche Küſtenlinie iſt, welche die Ebene der Waſſer unterbricht. Karl und Eduard ritten beinahe auf dem Bogſpriet um weiter in die See hinaus zu ſchauen und größere Wellen zu entdecken als wir. Fichtel machte den Cicerone. Er nannte uns jede Windmühle, jede kleine Thurmſpitze, und zeigte wie ſie zum Schifferzeichen, zur Richtung der Fahrt dienten. Der Däne hielt ein Repetitorium

des Collegiums für Amaranten. Die von Hammelbach dichtete einen sophokleischen Chor dazu, wobei sie Strophe und Antistrophe sehr sorgfältig beobachtete. Ich habe den Chor auswendig behalten; er lautete:

Strophe.

Was Sie sagen!
Ists möglich!
Was Sie sagen!

Antistrophe.

Was Sie sagen!
Ists möglich!
Was Sie sagen!

Ueber die merkwürdigen Metra, so wie über die Dialektformen hat mir Herr Geheimerath Böckh *), dem ich das authentische Bruchstück mittheilte, eine Abhandlung versprochen, die ich im Anhang mittheile, wenn der berühmte Philolog Wort hält. —

„Was ist das Weiße dort?" rief plötzlich Amarante mitten in das Collegium und Repetitorium hinein. — „Wo? Welches Weiße? Was?" schwirrten unsre

*) Ich wollte mich erst an Doktor Wagenfeld, den berühmten Sanchuniathoniden, deshalb wenden, weil gerade er mir der Mann für solche Auffindungen zu seyn schien, doch ich kam nachmals nicht, wie zu Anfang mein empfindsamer Reiseplan war, durch Bremen.

Fragen. — Amarantens niedlicher Finger wurde der Compaß, nach dem unsre Augen segelten; sämmtliche Blicke steuerten nordwestlich.

„Das ist wahrhaftig schon der Leuchtthurm von Cuxhaven!" rief Fichtel; „so haben Sie ihn doch zuerst entdeckt."

Karl und Eduard schwenkten auf dem Bogspriet die Mützen, und schrieen „Land! Land!" Fichtel lachte darüber wie über eine Anekdote. Amarante hüpfte aus dem Collegium, der Prora des Schiffs zu, als sey sie dort dem Ziele näher. Wir alle folgten der fröhlichen Führerin. Der Däne segelte ihr zunächst, Flodoard flankirte sie von der andern Seite.

Es ist immer ein feierlicher Augenblick auf einem Schiff, wenn man das Ziel einer Fahrt erblickt, sollte es auch, wie es oft genug geschieht, nicht das Schönste seyn, was die Reise bietet. Hier aber war es so. Ein günstiger Gott nahm unsre Freude in Schutz, und trieb mit frischem Hauch eine Wolke, welche die Sonne eben verhüllte, hinweg, so daß sie prachtvoll leuchtend ihre glänzendsten Strahlen herab warf. Das Meer blitzte auf im goldnen Wiederschein. Wie plötzlich aus dem Grunde emporgestiegen leuchteten zahllose weiße Segel auf der weiten dunkelblauen Fläche auf. Ein frischerer Athemzug des Windes schwellte die Brust der Wellen höher; unser Schiff schwankte bemerkbar; das Meer

ließ uns fühlen, daß wir in seiner erhabenen Gewalt waren, die uns mit einem leisen, heiligen Erzittern durchdrang. — Im Halbkreis geordnet standen wir auf dem Vordertheil des Schiffs, und freuten uns der brausenden Eile, mit der es sich Bahn durch die gehobenen Wogen brach. Aber nur in unsrer Nähe zeigte sich Höhe und Tiefe der Wellen; der Blick über das Ganze fand das Meer spiegelrein, wie aus dunkelblauem Krystall gegossen, nur mit leichten Schaumflocken kräuselnd überwebt. So werden dem höher gestellten Auge alle Tiefen des Schmerzes und Höhen der Freude auf dieser ganzen Erde zu einer ruhigen Ebene, die nur durch den darüber gespannten Himmel Licht und Farbe erhält. —

Amarantens freudigglänzendes Auge überflog den weiten Raum vor ihr; sie faßte mit schnellem Blick die Größe des Ganzen, das Zierliche des Einzelnen auf. Es war hübsch von ihr (wenigstens gefiel mirs), daß sie bei jedem Empfinden auch wissen wollte; ich hasse die verschwimmenden Gefühlsseelen, denen jeder Begriff verschwindet, wo eine Empfindung angeregt ist, jede klare Zeichnung des Geistes in dem Farbenmeer der Gefühle verwischt wird. — Bei Amaranten folgten auf Eindrücke auch Vorstellungen; sie befestigte sie sich durch Fragen. Sehr zu ihrem Nutzen, aber noch mehr zu dem des Lesers und zu meiner Bequemlichkeit, denn

Alles was ich ſchildern ſollte, um meinen Leſern der empfindſamen Reiſen ein Detailbild von der Seefahrt zu geben, ſetzte ſie in ihren Fragen-Katechismus, worauf der Däne die Antworten zu geben hatte.

„Was bedeuten die Fäſſer, die dort ſchwimmen?“

„Sie liegen an Ankern feſt und treiben oben auf der Fluth um ſeichte Stellen anzudeuten.“ —

„Sehen Sie dieſe Vögel mit der weißen Bruſt, den weißen Flügeln?“

„Seemöven; ſie grüßen den Seemann, der von der Höhe des Meeres kommt, durch einen Beſuch, den ſie ihm vom Lande aus machen, und empfangen den Schiffer, der aus dem Strom des Binnenlandes in das Gebiet der Meergötter gelangt, ebenfalls durch ein begrüßendes Umflattern des Fahrzeugs.“

„Aber dort, der Vogel mit breiten, ſchwarzen Flügeln, der hoch über uns ſchwebt?“

„Ein Fiſchreiher! Doch ſind die Flügel nicht ſchwarz, ſondern aus weißen und ſchwarzen Federn gemiſcht. Nur die Höhe, und daß die Sonne über ihm ſeinen Schatten nach unten wirft, läßt ihn ſo ſchwarz erſcheinen!“

Das Dampfſchiff nahm eine lebendigere Natur an; es ſchien in ſich friſchere Kräfte zu fühlen, als es dem Ziel der Reiſe näher kam, denn es regte die Schaufeln raſcher, und warf die Wellen brauſend auseinander.

Wie im Wettlauf durchflogen wir die blaue Rennbahn des Meeres, freudig staunend, selbst gehoben und geweckt durch die siegreiche Kraft, mit der der Mensch sich das Element dienstbar gemacht hat. — Wie von unterirdischen Göttern aus der Tiefe allmählig heraufgehoben, stiegen die Ufer deutlicher und höher aus der Fluth herauf. Jetzt gewahrten wir das weiße Badhaus zu Cuxhaven, jetzt sahen wir den Abglanz der Sonne in den Fenstern des Leuchtthurms, jetzt schimmerten uns die rothen Dächer von Ritzebüttel aus dessen grüner Wiesenumgebung entgegen. Die Begrüßungsflagge wird aufgezogen; vom Ufer weht ein ähnlicher Gruß zu uns herüber; Nachen werden als schwarze Punkte, die uns entgegenschwanken, sichtbar; wir unterscheiden Gestalten. Die langen Pfahlbollwerke, die den Hafen bilden, heben sich palissadenartig aus den Wellen; die Holzbrücken und Dämme, weit in das Wasser hinausgebaut, ragen uns entgegen; der ganze Apparat eines Seeortes für Verkehr und Schifffahrt stellt sich in seiner Eigenthümlichkeit dar.

Amarante hat wieder zwanzig lernbegierige Fragen an den Dänen zu thun, die dieser eben so gern beantwortet, als sie gethan werden. Flodoard brummt Commentare dazu, die er vielleicht auch in Druck giebt, wenn er Gegenwärtiges liest.

Plötzlich aber unterbricht ein allgemeines Hussah, Halloh, Hurrah, oder wie das Onomatopoetikon heißt, dessen sich Schiffer und Seereisende bei Freudenrufen bedienen, das Duett-Gespräch, wie ein brausendes Tutti das Solo eines Concertisten. Das Dampfschiff macht eine schnelle Wendung, die Schaufeln werden eingezogen, wir schwimmen langsam, sicher in das Hafenthor ein; dann lagert der Coloß sich auf der ruhigen Fläche, beißt sich mit dem Zahn des Ankers fest, und der Dampfkessel haucht zischend seinen letzten Athemzug aus. —

Schwankende Gondeln umringen uns, beuteluftig, wie schwarze Raben einen Leichnam (ein äußerst dummes Gleichniß so am Ende eines Bandes empfindsamer Reisen), und saugen sich an dem Körper des Dampfschiffs an wie Blutigel. — Koffer, Mantelsäcke, Mäntel, kurz Alles, was es an Reisegeräth und Gerümpel giebt, wird hinabgestürzt; wir sämmtlich nach, nicht ohne Angstruf der Damen, — die Hammelbach kreischte wie eine Seemöve — die beim Schwanken der Nachen auf den gehobnen Wellen in diese statt in jene zu fallen besorgten. Sie fielen aber in keins von beiden, sondern in die Arme kräftiger Lootsen, die nicht ohne Vergnügen die schwankende Amarante und das Kammermäuschen (warum sagt man nicht besser so, als Kammerkätzchen) auffingen.

Fichtel trat kernhaft in die Jolle; ich desgleichen; der Engländer fiel sackartig, Karl und Eduard langten wie Luftspringer an, Schneuzerlich hasenhaft, Flodoard griesgrämlich oder ernsthaft; kurz jeder auf seine Weise. — Jetzt tanzten die Nußschaalen mit uns auf der Fluth; Fichtels Naturell-Söhne fühlten sich selig in den Armen der See gewiegt zu werden, — Fichtel schwur (wegen der Seekrankheit besorgt), der Teufel hätte ihn nicht hineingebracht, wenn man nur 100 Schritte weiter bis zum Ufer habe, — die Damen sahen anfangs ängstlich aus, doch nachher vergnügt, — die Lootsen lachten, — eine Mütze fiel ins Wasser, — ich notirte Alles, — endlich hatte ich nichts mehr zu notiren, denn die Barke hielt vor einer Treppe am Hafenbollwerk, wir wurden aus geladen, und ein geladen uns ins Badehaus zu lagiren. Xenophons hellenische Krieger riefen begeistert aus „Thalatta! Thalatta!" als sie das heilige Meer glänzen sahen, wir aber freuten uns des Ufers. „Land!" rief ich fröhlich und laut, als ich die feste, gesunde Erde unter den Füßen fühlte (und bedachte, daß nun das Seestück fertig gemahlt sey), Land jubelten mir alle Dampf-Reise-Gefährten nach, und am vergnügtesten ruft vielleicht der Leser, weil er ja mit mir zugleich hier ans Ufer des ersten Seestücks springt:

„Land, Land, Land!"

Sechstes Intermezzo.

Ehe ich in der Geschichte weiter fortfahre, muß ich einige kleine Unterhandlungen mit dem Leser anknüpfen. Ich besorge nämlich schon zum dritten oder vierten Male in diesem Buch, daß ich mich ganz mit ihm überwerfen werde, weil er mir vorhalten kann, ich erfüllte meine contraktlichen Bedingungen aus der Einleitung nicht, indem ich ihm weder fortgesetzt ächte Seestücke, noch Poststücke, noch Erzstufen liefere. Allein der Leser irrt, denn ich habe ihm durchaus nicht versprochen nichts als das zu liefern, und gehe mithin über meine Verpflichtungen hinaus, wenn ich ihm auch andere Artikel fournire. Mein einziges Bedenken ist nur das, er möchte glauben, ich verfälsche oder verschlechtere die Waare, oder schiffe lauter Ballast ein statt werthvoller Güter. Dagegen kann ich freilich nichts haben, allein in diesem Falle ist meine ganze Lieferung Ballast, und der Leser von Grund aus betrogen. Dann bliebe mir gewiß nichts übrig, als mein Schicksal zu beklagen und das seinige dazu. Glaubt er sich aber nicht ganz und durchweg betrogen, so ist er es auch nicht halb.

Ich hätte uns Allen diese ganze Rede ersparen können, wenn ich dreist genug wäre die Ueberschriften nach Willkühr zu machen. Die nachfolgenden Kapitel setzen mich aber wegen ihrer Zwitterhaftigkeit in wirkliche Verlegenheit, was ich damit anfangen soll. Vieles geht an der See, sogar in der See vor. Anderes freilich kann keinen Tropfen Seewasser aufbringen. Meine Gewissenhaftigkeit ist nun sehr groß, und ich wage nicht dasjenige Seestück zu nennen, was auf einer Landzunge wie Cuxhaven vorgeht. Dort aber soll viel vorfallen, das darf ich dem Leser versichern. Der kleine Hafenort wird der Schauplatz der verwickeltesten Intriguen werden, Kabale und Liebe setzen alle ihre Kräfte ein und der Sturm in den Gemüthern überbraust am Ende gar den Seesturm.

„Halt! Halt! Halt! Um Gottes willen halt, guter Autor! Denn mit Nichts schadet Ihr Euch mehr als damit, großen Lärm von Euch selber zu machen. Wir wollen abwarten, ob der Spektakel der Rede werth seyn wird. Am Ende müßt Ihr Euer Stück statt Kabale und Liebe „Viel Lärmen um Nichts" taufen!"

Ich fühle das Gerechte dieses Vorwurfs und thue wohl am besten nichts mehr zu versprechen,

ſondern nur zu halten, d. h. ans Werk zu gehn und vor allen Dingen das Intermezzo zu enden.

Präliminar-Abentheuer in Cuxhaven nebſt hiſtoriſch-geographiſchen Skizzen des Schauplatzes.

Unſere ganze Caravane, die muntere Amarante wie immer an der Spitze, zog dem Badehauſe zu, wo wir nicht baden, ſondern eſſen, trinken, ſchlafen wollten. Fichtel übernahm es für die beiden erſten Abſchnitte als Oberwart Sorge zu tragen; um den letzten hatte ſich jeder ſelbſt zu bekümmern. Das Badehaus liegt kaum einige hundert Schritte vom Landungsplatze, und man ſpaziert ſehr angenehm auf dem Hafendamm dahin. Das Gebäude hat zwei Stockwerke und iſt eingerichtet wie ein Kloſter, indem ſich im obern Theile lauter Zellen zu einer, höchſtens zwei Perſonen befinden, im untern die allgemeinen Räume, von denen jedoch nur das Refektorium ein Analagon der Kloſterabtheilungen iſt. Außerdem fehlt es meines Erachtens, ſo weit ich die Localität unterſucht habe, an Betſaal, an Kirche, Orgel, Beichtſtühlen und ähnlichen kirchlichen Inſtituten. Dagegen gab es weltliche, wie Billard-Saal, Gartenſaal und andere

mehr. Ich wüßte nicht, daß irgend jemand von uns oder ein früherer Reisender über diese Abweichungen von La Trappe Beschwerde geführt hätte.

Mir hatte die Einigkeit unsrer kleinen Gesellschaft auf dem Dampfschiff trotz mancher Spaltungen in ihrem Innern gefallen, ja diese widerstreitenden Elemente waren es gerade, welche unserm Verein etwas Pikantes gaben. Denn was wäre ein Schauspiel ohne Intrigue? ja was die Weltgeschichte ohne Krieg? Es war mir also darum zu thun, unsere kleine Colonie mit den Elementen der Lust, der Unlust, des Behagens und Unbehagens, die sie in sich trug, beisammen zu erhalten. Ich fühlte mich, daß ichs nur gestehe, im Stillen berufen gewissermaaßen der Direktor dieser kleinen Schauspielertruppe wider Willen zu werden, sah aber auch sogleich ein, daß meine Macht verloren wäre, wenn irgend jemand sie ahnete, außer die, welche sie mit mir theilen sollte, Amarante. Ich hatte dem lebendigen Mädchen einen Geist der Herrschaft und der schalkhaften Intrigue angemerkt, und beschloß denselben zu meinen Zwecken in Anspruch zu nehmen. Unumgänglich nöthig war mir dabei auch die Kammerjungfer, die, so fromm und demüthig sie aussah, und auch in gewisser Beziehung war, doch den Schalk im Nacken trug.

Die Jahreszeit war schon zu weit vorgerückt für ein Seebad, daher stand das ganze Haus leer, und ich hatte vollkommen freie Benutzung des Theaters. Nicht einmal eine Unterbrechung war zu fürchten, denn sogar Helgoland war von Badegästen geräumt; in der Woche zuvor hatte das Dampfschiff die letzten weggeführt. Wir durften also fast sicher seyn, daß unser abgeschlossenes Gesellschaftskränzchen durch niemand gestört und vermehrt werden würde. Ich wollte aber auch nicht, daß irgend jemand fehlen sollte, am wenigsten die hübsche Malvine. Deshalb steckte ich mich hinter Amaranten, und bat sie, während wir unsern Ballast in dem Badehause ausluden, auf eine Veranstaltung zu denken, daß wir Alle beisammen blieben. Sie versprach es und hielt auf der Stelle Wort. „O weh, — was seh ich!" rief sie plötzlich aus, und that sehr erschreckt. Der Däne sprang auf sie zu, Flodoard fragte: „Was ist Ihnen?" Ich selbst war erstaunt. — „Ja, ja, es ist richtig, es ist nur zu wahr," rief sie, nachdem sie die Blicke hatte im Kreise umherschweifen lassen, „das Schicksal will uns gewaltsam ins Verderben stürzen. Wir sind gerade wieder zu dreizehn ans Ufer gestiegen, genau wie zuvor beim Frühstück! — Ich, Sie, Sie, Sie, Sie u. s. w." zählte sie durch — „nicht anders! Dreizehn!!" Die von Hammelbach war leichenblaß

geworden, denn sie hing, so sehr sie sich auf dem Schiff, wo noch andre Aushülfe war, der Einrangirung ihrer Kammerjungfer in unser Regiment widersetzte, als die Furchtsamste von Allen am meisten an dem Dreizehner-Glauben.

„Doch nein," fuhr Amarante fröhlich fort, als Malvine eben mit einer Frachtladung von Schachteln auf den Armen in die Saalthür trat, „da ist ja das gute Kind, was uns schon beim Frühstück rettete! Mein theuerstes Fräulein (sie wandte sich zur Hammelbach), Sie sind uns eine wahre Segensgöttin!" (Dem halben Honorar entsagte ich, wenn ich dem Leser ein getreues fac simile des von Hammelbachschen Lächelns bei dieser Anrede auf gegenwärtiges Blatt setzen könnte.) „Sie helfen uns aus der Gefahr! Meine Herren, treten Sie zusammen, bilden Sie einen Kreis um uns! Liebes Kind (zur Kammerjungfer), kommen Sie auch herein!"

Wir befolgten Amarantens Befehl, welche die verwunderte Hammelbach an der rechten, ihre Kammerjungfer an der linken Hand nahm, und dann feierlich anhub: „Schwören Sie uns drei Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts hiermit Gehorsam, so lange wir in diesem Hause weilen! Das Unglück hängt über unserm Haupte! Spaziergänge, Spazierfahrten, Mittagstafel, Abendtafel, Alles sey gemein-

ſam; wer ſich ausſchließt, iſt ein Verräther an der hülfloſen Weiblichkeit, ein Verbrecher am ſchönen Geſchlecht!"

„Wir ſchwören!" rief ich aus, „wir ſchwören!" fielen der Däne und Flodoard kanoniſch ein, „wir ſchwören!" intonirte der ganze Chorus, ſogar der Engländer, der gar nicht wußte, was er von dem Zeuge denken ſollte. Die Andern wußtens freilich faſt eben ſo wenig.

Am erſtaunteſten war Malvinchen, doch nicht betrübt über die Wendung der Dinge. Zwar zuckte über das Antlitz ihrer Herrin ein ſchroefelgelblicher Anflug von Verdruß, doch da es mir für meine Zwecke ſehr wichtig war dieſe guter Laune zu erhalten, ſo näherte ich mich ihr mit einigen ſchmeichelhaften Redensarten, ſprach von Dankbarkeit, Glück der Geſellſchaft, und andern Dingen mehr — und ſie war bald gewonnen.

Es war ein großes Glück für mich, den Theaterdirektor, daß wir jetzt einige Spaziergänge in Maſſe unternahmen, wobei ſich die Intriguen ganz herrlich entwickelten. Nur Schade, daß es theatraliſch ganz unzuläſſig iſt zweiſtündige Spaziergänge auf der Bühne anzubringen! Man brächte das ſchwierigſte Stück, die verwickeltſten Anlagen ganz leicht in Gang, während man jetzt oft ſeine wahre Noth hat!

Im Spazierengehn gebe ich jene in der Ueberschrift versprochene historisch-geographische Skizze von Curhaven.

Das Historische der Sache ist ganz kurz; ich weiß nichts davon, man müßte denn die Notiz dahin rechnen, daß ein Hamburger Senator sechs Jahre Amtmann in Curhaven gewesen seyn muß, sonst kann er nicht zum Bürgermeister gewählt werden. Curhaven ist also das Proconsulat der Hamburger. Nun ans Geographische. Der Strand ist flach und öde, doch weiter ins Land hinein wird Alles grün. Eine Meile, so lang schätze ichs wenigstens, in See liegt die Insel Neuwerk, wohin man bei der Ebbe zu Lande fahren kann, indem alsdann die See so seicht ist, daß der Wagen nicht bis über die Achse ins Wasser geht. Da aber die Chaussee unter den Wellen nicht die vorzüglichste ist, so wäre ein Brechen der Achse wohl nichts Unwahrscheinliches, und man müßte alsdann zu Fuß durchs rothe Meer wie die Juden, oder würde von der Fluth überrascht wie die Aegyptier. Wir hielten es daher für bedenklich zu Wagen nach der Insel zu fahren, und fuhren, um ganz sicher zu fahren, — gar nicht.

Wenn man dem Damm folgt, der von dem Badehause landeinwärts führt, so gelangt man in das Städtchen Ritzebüttel, welches an dieser äußersten

Ecke Deutschlands ganz behaglich in grünen Wiesen und Gebüschen liegt. Es besitzt auch ein Schloß, bis zu welchem wir aber nicht vorgedrungen sind. Dies wäre ungefähr die Geographie oder Landbeschreibung von Curhaven, doch die wichtigere ist die Hydrographie oder Wasserbeschreibung. Möchte nämlich das Land noch unbedeutender seyn als es ist, so würde doch die breite, prächtige Strom- und Meerfläche die Stelle zu einer machen, wo empfindsame Reisende Esel seyn müßten, wenn sie nicht in Feuer geriethen durch das Wasser. Curhaven (besonders aber sein Leuchtthurm, auf den der Leser nachher mit muß) liegt gerade an der Ecke der See und der Elbe. Eine zwei Meilen breite Strommündung ist für uns Binnenländer schon ein Meer; die Curhavner Schiffer behaupten aber doch, die eigentliche See fange erst fünf Meilen weiter an.

Ein Landschaftsmahler muß viel auf Vordergründe halten, wie ein Philosoph auf Gründe überhaupt. In Curhaven ist der Vordergrund der Seestücke selbst für einen Backhuysen und Schotel sehr wichtig. Ich meinestheils wenigstens sehe gar zu gern die kleinen menschlichen Biberbauten und Schanzen, womit er seinen Rückzug aus dem Kampfe mit dem Ungeheuer der offnen See deckt. Damit meine ich die Verpfählungen und Hafenbollwerke, die das Meer am Ufer

in kleine Stübchen und Kämmerchen abtheilen. Hier ſieht man mächtige Balken, Steinmolen, gewaltige Verſchränkungen, Pfahlwerke, Dämme. Ich muß den Leſer mit uns dahin ſpazieren laſſen, denn er wird ſehen, daß dieſe Bauwerke ſpäterhin noch eine wichtige Rolle in unſrer Geſchichte ſpielen. Um bei der Ebbe nicht ganz vom Gebrauche der See abgeſchnitten zu ſeyn, haben die Curhavner nämlich lange Dämme und Gerüſte ins Waſſer geführt, wo man je nach dem Stande der Fluth an verſchiedenen Treppen mit kleinen Kähnen landen und ſo nach den großen im Hafen liegenden Schiffen hinüberfahren kann. Man hat eine erſte, zweite, dritte Treppe. Ich kann aber nicht ſagen, daß der Weg von der dritten Treppe nach der erſten ſonderlich bequem oder behaglich wäre, denn er führt (ſey es perpetuell oder nur momentan wegen einer Bauunordnung) auf ſchmalen, einen Fuß breiten Balkenrippen entlang, die wohl 30 Fuß hoch über der Waſſer- und Bodenfläche, auf ſtarken Stützen liegen, aber keine Geländer haben, und doch gegen 70 bis 80 Fuß lang ſind. Ich frage jetzt wahrlich jeden empfindſamen Leſer, ob er es mir, dem empfindſamen Schreiber, verdenken kann, wenn er im Mantel, bei heftigem Winde, durchaus kein Motiv in ſich finden konnte, den 80 Fuß langen, über dem 30 Fuß tiefen Abgrund liegenden Balken entlang zu wandern, wo

unten der Boden ſtatt mit Federbetten, mit enormen Steinen bedeckt war, die aus dem ſeichten Waſſer hervorragend, nicht einmal einen ſichern Sprung auf ſie hinab zuließen. Ja, wäre noch tiefes Waſſer unten geweſen, ſo daß ein kaltes Bad die ſchlimmſte Chance bei dem Einſatz in dieſes Wageſpiel gebildet hätte! Aber Steine, wie die Mühlſteine, unordentlich übereinander gelagert, daß man die Auswahl unter tauſend Spalten und Löchern hatte, wo man ſich beide Füße brechen konnte, wenn man oben durch Wind oder Schwindel die Balance ein wenig verlor! — Nein — das war mir ein zu ſchlechtes Geſchäft, und ich verdenke mirs noch heut nicht, daß ich andern Morgens durchaus nicht darauf entrirte, trotz Fichtels, Karls und Eduards dreiſtem Vorangehn. Schneuzerlichs Lage (die Geſchichte wird davon ſprechen) war in der That beinahe noch ſchlimmer als komiſch, und ich muß den armen Teufel im Voraus herzlich darob bedauern. Hätte ich gewußt, was er auf den verfluchten Balken zu leiden haben würde, ich hätte ihm vielleicht Abends zuvor Manches erſpart. —

Der Leſer ſieht, ich mache ihn neugierig auf Vieles, was im dunkeln Hintergrunde der nächſten Nacht liegt. —

Vorläufig ſehn wir uns die Wagebalken (von wagen, nicht von Wage) nur an, und denken nichts

Arges dabei, am wenigſten daß ein Menſch darauf ſpazieren gehen ſoll. Aber wir klettern anderweitig am hölzernen Dammbau umher, und freuen uns des luſtigen Treibens im Hafen. Lauter kleine Boote wie Nußſchaalen tanzen auf den Wellen, und die Schiffer und Fiſcher darin ſind ſo gewandt, ſicher, keck, wie die Gemſen auf den Alpenhörnern. Beſonders hat Amarante ihre Freude daran, da ihr der Däne erzählt, daß dieſe kleinen Fahrzeuge, Curhavner, Helgoländer, Blankeneſer u. ſ. w. die keckſten Reiſen nach England und Holland unternehmen, und ſich in Sturm und Ungewitter auf die hohe See wagen. Ja eins von ihnen hat die Wette gemacht, auf ſeiner Nußſchaale nach Neu-York zu ſegeln, und ſchneller anzukommen als ein prächtiger amerikaniſcher Dreimaſter — und hat gewonnen!

„Auf den Leuchtthurm, auf den Leuchtthurm laßt uns jetzt ſteigen," bat oder befahl Amarante, da eben die Sonne ſtrahlend durch die Wolken brach, und das Meer hell aufblitzte, die Landſchaft den grauen Schleier abwarf und in der reinen Pracht der Farben, beſonders im friſchen Schmuck des Grüns daſtand.

„Jetzt rathe ich nicht dazu," warf der Däne ein, „der Anblick iſt ungleich ſchöner in der Abendſtunde, wenn die Sonne ſich gegen das Meer neigt und das Waſſer in Feuer verwandelt, ſein Silber in

Gold umſchmilzt. Auch iſt der Leuchtthurm jetzt geſchloſſen, und wir müßten den Wächter mit den Schlüſſeln erſt aus Ritzebüttel, wo er wohnt, holen laſſen."

„Gut, ſo laſſen wir den Leuchtthurm, und ſpazieren nach Ritzebüttel!" antwortete Amarante.

„Und holen Wächter und Schlüſſel gleich herbei," ſetzte ich hinzu, „damit wir auf den Nothfall beides zur Hand haben."

Wir ſetzten uns Alle in Bewegung. Fichtel mit ſeinen beiden Temperamentsſöhnen munter voran. Flodoard und der Däne neſtelten ſich wie Kaperſchiffe am Backbord und Steuerbord Amarantens an. Ich meinerſeits wollte mich zur kleinen Malvine ſchlagen, allein diesmal muß ichs geſtehen, kam Schneuzerlich mir zuvor, welcher, mit determinirterer Gewandtheit als ich ihm zugetraut hätte, dem hübſchen Kammermädchen den Arm bot und durch den Focus ſeiner Brillengläſer brennende Augenſtrahlen auf ſie warf um ihr Herz für ihn zu entzünden. So ging es alſo hier in Cuxhaven wie in der übrigen Welt: der Buchhändler überliſtete den Schriftſteller. — Ich ließ es aber diesmal gern geſchehn, und trat nicht einmal mit dem Engländer in die Schranken, welcher die andere Seite von Miß Malvina in Beſitz nahm und die engliſche Flagge aufpflanzte; denn ich blickte in die Ferne und

sahe ein, daß für das angelegte Schauspiel gar keine bessere Einleitung gefunden werden konnte als eine Liebesintrigue Schneuzerlichs mit dem Kammerkätzchen und eine starke Dosis englischer Eifersucht dazwischen geschoben. Oder gäbe es etwa eine schönere Parallelsituation zu Amarantens Verhältniß mit dem Dänen und Flodoard?

Noch weiter in die Ferne blickend (der Leser wird erst in den folgenden Kapiteln meine Weisheit oder vorausschauende Dichterkombination recht zu fassen vermögen), bot ich sogar dem Fräulein Hammelbach meinen Arm mit dem festen Entschluß, ihr zwischen Curhaven und Ritzebüttel die Ueberzeugung aufzudringen: ich sey ein äußerst liebenswürdiger Mann. Und wiewohl nicht von Adel, sondern vielmehr ein Pariah (denn in diese Klasse wird der deutsche Schriftsteller jetzt rangirt), doch ein Mensch mit dem sich reden lasse, und allenfalls bei Tische sitzen, wenigstens nach Ritzebüttel gehen auf einsamem Strandwege.

Ich sage uneigentlich Strandweg, denn es ist ein Damm, der sich ins Land hinein zieht. Unsere Caravane zog fröhlich darauf hin, erlebte jedoch, etwas Wind der uns um die Nase wehte ausgenommen, nichts Erhebliches von Abentheuern. Wir betrachteten im Vorübergehen das Haus, wo der Amtmann wohnte, und ihn selber. Ein stattlicher Mann, etwas in die

Breite geſchnitten, mit einer Accipitralnaſe. Hätte ich gewußt, was mir der dicke Mann im blauen Frack noch für Aerger machen würde, es hätte ihm übel ergehen können auf dem Ritzebüttler Damm.

Aber doch nicht ſo übel als einem armen, hübſchen, blonden, ſchlanken, friſchen Mädchen aus Ritzebüttel, das uns dicht vorm Ort entgegenkam. Fichtel machte muthwillige Jagd auf ſie, und wollte ſie in die Wangen kneipen, denn da ſie zwei Eimer trug, war ſie außer Wehrſtand geſetzt. Ich drohte Fichteln mit einem ſchallenden Holla! Doch es half nichts; das Mädchen wich aus, wollte lachend entſpringen, doch die Eimer waren zu ſchwer, Fichtel haſchte ſie, Karl haſchte Fichtel, Eduard Karl, doch dieſe ganze Kette von Händen war nicht ſtark genug das Mädchen zu halten. Sie riß ſich los, aber — ſtrauchelte im Graſe, fiel — und die Eimer ergoſſen ſich zur Hälfte unter, zur Hälfte über ſie. So lag ſie mir und der zurückſchaudernden Hammelbach zu Füßen, wie eine Venus Aphrodite, nämlich in Schaum ſchwimmend, denn ſie hatte nicht Waſſer, ſondern — Bier in den Eimern gehabt. Ein klägliches, halb lächerliches, halb weinerliches, „O weh" ertönte aus dem Munde des Mädchens, das halb beſchämt, halb hülflos da lag. Es war eine eigne Aufgabe ihr empor zu helfen, wenn man nicht ſelbſt beſchäumt werden wollte. Jedoch

reichte ich ihr meine Hand, und so war sie rasch auf den Füßen. Eben so schnell war aber auch Fichtel heran, und rief mit gutmüthiger Stimme: „Tröste Dich, hübsches Kind! Es soll Dein Unglück nicht seyn, daß wir muthwillig gewesen sind! Du sollst für Dein vergossenes Bier so viel Schillinge haben, daß Du Dir Wein in die Eimer füllen lassen kannst. Hier, thu die Schürze auf!" Das Mädchen sah ihn mit höchst komischem Ausdruck an, halb froh, halb verdrießlich, halb ungläubig, halb hoffend; er aber half ihr selbst die nasse Schürze zum Beutel falten, und warf eine Hand voll Silbergeld hinein.

„Der Herr treibt Scherz!" rief das verwunderte, hübsche Kind plattdeutsch, doch die Augen leuchteten ihm von süßer Hoffnung, daß es Ernst seyn möchte.

„Bist Du getröstet?" lachte Fichtel, dem die ganze Sache wie eine erzählte Anekdote vorkam; „nun so geh zurück, hole neues Bier, und dann mache, daß Du nach Hause kommst um Dich abzutrocknen. Aber höre! künftig springe nicht so toll und blind davon, wenn Dich ein galanter Mann küssen will!"

Karl und Eduard hatten ihr die Eimer wieder auf die Schultern geholfen, das Mädchen drehte sich dankend nach allen Seiten, und rief: „Jetzt hab ich einen neuen Sonntagsstaat!" Damit sprang sie wie

ein Reh uns voran in Ritzebüttel hinein, wo sie bald in einem der nächsten niedrigen Häuser verschwand.

Ich gestehe, dieses muntre Kind war das hübscheste, was ich in ganz Ritzebüttel gesehn. Doch gab ich leise murmelnd dem Fräulein Hammelbach Recht, welches diesen rohen, unschicklichen Scherz höchst anstößig fand. „Fi donc," sprach sie, „wie Studenten oder Handwerksbursche benehmen sich die Herren!"

„Fi donc, Sie haben Recht, Gnädigste! Aber sind Ihnen Studenten und Handwerksbursche gleich?"

„Was soll man da für Unterschied machen?" sagte sie.

„Ei, Gnädigste, es studieren ja Viele vom Adel!" —

„Nun, die haben freilich eine ganz andere Conduite; auch sind es zum Glück nicht so sehr viele, sondern sie werden lieber Militairs. Glauben Sie mir (sie schnupfte dabei Tabak, und ich verschnupfte die Rede, wie man auf Universitäten sagt), man ist sehr von dem Vorurtheil zurückgekommen, daß man studirt haben muß um hohe Staatsämter zu bekleiden. Eine edle Geburt ist die beste Qualität dazu! Ich könnte Ihnen —"

„Exempla sunt odiosa, Gnädigste," sprach ich,

und rief ablenkend: „Sehen Sie, wie herrlich jetzt die Sonne den Leuchtthurm bescheint!“

Auf dieses Wort drehten wir uns sämmtlich um und traten den Rückmarsch an, dem Leuchtthurme zu, denn Amarante hatte schon längst, ohne sich um unsre Studentenabentheuer zu kümmern, den Wächter mit den Schlüsseln aufgesucht.

Der Leuchtthurm.

Tieck hat viel gegen Houwalds Leuchtthurm einzuwenden, ich auch; doch ist Einiges gewiß sehr dichterisch und aus der Natur gegriffen darin, namentlich das Leben auf dem Leuchtthurm selber. Klingt gleich der Gedanke etwas hyperromantisch, daß sich ein in den höheren Sphären der Bildung aufgewachsener Mensch dem Thurmwächtergeschäft für seine Lebenszeit widmen sollte, so liegt es doch gewiß Keinem ganz fern, einmal eine Zeit lang in so wunderbarer Behausung zuzubringen. Ich wenigstens gestehe gern, daß es ein Gedanke, ja ein Wunsch ist, der mich oft überfällt, die Wechselzeiten eines Jahres wenigstens, einmal in der Abgeschiedenheit des Leuchtthurmwärters zuzubringen. Ich möchte nun freilich seine Geschäfte, das Anzünden der Lampen, vollends das Reinigen, Docht abkappen und Anderes mehr nicht eben gern

beſorgen; wenn ich aber einmal auf Jahresfriſt ſein einſamer Miethsmann im Leuchtthurm ſeyn könnte, wahrlich ich wäre es gern. Und zumal in der Zeit, vor welcher die Meiſten ſich fürchten, in der Winterszeit.

Ach, wäre ich nur Jean Paul, nur der Halb- oder Neumond ſeiner ſtrahlenden Vollmondsſcheibe, ich wollte Euch das Leben auf dem Leuchtthurm ſo reizend ſchildern wie er das ſeines ſchwediſchen Landpfarrers. So gut wie er uns aus ſeinem Jugendleben vier Idyllen gemahlt, die der vier Jahreszeiten, wollte ich Euch vier Leuchtthurms-Idyllen mahlen. Mit dem Sommer fing ich an um mit dem Lenz ſchließen zu können, und ſagte dann etwa ſo: Die

Sommer-Leuchtthurms-Idylle

würde ſich folgendermaaßen ausnehmen. Im runden Thurmſtübchen unter der Lampenkammer wohne ich, und habe meine Ausſicht aus den vier Fenſtern nach den vier Himmelsgegenden. In der lauen Nacht, wo die Dämmerung glänzend am Saume des Meeres herumzieht, und ſich in den Wellen ſpiegelt ohne darin zu verſinken, wo die Abendröthe ſo lange im klaren Aether ſchwimmt, bis ſie zur Morgenröthe wird, wo die Sterne bleicher aber lieblicher, wie ſilberne Lilien

am Firmament blühen — in der lauen Nacht bleiben die Fenster offen und das saufte Rauschen der Wellen wird mein Wiegenlied, und die milden Lüfte, die über die See wehen, hauchen mich kühlend an, und bringen mir die schönsten Träume von reizenden Wasserfeien, die im krystallnen Reiche wohnen, und aus den Wellen herauftauchen um uns hinabzulocken in ihr kühles Bett. Der blendende Lampenkreis über mir schimmert wie ein goldner Morgenstern den Schiffern entgegen; er bringt ihnen Freude, ohne als Flammenzeichen der Noth in ihre Gefahr hineinzuleuchten. Denn das Meer bleibt sanft, und jeden Morgen ziehen die prächtigen Schiffe mit geblähten Segeln durch den goldnen Triumphbogen Aurorens heran. —

Der frischere Windhauch erweckt mich. Die tiefste Gluth der Morgenröthe brennt in den Aether hinauf und in die Fluthen hinab. Bis auf meine Lagerstätte flammt der Widerschein und röthet mir Brust und Antlitz; ich bade sie im kühlen Athem der Morgenluft.

Jetzt zuckt ein brennender Strahl über den Rand der Wellen, das Feuerauge der Sonne wirft seine Blitze in den Ocean, und er flammt sie tausendfach zurück. Der halbe Erdkreis rauscht in brennenden Flammenwogen auf, — die andre Hälfte liegt unter der stillen grünen Decke der Fluren noch in schlummernder Ruhe.

Es duldet mich nicht mehr in dem engen Stübchen; ziehen gleich die Ströme des Morgens durch vier Thore hindurch, ich muß doch hinauf auf die Thurmzinne, wo ich mitten in ihrem Ocean schwimme. — Das Spiegelbild der Sonne strahlt mir aus jeder Reverbere der längst erloschenen Lampen zurück, und umgürtet den Thurm mit einem glühenden Kranz, in dessen Mitte die Thurmspitze im Purpurfeuer des Morgens brennt; ja der Gewitterableiter sieht aus, als sey er aus angeglühtem Eisen gehämmert. —

Unten rauscht das Meer in breiten, majestätischen Wellen langsam gegen das Ufer; die Seeadler und Fischreiher wiegen sich mit breit ausgespreizten Flügeln hoch in den Lüften über uns; die weißen Möwen flattern scheu um die Windfahne. Am ganzen Horizont tauchen die Segel der Fischerkähne auf, die sich die Nacht hindurch von dem Meere wiegen ließen; dort zieht auf vollen Schwingen des Windes ein stolzer Segler heran, dem die Morgenröthe das weiße Gefieder purpurn überglänzt, wie Cleopatras Luftschiff. — —

Die Farben erbleichen endlich, das klare Licht des Tages siegt. —

Die heißen Strahlen brennen auf den Spiegel des Meeres, und saugen sich in dem Gemäuer meines Thurms ein. Unter der Schwüle wird Alles still;

die Vögel verschwinden, kein Lüftchen regt sich, das Laub wagt nicht zu flüstern, selbst die Welle athmet mit leiser gehobener Brust. Kaum daß hie und da ein Fisch flüchtig aus der silbernen Ebene emportaucht, um noch schneller zu verschwinden, als fliehe er vor der heißen Gluth, in die er sich vorwitzig gewagt, zurück in seine kühle Wassergrotte.

Nun wird mein rundes Thurmstübchen zu einem schattigen, kühlen Zufluchtsort. Ich habe mich voll gesogen an den schwelgerischen Gaben der Natur, — die Brust bebt im Drang dichterischer Fülle, der Geist blickt in sich selbst zurück, und trinkt an seinen eignen Quellen. Unendlich schön ist das reiche Weltall draußen, wo Himmel und Meer einander im blauen, unermeßlichen Spiegel anschauen; doch schöner und reicher ist die innere Welt, die, an den Strahlen der äußern gereift, jetzt ihre tausend Zauberbilder vor mir vorüberführt. —

Endlich kommt auch die süße Ermattung über mich; die Schwüle, dieser reifende Lebensathem aller Blüthen und Früchte, siegt, — die Glieder spannen sich müde ab, — ein lähmender Schlummer, eine südliche Sieste, nimmt mich in die weichen Arme. —

Es ist später Nachmittag da ich erwache; die Sonne wirft schon ein halbröthliches Licht herab. Die Erde liegt in warmer Gluth, das Meer spielt mit

dunkelblauen Wellen um das Ufer. — Nun leidet mich's nicht länger mehr droben. Ich eile die dunkle Schneckenwindung der Stufen hinab, und trete der lieben, heimathlichen Erde näher, über der ich so lange geschwebt. Wie mein Fuß sie berührt, ist es als ströme mit ihr das traute Gefühl geselliger Menschlichkeit in mich ein. Der alte Strandwärter mit dem Silberhaar, der jeden Abend die Sonne mit der Betrachtung sinken sieht, wie ungewiß ihm ihre Wiederkehr am Morgen ist; der muntre Fischerbube, der vor der Hütte sitzt, Netze strickt und mit heller Stimme seine Lieder singt; das blondlockige Mädchen mit Früchten, die mir begegnet — sie sind mir Vater, Bruder, Schwester geworden. Ich grüße sie mit bewegter Brust. —

Der Strand ist regsam. Die Fischer bereiten ihre Boote für die nächtliche Fahrt; ein großes Schiff hat sich vor Anker gelegt, und kleinere Nachen umschwärmen es um von seiner Ladung in Empfang zu nehmen, und zu hören, was es Neues aus fernen Welttheilen mitbringt. Die Ruder plätschern, — Badende jauchzen und jubeln, — ich werfe mich selbst in die kühle Fluth, und lasse mich von ihren Armen wiegen, und von der Abendröthe umspielen, — ein goldner Duft umfließt Meer und Ufer — er verraucht allmählig in das Blau des dunkelnden Him-

mels — blasse Sterne flimmern ungewiß am Firmament — die Erde wird kühl, ruhig, schattig — das Leben sinkt der Sonne nach — Alles still, groß, erhaben! —

Gedankenvoll kehre ich zurück zu dem Thurm, der grau in die Lüfte steigt. Jetzt blitzt die erste Flamme seiner Lampenkrone auf, — bald schmückt der Lichtkranz seine rauhe Granitstirn, und wirft die Strahlen weit in die Einsamkeit der See hinaus, für Alle, die auf dem trügerischen Elemente weilen, ein milder Heimathsgruß. — Nun hebt und zieht es mich wieder hinauf, nach der einsamen Thurmzelle. Ach wie süß behaglich ist jetzt die Beschränkung des Raums, wie befreundet die kleine Flamme auf meinem Arbeitstisch unter dem Strahlenkreis über mir, der auf Meilen in die Nacht hinaus leuchtet.

Nun fesselt mich wieder das heilige Reich des Gedankens, dem die Nacht so befreundet ist. Alle lieben Gestalten der Vergangenheit, der Ferne, des Traums, der Hoffnung, treten vor meine Seele und bringen ihr zugleich Sehnsucht und Frieden. — Nur leicht fliegt der Blick zuweilen über das Blatt vor mir hinaus, und streift über die bleiche, helldunkle Silberfläche des Meeres.

Die Mitternacht breitet ihre dunklen Flügel aus; unter ihnen ruht Alles in geheimnißvoller Stille. Jetzt

öffnet sich das Thor der Geister, die Sterne schauen ihrem stillen Weben lautlos zu. Es flüstert im leisen Zug des Windes, — die Aeolsharfe haucht die schüchterne Antwort auf die lispelnde Geisterfrage, — aus den Wellen blinkt es wunderbar schimmernd auf, — dort zieht es in leichten Nebelbildern an den Ufern hin, — in süßen Düften weht Elfenathem durch den Aether, — da zittert der Mondstrahl über den Meeresrand, und legt sich schmeichelnd an die sanft gehobne Brust der Wellen — — welch ein süßes Spielen, Kosen, Flüstern — geheimnißvolle, duftige Gestalten, — es umweht und umdämmert mich, wiegt mich in selige Betäubung — leise lösen sich die Fesseln des Geistes, — er taucht hinab in das unendliche Meer des Schlummers und des Traums. —

Fortsetzung des wirklichen Leuchtthurms.

„Aber frißt und säuft denn so ein ästhetischer Leuchtthurmbewohner Nichts?“ fragte Fichtel lachend, der zugehört hatte, während ich obige phantastische Idylle Amaranten und der Hammelbach nicht ohne anständigen Pathos aus dem Stegreif recitirte. — Die Hammelbach schoß ihm, denn sie war ästhetisch gerührt, einen grimmigen Blick zu. Schneuzerlich,

der auch zugehört hatte, faßte mich am Arm und lispelte mir ins Ohr: „Wie wäre es, beſter Herr Rellſtab, wenn Sie dieſe Phantaſie aufſchrieben? — Ich würde ſie unter billigen Bedingungen recht gern verlegen. Für gutes Papier und Druck hafte ich Ihnen. In ein Taſchenbuch, das ich herauszugeben beabſichtige, gäbe das einen charmanten Artikel, einen halben Bogen etwa, dächte ich.“ —

„Ich danke Ihnen ſehr, Herr Schneuzerlich, aber leider iſt die Idylle, nebſt ihren drei Geſchwiſtern, ſchon verſagt.“

„Nun, und die Herbſt-Idylle?“ fragte Amarante, unſer Flüſtergeſpräch unterbrechend.

„Die werden wir jetzt eben erleben,“ entgegnete ich, indem wir gerade am Fuße des Leuchtthurms angelangt waren.

Der Thurmwächter ſchloß auf; wir wurden einzeln eingezählt und ſtiegen die Wendeltreppe hinan. Es ſcheint zwar gleichgültig in welcher Ordnung, doch wird das zu bemerken ſeyn, daß Amarante voranging, und Flodoard und der Däne ſich beinahe die Schulterblätter abrannten vor Eifer ihr zuerſt zu folgen. Doch der Däne gewann es wieder über Flodoard; hinter dieſem marſchirte die Hammelbach, dann ich, dann Malvine, dann Schneuzerlich, weiter konnte ich nicht ſehen, wie ſich die Compagnie zum Gänſe-

marſch geordnet hatte. Die von Hammelbach keuchte merklich vor mir; dennoch hörte ich mitten im Geräuſch unſrer Fußtritte plötzlich einen leichten Halbausruf Malvinens, der halb nach Schreck, halb nach Unwillen klang. Zugleich ſtieg ſie einige Stufen haſtig hinan, und ſuchte ſich dicht an mich zu halten. Schneuzerlich huſtete, und mäßigte ſein Tempo in dem Maaße wie Malvine, der ich anmerkte, daß ſie gern bei mir vorbei geeilt wäre, es beſchleunigte. Die Treppe war gerade an dieſer Stelle ganz dunkel — dies Alles zuſammen gab mir einen eignen Gedanken über den kleinen Unfall, dem ichs anmerkte, daß er gute Früchte für die Komödie aus dem Stegreife, die ich Abends aufführen wollte, tragen könnte. — Mittlerweile ſind wir auf die Höhe des Thurms gekommen und treten in das Wächtergemach. Fichtel bemerkte ſogleich: „Theuerſter Reiſegefährte, ich finde, Ihr Idyllen-Laboratorium iſt etwas eng und gedrückt, und es riecht merklich unangenehm nach Lampenöl darin!“

Ich konnte es freilich nicht läugnen, und lachte mit allen Andern.

„Es iſt überhaupt eine verdammt gedrückte Luft hier, und ich ſehe nichts von Ihren vier Fenſterthoren nach Nord, Oſt, Süd und Weſt,“ fuhr er fort, indem er ſich komiſch auf einem Bein umdrehte, und

nach allen Himmelsgegenden visirte. „In einer schwülen Sommernacht würden Sie sich hier nicht allzugut befinden, dächte ich, Herr Poet!“

„Nun dann mag er,“ fiel Amarante, die sich ein wenig ärgerte, ein, „hinaufsteigen, wo wir hinwollen, auf die Gallerie.“

Wir thaten es, und kletterten eine Etage weiter, in das gläserne Lampengehäuse, in die Laterne über den Laternen hinein.

„Hier halte es der Teufel aus,“ zürnte Fichtel, „man erstickt ja vor Lampenqualm und Hitze!“ Damit hatte er die Thür geöffnet und war auf die Gallerie hinaus, wohin ihm Schneuzerlich, der Engländer, der Unleserliche, die Portraits, kurz unser ganzer Gesellschafts-Ballast, den ich künftig auch immer unter diesem Titel bezeichnen werde, folgten. Die Frauen und wir Andern blieben. Amarante war so wißbegierig wie Karl und Eduard. Sie besah mit beiden die Lampen, ließ sich die Einrichtung derselben, um stets eine möglichst gleiche und helle Flamme darin zu erhalten, erklären, betrachtete die paraboliſchen Reverberen, erstaunte über die Dicke der Scheiben der Laterne, in der wir saßen, und that dabei wohl zwanzig Fragen, die ihr der däniſche Cicerone alle eben so vollständig und gescheut beantwortete, wie sie dieselben vernünftig an ihn richtete. Ich bekenne, daß

mir Amarante mit ihrem klugen, praktiſchen Weſen, mit dem ſie doch ſo viel Weiblichkeit zu vereinigen weiß, in jeder Minute beſſer gefällt, und ich anfange mich ein wenig in ſie zu verlieben. Andre an meiner Stelle hätten es längſt ſchon recht ordentlich gethan.

Auch Karl und Eduard fragten allerlei, und der letztere unter Anderm wie die Lampen ausgelöſcht würden? — „Ausgelöſcht?“ erwiederte der Wärter ganz erſtaunt. „Was ſoll dabei Beſondres ſeyn? Ich blaſe ſie aus, oder ziehe den Docht ein, oder laſſe ſie rein ausbrennen. Die Herren werden doch wiſſen, wie man ein Licht auslöſcht?“

Amarante lächelte; Eduard wurde roth, halb vor Verlegenheit, halb vor Aerger. „Ich meine,“ fuhr er fort, „wie man auf einmal alle Lampen verlöſcht, um es mitten in der Nacht plözlich finſter zu haben?“

Der Leuchtthurmwärter *) ſah den Frager noch erſtaunter an als zuvor, und ſeine ganze Miene ſagte, er wiſſe nicht was er von der Thorheit denken ſolle. Selbſt Amarante hatte ein feines Lächeln auf den Lippen, und der Däne wandte ſich hinterwärts um das ſeinige zu verbergen. Ich ſelbſt wußte anfangs nicht, was Eduard mit ſeiner Frage wolle, als mir plözlich

*) Ich bemerke hiermit, daß ich das ganze Kapitel hindurch unſchlüſſig bleibe, ob ich Wärter oder Wächter ſchreiben ſoll.

das Licht eben so rasch aufging, wie er es gelöscht haben wollte. „Ach," rief ich, „Sie denken an Houwalds Leuchtthurm! Sie möchten hier auch mit dem Auslöschen der Lampen eine Nemesis ausüben! Ja mein theuerster Freund, das ist das Unheil, welches wir Poeten in die Welt bringen, weil wir die Wirklichkeit nach unsrem Gebrauch zuschneiden. Eine solche Anstalt zum Schicksalspielen hat man auf realen Leuchtthürmen nicht, wenigstens nicht auf dem Cuxhavenschen. Es kommt der Hamburger Regierung und andern leider niemals viel auf Poesie an, und sie haben bei ihren Leuchtthurmbauten den Houwaldschen Casus gar nicht in Anschlag gebracht. Sehn Sie, Bester, fuhr ich fort, diesen trocknen Handelsministern, oder Senatoren, oder Kaufmannsgilden, oder wer sonst in Deutschland, Frankreich und England den Leuchtthurmbau besorgt, ist leider nimals daran gelegen einen Verräther an Liebe und Freundschaft ernstlich zu bestrafen und ihn zwischen Wogen und Klippen zerschellen zu lassen, wie ers verdient, sondern diese trocknen Behörden wollen nichts als ihren Kaffee und Zucker geborgen in den Hafen bringen. Darum haben sie auch für eine Houwaldsche Leuchtthurms-Einrichtung gar nicht gesorgt, wo man plötzlich eine schwarze, rächende Schicksals-Wetterwolke vor die Sonne des Leuchtthurms führen, und sie total verfinstern kann.

Hier löscht jede Lampe einzeln elend aus, wenn sie keine Speisung hat, oder der Zugwind scharf hineinbläst. —"

„Oho," fiel mir der Leuchtthurmwärter, der point d'honneur hatte, ins Wort, „oho mein Herr, sind wir etwa hier Esel, oder die Herren zu Hamburg Schaafköpfe, daß sie solch ein Rindvieh — (ums Himmels Willen, was hat der Mann für Gleichniß-Ausdrücke! Daß doch die Viehseuche darunter käme!) — solch ein Rindvieh hier anstellen sollten, was den Lampen nicht Speisung gäbe, oder die Fenster einschlüge um den Wind hausen zu lassen, wie unklug?"

Wir schwuren sämmtlich, daß wir ganz anders von ihm und seinen Vorgesetzten, item der ganzen Cuxhavenschen Mitwelt dächten, als sie in irgend eine seiner Kategorieen zu bringen.

Die Moral dieser Episode ist aber die, daß die Poeten oft einen unglaublichen Schaden anrichten mit ihrem Lügenkram. Hätte ich hier Platz und Zeit, ich wollte das noch von hundert andern Seiten in einer Satyre, oder in ernsthaftester Abhandlung, je nach Verlangen des Lesers, durchführen. Vieles dazu habe ich mir schon als Material notirt, z. B. Poeten nennen den Mai Wonnemond, und wir müssen doch oft den ganzen Monat hindurch einheizen, — sie sprechen vom Entzücken des Morgens (schlafen aber meist bis zehn), und wissen nicht wie einem, der im

Morgenthau liegt, bei Sonnenaufgang ohne Kaffee oft elend zu Muthe ist, — sie singen begeisterte Reiterlieder, sollten aber einmal nur ein Pferd ordentlich putzen, so würde die Melodie anders klingen, — Wanderlieder sind noch mehr in der Mode, aber der Teufel lese oder singe sie, wenn man sich eine Blase unter dem Fuß gelaufen hat, wovon freilich so ein poetischer Flunkerer nichts weiß vor seinem Schreibtisch, und auf dem Saffian-Armstuhl, den er als Dreifuß gebraucht, — dieses und Andres mehr habe ich mir schon notirt, aber leider hier keine Zeit, es auszuführen, weil es endlich nöthig ist, daß wir hinaus steigen auf die Gallerie des Thurms, um von der Einsicht in das Innerste des Leuchtthurms endlich zur Aussicht zu kommen. Hier aber mache ich am besten die

Herbst-Leuchtthurms-Idylle

praktisch, indem ich portraitire was uns begegnete, gefiel, auffiel. —

„Herrlich," rief Amarante mit leuchtendem Auge, als sie heraustrat, und die frische, scharfe See- und Septemberluft einsog nach dem Lampendunst in der Glaskajütte. „Herrlich!" portraitire ich ihr nach. — Wir beschreiben jetzt die Aussicht alle zusammen genom-

men, indem jeder das rühmt was ihm gefällt, und wohin er, da wir uns rund um die Gallerie vertheilt haben, den Radius seiner Gesichtslinie richtet.

Fichtel. „Das Badehaus hier unten steht recht sauber auf dem grünen Rasen, und der Rauch aus dem Schornstein, der sich im Winde wirbelt, gefällt mir besonders, weil ich daraus sehe, daß man an unsre Mahlzeit denkt."

Flodoard. „Auch der Damm nach Nitzebüttel nimmt sich gut aus, und das Oertchen selbst, mit seinen rothen Dächern im Grün der Gebüsche und Wiesen."

Der Unleserliche. „Ueberhaupt schöne Wiesen und Vieh, hier ganz herum bis an die Elbe."

Ich (zu Amaranten). „Ich weiß nicht was mich mehr anzieht, dort die unermeßliche Weite des Meeres, auf dessen Rand, wie im Psalm, die Flügel der Abendröthe sich senken, oder hier die absehbare Breite des königlichen Stroms, dessen Größe mehr Eindruck macht, weil wir ein Maaß dafür haben?"

Amarante. „Auf Ursachen lasse ich mich nicht ein, ich lobe mir die Wirkungen. Strom und Meer, wie diese ganze Aussicht, scheinen mir gleich großartig. Am Strom reizt es mich, daß man seinen Lauf so verfolgen kann, daß er immer tiefer in das Herz der

Länder eindringt, daß man weiß von wannen er kommt, sich an seinem Faden nach befreundeten Orten leiten läßt. Das Meer liegt vor mir wie das Spiegelbild einer erhabnen Gottheit, die darüber webt, es schlägt seine Wellen hier an die Festen der Erde, dort an die Pforten des Himmels, und unsre sterbliche Kraft in ihren größten Erzeugnissen, in den Riesenschiffen mit tausend Segelflügeln, verschwindet gegen seine Erhabenheit, wie Menschliches gegen Göttliches — das mächtigste Kriegsschiff wird ein kaum entdeckbarer Punkt auf dieser unermeßlichen Wogenfläche."

Ich. „Schon auf dem eng umgränzten Theil, den wir davon überschauen!"

Der Däne. „Ich kann das nicht finden, oder besser, ich kann diese Empfindung nicht theilen, wenngleich ich Ihr Gefühl begreife. So oft ich auf meinem Schiff befehligte, und die Meereswogen nach Willkühr damit durchschnitt, kam mir meine Macht als die überlegne, der Widerstand des Elements nur als eine untergeordnete, rohe Naturkraft vor, die nichts als zerstören kann. Mitten im Sturme hatte ich dies Gefühl am meisten. Und erfechten wir nicht auch tausendmal mehr Siege über diese wilde Elementarkraft, als wir Niederlagen durch sie erleiden? Von tausend Schiffen geht, nach unzähligen siegreichen Kämpfen mit den Stürmen und Wogen, endlich eins

zu Grunde. Jeden Punkt der Erde erreichen wir zur See mit entschiedenster Willkühr, jede kleinste Insel finden wir auf, an jedem fernsten Küstenstrich können wir landen. Wer übt also die Macht? Wir oder das Meer? Und dann, die höchsten Grade der Elementarkraft sind erprobt, wir wissen wie groß die Gewalt des Sturmes ist. Aber die Kräfte, welche der Geist des Menschen ihm zu Gebote stellt, sind noch immer im Wachsen. Wir trotzen heut schon mit verdreifachten Mitteln dem Sturm gegen die Zeit, wo unsre Väter zur See gingen, und unsre Enkel werden vielleicht dahin kommen, jeder Naturmacht so sicher im Kampfe zu begegnen, wie wir die Wellen der ruhigen See theilen."

Flodoard. „Der Wind ist sehr rauh, Amarante, Sie werden sich erkälten."

Statt der Antwort wickelte sie sich etwas fester in ihren Shawl und ging einige Schritte auf der Gallerie weiter, wo aber der Wind sie noch heftiger traf.

Eduard. „Es ist herrlich hier oben. Seht, was die See jetzt für Wellen schlägt, wie sie sich schäumend überstürzen, und dort, wie sie gegen das große Schiff anschlagen, was eben die Wendung macht um in den Hafen zu kommen."

Karl. „Die Schiffe nehmen sich majestätisch aus, alle mit vollen, geblähten Segeln! Sie schießen wie die Raubvögel durch die Fluth."

Amarante. „Sind das Raubvögel, die dort mit ausgespreizten Flügeln über den Strom hin- und herkreuzen? Sehn Sie, eben schwebt einer gerade über unserm Haupt."

Der Däne. „Es sind Fischreiher, Seeadler und andere, welche von Fischen leben. An den Küsten pflegt es überhaupt über dem Wasser fast eben so lebendig zu seyn von Vögeln, als in der Fluth von Wasserthieren."

Wir standen jetzt, Schritt vor Schritt weiter rückend, auf der andern Seite des Thurms, und blickten nach der Insel Neuwerk hinüber. — . Hinter ihr dehnt sich die Nordsee aus, ruht von den Wassern verschleiert das felsige Helgoland. Gerade wo der rothe Abendschein aus den Wellen aufflammt, muß es die zackigen Gipfel erheben.

An seiner Stelle erblickten wir eine Wolken-Felseninsel, die schwarz wie ein Lavagebirg im Gluthmeer des Abendhimmels ruhte.

Amarante. „Sehn Sie dort die Ruinenstadt, die der Sturm gebaut hat?"

Der Däne. „Der Wind hat den Himmel bis zur Durchsichtigkeit geklärt, und die Hefen dort abgelagert."

Eduard. „Hier weiter westlich fegt er noch abentheuerlichere, blauschwarze Wolkenstreifen auf den lichten Grund; wie sich die scharf auslaufenden Spitzen aufwärts krümmen!“

Amarante. „Das ist der wahre Herbstton! Schon vor einem Bilde der Art faßt mich ein leises äußeres Frösteln zu der innern Wehmuth.“ —

Fichtel. „Paff! Hörten Sie den Schuß? Das ist der wahre Herbstaccord, besonders wenn er auf ein Rebhuhn oder Reh angeschlagen wird!“

Wir sahen im Felde den weißlichen Rauch von dem Schusse ziehn; der Jäger schritt hastig über die Stoppeln vorwärts, sein Hund flog ihm pfeilschnell voran.

Ich. „Was nun, Herr Reisegefährte? Wird die Herbst-Leuchtthurms-Idylle nicht reizend genug auch für Sie? Heut nehmen wir ein leichtes Segelboot, kreuzen im frischen Winde auf der Höhe,“ —

Fichtel. — „schießen ein Paar saftige Seenten, ich bins zufrieden.“

Ich. „Morgen, wenn das Erdreich im Nebel dampft, sind wir frisch hinaus, das Gewehr in der Hand, durch Wiesen, Wald und Stoppeln.“ —

Fichtel. „Das laß ich gelten; der Hase, den wir geschossen haben, soll uns schmecken auf die Bewegung.“

Amarante (lächelnd). „Ei, nun wohnen Sie ja schon in Gesellschaft auf dem öden Thurm, ein Freund an Ihrer Seite!"

Ich (galant). „Wenn eine Freundin den Aufenthalt theilen wollte, dann könnte ich mirs ersparen seine Annehmlichkeit durch die Schilderung zu beweisen."

Flodoard (brummend). „Es wird sehr kalt, Amarante, wollen Sie nicht hinuntergehn?"

Amarante (kurz). „Nach der Sonne. — (Zu mir): Also das gehört auch zu Ihrer Herbst-Idylle?"

Ich. „Wird der Dichter ihr einen Schmuck versagen, wodurch er sie reizender machen kann?"

Der Däne. „Bravo, Freund, ich halte mit Ihnen gleichen Windstrich! Eine Fahrt!"

Ich. „Vortrefflich! — Doch versäumen Sie die Sonne nicht; eben brennt ihr glühendes Auge durch die finstern Brauen des Gewölks."

Amarante. „Die Strahlen fallen durch das schwarze Geklüft, als drängen sie aus der Pausilippo-Grotte hervor. Welch ein Farbenspiel! Alles in Gold, Rosen und dunklem Violenpurpur!"

Ich. „Vergessen Sie nicht die klare, lichtblaue Folie des Himmels." —

Der Däne. „Und die schwere, dunkelblaue der See, die von den Goldfunken des Wiederscheins wie lapis lazuli blitzt.“

Amarante. „Und der grüne Ton der Wiesen, der Gebüsche hier am Ufer.“

Ich. „Die Erde legt sich, wie eine bittende weibliche Gestalt, diesem prächtigen, in Gold und Juwelen blitzenden Herbstthron des Meeres und Himmels zu Füßen!“

Amarante (lächelnd). „Hm! Vielleicht nicht undichterisch, aber gar nicht idyllisch!“

Fichtel (für sich). „Hol der Henker überhaupt die Idyllen, mich fängt an höchst unidyllisch zu hungern!“ —

Ich (zu Amaranten). „Gar nicht unidyllisch! Die Herbstabende auf dem Leuchtthurm sollen eine Hauptfarbe zu meinem Bildchen geben. Wenn uns die trauliche Flamme aus dem rauhen Element der Lüfte wieder in das heimische Stübchen gelockt hat — wenn —“

Fichtel. „— wenn die Oelkannen zum Fenster hinausgeworfen sind, die Rumpelkammer auf- und ausgeräumt, der spindeldünne Leuchtthurm dreimal feister geworden, daß etwas Platz darin ist, —

Ich. „— wenn draußen der Sturm um die Zinne heult, das Meer schäumend aufbraust, — dann

ein trautes Gespräch, ein leises Flüstern an holder Seite —"

Amarante. „Dacht' ichs doch. Wieder die Freundin!" —

Flodoard. „Die Sonne ist untergegangen, es wird schon dunkel." —

Ich. „Wenn ein Lied zur Laute süß von den Lippen erklingt, halb von dem Sturm überweht, und —"

Fichtel. — „ich lobe mir andre Süßigkeiten der Lippen! Auch eine Bowle guten Punsches zum Beispiel (unten will ich dergleichen brauen) ist süßer auf der Lippe und Zunge als alle Lieder aller Musikanten des Continents zusammengenommen."

Der Engländer. „Punch? (Es war das einzige Wort aus der Rede, was er verstanden hatte.) Punch? Well Sir!"

Nun habe ich die Geduld verloren! Anfangs dachte ich mirs hübsch, daß jeder seinen Pinselstrich an der Idylle thäte. Jetzt aber fudeln mir die Pinsel doch zu arg! —

Es ist nichts Gescheutes geworden! Gerade wie die geistreichen Gesellschaftsspiele, wo der Zufall witziger seyn soll als wir, während sein Werk uns doch nur dann gefällt, wenn es unsern Witz nachahmt.

Es weht uns kalt um Brust und Antlitz! Der Feuerrauch des Abendroths zieht in langen, schmalen

Windſtreifen durch den Himmel! Die herbſtliche Nacht berührt ſchon mit dunkelm Saum die Erde im Oſten. Laßt uns nun hinunter in das trauliche Leuchtthurmſtübchen! Spotte nur, Fichtel, und die Deines Zeichens ſind! Ich weiß doch, daß ich gern droben weilte, in inniger Gemeinſchaft mit Wiſſen und Dichten, wenn draußen Alles öde wird, der Wind ſchaurig über die Wellen und Stoppeln zieht, in uns aber das holdeſte Licht des Bewußtſeyns, des ſtillen Selbſtgenügens, die lautere Flamme des Geiſtes ſtrahlt und wärmt. — Doch kann ich mir das nicht für die Winter-Idylle laſſen, wo ichs noch viel treuer, mit ſchärferen Umriſſen auszeichne und mahle? — Ich bleibe das mir und Euch vorläufig ſchuldig, Ihr Leuchtthurm-Idyllen-Leſer!

Luſtſpiel in Cuxhaven.

Vorwort.

Vor allen Dingen halte ich jetzt Euch eine Rede, Ihr Collegen Theater-Fabrikanten. Ich weiß, daß Euer Viele ſind, die auf ein fremdes Kind wie Zigeuner paſſen, um es, falls es hübſch und ſchlank iſt, als eine Pretioſa zu rauben, auszuſtaffiren, für

ein eignes auszugeben und auf allen Wandel- und Winkeltheatern auftreten und tanzen zu lassen. — Hinko und Hugo (Victor) sind von einer mannhaften deutschen Wegelagrerin ohne Weiteres kriegsgefangen gemacht worden, und haben sich ranzioniren müssen. Ihr kreuzt gegen Engländer, Schotten, Amerikaner, Franzosen, und nehmt ihnen Beute ab wo Ihr könnt. Besonders aber plündert Ihr gern ihren Quincailleriemarkt von Vaudevillen und Lustspielen, beste Collegen Theaterfabricateurs! Ich lobe das, und habe sogar selbst jüngst einen Kreuzzug gegen einen Engländer gemacht um ihm ein Drama abzujagen! Aber Collegen, Ausland und Inland sind ein Unterschied! Nur keinen Bürgerkrieg wie in Spanien! Wollt Ihr Eure eignen Landsleute brandschatzen? Es wäre wahrhaftig mehr als unchristlich, und doch versehe ich mich dessen leider. Ein Autor muß in Deutschland gewissermaaßen eine Doppelflinte bei sich führen, die er nach zwei Seiten abfeuern kann, damit nicht ein College ihm die reifen Erstlingsfrüchte vom Baum pflückt, und sie auf dem Frühmarkt gut verkauft, bevor die auf der Schattenseite genießbar geworden sind, die dann als vulgäres Obst um einige Spottkreuzer losgeschlagen werden. Er (der Autor) muß auf zwei Pässe reisen, zur Hin- und Herfahrt, damit nicht ein College auf seinen Namen den theuer bezahlten

Wagen zur Retourfuhre umſonſt benutzt — er (immer der arme Hund von Autor) muß rechts und links ſchlagen können, muß ſein Butterbrodt von beiden Seiten zugleich eſſen, damit kein College ihm hinten den Biſſen pour la bonne bouche wegſchnappt, ehe er ſich vorn durch die harte Rinde gearbeitet hat, — er muß — doch genug! — —

Es wird mich hier kein Leſer verſtehn, der nicht auch ein Schreiber iſt, nämlich fürs Theater. Trocken, juriſtiſch, ſagt die Sache ſo viel: Es darf nichts mehr in Deutſchland erfunden und gedruckt werden von Romanen und Novellen, daß nicht, falls ſichs nur bei den Haaren in die Couliſſen ſchleppen läßt, gleich ein College Theaterfabrikant zugreift, und es auf die Scene reißt und peitſcht. Darum mußte ich, als ich die Novelle „die Venetianer" ſchrieb, gleich das Drama daraus mitſchreiben, und meinen Paſſagier mit beiden Päſſen reiſen laſſen, indem ich ihn mit der Doppelflinte escortirte, damit er nicht von der Birch-Pfeifferſchen oder ſonſt einer Charybdis verſchlungen würde, reſignirt auf das: incidit in Scyllam qui vult vitare Charybdin. So wurde ich meine eigne Scylla, und fraß mich merklich fett an meinem Fleiſch. — Jetzt da ich in Curhaven ein Luſtſpiel ſchon ganz fertig zur Aufführung bringe, mußte mir natürlich höchlichſt bang ſeyn, das arme Weſen würde, ſo am

äußersten Oceanosrande Deutschlands, gar nicht recht für ein Landeskind gehalten, sondern halb für eine Dünengeburt, und deshalb ohne alle Gewissensregung für gute Beute erklärt. Ja die Hamburger, die überhaupt auf Alles zuerst speculiren, könnte der Teufel reiten, daß sie mirs schon in ihrem Tivoli-Theater aufführten, bevor es im Cuxhavenschen Badehause zu Ende wäre. Deshalb mußte ich vorsichtig seyn, liebe Collegen, und zeige Euch also hiermit an: „Greift nicht nach meinem Cuxhavner Lustspiel in der Novellen-Uniform; es ist schon, ehe Ihr es zu sehn (d. h. zu lesen) bekamt, mit seinem zweiten Paß, als Theater-Gardist, abmarschirt, und hat sich bei allen Bühnen Deutschlands als Volontair gemeldet. Ihr kommt, wie gesagt, zu spät, denn man wird immer klüger in unserm Vaterlande." —

Nun kanns angehn. —

Erster Akt.

Fräulein von Hammelbach, Schneuzerlich und Malvine treten auf. — Wir haben nämlich eben abgegessen; unser Mittagsmahl ist englisch oder französisch ausgefallen, der Zeit nach, weil es nach sechs, um Sonnenuntergang, eingenommen wurde. Bei Tische haben sich alle Intriguen, die der Spa-

giergang geknüpft hatte, weiter gesponnen. Ich beobachtete Schneuzerlich unabläſſig, und gab ihm von Zeit zu Zeit Winke, daß ich ſeine Abſichten bemerke und begünſtige. — So raunte ich ihm unter Andern, als ich herumging und ihm Wein einſchenkte, ins Ohr: „Herr Schneuzerlich, Sie ſind ein Lovelace — ein Fra Diavolo, — ein Don Juan! — Sie haben die Weiberherzen weg wie der Habicht die Tauben! Ich ſehe wohl, wie die kleine Malvine in Sie verliebt iſt. Sie ſtellt ſich nur ſpröde, weil ſie ſich zu ſehr vor ihrer Gebieterin fürchtet. — Nehmen Sie den Rath eines Praktikus an. Sie kennen das Sprichwort: „Der Mutter ſchenk' ich, die Tochter denk' ich!" Sie müſſen der Hammelbach ein wenig ſchmeicheln, ihr weiß machen, Sie ſeyen verliebt in ſie. Dann werden Sie ſehn, wie leichtes Spiel Sie hinter dem Rücken der Bethörten mit der Kammerjungfer haben. — Ich werde dem Fräulein einiges Vortheilhafte von Ihnen ſagen!" —

Schneuzerlich war äußerſt dankbar. — Ich ſchlich jetzt zur von Hammelbach. „Gnädigſte," hub ich an, „Sie haben ein Unglück angerichtet!" — „Ei, wie das, Herr — wie heißt man doch?" — „Rellſtab, Gnädigſte!" „Ja, richtig; ich behalte Namen, die nicht von bekannten Geſchlechtern ſind, ſo ſchwer! Aber das Unglück?"

„Sehn Sie nicht diesen Herrn von Schneuzerlich?“

„Herrn von?“

„Gewiß, Gnädigste! Die Schneuzerlichs sind eine sehr alte holstein-schwäbisch-schweizerische Familie; es gab drei Linien im zwölften Jahrhundert: Schneuzerlich-Habsburg, Schneuzerlich-Hohenstaufen und Schneuzerlich schlechtweg. Die beiden ersten Linien sind ausgestorben, ein Glück für die Habsburger, denn sonst gäbe es vielleicht einen Kron-Prätendenten Schneuzerlich in Oestreich, so gut wie Don Carlos in Spanien; die dritte aber blüht in Holstein fort. Sie sollten nur Rürners Turnierbuch zur Hand haben, da würde ichs Ihnen gleich nachschlagen. Irre ich nicht ganz, so siegte ein Schneuzerlich in dem berühmten Turnier zu Burtehude unter Wilhelm von der Normandie-Holstein.“

„Ja ja, jetzt glaube ich mich zu erinnern,“ fiel die Hammelbach ein, „mein Gedächtniß ist nur so unzuverlässig!“

„Man hat zu viel zu denken, natürlich,“ gab ich ihr Recht. — „Doch auf unser eigentliches Thema zu kommen! Fräulein, Fräulein! Zu Burtehude siegte ein Schneuzerlich, zu Curhaven ward ein Urenkel desselben besiegt!“

Ich lächelte dabei so vernehmlich, daß sie aus meinen Mienen verstand, was ihr in meinen Worten nicht verständlich gewesen wäre. Sie lächelte retour, und versuchte Alles was sie vermochte, um auch zu erröthen; doch die Nasenspitze war der einzige Theil ihres Gesichts, der ihr Gehorsam darin leistete, allein schon zuvor.

„Besiegt, durch eine Hammelbach!" rief ich leise triumphirend, und stieß heimlich traut mit meinem Glase an das ihrige.

Sie lächelte, wie nur eine Parze lächeln kann.

„Aber mein Gott, der Mensch ist ja ein Buchhändler!" rief sie plötzlich schaudernd.

„Glauben Sie das?" fragte ich mit einigem Ausdrucke, „ich gestehe, diese Reisemaske hat mich auch anfangs getäuscht. Doch ich als Schriftsteller war der Mann ihm auf den Zahn zu fühlen; und überdies — fragen Sie nur in Hamburg bei Hoffmann und Campe, bei Schubarth, bei Perthes und Besser nach; ja schreiben Sie an Cotta und Brockhaus — es giebt gar keine Firma Schneuzerlich. Das eine war unvorsichtig von unserm edlen Reisegefährten, daß er seinen Namen nicht änderte, und wähnte, wir würden sein Heldengeschlecht nicht kennen!"

„Freilich, sehr unvorsichtig!" gab das Fräulein zu. —

„Und nun sehn Sie," fuhr ich flüsternd fort, „wie fein ritterlich und geschickt Baron Schneuzerlich manövrirt. Er sucht die Zofe zu gewinnen um Ihnen näher zu kommen; so verdeckt er sein Spiel, doch ich habe ihm doch in die Karte geguckt. Indessen hätte ichs, ich muß es gestehn, nicht entdeckt, wenn nicht ein untrügliches Zeichen — wir werden gestört, er kommt, — ich sage Ihnen das ein andermal." —

Schneuzerlich kam, neigte sich zur Hammelbach, flüsterte, — o hätte ich nur gehört was! — Allein ich mußte zu Amaranten, ihr zu erzählen wie der Scherz stehe, und zu Malvinen, um diese vorzubereiten und zu gewinnen.

Ich hoffe, der Leser giebt mir zu, daß für eine Introduktion schon sehr viel Handlung in meinem Lustspiel ist; es ließen sich wohl sechs Scenen daraus schmieden. In meinem Theatermanuskript ists aber nur eine.

Ich mache jetzt einen Sprung in der Geschichte, weil der Leser nur die Spitzen derselben (die feinsten Spargelköpfe), nicht den langen, dürren Strunk, worauf inzwischen Alles wachsen muß, genießen soll.

Schneuzerlich zog mich nach Tische, als wir in der Dämmerung Alle ein wenig vor dem Hause auf- und abspazierten, bei Seite, und sagte: „Sie hatten Recht, Vorzüglichster, ich mache bessere Fortschritte

bei der kleinen Kammerkatze, seit ich der Meerkatze (er deutete damit fein auf das Fräulein) die Cour mache."

Schneuzerlich ahnte freilich nicht, daß Malvine durch mich und Amaranten jetzt in unsern ganzen Plan eingeweiht war, und ihm Hoffnungen gab. Um sie jedoch bei ihrer etwas gefährlichen Rolle vor dreisten Freveln Schneuzerlichs zu sichern, hatte ich diesen so belehrt: „Sie müssen sentimental seyn, Theuerster; allen Weibern gefällt es, wenn man um sie seufzt. Auch wollen Alle den Schein retten, und aus besiegter Seelenliebe halb ohnmächtig zu unterliegen scheinen, wenn sie auch noch so bereit sind sich freiwillig zu ergeben."

Schneuzerlich war ein aufmerksamer Schüler. „Aber was soll ich machen?" fragte er.

„Verse", sagte ich. „Und wenn Sie nicht können, stehe ich gern mit einem sentimentalen Sonettchen oder dergleichen zu Dienste. Ich kanns ja in einem Almanach oder sonst wo immer wieder brauchen."

„Ich würde Ihnen unendlich dankbar seyn!" rief Schneuzerlich feurig.

„Mir kommt ein Gedanke! — Lassen Sie mich nur zehn Minuten ungestört oben auf meinem Zimmer, so hoffe ich, ist das Gedicht fertig."

„Göttlich! Einzig! Sie Goldpoet!"

Ich ging hinauf um mit Bleistift ein Gedicht aufzuschreiben, was ich mir schon längst im Stillen überlegt hatte, und eilte dann hinab um es ihm vorzulesen. Ich zog ihn in eine Saalecke, und begann mit jener wehmuthsvoll gedämpften Stimme, womit ein junger Autor das erste Gedicht, welches seine innersten Herzensgeheimnisse halb verschleiert, halb verräth, vorzutragen pflegt. Schneuzerlich war ganz Ohr, als ich also anhub:

Als Dich mein trunknes Herz zuerst erblickte
Cytheren gleich an süßer Liebeshuld,
Hätt' ich mich fast vermessen kühner Schuld,
Hinreißende, daß ich ans Herz Dich drückte.

Allein der Reiz, der flammend mich entzückte,
Mild, hoheitsvoll, bezwang er zur Geduld
Mein Herz, es sühnte reuig seine Schuld,
Ergeben trägts, was ihm der Himmel schickte.

Laß das Geheimniß dieser Zeilen walten,
Bewahre es in ihren tiefsten Falten,
Auf ewig schwören sie Dir Lieb' und Treue;

Cypris muß sich in dichte Schleier weben,
Hymen darf sie beim Schein der Fackel heben,
O daß ihr Glanz bald unser Bündniß weihe.

„Schön, herrlich, prächtig!" rief er aus, als ich fertig war. „Ja Sie sind ein Meister, der's versteht!"

Ich dachte, das Compliment ſolle meiner Poeſie gelten, und wollte mich verneigen, allein es galt meiner Geſchicklichkeit Mädchenherzen zu fangen. „Ja Sie ſind ein Meiſter," fuhr Schneuzerlich fort, „ſolche verteufelte hochtrabende Redensarten muß man anwenden! Aber" — ſtockte er plötzlich —

„Nun? was für Aber, verehrteſter Herr Schneuzerlich? Iſt das Sonett nicht auch ein vorzüglicher Beitrag zum Muſen-Almanach?" —

„Freilich, o ganz gewiß! Aber leſen Sie doch die letzten Zeilen noch einmal!"

Ich las:

„Cypris muß ſich in dichte Schleier weben,
„Hymen darf ſie beim Schein der Fackel heben,
„O daß ihr Glanz bald unſer Bündniß weihe!"

„Sehn Sie," rief er, „da ſteckts! Das macht mich bedenklich!"

„Wie ſo? Wie ſo?" fragte ich zweimal erſtaunt.

„Könnte man das nicht vor Gericht für ein beſtimmtes Eheverſprechen nehmen?"

Auf den Einwand war ich nicht gefaßt, faßte mich aber ſogleich. „Das gefällt mir, Herr Schneuzerlich," erwiederte ich, „Ihnen iſt der Sieg gewiß! Wer ſo kaltblütig im Feuer und Sturm der Liebe bleibt, der verliert keinen Vortheil! Sie müſſen jede weibliche Feſtung erobern! Und was ſind Sie

zugleich, dieser Fall lehrt michs, für ein exemplarischer Geschäftsmann! O wir müssen Verlagsgeschäfte mit einander machen!"

„Herzlich gern, aber hier jetzt die drei Zeilen" —

„Die Klippe läßt sich umschiffen! Sie schreiben das Sonett mit Bleistift ab, dann verwischt sichs bis zur Unleserlichkeit — oder Sie unterzeichnen sich nicht, dann hat es als Dokument keine Gültigkeit — auch ist ja die kleine Malvine nicht genannt, und Sie dürfen nur behaupten, es sey an eine ganz andre Dame gemacht gewesen, zum Beispiel an ihr Fräulein von Hammelbach, und durch Zufall der Kammerjungfer in die Hand gekommen. Im Nothfall helfe ich Ihnen das beweisen! Ja mehr, ich gebe Ihnen hier mein Ehrenwort als Dichter, daß ich aus dem Sonett selbst herausdociren will, es sey gar nicht auf Malvine gemacht!"

„Versprechen Sie das?" rief er und nahm meine dargebotene Hand.

„Ich verspreche es feierlichst!"

So war der Handel abgethan, und Schneuzerlich flog auf sein Zimmer um das Sonett sauber abzuschreiben, weil meine Handschrift (zehn Druckereien bezeugen mirs) nicht zu den kalligraphischen Merkwürdigkeiten gehört, wie z. B. die Varnhagens von

Enſe, bei dem man zweifelhaft bleibt, ob man Stil oder Hand mehr bewundern ſoll.

Nach zehn Minuten, während welcher ich Amaranten und Malvinen unterrichtete, und eine vorräthig gehaltene Abſchrift der Verſe heimlich in den Arbeitsbeutel des Fräulein von Hammelbach ſchob, war er wieder zurück.

Der Mond fing jetzt an zu leuchten, und ich ſchlug einen kleinen Spaziergang am Strande vor, auf dem ich vollends Alles in Gang bringen wollte. Die Sterne ſtanden günſtig für mein Unternehmen, denn ich ſah, daß Fräulein Hammelbach, die nach ihrem Taſchentuch im Pompadour griff, erſtaunt das Gedicht hervorzog, damit an ein Licht in der Saalecke trat, und es las. Ich beobachtete genau ihre Mienen; ſie drückten ſo viel angenehmes Verwundern und Freude aus, als nur auf dem verroſteten Geſicht Platz hatte. Leiſe ſchob ſie das Blatt in den Buſen.

Wir waren zum Spaziergang fertig; ich bot dem Fräulein den Arm, und Schneuzerlich wurde zu Malvinen geſchoben, während der Engländer ſogleich wieder den andern Flügel des hübſchen Mädchens angriff. Ich kann dieſes Plänkel-Liebesgefecht jetzt nicht näher ſchildern, weil ich andere Dinge zu thun habe.

Als ich mit meiner Schönheit einige Schritte voraus war, flüſterte ich leiſe: „Werden Sie zürnen?

Ich war der Verwegene, der das Gedicht des Barons (Schneuzerlich) in Ihren Pompadour spielte. Er bat mich zu inständig, und ich gestehe es, seine Verse, die der tiefsten Seelengluth entquollen sind, haben mich ergriffen,"

„Sie sind ein Vermessener!" rief die Hammelbach, und machte einen ohnmächtigen Versuch zum Zorn.

„Wer ginge nicht über die Gränzen des Gebotenen, Ihnen gegenüber?" fuhr ich fort. „Der Baron brennt für Sie, er schmachtet hin, er stirbt schlechtweg, wenn Sie ihm nicht einige Hoffnung geben. Der Augenblick ist flüchtig, unsre Reise, die uns so schnell zusammengeführt, trennt uns vielleicht noch schneller — gestatten Sie ihm ein vertrauliches Wort noch diesen Abend. Ich bin sein Abgesandter, sein Vertrauter: antworten Sie, sprechen Sie!"

„Ich gestatte," lispelte sie schwach und blickte den Mond an.

Ich könnte hier füglich den ersten Akt meines Lustspiels schließen, allein ich müßte ein schlechter Theaterdirigent seyn, wenn ich nicht noch ganz andere Dinge in Gang gebracht hätte, während der Mondscheinpromenade. Ich skizzire sie dem Leser folgendermaaßen:

Zuerſt würfelte ich die Geſellſchaft durch allerlei Kunſtſtücke und Vorwände gehörig untereinander, damit ich jedem ſein Stichwort ertheilen, und ſeine Lockſpeiſe an Intrigue vorwerfen konnte, womit einer oder der andere ſelber gefangen werden ſollte. Amarante und Malvine hatten mir völligen Gehorſam zugeſichert, unter der Bedingung, daß ich nur falſchen Schein auf ſie werfen dürfe, ſie in Wirklichkeit aber in keine, auch nicht im mindeſten Grade bedenkliche Lage brächte, und daß ich jeden Knoten vor dem andern Morgen öffentlich und augenfällig löſete. Beide gewandte Frauenzimmer ſtanden mir überdies durch ihre Liſt bei.

Malvine erhielt alſo die Inſtruktion, ihre beiden Liebhaber ſo verliebt und eiferſüchtig zu machen als möglich, beſonders dadurch, daß ſie einen immer als das Hinderniß für den andern darſtellte. Es kam mir ungemein zu ſtatten, daß ſie ein klein wenig Engliſch verſtand, mithin dem Engländer einige Worte, wie love, tenderness u. ſ. w. gelegentlich ins Geſpräch werfen konnte, nebſt Blicken, die noch mehr interpretirten, d. h. logen. Fichtel wurde ins Geheimniß gezogen, weil er gut Engliſch ſprach. Durch ſeine Vermittelung erfuhr der Inſulaner, Malvine liebe, ihre Gebieterin aber ſey ein Drache, und ſie wolle ſich daher gern entführen laſſen! Der Britte war bereit den Jaſon dieſer Medea zu ſpielen, und den

Drachen, wenn nicht zu erschlagen, doch zu prellen. Malvine drückte ihm die Hand, und machte Zeichen, daß er weitre Nachricht haben solle. —

Die Komödie wäre ohne alle Lust, wenn ich nicht Flodoard mit seiner Eifersucht durch Eis und Gluth jagte, und zappeln ließe wie einen Stöckerling *) an der Angel. Ich, Flachtel, Malvine, wir waren abwechseln die Bälge, die sein Wuthfeuer anfachten, durch Blasen (Ohrenblasen); Amarante that es negativ, gewissermaaßen mittelst einer Zugöffnung, indem sie durch Kälte auf ihrer Seite das Gleichgewicht gegen seine Gluth stark aufhob, und mithin nach allen physikalischen Gesetzen Wind oder Sturm nicht ausbleiben konnten.

Indem ich das Alles in der Scene vorgehen ließ, bevor wir wieder im Badehause waren, — der Spaziergang dauerte nach dem Gesetz: „post coenam stabis aut passus mille meabis" nur ein halbes Stündchen — so wird man mir zugeben müssen, daß ich als praktischer Lustspielschöpfer genug in den ersten Akt gelegt habe, und ich kann jetzt den Vorhang fallen lassen. —

---

*) Wer den Fisch nicht kennt, dem sage ich, daß es eine Art Wallfisch (ein kleiner jedoch) ist, in der Spree, noch mehr im Berliner Stadtgraben zu Haus.

Zweiter Akt.

Das Unangenehme beim Novellenſchauſpiel iſt das, daß ich die Bühne nicht gehörig aus Brettern und Leinwand aufbauen und dem Zuſchauer vor die Naſe ſetzen kann, ſondern Alles aufs Papier bringen muß. Dies brachte mich ſo eben in den läſtigen Fall, nach Curhaven ſchreiben zu müſſen, um mir vom dortigen Badhauswirth einen Grundriß des Hauſes und der Umgegend kommen zu laſſen, den ich am Beſten hier lithographiren laſſe und einklebe. Ich will mich aber noch beſinnen, bis der Druck ſo weit iſt, ob ichs thue; der Leſer kann meinen Entſchluß daran merken, ob er hier den Plan ſieht oder nicht.

Für Blinde, die ſich mein Buch vorleſen laſſen müſſen, denen alſo der Plan nichts nützen könnte, ſage ich einſtweilen hier Folgendes. Der Baumeiſter des Curhavner Badhauſes hat meinen Luſtſpielplan gekannt und die Scene fein vorbereitet, oder ich will Matz heißen! Denn der Zufall *kann* nicht ſo begünſtigen. — Das Theater, wo ich ſpielen laſſe, iſt nicht wie in der gefährlichen Nachbarſchaft in zwei coordinirte, auch nicht wie in der bekannten Wiener Poſſe in zwei ſubordinirte Zimmer getheilt, ſondern in *viele* coordinirte Cabinette. Ein Treppenflur mit Corridor aber bildet einen charmanten Salon, in dem

meine Zuschauer (wie in einigen Pariſen Stücken ſpielen ſie mit), Amarante, Malvine, ich, abwechſelnd Fichtel, Karl, Eduard, wenn ſie nichts auf der Scene zu thun haben, ſitzen, und Alles überſehn können, — wenn Licht brennt. Das Meiſte aber geſchieht im Finſtern, weil ſonſt der Luſtſpielfaden gleich entdeckt und eben ſo ſchnell zerriſſen wäre, und das Spiel elend zuſammenfiele, ungefähr als ob in einem Marionettentheater die Drähte riſſen woran ſich die Figuren mit dem Schein der lebendigen bewegten; natürlich fällt dann auch nur Holz und Plunder auf die Scene! —

Wir ſehn, oder ſehn nicht, wiſſen aber verſchiedene Thüren als Couliſſen-Eingänge vor uns, die in getrennte Gemächer führen, welche (der Baumeiſter bezeugt mirs) meiſt nur ein Fenſter ins Freie und eine Thür nach dem Corridor haben, weshalb, wenn beides offen iſt, ein mörderiſcher Zugwind entſtehen muß, der aber hier belebend iſt, indem er das Ganze hauptſächlich in Bewegung ſetzt. Folgendes war leicht zu machen geweſen:

1) Fräulein von Hammelbach geſtattete Herrn Baron von Schneuzerlich ſehr gern einen Abendbeſuch in meiner Begleitung, damit er ſeine (meine) Verſe in Proſa überſetze, und den Hymen nebſt Fackel

in einen Paſtor oder Notar nebſt Ehekontrakt verwandle. Denn alſo hoffte ſie!

2) Schneuzerlich glaubte Malvinen auf ihrem Stübchen zu beſuchen, die, im Fenſter liegend, ihm ein Zeichen durch Huſten geben ſollte, aber den Kopfputz ihres Fräuleins nebſt Schleier gegen die Herbſtluft angethan hatte, um nicht beim verrätheriſchen Mondſchein als im Fenſter liegend erkannt zu werden.

3) Die Hammelbach ſelber jedoch lag im Fenſter und huſtete. So hatte ich ſies gelehrt, damit wir ein Zeichen hätten, daß ſie allein zu Haus, nämlich Malvine weit weggeſchickt ſey.

4) Dieſe ſaß nicht ſo gar weit, ſondern mit Amaranten auf dem Corridor; beide kicherten anſehnlich, und faſt ſo, daß ſie das ganze Spiel verrathen hätten, als ſie

5) mich und Baron Schneuzerlich, die wir eben unten im Mondſchein die im Fenſter liegende Hammelbach gegrüßt hatten, die Treppe herauf kommen und zart an deren jungfräulicher Thür pochen hörten.

6) Das offne Fenſter bei dem Fräulein, und unſre auf ihr: „Wer iſt da?“ ſchnell eröffnete Thür mußten den obengemeldeten nothwendigen Zugwind (es iſt der feinſte Calcul im Luſtſpiel) erzeugen, damit,

7) so wie wir beide einträten, derselbe das Licht ausblase, Alles dunkel wäre bei der Hammelbach, und ich nichts Eiligeres zu thun bekäme als

8) zu rufen: „Ich bitte tausendmal um Vergebung, Gnädigste (Schneuzerlich hielt das für die feinste Maske und Wendung, weil Malvine, die er im Zimmer glaubte, dadurch auch über meinen Verdacht herausgehoben wurde, und die Mädchen ja doch nur den Schein retten wollten), ich werde sogleich ein andres Licht anzünden!“ — Worauf ich hinaus sprang, den Zugwind die Thür krachend zuwerfen ließ, aber nicht ohne den Drücker zuvor rasch abzuziehn, mit dem man das alte Schnappschloß allein von innen und außen öffnen konnte *), so daß die Liebenden eingesperrt waren.

Wahrlich, ich glaube mit diesen acht Schüsseln oder Lustspielgängen hat der Leser vorläufig genug, und ich kann dreist auftreten und behaupten, mein Stück habe Handlung im Uebermaaß. Es soll aber noch ganz anders kommen.

Der Leser oder Zuschauer ist vorläufig neugierig zu wissen, wie eigentlich die Melodie des Duetts lautet, welches Schneuzerlich und Fräu[illegible]ammelbach

*) Der Baumeister attestirt mir die Richtigkeit dieser Schloßeinrichtung.

miteinander ſingen; er iſt neugierig, wir auch, müſſen es aber bleiben, denn der Henker kann durch verſchloßne Thüren ſehn, noch dazu wenns inwendig dunkel iſt. Es iſt jedoch für die Decenz des Rendezvous wenig zu beſorgen, denn ich habe Schneuzerlich zuvor folgende Inſtruktion gegeben:

„Kein Baum fällt auf den erſten Hieb, alſo ſchlägt man nicht gleich zu, daß die Axt ſplittert, ſonſt erreicht man gar nichts.“ Malvine wird, es iſt Mädchenart, eine Zeit lang das Fräulein fortſpielen wollen, alſo, theuerſter Schneuzerlich, laſſen Sie ſie dabei. Ich wette, ſie nimmt ſogar zum Schein etwas die ſchöne Hammelbachſche Altſtimme an, ſtatt ihres Soprans, weil in dem Teufelshauſe die Wände Ohren haben, nämlich Schlüſſellöcher, die von einer Stube in die andere kriechen, ſo daß ein Horcher ſogar zwei liebeflüſternde Stimmen belauſchen kann. Alſo, Schneuzerlich, ſehr zart! Das Mädchen muß ſich und Ihnen einige Kapitel eines ſchwärmeriſchen Romans vorſpielen dürfen! Blüthe und Duft müſſen immer vorangehn, wenn eine wahrhaft ſüße Frucht reifen ſoll. Und Sie wiſſen wohl, Freundchen:

Signor, la Donna ogni ora
Tempo ha di dir cosi!“

„Nein, auf Ehre, ich weiß nicht was Sie meinen,“ erwiederte Schneuzerlich, „aber ich glaube —“

„Gut, gut, trefflich. Bleiben Sie nur dabei mir zu glauben. — Alſo nochmals, Schneuzerlichchen (der unbequeme Name iſt vollends zum Deminutiv ſehr widerhaarig), ſehr zart! Und ſagen Sie ja „Fräulein", das ſchmeichelt halb durch das Eingehn auf die Täuſchung, halb durch die feinere Behandlung! Ja kein „Du!" im erſten tête à tête. Ein Händedruck, ein Kuß (verſteht ſich auf die Hand) mag paſſiren! Retiriren Sie aber ja, ſo wie ſie retirirt!"

Ich hoffe ſtark darauf, daß Schneuzerlich dieſem Parolebefehl, den ich ihm beim Mondſchein gab, nachkommt, und mir nicht etwa durch einen zu dreiſten Strich mein feines Converſations-Luſtſpiel in ein höchſt derbes, draſtiſches verwandelt. — Ich hoffe es um ſo mehr, weil ich der von Hammelbach gelegentlich auch eine Dienſtvorſchrift zugeflüſtert hatte, die folgendergeſtalt lautete: „Sie glauben nicht, wie dieſer brave Schneuzerlich glüht und brennt! Es iſt das edle Feuer ſeines altadligen Bluts! Doch Kühnheit bei den Männern, Zartheit bei den Frauen, das iſt das ſchöne Loos der adlig Gebornen! Dämpfen Sie alſo ſein Feuer ja durch zarteſte Zartheit, aber — ſchrecken Sie ihn nicht zu rauh von ſich, wenn die Sturmwogen der Leidenſchaft ihn auf die Klippe einer größern Kühnheit verſchlagen ſollten, als die neueſte, ſiebenzehnte Auflage des Complimentirbuchs geſtattet."

So ist von beiden Seiten vorgebeugt, und ich glaube, wir können das Paar ruhig einige Zeit im Dunkeln sitzen und auf mein Lichtbringen warten lassen, ohne daß ein andrer Funke in den Zunder fällt und die Bombe der Täuschung zu früh platzen läßt. — Sey also zart zärtlich, guter Schneuzerlich, damit ich inzwischen meine andern Lustspielscenen aufführen kann. Dazu waren nachstehende Ingredienzen zu einer pikanten Intriguenschüssel sauber eingerührt und gemengt:

1) Zwei Damenmäntel und Hüte, aus Malvinens und Amarantens Garderobe. Wozu, wird später klar werden.

2) Ein dänischer Admiralshut mit Flagge.

3) Einige anonyme Billets; Fidibus um die Flamme der Eifersucht anzufachen.

4) Viele Postiche-Seufzer und Real-Flüche.

5) Mehrere starke Dosen scheinbarer und wirklicher Wuth und Verlegenheit. Kurz mancherlei, was besser nach und nach zu Tage kommt, als hier im Recept aus dem Lustspielkochbuch zur Schau gestellt wird.

Ich sitze jetzt zwischen Malvinen und Amaranten (auf drei Sesseln) im Hausflur, und wir haben die Corridors und Zimmerthüren scharf im Auge. Täuscht uns nicht das Dunkel ganz (der Mond steht hinter

Wolken und giebt faſt zu wenig Licht für den Schauplatz), ſo öffnet ſich die Thür des Engländers leiſe, und eine weibliche Geſtalt mit Hut, Schleier und ſeidnem Mantel ſchlüpft heraus. Der Teufel, das iſt mir doch etwas verdächtig! — Nicht zwei Sekunden dauert es, ſo hören wir auf dem Corridor, wo Malvinens Zimmer liegt, gleichfalls eine Thür gehn. — Leiſe Tritte laſſen ſich vernehmen, — es huſtet: „Hem! hem!“ — die weibliche Geſtalt aus dem engliſchen Cabinet geht auf den Zehen jenem unſichtbaren Weſen entgegen, — jetzt rückt es in unſern Geſichtskreis — wahrhaftig auch eine Dame, und ſäße Amarante nicht neben mir, ich wollte ſchwören ſie wäre es, denn es iſt ihr Hut, ihr Mantel!

Die beiden geheimnißvollen Schönen kennen einander, das iſt augenſcheinlich, denn mit zwei Winken haben ſie ſich verſtändigt, und gehn Arm in Arm ab. „Bei ſo ſpäter Stunde ein Spaziergang? Ei! ei! meine unbekannten Damen, dies iſt ein wunderliches Abentheuer! Ich möchte faſt wetten, Sie wollten Jemandem begegnen.“

Hier tritt nun wirklich der unangenehme Fall ein, daß der Direktor des Luſtſpiels, nämlich ich ſelber, nicht recht weiß, was er von den beiden Damen denken ſoll, ob ſie mit ſeinem Luſtſpiele zuſammenhangen, oder nicht, oder ob es gar eine

zufällige Erſcheinung zweier Fremden iſt, die ins Hotel gezogen ſind (es könnten ja wohl Ritzebüttlerinnen ſeyn), die ganz arglos ſpazieren gehn. Da Malvine und Amarante auch von beiden nichts wußten oder nichts zu wiſſen vorgaben, ſo mußten wir nothwendig die beiden Fremden beobachten. Wir verließen alſo unſere Zuſchauerſitze, und traten ans Fenſter des Hausflurs um zu ſehn, wohin beide Schönen ſpazierten. Eben gingen ſie über den vom Mondlicht beglänzten Vorplatz hinweg nach dem Damme zu, ſuchten aber ſo ſchnell als möglich den Schatten des Leuchtthurms zu erreichen, was mir wiederum bedenklich vorkam. Plötzlich rief Malvine: „Der Herr Hauptmann!“ Amarante zuckte fühlbar neben mir zuſammen, als wir die Geſtalt des däniſchen Kapitains mit übergeworfenem Mantel und ſeinem dreieckigen Federhut auf dem Haupt aus dem Hauſe treten, und den Damen auf dem Fuße folgen ſahen.

Wenn ich mich nicht blos unwiſſend ſtelle, ſo müſſen mich hier die verwickeltſten Intriguen überraſchen, und ich hoffe den Leſer auch. Sieht Floboard den Dänen, welchen ich ſelbſt unten eifrig Billard ſpielend glaubte, hinter den Damen, worin er Malvinen und Amaranten nicht verkennen kann, herſchleichen, ſo wette ich, geräth ſein Blut in eine wahre Eiferſuchtsbrandung, ärger als ichs jemals durch alle

meine Luſtſpielchikanen hätte in Bewegung ſetzen können. — Es war allerdings unverkennbar, daß der Däne einen Kaperbrief in der Taſche führte, und ſcharfe Jagd auf die beiden weiblichen Segel machte. Dieſe ſchienen ihn zu fürchten, denn ſie beſchleunigten ihre Schritte, als ſie bemerkten, daß der Korſar ein Segel nach dem andern beiſetzte um ſie zu entern. Während wir noch in dieſer Anſchauung verloren waren, erklangen hinter uns raſche Schritte auf dem Corridor. Wir drehten uns um, und ſprangen erſchrocken in den Schatten eines großen Vorrathsſchrankes, damit man uns nicht am Fenſter entdecken ſollte. Doch behielten wir den Corridor im Geſicht, und erkannten Flodoard, der haſtigen Schrittes, und vor Zorn ſchon faſt athemlos, die Treppe hinabeilte.

Iſt wirklich Alles was jetzt geſchieht von mir angelegte Intrigue, und nicht bloßer Scherz des Zufalls, ſo muß ich in der That mir ſelbſt das Zeugniß geben, daß ich ein praktiſches Luſtſpiel verwickelt genug einzufädeln weiß. Aber jetzt die Auflöſung! Da ſteckt der Teufel!

Wir ſind wieder ans Fenſter getreten und ſehen Flodoard in einer Haltung, wie ungefähr der Menſchenfeind Meinau. Mit untergeſchlagenen Armen, den Hut tief ins Geſicht gedrückt, ſtürmt er über den Vorplatz auf den Leuchtthurm zu, als wolle er

dieſen um und um rennen. Leider können wir ihn in dem tiefen Schattendunkel nicht weiter verfolgen, ſondern ſitzen nun mit einemmale ohne alle Handlung im Finſtern da. Es iſt alſo wahrhaftig kein glücklicherer Gedanke aufzutreiben, als jezt nicht nur den Akt, ſondern auch den Band zu ſchließen. So haben wir beide, der Leſer und ich, gehörige Zeit auf die Entwickelung des Stücks recht neugierig zu werden; denn das darf ich ihn verſichern, in dieſem Augenblick bin ich, da mir der Zufall ſo viel Fäden ins Gewebe geſchoſſen hat, über den Ausgang vielleicht noch ungewiſſer als der Leſer ſelbſt, der längſt Alles erräth, was ich noch nicht weiß. Hoffen wir alſo auf den zweiten Theil des Buches um des dritten Aktes willen.

(Schluß des erſten Bändchens.)

Leipzig, Druck von W. Vogel, Sohn.

Neue

Empfindsame Reisen.

Neue
Empfindſame Reiſen

von

Ludwig Rellſtab.

Zweiter Band.

(Poſt- und Seeſtücke; Erzſtufen, Intermezzo's ꝛc.)

Leipzig,
bei Karl Franz Köhler.

1837.

Siebentes Intermezzo.

Ich schiffe zwischen Scylla und Charybdis. Soll ich in diesem Intermezzo einen schicklichen Eingang zum zweiten Bande, und dem, was er versprechen und vielleicht nicht halten wird, machen, oder rede ich mich blos in den dritten Akt des Lustspiels hinein? Beides giebt einem Schriftsteller so gute Gelegenheit Vieles ungesagt zu lassen! Beides — doch ich sehe, menschliche Vernunft kommt hier doch nicht zu Ende mit ihren Gründen und Gegengründen, und ich will daher, wie die meisten Menschen in bedenklichen Zeiten, religiös werden, d. h. mich ans Orakel wenden. Die Götter mögen entscheiden, denn kein Andrer als sie nähete die Knöpfe an meinen Rock, an welchen ich jetzo so abzähle: Dritter Akt, — zweiter Theil, — dritter Akt, — zweiter Theil, — dritter Akt, — zweiter Theil — es ist entschieden *).

*) Ein scharfsichtiger Leser merkt hieraus, daß ich sieben Knöpfe (eine ominöse Zahl) am Rock habe. Ich

Dritter Akt.

Schriebe ich nicht empfindſame Reiſen, worin ich einmal die Tracht der Novelle nicht loswerden kann, ohne geradezu mit dieſer Freundin zu brechen und mich ganz dem Drama in die Arme zu werfen, ſo hätte ichs jetzt wahrlich ſehr leicht, weil ich mit der dramatiſchen Methode meinen Schauplatz beliebig verändern, ihn bald ins Zimmer der von Hammelbach verlegen, und Schneuzerlichs Liebesgirren ſceniren, bald den Meeresſtrand nebſt Leuchtthurm, däniſchem Kaperſchiff, und Eiferſuchtsbrandung, zuletzt endlich den Corridor, wo alle Bomben platzen ſollen, bequem durch den Maſchiniſten darſtellen laſſen könnte. Aber an allen dieſen Vortheilen hindert mich die ſo eng beſchränkte Conceſſion der Erzählung, und ich muß daher in dieſer fortfahren. Mit Amarantens Erlaubniß legte ich ein neugieriges Ohr an das Kloſett, wo unſer Curhavenſcher Romeo ſeiner Julie Liebe ſchwur. Ich horchte vorläufig heraus, daß beide noch nicht zur Erkenntniß gekommen waren, ſondern ein zartes, vielleicht gar zärtliches Verhältniß noch obwalten

---

ſelbſt will es mir bei dieſer Gelegenheit merken, damit ich künftig beim Befragen des Orakels weiß, wie ich anzufangen habe, um nach Wunſch beſtimmt zu werden.

müſſe, wie aus dem heimlich ſüßen Flüſtern zu ſchließen war. Sehr wehe that mirs, daß ich nicht Zeuge des von mir geſchaffenen Glücks ſeyn konnte, allein es wäre wahrhaft grauſam geweſen, wenn ich in ſo heilig ſüßer Stunde mit unheiligem Talglicht (denn anderes gab es im Wirthshauſe nicht) dazwiſchen gefahren wäre, und durch die vulgäre Kerze die Liebesfackel, welche im Dunkeln am ſchönſten brennt, verdrängt hätte. Die Stunde, welche die Liebenden aus ihrem Himmel ſchrecken ſollte, mußte ja doch bald genug anbrechen. Ja ſie brach ſchon an, denn eben polterte das Verhängniß fluchend und donnernd die Treppe herauf. Wir hatten kaum ſo viel Zeit uns hinter unſern Schrank zu flüchten, als auch ſchon in haſtiger, fliegender Eile die beiden Damen von zuvor, die wir im Mondſchein vor dem Hauſe geſehn, die Treppe heraufeilten, und ſich in die Corridors flüchten wollten. Doch der däniſche Kapitain mit Federhut und Mantel war noch ſchneller hinter ihnen drein, vertrat beiden den Weg und rief: „Ich beſchwöre Sie, meine Theuerſten, flüchten Sie nicht, ich werde Sie zu beſchützen wiſſen.“

Die Dame, deren Hut und Mantel dem Amarantens glich, wollte nichts davon wiſſen, ſondern durch den Corridor entfliehen; allein die andere, welche ich wahrhaftig ſelbſt ſehr leicht für Malvinen gehalten

hätte, falls dieſe ſich nicht neben mir hinter den Schrank neſtelte, hielt ſie am Arme feſt und ſank ihr mit dem Ausruf: „Verlaſſen Sie mich nicht!“ zu ihren Füßen. Schneller als der Leſer dies hier erfahren kann, war Flodoard die Treppe heraufgeſchoſſen, und machte den Damen die Flucht unmöglich, indem er vor ſie hinſprang und rief: „Nein, Sie dürfen nicht entfliehn! Erſt muß Ihre Verrätherei vollſtändig an den Tag kommen!“

„Ich nehme Sie in Schutz!“ rief der Däne dazwiſchen, und Flodoard donnerte wuthentbrannt: „Sie ſollen mir Rechenſchaft geben für dieſen unberufenen Schutz!“ Unfehlbar hätte er den Degen gezogen, wenn er einen bei ſich gehabt hätte, aber glücklicherweiſe war ſeine Armee auf dem Friedensfuß organiſirt, und hatte keine Waffen. Deſſenungeachtet machte die Scene genug Lärmen auf der Hausflur und im Corridor, und die falſche Amarante wollte wirklich, trotz des Schutzes, den ihr die däniſche Flagge anbot, mit dem erſten günſtigen Winde abſegeln. Die falſche Malvine — der Leſer erlaubt, daß ich die beiden uns allen ſo räthſelhaften Damen auf dieſe Weiſe am kürzeſten bezeichne, — die falſche Malvine aber wollte den Schutz ihrer höher geſtellten Begleiterin durchaus nicht laſſen, ſondern umklammerte ſie wie einen Rettungsbalken, kräftiger (die Angſt mußte

es thun), als es einem so zarten Wesen irgend zuzutrauen war. Die falsche Amarante wurde durch sie wie durch einen Anker, trotz des hereinbrechenden Sturmes, festgehalten, und konnte nicht flott werden; endlich aber riß das Ankertau, und sie schoß davon, aber — auf ein Felsenriff, auf Fichtel. Er war so eben mit Fackeln (Talglichtern) in der Hand (ich falle hier von dem felsenfesten Gleichniß herunter, aber es thut nichts, ich komme gleich wieder hinauf) aus der Tiefe des Meeres aufgetaucht, das heißt die Treppe heraufgesprungen, um sich droben, ohne alle Galanterie, quer in Amarantens Bahn zu werfen. Er war, wie gesagt, ein Felsen (jetzt sitze ich wieder im Gleichnißsattel), an dem die fliehende Schöne scheiterte, und, wie von der stärksten Brandung geschleudert, zurückprallte. Da erscholl ihr Angstruf — —

Goddam! — —

so wahr ich Ludwig Rellstab heiße! Und mit diesem donnernden Goddam fiel in das verworrene Gewebe ein Blitzstrahl, welcher die seltsamsten Physiognomieen beleuchtete. Zuerst entdeckte ich dabei den Faden der hinter meinem Rücken angesponnenen Intrigue, weil gleichzeitig mit des Goddams Scheitern auch die falsche Malvina über Bord fiel, nämlich ihr Hut und Mantel, und Eduard, Fichtels Naturſohn

(nicht sein natürlicher), eben so klar vom Kerzenlicht angeleuchtet vor uns stand, wie aus der falschen Amaranten-Hülse der Engländer herausgesprungen war.

Auf den ersten Blick sah ich, daß Fichtel, von mir zum Unterlustspieldirektor angestellt, seine Vollmacht überschritten und sich zum Oberdirektor gemacht hatte. Da er es aber ungleich besser machte als ich, unterwarf ich mich ihm, und wurde Mitspieler. Es gelang mir und der wahren Amarante und Malvina leicht falsches Erstaunen über die Vorfälle darzustellen, da wir genug des wirklichen empfanden. Doch räume ich ein, spielten der Engländer und Flodoard am Besten. Der freie Britte, der hier so gezwungenerweise Komödie spielte, und noch dazu eine lächerliche Rolle, ging, als er Malvinens Metamorphose erblickte, folgende Krankheitszustände in unglaublich schneller Folge durch: 1) Maulsperre, 2) Scharlachfriesel (übers ganze Gesicht), 3) Bleichsucht (ebendaselbst), 4) Rückfall in das Scharlach, 5) Starrkrampf, 6) delirium tremens, 7) Skt. Veitstanz oder complette Tarantel-Wuth. Die lezte Krankheit hätte ich bei der flüchtigen Diagnose von drei Sekunden für alle sieben Krankheiten, die ihn wie die sieben ägyptischen Plagen

überfielen, vielleicht nicht einmal richtig erkannt, hätte ich nicht Professor Heckers Buch über die Tanzwuth gelesen. Gerade in diese aber verfiel mein Insulaner und sprang und stampfte genau wie ein vom Johannistanz Besessener (er schor sich den Henker um den Kalender, denn es war Michaelis) vor uns herum, unter Absingung eines langen Liedes, welches jedoch nur aus einem einzigen Refrain bestand, und dieser hieß Goddam! — Ich hoffe, Medizinern von Geist und Gelehrsamkeit ist meine Genauigkeit der Krankheitsbeschreibung von Werth. —

Eduard, der Schalk, spielte den Beschämten mit Grazie. Ich will aber des Teufels seyn, wenn er nicht genau gewußt hat, daß englische Waare unter Amarantens Mantel eingeschmuggelt werden sollte, in Malvinens Herz.

Flodoard, darauf schwöre ich eben so fest, hat Nichts gewußt, sondern ist blos der scharfen Witterung, die ihm mit der Eifersucht gemacht wurde, nachgegangen. Man hatte ihm Hut und Mantel des Dänen auf die Wolfsgrube gebunden, in die er stürzte. Ich kann mich indessen hier auf Nichts einlassen als auf historischtreue Portraitirung seines gegenwärtigen Zustandes.

Der Leſer braucht nur ein Gedächtniß, das drei Seiten rückwärts reicht, zu haben, oder ſo weit zurückzuſchlagen, ſo findet er, daß Flodoard und der Däne kampffertig waren (bis auf die Waffen), um wegen der ächtvermeinten Amarante die furchtbarſte Schlacht anzufangen (der Krieg von Troja wäre ein Plänkler-Gefecht dagegen geweſen), als die Maske fiel, und die unächte Amarante ſich darſtellte, zugleich mit der ächten, die nebſt mik und Malvinen hinter dem Schrank hervortrat, wo unſre Poſition doch nicht mehr zu halten war, wegen Fichtels Talglicht-Brandfackel. Die beiden Fechter fuhren auseinander wie ein geplatzter Dampfkeſſel. Flodoards Angeſicht wurde zu einem ſiebenfach ſchwarz bezognen Gewitterhimmel; dieſem glich er auch in der entſetzenvollen Stille, in welcher er ſeine Wuth gar kochen ließ zum Ausbruch. Nur der Engländer gab voreiliges Donnermurmeln und Rollen dazu, durch ſeine Paſſagen auf Goddam. Mit der Oberlippe legte Flodoard ein Walzwerk an, um die Unterlippe breit auszuwalzen, — in den Adern hatte er ein Pochwerk, — in den Augen ein Radgetriebe, — in den Füßen eine ſtillſtehende Stampfmühle, — in den Händen ein Druckwerk von wenigſtens zehn Ochſen- oder zwanzig Eſelkraft (denn weshalb ſoll man nur nach Pferden rechnen?), mit denen er ſeine Finger zu Fäuſten drückte — kurz,

die Maschinen des Satans und seiner Großmutter waren in ihm thätig *), und doch blieb er starr und stumm wie ein Eisbock, nein, wie ein Vulkan — wie ein beschneiter isländischer Hekla (dies ist der schönste Abdruck des Gleichnisses) — er wird aber gleich ausbrechen. Nämlich in demselben Augenblick, wo dem Dänen der Admiralshut vom Haupte fällt, und der Mantel von der Schulter, jedoch nicht der Däne zum Vorschein kommt, sondern Karl!! Es wäre auch nicht anders möglich gewesen, da genau in dem nämlichen Moment unser dänischer Freund auf der Treppe sichtbar wurde, die er, von zwei Kellnern gefolgt (Alles hatte Lichter in der Hand), so eben heraufflog, weil der mörderische Lärm droben nun auch unten bis in das Billardzimmer gedrungen war, und Alles die Queue's weggeworfen hatte, um nach den Leuchtern zu greifen, und zu sehn, ob oben der Teufel los sey, oder was sonst.

---

*) Denkende Kritiker tadeln mich vielleicht nicht mit Unrecht, daß ich die Maschinenkräfte, mit denen ich die Zornschilderung Flodoards zu Stande bringe, nicht vielmehr auf den Engländer angewendet habe, der als Sohn des maschinenreichen Albion ein näheres Anrecht darauf hätte; denkendere Kritiker sehen aber sogleich ein, daß die Charakteristik des Portraits dies nicht zuließ.

Den boshafteſten Recenſenten fordere ich jetzo heraus, zu behaupten, daß in meinem Curhavenſchen Luſtſpiel die Handlung nicht Schlag auf Schlag gehe, und eine surprise die andere dränge. Ich darf dies um ſo dreiſter geltend machen, weil ich ja ganz offen geſtehe, daß nicht ich dieſe Verwickelungen herbeiführte, ſondern halb Fichtel, halb der Zufall. Derjenige Genremaler ſoll mir aber in Düſſeldorf, München, Rom oder Paris noch gefunden werden, der mir jetzt alle Geſichter, Poſituren und Gruppen, nebſt den darauf fallenden magiſchen Lichtern von Talg und Mond in ein geſammeltes Bild bringt! Ich räume ohne Bedenken ein, daß ich es nicht kann, es daher bleiben und der Phantaſie des Leſers überlaſſe. Aber was geſchah zu erzählen, davon kann ich mich nicht entbinden. Flodoard explodirte mit der für alle dieſe Veranſtalten wirklich unbedeutenden Phraſe: „Herr, wollten Sie mich zum Beſten haben?“ Die Phraſe iſt wirklich ſehr unbedeutend, allein es iſt Flodoards Schuld, nicht meine; dafür hatte ſie auch das Schickſal ganz unbemerkt durchzufallen und unterzuſinken in dem Meer von anderen Fragen, Gelächter, Ausrufungen, Erſtaunens-Aeußerungen, das rings umher aufwogte.

Es war rein gar nichts zu machen für einen Schreiber, ſo lange dieſe babyloniſche Verwirrung ſich

crescendo hielt; erst als der Sturm sich etwas legte, konnte ich beobachten, und nachstehenden Rapport fast tabellarisch abgefaßt vom Schlachtfelde absenden:

Wir haben vollkommen gesiegt; der Zustand der feindlichen und befreundeten Mächte ist jetzt folgender:

Der Engländer bleibt beim alten Liede und haspelt sich aus dem Damenmantel.

Eduard faltet den seinigen schon zusammen und giebt ihn Malvinen zurück.

Karl, der Pseudo-Däne, thut dasselbe mit Hut und Mantel des ächten.

Fichtel strömt einen Wortschwall von wunderbar, lustig, ergötzlich, überraschend, Liedesabentheuer u. s. w. heraus, und schießt mit dem Licht in der Hand umher wie ein Kobold.

Flodoard erwürgt an seiner obigen Phrase, — oder würgt wenigstens daran —

Der Däne ist höflich, fein, lächelnd, aber, mir däucht, Alles satyrisch, und ich vermuthe, er hat recht wohl gewußt, wer in seinem Mantel steckte. —

Die Kellner, ich, Malvine und Amarante lachen, fragen, laufen durcheinander.

In Summa es wird trotz des decrescendo doch noch dermaßen gelärmt, daß wir das ängstliche Geschrei zweier Stimmen ganz überhören, die sich aus dem Innern des Teufels-Lustschlosses vernehmen lassen.

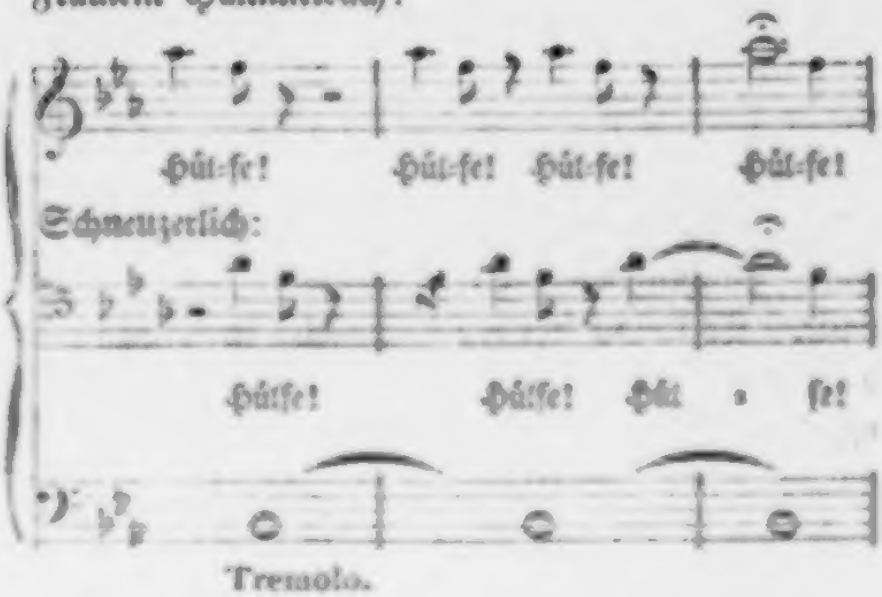
Hätte der Zufall nicht eine Sechszehntheilpauſe in allen Stimmen unſrer Berlioz'ſchen Natural-Symphonie gemacht — wo wir vermuthlich ſammt und ſonders Athem ſchöpften — ſo würde ichs ganz vergeſſen haben, daß noch eine Hammelbach und ein Schneuzerlich auf der Welt ſind, die zur Schlußgruppe des Luſtſpiels gehören. — Es wäre ein fataler Streich für mein Buch geweſen, und ich glaube, die Recenſenten hätten alsdann den neuen empfindſamen Reiſen noch weniger Geſchmack abgewonnen als den alten.

Genug, es war ein Glück, daß wir einige Fermaten des Schneuzerlich- von Hammelbach-ſchen Duetts vernahmen, die mit dem Tremolando der gerüttelten Thür, von der ich bekanntlich den Drücker in der Taſche habe, begleitet wurden.

Beide hatten ſich darinnen noch nicht erkannt, hörten aber unſren hölliſchen Tumult, der durchs ganze Haus ſchallte, ſahen durch die Glasfenſter über den Zimmerthüren das Flackern und Blitzen der Lichtflammen an den Wänden, und wurden aus dem Traume ihrer Liebe plötzlich durch den Schreck aufgejagt, daß Feuer im Hauſe ſey. Sie hatten in ihrem nächtlich verſchleierten Glück nicht einmal Licht gewünſcht, geſchweige Feuer! Begreiflich, daß ſie jetzt einen lauten Angſtruf erhoben, und um die Wette den Ruf „Hüon, Hüon!“ aus Webers Oberon, mit dem

untergelegten Textwort „Hülfe“ ertönen ließen. In Partitur sieht das Duett so aus:

Fräulein Hammelbach:



Solchen Tönen war nicht zu widerstehn, besonders weil aus dem Septimenaccord, der ihnen zum Grunde liegt, der Auflösungs- und Schlußaccord des ganzen Lustspiels folgen sollte.

Ich entreiße daher dem zunächst stehenden Kellner sehr stürmisch die Kerze, fliege der verschloßnen Thür zu, — die Meinigen, dabei Amarante und Malvine wie zwei Jeannen d'Arc, mir nach — ich öffne, und die zitternde Hammelbach sinkt — in meine Arme!

Alſo das iſt das Loos des Schönen auf der Erde? Das iſt der Lohn eines Luſtſpieldichters? So wollte ich doch lieber zum Kalbfell ſchwören! —

Aber Schneuzerlich? — Er ſpielte doch noch eine traurigere Rolle als ich, denn das Erſte, was ſich ſeinen ſtaunenden Blicken darbot, war — Malvine, die er im traulich dunklen Zimmer an ſeiner Seite geglaubt, und das Zweite ihr Fräulein, die holdſelige Hammelbach, die er an ſeiner Seite gehabt hatte. Er kannte jetzt den Unterſchied zwiſchen Glauben und Wiſſen, und verwünſchte die Erkenntniß bis ins Pfefferland. Ich mahle ihn ſchwach ab, wenn ich die Reihe von Zuſtänden ſchildere, die ſein Antlitz, noch ſchneller wie eine Eintagsfliege ihr Jugend-, Mannheits- und Greiſenalter, hintereinander durchging, während ihn unſre Kerzen beleuchteten.

Erſtes Stadium. Einfaches Entſetzen, als habe er auf eine Schlange getreten (er hatte eine im, oder vielleicht am Buſen gehegt). —

Zweites Stadium. Complicirtes Entſetzen, denn er faßt jetzt, daß er in Beelzebubs Netze gefallen iſt. —

Drittes Stadium. Verlegenes Entſetzen, denn er weiß nicht, ob er unverſchämt oder beſchämt thun, bekennen oder prahlen ſoll.

Viertes Stadium — ich lasse es dazu nicht kommen, sondern fasse nun die Fäden meines Lustspiels zusammen, um den Knoten, nicht zu lösen, sondern so fest zusammenzuziehn an Schneuzerlichs und der Hammelbach Kehle, daß sie daran ersticken müssen, oder sich heirathen, was freilich schwerer.

Die zarte Hammelbach war nur halb ohnmächtig, und die Bleiche, die der Schreck mit ihren Zügen vorgenommen, wurde durch das Morgenroth holder Beschämung unschädlich gemacht, unter der natürlich die Enthüllung ihres süßen Verhältnisses mit dem Baron Schneuzerlich so plötzlich und vor dem ganzen Hause Statt fand. — Kein Mensch wäre aber aus dem ganzen Vorfall klug geworden, wenn ich nicht das Wort genommen hätte.

„Mein verehrtestes Fräulein," sprach ich verbindlichst, „vergeben Sie, — ich bin so schuldig gegen Sie, — daß ich sogar im Dunkeln erröthen müßte!" (Dafür unterließ ichs bei Licht.) „Meine Ungeschicklichkeit ist Ursache," wandte ich mich zur Gesellschaft, „daß unser verehrtestes Fräulein hier mit Herrn (ich verräusperte das von) Schneuzerlich im fatalsten Dunkel allein blieb, und daß beide durch unsern Lärmen draußen in Angst gesetzt wurden, ohne sich helfen zu können. Allein ich hoffe, ich werde der Gesellschaft das Angenehmste zu berichten haben. Lassen Sie michs

daher nur gestehn — hier unser Freund Schneuzerlich vertraute mir, es rege sich ein unnennbares Gefühl in ihm für dieses süße Wesen (Hammelbach genannt). Ich versprach ihm, da ich einige günstige Worte aus dem Munde unsres verehrten Fräuleins gehört, ihn auf einem Besuch zu begleiten, um seinem schüchternen Zagen einige Stützen zu geben, — vor einer Viertelstunde traten wir hier ein. Der Wind löschte das Licht, ich wollte ein andres holen, die Thür fiel ins Schloß, der Schlüssel heraus, ich nahm ihn zu mir, doch bei der Rückkehr gerieth ich in den Maskenscherz, den wir Alle hier so eben auf der Treppe erlebten, und den wir unserm Fräulein nachher sogleich erklären, ich vergaß mich — vielleicht war es auch ein Wink des Zufalls, der Vorsehung wollte ich sagen, — dieses Zimmer blieb dunkel, verschlossen — wer hat nicht schon erfahren, was ein günstiger Augenblick dem Herzen seyn kann? — ja, ich lese es in Ihren Augen, Theuerste, Ihnen beiden ist der Augenblick ein Gott gewesen, Ihre Herzen haben sich gefunden, Sie sind einig, verbunden für das Leben!"

Mit dieser Copulationsrede riß ich die verschämte Hammelbach zu dem unverschämten Schneuzerlich, und preßte sie fest zu einer Umarmung zusammen.

Fichtel, der stets wie ein Kammrad in das Gezähn meiner Lustspiel-Umtriebe eingriff, rief „Vivat

das junge Brautpaar!" Alles jubelte, sogar Flodoard, der unendlich froh war, daß dieser Gewitterableiter die Lächerlichkeit von seinem Haupt auf ein fremdes führte.

Schneuzerlich gewann aber, wie alle große Männer, in extremis Fassung. Er riß sich los von seinem Fräulein, und wollte, während diese Umarmungen und Gratulationen der Frauen annahm, mir zu Leibe.

„Was Teufel, Herr Autor, was machen Sie — Sie haben mich geprellt!" — rief er mit unterdrückter Wuth, und wollte mich beißen, rädern, fressen. —

„Still Freund, um Gotteswillen!" flüsterte ich ihm zu, „wir haben uns beide geirrt! Wir verfehlten ja blos das verdammte Zimmer! Danken Sie mir doch für die höchst geschickte Weise, mit der ich Sie aus der Verlegenheit ziehe! Ich traf, als ich Licht holen wollte, Malvinen unten im Speisesaal, ahnte daher sogleich das ganze Mißverständniß, hatte Zeit zu überlegen, und muß Sie jetzt zwingen so zu handeln, als sey Alles Ihre Absicht. Das Mädchen ist pfiffig genug es zu merken, die Alte ist nun ganz sicher gemacht, und Sie haben das Kammermädchen um so gewisser im Netz. Eine solche Discretion belohnt ein Mädchen tausendfältig. Jetzt müssen Sie schon in den sauern Apfel beißen sich verliebt zu

ſtellen, ſonſt werden Sie ja ſo ausgelacht, daß Sie gar nicht mehr an Bord des Dampfſchiffes kommen dürfen, und das hübſche Kind iſt Ihnen für ewig verloren!"

Schneuzerlich hatte wenig gegen dieſe Gründe einzuwenden, und der Rückzug wurde ihm überdies durch Gratulationen von allen Seiten ſo vollſtändig coupirt, daß er ſich vorläufig zum Gefangenen ergab.

„Ein ſo fröhliches Ereigniß, wie eine Verlobung," rief Fichtel, „darf nicht bei trocknem Munde gefeiert werden; ich ſtimme dafür, daß wir uns ſämmtlich unten ins Geſellſchaftszimmer ſetzen, und eine Bowle auf das Wohl des Brautpaars leeren!"

Der Engländer hatte von der Rede das Wort bowle verſtanden, und rief zuerſt „yes!" denn er beſaß ein verſöhnliches Gemüth, und dachte nicht mehr daran „to light a duel", wie er anfangs wollte. — Wir Andern ſtimmten durch verſchiedene Zeichen und Sprachlaute in Fichtels Vorſchlag ein; ich ergriff eins der Lichte, Schneuzerlich wurde an den Arm der Hammelbach gehäkelt, der Däne folgte mit Amaranten, denn Flodoard hatte nicht den Muth ihm dieſen Platz ſtreitig zu machen, Eduard (die falſche Malvine) hatte den nächſten Anſpruch auf die Nachbarſchaft der ächten, — kurz wir ordneten uns paarweiſe, und hatten unſre Fackel- und Kerzenträger

hinten und vorn so gut wie bei einem feierlichen Fackeltanz. Adliges Blut, wie das was in der Hammelbach Adern rann, ist auch dem fürstlichen so nahe verwandt, daß es auf solche Ehrenbezeugung Anspruch machen kann.

Unten setzten wir uns an eine Tafelrunde, die Fichtel schon im Voraus hatte zurichten lassen, weil der ganze Masken- und Lustspielscherz doch mit einem Versöhnungs-Akt schließen mußte, der sich am Besten beim Glase feiert.

In der That fühlten wir uns äußerst behaglich, und hätte dem Leser an meinem ganzen Lustspiel nichts gefallen, so würde er doch an dieser letzten Scene des letzten Akts Geschmack gefunden haben. Ich hätte sie ihm von Herzen gewünscht; so will ich mich wenigstens recht in bequeme Positur setzen, sie zu beschreiben.

Letzte Scene.

Fichtel, der durch eine ganz besondre Fügung des Himmels immer doppelt liebenswürdig wurde, so wie etwas Gutes zu Essen oder zu Trinken auf dem Tisch stand, sah, als wir sämmtlich saßen und die Bowle vor ihn gestellt wurde, gutmüthig fröhlich umher, stand auf, hob den Deckel, füllte ein Glas, hielt es empor und begann:

„Freunde! Laßt mich eine kurze Anrede halten! Die flüchtigen Wellen und Winde haben uns hieher zusammengeführt, sie werden uns wieder auseinander führen. Denn Luft und Wasser sind die beweglichen, leichtfertigen Elemente, die rastlos von einem Ort zum andern eilen, nirgend haften, keine Heimath, keine Freundschaft, keine Liebe, keine Treue kennen. Anders ist es mit diesem edlen Element, welches ich hier im Glase halte. Das ist von einem höheren Geist durchdrungen; Wasser ist eine Undine ohne Seele, in Wein und Punsch aber wehet der ächte Feuergeist, der Fels und Metall, die Knochen der Gebirge, schmilzt und verbindet! Das Wasser und die Winde führten uns zufällig, äußerlich zusammen, diese edlen, feuerhaltigen Tropfen aber bringen uns in Wahrheit einander nahe. Sie sollen die Herzen derer, die sich hier als Wackere gefunden und erkannt, zu einem Guß verschmelzen, daß Jeder von des Andern innerstem Wesen ein wahrhaftes Theil aufnehme, das ihm bleibt, wenn uns jene seelenlosen Elemente, Wind und Wellen, auch dereinst so weit auseinander führen, als sie über die runde, wechselvolle, ungetreue Erde hinrollen. Auf dieses im Feuer geschlossene Bündniß leere ich das erste Glas im Namen Aller! — Halt!“ — unterbrach er sich selbst, als er unter unserm frohen Zuruf das Glas eben an die Lippen setzen wollte,

„halt, noch nicht, ich habe noch etwas vergessen! Erst muß ich Eure Gläser gefüllt sehn!“ Er füllte sie und fuhr fort: „Uns Alle mag diese Verschmelzung auf nassem Wege, daß ichs chemisch ausdrücke, durch Austausch des gegenseitigen Guten bereichern, — wenn aber, es könnte sich ja fügen, zwei edle, reinste Metalle unter unsrer Feuertaufe zusammenrinnen, und sich zum ewigen Amalgama ganz durchdringen wollten — da laßt uns ihnen wünschen, daß ihre Mischung den schönsten, hellsten Klang, den wahren Einklang gebe, und so ein ganzes Leben hindurch fortklinge!“

Der Schalk richtete sich bei diesen Worten gegen Schneuzerlich und seine Holde, aber einen warmen, durchdringenden Seitenblick warf er auf den Dänen und Amaranten, so daß dieser ein Purpuranflug auf die Wangen bis an das blitzende Auge trat, und ihr schöner Busen sichtlich höher aufwallte.

Doch ihre anmuthige Verwirrung verschwand in dem Scherz und Gelächter der Uebrigen, die die Gläser erhebend, Fichtels Beispiel folgten, mit Schneuzerlich und Fräulein von Hammelbach anstießen, und sie mit Glückwünschungen überhäuften. Die Verlobte brachte die zärtlichsten Blicke, die sie in ihrer Jugenderinnerung auftreiben konnte, sammt allen Regeln der Gouvernante vom Augenniederschlagen und sittsamem Beschämtthun in praktische Anwendung. Schneuzerlich

aber hatte Tropfen des Angſtſchweißes auf der Stirn, denn es ſchien ihm nun doch bitterer Ernſt mit ſeiner Verlobung zu werden, und jede Minute vorwärts machte ihm den Rückzug ſchwieriger. Uebrigens mußte er ausbündig zärtlich im Kloſett geweſen ſeyn, und ſich proeminent deutlich ausgeſprochen, item die unläugbarſten Beweiſe der Gegengunſt erhalten haben, denn ſeine Verlobte benahm ſich, wie es nur nach völlig ſpruchreifen Akten möglich war — ganz ſeines und ihres Glückes gewiß!

Ich weidete mich an der Marter des Haſenfußes, und ſpann im Stillen an dem Faden, womit ich ihn noch ferner etwas ſtranguliren wollte, zur letzten Würze des Luſtſpiels weiter. Schon längſt hatte ich nämlich aus dem Buſen der künftigen Baroneß Schneuzerlich die Ecke des Sonetts hervorgucken ſehn, was ich für Schneuzerlich gemacht. Ich ſpielte darauf an; die ſchlaue Braut errieth mich ſogleich, und geſtand, daß ihres Geliebten Dichtertalent ihr Herz hauptſächlich erobert habe. Man beſinnt ſich, daß ihr das Sonett im erſten Akt durch mich in den Pompadour geſchoben worden war. Es hatte ſie damals wie ein Pfeil aus dem Hinterhalt getroffen, und ihre weibliche Poſition von fern her, wie ſchweres Geſchütz, erſchüttert und den Erfolg eines Angriffs mit blanken Waffen vorbereitet. Dieſen hatte Schneuzerlich, dies geſtand

sie mir jetzt in süßer Verwirrung, bei der Conferenz im Halbdunkel und Schatten des Mondscheins draußen wirklich gemacht, indem er ihr auch sein Exemplar des Poem's zärtlich überreichte (in der Meinung, er gebe es Malvinen), und ihr gestand, es sey an sie gedichtet, an niemand anders. Natürlich that die Holdselige aus Zartheit, als sey sie ganz überrascht und wisse nichts von der ersten Gabe; doch jetzt brannte sie vor Begierde Schneuzerlichs Begeisterung für ihre Schönheit (und damit diese selbst) in das rechte Licht zu setzen. Nichts wurde mir daher leichter, als ihr, nach einigem anstandsmäßigen, folglich unumgänglichen Widerstande, die Erstlingshuldigung abzudringen, um sie der Gesellschaft vorzulesen. Mit lauter Acclamation nahm der Chorus meinen deshalb gestellten Antrag auf. Doch Schneuzerlich stand, sowohl im Gefühl seines poetischen Unterschleifs, als seiner ganzen Sykophanten-Rolle, eine Armesünderangst dabei aus, die ich ihm von Herzen gönnte. Fichtel fing auf meinen Wink an, ihm zuzusetzen. „Ei, Herr Schneuzerlich, auch Poet? Vielleicht gar insgeheim Ihr eigner Verleger? Sie müssen uns Ihr Gedicht hören lassen! Sie dürfen es nicht weigern! Und selbst müssen Sie lesen, Herr Schneuzerlich selbst, wir bitten Sie!"

Schneuzerlich stammelte etwas Unbescheidenes von Bescheidenheit, und etwas Unverschämtes von Beschä-

mung, — er schützte sein blödes Auge bei Abend, seine schlechte Stimme vor. Nichts half. Fichtel rannte mit Sturmbalken von Gründen auf ihn ein, die Hammelbach schraubte und schob nach, Amarante brachte einen wahren Flaschenzug von zärtlichen Bitten an, ich suchte ihm Hebebäume des poetischen Ehrgeizes unterzuschieben, und trieb Keile der Nothwendigkeit nach, Fichtel schraubte, Amarante bohrte, Malvine stachelte, die Uebrigen hoben und schoben ihn auf die schiefe Ebene, kurz alle einfachen und complicirten Potenzen der Mechanik *) wurden in Anwendung gebracht, und zuletzt waren Schrauben, Hebel, Keile, Rolle, Haspel, Winde, Göpel so lange in Bewegung, bis er sich, nachdem er eine Belagerung ausgehalten wie Sagunt und Saragossa, nicht ergab, sondern capitulirte. Er verlangte wenigstens ehrenvollen Abzug mit Waffen und Gepäck unter klingendem Spiel, von dem Posten als Vorleser, den ich darauf sogleich bezog, und anhob:

Als Dich mein trunknes Aug' zuerst erblickte —

---

*) Der Engländer borte auf ihn ein; ich führe es aber darum nicht im Text, sondern nur in einer Note an, weil dem Boren in der Mechanik noch nicht der gesetzmäßige Rang unter den Potenzen angewiesen ist. Es schlechtweg dem Keil gleichzustellen, halte ich für oberflächlich, denn Hebel und Schrauben wirken auch mit.

„Wie? Was? Herr Schneuzerlich! Betrunken?“ schrie und recensirte Fichtel dazwischen; doch mein Blick wies ihn in seine Schranken und ich fuhr fort:

Cytheren gleich an süßer Liebeshuld,

„Gewöhnlich, aber passend und zart,“ murmelte Fichtel.

Hätt' ich mich fast vermessen kühner Schuld,
Hinreißende, daß ich ans Herz dich drückte.

„Bravo! Bravo! Freund Schneuzerlich! Aber wer weiß, was Sie gethan haben!“ fiel Fichtel wiederum als Tutti oder griechischer Chor in mein Vorleseſolo ein. — Schneuzerlich sah dazu aus!! — Reißend ginge mein Buch ab, wenn ich sein Gesicht nebst dem Hammelbachschen hier als Vignette beigeben könnte!

Allein der Reiz, der flammend mich entzückte,
(die Hammelbach senkt das Auge)
Mild, hoheitsvoll, bezwang er zur Geduld
Mein Herz, es sühnte reulg seine Schuld,
Ergeben trägts, was ihm der Himmel schickte.

Hier Schneuzerlichs Seufzer ex infimo pectore (aus unterstem Brustkasten) zu hören, war mehr werth als Fichtels schlechte, halblaute Bemerkung gegen seinen Nachbar Karl, dem er sagte:

„Der Schneuzerlich ist ein feiner Schelm, oder der Zufall näht wunderliche Flicken zur Narrenjacke

zuſammen; dieſes Quartett im Sonett iſt ein Akroſtichon curioſer Art — es heißt Amme, ſo wahr ich Fichtel heiße!"

Karl lachte.

Ich bitte die Leſerinnen hier um Verzeihung, daß ich dieſes mäßig decente Allotrium berichte, aber Wahrheit geht mir über Alles, und Sie werden gleich ſehn, daß ich Fichtels feine Entdeckung (der Henker hätte überhaupt am Anfang der Cuxhavner Reiſe dieſen Kauf- und Lebemann für einen ſolchen Redner und Kenner der Poeſie gehalten!) nicht umgehn kann, wegen der Folgen. Ich fuhr aber, nach einem merklichen Zeichen des Unwillens, das ich durch ein momentanes Schweigen gab, fort:

Laß das Geheimniß dieſer Zeilen walten,
Bewahre es in ihren tiefſten Falten,
Auf ewig ſchwören ſie Dir Lieb' und Treue!

Die Hammelbach ſah zärtlich nach ihrem Schneuzerlich; ſie bildeten eine ſtumme aber rührende Gruppe, die durch nichts unterbrochen wurde, als daß Schneuzerlich dem Kellner winkte und rief: „Käſe, Limburburger!" den er zum Punſch am liebſten aß.

Ich ſchloß mit Aus- und Nachdruck:

Cypris muß ſich in dichte Schleier weben,
„Schon wieder Cypris!" brummte Fichtel.

Hymen darf sie beim Schein der Fackel heben,
O daß ihr Glanz bald unser Bündniß weihe!

Pflichtmäßig erhob ich bei der Schlußzeile mein Glas, und rief: „Auf baldigste Erfüllung der letzten Zeilen des Gedichtes!"

Schneuzerlich mußte wieder auf seinen Tod trinken, und verschluckte die Glückwünsche wie Pillen.

Wider mein Vermuthen aber war Fichtel gar nicht sonderlich lebhaft beim Toast, sondern schien unruhig und zerstreut. Endlich rief er: „Geben Sie mir einmal das Sonett herüber," und langte mit dem Arm zu mir hin. „Ich vermuthe, ich vermuthe, unser Freund Schneuzerlich ist ein eben so galanter als gewandter Versmacher! Ich möchte gern „„in das Geheimniß dieser Zeilen schauen, was sie in ihren tiefsten Falten verbergen!""

„Welch ein Geheimniß suchen Sie noch," fragte ich, „als das der zarten Liebe?"

„Das kann nicht gemeint seyn," opponirte Fichtel, „denn das spricht sich ja sonnenklar aus!"

„Ja, die Sache," antwortete ich, hielt aber das Papier, nach dem Fichtels Hand noch immer strebte, zurück; „aber die Person, der es gilt, war ja doch ein Geheimniß!"

„Nein, nein, das hat der Dichter nicht gemeint," behauptete Fichtel fort; „aber die Person

ist zuverlässig dabei im Spiele. Geben Sie mir nur einmal das Blatt her!"

Ich hielt es immer noch fest. „Herr Schneuzerlich," sprach ich, „kann es uns ja ganz kurz sagen, ob ich nicht Recht habe. Steckt sonst noch ein Geheimniß in dem Gedicht, Herr Schneuzerlich," fragte ich ihn, „als Ihre geheime Liebe?"

„Nichts in der Welt!" rief Schneuzerlich und trank vor Ingrimm sein Glas hastig aus.

„Nun sehn Sie, Herr Fichtel," nahm ich das Wort wieder auf, „der Verfasser selbst" —

„Verfasser hin, Verfasser her," fiel er mir in die Rede, „wenn das Geheimniß darin steckt, was ich darin suche, so ist Herr Schneuzerlich derjenige, dessen Bescheidenheit gerade ihm das strengste Schweigen auferlegt. Doch warum geben Sie mir denn das Blatt nicht, so wäre der ganze Streit ja zu Ende, und ich erklärte mich für überwunden, oder bewiese, daß ich Recht hätte?"

„Das Blatt," — „o geben Sie es doch!" — riefen Mehrere, neugierig gemacht, und ich konnte es nun nicht mehr verweigern.

Er nahm es, las, schüttelte den Kopf, murmelte für sich, „Hm — Halt — Stimmt nicht — Als — Cytheren — Hätt' ich — Hm.. Ach! — Hinreißende, Allein, Mild — Ham —

Hammel — Wahrhaftig," schrie er plötzlich laut auf, „ich habs! Triumph! Fichtel hat gesiegt! Der Zucker- Kaffee- Thee- Syrup- und Lederhändler, der Comtoirwurm, ist scharfsichtiger gewesen als ein Poet vom Fach! Nochmals Triumph! Hören Sie meine Entdeckung, wertheste Herren und Damen! Herr Schneuzerlich, bravo, bravo! Sie sind ein ganzer Versifex! Vortrefflich! Und so bescheiden!"

Schneuzerlich sah eben so dumm erstaunt aus, wie die Uebrigen erwartungsvoll.

„Nun?" fragte ich, „und was haben Sie denn entdeckt?"

„Die feinste Versarbeit! Nicht blos das vorher erwähnte Quartett, sondern das ganze Sonett ist ein Akrostichon, und verherrlicht den Namen der Geliebten."

„Es fängt ja mit einem A, nicht mit H an," warf ich ein.

„Das ist eben die Hauptfeinheit," erwiederte Fichtel, „ein Seufzer geht voran, ein Ach! Hören Sie die Anfangswoite der Zeilen: Als, Cytheren, Hätt' ich, A, C, H, Ach; dann: Hinreißende, Allein, Mild, Mein, Ergeben, Laß, H, A, M, M, E, L, Hammel; dann: Bewahre, Auf, Cypris, Hymen, B, A, C, H, Bach; und zum Schluß das „O daß," also ein O! — Die Anfangsbuchstaben lauten also „Ach! Hammelbach! O!"

Kann man zarter und geſchickter ſeyn? Der Name der Geliebten zwiſchen ſehnſüchtigem Ach und O. — Es lebe der Dichter Schneuzerlich!“

Alle waren ſo gefeſſelt von Erſtaunen über Fichtels Scharfſinn und ſeine Entdeckung (ich erſtaunte natürlich künſtlich, da ich die ganze Komödie verabredetermaaßen mit ihm ſpielte), daß Niemand ihn unterbrach, und jetzt ein lauter Jubel erſchallte.

Lorbeern ſind immer unbequem; aber ſchwerlich hat irgend eine Abart derſelben, nicht einmal der Roſenlorbeer, ſo viel Dornen, als der dichteriſche, der unſerm Schneuzerlich jetzo aufs Haupt gedrückt wurde. Er bekam die Maul- Naſen- und Augenſperre, von den Ohren nicht zu reden. Das Klingen der Gläſer um ihn her war ihm wie Schwertergeklirr, ihm ſchwindelte, es wirbelte Alles mit ihm um. Gerührt aber nahte ſich ihm ſeine Hammelbach, und ſchmolz ihr ganzes Antlitz zu einem verſchämten Lächeln ein — „o,“ ſprach ſie, „o wie zart — und wie beſcheiden — und ein ſo gebildetes Talent! Mein Theurer! Daran erkennt man den ächten Edelmann, —“

„Das Vollblut!“ fiel Fichtel ergänzend ein, fuhr mit dem Glas anſtoßend zwiſchen die Anrederin und den Angeredeten hinein, und rettete ſo Schneuzerlich vor einer zärtlicheren Emanation, die ſich ſchon auf den Lippen ſeiner Angelobten bemerken ließ. Denn

etwas Mitleid hatte er doch mit dem armen, hasenhaften Buchhändler.

Dieser aber hatte sein Maaß erschöpft. Aus der Fallthür im Sonett sah er jetzt sonnenklar, daß die Welt sich umgekehrt hatte, nämlich der Dichter auf einmal einen Buchhändler angeführt. Ein Lamm kann endlich erbittert werden, folglich auch ein Schaaf; Schneuzerlich wurde es. Er hatte stillen Ingrimm gebraut seit einer vollen halben Stunde, jetzt war das Maaß erfüllt, und nun kochte es über.

„Donnerwetter!" rief er zum erstenmale unhöflich, vielleicht seit er athmete, „Donnerwetter! Steht das da? Zeigen Sie her den Wisch!"

„Wahrhaftig, Freundchen, das heißt Komödie spielen!" rief Fichtel, der fest wie ein Gebirge in seiner Rolle blieb. „Sehn Sie, wie schön unser Freund die Bescheidenheit maskirt! Er stellt sich zornig! „Es lebe der Dichter, es lebe die Bescheidenheit," rufe ich laut."

Ich schrie Vivat, daß der Leuchtthurm zitterte, um die Uebrigen anzufeuern; es war aber nicht nöthig, denn der Punsch hatte schon das Seinige gethan. Schneuzerlichs verzweifelter Ausbruch wurde von den Meereswogen unsres Getöses überbraust und verschlungen! Fichtel umarmte ihn, die Andern wurden gleichfalls von mir dazu angespornt, er erstickte beinahe an

der ungeſtümen Zärtlichkeit. Seine Verzweiflung rang ſich müde, er gab ſie endlich auf, und ſich und Alles dazu! — In dieſem Zuſtande kam er auch zuletzt in meine Umarmung! Da erwachte der Zorn noch einmal in ihm, und er rief: „Sie Schändlicher! Sie —“

„St! Freundchen!“ unterbrach ich ihn und hielt ihm die Hand auf den Mund, „kommen Sie bei Seite, ich erkläre Ihnen Alles! — Wer Teufel konnte ahnen, daß der vertrackte Fichtel hinter mein Geheimniß kommen würde? Verſprach ich Ihnen nicht, das Gedicht ſo einzurichten, daß man daraus beweiſen könnte, es ſey gar nicht an Malvinen gemacht, damit der Heiraths-Antrag in den letzten Zeilen keine Gültigkeit hätte? Deshalb richtete ich die Anfangsbuchſtaben ſo ein! War das nicht ſchlau genug? Hätten Sie es jemals entdeckt, ja nur geahnet? Kein Jude und Türke wäre darauf gekommen, wenn nicht der verwünſchte Zufall ſein Spiel getrieben hätte, daß die Anfangsbuchſtaben der zweiten vier Zeilen gerade Amme heißen mußten, was Fichtel im blinden, müßigen Zutappen herausbrachte! Darum wurde Alles verrathen, aber wer konnte das denken? — Doch ſeyn Sie nur ruhig, führen Sie nur noch heut Abend Ihre Rolle als Mann durch — morgen erlöſe ich Sie von allem Unheil, auf Poeten-Ehre!“

So beschwichtigte ich Schneuzerlich und brachte ihn wieder auf seinen Platz zurück. Des Lobes seiner dichterischen Gewandtheit war nun kein Aufhörens, und er fand es zuletzt ganz behaglich, daß man ihn für den Verfasser eines solchen Kunststücks im Reimhandwerk hielt, welches ihm nach seinen Begriffen von dessen Schwierigkeit nahe an Pinettis oder Boscos Zaubereien zu streifen schien. — Selig aber war seine angedichtete (ein besseres Epitheton fände ich in zehn Jahren nicht für das Verhältniß auf) Braut darüber, und sie vertraute der längsten Dauer ihres Glücks so hoffend, wie er der kürzesten.

Das Lustspiel ist nun aus; denn die Scenen, die noch kommen könnten, gingen hinter dem Vorhang vor, wobei sich Niemand etwas Arges denken darf, sondern das Gewöhnlichste, was man nur jetzt noch nicht erfährt. Ich ziehe dem Leser nämlich die Gardine erst morgen früh auf, weil wir unsern heutigen Abend bei der Bowle noch ganz in Ruhe zubringen wollen. Seit Schneuzerlich sein Verhältniß als ein gespieltes auffaßte, kam es ihm gar nicht mehr so unleidlich vor, und er störte unsre Fröhlichkeit durchaus nicht. Auch nicht die Aussicht auf die herbe Enttäuschung der Braut that es, denn sie entwickelte im Lauf des Abends so viel Hochmuth, Thorheit und Bösartigkeit (gegen die kleine Malvine), daß mit jedem

Augenblick ihre Strafe verdienter, und folglich leichter erſchien, die im Grunde ja in Nichts beſtand, als daß thörichtes Thun belacht werden ſollte, ohne Gift und Galle. Eine Ernſt-Heirath mit Schneuzerlich wäre eine Ernſt-Strafe für Beide geweſen.

Dennoch war es uns Allen lieb, daß ſie endlich, aus ſieben Gründen, worunter die Schicklichkeit ſiebenachtel Platz wegnahm, auf ihr Zimmer ging und uns gute Nacht wünſchte. Da daſſelbe nur Raum für ein Bett hatte, entzog ſie uns auch Malvinen, die ich immer lieber gewinne, je länger ich mit dem muntern und doch beſcheidnen Mädchen lebe, nur auf eine halbe Stunde. Als dieſe zurückkehrte, zeigte ſie ein halb frohes, halb beſorgtes Geſicht, und erzählte nach einiger Erkundigung Amaranten, daß das Fräulein ihr eben den Dienſt aufgeſagt habe, weil ſie ihrer bei dem veränderten Zuſtande ihres Hausweſens, den ſie nun erwarten müſſe, nicht mehr bedürfe. Dies war augenſcheinlich ein Vorwand, und der Grund mochte (allerdings ein gut begründeter Grund) Eiferſucht ſeyn.

„Ich bin nur in Verlegenheit," ſprach ſie, „wohin ich mich wenden ſoll; denn das Fräulein hat mir meinen vollen Gehalt nur unter der Bedingung ausgezahlt, daß ich nicht mit dem Dampfſchiff nach Hamburg zurückginge."

„So reisen Sie mit uns, liebes Kind, wir gehn zu Land nach Bremen von hier," bot Amarante ihr rasch an.

Genug, die Sache richtete sich auf der Stelle ein. Malvine wurde als Gesellschafterin, denn unter diesem Titel war sie auch bei dem Fräulein gewesen, die sie jedoch bis zur Kammerjungfer hinabgedrückt hatte, in Amarantens Begleitung aufgenommen.

Dies war eine angenehme Frucht unsres Scherzes, auf die wir freilich gar nicht gerechnet hatten.

Die Nachricht davon wurde sogleich publicirt, und mit Jubel von Allen aufgenommen, mit Ausnahme Schneuzerlichs, der, jetzt pfiffig gemacht, dabei neuen Trug gegen ihn vermuthete. Mochte dies ihn verdrießlich machen, oder war ers noch von zuvor, oder fühlte er sich wirklich so müde, wie er behauptete, dies wird keinen Leser der neuen empfindsamen Reisen sonderlich interessiren; genug, er ging zu Bett.

Auch der Engländer, der Unleserliche und die Portraits unter einer Nummer, hatten sich allgemach auf ihre Nummern begeben, die ihrer Zimmer nämlich, und so fanden wir uns, ehe wirs selbst dachten, im ganz traulichen Kreise beisammen; nur Fichtel, Karl und Eduard, Amarante, der Däne, Malvine, Flodoard und ich. Wir hielten die schöne Grenze zwischen Grazien und Musen; der Saal war wohnlich

und behaglich; draußen zog der Septembernachtwind hohl über Meer und Land, die See brauste und schäumte in regelmäßigen Pausen an das Ufer, die Kellner hatten unsre Bowle nochmals gefüllt und uns dann uns selbst überlassen; genug, es gab nicht leicht ein trauteres Beisammensein. Konnte ichs da wohl der aufmunternden Amarante abschlagen ihr meine

„Winter-Leuchtthurm-Idylle"

zu extemporiren?

„Horch! Ein hohles Brausen zieht durch die Lüfte! Es kommt näher und näher heran! Jetzt packt es den Thurm mit wildem Rütteln, die Fenster klirren, die Wetterfahne schrillt." —

„Ist das unser Morgenlied? — Immerhin! Umbrause nur die Mauern, und wirble Schneegestöber hoch über die Zinnen hinweg, — wir fühlen unsre traute Sicherheit und einsame Stille nur desto behaglicher." —

„Im Kamin lodert die Flamme auf, und wirft einen röthlichen Schimmer in die graue Morgendämmerung des Gemachs. Seht Ihr das holde Kind, das auf dem Sessel vor dem Feuer sitzt und nachdenklich die Gluth schürt? Lockig wallt ihr das blonde Haar um den weißen Nacken, und die Gluth strahlt ihr

sinnendes, wiegendes Köpfchen wie mit dem Purpur der Abendsonne an. — Helga! sanfte Tochter des rauhen, graubärtigen Thurmwächters, bist Du schon so früh auf, und waltest am Heerde!"

„Sie nickt mir lächelnd zu als ich eintrete; ich setze mich zu ihr, und sie reicht mir, vertraulich wie ein spielendes Reh, die Hand."

„Horch auf! Helga — der Thurm erbebt — fürchtest Du Dich nicht in dem Ungestüm des furchtbaren Wetters?"

„Nein, mir wird dabei selig und süß zu Muthe! Schon dem Kinde sang es das rauhe Wiegenlied. Tausend Bilder und Träume der Kindheit steigen vor mir auf, alle die alten Lieder und Mährchen, die die Wärterin mir gesungen, erwachen und tönen leise um mich her. — O diese Schneestürme sind mir lieb."

„Und sie summt mit lieblicher Stimme ein altes Liedchen, eine wehmüthig schauerliche Melodie; der Sturm hält den Athem an, um dem leisen Klingen ihrer Töne zu lauschen."

„Abends, Helga, erzählst Du mir ein Mährchen?"

„Ja, wenn draußen Alles finster ist, wenn nur die Lampen droben leuchten, und einen Halbschimmer in das Gemach herabwerfen, der von den treibenden Schneeflocken vor dem Fenster zurückblitzt — dann

will ich Dir erzählen und ſingen.“ — „Und ſie entſchwebt wie ein fliehender Sonnenblick — und Alles wird grau und düſter.“

„Wer iſt dieſe Helga?“ „Die Tochter des Wächters, der ſein Häuschen drunten am Strande hat, — glaubt Ihr das? Wie käme ihr der edle, wunderbare Geiſt? Woher dieſe ſüß bebenden Lieder, Melodieen, wie nie ein Ohr ſie hörte? Woher die Kunde der Sagen und Mährchen, die kein Buch, kein Volksmund ſingt und erzählt? Das haben höhere Geiſter ſie gelehrt, die Nymphen der Fluth, oder die Elfen des zauberiſchen Thurms, und hier walten ſelig ſchauerliche Wunder und Geheimniſſe.“ — „Ihr lächelt? — Laßt mir nur meinen Traum — ich laſſe Euch Euer nüchternes Wachen, in dem ſie Euch nichts iſt als die blonde, ſechszehnjährige Tochter des Wächters, ein anmuthiges, goldlockiges Kind, wie Viele. — Aber iſt nicht auch das genug um das finſtre Antlitz des Winters in dem öden Thurm zu erheitern?“ —

„Der Tag iſt endlich wie ein graubleiches Geſpenſt mühſam am Horizont heraufgeſchlichen. Kaum bricht er ſich die Bahn durch ziehende Nebel, ſchweres Gewölk und verhüllende Schneewirbel. Sein trübes Auge ſchimmert röthlich zwiſchen den grauen Dunſtgebilden hindurch, die ſich am Rande des Himmels gelagert

haben. Die überschneiten Küsten ziehn sich kalt, starr, leichengrau an dem schwarzen, unruhig wogenden Meere hin, das über dem verdeckten Abgrund finster brütet und wallt. Zackige Eisschollen umstarren das Ufer mit stachligem Panzer gegen den wilden, schäumenden Andrang der Brandung. Der Wind ist stiller geworden; das Meer wogt nur noch grollend, unmuthig nach, und vermurmelt seinen Zorn im dumpfen, einförmigen Donner."

„Wo sind die grünen Auen, die wallenden Aehrenfelder geblieben? Liegt Alles unter dem kalten Leichentuch? Ist die ganze Erde eine Bahre, das Meer ein schwarzes, tiefes Grab? Und trägt selbst der Himmel ewig seinen düstern Trauerflor, den kein Sonnenstrahl, kein liebes Flimmern freundlicher Sterne durchbricht?" — —

„Immerhin! Wohnt doch der Frühling in der Tiefe der Erdenbrust, und jenseit der Wolken das ewige, liebliche Blau; einst glänzt der Tag, wo Himmel und Erde wieder einander zulächeln, und mit lauem Athem belebend anhauchen. — Und nie, nie erstirbt uns ja die warme Flamme der Liebe! Auch in den rauhen Winterstürmen treibt sie die holden Blüthen hervor, und umduftet das Herz mit einem ewigen Frühling!"

„Es ſind meine Morgengedanken, mein Morgengebet, halbe Nachträume der ſtürmenden Nacht.“

„Der Tod hat oft ein freundliches Antlitz; weshalb nicht der Winter? Selbſt wenn das warme Sonnenauge das Nebelgewölk nicht hinwegſchmilzt, wenn kein blauer Friedensgruß des Himmels herablächelt: iſt nicht meine kleine, trauliche Behauſung doch ein ſtilles Eden für das genügſame Herz, das gern in ſich ſelbſt zurückkehrt? Die wilde Natur draußen wird nur der dunkle Hintergrund, auf dem mein freundliches Stilleben ſich heller abzeichnet.“ — —

Eben faßte ein herbſtlich rauher Windſtoß das Haus, und umbrauſte es, daß die Fenſter leiſe klirrend zitterten. Wir hörten das Meer dumpfrauſchende Wellen über den Strand wälzen. Ich machte eine Pauſe; wir blickten uns an; die Mädchen ſchauerten ein wenig zuſammen und wickelten ſich feſter in ihre Shawls, Fichtel forderte mein Glas um friſch einzuſchenken.

„Sie haben gut ſchildern und mahlen,“ ſprach Amarante, „wenn Ihnen draußen die Natur ſo zu Hülfe kommt. Ohne Ihre Worte fühlen wir jetzt Alle ſchon von ſelbſt das Behagen eines ſichern, ſtillen Gemachs, wenn die feindſeligen Elemente außerhalb toben. Doch fahren Sie nur fort, wir hören Ihnen noch immer gern zu, denn jedes Gefühl wird doch

erſt recht klar, wenn es uns in beſtimmten Gedanken und Worten zum Bewußtſeyn gebracht wird. — Alſo weiter; nur müſſen Sie jetzt noch das Behagen Ihres Aufenthalts recht heimlich und traulich ausmahlen, da Sie die Schauer und Schrecken ſo ausführlich ſchilderten.“

Ich nahm das Glas, klirrte mit ihr an, wir thaten es in die Runde, dann fuhr ich fort:

„Mit wahrer Luſt mahle ich jetzt das eigentliche Eidyllion oder Bildchen. Eingefaßt iſt es in den grauen, gothiſchen Rahmen einer Thurmwand, mit Bogenfenſtern durchbrochen, die mir eben ſo den Blick in die ungeſtüme Natur verſtatten, wie ſie mich ſchützend von ihr trennen. Die heitre, wärmende Flamme lodert und kniſtert munter neben mir. Mein Seſſel ſteht zwiſchen ihr und dem Fenſter, behaglich zwiſchen Licht und Wärme. Die alte Wanduhr gegenüber ſchlägt den einförmigen Takt meines Lebens. Sie ſteht zwiſchen zwei alten Bildern, Urvater und Urmutter irgend eines alten Hauſes, das längſt in Trümmer geſtürzt, ſeine Ahnen bis hieher vertrieben hat. So bewohnt der erlauchte Ritter jetzt das Thurmgemach wie vor dreihundert Jahren in ſeinem Schloſſe. Es überſchleicht mich mit geheimnißvollen Ahnungen, wenn ich die nachgedunkelten Bildniſſe betrachte; denn aus den Zügen des bärtigen Ritters hat es mich oft wie längſt

Bekanntes halb befreundet, halb unheimlich angeblickt, und in der Halbdämmerung des Abends war mirs nicht selten, als lächle die würdige Aeltermutter plötzlich jung und lieblich mit Helgas Augen und Lippen mir zu. Am Tage sehe ich aber nur die schlichten, altväterischen Züge."

„Ein heller Frühlingslaut unterbricht bisweilen die einsame Stille; es ist der muntre Zwitscherton eines Finken, dessen Bauer am Fenster nach Mittag hängt. Helga macht es möglich, ihm, trotz des tiefen Schnees, der Gärten und Felder bedeckt, doch täglich etwas verkümmertes Grün, das gegen die Eiszapfen außerhalb des Fensters aber doch frühlingsduftig genug aussieht, zwischen die Gitterstäbe seines Käfigs zu stecken. Dafür habe ich ihr zwei Rosenstöcke geschenkt, die uns jetzt in der darbenden Winterzeit lieber sind als im schwelgerisch reichen, verschwendenden Sommer ein ganzer Garten voller Blüthen. Zumal freue ich mich des Geschenks, wenn Helgas blondes Lockenköpfchen neben dem Grün sichtbar wird, und Rosen die Rose anlächeln, beim Begießen, Beschneiden, Säubern, was sie Alles mit sorgfältiger Hand täglich verrichtet."

„Die Gnade des Himmels ist unerschöpflich. Zur Mittagszeit theilt die Sonne den Nebelzug der Wolken, und ein leicht verschleiertes Blau wird sichtbar;

helle Strahlen fallen auf den Boden und die Thurmwand, und mahlen uns das sonnige Abbild des Fensters in das Zimmer; sie verweben sich goldig mit dem Grün unsrer Rosenstöcke, und der Fink läßt seinen muntren Ton zwiefach froh erklingen." —

„Helga geht mit mir an den Strand hinab, wo ein schmaler, fester Pfad im Schnee unsren Spaziergang bildet. Schaaren dunkler Raben flattern von den Eisschollen auf, wenn wir uns nähern; ihr heiserer Ruf dringt durch die Lüfte. Kein Segel entfaltet seine weißen Schwingen; aber Rauchsäulen steigen grau, röthlich im Sonnenstrahl schimmernd, rings am Horizont auf. Unser Spazlergang ist wie auf einem Kirchhof, todesstill, ernst, wehmuthsvoll, aber doch dem Herzen sanfte Wohlthat."

„Wie unsre Schatten lang und blau über den Schnee fallen, mahnt es uns zur Rückkehr; wir gehn der sinkenden Sonne, die schon trüber scheinend halb in die Nebelumhüllung des Horizonts getaucht ist, entgegen. Der Leuchtthurm färbt sich matt in ihren Abschiedsstrahlen; eben glimmen seine ersten Lampen an, und glänzen wie silberne Sterne auf dem in dunkleren Farben und Gluthen gemischten Abendhimmel."

„Der Nachtwind regt die grauen Flügel. Wir freuen uns des gastlichen Aufenthalts, den uns der Thurm bietet. Schon sind seine engen, gewundenen

Stiegen in tiefes Dunkel gehüllt. Helga iſt mir ſchwebenden Schritts voran, ich höre nur ihr Gewand leiſe geiſterhaft vor mir rauſchen. Sie hat die Thür des Gemachs geöffnet, das ein Dämmerſchein erfüllt, gemiſcht aus dem letzten Verglimmen des Abendroths und dem Lampenſchimmer über unſerm Haupte, der jetzo den Thurm ſchon im vollen Glanze kränzt. Das hellſte Licht fällt auf die alten Bilder, ſo daß die Züge noch eben zu unterſcheiden ſind. Spricht der Graubart ernſte Worte der Ermahnung? Verzieht ſich die Lippe der Aeltermutter zum Lächeln? Dringt ein Strahl des Lebens aus ihrem Auge hervor? — horch, das war flüſternder Laut — es ſäuſelt, es weht mit unſichtbaren Schwingen, — Helga ſteht hinter mir und winkt, — die Saiten der alten Cither erklingen leiſe!“

„Ach, ſie iſt es ja ſelbſt, die die Laute in den weißen Arm genommen hat! Eine Geiſtergeſtalt ſchwebt ſie heran, ich fühle ihre ſtreifende Berührung, — es durchſchauert mich — ſie ſetzt ſich in meinen Seſſel — ich zu ihren Füßen; ſehnſuchtsvolle Erinnerungen wallen in meiner Bruſt, ſchwermüthige Gedanken ſenken mein Haupt. Ich ſtütze es in die Hand; leicht gegen die Liebliche gelehnt, lauſche ich auf die Klänge, zu denen ihr wehmüthiges Lied ertönt.“

Laß die Sonne ſinken!
Still ſchweb' ich herauf;
Suche mir die Müden,
Schmerzbeladnen auf.

In den Schooß nur neige
Mir Dein trauernd Haupt,
Wenn der Gram, die Sorge
Dir den Frieden raubt.

Meine Schleier hüllen
Deinen Kummer ein,
Und er ſoll von Träumen
Sanft umwoben ſeyn.

Aus den ſtillen Tiefen
Ruf' ich ſie empor,
Wo die Lieben ſchlummern,
Die Dein Herz verlor.

Ihre Grüße bringen
Flüſternd ſie Dir zu;
In die Bruſt voll Trauer
Senkt ſich Troſtesruh.

So in heil'ge Stille
Wieg' ich Dir das Herz,
Milde Thränen fließen,
Glück wird Dir Dein Schmerz!

„Ja es ſind heilige Töne, die eine heilige Stille erzeugen; ſelbſt der rauhe Nachtwind draußen wagte

nur leiſe am Fenſter zu rauſchen, und bezähmte ſich, ſo lange die Klänge durch die Lüfte ſchwebten.“ —

„Unter dem Nachtliede Helgas iſt die Nacht vollends heraufgeſchritten. Aber iſt ſie, die mit Sturmfittigen wild heranbrauſt und die Wogen peitſcht, daß ſie ſchäumend aufächzen, iſt ſie dieſe ſanfte Tröſterin? O, wohl iſt ſie es! Nur die niedern Elemente brechen toſend und ungeſtüm in ihr heiliges Reich ein, und entweihen es! Aber ihr Tummelplatz iſt nur die Erde; er reicht nicht weiter hinauf, als das ſchwere, trübe Geſchlecht der Wolken ſich erhebt. Jenſeit lächeln die ewigen Sterne auf unſern Winter wie auf unſern Frühling ſtets in gleicher Milde herab, und die Nacht thront hehr und ſtill.“

„Brauſet nur, ihr Stürme, und donnert, ihr Wogen, ihr ſollt mir mein trautes Friedensreich nicht erobern. Ich bin feſt gegen euch verſchanzt in meinem Thurm. Packt ihn nur, und ſchüttelt ihn, daß er dumpf erdröhnt, er wird doch nicht fallen und ſtürzen! Zerſprützet nur in ſtäubenden Schaum an ſeinen Mauern und leckt ziſchend hinauf bis an die Zinnen, ihr brandenden Meereswellen! Um ſo heimlicher und friedensſichrer wird mirs droben. Ihr könnt ja nicht einmal die kleinen Kerzen verlöſchen, die Helga eben hereinbringt, und deren Schein das Gemach freundlich erfüllt.“

„Ist nun auch der wunderbare Geisterschimmer, mit dem die Dämmerung das holde Wesen umwebte, verflogen, so steht sie doch jetzt als eine desto trautere Gefährtin vor mir. Nun kommt herbei, ihr liebsten, treusten Genossen unsres stillen Abends; ihr Bücher voll reiner, köstlicher Gaben! Dich schlage ich zunächst auf, ionischer Altvater, du sollst dich lächelnd an unsern Tisch setzen, von deiner hellenischen Lippe fließe das lieblichste Wort, erhaben durch Unschuld! Von reizenden Töchtern Hellas, mit feinen Knöcheln am zarten Fuß, will ich lesen, die sich dem Hirten auf der Blumentrift als liebliche Gefährtinnen zugesellen. Nausikaa soll mit ihren Jungfrauen um mich scherzen, sie, die verständigste und holdeste unter den Holden! Götter und Göttinnen umwandeln uns, Nymphen locken und laden, Thetis wiegt sich auf silbernen Wellen, Achill zürnt, rächt, und weint, — Patroklus und Hektor sinken, — Priamus fleht, Briseis lächelt, Hellas blüht, das Meer rauscht mit erhobenen Wellen, tausend Wundergestalten des Schönen und Großen führt der Zauber der Dichtung, die einem ganzen dichtenden Volke und Jahrhundert entströmte, an uns vorüber."

„Meint Ihr, daß wir das Schnauben des Sturms noch hören, der mit der ergrimmten See ringt?" —

„Horch! Drüben vom Dorf her wird Glockenschall getragen. Es schlägt Mitternacht! So unbemerkt eilten die geflügelten Stunden an uns vorüber? — Helgas müde Augenlieder sinken — sie lehnt das blonde Köpfchen an meine Schulter, — es gleitet mir auf die Brust herab — und nun halte ich Dich im Arm, liebliches Kind, und lausche auf Deinen leisen, duftigen Athemzug!“ — —

Achtes Intermezzo.

Ich hielt inne. Amarante wiegte das Köpfchen und sprach: „Hm! Hm!“ Ich bemerkte, daß der Däne sie mit unverwandten Blicken ansah; er hatte schwerlich viel von meiner Leuchtthurm-Idylle gehört. Flodoard sah aus wie ein Dekokt von Galläpfeln, Coloquinten und Absinth! um seinen Mund spielte etwas von einem Zuge, wie wenn Jemand ungezuckerte Preißelbeeren essen muß. Fichtel blieb sich selbst getreu, schenkte naß ein und sprach trocken: „Ich ziehe doch auf keinen Leuchtthurm, oder der Teufel müßte mich reiten, daß ich schlechthin verrückt würde. — Uebrigens werden die blonden Leuchtthürmertöchter nach Art Eurer Selga oder Helga, wie Ihr sie mit höchst unchristlichem Namen getauft habt, wohl nicht so

häufig am Strande zu treffen seyn wie die Krabben und Seeigel."

Ich lachte und stieß mit ihm an. — „Doch meine schöne Freundin," wandte ich mich darauf zu Amarantен, „könnte mich wohl etwas genauer recensiren!"

„Schärfer, wollen Sie damit sagen!" erwiederte sie muthwillig.

„Nun ja," gab ich zu, „auch das; nur nicht so kahl mit einem bloßen Hm! Hm!"

„Ihr eitlen Dichter," brach sie aus, „immer soll man Euch beachten, als ob Ihr das Wichtigste wäret bei einem Gedicht! Habt Ihr es denn gemacht? Tausend Kräfte außer Euch machen es, Natur, Liebe, Kunst, Sprache, Bildung der Menschen, die sind die Schöpfer. Ihr seyd nur die Redakteure, die etwas Wortschwall zu dem Stoff liefern. Was wäre denn wohl aus Eurer Leuchtthurm-Idylle geworden, wenn es kein Meer, keinen Sturm, keinen Leuchtthurm, keine schöne Helga gäbe?"

„Gewiß Nichts, wenn auch nur die schöne Amarante in der Welt gefehlt hätte," fiel ich schnell ein, und küßte ihr die Hand.

„Geht, geht; ich mache mir nichts aus dieser Galanterie! Sie soll nur der verletzten Dichter-Eitelkeit

ein hübſches Mäntelchen umhängen. — Uebrigens ſind Sie uns noch die Frühlings-Idylle ſchuldig!

„Und bleibe es," ſprach ich entſchieden.

„Wie? Das gilt nicht," rief Amarante, „böſe Schuldner dulde ich nicht, ſonſt müſſen Sie ſtatt in den Leuchtthurm in den Schuldthurm wandern!"

„Ich bitte, nicht ſo hizig; drei Viertheile meiner Verſprechungen habe ich gehalten; wo fünfundſiebenzig Procent aus der Maſſe gezahlt werden, da ſezt man die Leute nicht in den Schuldthurm. Fragen Sie nur Herrn Fichtel!"

Fichtel nickte beifällig.

„Ja, wenn Sie ſich bankrutt erklären," zuckte Amarante die Achſeln, „dann muß ich freilich meine Forderung aufgeben!"

„Amaranta amara!" ſprach ich und drohte ihr ſcherzend. „Doch ich tröſte mich, ich bin nicht der Einzige. Die Geiſtesbankrutte ſind nicht ohne Beiſpiel in unſern Tagen."

„Im Gegentheil! Die ſoliden Häuſer ſind faſt ohne Beiſpiel," erwiederte Fichtel. „Aber ſollte man Alle nennen, die im lezten Jahrzehend die Zahlungen höchſt betrübtermaaßen eingeſtellt haben, man würde eine Liſte herausbekommen, ſo lang wie die der New-Yorker Falliſſements bei der jezigen Handelskriſis. Wer acceptirt noch einen Wechſel auf —"

„Halt!“ rief ich, „keine Namen“. —

„Sie zittern, den Ihrigen zuerst zu hören!“ fiel Amarante lachend ein. „Aber Sie haben Recht. Warum sollen wir die nennen, die nicht mehr genannt werden? Das ist ja das ganze Unglück! Lassen wir lieber die Gläser ertönen auf diejenigen, die man ewig nennen wird. Jeder seinem deutschen Lieblingsdichter. Ich Schiller! Und Sie?“

„Göthe!“ antwortete der Däne, an den sie sich gewandt hatte, und stieß mit ihr an.

„Und Sie?“ fuhr sie zu mir gewandt fort.

„Jean Paul! Aus warmem, vollem Herzen!“

„Und Sie?“

„Clauren“! sprach Fichtel pathetisch ohne eine Miene zu verziehn.

„Abscheulich, abscheulich!“ rief Amarante und war wirklich böse. „Nun ists Zeit, daß wir aufhören und zu Bett gehn!“ Damit stand sie auf um den Saal zu verlassen. Vergebens bat Fichtel und suchte sie zurückzuhalten, sie ging der Thür zu. „Nun denn“, rief er „so soll doch noch ein Name ertönen, der hieher gehört. Asmus, der Wandsbecker Bote! Wir sind ja auf seinem Grund und Boden.“

„Um seinetwillen mag Ihnen vergeben seyn!“ sprach Amarante, „damit wir nicht mit einer Disso-

nanz, ſondern mit einem reinen, herzlichen Wohlklang ſcheiden!"

So ſtießen wir denn noch einmal an, leerten die Gläſer, und verließen den Saal.

Und dies iſt der Grenzpfeiler des Seeſtücks, wenn Kenner es dafür annehmen wollen.

Intermezzo im Briefſtil.

Ich halte wenig von Autoren, die ihre Geſchichten mitten im Faden abreißen; ja ich liebe es, gegen alles äſthetiſche Prinzip, wenn mir wo möglich noch etwas von Kindern und Kindeskindern der Helden erzählt wird, für die ich Antheil genommen habe. Dies iſt ein rein menſchlicher Zug der Theilnahme an mir, den ich auch bei allen meinen Leſern vorausſetze, und ihnen daher wahrhaft gefällig zu ſeyn hoffe, wenn ich ihnen erzähle, wie es mit der Verlobung Schneuzerlichs ein Ende nahm. Ein ſchlechtes freilich; doch wäre eine Heirath ein ſchlechteres geweſen, ja das ſchlechteſte. Schneuzerlich jammerte mich; ich hatte ein Sonett für ihn gemacht, ich konnte auch wohl einen Brief für ihn ſchreiben. Ungemein kam es mir dabei zu ſtatten, daß Fräulein von Hammelbach

das erste Exemplar des Sonetts von meiner Handschrift besaß. Der Leser sieht, daß ich mein Lustspiel bis zum Schluß zu motiviren verstehe, Alles vorbereitet habe, und mir nichts Unwahrscheinliches durchlasse. — Es war gewiß Pflicht, daß ich die Ketten und Knoten löste, die ich geschlungen. Deshalb setzte ich mich noch spät, wie sehr der Punsch mir auch den Kopf schwer machte, an den Tisch, und schrieb folgenden, zart gehaltenen Brief in Schneuzerlichs Namen:

Theuerste!

„Es drängt mich zu bekennen, daß ich ein Verbrechen gegen Sie beging, ein Verbrechen, welches nur die Liebe vergeben kann, weil es um der Liebe willen verübt worden ist. Ja, sie allein machte mich so vermessen, Sie, Theuerste, zu täuschen. Ritterlich ist mein Sinn, mein Herz, mein Alles, — doch nicht mein Blut. Ich heiße Schneuzerlich, doch jenem hohen Geschlechte der Schneuzerliche, von denen Körner meldet, gehöre ich nicht an. — Aber auch Buchhändler bin ich nicht, sondern mehr. Denn ich führe die Waffen, führe sie für die Schönheit und Keuschheit der Frauen, nur nicht das Schwert, sondern die Scheere — ich bin Damenschneider. So dem edelsten und schönsten

Beruf geweiht, das schöne Geschlecht zu verschönen, glaubte ich mein Auge zur Schönsten erheben zu dürfen. Wird das Ihrige huldreich auf mich herabblicken?"

Ersterbend
Schneuzerlich.

Diese Depesche beförderte mir, auf einen ihr zuvor gegebenen Wink, Malvine noch denselben Abend, als ihr von Schneuzerlich zugekommen, an Fräulein von Hammelbach. Ich lauschte auf dem Corridor der Wirkung. Es war todtenstill. Plötzlich „un cri d'effroi et d'indignation" — dann wieder Alles still — wenige Sekunden später hastiges Thüröffnen, — die zornigen Worte: „Noch heut! Auf der Stelle! Fort! Fort!" Dann die Thür gewaltsam zugeschlagen, der Schlüssel rasselnd umgedreht. — Malvine huschte an mir vorüber; ich fing sie auf, sie hatte ein Blatt in der Hand. Wir eilten damit an das Licht, das ich auf dem Corridor an der Treppe brennen lassen. Der Zettel war gefalzt wie eine Schneiderrechnung, nicht gesiegelt, und seltsam französisch adressirt:

Au garçon-tailleur Schneuzerlich.

Wir entfalteten ihn — inwendig stand nur ein einziges ebenfalls französisches Wort von drei Buchstaben, dessen Uebersetzung ins Deutsche

aber selbst in der kürzesten Weise vieler Worte und Wendungen bedürfte, und so milde als möglich ausgedrückt, doch sagte: „Unverschämter Lump und Spießbürger, zur Thür hinaus mit Dir!“ Es war aber viel stärker, und deshalb trage ich Bedenken es hieher zu setzen, zumal da Jeder, der nur etwas Französisch versteht, es schon längst errathen hat. Unterzeichnet war dies ultra-lakonische Billet sehr charakteristisch, buchstäblich

DE Hammelbach.

und das DE dreimal unterstrichen.

Mündlich berichtete Malvine noch, daß sie den Auftrag habe auf der Stelle den Kellner nach Postpferden zu senden — in Ritzebüttel waren sie zu haben — weil sie in der Nacht noch fort wolle. —

So war denn Schneuzerlich gerettet, und als ich ihm andern Morgens die drei Buchstaben zeigte, und übersetzte, und ihm Alles erklärte, hatte er auch Alles vergeben und vergessen, und fiel mir vor Freuden dreimal um den Hals. — Die andern Leiden, die ihn gleich danach trafen, gehören nicht ins Intermezzo, sondern bilden ein neues

Seestück.

Das zweite, glaube ich, welches ich wieder eben so in Felder theile wie das erste, und somit hier nun am ersten Felde mahle.

Bisher, theuerste Leser, ist das Meiste nur Spaß gewesen; jetzt macht Euch auf ernsthafte See-Abentheuer gefaßt. — Ueber Nacht hat der Wind sich gedreht; er ist nach Nordwest umgesprungen, und wälzt schwere Säcke schwarzer Regenwolken über den Himmel. Ihr kennt dies angenehme Wetter, wo es eben noch sonnig hell ist, aber plötzlich eine ägyptische Finsterniß herabsinkt, und der Regen fluthend niederpeitsche. März, April, November liefern dergleichen Wetter besonders gut und billig. Hier an der feuchten Küste aber bot es auch der September im Ueberfluß feil. Ein heulender, sausender Ton, als sey der Schlot eine Orgelpfeife und der Teufel blase ein Solo darauf, weckte mich aus dem Schlaf. Es dämmerte, so schien mirs, eben. Aber es war längst sechs Uhr vorbei, und nur die schwarzen Gewölke und dichten Regenströme, die ans Fenster prasselten, hüllten den Morgen in einen so finstern, grauen Schleier. Ich hörte die See in brausenden Wellen über das Ufer rauschen, — das Haus bebte im heftigen Windstoß, — nichts geht bei so poetischem Wetter über das behagliche

Dehnen im warmen Bett. Köſtlich erſchien mirs, jezo nicht auf der rauhen See zu ſchwimmen, ſondern auf weichem Pfühl ſicher vor Anker zu liegen. Mit der Uhr in der Hand berechnete ich, wie lange dieſer Zuſtand einſamen Glücks noch dauern könnte, als er plözlich ein Ende nahm. Denn ich hörte Amarantens Stimme munter auf dem Corridor, — ich wußte, daß ſie zu Lande weiter nach Bremen wollte, — wußte, daß ſie mit der Abfahrt nicht auf meine Langſchläferei gewartet haben würde. — Wie durch eine Springfeder geſchnellt war ich daher aus dem Bett, und fuhr haſtig in die Kleider. Meine Glieder arbeiteten wie eine complicirte Maſchine. Die rechte Hand fuhr ſchon mit dem Kamme durchs Haar, während die linke noch das Geſicht vom Waſchen abtrocknete; in gleichem Tempo ſchleuderte der linke Fuß den Pantoffel aus, und der rechte hakte ſich einen Stiefel heran. Ein beſonders holder Gott beſchüzte mich diesmal, daß nicht, wie es bei ſolcher Eile pflegt, Alles riß, was ich erfaßte, ſondern nur Einiges, als Stiefelöhre, Tragband, Weſtengurt, Halsbindenſchnalle, und einige andere Kleinigkeiten. Doch war ich ſchneller fertig als ein Soldat im überfallenen Lager, und ſezte mich auch ſofort in Marſch. Als ich die Thür öffnete, flog Malvine an mir vorbei, und rief mit anmuthiger Stimme: „Leben Sie wohl,

wir fahren jetzo ab.“ Ich schoß die Treppe hinunter, ihr nach; vor der Thür des Hauses sah ich den Rücken des Dänen, der gegen dieselbe gekehrt war. Aus der Terrainlehre wußte ich noch, an welchen Zeichen man das Daseyn eines Baches oder Flusses von weitem her erkennt; ich wandte meine Wissenschaft hier an, und muthmaaßte Amarantens Nähe aus der des dänischen Rückgrats so sicher, wie die eines Wiesenbachs aus einer Kette von Weidengebüschen. Sie mußte schon im Wagen sitzen, denn bei dem Sündfluthswetter hätte sie nicht im Freien ausgehalten. So war es! Ich aber hatte von Glück zu sagen, daß ich sie noch antraf, denn nur ein vergessenes Tuch, das Malvine noch eilig geholt hatte, war Ursache der Verzögerung.

Als ich vor die Thür trat, rief mir Amarante muthwillig entgegen: „Kommen Sie wirklich noch zum Abschied? Es geschieht Ihnen schon Recht, daß Sie naß dabei werden; wären Sie früher aufgestanden, hätten Sie's nicht nöthig gehabt.“

Trotz dieses Scherzes war mirs doch, als klinge ihre Stimme weicher als gewöhnlich, der grüne Reiseschleier, den sie trug, verbarg mir ihr Auge, doch wollte michs dünken, als sey es nicht so hell wie gestern. Da sah ich einen blitzenden Tropfen in dem Schleier hängen; ein Regentropfen konnte es nicht

seyn, denn er hing und schimmerte inwendig. Ich warf einen Blick nochmals auf das Antlitz des anmuthigen Wesens, verglich damit des Dänen männlich schöne, ernst bewegte Züge, Flodoards allzumürrische, die er, ohne uns guten Morgen zu sagen, in die Wagenecke drückte, — und gewann die Ueberzeugung, es sey hier etwas vorgegangen. Eine Erklärung im bösen Sinne, zwischen Flodoard und Amarante, oder eine im besten, zwischen ihr und dem Schiffskapitain; — wenigstens eine der Liebe unverkennbare Andeutung beim Abschied mußte zwischen den letztern Beiden vorgekommen seyn.

Der Leser mag lachen; denn er kann bequem in eben so vielen Minuten lesen, als ich in Sekunden muthmaaßen, durchdenken, vergleichen, combiniren und conjecturiren mußte, da Alles geschah, während Amarante ihre kurze Scherz- und Scheltrede an mich hielt, und ich in der Antwort darauf fast stecken blieb, weil ich mich zu sehr mit andern Gedanken beschäftigte. Mein Glück war Malvine, die auf der andern Wagenseite absichtlich langsam und mit einiger weiblichen Umständlichkeit einstieg. Ich konnte daher noch (blos für den Dänen, der es nicht wagen durfte) ziemlich bequem den Polizeicommissär spielen, und die Abreisende nach Allem, was man pflichtgemäß im Wachtzettel beantworten muß, fragen. „Wohin gehen Sie

zunächst?" — Nach Bremen. — „Wie lange werden Sie sich dort aufhalten?" — Drei bis vier Tage. „Werden Sie dann noch weiter reisen?" — O ja, muthmaaßlich nach Hannover, Braunschweig und Leipzig. — „Nicht, wenn das Wetter schön ist, auch ein wenig in den Harz?" — Vielleicht daß wir ihn streifen. — „Also zur Messe sind Sie in Leipzig?" — Gewiß; mit meinen Aeltern, die ich in Bremen treffe. —

Der Leser lerne hier ächte Polizei schätzen; denn er hat auf ihrem Wege, den ich diesmal nahm, in drei Zeilen mehr Brauchbares und Vernünftiges von Amaranten erfahren, als vorher in einem halben Bande empfindsamer Reiserei.

Malvine saß; das Wagenleder von der Windseite war zugeknöpft, die Pferde ruckten an. Ich drückte einen Kuß auf Amarantens Hand, und dann verstohlen diese selber, indem ich mit einem bedeutsamen Seitenblick auf den Dänen (für ein Mädchenauge, vollends für ein liebendes, eine Frakturschrift an Deutlichkeit) sagte: „Ich wünsche Ihnen glückliche Reise, sage Ihnen aber nicht Lebewohl, denn auf Reisen trifft man sich wieder!"

Der Postillon stieß ins Horn, — sie flog dahin, winkte und grüßte aber noch vielfältig freundlich zurück. Ich will kein Seestück mehr mahlen, wenn ich nicht

in dem vergnügt auflodernden Schimmer ihres schwarzen Auges gelesen habe, daß sie mich verstand, und das Beste ahnte und hoffte!

Wir waren dabei verwünscht naß geworden, denn es regnete unerlaubt heftig; ich schüttelte mich wie ein Pudel; aber der Däne hatte den Regen nicht einmal gemerkt. So ein skandinavischer Seemann ist ein halber Eisbär, — hol ihn der Henker. Da lobe ich mir Schneuzerlich, der eben sein Fenster oben aufthat, und mit sauberer Nachtmütze auf dem Papillottenkopf, furchtsam herausguckte nach dem Wetter, aber gleich wieder unterduckte, wie ein vorwitziger Frosch, als es ihm so kalt gegen die Nase wehte und regnete. So ein Mensch hat doch noch Gefühl! „Herr Schneuzerlich", rief ich, „etwas Neues von Wichtigkeit, — ich komme gleich hinauf!" Und damit sprang ich zu ihm, und erzählte ihm oben, was ich dem Leser auch oben erzählt, mein Briefstil-Intermezzo. Wie berichtet, umarmte er mich — ich wünschte in dem Augenblick, ich hätte Amaranten solche Streiche gespielt, da dies der Lohn war — ließ sich jetzt Alles aufklären, fand unsern Spaß himmlisch, meinte aber doch: daß ich ihn mit Malvinchen so gefoppt habe, sey unfreundschaftlich!

„Freund Schneuzerlich," antwortete ich, „das sahet Ihr doch ein, daß bei dem Mädchen nichts zu

machen war? Sie ist kälter als eine Amphibie! Und dann, was glaubt Ihr? Wo es eine solche Frucht zu pflücken giebt, wird man sie einem Andern herablangen? Wer mich für so thöricht hält, der verdient, daß ich ihn anführe!"

„Wahrhaftig," rief er, „Sie haben Recht, Freundchen! Ich hätte Ihnen so viel Schalkheit nicht zugetraut! — Ja die Poeten, sie habens hinterm Ohr! — Nun wollen wir aber frühstücken." —

Und dann abfahren, damit das Seestück anhebt. Nämlich dessen

Zweites Feld.

Der Leser denke sich jetzt den Rückzug von Moskau. Mit einer ziemlich eben so langen und schwerfälligen Traincolonne marschirten wir ab. Wir hatten fast noch mehr Leute verloren wie der Kaiser, als wir den Rückmarsch antraten, und so gut wie er die besten. Denn Amarante und Malvine waren dahin, die Hammelbach und Flodoard hatte der Henker davongeführt, den Engländer der Satan unmittelbar, denn er war auf der Brigg „the Devil" nach Hull abgesegelt. Die Portraits mochten sich aufgehangen haben, der Unleserliche war gänzlich ausgewischt — genug, ich hätte es kürzer gehabt zu sagen, daß außer mir

Fichtel, Karl, Eduard und Schneuzerlich Niemand mehr im alten Heere diente. Fichtel war unser Marschall Ney beim Rückzuge, dem die Bereſina, wie wir gleich ſehen werden, nicht fehlte. — Statt der Veteranen und Ritter der Ehrenlegion, um die unſre Reihen gelichtet waren, hatten ſich Marodeure in ganzen Schaaren eingefunden. Ich kann das Gerümpel weder namhaft machen, noch im Seeſtück abmahlen. Nur ein paar Grundſtriche will ich machen um es zu ſkizziren: Zwei wohlbeleibte Hanſeaten, Viehhändler muthmaaßlich; ein Bremer im braunen Oberrock mit etwas Heiligkeitsgeruch, vielleicht ein Hauptpaſtor oder dergleichen; zwei Engländerinnen mit grünen Schleiern, über Nacht aus Helgoland unter Sturm und Regen an den Continent geſpült, — ächte Waſſernixen; Ritzebüttler Marktleute, Juden, Kinder, Hunde et caetera.

Die Glocke auf dem Dampfſchiff gab das Zeichen. Unſre coloſſale Marſchcolonne ſetzte ſich in Bewegung. Mein Vergleich war ſchwach, wenn ich von Moskau ſprach. Wir hatten ganz andern Train an Reiſeſtücken, Koffern, Hüten, Mänteln, Blouſen, Regenſchirmen, — Alles Dinge, wovon Napoleon nichts wußte.

Fichtel commandirte den Rückzug. Er trug uns als Banner einen rothen Regenſchirm voran, der

schon manchen Sturm mitgemacht hatte. Sein schottisch carrirter Schlachtmantel flatterte ihm majestätisch um die Schultern; Karl und Eduard paradirten als Adjutanten neben ihm. Ein Packwagen auf zwei Rädern, nämlich Matrosenbeinen, folgte mit Schnapp- und Mantelsäcken; Tabaksbeutel und Pfeifen gehörten zur Uniform; Wind und Regen litten aber das Feuer der letztern nicht. So rückte diese stattliche Avantgarde im Sturm gegen den Sturm vor.

Schneuzerlich und ich fochten mit dem Bremer Heiligen im zweiten Treffen. Wir hielten uns gut, darf ich sagen. Schneuzerlich hatte seiner Reisemütze durch Herabklappen der Seitenlöffel das wahre Ansehn einer Sturmhaube gegeben; in der Hand trug er einen Sturmbalken, aus Ziegenhain, den einstmals ein Student auf eine unbezahlte Bücherrechnung abschläglich als Pfand in seinem Laden gelassen; auf seinem Angesicht war Stolz und kriegerischer Muth zu lesen, denn er fühlte noch die Freude und den Sieg in der von Hammelbachschen Angelegenheit in seinem Blut. — Der Heilige von der Weser trabte einen ruhigen, gleichmäßigen Packpferdsschritt zwischen mir und Schneuzerlich hin; unterm Wetterdach seines breitkrämpigen Filzes hatte er noch ein sammtnes Gehirnfutteral nach Art der WohlEhrwürden, die wohl überhaupt schwächeren Kopfes seyn müssen als andre Sterbliche, da

sie sich, außer dem Magen, nichts so warm halten als die Hirnschaale. Ich selbst, je nun, ich muß sagen, sahe aus wie ein Mann, der seinen Feldzug mit Ehren machen wird. Ich knöpfte mich martialisch in den Mantel, strich den Knebelbart, wetterte und schmetterte über das Wetter einen derben Fluch heraus, und commandirte unsrer Traincolonne ein barsches „Vorwärts!"

Das Gros der Armee folgte uns in leidlich wenig geschloßner Colonne. Unser Richtungspunkt war die Rauchsäule des Dampfschiffs; wir nahmen ohne sonderlichen Widerstand des Feindes das Terrain zwischen dem Wirthshaus und dem Damm, und erstürmten dann den letztern. Hier begannen die Mühseligkeiten, denn da man in aufgeweichtem Lehm nicht so rasch vorwärts kommt als auf der Eisenbahn, und wir noch dazu den Wind und Regen zu schneiden hatten, wurde der Kampf heftig. Ich darf sagen, wir schlugen uns brav, denn nach zehn Minuten waren wir am Ziel; das heißt, weit davon. Wir hatten die Hafentreppen erreicht, wo die Boote anlegen, die uns über den Cuxhavenschen Hellespont nach unserm Dampfcolosse führen sollten. Jetzt fing die wahre Beresina-Noth für uns an. Der Leser, fürchte ich, besinnt sich nicht mehr genau genug auf meine Schilderung der Lokalität, als wir anlangten, und weiß daher die

ganze Größe unſrer Gefahren und Kämpfe nicht zu würdigen, wenn ich ihm nicht das champ de bataille jetzt nochmals mit topographiſcher Genauigkeit croquire. Am Hafen befindet ſich hier eine Art von Bollwerk, welches als hölzerner Damm in die Wellen vorſpringt. Von dieſem Balkenmolo gehn die Landungstreppen ab, und zwar ihrer drei, um nach dem verſchiedenen Stande der Fluth dem Ufer beim Anlanden ſo nahe als möglich zu kommen. Zu dem obern Rande dieſer Treppen ſoll ein gebahnter Pfad auf dem Molo führen, führt aber keiner, denn beſagter Molo war baufällig, das heißt in dem Fall gebaut werden zu ſollen. Man kann alſo nur im Gerundium von ihm ſprechen: Ein Molo, der da gebaut werden ſoll und muß. — Wer aber in statu quo von der Mitteltreppe bis zur letzten vordringen wollte, der hatte nur einen Fußpfad, völlig gleich demjenigen, den man über eine Brücke hat, wo die Bohlen abgeworfen ſind und man auf dem Balkengerippe ſeinen Uebergang machen muß. Drei oder vier ſolcher Balkenſtege ſtanden uns zur Auswahl frei, um von der Mitteltreppe nach der Hintertreppe zu luſtwandeln. Ich gehe überhaupt nicht gern die Hintertreppen hinab oder hinauf (es ſey denn zu einer hübſchen cameriera), vollends hier, wo der Spaß den Hals und ein paar Beine koſten kann. Denn die Balken ſind nicht breiter

als ein Eselsrücken, auf dem sichs schon sehr schlecht sitzt, geschweige geht, sie sind schlüpfrig vom Regen, hie und da morsch, ausgebröckelt; — genug, die wahre Teufelsbrücke ist nicht sowohl auf dem Sankt Gotthardt, als zu Cuxhaven zu suchen. Auch ist die Cuxhavner Teufelsbrücke länger als die Gotthardtsbrücke, denn sie hat wenigstens 60 bis 80 Fuß und man schwebt doch auf ihr 25 Fuß über dem Abgrund. Alles wohl erwogen, falle ich auch noch lieber von der Teufelsbrücke bei An der Matt in die Reuß, die mich gleich zu Staub zermalmt, als von der Ritzebüttler Teufelsbrücke ins Meer. Denn ich falle leider nicht in dieses und ersaufe, sondern nur in ein Bettpolster von Granitkürbissen, womit der Molo statt mit Eiderdunen gestopft ist, und worüber nur die schäumende Zunge der See dann und wann zischend hinwegleckt. Daß auf solchem Lager ein Elephant seine Knochen bricht, wenn er 20 oder 30 Fuß hoch herunterstürzt, leuchtet einem noch plumperen Thier ein, ja selbst Schneuzerlich begriff es; aber man liegt elend mit 7 bis 8 Bein- und Armbrüchen da, und wird mit der Salzlake begossen ohne maustodt zu seyn, sondern muß es erst noch langweilig abwarten! — *)

*) Der empfindsame Reisende hält es für Pflicht gegen Leser und Reisende, in dankbarem Andenken gegen die

Dies, meine Leser, ist der Schauplatz unsrer Leiden und Thaten, und Ihr werdet einräumen, daß die Curhavner Brücke etwas schwieriger zu passiren war als die von der Beresina. Der Henker mag sie aber auch passiren. Wir Alle lachten über den witzigen Vorschlag des einen Lootsen, der uns sagte: „Myne Herren, Se möten den Balken entlang gahn to de tweede Treppe!" Wir lachten um so mehr, besonders Marschall Ney-Fichtel, da dieser eben die beiden Engländerinnen an der Treppe, wo wir standen und das Anrücken der übrigen Colonne erwarteten, hatte in ein leichtes Boot steigen und überfahren sehen.

Die Nußschaale schaukelte sich vor uns auf den Wellen, und wir sahen ihr so vergnügt nach, als wir unter Wind und Regen nur konnten.

„Holla!" rief Fichtel-Ney, „schafft ein Lootsenboot heran, zum Ueberfahren!"

Der spaßhafte Lootse aber wiederholte seinen alber-

---

fürsorglichen Anstalten für Fremde, die zu Curhaven gemacht waren, zu betheuern, daß er in diesem Seestück nicht blos ein empfindsamer Reisender ist, sondern auch ein wirklicher, und die Lokalitäten und Fakta ohne alle Uebertreibung völlig getreu abschildert. Er wird daher dieses sein Seestück noch mit einigen fortlaufenden Real-Anmerkungen begleiten.

nen Witz und sagte: „Se möten up diesen Balken na de andere Trepp gahn!“

Ich kann mich jetzt nicht entbrechen folgende diplomatische Verhandlung, die zwischen dem Herzog von Elchingen (im diplomatischen Text nenne ich Fichtel wohl am feinsten so), einigen Lootsen und dem, wie ein griechischer Chor bisweilen als Schicksalsstimme höherer Art eintretenden, Diktator zu Curhafen *) angeknüpft wurde, wörtlich hieher zu setzen.

Der Herzog von Elchingen.

Was zum Schw..... (man sieht, er redet ungefähr die diplomatische Sprache Napoleons mit dem Grafen Cobenzl bei der Verhandlung des Friedens zu Campo Formio), was zum Schw....., weshalb kommt denn kein Lootsenboot heran um uns abzuholen?

Der Lootse.

Se möten ꝛc. ꝛc. wie oben.

Der Herzog von Elchingen.

Halt Ers Maul mit Seinen schlechten Späßen! Ruft ein Boot heran.

---

*) Seinem Einfluß nach schien er es zu seyn; ob er von Hamburg dazu gewählt war, lasse ich dahingestellt seyn, und nenne ihn künftig nur schlechtweg Diktator.

Der Lootſe.

(Er ſpricht immer plattdeutſch; da ich dies aber kaum zu hören, geſchweige zu reden und zu ſchreiben verſtehe, ſo erlaube ich mir das Dokument durch Ueberſetzung ins Hochdeutſche etwas zu modificiren.) Alſo der Lootſe:

Hier können keine Boote anlegen; ſie haben zu tief Bord und kommen nicht bis ſo weit.

Herzog von Elchingen.

Ins Teufels Namen, eben iſt ja ein Boot von hier abgeſtoßen.

Lootſe.

Ja das gehörte dem *) ....., das fährt nicht für Geld.

Herzog von Elchingen.

Und Eure Boote dürfen hier nicht anlegen?

Lootſe.

Sie können nicht, mein Herr!

(Murren in der Armee.)

---

*) Wiederum muß ich eine Note zum diplomatiſchen Text machen. Ich weiß nicht mehr, nannte der Lootſe den Hafendirektor, oder den Admiral, oder den Seepräfekten, oder irgend eine andre der Honoratioren des Ortes, genug, eine wars; aber ich mag das Dokument nicht verfälſchen.

Herzog von Elchingen.

Was? Sie können nicht? Die elenden Nußschaalen, die dort unten liegen, gingen zu tief um hier anzulegen?

Lootse.

Diese nicht, mein Herr, das sind Boote von Ritzebüttlern; die dürfen nicht fahren.

Herzog von Elchingen.

Und warum nicht?

Lootse.

Das ist unsre Gerechtigkeit; uns gebührt die Taxe, 2 Schilling für jeden Reisenden.

Herzog von Elchingen.

Meinethalben Ihr —! Aber so fahrt uns, kommt heran mit Euren Booten. Es wird acht Uhr und das Dampfschiff wartet nicht.

Lootse.

Nein, mein Herr, das wartet nicht.

Herzog von Elchingen (stampft mit dem Fuße).

So sollen Euch tausend Donnerwetter regieren! Wie sollen wir denn fort aus Eurem Eulennest!

Lootse (fällt ins Thema, marcato).

Se möten up diesen Balken na de andre Trepp gahn!

Herzog von Elchingen (en s'emportant).

Was, Ihr Galgenstrick? Das wollt Ihr uns zumuthen! Das verlangt Ihr von Fremden, denen Ihr mit Eurer selbstgemachten Taxe Geld nach Belieben abpreßt? Wir sollen uns erst Hals und Beine brechen, ehe wir an Eure Galeeren kommen? — Das wollen wir doch sehen! Wer hat hier zu befehlen?

Lootse.

Da steht er!

Der Diktator, wenn der es war, den der Lootse bezeichnete, ein wohl gerundetes Volumen in blauen Hosen und Frack eingebunden, stand drei Schritt von uns, und schnupfte eine Prise Tabak.

Fichtel, der sich, wie man sieht, der Armee mit dem Löwenmuth seines historischen Ebenbildes annahm, schritt, — nein, er stürzte wohl, — nein, er schritt doch nur, aber sehr hastig, — auf ihn zu und rief:

Herr Diktator, der Lootse dort verweigert uns —

Diktator.

Ich habe Alles gehört, der Lootse hat ganz Recht!

Herzog von Elchingen (schlägt auf den Degen, den rothen Regenschirm).

Wie, was? Recht? Damit diese Hungerleider uns gemächlich ihre zwei Schillinge abpressen, sollen

wir unſre Gliedmaaßen auf dem Seiltänzergerüſt wagen?

Diktator.

Es iſt einmal Geſetz, daß die Lootſen die Fremden überfahren.

Herzog von Elchingen.

So mögen ſie für Boote ſorgen, ins Teufels Namen! Ich gehe nicht über die Seufzerbrücke da.

Diktator (ſchnupft).

Das ſteht ganz in Ihrem Belieben, es beſteht kein Zwangsgeſetz deshalb.

Der Herzog knirſchte, ſchäumte vor Wuth, wir Alle mit. Das Anſinnen war abſcheulich. Ich dachte was geſchehen würde, wenn Amarante und Malvine da wären, da wirklich Niemand mit gutem Gewiſſen die Seinigen, vollends eine Frau, der höchſt gefährlichen Zufälligkeit Preis geben konnte. Doch bevor ichs gedacht, hatte ein wackerer Mann, den ich, weil er bisher ſtill für ſich geblieben war, ganz vergeſſen hatte, unſer wackrer Däne, gehandelt. Er trat mit feſtem Schritt, aber völlig ruhig, hervor, und ſprach:

„Mein Herr! Wenn Ihnen die Beaufſichtigung der Anſtalten obliegt, die für die Landung und Ein-

ſchiffung der Fremden getroffen ſind, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß ich noch nie in meinem Leben eine ſo arge, ja ſchlechthin ſtrafbare Vernachläſſigung deſſen, was die bloße Sicherheit erfordert, geſehen habe. Ich bin Seemann, kenne den Schwindel nicht, und werde dieſen Pfad nicht ſcheuen. Deſſenungeachtet iſt er gefährlich, und eine Polizei, die ihn nur erlaubte (geſchweige anbeföhle), wäre ſchwer verantwortlich. Oder glauben Sie, daß der Wind nicht auch den Geübteſten von dieſem Balken herabwerfen könnte? Und wollen Sie für das Leben deſſen einſtehen, der hier zwanzig Fuß hoch zwiſchen die Mühlſteine dort unten hineinſtürzt?“

Der Diktator ſchnupfte abermals, jedoch nicht ſo phlegmatiſch als zuvor, und erwiederte gar Nichts. Der Herzog von Elchingen ſchaute wild umher, und dachte auf eine Schlacht.

Ehe wirs uns noch verſahen, ſchob der Däne den Diktator bei Seite, und ging ſo ſchnell und ſicher wie eine Gemſe auf dem Balken hin. Der Wind ſetzte ſich in ſeinen Mantel, und trieb dieſen ſo ſtark ſeitwärts, daß der Herabſturz unvermeidlich ſchien. Wir Alle thaten einen lauten Schrei, und dann wurde es todesſtill, und jeder hielt den Athem an ſich. Doch ſiegreich, unerſchrocken ging der Seeheld bis an das Ende des Balkens, machte Kehrt, und

kam eben so leichten, gewandten Schritts von der Excursion zurück. Ein lauter Beifallsjubel begrüßte ihn, als er anlangte. Er wurde empfangen wie Ritter Delorges, als er den Handschuh aus dem Löwengarten geholt hatte, nur daß keine schöne Kunigunde da war, sondern nur Schneuzerlich und der Bremer Heilige, welcher letztere sich feierlich zu einem salbungsvollen Liebeskuß anschickte.

Niemand wirds unserm Dänensohn verdenken, daß er ihn geschickt parirte; unsren Handschlag nahm er indessen an.

„Nun?“ fragte Fichtel, „ist es nicht leichter auf einer Raa entlang zu laufen als auf der Balancirstange?“

„Allerdings! Es ist kein Weg, keine Arbeit auf einem Linienschiff so gefährlich wie dieser Pfad,“ erwiederte der Däne. „Die Anstalten sind in der That abscheulich, und verdienen die ernstlichste Rüge, noch dazu, da mit einem einzigen Seil, von hier bis dort gezogen, wenigstens die Hauptgefahr sich abwenden ließe. Allein dazu ist es zu spät, das Dampfschiff wartet nicht, der Kapitain hat gemeßnen Befehl, um acht Uhr abzufahren und muß es wegen der Fluth. Uns bleibt nichts übrig, als hier zu bleiben, oder der Nothwendigkeit zu gehorchen; es sey denn,

wir müßten uns in die etwas kalte See werfen, und das Dampfschiff schwimmend erreichen!"

Ein Murmeln des Unwillens und Schrecks lief durch die Versammlung, Schneuzerlich und der heilige Bremer erblaßten vor Entsetzen, Fichtel und die meisten Andern vor Wuth. Ich, ehrlich gestanden, vielleicht vor beidem, denn ich fühlte beides. Wuth empfinde ich jedesmal gegen schlechte, fahrlässige Einrichtungen, gegen Prell-Institute um die Börse der Fremden zu erleichtern, gegen polizeiliche Willkühr, und ähnliche Gebrechen, womit wir in Deutschland fast so behaftet sind, wie die Franzosen und Engländer bei sich zu Haus. Außerdem war die Perspektive, über den schmalen Balken gehn zu müssen, für mich breiten Reisenden auch nicht die angenehmste, zumal da der Schwindel, oder vielmehr der phantastische Schauer vor tiefen, steilen Höhen schon zu meiner Natur gehört; den eigentlich körperlichen Schwindel kenne ich nicht. Den geistigen aber, der den Körper unsicher und verwirrt machen kann, empfinde ich um so stärker; schwerlich hätte ich, sonst den Leuten in meinen zwei Novellen, die Gewerke und die Gemsjäger, ein solches Schwindelgrausen zu verursachen verstanden. Eben diese verwünschten Novellen, die mir bis dahin Ehre und Geld eingebracht, kamen mir nun theuer zu stehn; denn ich hatte jetzt eine ordentliche Geläu-

figkeit mir alle Situationen des Schreckens recht auszumahlen. Ueberhaupt ist der passive Muth, wo man wagen soll ohne That, nicht recht meine Sache; den aktiven, wo ich den Erfolg mehr oder weniger in mir trage, traue ich mir eher zu. Stand es daher auch nicht ganz so schlecht mit mir wie mit Schnenzerlich und dem Bremer Kirchenvater, so muß ich doch als ein Reisender, der neben der Empfindsamkeit auch Ehrlichkeit besitzt, bekennen, daß ich die allergeringste Lust verspürte die Brücke zu erstürmen. Ein vernünftiger Mensch verlangt auch stärkere Gründe zum Halsbrechen als die bloße Laune eines hanseatischen Diktators, oder die Lust eines Lootsen an zwei Schillingen.

Wenn auch nicht dreißig, doch drei Schill. oder Silberlinge dächte ich, dürfte ein leidlicher Christ seinen Leib werth halten und brauchte ihn nicht wohlfeiler in Gefahr zu bringen.

Drittes und letztes Feld.

Unter diesen Selbstbetrachtungen läutete die Dampfschiffsglocke zum zweiten Male. Jetzt stiegen mit der wachsenden Nähe der Gefahr Zorn und Schrecken bedeutend höher.

Fichtel, der die Marschallswürde nicht ablegen wollte, rief uns unter seine Fahne und haranguirte uns: „Hamburger Rückzugscorps! Dies ist eine Satans-Wirthschaft hier! Aber sollen wir uns das so geduldig gefallen lassen? Wir wollen in corpore noch einmal dem Diktator und ganzen ritzebüttel-hamburgisch-römischen Senat hier zu Leibe; er muß am Ende Rath schaffen, wenn er uns entschlossen sieht, seine Propositionen zum friedlichen Abzug und freundschaftlichen Genickbrechen entschieden nicht anzunehmen. Kommt Alle mit mir. Er soll und muß uns Rede stehn. Kommt denn, getreue Rückzugstruppen."

„Der Feldmarschall voran im fliegenden Saus,"

singt das alte Husarenlied; und Fichtel sauste vorwärts, die Treppe empor zum Diktator. Wir Alle dachten kampfbegierig auf den Feind zuzustürzen, ihn zu umzingeln und zur Capitulation zu zwingen. Aber, o Jammer! Selten ward so viel Tapferkeit — selbst Schneuzerlich war eine Art Roland oder Achill, und der Bremer sein Kalchas — vergeblich verschwendet, — der Feind — war nicht mehr zu entdecken! Welche Gründe ihn zur Flucht bewogen hatten, ob die Sorge, daß der Däne und Fichtel ihn höflichst ersuchen würden auf dem Pfade voranzuschreiten, den er für uns so behaglich fand, oder ob er bange war auf der Stelle

Kurkosten für gebrochene Hälse und Beine vorschießen zu müssen, oder endlich, ob er fürchtete, daß Schneuzerlich ihm einen Fußfall thäte und sich unabweisbar um seine Knie klammerte, das Alles lasse ich hier ohne Untersuchung, ja ohne Muthmaaßung darüber, völlig bei Seite. Gut aber war es gewiß für ihn, daß er unsrer Cuxhavenschen September-Revolution auswich, wiewohl schlecht für uns.

Fichtel stampfte vor Zorn den Boden, daß er dröhnte; Schneuzerlich befand sich in dem seltsamen Falle zu verzagen, weil kein Feind da war. Der Däne machte dem Dinge ein Ende durch einen Anfang, indem er mir die Hand bot und sagte: „Ich führe Sie; sehen Sie nur fest auf den Balken, aber nicht in die Tiefe, wir haben Eil und eben ist der Zeitpunkt günstig, da der Wind sich etwas gelegt hat."

„Ich danke Ihnen herzlich," erwiederte ich im Ton des bestimmten Entschlusses. „Ich werde nicht über diesen Balken gehn. Erstlich fürchte ich zu fallen, und zweitens würde ich meinen Fall gar nicht zu verantworten wissen in Beziehung auf die Meinigen, da ich das ganze leichtsinnige Spiel vermeiden kann, durch 24 Stunden Aufschub, die mir bei meiner Vergnügungsreise nicht wichtig genug sind, um im gelindesten Fall ein Bein daran zu wagen. Viel lieber schwimme ich noch durch das Bischen See,

dabei kann ich mich auf meine Kraft verlaſſen, und naß zu werden ſcheue ich nicht, denn ich bin ſchon halb naß!“

Der Däne erwiederte nichts auf meine ciceronianiſche Rede, als die kurzen Worte: „Schwimmen iſt ſehr ſchwer hier in der Brandung!“

„Ich denke, ich finde auch noch einen andern Weg,“ antwortete ich.

„Wo?“ fragte Fichtel, und Schneuzerlich ſpitzte die Ohren wie ein Haſe auf dem Lager.

„Ueber jenen letzten Balken dort,“ entgegnete ich, und deutete mit der Hand auf einen Parallelbalken im Holzgerüſt, der weiter zurück lag.

„Der iſt ja noch viel ſchlüpfriger, und morſch, und am Ende müßten Sie ja auf der Schälung klettern,“ wandte der Däne ein.

„Ich weiß es,“ verſetzte ich, „für Manchen hat er größere Schwierigkeiten als dieſer; mich aber ſchreckt der Schwindel mehr. Dort iſt die Höhe nicht ſo groß, und ich kann Arme und Beine gebrauchen. Ich weiß gewiß, daß, halte ich nur entſchloſſen feſt, ſo kann ich nicht fallen. Hier dieſer freie Balken giebt mir gar keine Garantie!“

Der Däne ſprach „Hm! Hm!“ und ſchüttelte den Kopf; Fichtel brummte gleichfalls; Schneuzerlich und das Bremer Kirchenlicht hatten geſpannt zugehört,

fanden aber verwünscht wenig Troſt in meinem Ausweege, um dem Schickſalsrade zu entrinnen.

„Marſch denn!“ commandirte Fichtel. „„Wer mit mir geht, der ſey bereit zu ſterben!““ und ſomit ſchritt er voran. Karl und Eduard, ſeine Adjutanten, ließen ihren Marſchall nicht im Stich, ſondern ritten hart hinter ihm drein ins Feuer, entſchloſſen ihn beim Rockſchoß und Kragen zu faſſen, falls er irgend wanken ſollte. Der Däne warf mir noch einen fragenden Blick zu, ich ſagte: „Nein!“ er ſprach ſein „Ja wi!“ ohne allen Klang des Vorwurfs, ja nur der Mißbilligung, nochmals, ſchüttelte mir dann herzlich die Hand, und ging.

Weiter folgte ihnen Niemand. Alle blickten denen, die den Verſuch zuerſt machten, ängſtlich geſpannt nach, und auch mir, geſtehe ich, pochte das Herz. Der Wind ſetzte gerade wieder hohl ſauſend an, das ganze morſche Gerüſt zitterte und bebte, als er hineinfuhr und die Brandung ſchäumend gegen den Fuß deſſelben anſchlug. Die mühlſteingroßen Granitblöcke waren in einer Sekunde mit weißer Schaumdecke überzogen, ein Sturz hinab mußte tödtlich ſeyn, und in furchtbarer Geſtalt tödtlich durch ſchwere Zerſchmetterungen und Knochenbrüche, ohne jedoch auf der Stelle den Lebensfaden zu erlöſchen. Fichtels Mantelkragen flatterte ſtark ſeitwärts, es gab ihm

das Anſehn, als ſey der Körper weit zur Seite übergebogen; wir glaubten ihn jeden Augenblick hinabſtürzen zu ſehn. Jetzt ſchwankte er bedeutend, der Sturz wurde unvermeidlich, doch Karl, der hinter ihm ging, griff ihm kräftig an die Schulter, und erhielt ihn im Gleichgewicht. In demſelben Augenblick aber fuhr ein Windſtoß in ſeine Mütze und hob ſie hoch in die Lüfte; er hatte einen unwillkührlichen Griff danach gethan, und war dadurch ebenfalls ins Schwanken gekommen. Sein Hintermann, Eduard, wollte ihn halten, und verlor darüber ſelbſt die Haltung, — alle drei Geſtalten beugten ſich jetzt, wie im Falle begriffene auf einem Seil zu thun pflegen, bald links, bald rechts weit hinaus — die Schwankungen wurden raſcher, größer, es ſchien keine Rettung mehr, die Zurückgebliebenen ſtießen einen Schrei des Schreckens aus, ſogar die Lootſen ſchrieen mit. Da trat der Däne, der ſich bisher fünf Schritt zurück gehalten hatte (wie er uns nachher ſagte, um ſelbſt ſichrer zu gehn und ſeine Gefährten ſichrer im Auge zu haben), mit feſtem Schritt und eben ſo feſter Hand heran, faßte Eduard bei den Schultern, rückte ihn gerade und ſtellte ihn feſt wie einen Pfeiler. Er hieß ihn zugleich weiter zugreifen, und ſo faßte dieſer Karl, Karl Fichtel, und im nächſten Moment ſtanden alle vier wie die Bildſäulen ſo gerade. Es war eine Freude,

den gewandten, kaltblütigen, ruhigen Seemann zu sehen, wie sicher er auf dem gefährlichen Standpunkt herrschte. Ein Beifallsjubel der Zuschauer brach aus, ein lautes Hurrah schallte in die Lüfte.

Wahrlich, einen ganzen Band meiner Reisen gäbe ich darum (dies ist ungemein wenig, bemerkt der Leser vielleicht), wenn in diesem Augenblick Amarante hier gewesen wäre. Ich verwette was man will, das prächtige Mädchen hätte dem wackern Dänen auf der Stelle seine That belohnt. Wir aber konnten nichts als Beifall klatschen! —

Aeußerst schlecht standen jetzt die Aktien auf dem Muth der übrigen Reisenden. Ueberall unter pari, bei mir nicht viel besser als die Spanier, bei Schneuzerlich und dem Bremer Heiligenschein oder Scheinheiligen unter Null. Etwas hoben sie sich jedoch, als sich der Wind legte. Die Traincolonne von Matrosensaumthieren, die unser Gepäcke überschaffte, setzte sich in Marsch. Einige vom Gros der Armee folgten; ich hästitierte bedeutend. Mit genau prüfenden Blicken maß ich noch einmal die Höhe, die Wahrscheinlichkeit des Falls, die Möglichkeit mich durch eigene Kraft und Besonnenheit dagegen zu schützen, addirte dazu, was die Furcht noch in die Wageschaale der absoluten Gefahr legte, wog auch gleich die Verantwortlichkeit mit ab, die der hat, welcher aus einem

falſchem Ehrgefühl eine wahrhafte Pflicht nicht zu erfüllen wagt, machte aus allen dieſen Faktoren und Quotienten mittelſt ſämmtlicher vier Species mein Facit, und fand, daß es lautete: Du gehſt nicht über die Teufelsbrücke, du bleibſt lieber einen Tag länger in Cuxhaven und begiebſt dich morgen zur Fluthzeit auf das Dampfſchiff, — oder du verſuchſt, ob Dein Weg vernünftiger iſt.

„He da! guter Freund Lootſe," redete ich eine Jacke von braunem Molton oder Multum (der Hemder wiſſe in ſo kritiſcher Lage genau mit Stoffen und ihrer Orthographie Beſcheid) kameradſchaftlich an, „ich bin zu furchtſam, hier über den Katzenſteg zu gehen. Läßt ſich aber nicht dort hinten ein Uebergang machen, wo man ſich feſthalten kann?"

„Freilich," erwiederte der Lootſe, „aber da müſſen Sie klettern!"

Der verdammte Kerl maß dabei meine Bauchperipherie mit den ungläubigſten Mienen. „Es könnte," fuhr er fort, „auch ein Paar zerriſſene Hoſen geben. — Nein, das iſt kein Weg für Herren und Damen!"

„Und doch hätten die letztern nichts dabei zu zerreißen" dachte ich, ſagte es aber nicht, und hätte es vielleicht auch beſſer ungedruckt gelaſſen. — Ich ſah mir die Kletteraufgabe an, ſchlug in den Annalen meiner Turnplatz-Erinnerungen nach, und fand mich,

das ist der Segen der Historie, durch die Vergangenheit über die Zukunft belehrt und getröstet. „Freund,“ hub ich an, „Ihr mißtraut zwar meinem Bauch, aber ich vergebe es Eurem Herzen, wenn Ihr nur meinem Kopf Gerechtigkeit widerfahren laßt. Der bleibt indessen hier wohl hoffentlich aus dem Spiel. Was jedoch meine Hosen anlangt, so hat mir eine alte Prophezeihung gesagt:

„Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilion hinsinkt!“

Alle Bande reißen zuletzt, warum nicht auch diese? Ist der Tag der Zerrissenheit für sie gekommen, nun wohl dann, so gehen wir der Zukunft offen entgegen. Also wie gesagt, es bleibt dabei!“

Dem Lootsen kam diese Rede, da sie hochdeutsch gehalten wurde, nicht unverständlicher vor wie jede andre, und wie mir seine plattdeutsche. Wir waren also einig; er sagte „gut“, und holte ein langes, schmales, dünnes Brett, was er quer über die Balkenrippen bis zur letzten legte. Ich setzte mich in Marsch, doch jetzt merkte ich wirklich, daß mein Bauch mein wahrhaft zu schweres Gepäck sey, welches jede leichte Operation hinderte. Er lastete nämlich so auf dem dünnen Steg, daß derselbe wie ein Trampolin unter mir schwankte, und ich stark an zu glauben fing, er (mein Wanst) sey ein genügendes Brechmittel

(wenn auch kein Vomitiv) für das Brett. Es trug und vertrug indeſſen die Doſis, und ich gelangte glücklich an das andre Ufer der Styx. So ſage ich mit Recht, denn drüben war die ächte Hölle, und eine Rückkehr gab es nicht von dieſem Strande, weil beim Zweitenmal das Brechmittel gewiß gewirkt hätte. Dieſe ächte Hölle aber beſtand darin, daß die Fahrt weit gefährlicher war, als ſie geſchienen hatte. Denn das Seitengeländer, welches ich auf drei Fuß von dem Balken entfernt geſchätzt hatte, ſtand gegen fünf davon ab, und blieb mithin unerreichbar im Gehen. Den Balken ſelbſt hatte das Schickſal auch bedeutend benachtheiligt gegen den vorderen, indem er ganz mit grünem Schlammmoos ſchlüpfrig bezogen, an vielen Stellen ausgefault, gar keine beſtimmte Oberfläche darbot. Für eine Eiſenbahn konnte man ihn daher nicht annehmen, auch nicht für eine holländiſche Chauſſee; bei dem Allen blieb es aber doch ein Weg, und ſogar mein Weg. Er hatte jedoch, man muß gerecht ſeyn, auch Vorzüge vor der großen Landſtraße der Uebrigen, und dieſe beſtanden darin, daß man keine ſo große Tiefe unter ſich ſah, und im Fall der Noth, oder vielmehr in der Noth des Falles ſich gegen die Seitenwand hinüberwerfen und dort Aufenthalt finden konnte, im Hinunterſtürzen. Der Teufel hatte es aber nun einmal ſo mit Ebbe und

Fluth und dem Ritzebüttler Diktator, und dem Lootsencorps und mir gekartet, daß nichts mehr half. Wir rückten vorwärts; der Lootse schimpfte auch auf den gefährlichen Cours den wir nähmen, doch hoffte er mich in den Hafen zu bugsiren. Wir refften alle obern und untern Segel unsrer Mäntel und Hüte möglichst ein, ich ankerte mit meiner Hand in der seinigen, und so steuerten wir vorwärts, ich auf den Fall des Falles völlig gefaßt und vorbereitet.

Es ließe prahlerisch und lächerlich zugleich, wenn ich dem Leser noch nach meiner Angst jetzt meine eminente Tapferkeit beschriebe, und ausführlich, Schritt vor Schritt, Griff um Griff abmahlte, wie ich gehend, kletternd, reitend, knieend, mit beiden Händen und Füßen angeklammert, während hinter mir der 40 Fuß tiefe, leere Raum und die See nebst dem Lagerpolster von colossalen Granitblöcken heimtückisch und grauenhaft lauerten, dennoch unermüdlich vorwärts rückte über den Balken, wie Diebitsch über den Balkan. Es wäre prahlhänsig und lächerlich, sage ich, dies zu schildern; ob mich aber die Geschichte Sabalkenski dafür nennen will, muß ich ihr überlassen. — Genug, ich legte die Balkenlänge und die Balkenquere, bei dieser an einer Holzwand kletternd wie eine Gemse, wenigstens wie ein Gemsenjäger, glücklich zurück, und gelangte so auf dem

Umwege von drei Seiten des Oblongums zu der Hintertreppe, wohin der Däne unsre Freunde auf der graden Linie des Muths und der Gefahr geführt.

Wer aber fragt nach mir, in der allgemeinen Noth? Stehen nicht große Leben auf dem Spiel, das des hanseatischen Heiligen und Schneuzerlichs? Und viele Andre, die Niemand nennt, weil sie Niemand kennt? — Jetzt beginnt die wahre Aufgabe des Schriftstellers, der seine eigene Schilderung des Beresina-Ueberganges im Roman **1812** zu einer kurzweiligen zu machen hat, gegen das furchtbare Schicksalswalten an der Elbmündung. — Ein kleines Freicorps von drei Mann machte, unter dem Convoi zweier Lootsen, deren einer vor- der andre nachsegelte, den nächsten Uebergang. Es war teuflisch vom Schicksal, daß dieser ganz windstill und glücklich ausfiel, denn dadurch gewannen die Arglosen, die noch zurück waren, Zuversicht. Abermals drei führte, ich darfs wohl sagen, nicht das gute, sondern das böse Prinzip glücklich hinüber, wiewohl unter Heulen und Zähnklappen. Mittlerweile hatte die Zeit fast kein Körnchen Sand mehr in ihrer Uhr für die laufende Stunde, und man sah schon, wie der Glöckner des Dampfschiffs (ein Matrose ist es, der dieses in Frankreich verbotenen Cumuls der Aemter angeklagt werden muß) sich in die Nähe des Glockenstranges begab, um zum dritten

und letzten Male zu läuten. — Jezt sahen sich Schneuzerlich und das Heiligenbild von der Weser am äußersten Rande der Gefahr, denn links reckte Scylla den blutigen Hals aus der Tiefe der See, und rechts drohte die Charybdis mit der Abfahrt des Dampfschiffs und Zurücklassung auf dem öden Strande Curhavens, ohne herausgegebene Bezahlung. „Hätte ich nur," jammerte Schneuzerlich, „meine Seele nicht dem Teufel im Voraus verschrieben, und die Rückfahrt schon gestern auf dem Schiff bezahlt — o ich Unglückssohn!"

„Vorwärts, vorwärts! meine Herren!" krächzte ein Todtenvogel von Lootsen dazwischen. „Es ist die höchste Zeit!"

Dabei packte der Elbbär den bebenden Schneuzerlich wie ein norwegischer mit der Tatze an seine zarte Buchhändlerhand, die, nichts als habet und debet zu schreiben gewohnt, bei der rauhen Berührung krampfhaft zuckte. Kalter Angstschweiß trat ihm auf die Stirn, er sah sich nach seinem geistlichen Trost um, doch das Bremer Kirchenlicht war dem Erlöschen nahe, — es flackerte elend im Winde. —

Der Lootse zog. — „Wer mit mir geht, der sey bereit zu sterben!" deklamirte Schneuzerlich, daß es durch Sturm und Wellenbraus schallte. „Vorwärts!" lautete das eherne Lootsencommando. Endlich gehorchten die Unheilssöhne weniger diesem als dem

Schickſal, das ihnen in Matroſengeſtalt vom Dampfſchiff mit dem Glockenſtrange winkte. Sie ſchritten drei Fuß weit vor auf dem Galgenholz. Schneuzerlich ſchlug die fünf Finger ſeiner Rechten wie eben ſo viele Ankerzähne in den feſten Ankergrund der rauhen Hand des Lootſen ein; mit der Linken hatte er den Heiligen geentert, weniger jedoch um dieſen zu ſchützen und zu retten, als um den geiſtlichen Troſt recht eigentlich bei der Hand zu haben, falls ihn *) der Abgrund verſchlänge. Denn er **) war fromm entſchloſſen, alsdann die Hand des heiligen Mannes um ſo weniger zu laſſen, ſondern ihn mit ſich nieder zu ziehen in

---

*) Schneuzerlich.

**) Schneuzerlich. — Der Leſer geſtatte dieſen Commentar, den der Stil verdammt. Wem es aber um aktenmäßige Genauigkeit in der Geſchichte zu thun iſt, der kann mit bloßen Pronominibus nicht auskommen in unſrer deutſchen Sprache. In Akten ſind die Nomina propria in der Parentheſe wahrhaft unentrathbar, weil ſonſt leicht der Kläger ſtatt des Angeklagten gehängt würde. So könnte man hier glauben, der geiſtliche Troſt fiele ins Waſſer (was blos ſachlich ſogar leicht zu vermuthen), oder beim Doppelſtern (**), der Abgrund ſey entſchloſſen; dergleichen Teufelsſpuk treiben unſre Pronomina. Kann mans alſo einem Schriftſteller verdenken, wenn er in geſchickten Noten den Möthen geſchickt vorbeugt? — Ich frage das!

die Gruft; so denkt ein ächter Christ! — Der Mann Gottes dachte eben so fromm, ich muß es zu seinem Ruhme sagen; denn auch er hatte sichs gelobt seinen Unglücksgefährten nicht zu verlassen, am wenigsten aber im Augenblick der höchsten Gefahr, nämlich dann, wo er (der Gottesknecht) etwa hinabstürzte. Sondern dann wollte er Schneuzerlichs Hand erst doppelt fest halten, um ihm durch That und Beispiel zu zeigen, wie der Christ in discrimine rerum handeln soll. — So befestigten sie ihre Seelen und Leiber, und rückten wiederum drei Fuß vorwärts.

Jetzt blieb jede Rückkehr unmöglich. Denn nun waren sie eine ganze Menschenlänge vorgedrungen, und nicht um alle Schätze der Erde hätte der Weserprälat allein den Pfad zurückgemessen. Schneuzerlich aber, wie hätte er die Kirche umgehen können, die ihm den Rücken deckte? —

Ich wollte ich wäre Homer oder Shakespear, oder irgend ein andrer Poet als ich bin, um das Entsetzen gehörig zu mahlen, welches die beiden Wanderer im finstern Todesthale umgab. — Bisher hatte Schneuzerlich seinen Blick nur unverwandt auf das Centrum der Kehrseite des Lootsen gerichtet, der vor ihnen wandelte; ich brauche den Punkt nicht näher zu bezeichnen. Er wurde der Focus für seine Augenstrahlen. Doch da der Weg unter ihnen bebte,

im Sturm und Wogenbraus, ließ er in der Verwirrung des Schreckens seine Augen von der sichern Ruhestätte abgleiten, und sofort verirrte sich sein Blick in ein grausiges Chaos. Unter ihm klüftete sich die Hölle auf, die gierigen Schaumzungen der Wogen leckten wie zischende Nattern über das aufgelagerte Riesengestein hin. Der Abgrund gähnte in unabsehbarer Tiefe, erfüllt von schauerlichen Nebelgestalten, die als drohende Gespenster den Unglücklichen schreckten und verhöhnten! Ihm vergingen die Sinne, ein Flor umzog das Licht der Augen, er fühlte nur noch wohin sein Fuß trat, aber sah Nichts. Das Kirchenlicht war eben so ausgegangen; nur am Zittern ihrer Hände ineinander merkten sie, daß das Schicksal sie noch nicht getrennt hatte. Ich blickte in Schneuzerlichs Seele; o es sah stets miserabel darin aus, vollends jetzt. Ist es wahr, daß der Teufel die armen Seelen holt, so war die schneuzerlichsche als die ärmste auf dem ganzen Erdenrund jetzt wirklich in größter Gefahr. Satanas hatte aller Wahrscheinlichkeit nach die Lootsengestalt angenommen, und lootsete den Unglücklichen geradezu in den Hafen der Hölle ein. Sein Gewissen, nämlich so viel er dessen hatte, erwachte jetzt. Ach, dachte er, hätte ich doch die Fleischtöpfe Aegyptens noch! Ja wahrlich, viel besser wäre mirs, ich läge in den Armen der Hammelbach, als

in der See. Ein Rosenlager wäre unser Torus freilich nicht geworden, aber doch wohl weicher als die knochenbrechenden Granitmatratzen unter mir! — „O weh! Lieber Lootse — der Balken schwankt!“ — „Vorwärts, vorwärts! Es kommt ein Windstoß!“ Der Kalchas aus Bremen brauchte einen Stoßwind, nämlich einen Stoßseufzer als Gegenmittel. Doch es half, wie die Mittel gegen Kopf- und Zahnweh, Nichts. Der Wind blies, blies hohl und heftig; Thürme, Kriegsschiffe widerstehen dem Orkan nicht; ist es billig, daß man es von einem Schneuzerlich verlange? Wäre er ein Schneider gewesen, so hätte ihn ein Zephyr ans Ufer oder an Bord des Dampfschiffs geweht. Doch ein unglückliches Justemilieu zwischen Federwisch und Papierdrücker (er war ja eigentlich ein Papierdrucker), war sein Loos schrecklich. Der Wind setzte an, als wolle er drei Lebensflammen zugleich ausblasen, die Lootsen-Theerflamme, den Buchhändler-Fidibus und die Altarkerze. Die Theerflamme flackerte etwas, schor sich aber im Grunde wenig darum, doch der Fidibus wurde hin- und hergeweht, und die heilige Kerze strebte vergeblich sich an ihm wieder zu entzünden. — Ich muß es aber planer erzählen, ohne zu vielen Dichterschwung. Der Lootse verlor den Hut, aber nicht den Muth, im Winde; Schneuzerlich hatte weder Muth noch Hut

zu verlieren, da er eine Mütze trug, wohl aber das jetzo Wichtigste, das Gleichgewicht. Er nahm eine schräge Schlachtordnung (eine Art Phalanx) gegen den Balken an, indem er sein perpendiculaires Verhältniß dazu leichtfertig aufgab, und eines, etwa im 60sten Grade einer spitzwinkligen Verwandtschaft dazu, einging. So große Ausnahmen vom moralischen und intellektuellen Gesetz er machte, so gestattete er sich doch keine vom physischen, und verlegte daher unter diesem Neigungswinkel seinen Schwerpunkt eben so gut außerhalb der Sohlenfläche als jeder Andre. Seine Schuld war es nicht, daß die Schwerpunktslinie gerade in die Brandung und die Granitblöcke einfiel. Er hätte jetzt eher allen Gesetzen der Welt, ja dem ärgsten Carlismus, Miguelismus und Despotismus gehorsam seyn sollen, als dem Newtonschen der Schwere. Sein legaler Sinn erlaubte ihm aber keinen Aufstand dagegen, sondern nur ein Niederfallen davor. Er fiel! Weil aber der Himmel auch den Schlechtesten nicht ganz sinken läßt, so ließ der Teufel ihn auch nicht total fallen, sondern hielt ihn (es bleibt sehr ungewiß, ob in der Lootsenjacke oder Pfaffenkutte) noch etwas über Wasser. Schneuzerlichs Leben, d. h. sein Tod, hing nicht an einem Haar, sondern an zwei Händen, an denen des Lootsen und des Bremers. Die letzte zog Gott zuerst von ihm ab; aber

es bleibt schwer zu entscheiden, ob Schneuzerlich von der Kirche abfiel oder von ihr verstoßen wurde. Die Lootsenhand fühlte hierauf, daß sie ohne Gottes Beistand doch nichts vermöchte, und zog sich auch zurück. Schon einer, der einsam steht, ist sehr verlassen, vollends aber einer, der einsam hängt, d. h. nicht am Strick, sondern frei in der Luft. Es ist wenig Wunderbares dabei, wenn er zu Fall kommt, — kurz und gut, Schneuzerlich schrie — und fiel hinab!

Wir Alle, die wirs von der Treppe, aus den Böten, vom Dampfschiff, vom Ufer und sonst woher sahen, schrieen mit, aber zu helfen war nicht.

Ich lasse dem Leser hier Zeit sich zu erschrecken und auch aufzuathmen, bevor ich weiter erzähle; aber ehe ich von Schneuzerlichs schrecklichem Schicksal den lezten Bericht gebe, muß ich die geistlichen Angelegenheiten, die man selbst über die dringendsten weltlichen nicht versäumen soll, abthun.

Der Kirchenvater fand sich durch Schneuzerlichs Fall tief erschüttert, doch mehr physisch als moralisch. Er war ungefähr in der Lage des Herrn Green in seinem großen Luftball[illegible] nachdem Herr Cocking sich sammt dem Fallschirm abgeschnitten hatte. Der Ballast fehlte ihm plötzlich, und er schnellte, zwar nicht 12000 Fuß aufwärts, wie eine Rackete, aber doch zwei Fuß seitwärts, was gerade genug, nämlich

zu viel war, wo man nur einen Fuß breit Raum hatte. Der Heilige war nahe daran der Zwillingsbruder des heiligen Nepomuk in der Legende zu werden, und von der Brücke ins Waſſer zu fallen, — aber diesmal ſollte er doch das Martyrthum noch nicht erwerben, ſondern nur einigen Vorgeſchmack. Er wandte nämlich das ſicherſte Mittel in allen Nöthen und Gefahren an, er fiel auf die Kniee, — ich halte es für Bosheit, wenn man behauptet, es ſey unwillkührlich geſchehn, — und umſchlang, zwar nicht Zeus Knie, ſondern den Curhavenſchen Balken mit beiden Armen. So, wie es dem Prieſter ziemt, beſonders dem einer Hanſeſtadt, demüthigte er ſich und küßte das Holz, das ihm den Tod bringen ſollte.

Den Lootſen aber ritt der Teufel, den Balken reiten zu wollen. War er Kavalleriſt geweſen, bevor er Seemann wurde, oder ſah er den Galgenquerbalken für eine Raa an, oder dachte er, man müſſe überall ſattelfeſt ſeyn: kurz, nachdem Schneuzerlich den Bügel ſeiner (des Lootſen! Die Satans-Pronomina!) Hand verloren hatte, warf er auch beide Bügel weg und ſetzte ſich wie Cäſar und alle Römer, auch wie die Cherusker und alten Deutſchen, ohne Bügel aufs hölzerne Balkenroß und ritt es mit Schluß und Balance.

Der Bremer Hauptpastor hatte den ächten Tapferkeitssinn altritterlicher Priester und Bischöfe, die das metallene Kreuz des Schwertes so gut zu tragen wußten wie das friedliche Crucifix. Sein Kniefall hatte ihn mit dem Kopfende sehr nahe an das entgegengesetzte des Lootsen gebracht, so daß er dessen ritterlichen Sitz ganz aus der Nähe anstaunen konnte. Das Vorbild trieb zur Nachahmung; der Balken, der jetzt in den Armen der Kirche lag, ließ sich besser mit untergeordneteren Gliedern umfassen; der Bremer öffnete und senkte die Knie, und glitt so als Reiter auf den Rücken des hölzernen Pferdes.

Ich athme auf, da ich sie Beide im Sattel habe, und werfe nun einen Blick auf Schneuzerlich, der mit zerschmetterten Gliedern zwischen den Mühlsteinen auf dem Grunde der See liegt, und sein Blut mit ihrem Schaum mischt. So dachte nämlich gewiß Jeder von uns, der lesend oder zuschauend, der Zeuge seines Falles war. Aber wir irrten Alle. Jeder Zimmermeister bescheinigt mirs ohne hinzusehn, daß ein sechszig Fuß langer Balken nicht in einer Höhe von 25 bis 30 Fuß frei schweben kann, sondern durch Stützen, Streben und Verbindungsstücke gehalten werden muß. Da aber fügte sichs, daß die Curhavner Fischer Netze aufbewahrten, deren eines — ich weiß nicht mehr war es zum Wallfisch- oder Haifischfang bestimmt, —

unten mit seiner langen Stange über die Verbindungshölzer gelegt war, und wie eine große Wageschaale des Gerichts offen hinaushing über die See, so daß die untere Spitze des Beutels gerade drei Fuß über dem Wasserspiegel schwebte. Kein großer oder kleiner Prophet hätte es dem Netz geweissagt, zu welchem Fang es in seinen Mußestunden dienen würde; aber eine denkwürdige Fügung des Schicksals ist es gewiß, daß unser Schneuzerlich, dem wir gestern so boshafte Schlingen legten, und Garne stellten um ihn zu verderben, heut durch ein solches Fadengespinnst errettet werden sollte. Genug, Schneuzerlich plumpte fallend ins Netz, und hing darin wie eine Billardkugel im Beutel. — Jeder menschliche Leser freut sich hoffentlich jetzt mit mir, daß in dem Seestück Blut geschont wird; ich habe ja doch Dinte und Federn genug um mit Effekt zu malen.

Es war sehr gut, — und die weisen Berechnungen der Vorsicht treten selten in ein helleres Licht als hier, — daß die Verfertiger des Netzes damit nicht auf Krabben und Stinte, sondern auf Honoratioren und Senatoren unter den Seethieren speculirt hatten, mithin ein Salmen von Schneuzerlichs Bruttogewicht (denn seine ganze Emballage von Mantel, Reisesack u. dgl. wog und zog mit) die Garne nicht zerriß. — Das ganze Seestück gewinnt jetzt eine, so dünkt

mich, sehr malerische Gestaltung, wenigstens einen Vordergrund, wie sich wenige dessen zu rühmen haben. Quer über das Bild läuft der lange Unheilsbalken — darauf reiten der Lootse und der Heilige; dreißig Fuß tiefer zappelt der Buchhändler im Salmennetz und der Meerschaum sprützt ihm über die Bauch- und Rückenflossen — im vordersten Vordergrunde eine schreiende, tobende Menschenmenge, — im Mittelgrunde schwankende Boote, aus deren einem ich Alles abmahle, — im Hintergrunde das Dampfschiff mit dem rauchenden Schlot — wahrhaftig, ich gerathe selbst in Begeisterung über das eben so schön componirte als complicirte Bild, und wenig achte ich die ganze Zunftgenossenschaft der europäischen Maler, wenn ich nicht acht Tage nach Erscheinung dieser empfindsamen Reisen gegenwärtiges Seestück lithographirt in allen Kunsthandlungen Deutschlands am Fenster hängen sehe.

Schneuzerlich hängt inzwischen noch immer im Netz. Seine Lebensgeschichte auf der 27 Fuß langen Reise vom Balken bis in seinen Rettungssack war aber folgende gewesen. Zuerst verließen ihn die Sinnen, als er die Hände seiner Vor- und Hinterleute verließ, vor Schrecken; dann kehrten sie ihm wieder vor Schrecken, als er sich wirklich fallen sah; dann verließen sie ihn wieder vor Schrecken, als er im Meerschaum umzukommen glaubte und auf Zerschmetterung

mit Sicherheit rechnen durfte; dann kehrten sie ihm wieder vor Schrecken, als er ins Netz einwuchtete und dies sich durch den Schwung mit ihm niederbeugte bis in die nasse, kalte See, aber auch eben so wieder emporschnellte; dann vergingen sie ihm wieder vor Freude, als er sich gerettet sah. — Es ist wahrlich eine harte Aufgabe für einen Menschen, der im besten Fall (ich weiß in der That nicht einmal, ob ichs von Schneuzerlich sagen kann) doch nur fünf Sinne hat, wenn er sie in einem Athemzuge fünfmal verlieren soll. Das Unglück für Schneuzerlich war, daß er sie zuletzt doch wieder fand, aber nur um sie alle fünf zu seiner Qual zu gebrauchen. Ich will wenigstens annehmen, er konnte hören, sehen, riechen, schmecken, fühlen — was halfs ihm? Er hörte den heulenden Sturm und die brausende See drohen, und sah sich in der Gewalt beider, er roch alten Fischthran, den die Sonne aus den Garnen gebraten hatte, schmeckte bittersalziges Seewasser, und fühlte sich so mürbe, wie der geprellte Sancho Pansa, denn er wurde grillirt von allen Netzfäden, die in seine Epidermis einschnitten. — Wahrhaftig, unter solchen Umständen sind fünf Sinne nichts als fünf Torturgrade, und man macht sich wenig aus ihrem Verlust. Schneuzerlich aber mußte sie, so gut wie sich selbst überhaupt, was auch ein mäßig köstliches Besitzthum war, behalten.

Der Wind schaukelte den im Netz Gefangenen und Gehangenen hin und her; er zappelte mit allen Gliedern und rannte mit beiden Füßen durch die Kerkergitter seines Sackgefängnisses, — er schrie um Hülfe — vor Freude, — drohte, flehte, versprach! — Der spanische Reiter droben (ich meine den Cardinal aus Bremen, denn der Lootse behandelte die Sache sehr leicht und gleichgültig) — schrie eben so hinab als Schneuzerlich hinauf! — Es war eine herrliche Duett- oder Terzett-Situation mit Chor für einen Operncomponisten, und er könnte noch das Brausen der Wellen ins Orchester legen; ich mache namentlich den großen Autor der Hugenotten darauf aufmerksam!

Wir wollten Hülfe leisten, unser Boot nach dem armen Fisch im Netz umwenden, allein da tönte die wahre Schicksalsglocke, nämlich die unwiderrufliche der Abfahrt des Dampfschiffs. Die Mehrzahl der Passagiere that Einspruch gegen den Rettungs-Versuch, und war der Meinung, man müsse von Hamburg aus an den Amtmann in Ritzebüttel schreiben, damit er Anstalten mache, den Löwen Schneuzerlich aus dem Garne zu nagen als dienstfertige Maus. Die Lootsen steuerten daher dem Dampfboot zu, und wir konnten Schneuzerlich nichts widmen als eine stille Theilnahme, um die ja so oft in Zeitungen gebeten wird. — Bevor wir an dem Dampfcoloß anlegten, hatte der reitende Lootse sich als ächter

spanischer Reitkünstler wieder auf seinen Sattel gestellt, und war, da die Kirche ihm den Rückweg abschnitt, auf die Hintertreppe zugelaufen, wo er in einem Kameradenboot Aufnahme fand. So bleiben der Bremer auf dem Reitbock, der Buchhändler im Salmennetz, die einzigen Figuren von Bedeutung im Seestück; es sey denn, daß ich eine Barke voll Lootsen rechnen will, die sich vergeblich bemühten Schneuzerlichs Gondel zu erreichen mit der ihrigen, weil leider die verdammte Ebbe immer noch das Landen an einer andern Stelle und Treppe als jener verhängnißvollen hintersten unmöglich machte. Denn das Mögliche wurde gethan, da Schneuzerlich sich in dieser Lage (vielleicht weil im Unglück der Mensch immer zu besserer Erkenntniß kommt) wahrhaft hoch zuachten anfing, und ansehnliche Prämien auf seine Rettung setzte. Er verauktionirte sich gewissermaaßen, blieb aber der alleinige Bieter auf sich, und trieb dennoch die Waare immer höher. Seine Scala bestand im ersten Register, wie alle Sprachanfänge, blos in Interjektionen, wie: O weh — o Jerum, — Jemine — Hülfe, Ach, O — und andre mehr, die der Wind verwehte. Dann fing er an zu conjugiren, und erfand zuerst den Imperativ (ich glaube, dies ist überhaupt eine sehr frühe Erfindung der Menschen gewesen), indem er rief: „Rettet mich! Helft mir! Legt an!“

Eine feine Steigerung war es, daß er dieser Form des Verbums noch einen bittenden Beisatz gab (wenn ein bittender Imperativus mir logisch statuirt wird), indem er die Interjektionen, und bald auch das Subjekt zusetzte: „Ach helfet mir, Theure, — Freunde, — himmlische Lootsen — lieben Leute!"

Man sieht, die Noth macht erfinderisch, und Schneuzerlich wird ein Sprachforscher in dem Netz; eine halbe Zumptsche Grammatik hat er schon construirt. Ehe die Fluth kommt, die ihm allein helfen kann, wette ich, ist die Sprachlehre fertig, und er kann sie als Buchhändler selber verlegen.

Man wundert sich, daß ich das Alles so genau weiß und beobachtete? Nichts leichter als das; ich hatte mein Fernrohr auf den Luft- und Seefahrer gerichtet, und sah ihm den Laut vom Munde ab, selbst wenn der Wind nicht zu uns gestanden und uns jede Sylbe herübergeführt hätte. So hörten wir auch die Versteigerung an, die Schneuzerlich vorsichtig begann: „Ein Mark, wer mich abholt! — Drei Mark, wenn Ihr mich rettet, Freunde! — Sechs Mark für das Boot, was mich ans Dampfschiff steuert! Zehn Mark, zehn Mark!" schrie er plötzlich accelerando und crescendo, da unser Schlot stärker dampfte; „zwanzig Mark!" als die Schaufeln sich zu regen begannen und der Coloß sich wendete

Mehr führte uns der Wind nicht zu, denn die brausenden Schaufeln unserer Räder übertäubten Alles. Ich hatte jetzt, da wir immer weiter vom Ufer abkamen, nicht blos den Gondolier, sondern auch seinen Contrapunkt, den lateinischen oder besser canonischen Reiter vor dem Objektiv. Er sah wie die obere Oktave aus auf seinem Reitbock, zu der tiefen Grundnote, die Schneuzerlich gezwungen aushielt; beide bildeten ein Parallellineal, senkrecht auf den Schicksals-Balken gestellt, ein paar Dioptern, die einander trübselig anschauten, das eine mit Grausen hinab, das andere mit Angst hinauf.

Schon war unser Schiff zum Hafen hinaus, und noch immer visirten wir nach den beiden Gestrandeten wie nach Zwillingssternen. Sie steckten ihre Nothflaggen, die Schnupftücher, auf, aber sie wehten fruchtlos.

Gewiß wären sie schon jetzt zu retten gewesen, wenn man ein paar Stricke an die Stricke gewendet hätte, allein standen dergleichen Extra-Ausgaben auf dem Curhavenschen Budget? — Der Amtmann wäre doch zuletzt verantwortlich dafür gewesen, und ein Amtmann, d. h. ein Mann mit einem Amt, muß gewissenhaft seyn.

Des Kapitains Uhr sagte uns, daß in drei Minuten die Fluth anfange. Damit trösteten wir

uns, denn mit den steigenden Wellen mußte sich auch Schneuzerlichs sinkende Schaale heben, und stand ihm die See nur erst bis an den Hals, so war er geborgen. —

Da wir Antheil an seinem Schicksal nahmen, so ließen wirs uns berechnen, wenn es so weit seyn müßte, und gerade als wir wieder vor Glückstadt kreuzten, schlug seine Erlösungsstunde — und mit ihr die des Lesers von diesem Seestück.

Neuntes Intermezzo.

Ich fange jetzt ein ganz neues Leben an; denn ich bin wieder ein Landmann geworden, wenn man darunter das Gegentheil eines Seemanns versteht.

An solchen Lebens-Abschnitten ist Jeder voll guter Entschlüsse, und ich voll der besten für meine empfindsamen Reisen. Es ist aber auch die höchste Zeit, denn an gar Vieles muß gedacht werden. — Etliche funfzig Versprechungen habe ich dem Leser, theils in der Einleitung, theils auf verschiedenen paginis gemacht. Wenn ich auch fünfundzwanzig davon brechen, verschieben oder vergessen sollte, so verlangt der Leser doch, daß ich andere fünfundzwanzig halte, und das ist viel. — Zunächst möchte er

vielleicht wissen, ob und welche Abentheuer wir erlebten, auf der Rückfahrt nach Hamburg. Gar keine; es blieb regnigt und windig; daher setzte ich mich mit Fichtel, Karl und Eduard in die Kajütte und spielte L'hombre. Der Empfindsamste empfindet dabei nichts Sonderliches, was zum Druck taugt. — Unser Däne saß in einer Ecke und las. — Anfangs ergötzte es uns noch, daß wir, wenn Einer sich in Gefahr eine Codille zu schreiben befand, meinten, er komme in Schneuzerlichs Fall; nachdem aber die Fluth diesen gerettet haben mußte aus seinem Schicksalsnetz, wo er nicht einmal so gut lag wie Mars in dem des Vulkan, da er keine Venus bei sich hatte, — stellten wir diese Rückblicke auf die Vergangenheit ein. — Vor Blankenese begannen wir den letzten roc, vor Altona rechneten wir, und am Baumhause waren wir fertig. — Ehrlich gestanden, war es ein schaaler halber Tag. Aber das ist ein Naturgesetz für das Leben. Nach den aufgeregtesten, frohsten Tagen folgen die nüchternsten; ist der Champagnerschaum verdampft, so bleibt ein phlegmatisches Residuum, aus dem sich Nichts machen läßt als ein kahles, leeres Intermezzo. — Ich fühle wieder Hamburger Boden unter den Füßen, bald hoffentlich auch wieder Hamburger Rindfleisch im Magen. Ohne diese Stärkung brächte ich kein neues Kapitel zu Stande! — — —

Der Hamburger Berg.

Wer hat nicht von dem berühmten Hamburger Berge gehört? Es möchte einem Hamburger schwer fallen ihn zu schildern, vollends einem Fremden, der noch dazu, er muß es hier öffentlich gestehen, sich in die eigentlichsten Geheimnisse des Berges nicht hat einweihen lassen; hoffentlich aber wird es hier wie überall möglich seyn das Wissen durch Ahnen zu ergänzen, und so, denke ich, soll mein Spaziergang durch das Bergrevier mir doch einiges an gutem Schußwild abwerfen.

Ob andere Städte etwas Aehnliches aufzuweisen haben wie der Hamburger Berg, weiß ich nicht; meine Vaterstadt Berlin aber, ferner Leipzig, Dresden, Prag, München, Wien, haben es nicht. Jede Stadt hat freilich ihre Vergnügungsorte für die untere Klasse; es giebt auch Reviere, wo sich diese Art der Lust vorzugsweise ihren Tummelplatz aussucht. Allein so ausschließlich, so zusammengedrängt, so mannichfaltig, so originell wie der Hamburger Berg seinen großen Freudenjahrmarkt aufstapelt, wo hauptsächlich der Matrose aus allen Weltgegenden seine Vergnügungsmeßgeschäfte macht, so habe ich es wenigstens auf meinen gelehrten, empfindsamen und humoristischen Reisen nirgend gefunden.

Es war Sonntag. Das Wetter ſpielte Schach, das will ſagen, es theilte ſich in ſchwarze und weiße Felder, indem wir eine halbe Stunde Regenwetter hatten wie bei der Sündfluth, und dann wieder klaren Sonnenſchein wie im Paradieſe. Zwei Hamburger Freunde holten mich ab, um die Bergreiſe mit mir zu machen. Wir thaten es in einer Hamburger Droſchke; dieſe muß mir im Hinausfahren zu einigen Betrachtungen Stoff geben. Hamburg thut es uns — „uns" ſind die Berliner — in mancherlei Dingen zuvor, in Geld, Gärten, Auſtern, Seefiſchen, Ochſen u. ſ. w., beſonders aber in Droſchken. Seit Jahren haben die Aelteſten Berlins, wie man hört, Raths gepflogen, wie ſie unſre Droſchken verbeſſern wollten, was freilich leicht erſchien, da kaum etwas daran zu verſchlechtern war, mithin jede Veränderung auch eine Verbeſſerung wäre: ſie haben, ſage ich, Jahre lang Raths gepflogen, und bis jetzt Nichts herausgebracht. Freilich mögen andre Behörden, Innungen u. ſ. w. Schwierigkeiten genug gemacht haben; dennoch hätte, dünkt uns, wenn nicht das Beſte, doch Beſſeres als da war, zu Stande gebracht werden können. Wäre ich Mitglied der right honourable Verſammlung geweſen, ich hätte folgendermaaßen geredet: „Hochverehrteſte Collegen und Aelteſte! Daß die Droſchken keine Land-

plage sind, sondern eine Stadtplage, wissen wir; es scheint ihr Beruf, bei schönem Wetter zur Schau gestellt zu werden, beim schlechten zu verschwinden. Denn beim erstern kann man oft fast nicht zum Thor hinaus vor daran still haltenden Droschken, und beim schlechten fände ein Vidocq mit allen Spähkünsten der französischen Polizei oft keine einzige auf in unsern Straßen. Ich bin schon auf den Gedanken gekommen, Diana verhülle die Droschken bei Regenwetter in eine Wolke so gut wie die Iphigenia, um das arme Beest von Pferd, welches davor gespannt ist, vom Opfertode zu retten. Aber, was ich sagen wollte, theuerste Collegen und Aelteste! Wir können, ich gebe es bescheiden zu, nicht das Vollkommenste leisten; aber doch vorläufig etwas Besseres als wir haben! Sind Sie in Hamburg gewesen? Keiner von Ihnen, Theuerste? (O ja, freilich, allerdings!) Nun denn so schlage ich vor, daß wir ein fac simile, einen Abklatsch, genug eine schlichte Copie, mit dem Storchschnabel nach Verhältniß unsrer Stadt vergrößert, von dem Elb-Droschkenwesen an die Spree versetzen. Alsdann haben wirs doch wenigstens wohlfeiler und besser als bisher, sitzen in eleganten, reinlichen Wagen, wo wir nicht bei Regenwetter aus dem Regen in die Traufe kommen, können zu dreien und vieren vors Thor in alle Dörfer fahren, kurz, befinden

uns wie im Himmel." *) — „„Aber wir wollen jetzt weder in eine Droschke, noch in den Himmel, sondern auf den Hamburger Berg."" — Wir sind schon da. — Gleich vor dem Thore nach Altona zu befinden wir uns auf dem lebenslustigen Revier. Ein dichtes Strömen der bunten Menge wird unser bester Führer seyn. Trommeln, Janitscharenmusik, grelle Pfeifen, Geschrei von Ausrufern schallen uns entgegen. Indessen ist es noch etwas zu früh; eine Stunde später fängt das Volksleben erst an in Blüthe zu kommen. Wir wollen daher einstweilen auf den Schiffs-Pavillon wandern, einem Kaffeehause, welches unweit des Hamburger Berges im Hafen vor Anker liegt. Vor Anker? Allerdings. Es ist ein Schiff selbst, dessen innere Räume und Verdeck (mit Zelten) man zu einem artigen Kaffeesalon umgebildet hat. Hier sieht man die Seekapitaine aller Nationen bei der Cigarre und dem Glase Grogh oder Porter sitzen, und kann ihren Erzählungen unbemerkt zuhören, wenn man Englisch, Italienisch, Spanisch oder Portugiesisch genug dazu versteht. — Die Hamburger Kaffeehauswelt, d. h. der männliche Theil der Bevölkerung, geht auf dieses Kaffeeschiff. Es bietet übrigens des Außerordentlichen

*) Dies war geschrieben vor dem 1. Okt. 1837, seit welchem das Droschkenwesen in Berlin um etwas, aber nicht um so viel wie es bequem seyn könnte, verbessert ist.

eben nichts weiter dar als die originelle Idee der Form und Lage. Die letzte ist sehr schön, denn aus allen Kajüttenfenstern sieht man die Masten, Gestänge und Segel rund umher geankerten Schiffe; die Dampfboote ziehen mit rauchendem Schlot vorüber; von Zeit zu Zeit ertönt der Kanonengruß absegelnder Schiffe; der blaue Strom und seine grünen Ufer schließen das Rundgemälde ab.

Wir waren gerade lange genug zur See gewesen, um mit Vortheil wieder ans Land gehen zu können. So machten wir uns denn auf, verließen den Bord des Schiffes, und begaben uns ins Bergrevier. — Eine lange Reihe von eigenthümlichen Gebäuden bildet das Centrum des Volksverkehrs. Hier sieht man die bekannten Riesengemälde mit Straußen, Kasuaren, Löwen, Tigern u. s. w., die uns in das Innere einer großen Menagerie einladen. Ein paar Papageyen und ein grotesk geputzter Affe vor der Thür stellen gewissermaaßen die müßige Dienerschaft und den Portier dar. — Neben der Menagerie ist ein Carousſel angebracht, wo der Seemann zum turnierfähigen Ritter geschlagen wird. — Auf das Carousſel folgt ein Naturalien-Kabinet, wo zugleich Branntwein geschenkt wird, damit es den wissenschaftlichen Anforderungen an Begeisterung nicht fehle. — Der Nachbar des Kabinets ist eine russische Schaukel. — Diese grenzt an

ein Marionetten-Theater, — dem folgt eins wo lebendige Schauspieler agiren und uns mit riesenhaften Lettern Johanna von Montfaucon angekündigt ist. Zur Einleitung des Schauspiels führen Hanswurst und Bajazzo einige Duodramen gratis vor dem ganzen Volke auf; später wollen wir sie besuchen. — Neben dem Tempel Thaliens ist ein Elephant zu sehn, der mit seinem Rüssel der Muse das Brot wegzuschnappen droht. Doch er hüte sich, denn seinerseits kommt ihm ein Krokodil mit zwei Klapperschlangen ins Revier, die auf einer gemeinschaftlichen Kunstreise begriffen sind, ungefähr wie ein Violinspieler mit einem paar Sängerinnen. — Zur Abwechselung wieder ein Carousel — ein Guckkastenmann, der eine malerische Zimmerreise zeigt, — eine Wachsfigurensocietät, — Seiltänzer — Automate — zwischen jeder Rarität ein Eßwaarenlager, und eine Grogh-, Punsch- oder Liqueuranstalt — kurz, das Paradies der Matrosen, dem auch die muhammedanischen Houris nicht ganz fehlen, die aber auf einem andern Flügel dieses Edens logiren. —

Dies der Ueberblick, die Generalcharte des Hamburger Berges, so weit ich ihn topographisch aufnehmen konnte nach dem Gedächtniß. Dieses Centralsystem von Schaustellungen ist umgeben von einer vielleicht dreifachen Postenkette von Lustanstalten, Wirthsgärten,

Kaffeehäusern für die Fassungskraft der Matrosen und ihrer Geldbeutel berechnet, Restaurationen, Ballokalen und was dem ähnlich ist. Hier ist der wahre Lustmarkt für Alles, was in die Elbmündung einschifft, und für alle Schicksals-, Standes- und Bildungs-Genossen, die Hamburg selbst auftreibt.

Die Lust bewegt sich hier bisweilen riesenhaft; der Matrose verschwendet auf einem Brett mehr für sein Vergnügen als oft seine reichsten Rheder; denn er kommt, nachdem er sechs Monate auf dem Salzwasser gedurstet hat, unter der Sonne der Wendekreise fast verschmachtet, unter den Schauern des Pols erstarrt ist, hier an, wo er den ganzen Lohn seiner Mühe und Arbeit plötzlich auf einem Tisch ausgezahlt erhält. Alle Taschen voll Gold hätten ihm auf dem Schiffe ja auch nichts geholfen, wo nur das zähe Pökelfleisch und der steife Erbsbrei zu haben war. Jetzt aber ist zu seinem Begehr hingestellt Alles, was er und seine Kameraden aus den weitesten Fernen der Erde zusammenführen, um dem Luxus, der Behaglichkeit, Ueppigkeit und Sinnlichkeit der europäischen Länder zu dienen. Er hat seinen Antheil an der Arbeit gehabt um die Schätze zu häufen, nun mehr will er seinen Antheil am Genuß haben. Sein Sold sey ihm ausgezahlt in spiegelblanken Guineen, Dublonen, oder schweren Thalern: auf dem

Hamburger Geldmarkt verwandeln sich alle diese fremden Münzen in blanke Drittelsstücke, und wer diese zeigt, besonders auf dem Hamburger Berge, ist König und Herr aller Genüsse. Die Mütze halb mit dem blanken Silber gefüllt, tritt der Matrose mit seinem schwankenden Schiffsschritt in die nächste Kneipe, und fordert von Allem das Beste. Ueberdies drei, sechs, acht Tage sind vielleicht höchstens sein; dann muß er wieder hinaus auf die unwirthbare, unerbittliche See, wo ihn der nächste Sturm zu den kalten Bewohnern der Wasser gesellen kann. Weshalb soll er jetzt, für diese kurze Spanne, in die sich sein ganzer Lebensgenuß wie in einen Focus zusammendrängt, sparen? Er verjubelt seinen Reichthum diese Nacht mit seinen Kameraden, morgen werden es diese mit ihm thun. Heut ist Jack der Wirth für alle durstigen Matrosen seines Schiffs, morgen John, übermorgen William. Die hübschen Mädchen leben immer auf gemeinsame Rechnung mit — also frisch drauf los! Das Geld endet dennoch nicht so rasch als die Zeit und das Leben überhaupt! Der Matrose allein ist der Weise, denn er hat gelernt, daß nur der Augenblick gewiß ist, daß Säcke voll Gold und Silber elender Ballast sind, gegen eine einzige Minute des Genusses; also diese Minute ergreift er und saugt sie aus bis auf ihre letzten Spenden!

Carpe diem lehrt er praktisch, wie Horaz theoretisch — Quid cras futurum sit, fuge quaerere — kurz Alles, was der heiterste epikureische Dichter uns in seinen anmuthigen Werken anempfiehlt, das übt der Matrose auf dem Hamburger Berge. Darum ist wahre Weisheit dort zu schöpfen! —

Wir begegnen einer fröhlichen Schaar, die in festlicher Kleidung, schwarzen Jacken mit silbernen Knöpfen, rothen Westen auf gleiche Art verziert, weiten Linnen-Pluderhosen und bändergeschmückten Hüten einherzieht. Sie kennt nur eine Sorge, eine Verlegenheit, die der Wahl unter so vielen Genüssen. Dieselbe Sorge quält auch uns; wir beschließen daher unser Loos von dem dieser fröhlichen Innung abhängig zu machen, und, da unsre Muße, vielleicht auch unser Geld, ungefähr so weit reichen wird wie das ihrige, ihr überall zu folgen.

Ueberall — hm! das möchte bedenklich seyn, indessen eine Grenze kann man sich ja immer stecken, wenn die Umstände es bedingen.

Jack nenne ich den Demagogen (Volksführer), der das Steuerruder bei dieser Vergnügungs-Bergreise handhabte, und den ganzen Cours bestimmte. Jack rief: „He, Jungens! Hier ists lustig! Hier hinein! Der Husar hier steht nicht umsonst vor der Thür! Zu Pferde Jungens! Zu Pferde!“ — Es

war das Carouſſel, vor welchem ein die Gäſte zum Ritt einladender Huſar mit furchtbarem Schnauzbart ſtand, wo Jack ſeinen erſten Sturmlauf auf die Freude halten wollte. In Armeen iſt es Brauch, daß vor dem Sturm eine tüchtige Ration Branntwein vertheilt wird. Wie billig wollte Jack von dieſem Brauch nicht abgehn, und befahl eben ſo viele Glas Genievre als ſeine Mannſchaft Köpfe zählte. Wer einmal zählt kann ſich leicht verzählen, deshalb fand Jack es der Vorſicht angemeſſen, die Genievre-Gläſer zweimal füllen zu laſſen. Sein Gewiſſen konnte nun ziemlich ruhig ſeyn; hoffentlich war Niemand zu kurz gekommen.

Jetzt in die Carouſſelhalle. Inwendig hören wir jubeln und kreiſchen; das Ringſtechen muß ſchon im vollen Gange ſeyn. Wahrhaftig! Eine herrlich geputzte Amazone ſitzt auf einem arabiſchen Schimmelhengſt und hat die Lanze eingelegt wie Bradamante. Mit ihr um die Wette jagt ein ungariſcher Huſar — der Zwillingsbruder deſſen, der vor der Thür ſtand — ſeinen Rappen-Langſchwanz faſt todt, und ficht mit einem blitzenden Degen in der Luft umher, um den Ring abzuſtechen. — Die andern Cavalle ſind trefflich harnaſchirt und geſattelt, aber noch leer. Jack als Feldmarſchall ſchwingt ſich auf den Scheck vor ihm; ſeine ganze Mannſchaft iſt wie der Blitz zu

Pferde. Mehr Leute als Roſſe, verwünſcht! Thut nichts, man weiß ſich zu helfen, Jeder bekommt einen Hintermann und einen Vordermann. Die flinken Jungen, welche auf allen Raaen, Spiren, Geſtängen wie die Eichhörnchen umherzuklettern gewohnt ſind, reiten auf Pferdeſchweif und Hals ſo bequem wie auf dem beſten engliſchen oder ungariſchen Sattel. Aber für uns iſt nur ein Zuſchauerraum geblieben. Jetzt dreht ſich die Maſchine. „Das geht wie an der Ankerſpille muntar herum!“ ruft Jack, und ſingt das beim Ankeraufwinden gebräuchliche Matroſenlied. Der Cydrus ſetzt prompt ein; er überjauchzt das Tambourin und den Triangel, womit der Carouſſeltanz begleitet wird. Halloh — Huſſah! Die Ringe fliegen nur ſo herab! Jack trifft die meiſten! Das begeiſtert ihn zu immer neuen Spenden. Er befiehlt ein Flaſche Curaçao; ſie wird ihm in einem ſaubern Korbgeflecht gereicht. Raſch thut er einen Zug, wirft ſie hoch über den Kopf, ſein Nachreiter fängt ſie jubelnd auf, macht ſie gleichfalls durch einen Zug leichter, wirft ſie noch höher, genug ſie ſteigt und fällt, und wer ſie haſcht, fordert ihr die Gebühren ab. Nur allzuſchnell iſt ſie leer, denn der verteufelte Kerl, der Ungar, hat ſie dreimal gefangen und ihr jedesmal eine wahre Kriegsſteuer aufgelegt, ſie endlich bis auf den letzten Tropfen gebrandſchatzt. „Neue

Mannschaft heran," ruft Jack als er das leere Nest gefangen hat, und mit trocknem Munde abziehn muß; „über Bord mit dem Ballast!" Sie fliegt uns an den Ohren vorbei und durch das Glasfenster, daß die Scheiben klirren. Sein Schiffsvolk jubelt doppelt auf, denn noch sind nicht alle Glassplitter bis zur Erde gelangt, als die geschwinde Carousselwirthin schon eine neue Flasche emporhält, welche der Ungar mit seinem langen Krahn von Arm gierig wegfischt, und ihr den ersten Kuß auf die Lippen drückt. „Hols der Teufel! Die Jungfer war mein!" ruft er triumphirend, und wirft die Schöne, die Jeder gern an die Lippen drückt, in Jacks Arme, der sie gleichfalls beherzt küßt, und sich wenig Sorgen macht, daß ihm nicht ihre Erstlingsblüthe zugefallen ist. „Da Miß!" ruft er, und wirft sie der Amazone zu, die ihre ächte Mannheit auch darin nicht verläugnet, sondern Bescheid thut wie ein Kosak. „Bravo Jungfer!" ruft Jack, „Du weißt zu leben! Komm, ich will mit Dir reiten!" Im Moment hat er sich aus dem Sattel geschwungen und läuft — denn was thun ihm die zwei Gläser Genever und die drei Tropfen Curaçao? — wie ein ächter Matrose über das Kreuzgestänge des Carousselsquer hinüber zur Amazone, und springt hinter ihrem Damensattel auf. Trotz des offiziellen Sträubens, wofür sie in der Bude bezahlt wird, schlingt er doch

beide Arme um sie, und drückt ihr einen kernhaften Kuß auf die vollen, runden Backen. „Du bist mein Liebling, Miß! Vorwärts, wir wollen jetzt zusammen Ringstechen, daß ein Admiral sich verwundern müßte!“ Jacks That wird mit dem lautesten Jubel als ein Scherz vorzüglichster Qualität anerkannt, und die Curaçaoflasche steigt wie eine Leuchtkugel alle Augenblicke in die Lüfte.

Der Ungar fängt sie am häufigsten. Aber bald theilt sie ihm etwas von ihrer stark oscillirenden Bewegung mit. Er schwankt hin und wieder, er jubelt lauter als alle Andere, er macht tolle Capriolen auf seinem Gaul, — jetzt sitzt er auf dem Halse, jetzt auf dem Schweif, — jetzt verliert er einen Bügel, er schlottert, sucht danach, da bekommt er das Uebergewicht, und hängt plötzlich mit dem Kopf nach unten auf seinem Pferde, so daß er auf der Drehmaschine häuptlings umhergeschleift wird. In dieser Stellung erhebt er ein fürchterliches Geschrei; wir Alle wollen herbeispringen um ihn zu halten, aber als würden die hölzernen Pferde von seinem Brüllen scheu, dreht sich die Maschine plötzlich noch einmal so rasch als zuvor. Die sämmtlichen John Theer's gerathen doch in ein kühles Mitleid, und Jack springt sogar hinter seiner Amazone herunter um wieder quer über die Balken zu laufen und dem armen Teufel aufzuhelfen.

Doch kaum ist er heran, so schnellt sich dieser wie durch eine Springfeder gehoben von selbst empor, sitzt zu Pferd wie ein Mitglied des Jockeiklubbs, und lacht Jack aus vollem Halse aus. Der ganze Chor jubelt sich athemlos über den köstlichen Spaß, und Jack selbst ist von Bewunderung so hingerissen, daß er eine dritte Flasche Curaçao befiehlt, und ein neuer Jubelrundtanz des Trinkens anfängt. —

Von jezt an aber nahm die Sache wirklich eine intrikate Wendung. Der Ungar hatte den Teufel als besoldeter Carousselbajazzo an die Wand gemahlt, dieser ließ aber nicht mit sich spaßen, sondern fuhr aus der dritten Curaçaosflasche wirklich in den rothhosigen Reiter hinein, jedoch mehr in sein Hirn als in sein Herz, wo sonst der Teufel am liebsten zu nisten pflegt. Der Husar witterte so etwas davon, denn er fühlte, es mache ihm etwas Andres den Kopf schwer als die Bajazzo-Kniffe und Pfiffe, auf die er zuvor gesonnen hatte. „Hols der Teufel," sagte er zu dem Teufel, der ihn so an zu besitzen fing, daß er seinen Gaul nicht mehr recht besitzen konnte; „hols der Teufel, ich glaube ich bin besoffen, aber — genug, hols der Teufel!" — Er wurde jezt planmäßig überlustig, taumelte vor geistreicher Freude, und plözlich, ehe er sichs versah, lag er auf der Seite und mit der Nase im Sande. Zu seinem Unheil war

ihm aber der Sporn im Bügel hängen geblieben, und er wurde nun wirklich geschleift. Zwar heulte er noch toller als zuvor, allein wer Henker hätte ihm geglaubt, daß er Ernst mache? Was wußten wir von dem Satan, der in ihn gefahren war? Jack und seine Midshipmen übertäubten sein Geschrei durch siebenfaches Jubeln, bis er zum zweitenmale die Ronde machte, dabei den Sporn verlor, und nun zu unsern Füßen geschleudert wurde, wo er blutend und betäubt liegen blieb. —

„Was?“ rief Jack jetzt erstaunt. „Bist Du wirklich vom Mastkorb gefallen, dummer Teufel, und hast Dir die Nase blutig geschlagen? Du bist kein altes Tauende werth, Du lumpiger Ritter!“

Wir hatten inzwischen den Gefallenen aufgehoben, und mußten gestehn, daß uns schon eine zärtere Ausdrucksweise des Mitleids vorgekommen war als Jacks. — „Hast Dir ein Loch in die Planken geschlagen, Du Seeräuber?“ fragte er, da er ihn bluten sah. „Dein Bogspriet (er meinte des Ungarn lange Nase) scheint mir gebrochen, und einen Leck oder zwei hast Du wohl sonst noch bekommen? Laß sie kalfatern, Du Ungeschicksvogel! Werg und Theer darauf ist gesund! Nun, kannst Du denn gar nicht wieder flott werden? Bist doch wohl etwas hart auf den Strand gelaufen, daß Dein Kiel lädirt ist. Zum Schiffs-

zimmermann, Du Landratze! Ein andermal thu Deinen Dienst beſſer, oder laß Dir die Hanfſaite über den Steg ziehn!"

Dies waren ungefähr Jacks Redensarten, aus deren letzter man ſehen kann, daß ſeine Achtung vor dem Ungarn gänzlich verloren gegangen war, mit deſſen Mißgeſchick, was er ſchlechthin für Ungeſchick erklärte; denn wie Jemand von irgend einer Raa oder einem Geſtänge ſo plump über Bord fallen konnte, noch dazu von nicht mehr als drei Tropfen Seewaſſer, die ihn kaum angeſprützt hatten, das blieb ihm ein an die Verächtlichkeit ſtreifender Grad von Unfähigkeit oder Schwachhaftigkeit, oder geradehin ein Räthſel. Deshalb gönnte er ihm das Aufziehn der Hanfſaite auf den Steg, was ein weniger dichteriſch redender Landmann (d. h. nur der Gegenſatz des Seemanns) vielleicht ſo ausgedrückt hätte: Du verdienſt, daß man Dich mit einem Strick über den St... (Steg) haue und ordentlich beſalze.

Jacks Unmuth machte ſich noch durch einen Uebermuth Luft, denn er faßte unverſehens die Amazone beim zarten Füßchen, und gab ihr mit den Worten: „Es kommt eine Windgalle, paß auf!" einen Stoß, den ich zwar nicht gerade einen Windſtoß nennen möchte, der jedoch ausreichte ſie über den Damenſattel-Bord in das Sandmeer zu wehen,

so daß die Frisur zuerst die Wellen berührte. — Ein verdammt schelmischer Courmacher, unser Jack! Ich enthalte mich aber jeder näheren Beschreibung dieser Scene, die besser für den Pinsel als die Feder paßt. Nur muß der Maler nicht von der Amazonentracht abgehn, wozu, nach Hamburgerbergschem Carousselsel-Reglement, saubre Höschen mit Spitzen gehören.

Gekreisch, Schimpfworte, Gelächter, Matrosenhurrah bildeten den Schlußchor dieses Carousselsdramas.

Nur der Anfang ist schwer. — Jetzt besann sich Jack durchaus nicht mehr, was er für Vergnügungen wählen sollte, sondern fuhr mit seinem Heerbann schwarzbejackter und weißbehoseter Reisigen in die nächste Bude hinein, die große Menagerie.

Sie war recht ansehnlich. Man sahe Löwen, Löwinnen, Tieger, Hyänen, Leoparden, Bären, Affen, Strauße, Kasuare, Pelikane, Papageyen, Kakadus, Riesen- und Klapperschlangen u. s. w. — Jack und seine Genossen lärmten hinein. „Aha! Da seyd Ihr ja wieder, lauter alte Bekannte," rief der Chorführer; „wir haben uns wohl Alle schon gesehn? Dich, Du zottiger Löwenkerl, habe ich persönlich gekannt in Tunis, da wir dort vor Anker lagen und auf die Jagd gingen! Und Dich erkenne ich auf den ersten Blick, Du bengalischer Geselle, Junker Tieger! Weiß Du noch als wir uns in dem Reisfelde trafen?

Guten Tag, Bruder Leopard aus Guinea, haben sie Dich doch endlich beim bunten Felle ergriffen?" — So ging es durch bis zum Affen und Papagey; überall behaupteten Jack und seine Ordensbrüder schon früher bei ihren Seereisen vertraute Bekanntschaft mit den Mitgliedern der Menagerie gepflogen zu haben. „Aber Du Rothrock, Aufseher, Van Aken oder wie Du sonst heißen magst, erkläre und beschreibe uns Deine Gesellschaft! Hörst Du? Aber lustig! Und nachher laß das Lama tanzen, und den Pelikan aufwarten; dafür wollen wir Dich auch kielholen, Du Bärenstallmeister, wenn Du einmal auf unsere Badewanne (ich glaube er meinte sein Schiff) kommst. Hier — (er warf ihm ein blankes Drittelstück zu), nun halte uns eine Rede, die sich gewaschen hat, denn wir sind die Leute danach!"

Der Aufseher, der einen rothen Stallmeisterrock trug, setzte sich eine mit Gold-Troddeln verbrämte Pelzmütze auf, nahm einen Stab mit dickem silbernen Knopf in die Hand (ungefähr wie ein Kirchen-Vorsteher oder -Aufseher in Dresden) und hub an:

„Dies ist der grosse kannibalische Löwe. Seine Heimath ist das innerlichste Asien, sein Geburtsort Afrika! Er ist vorzüglich auf dem Balkan zu Haus, und schont weder Freund noch Feind, denn er ist ein sehr gross-

müthiges und dabei grausames Thier. Den Schweif hat er hinten. Sein Gebrüll ist fürchterlich; noch keines Menschen Ohr hat es ausgehalten!" —

„Gut daß Ihr Eselsohren habt, denen wirds wohl so schön vorkommen wie ein schottischer Dudelsack," glossirte Jack dazwischen.

„Dies ist die schreckliche Löwin, seine Gattin. Sie ist noch weit grausamer als der Löwe, den Nichts an Grausamkeit übertrifft. Nachts geht sie auf Raub aus, bei Tage auf Mord. Begegnet ihr ein lebendiges Thier, gleichviel ob lebend oder todt, so tödtet sie es auf der Stelle, indem sie demselben alles Blut zermalmt und die Knochen heraussaugt."

„Donner und Blitz! Ein verfluchter Kaz das, das Beest!" warf Jack hin, und nahm eine Prise.

„Hier sehen Sie den grossen numidischen Königstieger. Er ist sehr blutdürstig, aber sein Herz ist noch viel blutdürstiger. Sein Fell ist ein ächtes Tigerfell, genau in den Farben gezeichnet, die Sie vor sich sehn. Upon honour! Kein Wort zu viel gesagt! Dies Fell ist sein Reichthum, er verkauft es niemals und es ist theurer als der Tiger selbst. Er brüllt nicht oft, dafür aber desto seltner."

„So laß ihn einmal brüllen, Stalljunge oder Stallmeiſter, das kommt auf Eins heraus," befahl Jack, jedoch ohne Gehorſam zu finden.

„Dies ist ein junger isländischer Leopard, in hohem Alter eingefangen und herangepflegt. Er ist wild, attachirt sich jedoch sehr an seinen Herrn, und frisst alles Fleisch, was er bekommt und nicht bekommt. Er kann auch sprechen, wenn man ihn dazu abgerichtet hat; dieser hier versteht alle Sprachen, sogar seine Muttersprache, die gewiss sehr schwer ist, da es noch keinen lebendigen Menschen gegeben hat, der sie verstanden hätte. Wenn er Fleisch frisst, so verschluckt er es; alle Gemüsse frisst er auch sehr gern, lässt sie aber unberührt stehen."

„Der Kerl gefällt mir!" rief Jack, „den könnt Ihr im Kohlgarten anstellen, wenn er nicht den Hasen Schaden thut. — Also ein Isländer?"

„Ja, von Jamaika oder der Gegend."

„Topp Stallmeiſter! Du ſollſt unſer Steuermann werden, und unſern Cours machen, wenn wir wieder nach Jamaika ſegeln. Du mußt nur tapfer Nord-Nord-Weſt halten von Curhaven aus, ſo will ich des Teufels Lutſchbeutel werden, wenn wir nicht quer durch England gerade auf das isländiſche Jamaika

zusegeln! Du sollst leben, Stallmeister-Steuermann! Halloh!"

Alle schwenkten sie die Hüte und schlugen ein hallendes Gelächter auf, so daß die Thiere in ihren Käfigen ganz scheu und unruhig wurden.

Und der Leu mit Gebrüll
Richtet sich auf —
Da wirds still. —

Aber nur einen Augenblick, denn Jack rief: „Stopf dem Jungen das Maul, Stallmeister, wirf ihm einen jungen Elephanten, einen Wallfisch oder sonst ein Bonbon nach seiner Art zum Fraß vor! Hörst Du, da sind zehn Schillinge dazu!" —

Der Wärter ließ dem Löwen einen Knochen hinwerfen und begnügte sich seines Theils mit den zehn Silberlingen. Er zeigte weiter:

„Dies ist die Hyäne, das allergrausamste Thier, welches niemals satt wird, man mags hungern lassen, so lange man will. Es ist in einer ganz unbekannten Gegend eingefangen worden, wohin noch niemals ein menschlicher Fuss gedrungen ist. Vorn hat es den Rachen; mit diesem frisst es. Zähmen kann es Niemand; doch wenn es gezähmt ist, bleibt es so wild wie zuvor. Nachts geht es auf die Kirchhöfe, und frisst sogar die Leichensteine. Ueberhaupt ist

das Thier äusserst merkwürdig, und gehört zu den vierfüssigen, wie Sie sich selbst überzeugen können, wenn Sie meinen Herrn fragen wollen. Es wird noch vor dem Fressen hungrig, verdaut aber erst nachher, denn alle Kost ist ihm gleich, vorausgesetzt, dass es fressen muss was es hat. — Dies hier ist die weibliche Hyäne; sie ist noch viel grausamer und stärker als die männliche, aber nicht so blutgierig und kraftvoll. Das Weibchen ist also das schrecklichste Thier auf der Erde."

„Ja das wissen wir schon längst," rief Jack; „nicht wahr, Atkins, Du tauschest wohl noch nicht einmal mit Deiner Frau und dem Spanferkel hier an den beiden Ketten."

„Solche Halsketten wollte ich meiner Adelaide auch kaufen, dem Keifdrachen," sprach Atkins brummend, und sah die Hyäne neidisch an. —

„Weißt Du was," fuhr Jack fort, „tausche! Gieb Deine Frau auf acht Tage hieher in den Käfig zur Probe, und nimm die Hyäne mit nach Haus."

„Ja, es ist ein sehr merkwürdiges Thier," erwiederte der Aufseher, „wir haben es schon funfzehn Jahr, aber es wird nicht älter als 6 bis 7 Jahre, vor Grausamkeit und Hunger!"

„Weiter!“ befahl Jack. —

Doch sein Befehl wurde nicht respektirt, sondern der Stallmeister durch seinen Vorgesetzten abberufen. Dieser übernahm es die naturhistorischen Vorlesungen fortzusetzen. Da wir gerade vor der Hyäne standen, fing auch er wieder bei ihr an:

„Dies ist die Hyäne, das allergrausamste Thier, welches niemals satt wird, man mags hungern lassen, so lange man will —“.

Das Uhrwerk lief also bei ihm genau auf denselben Rädern ab wie bei seinem Vorgänger, ein Elend, das zu ertragen war, weil das Getriebe sogleich weiter laufen mußte zu andern Käfigen, vor denen wirs noch nicht vernommen hatten. Doch Jack war nicht so tolerant:

„Schwerenoth! *)“ schrie er mehr als er flüsterte, „steuert Ihr denn Alle hier denselben Cours wie eine Fähre am Seil? Habe ich nicht bezahlt, daß Ihrs uns lustig machen sollt? — Ihr Tausendsackermenter!“ —

Der Menagerist (eine Wortbildung, die man mir wohl gestattet) blieb sehr kaltblütig bei Jacks

*) Ich bitte um Verzeihung wegen des etwas derben Wortes; aber ich kann nichts für die Wahrheit und gegen den Schiffsgebrauch.

jähzornigem Sturmlauf. Er unterbrach ihn nicht, sondern fuhr unerschüttert fort: „Es ist in einer ganz unbekannten Gegend eingefangen worden, wohin noch nie —“

„Halts Maul, sage ich,“ sagte Jack nicht, sondern donnerte es heraus, „ich will Euer Geplapper nicht hören. Flagge herunter! Segel eingerefft! Oder wir geben Euch eine Lage, daß Ihr Grundwasser schmecken sollt! Hussah Jungens! Wenn der Rothrock noch einmal von dem Einfangen in der unbekannten Gegend schnakt, so wollen wir ihn einfangen und in einer bekannten Gegend begrüßen, daß er brüllen soll wie die Hyänen! — Nichts da geschnattert! — Ich werde Euch selbst die Menagerie zeigen, Jungens!“ Dabei nahm er dem Besitzer seinen Stock mit dem Silberknopf aus der Hand, und setzte sich damit in die Positur eines Regimentstambours.

Er ging zuerst auf den Bären los. „Dies ist,“ erklärte er, „Petz, ein sehr guter Freund aus Lappland, und hier sein Vetter aus Island. (Es war ein Eisbär.) Dieser ist der Heilige aller Müller und Friseure, und der da ist Schutzpatron der Kohlenbrenner und Schornsteinfeger. Kommt, Petze, macht ein gescheutes Gesicht, und setzt Euch auf die Hinterbeine. Ich will Euch Eure Lektion abfragen, und

wißt Ihr sie gut, so sollst Du Schwarzer einen Apfel haben, und Du Weißer eine faule Flunder. „Holla, schwarzer Petz, sage mir:" — doch halt — wenn Du brummst, so bedeutet es Ja, wenn Du das Maul hältst, Nein. Jetzt frage ich Dich: „Ist unser Kapitain ein Filz?" Petz brummte merklich. Alle Matrosen klatschten Beifall. „Wird unsre lustige Caroline (wahrscheinlich Jacks Schiff) eine gute Fahrt haben?" Petz brummte. „„Guter Petz, gescheuter Petz, gelehrter Petz!"" rief der Chor fröhlich. — „Ist der Hafenmeister ein vertrackter Hund?" Jack kitzelte den Befragten dabei mit dem Stockknopf unsanft unter die Nase, so daß er die Zähne fletschte und doppelt so laut grunzte und knurrte als zuvor. Da brach die ganze Gesellschaft in einen lauten Jubel aus, und Jack rief: „Du hast Deinen Apfel verdient; Ihr da, Stallknecht, Löweninspektor, Bärenhofmeister, Affenkapitain, oder wie Ihr Euch sonst titulirt, da habt Ihr einen Schilling, laßt diesem guten Schornsteinfegerpetz sogleich Aepfel dafür holen, von den besten! — Und Du?" wandte er sich zu dem Eisbären, „sage mir geschwind, wird die lustige Jeannette heut Abend mit mir tanzen?" — Das weiße Scheusal lag faul im Käfig, hing die Zunge heraus, glotzte uns mit den rothen Augen stumpf an, reckte gähnend den Rachen auf, gab aber keinen Ton

von sich. — Jack wurde zornig. „Willst Du antworten, weiße Bestie!“ rief er, und gab ihm eins mit dem Stockknopf. Doch der Isländer war so phlegmatisch wie ein Holländer; er gähnte zum zweiten Male, und der Stockknopf ließ ihn so ungerührt, als ob ihm eine Erbse auf den Pelz gefallen wäre.

„Antworte,“ rief Jack abermals und stellte sich trotzig drohend vor das Kerkergitter. Doch der Eisbär blieb eiskalt, wälzte sich träg, und steckte den Kopf in sein zottiges Fell um zu schlafen. „Ha! ha! ha! ha!“ jubelte jetzt die ganze Matrosen-Escadre, und schabte sich höhnend die Finger, als seyen sie sämmtlich eingeübte Statisten und Choristen aus dem Freischütz, „die lustige Jeannette giebt Dir einen Korb, Petz hats gesagt!“

„Ich wollte,“ rief Jack wüthend, „ich hätte sie hier, so müßte sie mit mir tanzen, oder ich schmisse sie zu dem Eisvieh hinein, daß es sie fressen sollte! So wahr ich Jack heiße! Abgemacht!“

Man sieht, Jack liebte zart, und wäre die lustige Jeannette sein gewesen, sie hätte gewiß in glücklichster Ehe gelebt.

Von nun an aber war nicht mehr viel von Jacks Geschäftsführung als Menagerie-Erklärer zu erwarten. Er schritt hastig weiter, würdigte die Wölfe, Füchse, Gemsen, Dachse und andres Vieh keines Blicks, und

warf seinen Commandostab gegen die Gitter der Affenkäfige, daß diese langgeschwänzten Wesen erschreckt, mit lautem Gekreisch in ihren Bauern umhersprangen, und die wildesten Sätze machten. Jack drohte ihnen nur mit der Faust und ging zornig auf den Strauß zu. „Der Vogel gefällt mir," rief er, „was kostet er, ich will ihn kaufen?" — „Funfzig Guineen," sprach der Besitzer. — „Funfzig Schillinge, wollt Ihr sagen", rief Jack und taumelte fast zurück vor Schrecken; „das Beest kann ja nicht einmal fliegen, und nicht so viel pfeifen als eine Kanarien-Sie."

„Kann ihn nicht anders lassen," sprach der Aufseher und zuckte die Achseln, „der Strauß ist gar zu hoch jetzt im Preise. Zu Wien hat mir ein Ungar zweihundert Dukaten dafür geboten, ich sollte ihm aber auch den Lanner dazu schaffen; ich habe auch schon deshalb nach London geschrieben, aber er ist noch nicht angekommen."

Jack machte ein verdrießliches Gesicht. — Ich fragte: „Habt Ihr denn schon einmal einen Lanner gehabt?"

„Das versteht sich; er ist mir aber crepirt." —

„So? Wo lebt denn dieser Vogel?" forschte ich weiter.

„Ja, das ist ein äußerst rares Thier, wir verrathen Keinem die Fährte davon; doch ich werde bald

einen bekommen, dann will ichs gleich in den Hamburger Zeitungen anzeigen."

„Wie sieht denn so ein Lanner aus?" fragte Jack.

„O, das ist ein wundervoller Vogel," belehrte der Menagerist; „er hat Federn beinahe wie der Strauß, so daß man glauben sollte, sie rupften sie sich einander aus. Auch ist er eben so groß und eben so geschwind auf den Füßen. Fliegen kann er auch nicht viel, aber es tanzt sich desto besser mit ihm. Eier legt er aber beinahe noch mehr wie der Strauß; das geht ordentlich um die Wette, und ein Lannerei ist noch eine größere Delikatesse als ein Straußenei."

„Habt Ihr nicht so ein paar Eier?" fragte Jack und klimperte mit Geld.

Doch ehe er eine Antwort bekommen konnte, erhob sich plötzlich ein lautes Gekreisch aus den Affenkasten. Wir sahen uns um und erblickten einen Affen außerhalb des Käfigs; es war ihm gelungen die morsche, halb zernagte Vorderseite seines Gitterhauses herauszustoßen und sich zu befreien. Sogleich war er auf die Käfige seiner Collegen gesprungen, und fügte den armen Gefangenen allerlei Schabernak zu: diesem stieß er das Wasser um, dem riß er einen Apfel vom Munde weg, dem dritten zauste er den Pelz. Der Aufseher sprang sogleich mit dem Stocke nach dem

rebellischen Thier, doch es flüchtete sich, die Zähne spöttisch fletschend, mit drei gewandten Sätzen hoch auf den obersten Käfig, und erwartete dort den Angriff.

„Teufelsthier, Bestie, willst Du herunter!“ rief der Rothrock; doch der Affe nagte gierig an dem gestohlnen Apfel. Der Aufseher sprang auf einen Schemel und gab dem Rebellen einen kleinen Warnungshieb mit dem Stock. Dieser aber vermerkte es übel, und sprang mit einem kecken Satz von oben herab auf des Rothrocks Schultern, fuhr ihm im Umsehn zwei Mal kratzend übers Gesicht, und erfaßte dann mit der Pfote seine Troddelmütze, die er sich sofort als spolia opima, wie einen dem Feinde geraubten Helm, oder eine Krone, aufs Haupt setzte.

Bei diesem Anblick war Jacks Zorn und Unmuth vergessen. Er und seine Kameraden jubelten laut auf, und riefen: „Hussah! Pasch! Zisch! Hetz! Hopf!“ kurz, Alles was die Sprache nur an aufmunternden Interjektionen erfinden kann. Der Aufseher griff nach der Mütze und dem Affen zugleich, verfehlte aber beide, denn „Polly“, so hieß der kleine Bösewicht, hatte sich schon mit einem kecken Satz auf den Käfig des Straußes geschwungen, und stolzirte dort in der Troddelmütze wie ein gekrönter Cäsar auf dem Kapitol.

Mit dem Stock war dem Teufelsthier nicht beizukommen, denn ein ſcharfer Hieb damit hätte ihm die Glieder zerſchmettert, und für ſolche Fälle war der Affe nicht aſſecurirt, und der Menageriſt wollte nicht in ſeinem eignen Fleiſch (was der Geldbeutel den Meiſten iſt) wüthen. Er armirte ſich daher anders, mit einer langen Peitſche, und war ſo glücklich, mittelſt dieſer Waffe ſeinem Inſurgenten eine Winkelquart nach allen Regeln der Fechtkunſt beizubringen, die ihm Rücken und Bauch zugleich bediente. Der Affe erhob ein klägliches Gewinſel, ergab ſich aber doch noch nicht ſogleich, ſondern machte einen geſchickten Rückzug auf einen Querbalken, der gerade über unſern Häuptern hinlief. Doch der Peitſchenführer wollte ihn auch in dieſer Poſition, aus der der arme Jocko nicht wieder entkommen konnte, angreifen, und langte mit einem mächtigen Hiebe hinüber, ſo daß die äußerſte Spitze des Peitſchenriemens das Affenfell faßte. Da — es bleibt ungewiß, ob das Thier darin ſeine letzte Waffe ſah, oder ob es die Angſt that, — genug, wir, die wir faſt unter ihm ſtanden, kamen am meiſten in Gefahr bei ſeinen Vertheidigungs-Anſtalten, und Jacks ſchwarze Staatsjacke und rothe Weſte gerieth durch ein abſonderliches Mißgeſchick gerade in den Focus derſelben.

Viel gäbe ich darum, wenn ich den mörderiſchen

Seemannsfluch behalten hätte, mit dem Jacks Zorn jetzo wie eine Bombe platzte und Brand und Tod nach allen Seiten spie. Doch wie gesagt, der Fluch entging mir über dem Schreck darüber, und Alles, was ich aus meinem Privat-Vorrath und Lexikon dahier aufbringen kann, ist äußerst matt dagegen. Erst als der Wüthende, vom Gelächter der Kameraden noch auf höhere Wellen des Zorns gehoben, mitten im wilden Strom einer entsetzenvollen Philippica war, kam ich so weit wieder zu Besinnung und Fassung, daß ich Einiges vernahm. „Du Teufelsvieh, Du Galgengeripp von Affen, und Du rothröckiger Hallunkenwanst von Bestienkönig! Die Pest und Cholera über Euch! Ein Faß Grogh gäbe ich für ein zölliges Tauende von drei Fuß, um Euch beiden das Fell zu kalfatern! Solch ein Galgenfutter (er ließ es ungewiß, ob er den Affen oder den Menschen meinte) gehört an die Raa! In die Löwenkoie will ich Euch schmeißen, Ihr Hamburgisches Landrattenvolk!"

Die Rede würde gewiß größern Eindruck auf die Leser machen, wenn sie auch Hörer gewesen wären, und noch größern auf diese, falls Jack nicht einen Fehler dabei begangen hätte. Allein er vernachlässigte die passende Aktion, und ging nicht etwa während derselben mit grimmigem Antlitz und geballten Fäusten

auf den Feind los, ſondern ſtellte nur den Schaden her, den er von des Feindes Angriff erlitten hatte, indem er die beſchoſſene Stelle wieder in integrum zu reſtituiren, oder, daß ichs kriegswiſſenſchaftlicher ausdrücke, die Breſche aufzuräumen ſuchte; dies geſchah aber durch ſtarkes Abkratzen und Abreiben mit einem ergriffenen Hölzchen und Strohwiſch, und durch Nachpoliren mit einem Baſtlappen. So wichtig und nöthig dieſe Operationen, während welcher Jack ſein Musketenfeuer von Zornreden immerfort abrollen ließ, auch erſchienen, ſo waren ſie doch noch viel wichtiger; denn Jack hatte ein zu großes Feldherrntalent, um nicht jedem Manöver einen doppelten Zweck zu geben, einen offenbaren und einen geheimen; die wahre feinſte Kriegskunſt, wie man ſieht! Er verband alſo mit dem faſt zu ſorgfältigen Herſtellen ſeiner Kriegs-Haverei einen zweiten Zweck, den, den Feind über ſeine Angriffsplane — einen Rachekrieg nenne ich ſie jetzt am richtigſten — in ſorgloſe Sicherheit einzuwiegen. Er ertrug es daher ſtoiſch, daß alle ſeine Schiffslandsleute aus vollem Halſe lachten, und wir dazu; noch weniger ſuchte er dem Rothrock andre Hinderniſſe als Schimpfworte und Flüche in den Weg zu legen, den dieſer einſchlug, um den armen Jocko ferner in die härteſte Kriegsbedrängniß zu bringen. Mit neugeſchwungner Peitſche rückte der rothe Rächer

auf den Affen-Demagogen oder Demagogen-Affen gerade an, und theilte dabei unſre dichte Schaar, wie Winkelried, dermaaßen haſtig, daß er gegen Jacks Backbord, an der linken Schulter, anſegelte, und dieſem dadurch eine Rotation um ſeine eigne Achſe gab, welche nicht wenig dazu beitrug die heiße Temperatur, die ihm ſchon mitten durch die Eingeweide lief, noch zu erhöhen. Durch des Rothrocks Manövriren war Jack, ohne den Feind zu turniren, von ſelbſt in deſſen Rücken gekommen, und da er zugleich mit Breſchaufräumen fertig war, gewann er zwei freie Fäuſte, die er angemeſſen in Cours zu ſetzen beſchloß. „Hab ich Dich, Du unverſchämter Scharlachdragoner!“ war ſein Feldgeſchrei, und wirklich hatte er ihn in demſelben Augenblick bei beiden Schultern gefaßt, und rammte ihn an dieſen heftig in den Boden, während er, im völligſten Widerſpruch mit ſich ſelbſt, unterwärts, mittelſt ſeines Knies, einen Hebelſtoß anbrachte, der die Rammwirkung geradezu balanciren mußte. Natürlich war es alſo, daß der Menageriſt weder in die Erde fuhr, noch aufwärts wie ein Ballon, ſondern zwiſchen dieſen zwei faſt diametral entgegen wirkenden Kräften mühſam eine Diagonallinie als Ausweg fand, um nach richtigen mechaniſchen Geſetzen in Bewegung zu gerathen, und nachdem er ſich zuvor wie ein Taſchenmeſſer eingeknickt hatte,

vorwärts zu ſchießen. Es geſchah eilig genug um mit der Naſe direkt in die Gitter des Straußenkäfigs zu fahren (der Rothrock konnte Gott danken, daß er nicht beim Tieger oder Eisbären anſprach), aber doch nicht ſo ſchnell, daß Jack nicht noch hätte im Fluge die Peitſche kapern können, wodurch er den Feind total desarmirte. Es iſt völlig unlogiſch, aber doch wahr, daß er die eroberte Waffe ſogleich gegen den Affen ſchwang, der doch als Gegner ſeines Gegners ſein Bundesgenoſſe hätte ſeyn müſſen. Da ſieht man aber, wohin die Leidenſchaft führt! Inzwiſchen traf er den verſchmitzten Schelm nicht, ſondern nur die Luftſäule, die deſſen Stelle ſogleich einnahm, nachdem er, eine äußerſt kecke Kriegsliſt, ſeinem ergrimmten Widerſacher gerade entgegen, und über deſſen Kopf hinweg auf ſeinen Rücken geſprungen war. Der Peitſchenhieb aber, der ſo wenig wie jener vom Maulthier abgeſchleuderte Jude in der Luft hängen bleiben konnte, fiel ſechs Schuh tiefer auf den Scharlachrücken des Aufſehers, und war damit eben ſo zufrieden. Doch nicht ſo Jack, denn er wollte dieſen Feind nicht blos mit dem dünnen Musketenfeuer der Peitſchenſchnur angreifen, ſondern beſchloß, das ſchwere Geſchütz des Stiels anzuwenden. Er faßte daher das dünne Ende des Peitſchenſtabes und ließ darauf das dicke als ächte Balliſte gegen das Rückengewölbe des

Menageriſten ſpielen. Dieſer, mit dem nun auch der Strauß einen Strauß anfing, da der lange Vogel ſeinen Schnabel gegen die vorwitzige Naſe zwiſchen den Käfigſtangen in Marſch ſetzte, war wirklich ein Mann des Jammers, der nicht wußte wohin er ſich wenden ſollte. In ſolchen Lagen ſucht man einen Anhalt am häufigſten da, wo keiner zu finden iſt; dies war des Rothrocks Fall, Fall im eigentlichſten Sinn; denn da er ſchwankte, wollte er mit ſeinen Händen das Käfiggitter des Vogel Strauß entern; dieſes aber, ſchon ein anſehnlich ſchiefer Piſathurm, ſtand auf zu ſchmaler Baſis, und ſuchte daher eine breitere, indem es ſich umlegte. Kurz, der Rothrock fiel auf den Rücken, der Strauß nebſt Haus ihm auf den Leib; und da das Straußenhotel vielen andern Vögel- und Affenhotels, die daneben und darüber aufgethürmt waren, zur realen Baſis gedient hatte, ſo ſchoß das ganze Käfig-Aſſortiment und Gerümpel nach, und Vierfüßler und Geflügel kopfunter kopfüber in den Schiffsraum der Menagerie.

Da bei dieſem Experimente die Käfige ſelbſt, ob vor Aerger oder vor Alter bleibt ungewiß, meiſtentheils platzten, ſo war plötzlich die halbe Arche Noah gackernd, flatternd, kreiſchend, heulend, ſpringend, kratzend und balgend in Bewegung. Die Gibbons, Makis, Eichhörnchen, Meerkatzen, Papageien, Kakadus tanzten

und flatterten durcheinander, daß es uns Allen vor den Augen wirbelte, vor den Ohren schwirrte. Der Menageriſt brüllte Mord und Zeter, denn der Tumultanſtifter, dieſer Ultra-Jacobiner des Affengeſchlechts, der an dem ganzen Unheil Schuld war, hatte ſich den vortheilhaften Moment auserſehen, und zauſte dem unter dem Strauß Liegenden die Perrücke mehr als Naturaliſt wie als kunſtgeübter Haarkräusler. Uns Alle aber überfiel ſolch ein paniſcher Schrecken, daß wir uns wie eine ſchüchterne Heerde zuſammendrängten, und dem Eingang zueilten. Doch Jack erhob ein lautes Triumphgeſchrei, ſchwang die Peitſche hoch wie ein Siegesbanner, machte ſich Bahn mitten durch uns hindurch, hieb rechts und links nach Affen und Vögeln, riß Käfige um ſo viel er packen konnte, und ſtürmte zur Thür hinaus. Wir Alle eilten nach, was unſre Füße vermochten, denn theils war das Thiergezücht um und hinter uns wie das wilde Heer, theils beſorgten wir am Ende das Bad bezahlen zu müſſen, was der wilde Jack und der Zufall eingeſchüttet hatten.

Wie ich herausgekommen aus der Löwenhöhle, — wie ich unterm furchtbarſten Platzregen hinweg in das nächſte Grogh-Etabliſſement geſchoſſen, — wie ich dort meine beiden Wandergefährten mir zur Seite entdeckt, — das Alles weiß ich noch heut nicht! Nur

Eins war mir klar, ich mußte Athem schöpfen; doch das muß der Leser auch, und folglich hier ein Kapitel schließen.

Der Hamburger Berg.

(Fortsetzung.)

Es wird mir schwer, nachdem ich das Vorige wieder durchgelesen, zu beurtheilen, ob meine Freunde (es sind meine besten, die ich so nenne, weil ich von ihnen die meiste Nachsicht bedarf) dadurch einen anschaulichen Begriff von dem Hamburger Berge, seinem tollen Jubel, seinen barocken Originalitäten bekommen haben oder nicht. Doch falls es nicht wäre, weiß ich mir nicht zu helfen; denn ich kann ihnen doch keinen andern Begriff davon geben als ich selbst bekam, durch das was ich sah und erlebte. Es ist aber erst die Hälfte, und ich will weiter berichten.

Der Platzregen, — ich habe gleich oben angemerkt, daß wir Aprilwetter am Septembertage hatten, — war bald vorüber. Besser als in der Sonne konnten wir nicht trocknen, wir beschlossen also von ihren Strahlen Gebrauch zu machen. Der Hamburger Berg, oder besser, der Platz vor allen seinen Buden, Baracken und Häusern, der vor wenigen Augenblicken noch so

leer geweſen war wie eine Kirche am Alltage, war ſchon wieder völlig lebendig. Aus allen Gaſſen, Thoren, Thüren, Löchern und Spalten quollen Menſchen hervor, und ehe fünf Minuten vergingen, war Nichts mehr davon zu merken, daß der Regen die Luſt unterbrochen hatte. Um ein mit allerlei Verzierungen, Fahnen, Kränzen und Bändern behangenes Gebäude drängte ſich die Menge vorzugsweiſe. Zwei ungeheure Zettel, mit Buchſtaben bedruckt, die uns auf eine Viertelmeile die Augen hätte auskratzen können, prangten rechts und links der Thüre. Wir traten näher, und fanden — ein Theater.

Die Stadt Hamburg deutet es mir vielleicht ſchon längſt übel, daß ich von ihrem berühmten Kunſttempel noch ſo gut als gar keine Notiz genommen. Allein ich bekenne gern, daß es mein Grundſatz iſt, auf Reiſen, wo ich dem heimiſchen Joch entfliehe, den Theatern möglichſt weit aus dem Wege zu gehen, vollends aber der Kritik über ihre Leiſtungen. Ich bewundere Alles, finde Alles vortrefflich, göttlich, himmliſch, — aber ich ſehe und höre wo möglich Nichts. — Auf dem Hamburger Berge hatte ich dieſe Möglichkeit nicht, denn die Kunſt war mächtiger als ich. Allen Bühnen wollte ichs anrathen es ſo zu machen wie dieſe Berg-Bühne, nämlich ihre trefflichſten Acteurs und Stücke vor dem Hauſe aufzu-

führen, damit man recht gespannt werde auf das was erst darinnen vorgehen soll. Ein Schauspiel, was man so im eigentlichsten Sinne auf der Straße findet, darf man nicht unbeachtet lassen. Ja ich konnte es auch nicht mehr, denn da ich mich als Neugieriger anfangs hinzugedrängt hatte, um zu sehen was es eigentlich dort gäbe, so wurde ich von dem nachströmenden Volkshaufen, der sich rings um die corona ansetzte, daß er bald wie eine Traube Schwärmbienen an der Thür des Thaliatempels hing, fest eingemauert und gewaltsam auf einen der ersten Zuschauerplätze gedrängt. Zu sehen war aber Folgendes:

Eine Hanswurstfirma — Vater und Sohn, oder Oheim und Neffe — nämlich ein junger und ein alter Lustigmacher standen vor der Tempelpforte und führten den Prologus auf, der nicht aus einem trocknen Monolog wie beim Plautus und Terenz, sondern aus einem wirklichen Stücke, in Aeschylos Weise gehalten, bestand, nämlich fast nur zweistimmiger Dialog mit Chor (den letzten bildete das Publikum gratis, als eine billige Entschädigung für sein Gratis-Zuschauen). Johanna von Montfaucon verhießen uns die Zettel, und dazu war der Prolog passend eingerichtet. Ich gebe ihn so treu als möglich. Der junge Hanswurst, in weißer Dimiti-Jacke und Hose, mit rother Weste, husarenhaft mit Tressen besetzt, Hut

mit Blumenſtrauß und Bändern, disputirte mit dem alten, dem der Schneider eine ganz ähnliche ſchwarze Hanswurſt-National-Tracht geliefert hatte. Der junge Grazioſo ſtellte den Lauf der Welt ſehr treu und natürlich dar, indem er klüger ſeyn wollte und auch war, als der alte, und dieſem nicht nur die ſchwierigſten Disputations-Theſes hinwarf, ſondern ſich zuletzt auch ohne alle Umſtände als Sphinx auf den Hamburger Berg legte, und dem altergrauen Collegen die ſpitzfindigſten Räthſel aufgab, auf deren Löſung er Preisaufgaben in Form einer Wette ſtellte, die er keck genug jedem Umſtehenden anbot. — Wie in Univerſitätshörſälen wurde die corona aufgefordert Theil zu nehmen. Ich ſtelle nur einen von den Sätzen hin, welche der weiße Weiſe oder Hanswurſt (denn wer will Narrheit und Weisheit in dieſer Welt unterſcheiden?) zu behaupten wagte.

„Ich will Dir beweiſen," rief er ſeinem Gegner zu, „daß die Hamburger eben ſo grob ſind wie die Altonaer!"

„Ich will beweiſen," ſchrie der Schwarze dagegen, „daß ſie eben ſo höflich ſind!"

„Das willſt Du beweiſen?" rief der Weiße wieder; „gut, es gilt, ich wette um ſechs Flaſchen engliſch Ale mit Dir!" —

„Topp!“ rief der Gegner, „es gilt! Höre also.“

„Nein,“ unterbrach der Weiße heftig; „ich war der Erste, ich beweise zuerst! Antworte mir: Wenn ich Dir hier eine derbe Ohrfeige gebe, was thust Du? Du steckst sie ein! Nicht wahr?“

„Den Teufel auch!“ rief der Schwarze, „Du bekommst sie doppelt wieder!“

„So? Und was bist Du für ein Landsmann, Du Grobian?“ fragte der Weiße.

„Ein Hamburger, das versteht sich!“ antwortete der Schwarze stolz.

„Hm, Du Lump, dann getraust Du Dich ja nicht mir eine Ohrfeige zu geben, geschweige zwei!“

Paff, hatte der weiße Hanswurst eine Ohrfeige weg, daß es über den ganzen Platz schallte; zugleich brach die ganze Zuschauerschaft, die ihre Hamburgische Amtsehre so gut vertreten sah, in ein tobendes Gelächter aus.

Der weiße Weise aber zeigte sich wirklich als solcher, denn er nahm stoisch ruhig die Ohrfeige hin. Doch unvermuthet plötzlich hatte der Schwarze zwei Ohrfeigen weg, daß er sich rund umdrehte. Wild wollte er dem Weißen zu Leibe, doch dieser sprang

zurück, und zwei rothjackige Mohren, seine Leibgarde, deckten ihn mit ihren blitzschnell gezogenen Säbeln, und hielten den erbitterten, tobenden Schwarzen in ehrerbietiger Ferne. Unauslöschliches, homerisches Gelächter schallte über den Platz dahin. Lange dauerte es, bevor der Weiße zu Wort kam.

Endlich sagte er: „Der ist ein Hamburger, ich bin ein Altonaer; ich mußte ihm also beweisen, daß ich eben so grob sey wie er, und ihm zwei Ohrfeigen für eine geben, gerade wie er behauptet hatte, daß er es machen würde. Habe ich jetzt die sechs Flaschen Ale gewonnen? He?"

„Gewonnen, gewonnen," schrie der ganze Kreis, und der arme Schwarze, der gegen das Quod erat demonstrandum nichts einzuwenden wußte, kratzte sich trübselig hinter die Ohren, als suche er den Rest seiner Ohrfeigen auf. —

„Jetzt," fing der Weiße nach wenig Minuten an, „mag er uns beweisen, daß die Altonaer eben so höflich sind als die Hamburger."

„Nein," rief der Schwarze, „ich will nicht mehr, Du hast gewonnen! Grob und höflich ist alleins!" (Auch diese Wahrheit hätte er von seiner Thesis kennen sollen!) „Hole der Teufel alle Höflichkeit, lieber will ich noch sechs Flaschen bezahlen. Aber wir wollen einen andern Strauß ausfechten."

Er schlug nun seinerseits einen Disputirsatz vor; der Weiße dagegen, seiner gelehrten Ueberlegenheit sicher, stellte wenigstens gleich zehn Theses dawider auf. — Es ist unmöglich für einen Reisenden, der mehr ein empfindsamer als ein gelehrter ist, alle die Sätze zu behalten. Doch das Räthselstück, womit der Prolog endete, muß ich hieher setzen. — Nachdem der schwarze Hanswurst in allen Disputationen geschlagen war, und zum Jubel der Zuschauer immer kläglichst den Kürzern gezogen hatte, kam folgendes Drama zur Aufführung.

Der Weiße.

Höre, Kamerad, Du thust mir leid! Bist Du aber gescheut, so kannst Du noch Alles wieder gewinnen. Siehst Du, ich biete Dir eine Wette von zwölf Flaschen Portwein an, Du wirst das Räthsel nicht rathen, was ich Dir aufgebe!

Der Schwarze.

Oho! Das wollen wir doch sehn!

Der Weiße.

Verstehst Du Englisch?

Der Schwarze.

Das will ich meinen! Ein Hamburger und nicht Englisch verstehn!

Der Weiße.

Gut, ſo wollen wir Engliſch mit einander ſprechen, weil wir hier ſo viel engliſche Matroſen zu Zuhörern haben. Ihr Alle hier die Ihrs verſteht, hört zu, und Ihr die Ihrs nicht verſteht, deſto aufmerkſamer! Auf Deutſch und Plattdeutſch kann man aber das Räthſel nicht aufgeben. — Ye sailors, hye ye hither, boys, and listen to a knotty riddle.

Chorus of Sailors.

The devil he has! But let us hearken!

Der Weiße.

Wenn Ihrs rathet, ſollt Ihr jeder einen Schnaps holländiſchen Genievre „very dutch gin“ haben!

Matroſenchor!

Dutch gin for ever! Fool for ever!

Der Schwarze.

Und wenn ichs rathe, gewinne ich zwölf Flaſchen Portwein, vom Beſten verſteht ſich, dann zechen wir Alle zuſammen.

Matroſenchor.

Portwine for ever! Fool for ever. —

Alles was drei Worte Engliſch ſprach, miſchte ſich in den Chor, und wollte für einen Matroſen gehalten ſeyn.

Der Weiße.

Nun so hört denn zu! Mein engliſches Räthſel lautet: Beauteous Mary lies asleep
Now tell my, he who best can peep
Where her fairy hand she keep?.

Chorus of Sailors (loud laughter).

Hahaha! Bravo my boy! The riddle is good. „Beauteous Mary lies asleep!“ Ha! ha! ha! Good! But 'two'nt break our knockles to find it out.

Hanswurst (Fool).

Your thoughts I easily can guess, you rogues, but you cannot my riddle. — T'is chast enough for ears of virgin nun's to hear unscath'd.

Der Schwarze.

Ich merke ſchon, Du Hallunke, Du Eulenſpiegel, Du haſt mich wieder gefangen. Hole der Teufel Dein verfluchtes Räthſel!

Der Weiße.

Dreimal darfſt Du rathen, wenn Du es dann nicht triffſt, ſo haſt Du verloren!

Der Schwarze.

Nun denn ins Henkers Namen drauf los; denkſt Du, ich verſtehe nicht ſo viel Alt-Engliſch? Hört,

Jungens, ob ichs getroffen habe: She keep's her hand on the knee, a'nt it so?

Chorus of Sailors.

On the knee! On the knee! So et is!

Der Weiße.

No, thats too low by far!

Der Schwarze.

Why! Devil! Too low?

Der Weiße.

Ja wohl! Frisch zum zweitenmal gerathen! —

Der Schwarze.

Well then! She keeps it on her bosom.,

Der Weiße.

At fault again! For that's too high!

Chorus of Sailors (with laughter).

Too high! Too high upon honour!

Der Schwarze.

So laß Dich aufhängen mit sammt Deinem Räthsel! Ich wills nicht rathen!

Der Weiße.

Oho! Du kannst nicht!

Der Schwarze.

Ein Esel, der das nicht könnte. Aber ich will nicht eher zum Drittenmal rathen, als bis der krumme

Jungfernſtieg gerade gebogen wird*)! So lange muß die Bezahlung der Wette anſtehn!

Der Weiße
(nimmt ein Prittſchholz und ſchlägt den Schwarzen).

Du Schelm willſt mich betrügen? Weil Du zu dumm biſt meine Räthſel zu rathen? Da haſt Du, eins, zwei, drei, vier, fünf, ſechs Flaſchen Ale (er zählt ſie ihm mit dem Prittſchholz auf den Rücken), und da eins, zwei, drei —

(Unermeßlicher Jubel der Matroſen.)

Der Schwarze.

Halt! Halt! Du haſt Recht! Komm, ich will drei Flaſchen geben, aber lehre mich das Räthſel!

Der Weiße.

Topp! Ich wills! Damit Ihr alle ſeht, daß der Tropf mein Räthſel nicht rathen kann!

When beauteous Mary sleeps
Her fairy hand she keeps,
Now mind the simple charm,
At the wrist of her white arm.

---

*) Der Leſer erinnere ſich gefälligſt der erſten Kapitel der empfindſamen Reiſen, ſo wird er verſtehen, was der ſchwarze Hanswurſt mit dem krummen Jungfernſtieg meint.

Chorus of Sailors (loud laughing).

Hahaha! Bravo! Well said, Fool! Fool for ever!

Der Schwarze.

Verflucht! Ich verſteh das nicht! Am Arm? Wie ſo?

Der Weiße.

Nun Du Tropf, kann ſie ſie denn wo anders haben, als wo ſie angewachſen iſt?

Der Schwarze.

Element, das iſt wahr, das hatte ich nicht bedacht! — Alſo muß ich bezahlen! Aber, — damit ichs kann, meine Herrſchaften, treten Sie hübſch ins Theater hier, drei Schilling der erſte Platz, gleich gehts an!

Das alſo war die Pointe des Dialogs! Je nun, wenn Einer mir auf eine luſtige Weiſe das Geld aus der Taſche lockt, ſo ſollen mich die drei Schillinge wahrlich nicht reuen. — Wir wollen eintreten. — Was bedeutet der Trommelwirbel, der aus dem Innern des Theaters erſchallt? —

„Daß es ſogleich angehn wird, mein Herr!“ erwiedert der Weiße.

„Ei, ſo müſſen wir uns ſputen!“

„Gewiß, mein Herr!“

„Hier das Geld! Ich bezahle für Euch mit, meine werthen Freunde; wir rechnen nachher, daß wir nur den Anfang nicht verſäumen!“

So eilig als möglich drängen wir uns an der Kaſſe vorbei, um ins Haus zu bringen. Dies geht aber nicht ſogleich, denn zuvor tritt uns ein Kerl entgegen, den ich abzumalen mich allerdings verpflichtet fühle, aber in Verlegenheit gerathe, woher ich die Farben dazu nehmen ſoll. Der gedachte Kerl ſtellte nämlich den Uebergang des Menſchen zur Kohle, das heißt zur glühenden, zum Bolzen, zur Glockenſpeiſe, zum Salamander, kurz wo möglich zur abſoluten Gluth dar. Seine Tracht war halb Huſar, halb Türke (er muß wohl an der ungariſch-türkiſchen Grenze gefallen ſeyn, — ich ſage gefallen, denn er war wirklich halb Thier halb Menſch) — nämlich ſie beſtand, die Tracht (vertrakter Stil mit Einſchaltungen), aus zinnoberrother Huſarenjacke und identiſch gefärbter türkiſcher Pumphoſe. Ich ſagte zinnoberroth, um etwas zu ſagen, aber die Bezeichnung paßt um weniges beſſer als citronengelb; denn das Roth brannte dermaßen, daß ſich uns die Augenſterne verdrehten.

Dennoch aber war, — in der Alſter ſoll man mich erſäufen, wenn ich lüge oder übertreibe, — ſein

Angeſicht dergeſtalt geſchminkt, daß ſeine Jacke daneben erblaßte. Dreimal Zinnober mit ſiebenmal Scharlach multiplicirt, geben ein mattes, gedämpftes Röthlich gegen dieſen Angeſichtsbolzen, dieſe Lavakugel, die aus der Zinnoberjackenhülſe herausleuchtete, wie die Gluth eines Hochofens aus dem ſtumpfrothen Backſteinrahmen, der das Guß- oder Flußloch einfaßt. Mit ſchwarzer Dinte oder Druckerſchwärze dergleichen Rothwild (Wildroth paßt eben ſo) abzumalen, fordert beim heiligen Laurentius eine feurige Phantaſie. Sollte aber ein wirklicher Maler mir ein Bild zu meinem Reiſebild liefern wollen, ſo rathe ich ihm, er kaufe nicht etwa Quark von rother Farbenerde, ſondern male geradezu mit rothglühendem Eiſen, flieſſender Lava, kochendem Blut, brennendem Sauerſtoff, Goldracketen, und andern etwas pikanten Pigmenten, wenn die Leinwand ſie aushalten will. —

Genug, wir mußten an dem Kerl vorbei, beſahen uns aber wohlweislich ſehr genau, ob wir nicht trotz unſerer regendurchnäßten Kleider Brandflecke darauf bekommen hätten.

So roth der Thürſteher war, ſo ſchwarz war die Thür, ich meine der Raum dahinter. Man konnte in der That glauben, vom Rande eines feuerſpeienden Kraters in einen erloſchenen geſtürzt zu ſeyn. Mit Mühe entdeckten die von der rothen Feuerſäule noch

geblendeten Augen endlich zwei in der Finsterniß absterbende Lampenflämmchen, die die Bühne erhellen sollten. — 'Fängt denn Johanna von Montfaucon mit einer Nachtscene an? fragte ich erstaunt, und fühlte nach meinen Nachbarn, denn sehen konnte ich sie nicht. In demselben Augenblicke stießen beide ein Geschrei aus und wir fielen selbdrei in ein Chaos von morschen Holzbänken hinein. Aha, dachte ich, indem ich mich aufraffte, hier wird die drei Schillings-königliche Loge, dieser kostspielige Honoratioren-Platz seyn, und versuchte mich nieder zu setzen, was mir auch, nachdem ich zuerst links auf eine alte Frau, die „Herr Jesus" schrie, und dann rechts auf einen Matrosen, der mir einen Rippenstoß nebst Goddam adressirte, gerathen war, leidlich glückte. Nach und nach gewöhnten sich die Augen an das finstre Grab, und ich gewahrte, daß es mit dem Anfang des Stücks noch nicht so große Eile habe, denn der Vorhang war noch nicht aufgezogen, und Johanna von Montfaucon ging in vollem Ritterkostüm, jedoch in spanischen weißen Tricots, vor der Gardine im Proscenium stolz auf und nieder. Anderes Personal ließ sich nicht entdecken. — Es trommelte wieder, daß uns die Ohren gellten, und ich bemerkte jetzt den Trommelschläger, der ebenfalls auf dem Proscenium, in der schwarzen Rittertracht des Grafen Estavayel, stand. Indessen

ging das Stück noch nicht an, wohl aber traten wieder einige Vorwitzige gleich uns in den dunkeln Schacht des Hauses und stolperten eben so wie wir über die Bankklippen, bis sie einen Ankergrund ertappten. Von draußen aber hörten wir die Stimme des schwarzen Hanswurstes hereinschallen, die da rief: „Jetzt, Kinder, jetzt gehts an! In diesem Augenblick! Eilt, daß Ihr nicht zu spät kommt!“

Dies gab uns drinnen wieder Muth und Hoffnung. Da aber, nachdem die eben eingefangenen Unglücklichen im Netz festsaßen, und keine andere Fliegen hineinflogen, die Trommel schwieg, und Johanna bei ihrem ruhigen Spaziergange auf dem Proscenio blieb, merkten wir wohl, daß es mit dem Trommelschlag sey, wie mit dem Blasen der Postillons bei der Schnellpost, nicht gar zu eilig und ohne Wirkung, bis die dritte Salve ertönt sey. Dies geschah jetzo, und nun wurden wir erlöst! Draußen riefen der Schwarze und der Weiße: „Jetzt, jetzt, diesen Augenblick, sonst kommt Ihr zu spät, geschwind, spute Euch. Brave Junzens! Drei Schilling ist ja gar kein Geld! Heran! Heran!“ — Es wurde ein neuer Schub Kunstverehrer und Enthusiasten für das höhere Schauspiel hereingetrommelt, die alle, wie die ersten, früher zu Falle als zu Sitze kamen. Johanna von Montfaucon kümmerte sich gar nicht darum, sondern sprach mit

ihrem Eheherrn, dem Trommelſchläger Grafen Eſtavayel. Doch die alte Frau neben uns rief: „Nein, das halte ich nicht aus! Nun trommelt es ſchon zum ſiebentenmale, und noch immer geht es nicht an! Ich laſſe mir mein Geld wiedergeben!“

Zum ſiebentenmale! Nun war uns das Räthſel gelöſt! Es wurde getrommelt bis der Schuppen voll war! Wir hätten bis Abend ſitzen können, ohne Kotzebues claſſiſches Werk zu genießen. Sollten wir gehn, ſollten wir bleiben — da that ſich uns wenigſtens ein Schauſpiel dar, auf das wir nicht gehofft hatten. Ich habe von Johannas ſchönen Tricots geſprochen; man kennt das Loos des Schönen auf der Erde, es hält nicht nur nicht ewig vor, ſondern ſogar nur ſehr kurze Zeit. Den Tricots war es eben ſo gegangen, der Zahn der Zeit hatte eine Maſche darin zernagt, und ihre Senſe eine ganze Reihe aufgetrennt; ein Leck von anſehnlicher Länge und Klüftung hätte die ſchöne tugendſame Johanna vielleicht in Verlegenheit gebracht, wenn ſie verlegen geweſen wäre. Sie war es aber nicht, ſondern bat ohne Umſtände ihren Ehegatten Eſtavayel, die Trommel wegzulegen, und den Schaden mit einer Nähnadel, die ſie ihm darreichte, auf der Stelle zu repariren. Die Innigkeit des ehelichen Verhältniſſes, däucht mir, rechtfertigt ein ſo vertrauliches Anſinnen vollkommen,

und daß es auf dem Proscenio, nicht in der Garderobe geschah, ist doch wohl nicht Johannas Schuld, sondern nur die des Hallunken von Baumeister, der bei dem Theater nicht an das Nothwendigste gedacht hat*).

Genug, Estavayel war ein guter Ehemann und Herkules; konnte er nicht spinnen, so konnte er doch nähen, Johanna-Omphale reichte ihm die eingefädelte Nadel, wandte ihr Antlitz weg — denn die laesio enormis fand nicht in fronte Statt, — und der Trommelschläger nähte so flink — ob überwendlich, oder eine Steppnath, oder mit Hinterstichen mußte Johanna am Besten wissen, ich kanns nicht beurtheilen — wie die neuerfundenen englischen Nähmaschinen.

Wir fanden, daß dieses Schauspiel für drei Schilling nicht zu theuer erkauft sey, und gingen, ohne den ersten Aufzug, der nach diesem Zuzug doch endlich beginnen mußte, abzuwarten.

Draußen riefen wir: „Es lebe die Kunst!" und ich recitirte laut einen alten Vers von mir, zu dem

---

*) Ungefähr wie man in einem Residenz-Concertsaal auch die Hauptsache, das cabinet d'arrangement für die Sängerinnen, vergessen hatte (in einer ebendasigen Kirche sogar das für die Geistlichen, die Sakristei), und es aus einem Raum nachträglich herstellte, der wahrlich noch weniger geziemend war als ein Proscenium.

ich mich gerade jetzt äußerst lebhaft angeregt fühlen mußte:

Wahrhaftig ist die Kunst allein!
Kein Opfer bringst Du ihr vergebens,
Und in den herbsten Trank des Lebens
Mischt sie dir Nektartropfen ein!

Letzte Bergfahrt.

So gestärkt, ausgeruht und erhoben beschlossen wir, den Hamburger Berg weiter zu ersteigen, oder vielmehr in sein Inneres einzudringen; denn da es allgemach dämmerte, war dazu der günstige Zeitpunkt, indem man die großen Hamburger-Berg-Bergwerke, so gut wie die andern, am Besten bei Fackelschein befährt, und das Tageslicht draußen einem folglich sehr wenig Nutzen bringt.

Ich lache innerlich über den Leser, der jetzt ernsthaft denkt, nun gehe es an die versprochenen Erzstufen, und hofft einen Kubikfuß Golderz, oder gar einen Robinsonschen gediegenen Goldklumpen, mindestens einige Centner schwer, wegzutragen, als Frucht seiner Lektüre; er irrt sich. An die Erzstufen komme ich erst in dem dritten Theil dieser Reisen, und vollends gediegenes Erz, oder überhaupt Gediegenes findet

er im ganzen Buche nicht. Er paſſe nur auf die Kritiker, die es ihm ſchon ſagen werden, wenn er es noch nicht ſelbſt gemerkt hat. —

Der Weg zum großen Einfahrſtollen in die inneren Berggeheimniſſe geht an verſchiedenen ruſſiſchen Schaukeln vorüber. Mehreres Ruſſiſche in K liebe ich durchaus nicht, als Klima, Kantſchuh, Knute u. ſ. w.; allein z. B. dem Kaviar, wenn ich ihn nicht mit einem C ſchreibe, und manchen Dingen in andern Buchſtaben, als den ruſſiſchen Schaukeln, muß man Gerechtigkeit widerfahren laſſen, beſonders als empfindſamer Reiſender.

Da eben die Abendſonne über die Elbe her ſchien, und die letzten röthlichen Strahlen auf erhöhte Gegenſtände, Maſt- und Thurmſpitzen, Schornſteine u. dgl. mehr warf, ſo vergoldete ſie auch die Sitze der ruſſiſchen Schaukeln, welche gerade durch den Culminationspunkt gingen, und zeigte uns von Sekunde zu Sekunde ein in Lüften ſchwebendes vergnügtes Paar, einen Matroſen mit ſeiner Schönen, die ſich über das Gewühl der Erde erhoben in dieſen purpurnen Abendäther. Es war ſehr hübſch, ſage ich trivial aber wahr. Die buntbebänderten Hüte der Matroſen, die ſie ſchwenkten, — die blanken Kopfzeuge der Mädchen (man trägt hier noch mitunter jene glänzenden Silberzindel an den Mützen der Dienſtleute oder Bäue-

rinnen, die Jeder, der mit mir Kind war, gewiß einſtmals wunderſchön gefunden), die wehenden, flatternden Tücher, Bänder, — auffliegendes Lockenhaar — das Jauchzen und Jubeln, — das luſtige Mühlraddrehen der Schaukler — der Beifallslärmen des Volks rings umher — Alles ſchlug den lauteſten Accord der Fröhlichkeit an. Die Seeleute lieben dieſe Vergnügung vorzüglich, weil ſie etwas mit ihrem Kletter- und Luftſpringergewerbe gemein hat. Schwebt der Schaukelſitz des Matroſen oben, ſo dünkt er ſich im Maſtkorb zu ſitzen, und läßt, den Hut ſchwenkend, oder gar emporwerfend, und ſein Mädchen vor allem Volke küſſend, weitſchallenden Schiffsruf ertönen. —

Doch ich habe wirklich nicht Zeit bei den ruſſiſchen Schaukeln ſtehn zu bleiben, ſondern muß weiter. Hat man den freien Platz überſchritten, wo ſich das Hauptgetümmel des öffentlichen Berglebens condenſirt, ſo gelangt man an einige beſcheidene Häuſerreihen, die ſich in rechten Winkeln ſchneiden. Dies iſt der Wohnplatz der ausgelaſſenſten, wildeſten Bergfreude, die coloſſale Fresco-Abbildung der Salons. Ich habe es bei meinen holländiſchen Skizzen nicht verſäumt dem Leſer zu ſchildern, was ein Muſico zu Amſterdamm und Rotterdamm iſt; hier kann ichs ausführlicher wiederholen. Dieſe Säle, Häuſer, Höhlen oder wie man ſie ſonſt nennen mag, ſind die Hamburger Muſicos. Wären ſie nichts

weiter als die Stätte ungezügelter Luſt, wir gingen daran vorüber, ohne unſern Antheil an der Verpflanzung und Verbreitung dieſes wuchernden Unkrautes zu übernehmen. Aber ſie ſind doch auch etwas Andres. Es iſt nicht blos der nackte, wüſte Sinnentaumel, der in dieſe Wirbel führt, ſondern die Phantaſie, der keckſte Grotesk-Humor des Volkes, hat ſich hier Formen der Freude geſchaffen, die freilich ungemeſſener, ſchroffer, greller und wilder ſind als die unſrer verfeinerten, geſelligen Vereine, aber dafür auch den Menſchen ganz geben wie er iſt. Keine Spur der Gleißnerei, der Bemäntelung, jenes glatten Firniſſes, mit dem ſich vornehme Entartung, Ausſchweifung und Nichtswürdigkeit zu übertünchen weiß! Dreiſte, rohe Ueberſchreitung des Sittengeſetzes, die aber auch nicht um ein Haar weiter greift als ſie ſich darſtellt. — Ich hatte ſo meine eignen Betrachtungen über die Muſicos ſchon in Holland; ſie wiederholten ſich hier. „Hm," dachte ich nämlich, „hier ſiehſt Du zwanzig, dreißig, funfzig Matroſen mit wilden, glühenden Dirnen tanzen und jubeln. Jeder küßt und umarmt ſeine Tänzerin nach Gutdünken, keiner hat ſeiner Wünſche ein Hehl. Grogh und Punſch haben das Blut erhitzt, lange Entbehrung unter den abhärtendſten Anſtrengungen die trotzige Kraft der Sinnlichkeit angeſtaut bis zum vollen, überſchwellenden Strom.

Hier bricht er durch, braust über den Damm, fast unwillkührlich, ohne künstliche Aufreizung, eine freie, ungezähmte Naturkraft, der keine höhere Anschauung der Seele die unsichtbare aber mächtige Fessel anzulegen vermag. — Wenn Du nun vergleichst, — dieser Du bin ich, der, wie ich oben erzählte, so seine eignen Gedanken über die Musicos hier auf dem Hamburger Berge wiederholte — wenn Du, sagte ich zu mir selbst, vergleichst, was Du in den glänzenden Tanzsälen der Residenz gesehen und gehört hast, ist denn das hier so viel schlimmer? Ist es denn überhaupt schlimm? Ist es nicht vielleicht sogar besser? — Wie oft, wenn Du unter dem Schwarm dieser jungen Thoren und Gecken standest, welche die Paare der Tänzer mit frecher Sprache des Blicks verfolgten, wie oft hörtest Du da das Empörendste aussprechen in Beziehung zu entweder heimlich gleichfalls verderbten, oder gar zu völlig arglosen, holden Jungfrauen, die sich in Beschämung vernichtet gefühlt haben würden, wenn der Gedanke, dem sie zum Gegenstande dienten, plötzlich Verständniß für sie gewonnen hätte. Ist nicht Beides, das geheime Begegnen verderbter Wünsche unter dem Schleier scheinheiliger Sittsamkeit, wie das nichtswürdige Beflecken heiliger Jungfräulichkeit durch frevelnde Vorstellungen, viel tiefer mit schleichenden Giften des Lasters durchdrungen, als der offene Trotz

der Sinnenlust, der sich auf diesen Tummel- und Taumelplätzen wilder Freude kund thut? — Niemand wende mir ein, daß dort wenigstens die Schaam ihren Priesterschleier nicht frech abreiße, sondern die verödete Schwelle der Tugend hüte: denn die Schaam, welche äußere Verhältnisse berechnet, mißbraucht ihren Schleier um das Laster einzuhüllen, daß es heimlich genieße, und so sich der Strafe der Verachtung, die ihm folgt, entziehe. Aeußerliche Verhältnisse werden auch auf der Tenne der bacchantischen Lust geachtet, nach Maaßgabe der Stufe, auf welcher die Geselligkeit überhaupt hier steht. Der Zuschauer sieht nichts als einen wilden Tanz mit Jubel und Geschrei, wobei die Tänzerin nur etwas rascher geschwenkt und zuweilen geküßt wird, wie wirs an ländlichen und Volksfesten ohne alles Arg erblicken. Nur das Wissen um ein Mehr färbt diese Lust im Volkston anders. In unsern von conventionellen Formen dicht eingehegten Tanzsälen dagegen —"

„„Nein, Du empfindsamer Reisender, es ist nicht auszuhalten! Jeder vernünftige Leser muß Dir zurufen, daß Du ein Narr oder Verläumder bist. Durch welche spitzfindigste Sophismen bildest Du Dir wohl ein auch nur einem Einzigen von uns, und wäre es der unerfahrenste Tropf, den Glauben beizubringen,

unsre Residenz-Bälle seyen solche Giftlaboratorien des Lasters, daß wir am Ende besser thäten, unsre Töchter auf den Hamburger Berg zum Tanze zu führen, als auf einen Familienball zum Geburtstag der ältesten Tochter eines Geheimenraths, oder Generals! Nein, Guter, Du bist auf Deinem Hamburger Berge wahrlich etwas aus dem Geleise der Vernunft gekommen, oder hast, wie Dirs schon öfters begegnete, zu viel Grogh getrunken. Wir Alle sind doch jung gewesen, und haben getanzt, und prächtig ruhig danach geschlafen, oder wenns nicht so war, so floh uns doch wahrlich der Schlaf nicht aus Gewissensangst. Meinst Du aber gar, daß wir gleich als abgehärtete Verbrecher die Einleitungs-Polonaise getanzt hätten? Es ist ordentlich ärgerlich, daß man Dir nur antwortet. Denke besser von unsern Tanzsälen oder bleibe weg!""

„Nun, nun, nur nicht so gewüthet! Das Wegbleiben soll mir nicht allzuschwer werden, da meine Tanzschuhe längst im Staube der Polterkammer verschrumpft sind; aber was rasest Du denn so unbändig gegen mich los?" —

„„Unsre Tanzsäle — denn ich habe auch schon Bälle gegeben und weiß es daher genau, — sind keine Musicos!""

„Ich weiß es, und habe es auch nicht behauptet. Allein ich behaupte, daß in unſern Tanzſälen ſich häufig Gedanken und Geſinnungen vernehmen laſſen, die tief unter denen in den Muſicos ſtehen. Ich will wahrlich dieſe nicht lobpreiſen, aber Ihr ſollt Euch nur nicht ſo hochmüthig breit machen mit Eurem Beſſerſeyn, die Ihr, bei tauſend Anweiſungen, Motiven und Erleichterungen beſſer zu ſeyn, oft viel ſchlechter ſeyd als der Matroſe im Muſico, ja, als die Tänzerin darin. Fragt einmal nach, wie viele von Euch, unter gleichen Lebensverhältniſſen von Jugend auf, wie die dieſer wilden Söhne und Töchter der Freude, ſich frei von ihren Verlockungen gehalten hätten? Wenn Du, ſtolzer Redner, Matroſe geworden wäreſt, ſelbſt ein Matroſenſohn, glaubſt Du, Du wäreſt ſo viel beſſer als mein luſtiger Jack, der eben in den Saal tritt, und den ich mit Freuden wiederſehe, nach der großen Affenſchlacht, wo wir Alle verſprengt wurden?"

„„Gott ſey Dank daß Jäck da iſt, nun, hoffen wir, wirſt Du wieder erzählen und nicht moraliſiren!""

„Erſt ſage mir, ob Du glaubſt, Du würdeſt viel beſſer geworden ſeyn als Jack, wenn dieſelben Conſtellationen der Geſtirne bei Deiner Geburt geſtanden hätten wie bei ſeiner?"

„„Nun, wenn der Jack ſonſt ein braver Matroſe iſt, ſo will ich von mir nicht behaupten, daß ich nie in einen Hamburger-Berg-Salon gegangen wäre.““

„Und giebſt Du auch zu, daß ſo manche unſrer geſchnürten, liebäugelnden Tänzerinnen, die mit zehn Lieutenants und Referendarien zugleich kokettiren, für jeden Finger ein Viertelduzend Ringe, für jeden Ring einen Liebhaber haben, nach keinem Ball etwas Andres denken als an das Kleid für den nächſten, Abends mit dem Gebet zu Bett gehen: „Herr mache mich zu einer reichen, reichen Frau!“ und Morgens mit dem Gebet aufſtehn: „Erhalte mich jung und ſchön und mir meinen Liebhaber!“ (der Hauptunterſchied zwiſchen mir und mich, den eine ſolche Schöne macht) — die gelb werden, wenn ihre Buſenfreundin einen neuen Shawl bekommen hat, und blaß und ohnmächtig, wenn es gar ein türkiſcher war — die endlich einen braven, reichen oder gut beſoldeten Mann durch ſüßtönende Worte, beſcheiden geſenkte Augen, durch Klingeln mit einem Bunde Wirthſchaftsſchlüſſel und tauſend andere Künſte mehr ins Garn locken, und ihn unglücklich machen von dem Augenblick an, wo ſie die Pflicht haben ihn glücklich zu machen, die“ —

„„Hilf Himmel, welch eine Periode!““

„O, ſie kann leicht ſechs Seiten lang werden.“

„„Gott bewahre uns davor! Sieben Sokrateſſe hätten ja an ſolch einem Exemplar von Ehegattin zu ſchleppen!““

„Läugne mir — auf Pflicht und Gewiſſen! — daß es dergleichen giebt? —“

„„Nun, es giebt, ja, aber doch nur wenige!““

„Ich wills hoffen; doch dächte ich, ich hätte auf jedem mäßiggroßen Ball eine oder einige entdeckt.“

„„Das will ich nicht geradezu abſchwören.““

„Nun, und glaubſt Du, daß ſolche Tänzerinnen unter gleichen Schickſalsſternen mit denen hier auf dem Hamburger Berge auch Tänzerinnen hier geworden ſeyn könnten?“

„„Auch das möchte ich nicht ganz zurückweiſen!““

„Nun denn! Was meinſt Du? Ob vor dem Auge, das Alles ſieht, nicht genug elegante Hamburgerinnen auf dem Jungfernſtieg gehen und fahren, Berlinerinnen unter den Linden und im Thiergarten, Wienerinnen im Prater, der Qualität, um in jeder Stadt drei, ſechs, zehn Hamburger Berge damit zu füllen? Von Paris und London will ich ganz ſchweigen! Doch ſollte Mahadöh zum ſiebenten Male auf unſern europäiſchen Continent kommen, um die Promenaden unſrer Großſtädte, ihre Tanzſäle voll esprit, Converſation, Bildung und Tugendgepränge zu durchwandern, und

die Hamburger-Berg-Rekruten mit dem Götterauge herauszuheben — wir würden uns verwundern, welch eine Schaar ihm folgte!"

„„Gut, gut, meinethalben — aber wozu das Alles!""

„Damit wir nicht zu hochmüthig seyen, und auf das wilde Treiben dort als auf den Schwefelpfuhl der Hölle herabsehen mögen, mit dem wir keine Gemeinschaft haben, ja dessen bloße Betrachtung uns schon entwürdigt. Freilich der weibliche Theil ist hier der schlechtere (in unsern eleganten Sälen ist es hoffentlich der männliche), aber die ballustigen Tänzer, die hier laut jauchzend mit dem Absatz den Boden stampfen bei ihren Lieblingstouren, die ganze Krüge voll Grogh in ihren Hals und ganze Hände voll Silber in den Schooß ihrer Tänzerinnen schütten, — diese Jacks, Johns, Williams, Atkins, Peter, Wilhelm, Christian, Hans, und wie sie Alle heißen, diese sind trotz alle dem noch ganz wackere Kerle, die bei keinem Sturm auf offenem Weltmeer verzagen, vor einem aufgähnenden Kanonenmund nicht zittern, treu zusammenhalten in Noth und Tod, von ihrem Führer nicht lassen, kurz, die arbeiten wie die Stiere und Muth haben wie die Löwen, ganze, tüchtige, vollwichtige Männer, zehnfach schwerer als unsre Ballsaalspreu von Schwarz-

fracken! — Und die Dirnen — freilich der Auskehricht der Menschheit, — doch auch im Kehricht findet der, welcher sucht, wohl hier und da etwas, dem nur der Zufall, nicht der Werth, diese niedrigste Stelle des Daseyns anwies." — —

Aufhängen aber soll man mich auf der Stelle, wenn ich mich auch nur in eine einzige solcher phantasmophilanthropischen Untersuchungen praktisch einlasse; und bei den Beinen hänge man mich, wenn ich nun nicht alles Raisonnement über Bord werfe, und mit vollen Segeln gerade auf die Beschreibung los steuere, die (es sey vorausgesagt, damit sich der Leser nicht täuscht) die wahre Maus des kreisenden Chimbarazzo ist, die hier zu Tage kommen wird; denn sie hängt sich so kurz an diesen langen und langweiligeren Vorderleib von Betrachtungen wie der Schwanz eines gestutzten Pudels. Mein Glück ists, daß ich auf Jack stoße, der es mir ungleich leichter macht. Er bricht mit fünf oder sechs seiner lustigen Gesellen (wohin sich die übrigen zerstreut haben, wird schwerlich irgend ein Leser dieses Buchs erfahren) in die Thür des nächsten Hauses ein, aus dem Tanzmusik erschallt. „Goddam!" ruft er laut, „jetzt wollen wir sehen, ob Pey, der Brummbaß, Recht hat oder nicht! Wir wollen sehen, ob die Jeannette mit Jack tanzt!

Alt-Matrose auf einem dreimastigen Ostindienfahrer mit Doppeldeck! Wir wollen sehen!" —.

So riß er die Thür auf, und wir standen im Tanzsaal.

Heißa, Juchhe! Hier geht es lustig her! Eine Dunst- und Tabakswolkenschicht umgiebt diesen Freudenhimmel so gut wie den Olymp! Es läßt sich mit einiger Uebung aber doch Vieles erkennen, denn an blitzenden Lichtern fehlt es nicht, und die Tabakswolken ziehen, wie man mir sagt, nur als Contrebande aus den Seitenzimmern in den Saal. Es giebt Gesetze dagegen, sie werden aber nicht gehalten. Schon einem Volke Gesetze zu geben ist schwer, vollends aber zehen zugleich, was hier nothwendig wäre, wo Portugiesen, Spanier, Engländer, Italiener, Deutsche, Franzosen, Amerikaner, Holländer, Norweger, kurz, kaltes und heißes Blut, Phlegma und Sprit, Platzraketen und Erdklöße, nach einer Pfeife tanzen sollen. Die Solone und Lykurge werden noch erwartet, die den respectirten Codex für eine solche Völker-Ollapotrida entwerfen.

Hier zechen der deutsche und norwegische Seefahrer an einem Ecktisch aus mächtigen Gläsern schweren Pontak, und rauchen dazu wie der dampfende Hekla und Vesuv. Der Spanier daneben läßt nur eine leichte Cigarre dampfen, und erquickt sich an seinem

Glaſe Malaga, das er ſelbſt geliefert. Die Rothmützen dort ſind Calabreſen; ſie machen hier ſo viel Lärmen wie auf dem Molo zu Neapel. Alt-England hat inzwiſchen, wie zur See, ſo auch hier die Uebermacht. Ja es herrſcht auch zufolge der ewig legitimen Dynaſtie des Geldes am mächtigſten. Die Trinkgruppen ſind jedoch nur die Basreliefs, mit denen ſich die Wände umziehen; das Hauptfeld nehmen die Tänzer und Tänzerinnen ein. Da die Muſik eben ſchweigt, ziehen ſie nur luſtwandelnd durcheinander. Sind wir auf einem Maskenballe? Eine ſtattliche Sultanin, mit Wangen wie Roſtocker Aepfel, geht am Arm eines ſchwarzjäckigen Midſhipman einher; dort naht ſich eine Mohrenfürſtin, hier eine, die Kaiſerin von Trapezunt ſeyn könnte, was ihren Putz anlangt. Wenigſtens trägt ſie Ohrgehänge wie die Knoben eines Dreideckers, und eine Halskette wie ein Ankertau. Andere Schönen ſehen weniger redoutenhaft aus, laſſen es aber doch an Scharlach, Papageigrün, Rauſchgelb und andren ähnlichen Farben nicht fehlen. Nie in meinem Leben ſah ich einen ſo bunten Ballſaal! Das Einzige was dieſen Grotesktänzerinnen fehlt, — iſt Tugend, — nein, nicht völlig das Einzige, der verwünſchte Reim auf Tugend, der ſich gar zu ſelten damit verträgt, geht ihnen gleichfalls ab, und von Grazie iſt auch eben kein Ueberfluß zu bemer-

ken, es ſey denn daß Ueberfluß ſelbſt Grazie würde. An Fleiſchmaſſen nämlich fehlt es nicht; natürlich, denn die Jacks ſind keine Amoretten, und können mithin keine Pſyche umarmen; dergleichen Dingerchen zerbrächen dutzendweis unter den Liebkoſungen der Hände, die gewohnt ſind das große Bramſegel im Sturm zu handhaben, und den Anker aus dem zäheſten Lehmgrunde aufzuwuchten.

Hilf mir, Apoll — ich ſinke zuſammen! Eine ganze Batterie Trompeten ſchmettert mich nieder! Briche die ganze ruſſiſche Cavallerie vom Kaukaſus bis zur Newa hier herein? Hilf mir, Apoll, ich erliege! —

Es iſt die Introduktion eines Straußiſchen Walzers, die eben beginnt. Ich ſehe Jack wie einen Leopard mit einem Luft-Freudenſprung an mir vorbeiſchießen! Was Teufel! Der verwegene Kerl packt die Kaiſerin von Trapezunt ohne Umſtände um den Leib und ſchwingt ſie dreimal im Kreiſe um ſich herum, bevor ſie nur zu Athem kommt. „He, Jeannette!“ ruft er aus, „habe ich Dich in Schwung gebracht? Nun wollen wir zuſammen tanzen als ob der Nordweſt hinter uns drein pfiffe. Muſik! Friſch, vorwärts!“

Alſo das war die luſtige Jeannette? Je nun, Jacks Geſchmack geht ins Coloſſale. Er liebt ſechs-

füßige Frauenzimmer und sechszöllige Gläser! Die Beherrscherin von Trapezunt ihrerseits verschmäht diese letztern auch nicht, denn um sich zum Tanz zu stärken trinkt sie eine Portion Grogh aus, die ihr Jack im Humpen gelassen hat, und freundschaftlich darbietet; ein Quantum, womit ich sämmtliche Damen eines vollen Subscriptionsballes in Berlin benebeln wollte. Jetzt hat Jack die Anker gelichtet, die Segel aufgespannt, er paßt auf den Takt wie der Steuermann auf eine Windgalle, — nun setzt er an, nun gehts los. Da — der verdammte Eisbär wird doch nicht Recht haben und etwa gar ein Prophet seyn? — tritt ihm ein baumlanger Landsmann entgegen und läßt den ansegelnden Jack gegen ihn anlaufen wie auf ein Felsenriff. „Stop!" schreit der Goliath, und reckt einen Weberbaum von Arm vor: „Wohin solls? Der Tanz ist mein!"

Jack ist der Mann nicht, der seinen Mann nicht stände. „Links weg gesegelt, oder ich bohre Dich in Grund, Du langes Bogspriet! Vorwärts, Jeannette!"

Der Gegner aber versteht keinen Spaß; er setzt alle Segel bei und schießt mitten zwischen Jack und Jeannette hinein, wie Nelson in die Franzosen. „Es lebe Alt-England! Hängt mich, wenn ich ihm den Tanz ablasse!"

Zwei Sekunden und die Seeschlacht ist im Gange; doch altenglische Seefahrer halten zusammen; sie können kein Bruderblut unnütz versprützen sehen. Sogleich ist daher ein Kreis um Beide gebildet, der die erbitterten Kämpen auseinander reißt. Eine Jury und ein Schiedsgericht werden angesetzt, durch ganz einfache Form, indem Jeder so laut schreit und brüllt als möglich. Endlich nach einer Viertelstunde, bei der es hergeht wie bei den letzten Parlamentswahlen, kommt man zum Spruch. Jeannette selbst soll entscheiden, wem sie den Tanz zuerst versprochen. Es ist der lange Midshipman! Tod und Teufel, Jack erblaßt, er ballt ingrimmig die Faust, — was wird er jetzt Entsetzliches beginnen!

„So hol Euch alle beide der Satan — kommt, Jungens, so wollen wir saufen!" schreit er, und dreht um; aber er dreht nochmals um und schreit: „Tanzt daß Euch die Knochen brechen! Eine Bowle Grogh!" — „Jack for ever!" brüllt der Chor, und der Krieg ist vorbei.

Aber im Saale tummelt man sich. Die Trompeten überschreien das Geschrei, das Geschrei die Trompeten. Jeannette jauchzt, wenn ihr Midshipman sie so umschwenkt, daß sie mit den Füßen die Umstehenden streift statt des Bodens! Die Mohrinnen wirbeln durch die Tabak- und Staubwolken wie schwarze

Dämonen; die Türkin tanzt mit einem Norweger, und ihre Wangen glühen faſt ſo wie ſeine Weſte; die gelben, rothen, grünen Prachtkleider ſchwimmen durcheinander wie ein Farbenkreiſel; die Luft wird ſchwül, drückend; die Mädchen werfen die Tücher ab, denn das Blut wallt und ſiedet ihnen in Bruſt und Wangen, daß ſie pochen und glühen. — Sie raſen im Tanz wie Mänaden, das Tempo wird immer ſchneller, die Paare ſtürmen aneinander vorbei, mit Jauchzen und Juchhe. — O weh, da ſtürzt ein Paar! Es iſt die Königin von Trapezunt, — Jeannette! Das nächſte Paar ſtolpert über das liegende, im Augenblick liegen drei, ſechs auf dem Boden, oder werfen ſich muthwillig darüber hin, es entſteht ein verworrener Menſchenknäuel, den die jubelnden Helfer und Retter, die ſich herandrängen, noch vermehren. Die Tänzerinnen werden herausgezogen, auch Jack iſt herbeigeſprungen und faßt (es iſt gewiß Rache des Tollkopfs) ſeine Jeannette beim Fuß, daß ihm der Schuh in der Hand bleibt. Sie tobt und ſträubt ſich ſchreiend; darauf packt er ſie am Kopf um ſie aufzurichten, verwirrt und zerſauſt ihr aber dabei die Friſur ſo bis in die Wurzeln hinein, daß ſie Kämme, falſche Flechten und alle Kronjuwelen verliert. Das iſt zu viel; ſie kreiſcht auf als ſtecke ſie am Spieß, und fährt wie eine wilde Katze nach Jacks ſchwarzen Haaren,

um in dem natürlich wilden Waldwuchs derselben wo möglich noch eine größere Verwüstung anzurichten als er in ihrem Locken-Kunstgarten. Doch der gewandte Scheim schmiegt sich geschickt unter den Wind, und ist ihr mit einem Satz aus der Schußlinie. „Ha, ha, ha!" jubelt er laut, „seht doch das abgetakelte Wrack dort, Segel und Tauwerk sind heruntergefegt und schlottern lumpig über das kahle Deck, und hart am Kiel hat es auch einen Leck (den verlornen Schuh!), daß es nicht mehr Fahrt halten kann!" Der Matrosenchor aller Nationen, ja selbst Jeannettens Tänzer, stimmt in den Spott-Jubel-Chor mit ein; doch zumal ihre noch im unzerstörten Putz stolzirenden Colleginnen umschwärmen sie wie die Pfauen die gerupfte Krähe. — Sie ist endlich zum Rückzug gezwungen, und verschwindet aus dem Saale, wo der Vorfall als ein ganz gebräuchliches Intermezzo eben so rasch vergessen ist als er sich begeben hatte. —

Nur Jack scheint Mitleid zu fühlen, denn, wie sehr sie ihn beleidigt hat, sie bleibt doch seine lustige Jeannette; und überdies ihren Schuh, den er in die Tasche gesteckt, muß er ihr doch zurückgeben. Er segelt ihr also nach; nach einiger Zeite kehren beide Arm in Arm zurück, der Friede ist geschlossen — alle Bedingungen sind Geheimartikel — und wird durch einen wilden Tanz gefeiert. —

Doch nach und nach ändert ſich die Scene. Die Tänzer ſind müde; ſie ſetzen ſich zumeiſt; die glühenden Mädchen, an denen Alles pocht und fliegt vor Erhitzung vom Tanz und Punſch, finden gleichfalls den Ruheplatz auf dem Schooß der Tänzer gemüthlicher als in dem Drillhaus der Wirbelwalzer. Nun beginnen zarte Neckereien, der Minnedienſt dieſes Liebeshofes. Hier darf der Maler nicht mehr treu bleiben, denn er muß die Grenzen kennen, die Natur und Kunſt ſcheiden. Wäre es ihm auch erlaubt noch manchen tollen Uebermuth zu ſchildern, den Punſch- und Geldfülle ausheckten, daß z. B. Jack auf ſein Commando alle Mädchen eine große Ronde tanzen läßt, daß man die Tiſche zuſammenſchiebt und auf dieſer erhöhten Bühne halsbrechende Touren ausführt, daß die Männer eine Art Gnomentanz unter ſich zum Beſten geben, daß der Teufel den langen Midſhipman reitet, die große Pyramidentour der Kunſtreiter hier im Kleinen nachahmen zu wollen, und die verſöhnte Jeannette die Spitze bilden muß, während er und Jack ſich als Baſis mauerfeſt unterbauen, und dann einen Triumphmarſch durch den Saal beginnen, — wäre ihm dies und noch vieles Andre erlaubt, er würde dennoch von der Erlaubniß keinen Gebrauch weiter machen.

Das Gemälde iſt, wenn nicht reich, doch voll genug. Kennern der Kunſt brauche ich es nicht zu ſagen, wohl aber vielleicht manchem Laien, daß ich zwar einige, aber nicht lauter Portraits in meine Rahmen gebracht habe. An einem Tage macht man nicht alle Studien der Hamburgerbergwerkswiſſenſchaft ſelbſt durch, doch Berichte Anderer und die combinirende Phantaſie — gewiſſermaaßen die Vergangenheit und die prophetiſch angeſchaute Zukunft — helfen die Geſtalten der Gegenwart vielfältiger miſchen und beleuchten. Ueberhaupt, da ich den Hamburger Berg nicht als ein Rohprodukt der Natur, ſondern als ein Kunſtprodukt der geiſtigen Induſtrie, beſcheidner nenne ichs vielleicht ein Literatur-Fabrikat, auf den Markt der Leſewelt, auf die Leipziger Buchhändlermeſſe, verführen mußte, ſo hatte die Phantaſie und Erfindungskraft daran ſo gut ihre Rechte wie überall in dieſem empfindſamen Buche. Genug, daß ich das Knochengerüſt der Wirklichkeit beibehalten habe; etwas Draperie und Staffage, das geheimnißvolle Ver- und Enthüllen, kann Niemand dem zünftigen Poeten ſtreitig machen. Er pocht hier auf ſein Recht, und ſucht den Recenſenten, die es ihm rabuliſtiſch anfechten möchten, im Voraus eine abwehrende Diverſion zu machen, vorzüglich wenn die Hamburger etwa mit topographiſchem Rüſtzeug wider ihn ausrücken ſollten,

und Vieles gelehrt berichtigen. Doch meine ich hier nur die ehrenwerthen, eingebornen Hanseſtädter, die ein ſittliches, literariſches und politiſches Bürgerrecht zugleich haben. Das ſeit einiger Zeit als ekle Wanzenbrut in Hamburgiſchen Zuchthaus- und Lazareth-Bettſtellen eingeniſtete Journaliſten-Geſindel kommt nicht in Betracht, zumal da es vielleicht bei dem Erſcheinen meines Bergſtücks ſchon ſo gut mit einem polizeilichen Reinigungsbeſen nebſt anderm Auskehricht der Geſellſchaft auf den Schub gefegt worden iſt, wie früher aus andern Städten. Viele freſſen ſich auch blos aus Hunger weiter im Lande herum. Von dergleichen Ungeziefer iſt überhaupt in der Literatur nur als von einer Gattung Notiz zu nehmen; Individuen bleiben ignorirt, und es giebt wie unter der Verbrecherhefe Sibiriens keinen Namen mehr bei ihnen, ſondern ſie werden Alle an einem gemeinſamen Brandmal erkannt, und nur durch eine Zahl unterſchieden. Wer Henker wollte auch bei Schmeißfliegen Perſonal-Juſtiz ausüben! Die Brut wird todtgeſchlagen, ſo weit es möglich iſt, der Ueberreſt bleibt in der Welt, damit doch auch der Begriff Ekel und Verachtung in ſeiner völligſten Schärfe ſubſtantiirt werden könne auf dieſer Erde. — O wie würde dieſe Race okulirt werden müſſen, wenn ſie nur ſo weit veredelt werden ſollte, daß ſie mit der weib-

lichen Zunft des Hamburger Berges an Werth und Ehre concurriren könnte! —

Doch was iſt das? Da ſieht man wohin Verirrungen führen! Es war ſchon eine ſtarke Licenz, daß ich mir geſtattete den Hamburger Berg zu beſteigen und meine Leſer dahin zu führen. So weit ſoll es aber doch nicht mit uns kommen, daß wir uns auch in dieſen Schlamm verſenkten! —

Ueberdies es ſchlägt Mitternacht, die Polizeiſtunde des Hamburger- und des Muſenbergs. Der Wächter ſtößt ins Horn und ſingt ſeinen Vers; ſelbſt Shakeſpear, Göthe und Schiller liefern mir hier keinen paſſenderen als er:

Nehmt Euch in Acht mit Feuer und Licht,
Daß ja kein Schaden geſchicht. —

Ja, ja, man ſoll nicht mit Feuer ſpielen, — nicht den Teufel an die Wand malen, — nicht auf den Hamburger Berg excurſiren, — wenigſtens endlich zu Haus gehen, wenn man ſo lange dort geweſen iſt!

Haarburger Intermezzo und Rubens.

Ich ſchöpfe Athem! Ich bin jenſeit der Elbe (oder diesſeit, je nachdem meine Leſer wohnen), ich

ſehe Hamburgs Thürme nur im grauen Nebelflor hinter mir!

— „Nun, nun, weshalb denn wieder ſo exaltirt? Hat Hamburg Sie ſo ſehr gequält, weshalb reiſten Sie nicht längſt ab? es wäre unſer aller Vortheil ge —"

Et! Nur keine Injurien gegen mein Buch! Die werden Andre ſchon ſagen. Aber ja, Hamburg hat mich gequält, gequält durch Genüſſe! Iſt ein Mann ein Eichbaum? Ein Granitblock? Ein Erzgebirge? Wird er nicht müde, ſtumpf, zerbricht er nicht? Kann man — doch ich fühle es, ich werde verſtanden! — Ja, Du genußüberreiches Hamburg, Du Baum, der ſich unter Früchten beugt, Du mit ſtrotzenden Brüſten nährendes Hamburg, Du haſt mich überſättigt. Ich fliehe aus Dir um nicht zu unterliegen. Nordiſches Sybaris, wo Genuß und Kraft zum Genuß noch wetteifern, der Strom ſinnlicher Fülle brauſt nur zu reich in Dir! Wenigſtens dem Fremden, der zu Vieles zugleich kennen lernen will oder ſoll, ſchlägt die Fluth über dem Kopf zuſammen. Er ſehnt ſich nach Ruhe, — nach geiſtigem Anhauch in dieſer getümmelvollen Sinnenwelt. Ich will auch nichts weiter darüber berichten. Darum ſchweige ich von Wandsbecks klaſſiſchem Boden durch ſeinen Boten, von den Vierlanden und den friſchwangigen

Vierlanderinnen, vom Billwerder und seinem alt-französischen Garten, von hundert Elbfahrten, die man machen kann, von Pöseldorf und Herrn Professor Döbler, der mir daselbst begegnete, von Hamm und Horn mit 10000 schönen Landhäusern, von dem Krankenhause, welches so einladend ist, daß man bedauert gesund zu seyn, von Frühlings-, Sommer-, Winters- und Harvstehude nebst Hagedorns Eiche und Lieblingsspaziergang, — kurz, Theuerste, ich schweige von dreimal mehr Dingen, die ich gesehen und nicht gesehen, als wovon ich erzählte, — genug, ich schweige, erliege, flüchte und rette mich an das jenseitige Ufer, nach Haarburg.

„So viel ließe sich aus der Ueberschrift errathen; was aber Rubens in Haarburg zu thun hat, und wie er durch die bloße Copula an das Haarburger Intermezzo gebunden worden, bleibt uns ein etwas herbeigequältes Räthsel. Es wäre überhaupt zu wünschen, manche Schriftsteller schrieben natürlicher und fänden mehr als sie suchten!"

Die spitze Bemerkung, die ich im Sinne eines kritischen Lesers niederschreibe, macht mich gar nicht irre. Rubens hat in Haarburg viel zu thun; auf den Titel konnte ich aber nicht ohne höchstes Sprachungeschick schreiben: „Haarburger Intermezzo und Haarburger Rubens," sondern mußte einmal das „Haarburger"

weglaſſen; kann ich dafür, wenn mich der Kritiker nicht grammatiſch genug betrachtet hat? Er hätte meinen Satz ſo genau anſehen ſollen wie Luther folgenden lateiniſchen und lacedämoniſchen Brief Melanchthons, den dieſer ihm als Antwort auf einen ähnlichen ſchrieb, welchen er ſeinerſeits nicht verſtanden hatte und ich nicht kenne. Er lautet ſo:

Fari rebare scio sed fabare uescio. —

Das gehört aber nicht hieher, ſondern ich muß erzählen. In Haarburg iſt ein Poſthaus (So? Ei!), neben dem Poſthaus und gegenüber zween Wirthshäuſer (Immer merkwürdiger!), in einem derſelben, — mich ſoll der Teufel holen, wenn ich genauer bezeichne — kehrte ich ein (Erſtaunlich!) und wartete die Poſt ab (Erſchütternd!). Gleich auf der Hausflur kam mir eine volle, anmuthige Blondine entgegen, die — — —

„Nun, warum brechen Sie denn ab?"

Aha, mein Herr, So, Ei, Erſtaunlich und wer weiß was ſonſt noch, wird es Ihnen jetzt intereſſant? Warum bleiben Ihnen jetzt auf einmal die ironiſchen Interjektionen, mit denen Sie ſonſt ſo freigebig ſind, im Halſe ſtecken?

„Nun, und die hübſche Blondine? —"

Sie iſt eben der Rubens, den ich in Haarburg geſehen. Ein volles, friſches, in ſanften Wellenlinien

geschnittenes Gesichtsoval, blühende Rosen auf den Wangen, blaue Augen, und reiches, blondes Haar in Flechten und Zöpfen zierlich gewunden. So schwebte sie dem Ankömmling in der Hausflur entgegen, und bot ihm freundlich Aufnahme und Obdach. Dies wäre ziemlich alltäglich. Aber die hübsche, blonde Tochter des Hauses war nicht allein das, sondern anmuthig in Sprache und Wesen, und sprach sie gleich etwas viel, so sprach sie doch gut und liebenswürdig.

Als ich zu Tisch herunterkam, saß sie sorgfältiger gekleidet als zuvor, im Gastzimmer am Fenster. Hier war sie erst recht ein Portrait von Rubens, wie sie graciös über die Näharbeit gebückt, fleißig die Nadel und den hübschen Mund regte. Den Mund regte ich auch, indem ich ein Rebhuhn sauber skelettirte. Sie sprach mit einigen Herren, die hinter mir auf dem Sopha saßen, erzählte viel von Haarburg, Hamburg und Hannover, und endlich auch von Bremen, wo sie einen Bräutigam hatte. Verdammt! Ich kann es durchaus nicht leiden, wenn ein hübsches Mädchen die Braut eines Andern ist, und folglich eine Art Gelübde gethan hat uns übrige Männer sämmtlich uninteressant zu finden. — Im Aerger arbeitete ich an meinem Rebhuhn; die Herren hinter mir standen auf und gingen, vielleicht auch ärgerlich. —

Die Schöne nähte ſchweigend fort, ſah aber dabei ſo hübſch aus, daß ich es doch nicht laſſen konnte ein Wort an ſie zu richten, und ich fädelte daher folgenden Dialog ein, wo die einfachen Gänſefüße mich, die doppelten die Blondine vorſtellen.

„Sie werden nun bald nach Bremen ziehn?“

„„Bald? Das iſt noch zweifelhaft, mein Herr!““

„Gewiß wird jeder nächſte Termin ihrer Sehnſucht zu lang.“

„„Meine Sehnſucht nach Bremen iſt eben ſo groß nicht!““

„Nicht? Aber Ihr Bräutigam iſt doch —“

„„Leider in Bremen, ja.““ (Sie ſeufzte dab.)

„Haben Sie etwas gegen die Stadt?“

„„Ja, mein Herr! Ein altväteriſches, ſteifes und dabei ſcheinheiliges — nun ich will nichts Arges behaupten, aber Beurmann hat Recht, — ſo ſind ſie, wie er ſie in den Hanſeatiſchen Skizzen ſchildert!““

Ich erſtaunte über dieſes literariſche Citat; indem bemerkte ich, daß ein aufgeſchlagenes Buch auf dem Nähtiſche lag.

„Sie haben Beurmann mit Vergnügen geleſen?“

„„Mit dem allergrößten. Er hat mir aus der Seele geſchrieben.““

„Sie leſen überhaupt gern?“

„„Unbeschreiblich! Ein Buch geht mir über Alles! Hätte ich nur nicht so viel zu thun, und schölte die Mutter mich nicht, ich würde Tag und Nacht lesen. Halbe Nächte habe ich stehend gelesen, weil ich nur eben das Buch noch aufmachen wollte, und dann blieb ich dabei in der Stellung, in der ich mich gerade befand.““

Die Gänsefüßchen können einstweilen im Schriftkasten liegen bleiben, weil ich erst die Bemerkung einstreuen will, die weniger die Leser von Büchern als die Schreiber machen können, daß ein Autor ganz entzückt seyn muß über eine solche Leserin; sogar daß sie Braut ist kann er ihr verzeihen. Ich lächelte daher und sagte:

„Diesen Eifer finde ich sehr liebenswürdig. Aber lassen Ihnen denn Ihre Wirthschaftsarbeiten viel Zeit zum Lesen?“

„„Für meine Lust viel zu wenig; doch wenn man nur recht will, so findet man immer noch ein Stündchen. Sie können denken, daß ich viel zu thun habe; allein zehntausend Stück solcher kleiner Gurken (sie deutete auf die Pfeffergurken, die ich zum Rebhuhn gehabt hatte, und deren noch einige in der Assiette lagen) habe ich in diesem Jahr eingemacht, und zwar eigenhändig, und jede muß besonders sauber abgewischt werden! Aber dabei habe ich doch stets

Abends vorm Schlafengehen noch eine Stunde, und bisweilen zwei und drei gelesen, bis mein Licht ganz heruntergebrannt war. — Es giebt Bücher, von denen ich mich gar nicht losreißen kann.""

Wer nicht Autor ist weiß nicht, wie uns bei einem so generellen Literatur- und Literatenlob das Herz schlägt. „Es giebt Bücher, von denen man sich gar nicht losreißen kann!" Himmel, wenn das nun meine Bücher wären, meine empfindsamen Reisen z. B. — Ich blickte furchtsam aber begierig nach dem aufgeschlagenen Buche neben ihrem Nähzeug. Aber hasenhafterweise konnte ich die Frage nicht über die Lippen bringen, welch ein Buch es sey, was der hübsche Rubenskopf hier zwischen dem Nähen diebischerweise lese, da nothwendig die Nadel pausiren mußte, wenn das Auge auf den Blättern des Buches statt auf den Blättern des Kleides in Arbeit weilte. Endlich fragte ich:

„Und welches sind dergleichen Bücher?"

„„O deren giebt es Manche. Z. B. alle Cooperschen Romane, alle Bulwerschen, besonders Eugen Aram!""

„Und deutsche Schriftsteller sind Ihnen nicht so lieb?"

„„Einige freilich, doch"" —

„Es sind freilich wenige," unterbrach ich rasch, „die ihre Leser so zu fesseln wissen wie die Engländer!"

„„Einige doch! Eben lese ich ein Buch, davon kann ich auch nicht los. Ich muß es mit zur Näharbeit nehmen, und alle Viertelstunden wenigstens einige Seiten lesen. Ich hatte schon so lange darauf gehofft, aber es war immer in der Lesebibliothek nicht zu haben. Die Leute wollen gar nichts Neues anschaffen!""

„Und wer ist der glückliche deutsche Schriftsteller," brach ich endlich los, da ich auf Kohlen stand, da mein Puls anfing zu fiebern, und die Sache doch ein Ende haben mußte, „wer ist der Glückselige, der so schöne Augen so zu fesseln weiß?"

Sie schlug die schönen Augen nieder, blätterte wie halb unwillkührlich einige Seiten in dem Buche um, und antwortete dann langsam: „„Es ist —""

„„„Mamsell! Mamsell! Sie möchten eilig hinaufkommen!""" rief plötzlich die kreischende Stimme eines Hausmädchens dazwischen, das eben die Thür geöffnet hatte.

Ich sah mich wild nach der Störerin, der ich aus Rache drei Gänsefüße vor ihre Schnatterrede gesetzt habe, um; doch indem ich den Kopf umdrehte, hatte meine feische Blondine schon ihr Nähzeug und ihr Buch eiligst zusammengerafft, stand auf und

ſprach: „„Verzeihen Sie! Ich hatte wirklich die Zeit ſchon verplaudert, es iſt oben dringend zu thun.““

Damit war ſie vor mir vorbei, und zur Thür hinaus. — Ich ſtampfte innerlich mit dem Fuß, und knirſchte mit den Zähnen. Meine Begierde zu erfahren, weſſen Buch dem hübſchen Mädchen ſo wohl gefiel, wuchs krankhaft; und doch fürchtete ich jetzt meinen literariſchen Charakter dadurch zu verrathen, daß ich die Gehende zurückhielte, und ihr zuvor den Titel des Buchs abfragte. Zuverläſſig hätte ſie daraus nichts Arges vermuthet, doch wer ſich auf faulem Pferde fühlt (ich ritt das der Eitelkeit etwas ſcharf), iſt allzu beſorglich. —

Nun ſaß ich da, und konnte mich an meinen Deſſert machen, der ſchon aufgetragen war. Aber weder die trefflichen Reine-Clauden, noch der Schweizerkäſe wollte mir munden; ich goß den Ueberreſt Wein verdrießlich hinab und ſetzte mich mit der Hamburger Zeitung ans Fenſter um abzuwarten, bis das hübſche Kind zurück käme. Doch es verging eine Viertel-, eine halbe, eine ganze Stunde, und ſie kam nicht. Da ging meine Geduld aus und ich auf mein Zimmer.

Das Haarburger Intermezzo wird zu einem Theil meiner confessions. Ich bekenne, daß ich dreimal Nachmittags wieder hinunter ging ins Gaſtzimmer,

um etwas Unnützes zu fragen, immer in der Hoffnung meine Schöne wieder zu sehen, aber völlig vergeblich. Voller Verdruß setzte ich mich endlich hin und schrieb eine Recension über einen meiner ästhetischen Gegner, die mir in dieser Stimmung ganz besonders leicht aus der Feder floß.

Es war bald Zeit, daß die Post abgehen mußte; die Uhr auf dem spitzen Haarburger Thurme schlug Acht, Neun war die Poststunde. Ich mußte jetzt zum Abendessen wieder hinunter ins Zimmer. Indem ich über den Corridor gehe, sehe ich zur Linken eine Thür nur angelehnt, und Licht durch die Spalte schimmern. Eine dunkle Ahnung trieb mich den Thürflügel leise aufzudrücken — wahrhaftig, da stand sie — und las! Das Bild war reizend. Das Licht stand auf einem Tischchen im Fenster, dicht daran befand sich ein kleiner Sekretair, aus dem sie so eben etwas gelangt haben mußte, denn ihre rechte Hand ruhte noch auf dem darin steckenden Schlüssel sammt dem Bunde; nur das Abziehen hatte sie vergessen! In der Linken hielt sie das Buch, und stützte dabei den Ellenbogen ganz leicht aufs Knie, indem sie einen Fuß auf die Fußbank im Fenster gesetzt hatte, um sich ein wenig nach dem Licht hinabzubeugen. Direkt konnte ich nur die halbe Rückenseite der Gestalt sehen; im Spiegel aber erblickte ich ihr von mir weggewendetes

Antlitz, und außerdem ergänzte ſich dort das Bild vollkommen. Die lebhaften Augen waren unverwandt auf das Blatt geheftet; ſie athmete hörbar; es mußte eine höchſt ſpannende Situation ſeyn, in welche der Dichter ſie führte. Ich ſah wie die rechte Hand nach und nach von dem Schlüſſelbunde abglitt und ſich mechaniſch ſenkte; das Ende der Seite war nahe, und alle Muskeln zuckten ſchon im Voraus zum Umwenden. Jetzt ließ ſie den Schlüſſel los und ſchlug haſtig um; indem erhob ſie den Blick vom Buch, er fiel auf den Spiegel, ſie ſah mich darin, der ich dicht hinter ihr ſtand, that einen leichten Schrei, warf das Buch hin, wollte nach dem Licht greifen, ſtieß es um — wir waren im Finſtern!

Ich frage jetzt meine Collegen in Deutſchland, Frankreich, England, kurz, in der ganzen gebildeten Zone, wo Druckerſchwärze gebraucht wird, ob ſie je in einer pikanteren Lage geweſen ſind!

Ein lebendiges, allerliebſtes Mädchen, durch geiſtige Autormacht ſo gefeſſelt und geſpannt, gerade in dieſem Augenblick dem glücklichen Autor in Perſon ſo gegenüber, in dieſer Wallung, überraſcht, erſchreckt, im Dunkeln, — Himmel, es iſt nicht auszuhalten, wenns wirklich ſo iſt! Und gar nicht auszuhalten, wenns nicht ſo iſt, wenn ſie das Buch irgend eines Andern geleſen hat, etwa den Juden von Spindler,

oder den Cabanis von Häring, oder vielleicht gar Mundts Madonna! —

„Nur eine einzige Minute Allwissenheit, Schicksal!“ — Aber jetzt, im Finstern, die trockne, dumme Frage zu thun: „Von wem war das Buch, was Sie so eifrig lasen, mein Fräulein?“ Das möchte jeder Philister zwischen Nord- und Südpol im Stande sein, aber kein Autor, kein Poet, kein empfindsamer Reisender, — nicht um die Welt. Denn gesetzt sie antwortete: „Von Theodor Mundt,“ so stände ich mit dem Mundt auf den Mund geschlagen da, und nichts liefe alberner ab als der Versuch, dann einen Angriff auf ihr Herz zu machen, weil ich Reilstab so! Allein wenn ichs nun doch war, den sie las, während ich zugleich hinter ihr stand, — o Himmel, wenn ich diesen Phönix von Gelegenheit vorbeifchießen ließ! Dieses Wunderkunststück des Zufalls, seltner und sinnsamer als wenn ein fallender Faden sich ins Oehr einer fallenden Nähnadel fädelte! Wenn ich das vorübergehen ließ ohne es zu nützen! Zum Aufhängen wäre es! Aber fasse Einer einen festen Entschluß in einem Zeitraume, der zehnfach so schnell verfliegt als der gemüthlich dasitzende Leser hier von meiner Spannung liest! — Denn daß ichs kurz sage, der Moment hatte so gut als gar keine Dauer, sondern der leichte Schrei des Erschreckens, das Vorbeistreifen eines Kleides

an mir, das Aufgehen der Thür und ein auf dem Gange verhallender rascher Frauenzimmerschritt, waren die vier untheilbaren Tempos, in denen der Zufall sich selbst verhöhnte, mich aber noch mehr, da ich wie ein Narr stehen blieb, und nur die Erfahrung machte, daß man in einem Augenblick zehntausend Gedanken-Variationen abspinnen kann, wovon ich hier einige zu Papier gebracht.

Wahrlich, Leser, wer in ähnlicher Lage gewesen ist, wird wissen, daß man alle diese Möglichkeiten in einer Sekunde zehnmal erwägen kann, aber erst acht Tage nachher recht klar darüber wird, daß mans gethan hat.

Als ich ruhig geworden war, fühlte ich mir an den Puls, und erkannte, daß ich mich in stürmischer Wallung befand. In dieser verließ ich das Zimmer, und ging den schwach beleuchteten Corridor hinab in das Speisezimmer hinunter. Ich war der einzige Gast; ein Tischchen war aufs sauberste gedeckt, und so zierlich mit feinen Confituren besetzt, als solle ein Prinz speisen. Selbst in recht kritischen Lebenslagen wirkt ein solcher Anblick versöhnlich. Doch sah ich mich nach einem andern um, nach dem Rubenskopfchen natürlich, — allein es war nicht zu entdecken. Aber als belauschte es unsichtbar jeden meiner sonstigen Gedanken und Wünsche, erschien einen

Moment nach mir die Bouillon, die mein Abendeſſen einleitete, und ſo Schritt für Schritt jedes Gericht, eins immer feiner und ſchmackhafter zubereitet als das andere. Hm, dachte ich, ſeltſam; dein Mittagsbrot war gut, dein Abendeſſen iſt fürſtlich! Pflegt man hier mehr auf den Abendtiſch zu geben? Auch mein Wein war ausgezeichnet — dennoch wollte er mir nicht ſchmecken, denn ich war und blieb allein — der aufwartende Genius hat kein hiſtoriſches Moment, wie Profeſſor Stuhr ſagt, zählt alſo nicht mit — meine blonde Leſerin blieb unſichtbar.

Es iſt eine unſelige Einrichtung in der Welt, daß man immer zur Unzeit dreiſt, und noch weit mehr zur Unzeit blöde iſt! Ich konnte es nicht über die Zunge bringen nach ihr zu fragen!

Der Nachtiſch erſchien, — ohne ſie. Himmel und Hölle! Soll ich wirklich abfahren, ohne zu erfahren — halt! Es giebt ja noch ein Mittel! „Meine Rechnung, bitte ich; es wird gleich Zeit zur Abfahrt ſeyn!“

Der dienende Geiſt oder Körper fuhr nur in die Bruſttaſche, und überreichte mir die Rechnung mit den Worten: „Mademoiſelle hat ſie ſo eben geſchrieben!“

Ich knirſchte gelind mit den Zähnen. — Ah, ein Hoffnungsſtrahl! „Das Abendbrot iſt noch nicht

darauf! Wollen Sie die Demoiſelle bitten mir zu ſagen, was ich noch ſchulde?"

Der Dienſtgnom eilte hinaus. Er kam nicht wieder; ich ging in Hoffnungen auf und ab, ſie werde ſelber kommen. Hm! Es dauert lang! Mein Gott, es iſt in zwei Minuten neun! Ah da iſt — er! Hol ihn der Teufel!

„Mein Herr, die Mademoiſelle behauptet, es ſey Alles in Richtigkeit!"

„Unmöglich!"

„Die Rechnung iſt ſchon quittirt!"

„Ich habe das Abendeſſen —"

„Es iſt ſchon Alles darauf!"

„Aber — Hölle und Teufel, der Poſtillon bläſt ſchon!"

„Ja mein Herr, es iſt die höchſte Zeit!"

Ich fuhr in die Taſche und bezahlte; zu andern Zeiten hätte ich weiter gefragt; jetzt lagen mir die Autorgedanken zu ſchwer auf der Seele, und das Poſthorn blies mir vollends den letzten Reſt von Ruhe weg. Ganz agitirt ſagte ich: „Werde ich denn der Mademoiſelle nicht wenigſtens Gute Nacht ſagen können, und — daß der Donner einſchlüge, da bläſt der Kerl zum zweiten Male!"

Der Kellner nahm meinen Mantel, hing ihn mir gewaltſam über die Schulter, ſteckte mir den

Regenschirm in die Hand, und drängte mich beinahe zur Thür hinaus. Draußen warf ich Sperberblicke durch die beleuchtete Hausflur, — keine Seele zu sehen!

Es regnete, ich stolperte ärgerlich über die finstere Straße, fiel vorm zehn Schritt weiten Posthause beinahe über mein eignes Felleisen, und plumpte aufs Ungeschickteste in die Hausthür.

„„Nehmen Sie sich in Acht!““ sprach eine angenehme Stimme, und indem fiel der Schein von der Laterne des Conducteurs auf meinen blondlockigen Rubens.

„Ah, Mademoiselle!“ rief ich plötzlich erschreckt. „Wie freue ich mich Ihnen noch Lebewohl sagen zu können!“

„„Sie freuen sich darüber, das ist nicht artig, mein Herr!““

„Sie deuten gute Worte bös! Allein, meine schöne Literaturfreundin, wir haben nur die gemessenste Zeit zu wichtigen Dingen. Zuerst: Sie haben auf meiner Rechnung —“

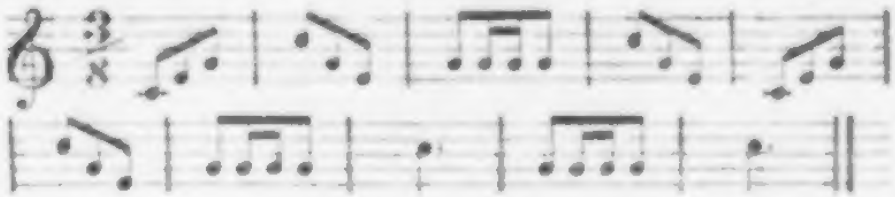
„„Nichts vergessen! Seyn Sie sicher! Die Quittung wird Sie überzeugen.““

„Ich denke nicht an die Quittung, sondern —“

„„Ich aber (sie lächelte ganz wunderlich), und ich weiß es ist Alles in Ordnung!““

Mag man es für undelikat halten oder nicht, genug, ich wollte und konnte mich auf dieſen unbegreiflichen Koſtenpunkt jetzt nicht einlaſſen, ſondern mußte auf die Lebensfrage des Haarburger Intermezzos zurück. Jetzt faßte ich Muth dazu:

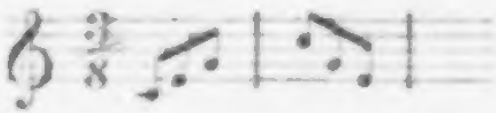
„Ich war ſo unglücklich Sie vorhin in der geſpannteſten Lektüre zu ſtören. Darf ich fragen wer der glückliche Autor iſt, dem Sie —"



„Hat ſich denn die Hölle wider mich verſchworen! Der Unheilspoſtillon! Muß er uns denn gerade jetzt ſein Schnellpoſtſignal dicht vor den Ohren ſchmettern! Peſt und Satan!"

„„Mein Herr! Das letzte Zeichen! Glückliche Reiſe!""

„Mademoiſelle! — ich bitte Sie, ich —"



„„Hören Sie? Schon wieder, mein Herr!""

„Tod und Hölle!"

(Alles Nachfolgende mit Begleitung des Corno solo!)

Ein Passagier stürzt aus der Passagierstube und zwischen uns beiden hindurch wie ein Sturmbalken. — Der Condukteur angelt mich beim Arm und schleift mich fast fort, — der Postillon rast auf seinem Horn, — die Pferde stampfen, — der Wagen ruckt an, — ich werde hineingeschoben und gehoben, verliere einen Handschuh dabei, — die Peitsche knallt, vorwärts! — wir rasseln davon, — die Wagenlaterne wirft einen fliegenden Schein auf die Häuser, — vor der Wirthshausthür beleuchtet er den blonden, anmuthigen Rubenskopf noch einmal, ich sehe ihn lächeln, und glückliche Reise wünschend nachwinken — dann ist Alles dunkel umher, so dunkel wie die Beantwortung der Frage: „Wessen Buch lesen Sie?"

Möchte ein Autor da nicht wünschen, daß ihn der Henker hole? — Und vollends, wenn er bei Tagesanbruch zufällig die vergessene Rechnung wieder in die Hand bekommt, an das nichtbezahlte feine Abendessen denkt, das Papier entfaltet und die Quittirung liest: „Von Herrn L. Rellstab dankend erhalten." —

Ich fiel beinahe aus dem Cabriolet. Also mich hatte sie gekannt? Wie war das möglich! Hm! Jetzt seh ichs, ganz leicht; denn ich war auf der Post eingeschrieben, und wie sollte man da nicht im Gasthof daneben meinen Namen wissen können! Aber

wie ſollte ich erfahren, weſſen Buch die anmuthige Blondine geleſen?

Das war ſehr ſchwer! Aber nicht unmöglich! Jetzt weiß ichs! Aber ich will Gaſſen laufen, wenn ichs dem Leſer jemals entdecke!

Zehntes Intermezzo.

Ich weiß noch recht gut, was ich dem Leſer Alles in der Ankündigung, die zugleich Einleitung war, verſprochen habe. Ich wollte z. B. in Braunſchweig einen kräftigen Hieb auf die Braunſchweiger Wurſt thun, und die Mumme mit einem Zuge bedenken, und Aehnliches mehr. Allein Verſprechen und Halten iſt zweierlei, und es wird demnach von Alledem Nichts. Ich fahre durch Celle nach Braunſchweig, von Braunſchweig nach Halberſtadt, und poche ſogleich an die Harzpforte.

Endlich, endlich bin ich da, wo ich die Erzſtufen graben kann, aber ich grabe ſie noch nicht.

In Halberſtadt muß ich erſt dreimal um den Dom herum gehen (nicht hinein) und fragen: Weshalb biſt Du alter, wunderherrlicher Bau denn weniger berühmt als der Magdeburger? Wenn nur mein Buch recht geleſen würde von Mit- und Nachwelt, ich wollte das Unrecht, was Dir geſchieht, wieder gut

machen. Für die Mitwelt taugt es aber wohl noch besser, wenn ich den Gasthof des Herrn Schmale zu Halberstadt empfehle, als wenn ich mich auf Dompredigten einlasse. Herrn Schmales Haus (ich möchte mich blau ärgern, daß ich das Aushängeschild nicht namhaft machen kann, ich werde aber gleich nachher erzählen warum) ist ein Solitair in Deutschland; es ist das einzige mir bekannte Gasthaus, wo die Trinkgelder verboten sind. Dreimal sey es gesegnet, denn Trinkgelder sind ein Haupt-Reisejammer, und ihre Abschaffung rangirt unter den Reise-Vervollkommnungen bei mir gleich nach der Einführung der Eisenbahnen. Warum? Aus 700 Gründen will ich vorläufig folgende anführen:

1) Ich gebe fast immer zu viel.

2) Ich gebe bisweilen zu wenig.

3) Ich habe von Beidem häufig Verdruß. Beim Zuwenig begreift sich das von selbst; beim Zuviel kommts daher, daß nur ein Andrer vor mir noch mehr Zuviel gegeben haben mag, so wird mein Zuviel der Unverschämtheit ein Zuwenig.

4) Ich gebe falsch; d. h. der Hausknecht z. B. der mich bedient hat, dessen specielle Dienstwilligkeit, gute Physiognomie u. s. w. mich zu einer reicheren Gabe bestimmt, ist, wenn ich abreise, nicht da. Ein anderer grober, mürrischer Tölpel trägt meinen Man-

telsack auf die Post, und er steckt entweder das größere Trinkgeld ein, oder schmälert es durch seine abstoßende Figur.

5) Die Stubenmädchen, die mein Bett und Zimmer sauber machen und halten — mir das Wichtigste von Allem — und die vielleicht sogar hübsch sind, bekommen Nichts, denn ich bekomme sie meist gar nicht zu sehen.

6) Es fehlt mir oft an kleinem Gelde.

7) Ich peinige und ärgere mich den ganzen Tag vor dem der Abreise, wie ichs mit den Trinkgeldern recht machen soll, und verderbe mir damit die halbe Reise.

8) Sieben Gründe sind genug von 700. Sie reichen hin um dreimal Segen über Herrn Reichmann in Mailand und Herrn Schmale in Halberstadt zu rufen, die die Trinkgelder mit der Verbannungsstrafe des Acceptanten belegt haben, und uns für Bedienung etwas auf die Rechnung setzen, was nur ein Filz zu viel finden kann. Deshalb, wie gesagt, bin ich recht bekümmert, daß ich hier das Zeichen des Halberstädtischen Gasthofs, welches man so viel leichter behält als einen Namen (gerade mir mußte es zufällig umgekehrt gehn), nicht hersetzen kann. Es ist mir aber mit vielen andern Notizen in meiner Brieftasche abhanden gekommen, durch Verlust der Tasche selber.

Dies wäre für mich wichtig, für den Leser ganz gleichgültig, wenn ich nicht darin auch meine Gangproben von den im Harz gebrochnen Erzstufen aufbewahrt hätte, prosaischer, meine Notizen über Harzsagen und Mährchen, wodurch ich die Leser und ihre Kinder bestens zu unterhalten hoffte. Da mein Verlust aber erst ganz neu ist (noch nicht acht Tage her), so ersetzt er sich möglicherweise noch, und ich schließe das Intermezzo mit dieser Hoffnung, grabe aber doch einstweilen die

Erste Erzstufe,

sie heißt:

Harzführer.

„Ein curioses Erz! Aus welcher Grube?" — Wohl ein curioses Erz, diese Harzführer! — Ich werde gleich Exemplare liefern! —

In Gottschalks berühmtem und sehr nutzbarem Harz-Taschenbuch werden viele Harzführer empfohlen. Da ich nur eine ältere Ausgabe besitze, so sind die Empfohlenen wohl meist todt, oder alt und grau. In neuerer Zeit scheint mir aber die veredelte Führerclasse ganz ausgestorben, oder ist vielleicht nur in

gewissen Orten zu haben. Man lasse mich die Geschichte meiner Harzführer erzählen.

Es sind nun zehn Jahre und darüber, als ich einen Harzspaziergang machte, und denselben bei Alexisbad anfing. Ich hatte damals eine Monomanie die Heuscheune (nicht die Glazer Heuscheuer), eine Höhle im Budethale, zu besuchen. Ein Führer wurde aus Harzgerode bestellt; ich examinirte ihn, aber er fiel durch, denn er kannte die Heuscheune gar nicht. Inzwischen wußte er Bescheid durch den Wald bis Friedrichsbrunnen, einem langen Harzdorfe voll Contrebandiers. Hier schieden wir, und unsre Karavane nahm sich zwei neue Führer aus dem Dorf, die sich für genaue Bekannte der Heuscheune erklärten. Wir wanderten vorwärts, durch Berg und Thal, Wald und Gestrüpp, kreuz und quer, auf und nieder, und hätte Homer nicht seinen bekannten Vers Il. ψ, 116:

Πολλὰ δ' ἄναντα, κάταντα, παράντά τε, δόχμιά τ' ἦλθον

schon dreitausend Jahre früher gemacht, er hätte keine bessere Gelegenheit finden können, als ihn auf uns zu machen. —

Wir kamen an viele Orte, aber nicht zu der Heuscheune, sondern nach langem Suchen auf den Hexentanzplatz, den stolzen Beherrscher der Roßtrappe, und von dort an den Hirschbrunnen, die Schlucht

ins Budethal hinab, welche Führer den fremden Lustreisenden auch nicht zu leicht zumuthen sollten. Es waren aber die Schmuggelwege der guten Friedrichsbrunner, und diese ihnen genau bekannt. Genug, mit Hülfe der Führer verirrten wir uns weiter und tiefer, und gingen halsbrechendere Wege als wir allein gekonnt hätten. Ich aber dachte lange an die Heuscheune!

Vier Jahre später wanderte ich wiederum durch den Harz und forderte in Alexisbad einen Führer, der aus Harzgerode bestellt wurde. Ich stellte mein examen rigorosum mit ihm an, und fragte nach dem Wege zur Roßtrappe, der von Alexisbad nicht ganz leicht zu finden ist. Er gab gut Bescheid, und ganz unaufgefordert sagte er: „Ich kann Sie auch nach der Heuscheune führen." — „Nach der Heuscheune? Wie kommt Ihr darauf, Freund!" — Seine Antwort ergab, daß er derselbe Führer sey, der vor vier Jahren abstehen mußte, da er den Weg zur Heuscheune nicht kannte. Der Verlust seiner Führerstelle schmerzte seinen Beutel und seinen Ehrgeiz so, daß er sich von dem Tage an rastlos auf das specielle Studium der Heuscheune legte, und dadurch auf den Weg der Wegstudien selbst kam. Er wagte sich mit jedem Tage weiter, und war endlich zu einem wirklichen Harzführer avancirt, d. h. zu einem, der weiter

Beſcheid wußte als die Gänſe ſeines Dorfs auf die Weide getrieben werden. Die Heuſcheune behielt ihm aber lebenslänglich eine beſondere Wichtigkeit, und der erſte Vorſchlag, den er jedem Fremden machte, war der, die Heuſcheune zu beſuchen, wofür ihn Mancher verwünſcht haben mag, da es eine unbedeutende Höhle iſt, zu der man ſich mühſelig hinan- und hinabklettern muß. So viel Heil und Unheil kann die Monomanie eines einzigen empfindſamen Reiſenden ſtiften! Aber gebt nur Acht, es kommt noch ſchlimmer! —

Inzwiſchen Karl Weiß war ein gewandter Harzführer geworden, und der Harz konnte ſich darüber freuen, denn er hat deren nicht zu viele; er begleitete uns auf den Tanzplatz, die Roßtrappe, nach Blankenburg, auf den Brocken, nach Andreasberg, der Zorge, Walkenried bis Nordhauſen, und wir ſchloſſen einen feſten Freundſchaftsbund, denn er erbte nicht nur jeden Morgen unſern Zwieback vom Kaffee, ſondern ich lehrte ihn auch, was er bis dahin trotz aller Mühe nicht hatte faſſen können, wie ſich Süd, Weſt, Oſt, Nord zu Mittag, Abend, Morgen und Mitternacht verhielten.

Heil ſey Karl Weiß, dem Harzführer!

In Halberſtadt wurde mir auf gegenwärtiger empfindſamen Reiſe ein winziges, verkümmertes Männchen als Führer zugeſellt; er wußte nur bis Thale

am Fuß der Roßtrappe, vier Stunden weit, Beſcheid. Unter Wegs erzählte er mir ſeine ganze Lebensgeſchichte! Eine wahre Vogelneſtgeſchichte! Alle ſeine Schickſale beſtanden in Verlieben, Heirathen und Nahrungsſorgen. Die Ereigniſſe hatten ihn furchtbar weit, ſeiner Anſicht nach, verſchlagen, nämlich von Annaberg im Erzgebirge, wo er Schuſtergeſell war, bis Halberſtadt. Der Raum dünkte ihn unermeßlich! — Ueberhaupt Alles, was er erlebt hatte, kam ihm coloſſal vor. Wie er um ſein Mädchen warb, mit ihr wanderte, ſein Haus in Halberſtadt kaufte — er war Hausbeſitzer, der arme Schelm! — wie er den welterſchütternden Beſchluß faßte, das Schuhflicken nebenbei zu treiben, und das Schuhzerreißen oder Botenlaufen als Hauptſache, — wie er einmal faſt die Stunde, wo er einen weiten Weg antreten ſollte, verſchlafen hatte — wie er ein ander Mal bei einer Zahlung auf dem Amt einen Thaler zu viel gehabt und ihn dem Juden ehrlich zurückgebracht — alle dieſe Weltereigniſſe berichtete er mir getreu zwiſchen Halberſtadt und Thale, nebſt ungeheuern Planen vom Anſchaffen einer Ziege, eines Schweins, Anbau eines Schuppens für beide! Leſer, glaubt Ihr, daß mich das gelangweilt hätte? Wahrlich nein; dieſer kleine Lebenskreis, in den engſten Grenzen, bewegt er denn nicht eben ſo das Herz zu Furcht und Hoffnung, zu

Freude und Schmerz, wie die Riesensphäre, in der ein Napoleon verkehrt? Kann der Mensch denn weiter, als daß er eben Alles für sich hofft und Alles für sich fürchtet? War die Liebe eines armen Schuhflickers (der bei seinen eigenen Schuhen hätte die Arbeit anfangen können) nicht eben so voll seliger und banger Wallungen, — ach und vielleicht noch viel mehr, — wie unsre? Mußte michs nicht rühren, wenn er mir erzählte, wie er Sonntags aus der Kirche gekommen, und dem Mädchen zum ersten Male begegnet sey, und es ihn da getroffen habe wie ein Schlag aufs Herz, und er von Stund an nichts gedacht als: die mußt Du haben? Und am nächsten Sonnabend Abend harrt er auf sie, als sie das Wasser am Springbrunnen schöpft — da sagt er ihr Alles, — sie stutzt, wankt, giebt ihm die Hand, verspricht ihm Liebe und Treue, und hat es durch mühselige, sorgenvolle Jahre gehalten! Ists nicht einerlei, ob er in einem Vogelnest sich einbaut zu Halberstadt, oder in einem Palast zu London? — Ich sage Euch, ich wurde ganz unvermerkt an dem langen, dünnen Lebensfädchen nach Thale geleitet. — Dieser Ort bezeichnete noch ein großes Ereigniß in seinem Leben. Ich aß Preißelbeeren, oder vielmehr, ich ließ sie stehen und gab sie ihm hin. „Ha!" rief er aus, „so vielmal habe ich diese Beeren essen sehen, das aber sind die ersten,

die ich koſte!“ — Mögen ſie Dir ſüßer geſchmeckt haben als mir, Du armer Schelm! — Wir ſchieden als die herzlichſten Freunde, und er wünſchte: „Gott gebe mir viele ſolche Herren!“ — Wahrlich, ein mäßiger Wunſch!

In Thale ſchaffte der Wirth mir einen andern Führer herbei. Die Höflichkeit der Harzwirthe iſt eigenthümlich und muß Landesſitte ſeyn. Für den Empfang und die Anmeldung des Fremden ſorgen ſie — wenigſtens hier geſchahs — vorzüglich durch Hunde, die ihm rottenweis entgegenſtürzen, ihn anbellen, wo möglich anbeißen, und bei den Kleidern ins Haus ziehen. Sonſt läßt man wohl beim Abſchied dem Wirth den Rock, wenn man nicht bezahlen kann, aber vor dem Empfang der Bewirthung ihn als Vorausbezahlung ſtückweiſe verlangen, das, liebe Harzwirthe, ſcheint mir unbillig. Iſt der Fremde da, ſo beobachtet der Harzwirth engliſche Sitte, thut nämlich als merke er ſeinen Gaſt kaum; wahrhaft fein, damit dieſer ſich gleichfalls ohne allen Zwang fühle, und ſich zum Ausruhen, Ablegen des Gepäcks und dergleichen, den beliebigſten Platz ſuche, wenn er einen findet. — Doch ich will von Wirthen vielleicht anderweitig, jetzt aber nur von Führern ſprechen. Der Wirth in Thale ſchaffte alſo einen andern Führer herbei; er war jung, kräftig, männlich. Mein

Schuhmacher emeritus ſah ihn neidiſch an. Ich wollte auf den Hexentanzplatz, den ſchroffen Felskegel an der Nordſeite des Budethals, der ſtolz auf ſeine berühmtere, aber gecingfügigere Nachbarin jenſeit der Bude, die Roßtrappe, hinabſchaut. Es iſt dies der nächſte Punkt an Thale; aber die Gänſe gehen nicht ſo hoch zur Weide, folglich wußte der Führer dieſen Weg nicht, ſondern verirrte ſich zweimal. Nach Friedrichsbrunn traf ers; Gott leitete ſeine Schritte! Aber nicht bis nach der eine halbe Stunde von da entfernten Victorshöhe, denn ich mußte ihn aus dem Walde, in dem er ſich verirrt hatte, herausführen, und nachher zwei Führer für ihn annehmen (zwei Holzhauer, denen wir zufällig begegneten), bis zur Victorshöhe und dort noch einen dritten von dieſem Punkt nach Alexisbad. So hatte ich denn von Halberſtadt bis ins erſte Nachtquartier 5 Führer gebraucht! Daß mein Herz jetzt von einer tiefen, innigen Sehnſucht nach Karl Weiß ergriffen wurde, läßt ſich denken. Meine erſte Frage in Alexisbad, wo ich ſo müde ankam, daß ich mich wundre, wie ich noch für etwas Andres Gefühl haben konnte als für meine Beine, war daher nach meinem Carlos. Doch ein andrer Wirth hatte die Pachtung, und man kannte ihn nicht! Schrecklich! Indeſſen ſchwur man mir hoch und theuer, ich ſolle einen guten Führer zur

Josephshöhe erhalten. Als er andern Morgens kam, gefiel der rüstige, gebräunte Mann mir wohl. Drei Fragen belehrten mich, daß er seinen Weg kenne, den übrigens auch Niemand zu vergessen im Stande ist, der ihn nur einmal gemacht.

Wir gingen; das reizende, anmuthige Thal, — Doch halt, alle Schilderungen nachher, jetzt habe ichs nur mit den Führern zu thun. Ich fragte meinen neuen Mercurius nach meinem alten, Karl Weiß: „Habt Ihr ihn gekannt?"

Er stand still, zeigte mit der Hand nach dem Schützenhause, in dessen Bereiche wir uns befanden, sah mich bedeutsam an, und fragte: „„Sehen Sie das Eckfenster dort?""

„Ja, wohl, — aber —"

„„Nun, dort hat sich Karl Weiß aufgehängt!""

Ich prallte zurück. „Was? Auf —"

„„Aufgehängt; Karl Weiß aus Harzgerode, Harzführer. Wie ich sage!""

Hm! Dachte ich! Aufgehängt, mein Schüler, der nur selten Süden und Norden verwechselte, — Andre verwechseln ganz andre Dinge — gerade in der üdlichen Ecke des Saals hat er sich aufgehängt. Vielleicht aus bloßer Verwechslung der Weltgegenden! — Ich fragte indessen doch weshalb?

Jetzt kam eine lange Geschichte zum Vorschein, die ich kurz so wiedergebe. „Karl Weiß verdiente so viel Geld als Harzführer, daß er übermüthig wurde; denn Tags einen Thaler und freie Reisezehrung ist für einen Harzführer eine Rothschildsfortüne! Bisweilen war er drei Wochen auf der Reise mit Herrschaften, und brachte dann wohl zwanzig Thaler und darüber baar nach Haus. Dies war nicht auszugeben in Harzgerode; das Alexisbad mußte helfen. Hier wird, unstreitig zur Beförderung der Tugend und des Wohlstandes der Umgegend, eine Roulette-Bank gehalten. Karl Weiß spielte, gewann, wollte mehr gewinnen, verlor, borgte zum Einsatz bei dem Führer, der mirs eben erzählte, verlor wieder, verlor endlich den Kopf, das Roulette-Rad wurde sein Schicksalsrad, das Hanfseil sein Rettungsseil, genug, er hing sich auf. —" Sanft ruhe seine Asche! Ich bin nicht ohne einigen Vorwurf dabei. Karl Weiß war viele Jahre lang von Alexisbad auf die Roßtrappe gegangen, ohne Harm, wie Johann der muntre Seifensieder. Er wußte gar nicht, daß es was Besseres gab, oder vielmehr etwas Schlechteres, die Heuscheune; ich setzte ihm diesen Culturfloh ins Ohr. Er stachelte seinen Ehrgeiz, erhob ihn zum Führer oder Herzog (Dux), dadurch kam er auf schwindelnde Lebenshöhen, in Goldes Ueberfluß, und wie der Fischer

in der Schiller-Makbeths-Romanze zur Verzweiflung! —

Sein Tod würde mir näher gegangen seyn, denn ich habe Jeden lieb, mit dem ich einen Tag gewandert bin; doch er war ein unnützer Knecht geworden, hatte Frau und Wirthschaft schlecht behandelt, und drehte sich den Strick übrigens nur deshalb um den Hals, weil er den Verlust nicht verschmerzen konnte. Denn er war noch wohlhabend, und nicht der Mangel, sondern der Aerger jagte ihn in den Tod. Um etlicher Thaler willen! Es haben Manche um weniger nicht sich, sondern sogar Andere gemordet! — Pfui des Mammons! —

Nach dieser Geschichte ging ich einige Zeit stumm neben meinem Führer hin. Endlich fragte er mich, ob ich in Hannover bekannt sey? „Nein!" — „„Schade! Ich wollte eine Frage thun. Es soll in der hannöverischen Zeitung gestanden haben, daß die, welche den spanischen Feldzug mitgemacht haben, sich melden sollten, um noch Gelder (Prisen- und Beutegelder) in Empfang zu nehmen.""

Ich sah mir jetzt meinen Mann näher an. Ein blaues Band im Knopfloch, — das ernste, gebräunte Antlitz, — seine Frage — seine Haltung, Alles sagte mir, er sey Soldat gewesen, d. h. Soldat im

eigentlichſten Sinne, nicht Parade- und Friedensſoldat (wie ich), ſondern Kriegsmann.

Statt aller Fragen und Antworten erzähle ich lieber rund weg, was er mir jetzo erzählte, und gebe damit dem Leſer als letztes Führer-Portrait das vollſtändigſte Gegenſtück zu meinem idylliſchen Neſtvogel von Schuhflicker und Haus- Ziegen- und Ferkelbeſitzer in Halberſtadt.

„„Im Jahre 1808 wurde ich, weil wir unſer Contingent zum Rheinbund ſtellen mußten, ausgehoben. Wir marſchirten zuerſt nach Linz in Oeſtreich, wo wir wohl ein halbes Jahr ſtanden, dann gingen wir nach Tyrol, wo der Krieg uns hart ankam gegen deutſche Brüder, dann nach Wien, und noch weiter hinauf nach Ungarn zu. Da kam eines Tags plötzlich Marſchordre nach Bayonne (!). Wir marſchirten achtundſiebzig Tage hintereinander. Da ſtanden wir in Spanien! Herr! Der Krieg dort war blutig und grauſam. Was in Feindes Hand fiel, zumal Franzoſen, wurde faſt Alles gräßlich gemordet.““ —

Ich muß die Erzählung doch unterbrechen. Mir war es um Wahrheit zu thun; eben jetzt war der Kriegsſchauplatz in Catalonien und Navarra wieder ſehr bewegt. Als Zeitungsredakteur kannte ich Weg und Steg auch ein wenig. Daher fragte ich kreuz und quer nach allen kleinen Neſtern ringsum. Mein

Mann wußte in Catalonien so sicher Bescheid wie im Harz. „Herr!" rief er mit funkelnden Augen, da die alten Erinnerungen mächtig aufwachten, „sind Sie auch dort im Felde gewesen?" Ich konnte nicht ja sagen, erklärte aber, ich wisse genau im Lande Bescheid. Jetzt wurde die Zunge des alten Soldaten lebendig! Er schilderte mir manches Gefecht, manchen Nachtmarsch und Ueberfall. „„Aber die Gefangenen! Die armen Gefangenen!"" rief er aus, und schüttelte sich. „„Wir fanden Manchen wieder, an die Scheunthore genagelt, oder Nase und Ohren abgeschnitten, oder verkehrt aufgehangen, oder mitten im Walde an einen Baum gebunden und dort verhungert! Darum nahm und gab Niemand Pardon. — Mit den Deutschen gingen sie freilich etwas besser um, wenn mans begreiflich machen konnte, daß man ein Deutscher sey. Endlich nach dreizehn Monaten wurde auch ich gefangen. Mit vielen hundert Andern wurden wir nach der Insel Cabrera geschleppt! Herr, das ist ein Land! Nichts als Fels und Muscheln, kaum ein paar dürre Sträucher! Dort sollten wir für uns sorgen so gut wir könnten. Ach du mein Himmel! Wir trafen dort schon Unglücksbrüder! Eine verhungerte Heerde blasser, abgezehrter, vom Fieber geschüttelter Gestalten! Von zehntausend, die dahin gebracht waren, sind achthundert lebendig geblieben. Alles lag

voller Leichen am Strande; die Wellen spülten die Körper in die See, warfen sie aber auch wieder aus; Fische, Raben und Seemöven nagten daran. — Alle acht Tage kam von Majorka, das wir bei heiterm Wetter wie eine blaue Wolke am Rande des Meeres liegen sahen, das Proviantschiff herüber um uns Brot zu bringen. Aber mein Himmel, es war so wenig, daß es gleich am ersten Tage aufgezehrt war. Dann lebten wir von Muscheln, todten Fischen und Beeren. Und wenn Sturm eintrat, blieb gar das Schiff aus! Dann starrten wir einander gierig und wild an vor Hunger! Und wer noch einen Brosamen hatte, verbarg ihn wie einen köstlichen Schatz im Höhlengeklüft. Da dachte ich oft an Weib und Kind zurück.““ —

„Wie, Ihr waret verheirathet?!“

„„Ja, schon ein Jahr, und hatte auch schon einen Sohn, und meine Frau erwartete ihr zweites Kind als ich fort mußte.““

„Und hattet Ihr oft Nachricht von den Eurigen?“

„„Dreimal in acht Jahren habe ich Briefe gehabt. Das erstemal in Linz, dann einmal in Spanien, gerade als wir angekommen waren, und dann wieder in Flandern, als wir 1815 dort bei den Engländern standen!““

Ich schauerte zusammen. Dreimal in acht Jahren! Und dabei eine Pause von fünf Jahren! Und doch ein getreues Weib, und ein Mann, der sie herzlich liebte! Heiliger Gott, mit welcher Masse von Greueln und Schmerzen war der Anfang dieses und das Ende des vorigen Jahrhunderts erfüllt! Und wofür! Aus welchen Ursachen! Es schwindelt mir, wenn ich darüber nachdenke, was diese unsäglichen Leiden in der Grundursache verschuldete, was der Lohn und Preis derselben im Ganzen, was er für Hunderttausende im Einzelnen gewesen! Wenn die Menschheit das lebendig, klar und gleichzeitig einsähe, könnte man sich dann wundern, wenn sie sich zu wüthenden Tiegern empörte und Rache übte? Wohin wäre der Herrscherwille des blutigen Cäsaren Napoleon verstoben, wenn der Mensch sich selbst und seine Macht erkannt hätte! Wohin — doch — „Erzählt weiter, alter Kriegskamerad, erzählt weiter, ich bitte Euch! — Wie kamt Ihr nach Flandern zu den Engländern?"

„„Wo blieb ich? Ja, in Cabrera! Nun, endlich schlug der Tag der Erlösung! Die Königin von Neapel, die sich in Palermo aufhielt, war eine deutsche Prinzeß, Herr! Die hatte gehört, und es hatte ihr Herz erbarmt, daß so viele Deutsche in Spanien gefangen lägen, und alles Elend erduldeten. Die

ſandte ein engliſches Schiff, und ließ uns auslöſen, und die Spanier gaben uns heraus, uns Alle die wir Deutſche waren. Ich weiß es noch wie heut, Herr, als die prachtvolle Fregatte ſich vor Anker legte, und am Ufer eine Fahne aufgepflanzt wurde, daß wir uns verſammelten. Sie theilten Zwieback und Wein aus! So mußte das Mannah in der Wüſte ſchmecken. Nun kroch Alles heran, von allen Felſen, aus den Höhlen und Steinklüften, die wir uns gebaut hatten um uns vorm Regen zu ſchützen. Und da wir hörten, wir ſollten eingeſchifft werden, da weinten wir vor Freude, und Viele wurden ohnmächtig und mußten ins Schiff getragen werden!""

„Ich kann mirs denken, Freund," ſprach ich bewegt.

„„Die Franzoſen, die zurückbleiben mußten, heulten laut auf, und ich habe etliche geſehen, die rannten mit der Stirn gegen die Felſen. — Wir wurden nun ins Schiff gebracht; doch da ging unſer Elend erſt recht an. Wir mußten in den Raum hinunter: Hunger, Fieber, Froſt bei Nacht und glühende Hitze bei Tage hatten uns ſo mitgenommen, daß wir uns nicht auf den Füßen halten konnten. Nun kam die Seekrankheit dazu, und die dumpfe Luft, nachdem wir viele Monate ganz unter freiem Himmel zugebracht hatten, — genug, wir wurden

völlig elend, und täglich mußten Leichen über Bord geworfen werden. Auch die Koſt war ſpärlich gemeſſen, und die Pflege der Kranken gering. Von dem engliſchen Schiff kamen wir auf ein großes italieniſches Kriegsſchiff, wo es uns noch viel ſchlechter erging. Widriges Wetter und Stürme trieben uns umher, endlich nach zwei Monaten hieß es eines Morgens: Land, Land! Als wir auf das Deck kamen, ſahen wir Palermo dicht vor uns, die Nachtnebel verzogen ſich und wir waren unverſehens dicht am Hafen.""

„Nun, da waret Ihr doch endlich froh und lobtet Gott."

„„Ja, Herr,"" ſprach der Wackre und nahm die Mütze ab, „„Wir lobten Gott auf unſern Knieen, und die Thränen rollten uns aus den Augen. Da war Keiner, der nicht gebetet hätte! Und dann das Land! Ach, mein Herr, ich kann mirs im Himmel nicht anders denken! So muß es dort oben ſeyn! Wie das grünte und blühte, und welche Luft uns anwehte, wie die Orangen dufteten! Die Fremden kommen hierher und beſehen unſer Land, als ob es hier ſo ſchön wäre! Du lieber Gott, was iſt das für ein armſeliges Land hier, gegen dort!""

Wir gingen eben im freundlichſten Theile des Selkethals; die Berge prangten im buntfarbigen

Herbſtlaub, der Himmel war ſo blau und rein wie am erſten Schöpfungstage. Und doch hatte der Kriegsmann Recht. — Da fiel mir Nicolai ein! O hätte er doch dieſen ſchlichten Harzführer von Italien ſprechen hören! — Ich ſchreibe hier die lautere Wahrheit, meine beſten Leſer, das darf ich Euch redlich betheuern; ſo viel es meinem Gedächtniß möglich iſt, gebe ich Euch ſogar die Worte meines alten Kriegshelden wieder. — Ja, Nicolai hätte zuhören ſollen! —

„„Es dauerte nicht lange, ſo wurde ein Boot heran gerudert. Ein ſtattlicher Mann kam an Bord unſres Schiffes, wir wurden in Ordnung geſtellt, das heißt die, welche Kraft genug hatten auf den Füßen zu ſtehen. Dann ging der fremde Herr — es war, wie wir bald erfuhren, der Leibarzt der Königin — unſre Front hinunter, und plötzlich ſprach er Deutſch: „Kinder, Ihr habt viel ausgeſtanden! Nun aber ſollen Eure Leiden ein Ende haben.“ Da wir die deutſche Sprache hörten, und ſolche Worte darin, ſo ward uns als ob der heilige Geiſt ſelbſt vom Himmel käme und uns Troſt brächte *). Nun ging es uns gut. Wir wurden ausgeſchifft; am Ufer ſtanden wohl zwanzig Kutſchen, und wer krank war wurde in die

*) Eigene Worte des Führers.

Stadt gefahren, bis in die Kaserne. Das war eine Freude! Sie vertheilten uns Hemden und Strümpfe und andere Kleidungsstücke, denn bis jetzt hatten wir in Lumpen gehen müssen, daß Mancher nicht viel besser als nackt war. Genährt wurden wir auch ordentlich und so kamen wir denn bald wieder zu Kräften.""

Ich will jetzt meinen Führer nicht weiter selbst reden lassen, sondern ihm das Wort abnehmen. Er erzählte nun wie man sie einige Wochen herangepflegt hatte, worauf sie wieder Dienste nahmen, allein gegen Frankreich. Die Mühseligkeiten gingen also von Neuem an. Eine zweite Gefangenschaft führte den wackern Harzbewohner nach Corsika; von dort wurde er, ich vergaß wie, abermals befreit, kehrte auf einem englischen Schiffe nach Spanien zurück, und focht in demselben Lande gegen die Franzosen, wo er für ihre Sache so lange gekämpft und gelitten hatte. Das war das Wechselspiel dieser wilden Zeit. Endlich, im Jahr 1815, focht er unter den englischen Truppen in der Schlacht von Belle-Alliance, und zog zuletzt als Sieger mit in Paris ein. —

Einen stärkeren Contrast, als dieser Geleitsmann meiner Schritte im Harz mit dem gestrigen bildete, wird man schwerlich auffinden können. Es war mir oft wie im Traum, daß ich, nur durch Stunden getrennt, in demselben Lande zwei friedliche Einwohner

und Eingeborne (denn der Schuhflicker war aus Halberſtadt gebürtig) zu Begleitern gehabt hatte, die das Schickſal ſo ganz verſchieden durch die Welt trieb und ihnen ſeinen bezeichnenden Stempel aufdrückte; denn der Charakter Beider hatte ſich nach den Umſtänden eben ſo abweichend gebildet, wie ihre Lebensereigniſſe waren. Am ſicherſten ſprach ſich dies darin aus, daß der Schuhmacher wohl zehnmal wünſchte, er möchte doch in Annaberg geblieben ſeyn und ſich dort anſäſſig gemacht haben, wie die Aeltern ſeiner Braut wollten, ſtatt ſo weit aus- (d. h. nur in ſeine Heimath zurück- zu ſeinen Aeltern) zuzuwandern; während der Soldat ſeine Erzählung damit ſchloß: „„Eins thut mir leid! Da ich doch nun ſo weit in der Welt herum geweſen bin, und ſo Vieles durchgemacht habe, wäre ich auch gern mit nach Rußland gegangen.““

Für dieſen männlichen Wunſch (er möge aber doch dem Himmel danken, daß derſelbe unerfüllt geblieben) ſchüttelte ich ihm herzlich die Hand, und trank droben auf der Joſephshöhe eine Flaſche Wein mit ihm. — Auch am andern Tage wurde er mein Führer, und geleitete mich über den Mägdeſprung, den Meisberg hinauf, wo er in dem dortigen Förſter, der das Jagdhäuschen bewohnt, einen alten Kameraden traf, welcher einen Theil jener Züge mit ihm

gemacht hatte, aber auch nicht in Rußland gewesen war. — Bis Ballenstädt blieb der tüchtige, kerngesunde, sonnverbrannte Kriegsmann mein Begleiter. Dort nahmen wir herzlichen Abschied. —

Dies ist die Führer-Erzstufe. Man sieht, es ist nicht lauter taubes Gestein, sondern auch gutes Metall darin; wenigstens Blei oder Eisen. —

Wahrlich, muß ich noch betrachtend nachseufzen, in Deutschland lebt noch so mancher Graubart, der Schicksale erlebt hat, und uns etwas zu erzählen weiß. Wie aber, was werden wir dereinst unsern Kindern von unsern Lebensschicksalen erzählen? — Wahrhaftig, ich glaube nicht viel mehr als mein Schuhflickerchen!

Zweite Erzstufe.

Der Herentanzplatz. Des Holzschlägers Erzählung.

Ich will keine Harzreise schildern, aber Euch doch Blicke auf das sagenberühmte, wunderbare Gebirg werfen lassen, denn das Herz drängt mich zu sehr dazu. Ein süßschauerndes Beben empfinde ich jedesmal in der Brust, wenn ich die waldige, dunkle Mauer des Gebirgs erblicke, die massenhaft, mit geringen

Einschnitten, den Horizont umschließt. Nur die Linie des Brocken hebt sich freier geschwungen über die finstre Waldmauer empor, und einige Thäler lassen dem Kundigen ihre Mündung an der schärfer gebrochenen Saumlinie des Gebirgs erkennen.

Wo das majestätische Thor des Bodethals sich öffnet, dahin lenke ich meine Schritte gern zuerst. Deutschland hat drei wilde Felsgeklüfte (die der Alpen, Salzburgs u. s. w. zählen nicht mit), welche an malerischer Romantik mit einander wetteifern. Es sind die Bastei in der sächsischen Schweiz, Schloß Altenaar im Aarthale bei Bonn, und die Roßtrappe, oder vielmehr die Oeffnung des Bodethals nach dem flachen Lande zu. Altenaar ist die malerischste, die Bastei die reichhaltigste, das Bodethal die erhabenste und wildeste der drei Landschaften.

Jetzt stehen wir vor dem Eingange der Schlucht, wo das große Harzdorf Thale liegt.

Seyd mir gegrüßt, ihr schauerlichen Geklüfte, ihr Thurm über Thurm aufstrebenden Felsen, auf deren Zinnen die uralte Waldung erhaben rauscht. Schwarzer, schäumender Waldstrom, der aus dem tiefen Gebirg herbrauſt, und über die hinabgestürzte Krone der zu Roß flüchtenden Prinzessin die dunklen Wellen breitet, sey auch du mir gegrüßt.

Hier iſt der Heerd der Sage; jeder Fels, jeder alte Baum hat ſeine wunderbare Geſchichte, und jeder neue Tag fügt Neues, Schauerliches hinzu, von herabgeſtürzten Köhlern, Bergleuten, Jägern, die bei zu kühner Wagniß hier den Tod fanden.

Wir gehen das zerklüftete Thal aufwärts bis an den Budekeſſel, dort, wo ſie in dunkler Felshöhlung und Ummauerung ſich in ein Becken ſammelt, und ihre Tiefe durch das ſchauerliche Dunkel der Gewäſſer zugleich verbirgt und verräth. Dem ſchwarzen Marmor gleicht hier ihr Spiegel; doch ſchöpfe einen Becher aus der Fluth, ſo füllt er ſich mit dem klarſten Kryſtall, und wirf, wenn die Sonne auf die Wellen ſcheint, ein blankes Silberſtück hinab, ſo ſiehſt Du es im Fallen lange heraufblitzend leuchten; nur das Dunkel des tiefen Schlundes, auf deſſen Boden kein Lichtſtrahl reicht, legt die finſtre Folie unter den hellen Kryſtall des Waſſers.

Mich ſchwindelt, wenn ich aufwärts ſchaue zu den Felsrieſen hinan. Einige Häupter ragen über, bücken ſich drohend herab, andre ſtarren wie Thürme empor; verwegne Pfade klimmen im Zickzack, einer Blitzfurche gleich, die Klippen hinan. Und ſey die Felsbruſt noch ſo ſchroff, doch hat der weiche Arm grünender Gebüſche ſie erreicht und umfaßt, und ſchmiegt ſich dem rauhen Harniſch lieblich an.

So lächelt die Anmuth noch mitten in die schroffe, schauerliche Wildniß hinein. Und wie holdselig blickt uns der Himmel an, wenn er sich still und blau über das Thal wölbt, und den zackigen Felsspitzen, den zarter geformten Wipfeln der Tanne und Buche zum lieblichen Grunde dient!

Da wird es dunkel; es fällt wie ein grauer Schleier über die Landschaft. Ein Wolkenschatten ist es, der die Flügel über das Thal breitet. Der Sturm erwacht, wir hören ihn leise, hoch sausend heranziehen; er jagt das flüchtige Gewölk über uns hin, und beugt die Kronen des alten Waldes. Die scheue Waldtaube flattert um den Fels und sucht ihr Nest im Gestein; Raben ziehen krächzend über uns; ein Raubvogel schwebt von ruhigen Flügeln getragen über dem höchsten Fels langsam dem wogenden Fichtenwalde zu, oder verschwindet, majestätisch steigend, im Gewölk.

Laß uns die Schlucht aufwärts klimmen. Der Pfad ist steil, mühevoll, von Klippe zu Klippe ringt er sich hinan. Der abgestumpfte Riesenkegel vor Dir ist der höchste unter den Thürmen dieses Felsengemäuers. Eben sauset der Sturm, daß das Haar wild flattert, und trittst Du an den Rand, so blickst Dur nur mit Schauder in die Tiefe hinab. Dort auf öde abgeflachtem Fels ist der Tanzplatz grausiger Hexen

und des Finstern selbst. Eine Stunde mußt Du klimmen, bis Du die einsame Höhe erreichst. Jetzt nimmt Dich der Wald auf, hohe, uralte Fichten und Buchen; Du siehst den Sturm, denn er bewegt ihre Häupter, Du hörst ihn, denn er brauft hohl durch die Kronen, aber Du fühlst ihn nicht, denn Dich schützt das dichtverwachsene Gebüsch. Der Fußpfad verliert sich im hohen Grase, im weichen Moose, auf der nackten Felsbank mit Mühe arbeitest Du Dich durch das Gestrüpp. Jetzt stehst Du im Freien, die Felsplatte springt weit vor in die Thalschlucht; hier faßt Dich der Sturm, sein kalter Athem weht Dich rauh an. Tritt an den Rand! Ein Grausen überläuft Dich. Welch eine Tiefe! Die Felsenthürme unter Dir verlorene, kaum halb zu Dir heraufragende Spitzen; eine schroffe, zackige Mauer das ganze Gebirg; drüben die alten Wälder in demüthiger Tiefe, das graue, trotzige Haupt der Roßtrappe zu Deinen Füßen. Kaum reicht der Blick auf die Sohle des Thals, wo die schwarze Schlange der Bude sich krümmt, und ihren Geimm gegen die Klippen schäumt. Doch Du hörst nichts von dem Brausen der Wasser bis hier herauf, — halt — dennoch — wenn der Sturm einen Augenblick schweigt, das Waldgehege rings umher horchend lauscht, dann dringt fernher, verloren, das Rauschen des Stroms herauf.

Hier lehrte die Natur den Menſchen wunderbare Dichtungen, hier ſchuf und wob die Sage. Wer kennt ſie nicht? Wer weiß nicht, daß die Fürſtin des Rieſengebirgs vor dem Rieſen Bodo floh, der die Jungfrau in ſein grauſes Ehebett begehrte? Er ſtellt ihr nach, überfällt ſie auf der Jagd aus dem Hinterhalt, ſie wendet entſetzt ihren Zelter zur Flucht, und ſprengt durch die Klüfte des Gebirgs; er verfolgt ſie auf ſeinem ſchwarzen, feuerſchnaubenden Roß. In Todesangſt durchjagt die Fürſtenjungfrau ihr ſchleſiſches und böhmiſches Reich, der Rieſe treibt ſie ſeinem Gebiet, dem Harzgebirge, zu. Hier verirrt ſie ſich in den wilden Schluchten, und gelangt endlich auf die ſchroffen Höhen am Rande des Bodethals, wo ſich kein Ausweg mehr aufthut. Schon glaubt ſie ſich verloren, denn ſie hört das ſchnaubende Roß des Rieſen hinter ſich; da faßt ſie einen verzweifelnden Entſchluß, ſpornt ihr ſilberweißes, edles Thier muthig an, und im ungeheuern Sprunge trägt es ſie über den breiten Abgrund hinweg. Drüben auf der wilden Klippe der Roßtrappe ſchlägt es den Huf feſt ein, daß er ſich tief in den Fels drückt, für die fernen Jahrtauſende ſichtbar.

Der Rieſe kommt auf der jenſeitigen Höhe an; mit Wuth ſieht er, daß ſeine holde Beute ihm entrinnt. Da ſpornt auch er ſein Roß — doch die

Gewalt der finstern Dämonen ist nicht so groß als die der beschützenden. Er erreicht die jenseitige Felsmauer nicht, stürzt hinab, zerschellt, und ein rächender Zauberer verwandelt ihn in einen schwarzen, grimmigen Hund. Als solcher liegt er in den tiefen Felsspalten am Bodekessel, und bewacht eifersüchtig die Krone der Prinzessin, die bei dem kühnen Sprunge über das Thal ihrem Haupt entfiel und in das tiefe Gewässer stürzte. Das ist der Schatz, der unter der Hülle der schwarzen Wogen in unergründlicher Tiefe ruht, den noch Niemand zu heben verstanden; denn der alte Cerberus hält grimmige Wacht, und zerfleischt Jeden, der sich verwegen nähert.

Wer hier oben sitzt und in die Schluchten und Gründe hinab, über die Wälder jenseits hinweg nach den hohen, blauen Bergkuppen der Achtermannshöhe, des Ziegenrückens schaut, der verwundert sich kaum über die schauerlichen Erfindungen der Sage. Es ist als erzählten Fels, Wald und Bergstrom selbst, so lebendig spricht die Natur zu der Menschenbrust.

Laßt uns nun gehen! — Nein, noch einen Blick muß ich hinaus in die weiten Ebenen richten, die man von hier aus überschaut. Dort liegen die Städte und Dörfer der Menschen, dort regt sich das Leben, der Verkehr, die Lust und Freude. Es ist als ob die

Einſamkeit des Felskegels noch ſchauerlicher würde durch dieſen Blick in das menſchliche Treiben hinunter.

Wir wenden die Schritte in den Wald hinein, ſein grünes Dunkel umfängt uns. Rieſenſtämme dringen aus dem Boden, weitverzweigte Kronen überſchatten uns, kaum findet die Sonne einen Weg durch das Laubgewölbe. Knotige Wurzeln laufen über den Weg, ringen ſich um Felsſtücke; Farrenkräuter, ſchwellende Mooſe, üppiger Graswuchs bedecken die Erde. Ein geſchlängelter Pfad zieht am obern Rande des Thales um die ein- und ausſpringenden Bergkuppen hin, weiter dem Strom der Bude entgegen. Bald iſt Alles dicht verwachſen; nur ſelten iſt uns ein Blick die ſchroffen Bergwände hinab geſtattet; der Fels verſchwindet, aber jähe Waldabhänge ſenken ſich zu der ſchäumenden Bude hinunter. Hier ſieht man die Holzbahnen, auf denen der auf der Höhe gefällte Stamm ins Thal hinuntergleitet, entweder ganz, oder in Scheite geklaftert, die der Fluß empfängt und ihre Förderung nach der Ebene hinunter übernimmt. Eine mächtige Buche ſteht faſt an der äußerſten Spitze eines Bergvorſprungs; die Axt braucht den Stamm nur zu durchſchneiden, ſo muß er handgerecht fallen um ihn auf der Bahn ins Thal ſchaffen zu können.

Ein alter Holzhauer saß im Schatten des Baums auf seinen bemooſten Wurzeln. Er verzehrte sein kärgliches Abendbrot: Art, Säge und Seile um den Fall des Stammes zu leiten, lagen ihm zur Seite.

„Gott grüß Euch, Vater! Ist Euer Tagwerk vollbracht? — Oder wollt Ihr den herrlichen Stamm, an dem Ihr sitzet, noch fällen?"

„„Da sey Gott vor!"" erwiederte der greise Holzschläger und schlug ein Kreuz.

„Wie das?" fragte ich verwundert.

„„Den Baum darf keine Art berühren, er bleibt ungefällt stehen.""

„Weshalb das, Vater? — Mich dünkt es ist weit umher der stärkste und geradeste Stamm!"

„„Freilich! Das wußte der Müller unten an der Blechhütte auch ganz wohl! Darum hätte er ihn gar zu gern gehabt; aber es glückte schlecht damit!""

„Erzählt doch, Alter; hier, trinkt einen Schluck aus meiner Flasche, ich werde mich zu Euch setzen. Erzählt mir, was Ihr von dem Baume wißt."

„„Mir hat es noch der achtzigjährige Pfarrer in Thale erzählt, als ich ein Bube war, so hoch. Der wußte es von Bergleuten, Jägern und Holzfällern, die in seiner Knabenzeit alte Leute waren; und schon damals war es eine Geschichte vom Urgroßvater

her. Ihr könnt wohl denken, lieber Herr, daß das Alles schon vor grauen Jahren geschehen ist!""

„Gewiß! Sagt mir aber nur, was. — Ich bin fremd, und möchte gern Alles erfahren, was es bei Euch Merkwürdiges im Gebirge giebt."

„„Herr! Die Sonne steht tief hinter der Achtermannshöhe; hier wirds schon dämmerig. Es ist schauerlich davon zu reden im Zwielicht.""

„Trinkt noch einmal; der Wein ist gut; — wir sind ja zu zweien und gottesfürchtige Leute, was soll uns geschehen?"

Der Alte wiegte das silbergraue Haupt auf und nieder, sprach sein gedehntes „Hm," trank noch einmal aus meiner Feldflasche und hub dann an:

Unten an der Bude, wo jetzt der Steg unterhalb der Blechhütte über den Bach läuft, stand vor Alters eine Mühle. Jetzt sieht man nur noch ein paar Steine von der Grundmauer aus dem hohen Grase hervorragen. Der Müller war ein reicher Mann, wäre aber gern noch reicher geworden; er hatte eine schöne Tochter von sechszehn Jahren, mit langem Goldhaar und rosigen Wangen. Eines Tags kam ein Fremder in die Mühle, der sah sich die Mahlgänge und Räder genau an, und fragte den Müller, wie viel er jeden Tag mahlen könne? Als ers ihm sagte, lachte der Fremde und sprach: „Seht, Eure

Mühle ist schlecht gebaut; hättet Ihr einen Wellbaum so viel länger und so stark (er zeigte ihm das genau), so könntet Ihr das Dreifache in derselben Zeit mahlen, und ein steinreicher Mann werden." Der Müller sah es wohl ein, aber er lachte, und sprach: „Soll ich mir einen solchen Wellbaum aus dem Felsen hauen lassen? Wo gäbe es wohl so starke Bäume?" — Da lachte der Fremde seinerseits auf, und sprach: „Ihr wohnt hier, und habt Euch nicht einmal so umgesehen wie ich? Droben auf dem Berge, an der Hirschenschlucht, steht eine Buche, daraus könnt Ihr den Wellbaum zimmern lassen, oder ich will nicht gesund von der Stelle gehn." — Und damit grüßte der Fremde, ging ins Gebüsch und war mit Eins fort, wie verschwunden.

Der Müller stand noch verwundert vor seiner Mühle, und sah ihm nach, als ein junger Holzhauer, Winfried genannt, vorbeiging und scharf nach der Mühle sah. Winfried hatte nämlich die schöne Müllerstochter lieb, und sie ihn; doch der reiche Vater wollte von dem armen Holzschläger nichts wissen. Er blickte ihn daher scheel an, als derselbe an der Mühle vorüberging und das Auge nicht von den Fenstern verwandte. „He," rief er, „Winfried, siehst Du nach mir oder nach meiner Mühle so scharf, daß Du auf Deinen Weg nicht achtest und fast über

das Scheitholz dort gestürzt wäreſt?" — Winfried erſchrak, ſagte guten Abend, und wollte ſtill vorübergehen. Doch der Müller rief ihm nach zu bleiben, und fragte: „Iſt es wahr, daß oben im Walde an der Hirſchenſchlucht eine Weißbuche ſteht, ſo groß, daß man einen Wellbaum davon zimmern könnte, doppelt ſo lang und groß wie der in meiner Mühle?"

„Wohl," antwortete Winfried, — „und nicht doppelt, dreifach ſo groß könnte man ihn zimmern."

„Nun, ſo fälle mir den Baum", ſprach der Müller, „Du ſollſt ein gutes Stück Geld verdienen!"

Doch Winfried ſchüttelte den Kopf und erwiederte: „Das geht nicht, Meiſter; der Baum iſt gebannt. Wer die Axt anlegte, dem würde es ſchlecht ergehen!"

Da ſchalt ihn der Müller einen Thoren und faulen Knecht, der wohl nach den Mägden ſchauen könne, aber zur Arbeit nicht Luſt habe. Und traurig ging Winfried nach Hauſe.

Der Müller aber hatte keine Ruh, weder Tag noch Nacht. Am dritten Tage ſchloß er ſeine Mühle zu, und die ſchöne Tochter in ihr Kämmerlein ein, und ſtieg die Hirſchenſchlucht hinan, ſich den Baum zu beſehen. Er fand ihn bald aus, und erſtaunte ob der Größe und dem geraden, prachtvollen Stamme. Er maß ihn, und fand, daß er

dreifach so stark und so lang war als der stärkste Wallbaum, den er jemals gesehen. Nun gelüstete es ihn erst recht den Baum zu haben, denn alsdann hätte er die schönste Mühle auf viele Meilen in der Runde gehabt, und wäre der reichste Mann geworden. Daher ging er zu Winfried und sprach: „Du bist ein armer Bursch; Du kannst Dein Glück machen. Fälle mir die Weißbuche an der Hirschenschlucht, und ich will Dir funfzig Mannsfelder Silbergulden dafür zahlen."

Winfried aber erschrak, kreuzte sich, und sprach: „Laßt ab mich zu versuchen; es ist böses Werk, was Ihr begehrt. Der Baum ist gebannt, so haben wirs von Vater auf Sohn gehört, und kein Holzfäller im ganzen Gebirg wird ihn mit der Axt anrühren!"

Der Müller wurde böse, und höhnte und verlachte Winfried. Er sprach hierauf mit zwei andern Holzschlägern, aber auch diese kreuzigten sich, und wiesen ihn mit seinem Ansinnen weit von sich.

Erbittert ging der Müller nach Haus; er überdachte sichs unterwegs, ob er den Baum nicht selbst fällen könne; doch er hatte Furcht, und wollte lieber, ein Andrer möchte es wagen.

So kam er zu Haus, und als er seiner Tochter Kämmerlein aufschloß, fand er das schöne

Mädchen in Thränen vor dem Crucifix. Er befragte ſie, und ſie geſtand ihm ihre Liebe zu dem jungen Winfried, und fiel ihm zu Füßen, daß er doch in die Heirath willigen möge. Da kam ihm ein Gedanke; er ſchickte einen Knecht hinaus zu Winfried und ließ ihn zu ſich entbieten. Als der Jüngling kam, führte er ihn in ſeiner Tochter Kammer, und ſagte ihm: „Winfried, hier ſteht Elsbeth, meine Tochter, die mir ſagt, daß Du ſie liebſt und ſie Dich wieder liebt. Willſt Du mir den Baum fällen, ſo ſollſt Du ſie zum Weibe haben, und ich ſchenke Euch einen Acker und das Häuschen ober dem Steg nach dem Dorf.“

Wie das die Jungfrau hörte, fiel ſie dem Vater um den Hals und herzte und küßte ihn, und weinte und lachte für Freuden. Winfried aber ſtand blaß und zitternd da. Endlich ſprach er: „Nun denn, ich wills verſuchen! Gott ſey mir gnädig!“

So nahm er Axt und Säge, und was er gebrauchte, und ſtieg die Hirſchenſchlucht hinan. Und wie er droben war, begegnete ihm im Walde ein Mann, der hatte einen weiten, ſchwarzen Mantel um; es war der Fremde. Er ſprach Winfried an: „Guten Abend! Glück zum Werk!“ Dabei lachte er, daß es Winfried durch das innerſte Mark ſchauderte. Doch ging er weiter, und erreichte den Baum. Es war Abend geworden, und dämmerte; ſchauerliche

Stille rings umher; Winfried hörte ſich athmen, und fühlte, daß ſeine Zähne aneinanderſchlugen. Er hob die Axt, doch ſein Arm ſank kraftlos herunter, und der Angſtſchweiß trat ihm auf die Stirn. Schon wollte er umwenden, da ſah er die blonde Elsbeth neben ſich, ſie war ihm nachgelaufen, ganz athemlos, und rief voller Angſt: „Winfried, geh raſch ans Werk, denn der Vater hat geſchworen, wenn Du den Baum bis Mitternacht nicht gefällt haſt, ſo will er mich morgen mit dem wilden Rudhart, dem Förſter, Deinem Todfeinde, verloben!“

Jetzt vergingen Winfried die Sinne; er rief laut: „Nun, ſo ſey es denn, und komme was da komme. Mein Schutzpatron mag mir helfen.“

So ſprang er mit geſchwungener Axt gegen den Baum und holte zum erſten Hieb aus. Da fühlte er plötzlich ſeinen Arm gehalten; er blickte um ſich, und ein alter, frommer Klausner, der im tiefen Budethale wohnte, ſtand hinter ihm und war ihm in den Arm gefallen: „Winfried,“ rief er, „was willſt Du thun, der Baum iſt heilig!“ Da entſank dem armen Holzhauer die Axt; er blickte um ſich, Elsbeth war nicht zu ſehen; es überlief ihn grauſend, und er ſagte dem frommen Vater Alles. Wie er aber geſprochen hatte, brauſte es ſtürmend durch den Wald, daß die Kronen der alten Bäume

ſich beugten, es wurde finſter, und mitten im Windsgeheul hörten Beide wildes, ſchallendes Gelächter. Es ward ihnen todesangſt; ſie knieeten nieder und beteten mitſammen einen Roſenkranz nach dem andern. Und wie ſie gebetet hatten, wurde es wieder hell, die Sonne ging unter, und die rothen Strahlen fielen durch die Zweige. Winfried aber ging heim zu dem Müller und ſprach: „Laßt ab von Eurem frevlen Willen, ich kann ihn nicht vollführen; ich muß das Heil meiner Seele bedenken!“

„Nun,“ rief der Müller wüthend, „ſo packe Dich von meiner Thür, und eher ſoll ein Bettler meine Tochter freien als Du!“ Elsbeth ſtand dabei, ſchluchzte laut auf, und rief: „So will ich ins Kloſter gehen!“

Nachts hatte aber der Müller keine Ruh. Er träumte von großen Truhen voller Silber und Gold, die er geſammelt hätte von dem dreifachen Mahlgelde. Er ſah ſeine Mühle vor ſich, wie er ſie ſich künftig dachte, mit ganz neuem Werke, und drei laufenden Mahlgängen. Und es klapperte ihm den Kopf ganz wüſte! So ſtand er Morgens vor Tage auf, denn die Gedanken ließen ihm keine Ruhe. Still nahm er Axt und Säge, und Seile, und ſchlich ſich in der Morgendämmerung hinauf um den Baum ſelbſt zu fällen. Oben auf dem Berg begegnete

ihm der Fremde und rief: „Glück zu!“ das fuhr ihm wie Eis durch die Glieder, doch er ging weiter. Da sah er den Klausner, der verrichtete sein Morgengebet; er aber achtete nicht des Winks von Gott, sondern bog seitwärts um ihm nicht zu begegnen. Jetzt stand er vor dem Baum. Er schlang das Seil um, knüpfte es thalwärts an, trat dann vor den Stamm, schwang die Axt, und that den ersten Hieb. Doch so wie das Eisen die Rinde berührte, krachte es furchtbar durch den Wald, als brächen die Felsen zusammen, und der Baum borst von oben bis unten auf, eine schwarze Riesenfaust griff heraus, packte den Müller und riß ihn hinein. Dabei wurde es finster, der Sturm brüllte durch den Wald, und die Erde bebte.

Der Klausner, der, Böses fürchtend, dem Müller gefolgt war, hatte Alles gesehen, und war voller Schrecken in die Kniee gesunken. Nachmals hat er die Geschichte aufgezeichnet und im Kloster zu Quedlinburg niedergelegt. Hier aber erzählte sichs vom Vater auf den Sohn.““

So endete der alte Holzschläger. Es war indessen wirklich tiefe Dämmerung eingetreten, und wir freuten uns diesen Weg mitsammen zu machen. — „Noch eins“, sagte ich im Gehen. „Was wurde denn aus Winfried und der schönen Elisabeth?“ —

„„Hm! Die werden ſich wohl geheirathet haben, und bei der alten Mühle zufrieden geweſen ſeyn.““

„Ich kann mirs denken; wenn Ihr aber künftig Jemandem die Geſchichte erzählt, müßt Ihrs hübſch hinzuſetzen.“

„„Gut, gut,““ nickte der Alte.

„Und würdet Ihr jetzt auch den Baum für ein gutes Stück Geld nicht fällen?“ fragte ich nach einiger Zeit weiter.

„„Da ſey Gott vor!““ rief der Greis und ſchauderte ordentlich vor mir zurück, als ſey ich der verſuchende Fremde in ſeiner Erzählung. — —

Es iſt doch ſchön, daß noch ein ſchauerlicher Glaube an das Wunderbare irgendwo in verſteckten Gebirgsſchluchten lebt. Aberglaube iſt, wenn nicht beſſer, doch wenigſtens tauſendmal dichteriſcher als Unglaube. —

Dritte Erzſtufe.

Die Victorshöhe. Nannys Erzählung.

„Du weißt alſo viele Sagen und Mährchen, mein goldlockiges Kind?“ fragte ich die blauäugige, funfzehnjährige Förſtertochter, die mich auf das Gerüſt der Victorshöhe begleitet hatte.

„O tausend," erwiederte sie mit anmuthiger Stimme. „Den ganzen Winter sitzen wir ja und erzählen uns, wenn rings der Schnee so hoch um das Dorf liegt, daß nicht Weg nicht Steg mehr zu finden ist." —

„Und möchtest Du mir wohl auch eine schöne Sage erzählen?" fragte ich. „Setze Dich zu mir, Goldtöchterchen, hier die Bank hat eben Raum für zwei." Dabei nahm ich sie bei der Hand und zog sie an meine Seite. Sie setzte sich unverlegen neben mich, sagte aber:

„Wer kann hier erzählen? Hier, wo man so weit um sich schaut; wo der Wind die Worte verweht, die Vögel singen und querüberfliegen, und die Wolken dicht neben uns ziehen. Hier kann man nicht Acht geben! Nein, hier muß man sich umschauen!"

„Du hast Recht, Kleine," sprach ich. „Aber drunten im Stübchen am Kamin, wenn die Flamme knistert, dann erzählt sichs gut. Nicht?"

„Ja, dann," nickte sie mit dem blonden Köpfchen.

So wollen wir uns denn hier umschauen. — Wir stehen auf der Victorshöhe; ein neuer Name des alten berühmten Rammberges, mit des höchsten im nördlichen Harz, auf dessen waldbedeckter Höhe die Trümmer der Teufelsmühle liegen. Die Sage

berichtet darüber, was in Aller Mund iſt, die je den Harz beſuchten, daß ein Müller dem Teufel ſeine Seele verſchrieb, wenn er ihm über Nacht auf dieſer Höhe, wo ſteter Wind iſt, eine Mühle mit drei Gängen bauen wolle. Der Teufel verſprach es, und baute eine herrliche Mühle aus Felsblöcken auf. Als ſie fertig war, gereuete den Müller ſeines Verſprechens, und er hätte den Handel gern rückgängig gemacht. Doch der Teufel hatte ſeinen Contrakt erfüllt; die Mühle war fertig, untadelhaft, und ſomit mußte der Müller auch ſeine Verpflichtung halten. Er beſichtigte, von dem Erbauer geführt, zitternd, unter Tropfen kalten Angſtſchweißes auf der Stirn, das Werk. Da entdeckte er, daß einer der Mühlſteine fehlte, und fröhlich rief er aus: „der Handel iſt ungültig, die Mühle iſt nicht fertig.“ Der Schwarze aber war auch ein Rabuliſt, und entgegnete: „Oho! Noch hat der Hahn nicht gekräht, wir wollen dem Schaden ſchon noch abhelfen.“ Und ſauſend fuhr er aufwärts durch die Lüfte, um den fehlenden Mühlſtein zu holen. Ob er ihn irgendwo fertig geſtohlen, oder ſo ſchnell behauen, bleibt ungewiß, wie ſo Vieles in der Sage. Jedoch nach wenigen Minuten ſchwebte er ſchon wieder hoch in den Lüften heran, und hielt, der Müller ſah es mit Beben, den gewaltigen Stein in den Krallen. Eben wollte er ſich auf die Mühle herabſenken, —

da krähte der Hahn, und der Müller war gerettet. Der Teufel aber schleuderte wüthend den Stein herab, fuhr tosend hinterdrein, riß die riesigen Werkstücken seines Baus auseinander, und zerstreute sie über den ganzen Berg. So lagen sie Jahrhunderte lang, und Gras und Moos, Gebüsch und endlich uralte Waldung wuchs darum und darüber, und der Reisende besuchte den schauerlichen Rammberg nur noch, um die chaotischen Felstrümmer im Walde zu betrachten. Eine Aussicht über das Land hatte er nicht, denn hochstämmige Buchen, Eichen und Fichten, dicht verwachsenes Gestrüpp und Dornengehürst, verdüsterte Alles rings umher, daß kaum der Fuß sich Bahn machen, geschweige das Auge frei umherschweifen konnte. — Es war aber endlich an der Zeit, des Teufels böses Werk gut zu machen. Das that Herzog Victor von Anhalt-Bernburg; er lichtete den Wald droben, ließ ein geräumiges Rund aushauen, und baute nicht eine Mühle, wie der Teufel, sondern einen, den Windmühlen im Lande ähnlichen Thurm auf der Höhe, der die weiteste Umsicht gewährt. Weil aber der Sturm ein festes, zusammenhängendes Gebäude, das nicht wie der Bau des Erbfeindes aus Granitquadern bestand, die hundert Pferde nicht fortbewegen, umstürzen würde auf dieser den Wolken nahen Höhe, so bot man ihm keinen Wi-

verſtand dar, ſondern geſtattete ihm freien Durchzug, indem man nur das Balkengeripp mit ſtarken Verzweigungen und Querhölzern durchſichtig hinſtellte, es aber nirgends verkleidete. Allein es hebt ſich weit über die höchſten Baumgipfel hinaus, und das Auge ſchweift nun in ungemeſſener Ferne über Berge und Waldung des Harzes hin, bis in die kornreichen Ebenen, wo die weißen Häuſer ſchimmern, die hohen Glockenthürme der Städte ſtattlich emporragen.

Wohl hatte meine kleine blonde Begleiterin Recht zu ſagen, hier muß man ſich umſchauen.

Und der Augenblick war zu nutzen; mein Irrführer (wie ich meinen Führer aus Thale wohl ſchicklicher nenne) hatte mich um zwei Stunden verſpätet; ich konnte die Landſchaft nicht mehr im warmen Licht des Spätnachmittags — eine Beleuchtung, die ich ſo liebe — und ihre Färbung durch den Purpurhauch der untergehenden Sonne genießen, ſondern kam nach dieſer, als ſchon der graue Schatten der Dämmerung über die Gebirge geſunken war, und der Abendhimmel nur noch in gedämpften, dunkelvioletten und roſigen Farbenſtreifen nachſchimmerte.

Ich hatte anfangs gezürnt; jetzt war mirs lieb, daß ich in dieſer Tageszeit kam. Denn wir nüchternen Reiſenden (keine Empfindſamkeit ſchützt vor dieſer Philiſterei) wollen nur zu ſehr Alles genau ſehn,

und die gemeine Deutlichkeit der Dinge geht uns über ihr dichterisches Verschwimmen, Verschweben und Verhüllen. Ich hatte jetzt ein schöneres Schauspiel, wenn ich auch die Thürme von Quedlinburg und Halberstadt nicht mehr so bestimmt in der graulichen Ebene unterscheiden konnte. Der Wald unter mir lag im tiefsten, schattendunkeln Grün; der Thurm von Harzgerode, der über den jenseitigen Thalrand der Selke hervorragt, stand vom letzten Wiederschein des Abends matt angeleuchtet über der grünen Flur, und schimmerte wie ein ausglimmender Brand, einsam, wunderbar. — Der blaue, duftige Brocken zeigte seine schönen Saumlinien nur unbestimmt und zur Hälfte, denn um sein Haupt hatten sich malerische Nebelzüge gelagert, schwarzgraue Geisterschaaren, die ihn zur nächtlichen Behütung umwebten. Das Auge schweifte auf und ab, in dem weiten Bergrevier, über waldige Höhen, durch tiefe, langgewundene Gründe, zu blauen Fernen. Nordwärts lag die Ebene mit ihren Städten und Dörfern, grauröthlich im Nebel und rosigen Abglanz des Abends. Die Thurmspitzen hoben sich schwarz aus der Niederung, und ließen die Städte mehr errathen als erkennen. Doch zog der Blick gern diesen schwarzen Meilenzeigern nach, und überflog die Wege, die der Fuß müh- und langsam durchwandert, mit zauberischer Schnelligkeit.

Ich ſtand in den Anblick tief verſunken. Eine ſchaurige Abendſtille umgab mich, der Wind zog hohlrauſchend über den Wald zu meinen Füßen hin, ſpäte Nachtvögel umflatterten das Thurmgerüſt. Nanny, die blondlockige Kleine, ſchauerte fröſtelnd zuſammen, und barg die Arme unter ihre Schürze.

Wer erklärt mir die ſtille, erhabene Macht des Abends, der Einſamkeit, der Höhe, der Fernſicht, des Gebirgs? Ach, was von dem, was unſere Seele im Tiefſten bewegt, iſt denn erklärt? Erklärt mir Liebe, Schmerz, Glück, mich ſelbſt, — ſo habt Ihr Alles erklärt, das Daſeyn und den Tod, die Zeit und Ewigkeit, und Gott und alle Räthſel, um deren Löſung der Menſch ſeit Jahrhunderten ſich müht, und in die er nicht tiefer eingedrungen iſt als in ſeine Wohnſtätte, die Erde, der er — kaum die Haut geritzt! —

Wirf noch Reiſig ins Feuer! So, nun lodert es hell auf. Das iſt ein behaglicher Seſſel! Komm, Nanny! Neſtle Dich dicht an mich! Erſt laß Dir die friſchen Lippen küſſen, und nun erzähle weiter. —

„Gertrud liebte den Jäger Robert ſo ſehr, weil er der kühnſte und ſchönſte im ganzen Gebirg war; er hatte dunkle, brennende Augen und langes, ſchwarzes Lockenhaar. Das ſtrich ſie ihm mit ihren

weißen Händen aus der Stirn, da sie vor ihm stand, und er so finster zur Erde blickte. Als er aber endlich unruhig und wild aufsprang, so umschlang sie ihn, und bat mit Thränen: „Mein Robert, ziehe nur nicht in die weite Welt hinaus! Es wird uns schon noch gelingen! Bleibe mir nur getreu! Wahre meinen Ring! Sey standhaft!“ Er aber schaute düster und düsterer auf den Boden, und rief: „„Ja, wenn ich reich wäre! Was kümmerte mich dann der Herzog und die Försterei, die er mir weigert!““ — „Laß das Gold, wir wollen genügsam und glücklich leben!“ — „„Gertrud, Du weißt nicht, was Du sprichst!““ „Bleib mir nur getreu!“ — Und er schwur es, und drückte sie ans Herz, und er ging fort in den Wald. — Da begegnete ihm ein alter Bergmann, mit eisgrauen Haaren, und langem Silberbart. Der ging stumm zwischen den Büschen und Felsen umher, und bückte sich, und spähte auf die Erde, und lauschte und horchte. „Was schaffst Du?“ fragte Robert ihn anredend. „Was willst Du spät nach Mitternacht im Walde?“

„Ists schon weit nach Mitternacht?“ murmelte der Bergmann, „ja dann ists vorbei. Es wird mir überhaupt jetzt nicht glücken, ich bin zu alt!“

„Was denn?“ fragte Robert und horchte gespannt auf.

„Je nun, ich ſuche das Goldkraut!“ erwiederte der greiſe Bergmann.

„Das Goldkraut? Was ſoll das heißen? Und ein Kraut ſucht Ihr in finſtrer Nacht? Erklärt mir das?“ fragte Robert weiter.

„Nun wahrlich, da ſieht man, daß Ihr von dem Goldkraut nichts wißt!“ rief der Bergmann aus, „ſonſt würdet Ihr ſo nicht fragen. Bei Tage hat es noch kein lebendiges Menſchenkind gefunden, denn es blüht nur bei Nacht!“

„Wie wollt Ihrs aber finden ohne Leuchte, da der Mond nicht einmal ſcheint?“ antwortete Robert noch verwunderter. „Iſts gleich eine Sommernacht, ſo iſts doch ſo finſter hier, daß man kaum den Pfad durch den Wald ſchimmern ſieht, geſchweige eine kleine Pflanze erkennen kann! — Und was wollt Ihr denn mit dem Kraut, daß Ihr Euch in aller Nacht ſo viel Mühe darum gebt?“ —

„Hm! Ich bin auch wohl ein Thor,“ hub der Alte nach einigem Stillſchweigen an; „ich bin zu alt, mir wird es doch nicht mehr glücken. Hört, Freund Robert“ —

„Wie? Ihr kennt mich?“ rief der Jäger.

„Ich bin achtzig Jahr im Gebirg, da kann man die Bewohner wohl kennen;“ antwortete der Alte lächelnd.

„Doch ich sah Euch niemals," fuhr Robert fort, „und Ihr müßtet als ein so alter Mann, dessen greise Gestalt mit langem, weißem Bart mir sogar beim bloßen Sternenlicht sattsam auffiel, von jedem Kinde gekannt seyn!"

„Hm!" sprach der Greis kopfschüttelnd, „ich komme nur selten in dieses Gehege, und nur bei Nacht, denn ich bin weit von hier, am Rammberge zu Haus, und dort verkehre ich mehr unter der Erde als auf ihr. Also kennen mich Wenige, und hier vielleicht Niemand. Doch laßt das gut seyn; ich kenne Euch, und vielleicht besser als Ihr meint. Ich sah Euch, wie Ihr im verwichenen Jahr den Sechszehnender erlegtet, es war ein Meisterschuß, und ich verdenke es Euch nicht, wenn Ihr dem Herzog gram seyd, daß er die schöne Försterei, die Euch mit Recht zukäme, dem Taugenichts, seinem Leibjäger Brand, geben will, weil der Schuft ihm die eigene Schwester als Buhlerin zuführte. Mir däucht, Robert, die Hand zuckte Euch gewaltig nach der Büchse, als der Schelm gestern hier durch den Wald ritt."

„Wer seyd Ihr!" fuhr Robert entsetzt zurück, denn er hatte allein im finstersten Gebüsch gestanden, aber wilde Gedanken waren über ihn gekommen, den Feind, der seinem Glück im Wege stand, durch eine rasche

That fortzuschaffen, doch Gott lenkte sein Herz zum Guten.

„Ja, Freund," begann der Alte ruhig wieder; „ich gehe in der Stille durch Wald und Berg, und weiß Manches, was sich Mancher nicht träumen läßt! Doch ich bin müde, ich muß mich setzen. Die Nacht ist warm und schön!"

Unaufgefordert, aber von einem dunklen Trieb gezogen, setzte sich Robert zu dem Alten; er hätte gern gefragt, was es mit dem Goldkraut für eine Bewandniß habe, doch eine Scheu, die er sich nicht erklären konnte, hielt ihn ab. Endlich überwand er sich doch, und fragte: „Habt Ihr denn das Goldkraut, das Ihr sucht, schon öfters gefunden?"

„Wenn man es auch nur einmal findet," antwortete der Greis, „so ist es schon der Mühe werth, die man sich darum giebt, sonst würde ich nicht noch in meinem achtzigsten Jahre so weite, mühselige Wege darnach machen. Aber ich wollte Euch schon vorher den Nutzen davon sagen, und mit Euch Rücksprache nehmen, nur kamen wir davon ab. Seht, mit dem Goldkraut hängt die Sache so zusammen. Es wächst und blüht nur vom siebenten Tage nach Sankt Johannis bis zum dreizehnten. Und das auch nicht jeden Tag, sondern nur an den ungeraden, am siebenten, neunten, eilften und dreizehnten, und auch nur

dann, wenn der Mond an keinem dieser Tage scheint, und auch am ungraden Tage wieder kommt und verschwunden ist. Von dem Kraut wissen Viele, das aber Wenige; daher suchen sie ihr Leben lang vergeblich darnach. Heuer kann mans finden, noch eine Nacht, übermorgen, denn heut haben wir den eilften Tag nach Johannis." —

„Ihr sagtet aber," fiel Robert gespannt ein, „daß es schon zu spät sey, und Ihr zu alt, es zu finden? Wie hängt das zusammen?"

„Ich wills Euch sagen," antwortete der Alte geheimnißvoll. „Das Goldkraut blüht nur sieben Minuten, von dem Schlage der Mitternacht an. Ist die siebente Minute verstrichen, so ist Alles vorbei."

„Weshalb seyd Ihr aber zu alt" —

„St!" unterbrach ihn der Alte, „das ist das tiefste Geheimniß dabei. Bevor ich Euch das anvertraue, müßt Ihr mir schwören, nachher alle Vortheile, die das Kraut gewährt, mit mir zu theilen, wenn Ihrs gefunden habt!"

„Gern, gern," fiel Robert rasch ein; „das hätte Euch ja schon von selbst gebührt, da ichs Euch doch nur verdanken würde. Doch ich weiß ja noch gar nicht, welche Vortheile es bringt das Kraut zu finden?"

„Ihr ſollt Alles hören. Seht," erzählte er ſchauerlich leiſe weiter, „das Kraut wächſt eigentlich nicht, ſondern es gehört der Erdnixe, und ſie verſchenkt es. Aber ſelten giebt ſie es einem Greiſe, niemals einem Mädchen, am häufigſten einem Jüngling. Darum ſeyd Ihr tauglicher es zu finden als ich."

Robert überſchlich es ſchauerlich. „Iſt denn Gefahr dabei?" fragte er halblaut.

„Gefahr?" ſprach der Alte lächelnd, „die Erdnixe iſt eine wunderſchöne Jungfrau. Heil dem, der ihr Angeſicht ſchaut! Andere Gefahr iſt nicht dabei!"

„Und wie mache ichs um das Kraut zu ſuchen? Wo wächſt es, woran erkenne ichs?"

„Das Alles will ich Euch lehren. Auf dem ganzen Harzgebirg wächſt es nur in dieſem Walde, und nur hier in der Gegend, wo wir ſitzen. Hier müßt Ihr Euch eine Stunde vor Mitternacht einfinden; ſeht Ihr Leuchtwürmchen auf der Erde, ſo verweilt Ihr hier; ſeht Ihr keine, ſo geht Ihr immer gerad nach Norden, — Ihr müßt Euch nach den Sternen richten, — bis Ihr Leuchtwürmchen fliegen oder im Graſe ſitzen ſeht. Das iſt denn der Ort, wo ihr ſuchen könnt. Aber merkt Euch den Spruch:

Dreimal harr' ich ſieben Jahr!
Wachſe Kräutlein wunderbar,
Blühe goldig, ſternenklar,
Funkle in der Nixe Haar.
Dreimal harr' ich ſieben Jahr!

Und ſo wie es Mitternacht ſchlägt im Dorf drunten, ſo ſagt den Spruch leiſe gegen die Erde hin, und dann geht ſtockſtill, gebückt, immer nach Norden vorwärts, aber ſchaut Euch weder zur Rechten noch zur Linken um, ſonſt iſt Alles verloren, und bei Leibe wendet Euch ja nicht zurück, bevor die Zeit verſtrichen iſt, das könnte Euch gar übel gerathen."

„Und woran erkenne ich das Kraut?" fragte Robert abermals, da der Alte jetzt ſchwieg. —

„Ich darf Euch nicht mehr ſagen! Doch laßt Euch deshalb nicht bange ſeyn!" antwortete der alte Bergmann.

„Und wenn ich es nun gefunden habe? Was ſoll es mir nutzen, welche Vortheile ſoll ich mit Euch theilen?"

„Wir werden Beide genug haben, auch an der Halbſcheid," lächelte der Alte. „Seht, erſtlich trifft den, der das Kraut beſitzt, in dreimal ſieben Jahren, bis es wieder wächſt, keine Krankheit und er altert nicht; und Jedem, der es eine Nacht auf der Bruſt

trägt, verleiht daſſelbe Geſundheit und Jugendkraft. Und zweitens, in jeder ſiebenten, neunten, eilften und dreizehnten Nacht nach dem Vollmond leuchtet es für den, der es in der linken Hand trägt, tief in die innerſte Erde hinein, daß man ſehen kann, wie die Metalle und Geſteine lagern, und die reichen Erzadern ſtreichen, und faſt alle verborgene Schätze entdeckt. — Begreift Ihr nun, weshalb ein alter Bergmann noch im achtzigſten Jahre die Mühe nicht ſcheut, darnach zu ſuchen? Nun müßt Ihr mir ſchwören, daß Ihr redlich mit mir theilen und nicht Schätze ſuchen wollt ohne mich. Aber dreimal, das ſage ich Euch, iſt der Schatz nur zu heben! Habt Ihr dreimal die Tiefe der Erde beſchaut, und die Wahl deſſen getroffen, was Ihr begehrt, ſo iſt die Kraft vorbei. Darum heißt es ſorgfältig prüfen und vorſichtig wählen."

Robert ſchlug mit Freuden in die dargebotene Hand des Bergmanns, und rief aus: „Wie gern gelobe ich Euch das, guter Alter! Ja, wenn ich das Kraut nur finde!" —

„Es wird Euch nicht fehlen, oder Alles müßte mich trügen," ſprach der Bergmann.

„Und ich will ja nur einmal wählen", rief Robert, „und ganz mäßig. Wenn ich ein kleines Haus und Garten und ein Stückchen Feld habe, und ein

Revier, wo ich jagen kann, so sind alle meine Wünsche erfüllt!"

„Noch eins!" sprach der Bergmann. „Ihr dürft keiner lebendigen Seele ein Wort von dem, was Ihr vorhabt, vertrauen, sonst ist Alles vergeblich!"

„Mit Freuden!" gelobte Robert.

„Nun, so schwört jetzt!" sprach der Bergmann feierlich, und stand auf.

Robert erhob die Hand und streckte die drei Finger, wie beim Schwur gebräuchlich, aus. Doch der Greis faßte ihn so heftig beim Arm, daß es Robert durch den ganzen Körper zuckte. „So schwört nicht," rief er rasch, „ich verlange einen andern Eid!"

„Wie das?" fragte Robert betroffen.

„Es ist so bräuchlich bei uns Bergleuten, wenn wir Geheimnisse der Naturkräfte mittheilen. Ihr müßt den Zunfteid schon leisten. Legt die Hand an diesen tausendjährigen Eichstamm, tretet auf seine Wurzeln und sprecht mir nach:

Bei der Tiefe dunkler Nacht,
Die des Gold und Silbers Pracht
In der Erde Schooß bewacht,
Schweigen will ich wie die Nacht!
Wurzel reicht in tiefen Schacht,
Hat es drunten kund gemacht.

Robert schauerte, als er den Eid gesprochen hatte.

Es war ihm, als fühle er ſich jetzt in die Gewalt verborgener Mächte gegeben, als hätten unſichtbare Hände ihn am Fuß gehalten, während er auf der rieſigen Wurzel ſtand und den Schwur that. Gern hätte er ein Kreuz geſchlagen und ein frommes Gebet geſprochen, doch er wagte es nicht, denn es ſchien ihm jetzt wie Läſterung in der Kirche. Der Alte aber faßte ihn eben ſo rauh wie zuvor bei der Hand, und ſprach mit ganz verändertem, wildem Ton der Stimme: „So, nun haſt Du uns geſchworen! Sey zur Stelle, übermorgen, und bedenke, daß es Dich in ewiges Unheil ſtürzt, wenn Du Deinen Eid auch nur mit einer Miene brichſt, die das Geheimniß verräth! Gute Nacht für heut!“ —

Mit dieſen Worten trat er ins Gebüſch, und war in wenigen Augenblicken verſchwunden. Robert blieb wie angewurzelt ſtehn, und ſtarrte ihm nach, doch er konnte ſich des verheißenen Glückes nicht erfreuen.

Am folgenden Tage, als er mit Gertrud zuſammenkam, war er ſtill; ſie ahnte nichts Böſes, ſondern wähnte nur, es ſey die alte Urſach ſeines Kummers. Sie war doppelt freundlich zu ihm, allein jemehr ſie ihm ſchmeichelte und liebkoſte, je finſterer wurde er. — Die Nacht konnte er kein Auge zuthun. — Am folgenden Tage ſchweifte er ſo

weit er konnte in Fels und Gebirg umher. Erst spät Abends kam er zu Gertrud. Sie verwunderte sich betrübt, daß er so spät kam. „Ich hatte mich so nach Dir gebangt, Robert, weil böse Träume mich in verwichner Nacht geängstigt haben," sprach sie, „nun ängstigst Du mich noch, daß Du so spät kommst."

Er antwortete nicht, küßte sie aber herzlich.

„Soll ich Dir meinen Traum erzählen?" fragte sie, und der Ton ihrer Worte sagte, daß sie es wünsche.

„Nein, nein," entgegnete Robert. „Die Nacht ist finster, da kommen böse Träume. Ich selbst träume oft wildes, verworrenes Zeug, — erzähle nichts, es könnte uns beiden die Nacht stören!" —

Sie schwieg betrübt. Doch setzte er sich mit ihr auf die Bank vor das Haus und schlang den Arm um sie und drückte und herzte sie liebreich. Da wurde ihr süß und bang zugleich ums Herz, und sie mußte unaufhörlich weinen. Endlich war es ganz finster. Da drückte Robert noch einen Kuß auf ihren Mund und sprach: „Nun leb wohl, Gertrud, und denke an mich diese Nacht." So riß er sich los und eilte dem Walde zu; Gertrud rief ihm noch nach, doch er hörte nicht, und wandte sein Angesicht nicht mehr zurück. Traurig ging die arme Gertrud zu Bett;

aber ſchlafen konnte ſie nicht; wilde Träume ängſtigten ſie: ſie ſah Robert bald im Walde von einem grimmigen Wolf verfolgt, bald auf der höchſten Felſenſpitze, wo er am Abgrund kletterte, ausglitt und ſtürzte. Verſtört fuhr ſie auf aus ihrem Halbſchlummer und rief: Robert! Robert! Da war es ihr ganz deutlich, als höre ſie ſeine Stimme: „Gertrud, Gertrud, komm und hilf mir!“ Und eine unerträgliche Angſt kam über ſie. Sie mußte auf vom Lager, ſie kleidete ſich an, doch ihre Angſt wuchs mit jedem Augenblick. Ganz verſtört eilte ſie vor die Hütte, da ſie glaubte, Robert riefe draußen; allein es war ſtill und finſter, und nur der Wind zog durch die Bäume und der Waldbach rauſchte. Da war es wieder, als höre ſie ſeine Stimme matt und verklingend aus dem Walde um Hülfe rufen. Sie eilte dem Schall nach; doch ſie fand Niemand, und ſo neckte und zog es ſie immer tiefer in den Wald hinein. — —

Robert war vor Mitternacht auf dem beſtimmten Fleck im Walde. Der alte Bergmann ſtand an die Eiche gelehnt, wo Robert geſchworen.

„Du biſt pünktlich, das iſt wacker,“ ſprach der Greis; „nun gedenke Deines Schwurs. Bis jetzt haſt Du ihn männlich gehalten. Befolge treu, was ich Dir geſagt, ſonſt iſt die Mühe umſonſt, und

es würde Dir außerdem zum furchtbaren Unheil gerathen, von dem keine menschliche Macht Dich erretten könnte!"

Robert antwortete nichts; sein Herz schlug, seine Kniee zitterten.

„Nach Norden!" sprach der Alte und wendete ihn an den Schultern gegen Mitternacht. „Keinen Blick zurück, kein Wort gesprochen."

Robert schritt vorwärts; er wußte nicht, ob der Greis ihm folge oder nicht. Es war todtenstill um ihn her, noch finstrer als gestern, kein Laub, kein Grashälmchen regte sich, man hätte die Eidechse im Grase rascheln hören.

Kein Leuchtwurm zeigte sich, weder fliegend, noch im Grase sitzend. Da war es Robert, als ginge Jemand hinter ihm, er hörte Schritte, es athmete schwer, fast gewaltsam zog es ihm den Kopf zurück, doch er ermannte sich und ging vorwärts. Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. Es murmelte dicht neben ihm, mit tiefer schauerlicher Stimme; etwas Kaltes streifte an seine Wange; die Sinne vergingen ihm fast; er lief rastlos weiter, immer nordwärts, einem trübröthlichen Stern nach, der tief am Horizont durch die Zweige schimmerte und ihm von Anbeginn zum Zielpunkt gedient hatte. Jetzt lachte es spöttisch hinter ihm, dann klang es wie Aechzen; das Grausen

ſträubte ſein Haar hoch empor. Endlich verging ihm der Athem, er wollte ſtill ſtehn; da ſchien es ihm, als ob der trübe Stern vor ihm ſich bewege. Er täuſchte ſich nicht. Es war kein Stern, dem er gefolgt war, ſondern ein andres Licht. Sollte es ein Irrlicht ſeyn, das ihn in die Sümpfe führte? Wahrlich, jetzt ſah er zwei Lichtpünktchen, jetzt drei, noch mehrere — es waren Leuchtwürmchen! Alſo traf des Alten Wort zu. Ein Schimmer von Hoffnung zuckte durch ſeine Bruſt; es wurde ihm leichter, er ſtand ſtill, die Leuchtwürmchen ließen ſich auf das Gras nieder. Nun hörte er auch kein Geräuſch mehr hinter ſich; er mußte ſich zuvor, durch das Grauen aufgeregt, getäuſcht haben. Da war es ihm plötzlich, als vernehme er den angſtvollen Ruf einer weiblichen Stimme fern hinter ſich aus dem Walde her. Er lauſchte, — wahrlich, er täuſchte ſich nicht, — noch einmal, — wiederum, — er kannte die Stimme, — ſeine Sinne bebten, — ein leichter Windhauch trug ihm jetzt den Schall deutlicher zu, — es war Gertrud, welche rief, er hörte ſeinen Namen! Haſtig wollte er umwenden, doch in demſelben Augenblick hörte er hinter ſich wieder das ſchwere Athmen, und ein kaltes Grauſen lief ihm über den Rücken! Er dachte an ſeinen Schwur, an des Alten Drohung, die Leuchtwürmchen im Graſe vor ihm flogen auf,

als winkten ſie ihm zu folgen, — er drang weiter vor. Da hörte er Gertruds Stimme näher und beſtimmter: „Robert! Robert! wo biſt Du?“ rief ſie ihm nach. Ihm war zu Muthe als packe es ihn bei den Haaren, um ihm das Haupt zurück zu drehen, doch er preßte beide Hände dagegen, und ſtürzte ſich gewaltſam vorwärts. Aber es ſchien ihm als wurzle ſein Fuß am Boden, er vermochte die Kniee kaum zu heben, als hingen ſchwere Gewichte an ſeinen Gliedern. Keuchend, in Angſtſchweiß gebadet, drang er vorwärts. Gertrud hinter ihm kam immer näher; ſie mußte ihn jetzt ſehen, denn ſie rief: „Robert, was eilſt Du ſo, höre mich doch, — halt an — ich vermag nicht mehr, — ich ſinke zuſammen.“

Er kämpfte ſich weiter; als müßte er einen ſteilrechten Fels hinan, ſo arbeitete er mühevoll, und kam doch kaum von der Stelle. Jetzt ſchlug es drunten im Dorf Mitternacht, und er ſtand wie eingewurzelt am Boden feſt. Da fühlte er ſich von hinten durch ſanfte Arme ergriffen; „Robert,“ rief ſeine Gertrud, „mein Robert, biſt Du es — ach, — ich kann nicht weiter!“ und ſo that ſie einen Schrei und ſank hinter ihm zu Boden. Jetzt hielt er ſich nicht mehr, er wollte ſich zurück wenden um die Unglückliche empor zu heben, da ſtand plötzlich der alte Bergmann rieſengroß vor ihm, mit ingrim-

migem Antlitz, und erhob drohend eine ungeheure Faust. Robert entsetzte sich, daß er in die Kniee sank, und das Antlitz mit beiden Händen bedeckte. Alles um ihn her schien sich zu drehen und zu wanken, wie bei einem Erdbeben. Die Schläge der Mitternachtsstunde donnerten furchtbar darein; jedoch mit dem letzten Schlage war Alles still, die Hände sanken ihm von den Augen, er fand sich im Grase liegend, und vor ihm im niedern Gebüsch leuchtete ein silberklarer Stern, als wäre eine Flocke des Mondes im Laub hängen geblieben. Der Schimmer glänzte ihn lieblich an, die Angst wich von ihm, seine Brust hob sich leichter, er neigte sich vorwärts. Da gedachte er auch des Spruchs, den ihn der Alte gelehrt, und der ihm bisher ganz aus dem Sinne gekommen war. Er fürchtete ihn in der Betäubung völlig vergessen zu haben, doch, als flüstere ihn ihm Jemand ins Ohr, fand sein Gedächtniß ihn plötzlich ganz wieder. Eingedenk der Lehre des Bergmanns, sprach er, gegen die Erde und das wunderbare Licht gebeugt, leise vor sich hin:

Dreimal harr' ich sieben Jahr!
Wachse Kräutlein wunderbar,
Blühe goldig, sternenklar,
Funkle in der Nixe Haar.
Dreimal harr' ich sieben Jahr!

Da schien es ihm als wachse die Blume nach den leise gesprochenen Worten; sie erhob sich höher und höher, entfaltete sich reicher und reicher, und es ging ein strahlender Glanz von ihr aus, der rings umher Alles umfloß.

Jetzt stieg es wie perlende Silberquellen auf, jetzt wehte es wie lichte Flügel, es wallte auf und ab, war bald Blume, bald Springquell, bald verwehender Hauch oder Nebel. Endlich schimmerte es wie blitzendes Silber aus den Lichtwellen herauf, die leise herunter zu fließen schienen, die Nebel gestalteten sich, und mit Staunen sah Robert eine wunderholde Frauengestalt von Silberschleiern umwebt, mit dunkel herabfließendem, lockigem Haar, in dem ein Kranz von leuchtenden Blüthen strahlte, heranschreiten, die ihn mit holdem Blick begrüßte.

Verschwunden war alles Grausen, nur eine süße Beklemmung erfüllte ihm die Brust. Er sank in die Kniee und erhob staunend das Auge zu dem wunderholden Wesen. Sie aber reichte ihm die Hand dar, und als er sie berührte, als er die Lippen darauf drückte, durchschauerte es ihn mit ungeahnten Wonnen. Sie sprach, aber es waren nicht Worte, es waren Töne des Himmels, die er verstand ohne sie zu kennen, die seine Brust wie eigne Gedanken auf-

nahm. Sie zog ihn ſanft näher, legte den Arm um ihn, eine ſelige Berauſchung umfing ſeine Sinne, er folgt der Wunderbaren, die ihm unwiderſtehlich winkte.

Da ſtand er plötzlich mit ihr am gähen Felſenrand; unter ihm klüftete ſich der Abgrund in unergründlicher, nachterfüllter Tiefe, drüben ſtieg die ſteile Felſenmauer empor. Die ſüße Schöne blickte ihn flehend, angſtvoll an. Er fühlte, daß ſie ihm ſage: „Haſt Du Muth, haſt Du Liebe, ſo fürchte dieſen Abgrund nicht, wirf Dich mit mir hinab!“ — Sie umſchlang ihn mit den weißen Armen, Himmelsſeligkeit durchſtrömte ihn, er preßte die Holde gegen ſeine Bruſt, und that den entſchloßnen Schritt vorwärts. Da ſtrahlte der Lichtſchein von ihrer glänzenden Blüthenkrone in das dunkle Thal hernieder, und leuchtete die wilden Felſen an. Sie erſchienen durchſichtig, und drüben hinter den granitenen Thürmen und Säulen ſah Robert ein Wunderland ſich öffnen, tief im Innern der Erde. Goldne Paläſte, funkelnde Geſteine, Blumengefilde, rieſelnde Waſſer, Wieſenfluren, Wäldchen, zauberiſche Vögel im lichtblauen Aether — ein Reich der Seligen ſah er vor ſich im Innern des Gebirgs.

Die Nixe lächelte ihn an, ihr Auge ſagte ihm: „Du haſt die Schrecken des Abgrunds nicht geſcheut

aus Liebe zu mir, komm jetzt mit mir in meine Wunderheimath!" Es drängte ihn, sich hinabzustürzen in die Klüfte. Mit kühner Umarmung hob er die Holdselige empor, und schwang sich vorwärts. Da tönte es noch einmal wie Gertruds Angstruf „Robert" an sein Ohr, doch er hörte und sahe nichts mehr, sondern stürzte sich, die süße Begleiterin fest an das Herz gepreßt, hinab in den Abgrund! —

In der Frühe gingen Holzschläger durch den Wald dicht an der felsigen Oede des Hexentanzplatzes vorüber. „Halt, was ist das dort im Grase," rief der Vorderste — „schläft dort Jemand oder ists ein Leichnam?" Sie traten hinzu und fanden ein Mägdlein auf dem Antlitz am Boden liegend, noch schwach athmend, aber fast am Tode. „Hilf Himmel," rief der Erste, als er sie emporgerichtet hatte, „das ist Gertrud, des Jägers Robert Braut!" Die Arme war bleich und erstarret; der Thau hatte ihr aufgelöstes Haar durchnäßt, daß es ihr schlaff über Schultern und Nacken hing, ihre Lippen bebten im Fieberfrost. Die Leute machten mitleidig eine Bahre, und trugen sie hinab. Als sie im Thale ankamen, und unten an den Felsklippen vorbeigingen, die unter dem schroffen Felsen des Hexentanzplatzes liegen, rief der Eine:

„Seht, dort oben an dem Felszacken, hängt da nicht ein Hut im Gestrüpp?“ Alle blickten hinauf und schauderten. „Den kann nur der Teufel dort aufgehangen haben,“ rief Einer von ihnen, „ein Mensch vermag dahin nicht zu klimmen!“ —

Der Wind spielte mit den Zweigen der Gebüsche, wehte den Hut herab, und trug ihn über Felsspalten und Abgründe, bis er wieder im Gesträuch hängen blieb.

„Bei meinem Schutzpatron,“ rief jetzt ein Andrer, „das ist der Jagdhut Roberts; ich kenne ihn an der grünen Feder und der rothen Schleife!“

„Hm! Roberts Hut? Wahrhaftig!“ rief der Andere; „und sein Mädchen droben zwanzig Schritt vom Abgrund halb todt! Das kommt mir bedenklich vor!“

Grausender Vermuthungen voll trugen die Holzschläger das arme Mädchen nach Haus. Dann eilten sie mit vielen Landleuten und Gefährten an den Fels zurück um nach Robert zu forschen, der über Nacht nicht zu Haus gekommen war. Sie drangen auf Leitern so weit vorwärts als es menschlichen Kräften möglich war; Andere ließen sich an langen Seilen

oben vom Fels herab und spähten in die Klüfte hinunter. Doch es war keine Spur von Roberts Leichnam zu entdecken. Die Felsspalten gähnen dort so tief und dunkel hinab in den Bauch der Erde, daß nie ein Lichtstrahl hinein fällt; dort, so glaubte man, mochte der Unglückliche liegen.

Gertrud erholte sich, doch ihr Geist war irre geworden. Sie redete wunderliche Dinge, bisweilen klang es wie Weissagungen, als wenn eine unbekannte Macht aus ihr spräche. Daraus entnahmen die Leute, was Robert begegnet seyn möchte, und erzählten es weiter, wie Gertrud berichtete. Denn oft sagte sie, sie wisse Alles, Nachts erzählten es ihr die Bäume; und wenn der Geist über sie kam, redete sie als ob sie mit Robert selbst spräche, und rief häufig aus: „Ich erlöse Dich!"

Doch so irre die Unglückselige war, so mild und wohlwollend war sie Allen. Sie spendete allen Armen, ja sie gab reiche Geschenke für die Kirchen und Klöster, wenn fromme Mönche durch das Thal zogen. Jedermann erstaunte, denn sie war ein armes Mädchen, und Niemand wußte woher sie die Spenden nahm. Wenn man sie fragte, lächelte sie seltsam, und sprach: „Sie geben es mir in dunkler Nacht!"

So verbreitete ſich die Sage, ſie habe Nachts in den Bergen Zuſammenkünfte mit ihrem Bräutigam, und er bringe ihr das Gold aus der Tiefe der Erde herauf, zu frommen Werken, damit ſie ihn erlöſe aus den zauberiſchen Banden. Gertrud war aber auch ſelten Nachts daheim, ſondern ging in die Wälder, Felsklüfte und Bergſchluchten; ſie verirrte ſich nie, und that an den gefährlichſten Abgründen keinen Fehltritt. Köhler, die ſpät aus dem Walde kamen, haben ſie oft auf den vorſpringenden Zacken der Felſen ſitzen ſehen, wo ihr Geliebter verſchollen war, und Niemand begriff wie es möglich ſey, daß ſie dieſe unerſteiglichen Klippen erreichte.

In dieſem irren, wilden Leben alterte ſie raſch; ihr ſchönes, braunes Lockenhaar wurde nach wenigen Jahren grau. Die roſigen Wangen bleichten aus, fielen ein, und ſcharfe Runzeln furchten ihre Stirn. Noch waren nicht zehn Jahre vergangen, da ſah ſie einer Matrone gleich; und wieder zehn Jahr, ſo war ſie grau, gefurcht, gebeugt, wie achtzig alt. Die Leute ſagten, ſie altre dreifach mehr als andere, damit ſie die Büßezeit ihres Geliebten abkürze. Freundlich und mild blieb ſie aber ſtets und Niemand erſchrak vor ihr; denn ſie that Keinem etwas zu Leide, und

den Kindern war sie wie eine hüthende Mutter, daß keines je in den Bergen zu Schaden kam. Sie sprach immer weniger und erzählte auch nicht mehr vom Goldkraut, und der schönen Fee, und dem alten Bergmann; zuletzt nickte sie nur, wenn Jemand sie grüßte, und ging stumm, leise, wie ein Schatten, vorüber.

So verstrichen einundzwanzig Jahre. Da, am dreizehnten Abend nach St. Johannis, sah man sie spät im Dunkeln durch das Thal gehen; und sie grüßte Alle, die ihr begegneten, freundlich, und sprach wieder, und ihre Stimme klang wie in ihrer Jugendzeit. — Im Walde, bei der Kapelle, betete sie still, und als der Klausner, der dort wohnte, sie anredete, erwiederte sie: „Frommer Vater, der Tag der Erlösung ist da. Der Herr ist mild und barmherzig, und verzeiht den Fehlenden um der Buße willen. An mir wird es sich bewähren!"

So ging sie in den Wald hinein, und winkte dem Klausner, daß er ihr nicht folgen möge. — In der Nacht kam ein furchtbares Gewitter herauf; der Donner rollte unaufhörlich durch die Berge, und der Blitz schlug in die Felsen ein, daß die Trümmer krachend herabstürzten. Am Morgen war das Wet-

ter vorüber, und die Sonne ging klar auf. Holzschläger zogen durch den Wald an ihre Arbeit. Da rief der Eine von ihnen plötzlich: „Halt! Was ist das? Seht her! Hier auf derselben Stelle, wo wir vor einundzwanzig Jahren die arme Gertrud fanden, liegt ein Mädchen im Grase!“

Alle standen still, der Athem stockte ihnen in der Brust, sie wagten kaum näher zu treten. Auf dem Rasen lag im weißen Kleide ein Mädchen; sie ruhte mit der Stirn auf ihrem Arm, als schlummere sie sanft, und die Kniee waren eingebogen, gleichsam als sey sie im Gebet entschlafen, und sanft nach vorn hinüber gesunken. Die Leute richteten sie empor, und da sahen sie, von heiligem Schauer erfüllt, Gertruds jungfräuliches Antlitz, so hold und schön wie sie jemals gewesen war, und in ihrem Haar grünte ein Myrthenkranz, und eine fremde, weiße Blume darin leuchtete wie ein silberner Stern.

„Sie ist eine Heilige geworden, die Engel haben sie so gekleidet!“ sprachen die Männer, und knieten nieder. Dann flochten sie eine Bahre aus grünen Zweigen, und trugen sie sanft hinab. Wie sie aber durch die Schlucht ins Thal wollten, unten am Fels vorbei, wo sie damals Roberts Hut entdeckten, war

der Weg durch mächtige Granitblöcke gesperrt, die über Nacht von einem durch den Blitz gespaltenen Felsen herabgerollt waren. Die Männer mußten einen Umweg nehmen, weit in die Felsen hinein, welche durch die Zersplitterung zugänglich geworden waren, wo sonst Niemand hinkommen konnte. — Plötzlich stockte der Zug! „Bei meinem Heiligen," rief der voranschreitende Greis, „das ist Roberts Leichnam, der hier vor mir liegt!" Er war es; in dunkler Felsspalte hatte er die langen Jahre hindurch gelegen, bis die herabgeschlagnen Blöcke dem Licht und dem menschlichen Fuß einen Weg dahin bahnten. Auch Robert trug die Züge des Jünglings, als hätte die kalte Steinkluft sie unversehrt erhalten.

Und Alle erkannten, wie der Herr des Himmels gewaltet hatte. Sie legten Roberts Leiche zu Gertruds, die Bahre war ihr Brautbett, und sie wurden mitsammen eingesenkt zur Ruhestatt des ewigen Friedens!"

Das Feuer war fast verglimmt, die Wanduhr tönte einförmig, der Wald draußen rauschte. Nanny sah mich mit ihren blauen Augen groß an, als wollte

ſie fragen: „Nun, was meinſt Du zu dem Mährchen?“ Ich ſtrich ihr das blonde Haar zurück und küßte ſie auf die weiße Stirn. „Und weißt Du noch mehr ſolche Sagen, Kind?“ — „O viele, viele, wohl hundert,“ rief ſie aus, „und in jedem Winter höre ich neue.“

„Du haſt mir aber doch wohl die allerſchönſte erzählt?“ —

„Ei, bei weitem nicht!“

„So, und weshalb denn nicht?“ fragte ich, mich böſe ſtellend.

„Nun, wenn Ihr nun eine zweite hättet hören wollen,“ erwiederte das Kind, „ſo hätte ich ja dann eine ſchlechtere erzählen müſſen!“

„Sieh, ſieh, das kluge Käzchen! Ordentliche Autorpfiffe kennt ſie! — Nun, Du ſollſt den ſchönſten Dank haben, Nanny! Möchteſt Du dieſen Ring wohl tragen?“

Sie blickte ihn mit den hellen Augen freudig ſtaunend an, als ich im Wiederſchein des Feuers ſeine Farben vor ihr ſpielen ließ. „Ach, das iſt ein

ſchöner Stein! Der iſt auch gewiß tief aus den Bergen gegraben!"

„Ja wohl, Nanny, jetzt ſoll er aber auf Deiner Hand blitzen; es iſt ein Granatſtein!"

Ihr Auge blitzte noch heller auf; ſie wollte freudig davonſpringen, doch ich hielt ſie feſt und ſprach: „Du mußt mir aber noch einen Kuß geben, und noch ein Mährchen erzählen."

„O, zehn, wenn Ihr wollt," rief ſie und flog mir fröhlich an den Hals; dann aber ſprang ſie hinüber zu den Aeltern um ihnen das köſtliche Kleinod zu zeigen — den ſilbernen Ring, den ich in Halberſtadt für acht Groſchen kaufte! Der Jude glaubte er habe mich betrogen, doch ich behaupte niemals einen beſſern Handel gemacht zu haben.

Aber es iſt finſtre Nacht draußen, und raffe ich mich jetzt nicht auf um nach Alexisbad zu gehen, ſo hängt ſich noch ein ganzes Erzgebirge an dieſe Erzſtufe, die ſchon viel zu groß iſt. —

Nacht-Intermezzo.

Es war ganz finster! Der Herbstwind sauste in den alten Buchen. Aber Nanny hatte doch ihr Mänzelchen umgeworfen und wollte mit, um die Nacht drunten in Alexisbad bei der Muhme zu schlafen, und morgen, am Sonntag, zeitig im Badehause zu seyn, wo jetzt, da die Badegäste fort waren, die Hüttenbeamten, die Förster, die Harzgeroder und das ganze fröhliche Völkchen der Umgegend im großen Saale tanzen wollten. — Da durfte Nanny nicht fehlen.

Sie hing sich in meinen Arm, und rief meinem Führer, der den Weg mehr vermuthete als wußte, zu: „Ich werde Euch schon führen! Hundertmal bin ich bei Tag und Nacht den Weg gegangen.“

Ein herrlicher Spaziergang, denkt der Leser, Nachts im Walde mit dem hübschen Mädchen! Geht doch! Mädchen! Sie ist ein Kind! Aber ein unbeschreiblich anmuthiges. Ich bin stolz darauf, daß sie mich so lieb gewonnen hat! — Schüchtern ist sie, trotz ihres Wander-Muthes, wie ein Reh. Es raschelt im Gebüsch, gleich nestelt sie sich ängstlicher an mich; ein Kauz flattert über uns weg, sie schreckt zusammen.

„Ich höre und erzähle gar gern unsre Mährchen," spricht sie zu mir, „aber erleben möchte ich um Alles in der Welt keinen Spuk!"

„Wenn nun hier plötzlich der alte Bergmann hinter dem schwarzen Baumstamm hervorträte!" neckte ich sie.

„Pfui doch! Nicht so etwas!" Und sie drängte weit abwärts von dem Stamm.

„Aber wenn die schöne Fei in Silberschleiern aus dem Boden stiege?"

„Ich hätte den Tod vor Schreck!" rief sie, und schmiegte sich (das wollte ich nur) dichter an mich an. Sie war leichtfüßig wie ein Elfenkind, lieblich plaudernd, reizend schüchtern, und noch reizender muthig, wo es blos Weg und Steg und irdische Gefahren galt.

„Was scheint dort unten Weißes, Nanny?" fragte ich. „Das ist der Nebel aus dem Wiesenthal!" antwortete sie fröhlich. „O, nun sind wir bald hinab, am Mühlbach. Der plätschert einmal lustig! — Siehe, da ist auch der Mond."

Im Thaleinschnitt stieg sein silberner Schein empor, und warf zauberisches Licht in das Laubdach

der Waldung. Er ſtrahlte gerade in Nannys freundliches Geſicht; ſie lächelte mit friſchen Lippen. — Welch ein holdes, romantiſches Nachtbild!

Selige Stille war um uns her, der Wind ſchwieg; es flüſterte nur leiſe in den Zweigen. Wir ſtanden und lauſchten. Mein wegunkundiger Führer aus Thale, der mit einem andern Führer voranging, welchen ich ihm oben auf der Victorshöhe, bevor ich wußte daß Nanny unſer freundlicher Leitſtern ſeyn werde, angenommen hatte, blieb gleichfalls ſtehn, als er uns verweilen ſah, und bildete einige Schritte von uns mit ſeinem Kameraden eine Gruppe im Mondenlicht, die die landſchaftliche Romantik noch erhöhte. Kein Laut unterbrach das Schweigen dieſes Nachtſtücks; hehre Gefühle hoben und bewegten die Bruſt. Da hub der ſchlichte Landmann aus Thale an:

„Herr, die Hammel wollen heuer gar nicht fett werden, wie mag das zugehn?“

„Mit dem Teufel!“ rief ich wild und borſt faſt vor Wuth, und Nanny, deren Naivität bei der Frage nichts ahnte, ſchreckte zurück über den rauhen Ton meiner Stimme.

Aber alles Romantiſche und Poetiſche war zum Henker; der plumpe Stein, den der Klotz aus Thale

mitten unter die zarten Duftgestalten geworfen hatte, scheuchte sie auf, wie eine leichte Vögelschaar. Das Teufelsei war nun einmal ins Nest gelegt, und das Unheil heckte fort.

„Vorwärts!“ rief ich, und drang ungestüm vor; deshalb stieß ich auch mit dem Fuß an einen Stein, daß ich aufschrie vor Schmerz, und Sprünge machte, als wäre mir (einem meiner Freunde ging es einmal so) eine glimmende Cigarre in den Stiefel gefallen. So kamen wir auf die Wiese hinunter, wo ich aus dem Pfade wich, um auf dem Rasen weicher zu gehen. Doch ich trat in ein Sumpfloch, stolperte, und fiel so lang und dick ich war ins nasse Gras. Ein infames Bett! Doch immer noch besser als das der armen Nanny, die mich halten wollte, dabei ausglitt und sich platt niedersetzte in einen — — ich mags nicht schreiben! Wie kanns aber anders seyn, wo Rindvieh hausirt! Ich schalt mich selbst aus, und half dem armen, weinenden Ding in die Höhe, die mit ihrem schimpflich lächerlichen Anhang jetzt die kläglichste Figur spielte. Ein Elfenkind im — — Es ist zu nichtswürdig vom Schicksal! Jeder Schritt war jetzt bei mir ein Fußstampfen der Wuth; wir geriethen auf einen abschüssigen Lehmweg, schlüpfrig und weich vom Vormittagsregen. Es fehlte noch,

dachte ich, als ich an den zehnpfündigen Lehmklößen ſchleppte, die ſich mir an die Sohlen hingen, es fehlte noch, daß ich hier ausglitte, und mich niederſetzte — und da ſaß ich, noch ehe ichs ausgedacht hatte! — Der Fluch des Lächerlichen, den der Sohn des Thales — nicht der des Weiſen aus Milet, auch kein Zacharias Wernerſcher Sohn des Thales, ſondern der aus dem Dorfe Thale, mein verdammter Führer, — uns mit ſeinem magern Hammelbraten aufgeladen hatte, wich nicht von uns.

Aller Reiſezauber war zertrümmert, verſchwunden, wie die Bilder in einem plump zerſchlagenen Spiegel! Das Licht der Wirklichkeit war uns ſo hell aufgegangen, daß alle romantiſchen Gemälde unſrer inneren laterna magica ausblaßten bis auf die letzte Spur und wir nichts vor uns hatten als eine nackte Kalkwand! — Nun fühlte man auch alle Beſchwerden des Leibes und der Erde! Blaſen unter den Füßen, ſteifgewordne Kniee, Näſſe, Hunger, miſerable Müdigkeit, kurz alles Reiſeelend empfindſamer Schlucker! In ſolchen Zuſtänden bleibt Einem wenig Wahl! Man wünſcht die Reiſe zu allen Teufeln, und ſich ſelbſt dazu! Doch es half mir nichts, denn weder die Reiſe noch ich gelangten dahin, ſondern nur nach Alexisbad! —

Erzſtufe.

Karlsbad. Die Joſephshöhe. Das Roulette.

Unter allen veränderten und veränderlichen Geſichtern iſt das eines Abends das auffallendſte, oder vielmehr das eines Morgens, oder vielmehr das, was der Abend zuvor am andern Morgen macht, oder — nun zum Teufel, der Leſer verſteht mich, und die Sache läßt ſich einmal nicht recht präcis ausprägen mit dem gewählten Gleichnißſtempel! — Genug, es war ſo! Abends verſchluckte ich ein Rebhuhn und meinen Dreimännerwein mit Wuth, bezog mein Zimmer mit Ingrimm, legte mich knirſchend in mein Bett — Morgens lächelte ich meinen Kaffee heiter an, ſtand wohlgemuth vom guten Lager auf, und fand mein Zimmer ſo traulich, daß ich es — ſogleich zu verlaſſen beſchloß, nämlich um weiter zu wandern. Die Füße waren ausgeruht, die Kleider trocken, der Körper erquickt, mithin meine Seele bei beſter Laune, und das Uhrwerk der empfindſamen Reiſe wieder im Gange.

Ich habe noch manches Verſprechen auf mir ſitzen, was ich dem Leſer halten muß. Eins davon iſt das, die Joſephshöhe zu beſteigen. Der Harz wird nämlich, ich muß es hier bemerken, erſt jetzt recht zum Chriſtenthum bekehrt. Jedermann weiß, daß die Blocksbergsſagen ſich von dem heidniſchen Götzendienſt herſchreiben, der dort am tiefſten eingeniſtet war, und ſeine Rauchaltäre und Flammenopfer nicht loslaſſen wollte. Wenige aber wiſſen es, daß das Heidenthum dem alten Gebirg noch heut in den Knochen ſteckt — in den Felſen nämlich — und erkennen daher die Verdienſte tugendhafter chriſtlicher Fürſten nicht genug an, die dem Unweſen ſteuern. Alles Chriſtenthum fängt mit der Taufe an, und in der Taufe bekommt man einen Namen. Es iſt daher billig, daß man mit den Harzbergen denſelben Weg einſchlage. So iſt denn der Heide Rammberg ſchon umgetauft in eine chriſtliche Victorshöhe, und kürzlich hat ſich auch der ſtarrköpfige Waldgötze bei Stollberg, der Auersberg (ob von Auerochſen oder Auerhähnen ſo genannt, liegt im heidniſchen Mythendunkel verhüllt), endlich zur Taufe bequemt, und den ächt chriſtlichen Namen Joſeph, d. h. Joſephshöhe, angenommen. Und das iſt keine Scheinbekehrung, ſondern der Berg hat ſtatt des Druidendienſtes

in seinen wilden Wäldern wirklich das Kreuz genommen, und es so hoch, stolz und majestätisch aufgepflanzt, wie seit Constantinus Zeiten nicht in der Weltgeschichte zu vernehmen gewesen.

Für ganz trockne, dürre Geographen und Reisende, die keinen Blick in tiefere Geheimnisse des Weltlebens besitzen, und daher auch von dieser riesenhaften Gebirgsbekehrung nichts fassen, muß ich diese schöne neue Aera christlicher Geschichte philistermäßig dürr so abfassen: „Auf dem Auersberg bei Stollberg ist jetzt, nach dem Beispiel der Victorshöhe, gleichfalls ein Belvedere erbaut; aber in Gestalt eines riesenhaften, 130 Fuß hohen Kreuzes, das hoch über die höchsten Buchengipfel hervorragt, und von Weitem wie ein colossales eisernes Kreuz, oder wie ein aus Basaltmassen gehauenes aussieht. Unten am Fuße des Kreuzes ist ein saubres Lustschlößchen mit mehreren Salons für den Grafen erbaut, und der Platz rund umher geebnet, ingleichen ein gutes Wirtshaus angelegt, um Fremde aufzunehmen."

Wie trivial eine solche Darstellung ist, sieht Jeder ein, der nur einen Funken empfindsamen Reisegeschmacks besitzt.

Genug, ich beſchloß nach dieſem neuen Tempel des Chriſtenthums zu wallfahrten. — O Freunde! Was iſt ein heitrer Herbſtmorgen werth! Der Himmel iſt blau, die Sonne klar, das Thal und der Bach dampfen, leichte, weiße Nebelſtreifen lagern auf der Wieſe, ziehen am Walde hin! Sie flattern verdüftend auf vor dem Sonnenſtrahl. Das Laub färbt ſich bunt; nur die Tanne bleibt ſchwarzgrün, ernſt, unter dem falben, röthlichen Gebüſch der Birken und jungen Buchen ſtehen. Der Rauch ſteigt gerade auf; die Sonnenſtrahlen, die uns treffen, grüßen uns ſo mild, ſo behaglich! Kein Glühen, kein Brennen und Verſengen mehr, kein erſtickender Staub, kein verſchmachtendes Verſiegen der Gewäſſer. Alles kräftig, und doch ſo milde; das Herz wächſt muthig, die Bruſt wird voll und groß! —

Es wäre gar hübſch, wenn Nanny neben mir hüpfte; doch Mährchen dürfte ſie mir jetzt nicht erzählen, wo rings umher Alles ſo deutlich im Sonnenlicht daſteht, Alles ſo reizend von blau durchſichtigem Aether begrenzt iſt. Was ſollten die Geiſtererſcheinungen am hellen Tage! — Nein, Körper fühle ich mich jetzt, und will es ſeyn. —

Die anmuthigen Bilder des Selkethals ziehen an

mir vorüber, während mein Führer (der alte Kriegsheld aus der ersten Erzstufe) mir seine Abentheuer erzählt. Hier klappert und braust die Mühle, — dort hämmert das Pochwerk — hinter jenem buntbebuschten Hügel liegt die Silberhütte, deren Rauch wir schon über den Wald jenseit ziehen sahen, wo der Gifthauch des Arseniks alle Blätter und Blüthen getödtet hat, daß die Stämme als nackte Gerippe dastehen — jetzt schlägt sich ein Steg über die brausende Selke, — da kommt der Kirchthurm von Straßberg hervor, der etwas kleiner ist als der Münster von Straßburg, weil Straßberg ja nur ein Harzdorf ist, keine Rheinstadt — nun leitet uns der Pfad auf die Höhe, dann durch den Wald, in dem große, grüne Wiesenplätze ausgehauen sind, — bald kreuzen wir die Chaussee, — sehen englische Parkanlagen, — zierliche Gebäude, Bänke im Schatten angelegt — dann wieder dichten Urwald, — aber er lichtet sich, und wir stehen auf der Josephshöhe!

Daß der Teufel die Harzwirthe reite, die ihre Gäste immer mit verfluchten kläffenden und nach Gelegenheit beißenden Hunden empfangen! Dem Spitz auf der Josephshöhe will ichs gedenken, daß er mich in die Waden kniff! Aber was vermag ein Recensent

wider einen Hund — wenn er nicht vielleicht Künſtler iſt, und ſich dem Theater gewidmet hat, ſo daß man ihm einmal bei einer verfehlten Rolle zu Leibe gehen kann, wo er etwa (ich ſah das einmal in Berlin) die Wurſt zu früh gefreſſen, was das ganze Stück aus den Fugen rückte. Aber der verwetterte Spitz am Joſephskreuz hat mich gebiſſen und ich konnte ihn ſo wenig beißen wie das harte Rebhuhn, das mir ſein Herr vorſetzte! —

Der Unterſchied zwiſchen einem Harzreiſenden auf der Joſephshöhe und einem Ehemann iſt der, daß dieſer ſein Kreuz trägt, jener vom Kreuz getragen wird, wenn er die etwelche und hundert Stufen überwunden hat, die ihn auf die Zinnen führen. —

Der Brocken iſt der höchſte Thurmgipfel des Harzes. Die Victors- und Joſephshöhe und einige andere Berge ſind wie die Vor- und Nebenthürme an griechiſchen Kirchen; ſie gewähren einen Theil des Ueberblicks, den man von oben ganz hat. So die Joſephshöhe. Ein unermeßliches Waldmeer breitet ſich grün zu unſern Füßen aus. Andere Hauptabſchnitte des Vordergrundes entdeckt der Reiſende kaum, ſelbſt nicht mit der größten Empfindſamkeit. Aber reich gewirkt iſt der Teppich des Mittelgrundes. Ein

Theil Stollbergs, Harzgerode, das Jägerhaus auf dem Meisberg, viele bunte Dörfer, Kirchthürme, sind sichtbar. Weiter hin zieht sich der tiefblaue Kranz fernerer Höhen und Wälder um das frische, grüne Eiland in der Mitte. Alle Harzaussichten haben etwas Großartiges; diese mehr als andere, weil sie eintöniger ist. Die Wüste, das Meer, ja der Himmel selbst, sind auch eintönig; aber diese mächtige, ununterbrochene Unermeßlichkeit bewirkt den Eindruck des Erhabnen. Aehnlich ist es mit diesen weiten Waldgehegen, die sich thalauf, thalein ausdehnen, und in denen man die unterbrechenden Punkte der Häuser, Thürme, Flecken aufsuchen muß, weil sie sich, wie Segel auf der weiten See, verlieren. — Ueber Alles prachtvoll aber ist das Spiel des Lichts auf diesen Waldgebirgen, der Schatten des Gewölks, die fliegenden Blitze der Sonnenblicke; jetzt weiden sich Auge und Herz an dem hellsten, saftigsten Maigrün; dann streift plötzlich der nächtliche Flügel einer finstern Wolke darüber hin, und die Schauer des wilden, düstern Forstes rühren uns an. —

Liebe Josephshöhe! Du hast einen christlichen Namen, aber doch noch ein heidnisches Antlitz. Die wildgewachsene Freiheit kühner Urväter blickt uns in

Dir weit lebendiger an als die fromme Demuth chriſtlicher Prieſter und die Schmiegſamkeit eines zahmen Menſchengeſchlechts, deſſen ganzes Leben, ja deſſen von Großvätern zu Enkeln durchlaufendes Stichwort und Parole „gehorſamſter Diener" heißt! — Ich komme hier auf Betrachtungen — hols der Henker, — ich *will* nicht darauf kommen! Soll ich mich hängen laſſen, weil die große Menſchheitsheerde aus Schaafen und Eſeln beſteht? Viel lieber nenne ich ſie ſelbſt ſo, oder fange einen Zank mit dem Wirth der Joſephshöhe an (ich habe ihn ohnehin in der Vorrede verſprochen), daß man nicht einmal dort übernachten kann. Ein Frühſtück, *theuerſter* Wirth, allenfalls ſo gut wie ein zähes Rebhuhn, ſchleppt ein Reiſender wohl ſelbſt noch den Berg hinauf, und verſchluckt es oben. Aber eine Lager- und Wohnſtatt hat nicht Jeder in der Taſche, wie der Fremde im Peter Schlemihl, der ein Zelt und ſechs Pferde nebſt Stallung daraus hervorzieht! Wer nun hier oben die Fackel der Sonne heraufbrennen ſehen möchte am Horizont, und röthliche Gluth werfen über die Waldſchluchten und Höhen, — wer gern den Mond ſein Silbernetz auswerfen ſähe über die grünen Waldwogen, und das Spiel der Nachtnebel, den Elfentanz, das ruhige Sternengewölbe über dem ſchweigenden

Wand, — der bleibt doch immer Mensch, und verlangt eine Matratze zum Schlafen und einen Hausknecht zum Aufwecken vor Sonnenaufgang. Nicht wahr, Josephswirth? Darum stelle ich Euch, Theuerster, den nicht minder theuern Brockenwirth wahrhaft zum Muster hin, der zu schmalen Bissen wenigstens schmale Betten und Decken fügt (oder fügte, denn jezt mags anders seyn), in denen man hinlänglich friert um den Sonnenaufgang nicht zu verschlafen.

„Vive le Brockenwirth!" rief einst ein Franzose droben in meiner Gegenwart, der naß wie ein Pudel ankam, und wenn nicht die Aussicht auf einen Sonnenuntergang, doch die auf eine Schlafstelle oben hatte; und „Vive le Brockenwirth!" rufe ich ihm nach! — Merkt Euch das, guter Josephswirth, und tragt auf einen ausgedehnteren Bau an, damit er Euch ausgedehntere Gelder eintrage. Ueberhaupt, — jezt werde ich nüzlich für ganz Deutschland, und hoffe mir einen Verdienstorden zu erwerben — überhaupt sollte man in Gebirgen mehr auf gute Nachtlager an schönen Punkten halten. Was hat ein Reisender, der so oft ein Großstädter ist, davon, in kleinen Städten seine Abende und Nächte zuzubringen, wo er die Misere seines chez soi nur noch miserabler

wiederfindet? Weshalb soll er im Harz z. B. in Quedlinburg, Blankenburg, Elbingerode, Andreasberg, Nordhausen u. s. w. übernachten und manche Muße-stunden haben, und nicht lieber auf den schönsten Punkten, wie die Victors- und Josephshöhe, die Roßtrappe u. s. w. Säße man denn nicht lieber Abends vor der Thür, oder auf den Belvederes, und blickte umher, als in den schlechten Stuben der Städte drunten? Durch diese fliege man inmitten des Tages, und werfe einen Blick auf sie, falls es der Mühe werth ist; da aber, wo die freie Natur uns ihre schönsten Gaben bietet, da weile man, und busche nicht nach halbstündigem Besuch weiter, oder zurück, wie ich von der Josephshöhe. — Der empfind-same Reisende hofft sich hier als einen praktischen gezeigt zu haben, und darf erwarten, daß bald nach dem Erscheinen seines Buches Zimmerleute und Mau-rer zu Hunderten auf die höchsten Harzberge verlangt werden, um Gasthäuser im Stil des Schwans zu Frankfurt oder der Quatre saisons zu Wiesbaden einzurichten. —

Inzwischen lassen wir uns das in Alexisbad gefallen, wohin wir mit einem raschen Sprunge thalabwärts zurückgekehrt sind, um den Abhub einer großen Mittagstafel zu verzehren, die zum Beschluß der Sommerfreuden und Abzug des Badewirths Statt

gehabt hatte. — Gegen funfzig Personen hatten getafelt, dennoch war das Bad leer. „Wie geht das zu?“ fragte ich den Kellner. — „Alles Gäste aus der Umgegend!“ — „Aber ich sehe Niemand im Haus, noch auf der Promenade?“ — „O, die Herrschaften sind alle im Roulette-Zimmer!“

Also auf Karl Weiß's Wege!!

Von jeher habe ich einen Ingrimm gegen die Spielhäuser gehabt, und begreife die sittliche Schlaffheit, mit der diese Institute der verderblichsten Verführung geduldet werden, nicht. Einen Spieler von Gewerbe könnte ich kaltblütig aufhängen lassen, denn wenn er gewinnt, ist er ein Vampyr der Menschheit, und verliert er, so bleibt er doch ein verächtliches Ungeziefer, das auf dem schönen Erdenrund herumkriecht, und seine Lebenstage nur zur schnödesten Vergeudung schleppt.

Ich beschloß in den Salon zu gehen, um eignen Auges zu betrachten, wie die Wohlhabenden der Umgegend ganze Tagereisen weit herkommen, um hier zu Dürftigen zu werden, und die armen Bürger der kleinen Harzstädte den mühseligen Ertrag ihres Schweißes unter Angstschweiß verlieren.

Die kleine Rauberhöhle liegt etwas an der Anhöhe hinauf. Mich schauderte als ich eintrat; es war

mir als hinge in jeder Ecke ein Karl Weiß und grinste mit verbrehten Augen in die wahnsinnige Menge hinein, die sich um den grünen Roulette-Tisch drängte. —

Der Banquier hatte eine tückische Habichtsnase, der Croupier eine freche Stupnase; der Banquier schwarzes Negerhaar, der Croupier rothe Borsten; der Banquier große, glühende Eulenaugen, der Croupier gläserne Maulwurfsblinzellöcher; der Banquier ein hohlgelbes, hagres Spitzbubengesicht, der Croupier eine pockengenarbte, verquollene Fratze; der Banquier sah aus wie der Teufel, der Croupier wie des Satans Schuhwichser, — Beide aber streckten mehr Krallen als Finger aus nach dem Golde auf dem Tisch. *)

Ja, Gold; das kleine, leere, arme Aixbad — und doch Gold!

Ein eigenthümlicher Dunst und Rauch zog bläulich durch das Gemach; ich kann mir nicht denken, daß es Tabaksrauch war, denn ich sah Niemand rauchen. Es ist so viel ich weiß verboten.

Um die Pointeurs besser zu sehn, drängte ich

*) Die Wirklichkeit muß anders gewesen seyn, doch wird es dem Leser bald klar werden, warum Alles so spukhaft mit mir umging.

mich selbst an den Tisch, und setzte dann und wann den kleinsten Satz, damit ich mein Recht auf den Platz nicht verscherzte. Es war aber merkwürdig, daß ich immer gewann. Inzwischen beobachtete ich mehr als ich spielte. Neben mir stand ein langer, grüner Oberrock; ein gebräuntes Gesicht, blitzende Augen, ein Schmarre auf der Backe. Er verlor viel, anfangs Silber, dann Gold. Um meinen Gewinnst einzuziehn, mußte ich mich einmal vor ihn beugen, und kam so mit dem Kopf dicht an seine Brust. Da hörte und fühlte ich, daß sein Herz schlug wie das eines gehetzten Hirsches. Eben setzte er den letzten Friedrichsd'or; die Kugel rollte, er verlor. Ich sah ihn die Oberlippe zwischen die Zähne beißen, er wurde blaß wie Marmor, Tropfen standen auf seiner Stirn; hastig griff er noch einmal in alle Taschen, fand Nichts, wandte sich um und ging hinaus.

„Gute Nacht, Herr Oberförster!" rief man ihm nach, er antwortete nichts. Ich weiß nicht, weshalb ich den Blick nicht abzuwenden vermochte von dem Mann! *)

---

*) Es ist vielleicht ganz dumm von mir, daß ich acht Tage später in Leipzig erschrak, als ich in der dortigen Zeitung las: „Der Oberförster K.... bei Bernburg hat

Gleich hinter ihm ſtand ein junger Menſch; er gewann öfters, doch ſchien er dabei wie im Fieberfroſt zu ſeyn, ſo klapperten ihm die Zähne gegeneinander. Sein Nachbar ſpielte unglücklich; er zeigte Aerger, aber keine Verzweiflung. Es zog mich etwas, wie eine Art Wahl-Verwandtſchaft, zu ihm hin; leiſe fragte ich den Kellner, der mir ein Glas Biſchof brachte: „Kennen Sie den Herrn dort im blauen Oberrock?“

„O ja, das iſt Herr * aus *.“

„Wie? Der Buchhändler?“ rief ich überraſcht.

„Derſelbe!“ erwiederte der Kellner.

„Mehrere Autoren Deutſchlands! Euer ſaurer Schweiß, in Silber verwandelt, wurde hier mit ſaurem Geſicht verloren; aber ſehr viel ſchneller als Euch der Erwerb wurde!“

Indeſſen mußte ich wieder einmal ſetzen, um doch den Anſchein eines Spielers zu haben. Ich ge-

---

ſich wegen eines großen Defekts in der Forſtkaſſe erſchoſſen. Er hinterläßt eine Frau mit drei Kindern.“ Wer Teufel will denn behaupten, daß hier der mindeſte Zuſammenhang Statt findet?

wann. Ein zweites Mal; ich gewann wieder; abermals; ich gewann nochmals. Man fing an, meinem Satz zu folgen. Plötzlich berührte mir etwas die Hand; es war nicht kalt, nicht heiß, aber es zuckte mir dabei elektrisch durch alle Glieder. Ich wandte mich, und sah halb hinter halb neben mir einen feingekleideten Mann mit scharfen Zügen stehn. „Sie haben eine recht glückliche Hand, Sie sollten höher spielen," sprach er leise. Die Mienen kamen mir schauerlich bekannt vor; ich starrte ihn an, sein Gesicht war ganz tief im Schatten. „Mein Herr," fragte ich, „sollte ich nicht die Ehre haben?" —

„O gewiß, wir kennen uns, aber Ihr Gedächtniß ist schlecht! Wollen Sie nicht hoch setzen?" Dabei lächelte er auf eine Weise, daß es ihm für einen Reisepaß gelten konnte.

Jetzt fiel mirs wie Schuppen von den Augen; ein kalter Schweiß rieselte mir über den Nacken. Daher die Spukbilder, der bläuliche Dunst! Also hier mußte ich ihn wieder treffen; freilich hier war er ja am besten an seiner Stelle. Er sagte mir das auch selbst, indem er sprach:

„Nur dreist! Ich will gefällig seyn! Ich habe hier etwas zu sagen; das Häuschen habe ich erbaut,

und was hier aus- und eingeht, pflegt mich so ziemlich Alles über kurz oder lang als Souverain anzuerkennen. — Wir sind gute Freunde, wenn ich Ihnen hier dienen kann? — Ich gebe Ihnen den Rath," ziſchelte er leiſe, „beſetzen Sie die 13! Aber ſchnell, die Kugel rollt ſchon."

Schwerlich macht ſich der Leſer einen Begriff von dem Chaos von Bildern und Viſionen, die nun in mir vorüberſchwirrten. Ich ſah alle Geſichter aus Peter Arends Saale, die aller Anweſenden bewegten ſich vor mir wie entſetzliche Larven, Karl Weiß ragte rieſengroß drüber hinweg und nickte mir mit verdrehten Augen zu; in meinen Muskeln regte ſichs, als ziehe mir eine unſichtbare Fauſt gewaltig die Hand mit meiner ganzen Börſe nach der dreizehn hin. Ich kämpfte, ſchon wollte ich den Satz drauf legen, als die Kugel fiel — auf Nr. 13.

„Nun iſts zu ſpät," ſprach der Fremde trocken und nahm eine Priſe Tabak. — Ich dachte: „Gottlob!" — und es wurde mir leicht ums Herz.

Aber, noch ſehe ichs vor mir, ein junger Menſch, der neben mir ſtand, ſtarrte ihn mit offenem Munde und unbeweglichen Augen an; er hatte den leis ge-

flüſterten Rath gehört, und wollte in die Erde ſinken vor Staunen über den Erfolg.

„Seyn Sie kein Thor; was für kindiſche Furcht und miſerable Grundſätze," fuhr der Rathgeber zu mir fort, „haben Sie mich etwa als einen ſo eigennützigen Schubiak kennen gelernt? Ich gab Ihnen den Rath aus Freundſchaft. Setzen Sie jetzt Nr. 7."

„Mein Herr," raffte ich mich zuſammen, „was würden Sie ſagen, wenn Sie Banquier wären, —"

„Da wäre ich etwas Schlimmeres als ich bin," verſetzte er; „oder glauben Sie ich ſollte égards für die beiden mörderiſchen Naſen haben? Setzen Sie Nr. 7."

Jetzt hatte der junge Menſch den Rath gehört; wie der Blitz fuhr er in die Taſche und ſetzte ein Goldſtück auf Nr. 7. — Die Kugel rollte, ich zögerte, ſie fiel, Nr. 7 hatte gewonnen, der junge Menſch erhielt ſeine 35 Louisd'or ausgezahlt, und ſein Geſicht ſtrahlte vor Freude.

„Sie werdens bereuen!" ſprach mein Bekannter kalt, und nahm wieder eine Priſe; „jetzt zum dritten und letzten Male, eine Zahl die mir eigentlich fatal iſt, Nr. 3."

„Nehmen Sie zehn Friedrichsd'or auf die einzelne Nummer an?“ rief der junge Menſch, welchem die Wangen glühten und alle Pulſe fieberten, dem Banquier zu.

„O ja, warum nicht?“ ſprach dieſer hohnlächelnd, in der Sicherheit, jetzt einen Theil ſeines Verluſts von dem thörichten Spieler zurückzuerhalten.

„Der verſtehts beſſer als Sie,“ raunte mir mein unheimlicher Bekannter zu.

Der junge Menſch ſetzte, die Kugel rollte, Alles blickte geſpannt auf die Scheibe: „Trois, noir, impair, manque!“ ſchnarrte der Croupier, und der Banquier holte zitternd vor Wuth die Goldrollen aus ſeinem Käſtchen und zahlte dreihundert und funfzig Friedrichsd'or. Der junge Menſch zitterte an allen Gliedern, indem er ſie einſtrich. Ich bebte in ſeiner Seele, weil ich wußte wie er gewann; es drängte mich, ihm zu ſagen: „Verlaſſen Sie den Saal, mein Herr! Sie wiſſen nicht, an welchen Fäden man Sie hier hält!“ Doch mein Bekannter hielt mich zurück, und ſprach lächelnd: „Das iſt wider die Abrede; überdies, das Söhnchen von Milch und Blut habe ich doch wo und wie ich will. Ich frage Sie jetzt, ob Sie Ihre ganze

Baarschaft auf Nr. 36 seyen wollen? Ich stehe Ihnen dafür, der Banquier nimmt es an."

„Nein!" sprach ich entschieden. *)

Doch der junge Mensch rief dem Banquier zu: „Nehmen Sie hundert Louisd'or auf Nr. 36 an?"

„Ja," rief der Banquier. „Aber nur die Bank dagegen," und zugleich zog er das Goldkästchen heraus, und schob Alles auf einen Haufen. „Es müßte mit dem Teufel zugehn," murmelte er vor sich, „wenn der Glückspilz jetzt nicht wieder abgezapft würde!"

„Ich bins zufrieden," stammelte der junge Mensch, der in Hast und Ungeduld am ganzen Körper zitterte, und setzte seine Goldrolle.

Alles hörte auf zu spielen; auch mein Wahlverwandter, der Buchhändler. Aller Augen richteten sich bald auf den Roulette-Tisch, bald auf den Banquier, bald auf den jungen Menschen, der im abgetragenen schwarzen Reise-Oberrock ganz das Ansehn eines armen Studenten der Theologie hatte.

---

*) Bei der ganzen Sache ist blos das ärgerlich, daß mirs Niemand glaubt, und doch will ich die Geschichte zu Protokoll geben!

Der empfindsame Reisende.

Der Croupier drehte die Scheibe, warf die Kugel: „Trente six —“

„Teufel!“ donnerte der Banquier und ſtampfte mit dem Fuß auf; „Bravo!“ ſchallte es laut im ganzen Saal. Der junge Menſch aber riß die Mütze ab, und ſcharrte das Geld hinein; alle Glieder flogen ihm dabei, und Röthe und Bläſſe wechſelten auf ſeinem Geſicht. Er ſtürzte wie wahnſinnig zum Hauſe hinaus, eine Menge Leute raſch hinter ihm her! Der Banquier ſchlug mit dem Stock auf die Roulette-Scheibe, daß ſie in Stücken ſprang, blies die Lichter aus, drückte ſich den Hut auf den Kopf, und ſtürzte ebenfalls fort. Gelächter ſchallte ihm nach, furchtbares, höhniſches Gelächter, in dem der Ton der Rache zu hören war, der Rache aller Derjenigen, denen er das Mark ausgeſaugt hatte. — Mir lief es eiskalt über den Rücken. Mein bekannter Fremder aber ſprach zu mir: „Sie ſind doch noch ein Schüler! Daß ich Sie ſo plump nicht fangen konnte und wollte, konnten Sie doch wohl merken; es war mir ja nur um den blonden Theologen. Aber greift man denn da an, wo man ſiegen will? Noch bin ich doch etwas klüger als ihr Herren Poeten und Recenſenten! Nun, was uns anlangt, wir bleiben gute Freunde, nur vergeſſen Sie mich nicht in Ihren Memoiren.“

„Und der junge Mensch?“ fragte ich neugierig und voll Theilnahme.

„Er hat heut Vormittag in einer Dorfkirche nicht weit von hier gepredigt; ich ging an der Kirche vorbei, hörte einen Augenblick zu und lächelte über seine frommen 19jährigen Gesinnungen. Nachmittag kam er durch Alexisbad und ging hier an meinem Salon vorbei. Ich pfiff ihn herein. Er hatte gerade sein bischen silbernes Reisegeld verspielt als Sie kamen; da wagte er den letzten Louisd'or auf Nr. 13, nun ist er durch mich ein reicher Mann. Durch mich; denn laut Contrakt muß ich dem Gauner von Banquier doch über kurz oder lang Alles doppelt ersetzen; aber geben Sie Acht, wie der Handel mir wuchern wird. Ich wette, der junge Mensch predigt niemals mehr! Sie werden noch von ihm erfahren. — Doch gute Nacht! Die Bank ist gesprengt, in Alexisbad nichts mehr für mich zu thun. Kommen Sie nach Leipzig auf die Messe, so sehen wir uns wohl noch einmal. Bis dahin Ihr gehorsamster Diener!“

So trat er aus dem Salon, und ich wußte nicht, wo er im Finstern geblieben war.

Ganz wüst und erhitzt machte ich einen Mondscheins-Spaziergang durchs Thal. Nach zwei Stunden

kehrte ich zurück, und fand im Gastzimmer den jungen Theologen mit einem alten Herrn schon bei der dritten Flasche Champagner. „Ei, ei!“ dachte ich. Indem ich hinter den Trinkenden meinen Hut aufs Fenster stellte, hörte ich nur die halblaute Frage: „Also glauben Sie wirklich, daß sie mir folgte?“

„Ha, ha, ha!“ lachte der Alte. „Wenn Sie zweifeln, können Sie noch zwanzig Louisd'or an mich verwetten! Schenken Sie ihr noch ein Glas Champagner ein.“

Ich horchte auf. — Das sehr artige Stubenmädchen trat gleich darauf ein, und brachte den Herren Dessert. Der junge Student streichelte ihr Arm und Hand, und bot ihr ein Glas Champagner an. Sie nahm es und dankte. Er wurde zärtlicher, sie wand sich scheinbar sträubend und verschämt los!

„Ha!“ dachte ich, „so rasch sollst Du Recht haben, Mephisto?“

Ich ging zu Bett, blieb aber wachsam. Bis zehn Uhr war Geräusch im Hause; dann wurde Alles still. Es schlug eilf Uhr. Ich hörte leise Schritte auf dem Corridor; vorsichtig öffnete ich meine nur angelehnte Thür. Es war der Student, tief in seinen Mantel gewickelt. Ich weiß nicht wohin er schlich, doch faßte

ich Posten hinter einem Pfeiler. Nach wenigen Minuten raschelts auf der Treppe; ich schleiche näher. Der Student führt eine gleichfalls in den Mantel gehüllte weibliche Gestalt, zärtlich mit umgeschlungnem Arm die Treppe hinab. Das war seltsam! Ich höre flüstern, der Hausschlüssel wird leise umgedreht — Hm, was soll das? — —

Andern Morgens erfuhr ich vom Kellner: „Der Herr, der gestern so viel Geld gewonnen hat, ist in der Nacht plötzlich davon gegangen, und unser Stubenmädchen Lisette auch! Am Schützenhause hat eine Postchaise gehalten. — Der Postillon hat erzählt, ein Herr und eine Dame seyen um eilf Uhr eingestiegen; er hat sie bis Quedlinburg gefahren. — Was meinen Sie? Ob das wohl eine Entführung war?"

Ich biß mich nur auf die Lippen und sprach: „O Teufel! Ich verstehe!"

Hallelujah!

Ein kurzes, aber ein großes, theurer Leſer, es führt Dich zur

Letzten Erzſtufe.

Nannys Erzählung. — Wiederſehn. — Lockſpeiſe.

Was iſt das für böſes Wetter geworden! Wie jagt der Wind die ſchwarzen Wolken über das Thal, wie ſchlägt der Regen gegen die Fenſter! — Glückliche Fahrt, Herr Student, mit der Mütze voll Louisd'or und dem hübſchen Mädchen an der Seite! Hätten Sie das geſtern geahnet, als Sie auf der Kanzel ſtanden, und — wie denn die Herren Kanzelredner pflegen, — der würdigſte, friedlichſte, edelſte unter den Menſchen Ihnen immer noch als ein ſchwarzer Sünder erſchien, der nur durch die ewige Gnade und Barmherzigkeit eingehen könne in das Himmelreich! Es iſt etwas Herzbrechendes um ſo eine Pre-

digt! — Aber es ist auch etwas Herzbrechendes um solch ein Wetter! — Nun bald Mittag, und so dunkel wie nach Sonnenuntergang!

Wahrlich, da ist Nanny noch! „Tritt doch herein, Kind! Nun, willst Du heut noch hier bleiben bei der Muhme?“

„Ich muß wohl,“ sprach die Kleine trübselig, „denn ich mag meine Sonntagskleider nicht so naß werden lassen. Aber recht lange Weile habe ich hier. Heut ist es ja öder im Alexisbad als droben bei uns, wo doch den ganzen Tag Fremde kommen. Hätte ichs nur gewußt, ich hätte heut früh um sechs Uhr mit hinauffahren können nach der Victorshöhe, denn es ist gestern Abend noch spät eine Herrschaft hier angekommen, ein alter Herr, und eine alte und eine junge Dame, die sind hinaufgefahren. Allein wir kamen erst um drei Uhr vom Tanze und da hab ich bis vor einer Stunde geschlafen!“

„Laß Dichs nicht gereuen, Nanny; Du leistest mir nun heut Gesellschaft. Sieh, ich kann auch nicht fort in dem mörderischen Regen. — Vormittag geh Du in die Küche und hilf das Essen bereiten, ich will arbeiten. Nachmittag trinkst Du den Kaffee

mit mir, und ich erzähle Dir etwas von der großen Stadt Berlin."

„Ach ja," rief sie freudig, und schlug in die Hände; „von den herrlichen Schlössern und vornehmen Damen, und von schönen Prinzen!" —

„Was Du willst, Nanny! Unterdessen wird vielleicht das Wetter heller, und wir gehen ein wenig das Thal hinab. — So kommt unvermerkt die Dämmerung heran, und dann erzählst Du mir noch ein Mährchen!"

„Gern, gern!" rief sie und war wieder fröhlich. Wir machten es genau wie wir gesagt, nur daß wir nicht spazieren gingen, weil es unaufhörlich regnete. — Als die Dämmerstunde kam, setzten wir uns in die Ecke des großen Saales auf das Sopha, ließen das Licht ganz am andern Ende stehen, und während draußen der Regen gegen die Fenster prasselte, schmiegte sich die kleine Nanny an mich, und begann ihr Erzählen mit der Frage:

„Seyd Ihr auf den Rabenklippen gewesen, Herr?"

„Nein!"

„Schade. Dann wüßte ich etwas Schauerliches! Oder vielleicht kennt Ihr das Mährchen schon von dem schwarz geharnischten Ritter und dem Mönch, die Nachts auf brausenden Rappen gegen die Rabenklippe anreiten? Und wenn der Ritter mit dem Speer gegen den Fels stößt, so reißt er sich zum weiten Thor einer Höhle auf, wo Haufen Goldes wie im rothen Feuer glühen. Da sprengen die Beiden hinein, und krachend schließt sich die Höhle. Dies sieht ein alter Köhler. Sagt, kennt Ihr die Sage?"

„Nein, Nanny; aber erzähle; mich dünkt sie sey schauerlich, und das hört sich gern an so düstrem Abend!" —

„So will ich von den Rabenklippen zuletzt erzählen — zuvor von dem Fräulein auf der Schwarzburg, wenn Ihr die Geschichte nicht etwa kennt!"

„Kein Wörtchen davon, kleiner Schelm; ich glaube Du willst mich nur neugierig machen?"

„Ja, das ist ein wunderbares Mährchen! Oder es ist eigentlich kein Mährchen, denn es geht Alles ganz natürlich zu; aber es ist eine grausige Geschichte!"

„Nun, so fang an, Nanny, ich bin gespannt!"

„Auf der Schwarzburg, ich glaube sie lag im

wilden Ockerthale, wohnte ein Raubgraf, der war der Schrecken der Umgegend. Noch mehr aber war es seine Tochter, die schöne Wallhaide; denn so schön sie war, war sie doch noch viel stolzer und grausamer. Sie verachtete die Frauen und haßte die Männer, aber männliches Thun sagte ihr doch noch mehr zu als weibliches. Stets begleitete sie ihren Vater auf die Eber- und Wolfsjagd, und dann trug sie ein prachtvolles Jagdkleid, einen Helm, und einen Speer in der Hand. Auch auf des Grafen Raubzügen, wenn er Kaufleute fing, und Ritter niederschlug und beraubte, würde Wallhaide ihm gern gefolgt seyn, aber das duldete er nicht, sondern alsdann mußte sie in der Schwarzburg herrschen und das Schloß verwalten. Die Diener und Mägde zitterten vor ihr, denn sie kannte kein Mitleid noch Erbarmen, und den geringsten Fehl bestrafte sie fürchterlich. Im Schloßhofe war ein nicht mehr benutzter, tiefer, schauerlicher Brunnen, bei dem man langsam bis zwölf zählen konnte, bevor man einen hinabgeworfenen Stein im Wasser plätschern hörte; in diesen hatte sie schon viele Mägde und Knechte hinabstürzen lassen, nur weil sie Morgens die Zeit verschlafen, oder sonst ein ähnliches kleines Versehen begangen hatten. Und wenn der Vater Gefangene mit heim-

brachte, so mußten alle Jünglinge vor sie geführt werden, und sie stieß sie oft mit ihrem eignen Dolche nieder. Längst wäre sie daher gewiß von der empörten Dienerschaft ermordet worden, aber es lag ein Zauber in ihrer Schönheit, daß Keins zu athmen wagte in ihrer Nähe, und die Verurtheilten und Gemarterten selbst es nicht vermocht hätten sich durch die Ermordung der Herrin zu retten. Es ging auch ein Gerücht im Volk um, daß ihre Schönheit durch Zaubermittel erhalten werde; denn so manches Jahr hindurch kannte man sie schon, und sie blieb immer gleich jugendlich und reizend. Blendend weiß, wie der edelste Marmelstein, waren ihre Arme und ihr Nacken; auf den Wangen blühte das zarteste Roth, das Haar wallte ihr in dunkeln Ringellocken lang unter dem Helm hinab, und die Augen glühten wie schwarze Edelsteine, die Lippen wie Granatäpfel. Man erzählte sich leise, sie wüsche sich mit dem Blut der ermordeten Jünglinge, das erhalte sie jung, und jährlich sieben Mal trinke sie das Herzblut eines Säuglings. Nachts halte sie geheime Zusammenkünfte mit einem Zauberweibe, und ihre Seele habe sie nach hundert Jahren dem Erbfeind verschrieben.

In der Burg diente ein junger Knappe, der hieß Benno; sein Vater war ein armer Köhler im

Burgbann und dem Grafen von der Schwarzburg unterthan, deshalb hatte er, wiewohl bekümmerten Herzens, den Sohn auf die Burg liefern müſſen als Dienſtmann des Raubgrafen. Benno hatte unter den Knappen, die mit ihm dienten, einen Freund, Egbert, den er wie ſeinen Bruder liebte, und dem er ſein ganzes Herz offenbarte. Dieſem hatte er geſtanden, daß eine unbezwingliche Leidenſchaft zu der ſchönen Wallhaide ihn ergriffen habe. Egbert ſchlug voll Entſetzen die Hände über dem Haupt zuſammen, und rief: „Benno, das iſt Dein Unheil! Wehe Dir, wenn Du das ſtolze Weib mit einem Blick beleidigſt! Der martervollſte Tod würde Dich treffen.“ Doch Benno lächelte geheimnißvoll und ſprach: „Das habe ich nicht zu fürchten!“

An dem nämlichen Tage, es war zur Winterszeit und lag hoher Schnee, ritt der Raubgraf auf die Wolfsjagd. Als die Jäger mitten im Dickicht waren, brach plötzlich ein grimmiger Wolf aus dem Buſch, und warf ſich auf Wallhaides Roß. Es bäumte ſich, ſtürzte, die ſchöne Reiterin lag hülflos am Boden, und das Unthier packte ſie um ſie zu zerfleiſchen. Sie war verloren, wenn nicht Benno vom Pferde geſprungen wäre, den Wolf mit den Hän-

den an der Kehle gepackt und so mit ihm gerungen hätte. Denn das Schwert zu ziehen, oder den Kolben vom Sattel zu heben, war keine Zeit gewesen. Doch Wallhaide raffte sich indessen schnell auf, und, kühn wie sie war, durchstieß sie das grimmige Thier mit dem Speer. Dann schwang sie sich wieder zu Roß, ohne dem treuen Benno auch nur mit einem Blick zu danken. — Er aber war dennoch voller Freude.

Drei Tage später kehrten die Jäger eines Abends wiederum von der Jagd heim. Als Wallhaide vom Pferde steigen wollte, sprang Benno hinzu ihr den Bügel zu halten. Im Absteigen verlor sie einen Handschuh, und Benno sah ihre weiße Hand. Da riß ihn die Gluth seiner Liebe hin, und er wagte es im Vorbeistreifen sie mit den Lippen zu berühren. Doch Wallhaide stieß ihn zürnend zurück, und rief: „Frecher Knecht, Du wagst es an Deiner Herrin zu freveln?“ Da schauderten die Umstehenden zurück, denn sie wußten, daß Benno nun verloren sey. Er bebte und wagte keinen Laut von sich zu geben. Wallhaide aber ließ ihn an Händen und Füßen binden, und ihm dann einen breiten Riemen fest um den Mund schnallen, daß er keinen Laut von sich geben konnte. Als dies geschehen war, sprach sie: „Die

niedrigen Lippen dieſes Knechts, die meine Hand beſudelt haben, ſollen von nun an weder von Trank noch Speiſe, noch von einem Hauch oder Laut berührt werden. Er ſoll ſtumm bleiben in ſeinem Leid. Jetzt reißt ihm die Kleider herab, werft ihn auf den Schnee, und peitſcht ihn bis er in ſeinem ſtrömenden Blut an den Boden friert. Das wird ihm die freche Gluth ſchon kühlen!"

Zufällig war der alte Köhler, Bennos Vater, im Hofe, als Wallhaide dieſen gräßlichen Befehl gab; er fiel ihr zu Füßen und bot ſein Haupt an für das ſeines Sohnes. Doch die Grauſame rief: „Thut ihm desgleichen!" Und der Greis wurde gebunden, und entblößt wie der Sohn, zu Boden geworfen. Hier ließ ſie Beide peitſchen, daß das Blut in den Schnee floß, und zu Eis gefror. Da befahl ſie aufzuhören, damit die Marter länger dauere. So mußten die Unglücklichen in der Winternacht nackt auf dem Schnee liegen; nur Stroh ließ Wallhaide über ſie ſchütten, daß ſie nicht erfrören, ſondern am andern Tage wieder gepeitſcht würden!

Aber die Rache blieb nicht aus; denn Egbert, als er dieſe That ſah, ſchwur Vergeltung an dem Ungeheuer zu üben. Er allein wußte nämlich um ein entſetzliches Geheimniß, welches die Urſach zu

Wallhaides Erbitterung war. Ihr Männerhaß war erheuchelt; denn nicht nur Benno, sondern auch Egbert selbst hatten —"

„Belieben Sie nur hier herein zu treten, meine Herrschaften!" unterbrach uns der Kellner, indem er die Thür öffnete, und ging mit einem Licht voran; zwei Herren und zwei Damen folgten ihm. Ich war höchst verdrießlich über die Störung, denn eben jetzt wurde die Erzählung spannend, und ich empfand große Neugier auf das Geheimniß Egberts, dessen Natur ich schon ahnte. Sehr mißmuthig stand ich daher auf und wollte mit Nanny auf mein Zimmer gehen, als diese mich leise zupfte und sprach: „Das ist die Herrschaft, die auf der Victorshöhe gewesen ist; der eine Herr aber war gestern Abend nicht mitgekommen."

Ich warf einen flüchtigen Blick auf die Reisenden, die halb abgewendet, halb im Schatten standen. Indem drehte sich die eine, jüngere Dame um, daß der Schein des Lichts auf ihr Gesicht fiel, und im freudigen Schrecken rief ich aus: „Amarante!" Ich hatte aber kaum den Namen genannt, als ich den meinigen von zwei Seiten ertönen hörte, und zwar von der anmuthigen Amarante und — dem Dänen;

denn Niemand anders war der hinzugekommene Begleiter.

Wir hatten die herzlichste Freude des Wiedersehens; auf den ersten Blick bemerkte ich, daß mit Amaranten etwas Wichtiges vorgegangen seyn mußte, denn ihr Auge strahlte in einem Glanz, einer Freude, wie ich es noch nicht gesehn. Sie kam der Frage, die auf meiner Lippe schwebte, zuvor, indem sie auf die ältere Dame und den ältern Herrn ihrer Begleitung deutete und sprach: „Meine Aeltern," und dann zu dem Dänen gewandt: „Mein Verlobter!"

„Ists möglich!" rief ich freudig staunend.

„Seit diesem Nachmittag!" fuhr sie fort. „Die Victorshöhe, die wegen des Regenwetters nichts von dem erfüllte, was wir hofften, gab mir dafür das Unverhoffte. Ich fand meinen Freund droben."

„Ich war auf der Reise nach Leipzig begriffen," fiel der Däne ein.

„Aha!" dachte ich, und erinnerte mich des Abschieds am Wagen in Cuxhaven.

„So war," fuhr ich scherzend fort, „die Eifersucht ihres Begleiters doch nicht ganz ungegründet!"

„Aber ganz unberechtigt und unerträglich," rief Amarante lebhaft. „Es ist wahr, meine Aeltern wünschten die Verbindung mit meinem Vetter, allein da sie in Hannover sein Wesen kennen lernten, gaben sie den Gedanken auf, und ich wurde aller Fesseln frei!"

„Um sich neue anlegen zu lassen!" spottete ich.

Sie aber sprach mit herzlichstem Ton und Blick, indem sie ihrem Freunde beide Hände reichte: „die ich gern mein Leben lang tragen werde!" Dann eilte sie zu den würdigen Aeltern (ein Greis mit einem Patriarchen-Kopf, und eine freundliche Frau, wenig über vierzig alt), und dankte ihnen in warmer, liebend ungestümer Umarmung; denn ihr Glück war ja ganz neu, erst wenige Stunden alt. — „Das ist unser muthwilliger Reisegefährte, von dem ich so viel erzählt habe," stellte sie mich nach einigen Augenblicken ihren Aeltern vor.

Der Däne schüttelte mir herzlich die Hand, und umarmte mich. Etwas hatte er mir allerdings auch zu danken.

Der Leser kann sichs denken, daß wir jetzt den glücklichsten Abend hatten in dem einsamen Alexisbade, bei strömendem Herbstregen. Nanny mußte

mit uns essen, damit ich doch auch eine hübsche Nachbarin hätte; wie gern vergab ich jetzt das unterbrochene Mährchen! Die letzte Erzstufe hat wahrlich das reinste, edelste Erz zu Tage gefördert; mehr als das, denn Amarante ist ein Edelstein, ein Diamant; der Däne wird in seinem Leben keine köstlichere Beute kapern, und segelte er funfzig Jahre mit Kaperbriefen. — Wir saßen bis Mitternacht. Andern Morgens reisten wir zusammen nach Leipzig ab und ich nahm gern mit dem Bockplatz vorlieb, um nur in so lieber Gemeinschaft zu bleiben. Und damit hatte im Jahr 1836 die empfindsame Reise ein Ende.

„Aber Nannys Erzählung muß doch auch ein Ende haben!"

„„Lieben Freunde, gewiß; allein Nanny ist mit Tagesanbruch nach der Victorshöhe zurückgekehrt, und ich kann ihr nicht nachlaufen.""

„Aber wir verlangen durchaus das Ende! Nur das Ende wollen wir wissen!"

„„Ich weiß es auf Ehre selber nicht! Hat Euch aber, theuerste Leser, meine Lockspeise (seht nur die Ueberschrift der Erzstufe an) geködert, so verspreche ich Euch das Ende im Dritten Bändchen. Denn es ist noch nicht aller Tage Abend, und ich reise im

Jahr 1837 eben so gut empfindsam als im Jahr 1836. Ob Ihr aber die Beschreibung davon haben wollt, kann ich erst in der Ostermesse wissen, wo ich sehe ob Ihr nach dieser begierig gegriffen oder nicht. Von Euch hängt es also ab, ob Nanny weiter erzählen kann oder nicht.""

„So also sollen wir zum Besten gehalten werden, Herr Autor! So soll Ihn ja —!"

„„Gemach, Verehrteste! Ich täuschte Euch nicht; denn als ich auf die Ueberschrift der Erzstufe das Wort Lockspeise setzte, wußtet Ihr woran Ihr waret, und hättet nicht zugreifen sollen. Das Buch konnte mit dem Hallelujah vortrefflich schließen; hättet Ihr da aufgehört, so hinget Ihr nicht am Angelhaken. Jetzo reißt Euch blutend los, oder folgt mir. Ihr allein habt es in der Hand, ob der Dritte Theil Euch das Mährchen bringen soll. Aber ich müßte es Herrn Köhler wahrlich sehr verdenken, wenn er den Schluß eines Buches kaufte, von dem Ihr den Anfang nicht gekauft habt. Also: Auf Wiedersehn?? — Je nach Eurer Antwort haben hier Buch oder Band ihr

Ende.""

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Leipzig, Druck von W. Vogel, Sohn.

Genre-
und
Fresco-Skizzen
aus
Berlin und Athen

von

L. Rellstab.

In

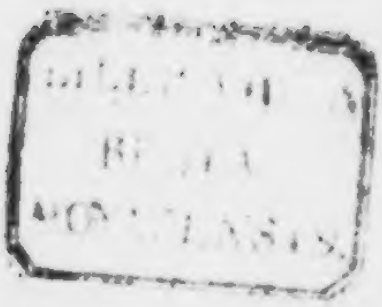
Mappen mit fliegenden Blättern.

No. I.

Die Johannismappe.

Inhalt: Rede statt der Vorrede. — Die Eisenbahnen, eine europäische Nothwendigkeit. — Wollmarkt und Wettrennen in Athen. — Theater. — Athenienſiſcher Streuſand.

Leipzig 1836,
bei Karl Franz Köhler.



Rede statt der Vorrede.

Theure Berliner und Athener!

So rede ich Euch denn zum erstenmale aus Berlin über Leipzig an; allein glaubt nicht, daß auf diesem Umwege meine Stimme verhallen werde, sondern sie wird vielmehr, so hoffe ich, vernehmlicher zu Euch dringen, wie es ja schon akustisch ausgemacht ist, daß der gerade Weg wenigstens für den Schall nicht der beste ist, sondern ein krummer viel förderlicher. Jedes Hör- und gute Sprachrohr beweiset Euch das, Ehrenwertheste!

Dennoch bleibt es hart, wenn ein Mann gezwungen ist, krumme Wege zu gehn. Was will er aber machen, wo ihm die geraden jeden Augenblick mit einem Verhack oder spanischen Reutern verlegt sind, so daß er nach langen, mühsamen Kämpfen doch später ans Ziel kommt, als auf der freilich sehr gekrümmten Straße von Berlin über Leipzig nach Berlin und Athen?

Welcher Natur diese Verhacke und spanischen Reuter sind, kann ich Euch hier nicht öffentlich sagen, Berliner; doch privatim erfahrt Ihr es gewiß — wenn Ihr mich fragt, und es sollte mir sogar sehr lieb seyn. Viel aber

gäbe ich darum, wenn Ihrs ſchon in den verwichenen anderthalb Jahren errathen hättet, damit es mir nicht als äſthetiſche Schuld aufgebürdet würde, daß ſo oft Scherze, die ich in Berlin und Athen ausſtreute, ohne Pointe blieben: das Blatt plözlich verdünnt und verlängert erſchien, wie eine Bouillon, die fünf Minuten vorm Anrichten für verdoppelte Gäſte präparirt wird: manche Artikel in der Mitte eine logiſche Lücke hatten, als ſey ein Stück herausgefallen, und oft gerade das, worin Herz und Seele ſaßen: andre hinten kurz abgebrochen waren, daß ſie das Anſehn eines Degengriffs ohne Klinge bekamen, ihnen folglich auch die Spize fehlte! Dergleichen aber bringt einen Redakteur von Point d'Honneur in Harniſch, Berliner. Und das war Alles noch nichts, gegen das Unheil, was ich Euch ſogleich ſchildern werde. Zuerſt eine Frage: Werdet Ihr Euch vorſtellen können, wie einem Vater zu Sinnen ſeyn muß, der ſeine Kinderchen, ſo ſchön er ſie hat, der eleganten Welt Athens und Berlins zeigen möchte, und ſie dazu auch aufs ſauberſte herausputzt, dann aber das Elend erleben muß, wie durch ein unſeliges Verhängniß faſt keines unverſehrt und ohne Makel unter die Leute kommt, oft nicht einmal das artigſte und unſchuldigſte? Dies Geſchick, Athener, erlebte ich armer Vater! Dieſem Töchterchen wurde ein großer Dintenklecks mitten aufs weiße Kleidchen gemacht, jenem die blonden, fliegenden, freilich etwas muthwilligen Löckchen mit unbarmherziger Scheere glatt abgeſtuzt, daß nichts fehlte, als das härene Gewand, um aus dem

munterſten Kinde eine Schweſter der heiligen Barbara zu machen; ein Drittes hatte Flügelchen wie ein Amorino

ſie wurden ihm abgebunden, daß das Blut herunterlief, und das arme Ding jämmerlich am Boden zappelte, ſtatt luſtig vor Euch umherzuflattern, Athener — ach und das war noch das mildeſte Schickſal, das ſie traf! Einigen wurden die hellen Augen der Wahrheit geblendet (weil ſie allerdings bisweilen zu tief in verhüllte Dinge blicken wollten), andern die Naſe der Weisheit (wobei freilich vielleicht etwas harmloſe Naſeweisheit mit in die Welt ſchlüpfen wollte) mitten aus dem Geſicht geſchnitten, noch andern das redliche Herz geradezu ausgeriſſen — es verſteht ſich, daß meins daran hängen blieb — kurz es widerfuhr ihnen unausſprechliches Elend! — —

Und woran lag das? Wahrlich nicht an der Tücke eines Menſchen, ſondern nur an der eines böſen Geiſtes, eines Kobolds, welcher durch allerlei teufliſche Zauberkünſte meine armen Kinder bei ſonſt guten, trefflichen Leuten in Verdacht brachte, und die hölliſche Argliſt gebrauchte, ſobald die kleinen Dingerchen ins Freie wollten, ein unſichtbares, doch täuſchendes Glas darüber zu halten, wodurch ſie denen, die ſie betrachteten, als kleine Teufelsbraten, ja als wahre Ungeheuer erſchienen. Hatte einmal dieſer arge Kobold ſeine Tücke verſäumt, oder war ſie ihm mißlungen, ſo daß meine Kinderchen in unverfälſchtem Lichte daſtanden, ſo durften ſelbſt recht vorwitzige und muthwillige ungefähr-

det in die Thore Berlins und Athens einpaſſiren, und ich hatte meine Freude daran, wie Ihr Euch darüber freutet, Athener!

Doch Ihr ſahet nur die lebendigen und geſunden; ich hatte zu Haus die Leichenkammer und das Lazareth. — — Manches, was nur ſcheintodt iſt, und aus reinem Schreck noch ſtarr daliegt, könnte ich wieder wecken, — doch „laßt die Todten ruhn!" ſoll mein Wahlſpruch ſeyn, und ſomit will ich auch gar keine Klagen weiter führen, ſondern vergeben und vergeſſen ſeyn laſſen, was geſchah.

Aus Berlin und Athen war der Kobold nicht zu vertreiben, und er macht dort noch immer den wohlwollendſten Männern argen Spuk vor; denn er iſt ein Haus- oder Ortskobold, und behauptet ſein Territorium. Ich weiß aber gewiß, daß die Leipziger Luft ihm durchaus nicht bekommt, und er dort niemals heimiſch werden wird, ſelbſt wenn er es auch einmal wagen ſollte, zur Meſſe dahin zu reiſen. Darum Athener, riß ich meine Stadt auf hieſigem Grund und Boden ein, und verpflanzte ſie nach Leipzig. Mich hat zwar kein Orakel dies geheißen, und mir wie dem Themiſtokles zugerufen „Vertheidigt Euch hinter hölzernen Mauern", allein ich glaube doch einem göttlichen Wink zu gehorchen.

Nach meiner Auswandrung bleibe ich aber wer ich war, ein Berlino-Athenienſer, ſo gut wie die nach Italien verpflanzten helleniſchen Stämme, Griechen blieben, und griechiſche Städte an auſoniſchen Küſten erbauten.

Ich schwatze aber so ins Blaue hinein, Athener, daß Ihr mich unmöglich verstanden haben könnt, etwas, das ich um so leichter vermuthe, als ich eben beim Durchsehen meiner Rede bis hieher, inne werde, daß ich mich selbst nicht mehr verstand, und eigentlich gar nicht weiß, was ich gesagt habe, sondern nur, was ich sagen wollte. Es geht aber mehreren Leuten, ja den meisten so, und damit tröste ich mich und Euch, Freunde. —

Und um so leichter, als ich jetzt eben und glatt weg zu Euch reden kann. Denen von Euch, die schon meine Bürger waren, d. h. mich lasen, sage ich nichts weiter, als daß meine Verfassung ganz die alte bleibt, die Veränderungen ausgenommen, die durch die Entfernung der Druckerpresse vom Schreibtisch unvermeidlich werden. Ihr bekommt daher Berlin und Athen nicht mehr auf Blättern abgebildet, sondern in Heften, und leset somit Manches freilich etwas später als ichs schrieb. Dies hat Nachtheile, ich geb es zu, aber auch Vortheile. Das bonmot des Augenblicks, wozu die lebendige Gegenwart des Ereignisses gehört, fällt weg; eine leichte Thorheit, die heut begangen wird, muß morgen belacht werden, übermorgen ist sie vergessen. Aus diesem Nachtheil entspringt aber der Vortheil von selbst, nämlich, daß die kleinen, unbedeutenden Lokal-Ereignisse nicht mehr einen so breiten Raum einnehmen, sondern das Blatt — um einmal ohne Metapher zu reden — sich mehr mit den nachhaltigeren Stoffen beschäftigen kann. Dadurch wird das Element des Scherzes und der Ironie über die Un-

weſentlichkeiten der Gegenwart nicht ausgeſchloſſen, ſondern nur allgemeiner gemacht, aus der engen Lokalbeſchränkung auf ein breiteres Territorium verpflanzt. Denn die Thorheit, die hier zur Baſis des Scherzes dienen ſoll, iſt zwar täglich eine neue, aber auch immer die alte, und Ariſtophanes, Horaz, Shakeſpear fanden dieſelben Elemente der Satyre im Volksleben, die wir heut antreffen; gäbe nur der Himmel, daß wir ſie mit denſelben ſcharfen und luſtig blizenden Waffen anzugreifen verſtänden!

Hätte Horaz jede Woche eine Satyre oder Epiſtel ſchreiben ſollen, ſie wären auch matter ausgefallen. Die Thorheit der Römer ſtand zwar täglich auf dem Forum feil, allein der Moment ſie in ſatyriſchen Spiegelbildern aufzufaſſen, bedarf eines geiſtigen Sonnenſcheins, eines Apollinis propitii. Ihn muß man nicht ſuchen, ſondern finden; es heißt zwar „Suchet, ſo werdet Ihr finden", und auch das iſt wahr, allein jedes Suchen ſetzt voraus, daß man eine Zeit lang nicht findet, und in dieſer Zeit befindet ſich jeder, der nach dem Glockenſchlag fertig ſeyn muß, wie ein Tagsblattſchreiber, nur gar zu oft. Dieſe Laſt wird mich und folglich Euch, nicht mehr quälen, Athener! Denn die gegenwärtigen Hefte binden ſich nicht an beſtimmte Perioden. Sie erſcheinen, wenn Stoff, Zeit, Luſt, in geiſtiger Conſtellation ſtehn; daher werden ſie auch jedes für ſich ſelbſtſtändig ſeyn, und begonnene Aufſätze nur in ſolcher Art abbrechen, daß die

Glieder an sich leben können, wenngleich sie ihren höheren Organismus erst im zweiten Leben eines zweiten Heftes empfangen. So sind z. B. hier die Gedanken über die Eisenbahnen abgebrochen, und der zweite Abschnitt, der die höheren Resultate dieser Erfindung beleuchten wird, soll erst im nächsten Heft folgen. — Ein solches Abbrechen ist schon der Nachdrucker wegen nöthig, die in Frankfurt a. M. (das Beiblatt der fürstlich Thurn und Taxisschen Oberpostamtszeitung z. B.) und an andern Orten, zur Schande Deutschlands ihr Unwesen treiben, und oft, weil diese Blätter nicht auf Buchhändlerwegen, sondern durch die Posten versandt werden, schneller mit der entwendeten Waare ins Publikum kommen, als die rechtmäßigen Besitzer. Da der Dieb auch wohlfeiler seyn kann als der Producent, so steht der letztere natürlich zu sehr im Nachtheil, und muß, bis Gesetze ihn schützen — worauf leider seit dem Segen verheißenden Rettungsjahr 1815 vergeblich gehofft und gedrungen wird — sich durch Gewandheit und List gegen dieses Faustrecht vertheidigen.

Doch, ich wiederhole es, das Abbrechen wird von der Art seyn, daß der Leser nicht unzufrieden damit ist, sondern Lust auf das folgende Heft dadurch gewinnen soll, ohne Verdruß über das gegenwärtige. Der Regent von Berlin und Athen weiß recht gut, daß er dadurch dem Nachdruck das Heft seines hinterlistigen Stilets nicht ganz aus der Hand windet, allein, er kann den

Thäter doch beſſer ſignaliſiren, und ihm einige Vortheile abringen.

Aus dem, was ich Euch hier geſagt habe, Theure, geht hervor, daß mein fliegendes Journal, wie es ſich jetzt vor Euch niedergelaſſen, zwar zum Theil für Euch Berliner ſpeziell eingerichtet ſeyn wird, hauptſächlich aber für die ſorgt, welche auch zugleich Athenienſer ſind, die mir bekanntlich als Repräſentanten des allgemeinen Kunſt-, Schönheit- und Fröhlichkeitsſinnes gelten. Dieſen trau ich Euch, Berliner, aber ſämmtlich zu, und deshalb werdet Ihr nichts einbüßen. Auch ſoll, was in Eurer Stadt der Mühe werth iſt, vier Wochen behalten zu werden, hier gewiß ſeine Stelle finden, und es wird uns Ernſt und Scherz darüber leichter werden als ſonſt, wo die zu nahe Gegenwart, aller andern Hinderniſſe nicht zu gedenken, oft Feſſeln anlegte.

Das wäre, was ich Euch in dieſer Vorrede zu ſagen hätte, das andere muß Euch dies erſte fliegende Heft lehren. Jetzt wende ich mich ſchließlich an Euch Ihr Schutzpatrone Athens und Berlins, Pallas Athene und der Bär des Berliner Stadtwappens!

Pallas! Göttin der Weisheit, gieb uns dieſe, aber keine Naſe dazu! Beſchützerin Athens, verleihe uns die Gaben der Athenienſer, ihren tiefen Ernſt, ihren leichten Spott, ihre reizende Sprache, — ach, und wenn Du es vermagſt, ihre Freiheit! Wir baten Dich einſt um einen Solon, einen Sophokles

und Aristophanes, oder etliche der Gattung, zu Mitarbeitern — Du hast sie uns nicht gegeben! Aber vielleicht bleibt Dir ein Xenophon und ein Lucian übrig, die uns bisweilen aushelfen könnten! Laß Deine Eule uns nahe seyn, damit sie mit hellen Augen durch die Nacht des Irrthums spähe, und vagabundirendes Nachtgevögel (Nachdrucker, feile Journalisten und sonstiges Gewürme) mit scharfen Fängen und krummem Schnabel vertilge. Decke uns Göttin mit der Aegis gegen widerrechtliche Gewalt und feige Hinterlist, und steh uns bei im Kampfe gegen alle Barbaren in Kunst, Wissen, Handeln und Genießen! — Und Du tapferer, zorniger Freund, sey gleichfalls unser redlicher Bundesgenosse! Als direkter Mitarbeiter wollen wir Dich nicht gerade anstellen, und wir verlangen weder Sonette noch satyrische Epigramme von Dir, noch sollst Du dem schlafenden Redakteur die Fliegen abwehren, denn das, Guter, sind Geschäfte, zu denen Du so wenig taugst, wie zu diplomatischen. Aber Freund, Du kannst viel Nützliches! Erstlich brummen! Eine unschätzbare Eigenschaft! Es giebt zu Vieles, über das man brummen muß! Brumme denn über kleine Unordnungen, als launige Sängerinnen, arrogante Schauspieler, nachlässige Aufführungen, abgeschmackte Recensionen, ewige Abänderungen im Theater, unaufmerksames Publikum, schlechtes Straßenpflaster, langsame Droschken, Staub im Thiergarten, Druckfehler — über diese brumme besonders — und tausend andere Sachen. Aber brülle,

ſtarkes Thier, brülle laut, wo giftige Bosheit, ränkeſpinnende Hinterliſt, im Schutz vornehmer, durch Kriechen, Schmeicheln, und noch ſchimpflichere Dinge gewonnener Gönner den Sieg über deutſche Rechtlichkeit davon trägt; brülle, wo edle Kunſt durch hochfahrende Thorheit gemißhandelt wird, brülle, wenn man die Muſe mit Ochſen, Pferden und Hunden auf den Markt fahrt und feil bietet, brülle, wenn verhüllte Bosheit und Niedrigkeit offene Redlichkeit, Wahrheit und erhabne Schönheit mit Gift und Gaſſenkoth der Verläumdung verfolgen, brülle Bär, fletſche die Zähne, hebe die Tatzen, und kennſt Du die Thäter, ſo packe und zerreiße das Geſindel, wenn ihm damit nicht zu viel Ehre geſchieht.

Dies thut, o Pallas und Petz! Für das andre wollen wir ſelbſt nach Kräften ſorgen, wenn Gunſt und Nachſicht unſrer Leſer uns ſo freundlich ermuntern wie bisher.

Berlin und Athen, am 30. Juni 1836.

Die

Eisenbahnen eine Nothwendigkeit.

Keinen glücklicheren Gegenstand für die Eröffnung der dritten Lebensperiode dieser Zeitschrift wüßte ich aufzufinden, als den, welchen die Ueberschrift dieses Aufsatzes bezeichnet, in der sich zugleich meine ganze Ansicht über diesen vielbesprochenen, reichen Stoff zusammendrängt. Ich will versuchen, freilich mehr aphoristisch als systematisch, mehr muthmaßend als behauptend, sie näher zu entwickeln.

Zuvörderst dürfte man fragen, wie ein Schriftsteller, der sich der Welt durch nichts anderes bekannt gemacht hat, als durch einige Romane, Dramen, Novellen, Kritiken und Scherze, zu dem Beruf kommt, über einen der wichtigsten Gegenstände der Technik, der Industrie, des Verkehrs, der Staatsverwaltung im umfassendsten Sinne, zu schreiben? Ich werde nicht mit der Lüge antworten, daß ich mich im Stillen viel mit diesen Gegenständen beschäftigt, darüber gelesen, darin gearbeitet habe; daß ich darüber gedacht, wie jeder Ver-

nünftige durch diese wichtigsten Lebens-Elemente allgemein hin zum Denken angeregt wird, darf ich nicht erst aussprechen. Ich sage nicht: **Cogito ergo sum**, sondern: **Sum ergo cogito.**

Ich werde natürlich nicht auf technische Fragen, auf finanzielle Erörterungen über den unmittelbaren Ertrag der Eisenbahnen eingehen; um so weniger, als bis jetzt die Berechnungen der erfahrensten und scharfsichtigsten Sachkundigen sich darin als völlig unsicher und durch den Erfolg oft um das Drei- und Sechsfache verändert, gezeigt haben. Alles, worauf man bis jetzt fußen konnte, sind die Resultate der Erfahrung, und diese erstrecken sich wenigstens, was Europa anlangt, (und bei Amerika muß man wieder ganz andere Maaßstäbe anlegen, die auf Europa gar nicht passen) nur auf einige so unbedeutende Punkte, bei denen sich die Resultate noch so verändern müssen, zumal wenn andere Eisenbahnen mit ihnen in Verbindung treten, daß eigentlich das Geschehene uns noch gar keine Basis gewährt. So steht also im Grunde der Unterrichtetste, der Sachkundigste noch auf keiner andern Stufe als der, welcher nur die allgemeinen Ergebnisse und Erscheinungen auf diesem neuen, unermeßlichen Gebiet aufgefaßt hat. Außerdem knüpft sich an die äußere Gestalt jeder Erfindung, jedes Fortschrittes, ein geistiges Element, welches ganz allgemein zugänglich ist. Wenn zur Zeit der Erfindung des Schießpulvers, der Buchdruckerkunst, des Compasses jemand über die Wichtigkeit, über die

möglichen, wahrscheinlichen, nothwendigen Folgen dieser Erfindungen geschrieben hätte, der weder Soldat noch Gelehrter noch Seemann gewesen wäre, sondern etwa nur ein vernünftiger, einsichtsvoller Kaufmann: würde man es jetzt für befremdlich halten? Würde man glauben, daß der tapfere Führer einer Schaar von Landsknechten damals scharfsinniger über die künftige noch im Schooß der Jahrhunderte schlummernde Kriegskunst eines Friedrich und Napoleon geurtheilt hätte, als der Bürger, der nur beim Armbrustschießen die Waffe führte, doch aber im Allgemeinen wußte, was ein Schwerthieb und ein Lanzenstich für Kräfte fordern? Kriegsmann und friedlicher Bewohner der Städte hatten wohl einen ziemlich gleich weiten oder beschränkten Gesichtskreis über das, was nach Erfindung des Pulvers aufhören würde; sogar ein berühmter Feldherr wußte nichts auf seine Kanonen zu schreiben als die eben so wahre als falsche Behauptung: **C'est fait de la valeur.** Was da kommen sollte, war weniger durch technische Kenntnisse, als durch einen lebhaften Blick und die Kraft der Phantasie, sich die Welt auch anders gestaltet denken zu können als auf den bisherigen Grundlagen, zu erkennen. — Ich muß es nun freilich dahin gestellt seyn lassen, ob man mir den Beruf zutrauen will, über die große Erfindung unserer Zeit zu schreiben, oder ob man mein Beginnen für Anmaßung hält; allein ich glaube ihn (freilich nur in einem bestimmten Sinne) zu haben, und muß ihm daher folgen. Die innere Veranlassung

dazu ſtammt aus der Sache ſelbſt; die äußere war die, daß ich, im Verhältniß zu vielen meiner norddeutſchen Landsleute, einer der erſten war, welche eine Eiſenbahn und ihre nächſten Wirkungen (zwiſchen Brüſſel und Mecheln) aus eigener Anſchauung kennen lernten. Muth zur günſtigen Aufnahme meines Verſuchs darf ich vielleicht aus dem Umſtande ſchöpfen, daß die rein beſchreibende Darſtellung, welche ich damals von jener Eiſenbahn in den Berliner Zeitungen abdrucken ließ, die Runde durch einen großen Theil deutſcher Blätter und Journale machte, weil ſie die erſte war, welche dem, der die Eiſenbahnen nicht ſelbſt geſehen hatte, die Erſcheinungen dabei, die die meiſten Fragen und Erkundigungen veranlaſſen, genügend anſchaulich machte. Einige andere Kleinigkeiten, die ich, theils ſcherzend, theils ernſt, über denſelben Gegenſtand geſchrieben, fanden ebenfalls Anklang, ſelbſt bei fachverſtändigen Männern: ſo will ich mich denn der Hoffnung hingeben, daß die nachfolgenden Reſultate längeren Betrachtens und Erwägens über den hochwichtigen Gegenſtand auch eine freundliche Aufnahme finden werden; und in dieſer ermuthigenden Zuverſicht hoffe ich Kraft für ein vollkommneres Gelingen zu ſchöpfen.

Mir däucht, daß man nur dann aus einem richtigen Standpunkte über die allgemeinen Folgen und die Bedeutung der Eiſenbahnen ſchreiben kann, wenn man vorläufig annimmt, daß die bedeutenderen Punkte des Verkehrs in Europa ſchon durch dieſelben verknüpft ſeyen.

Die nähere oder weitere Ferne dieſes Zeitpunktes kommt dabei nicht in Betracht, ſondern nur der Umſtand, ob bei einer ſolchen Geſtaltung der Welt ſich ſo wichtige Vortheile heraus ſtellen, daß man Hand an die Anfänge dazu legen müſſe. Ich behaupte, ja. Das Weſen der Eiſenbahnen iſt eine Zuſammenziehung des Raums für den Verkehr durch eine außerordentliche Verkürzung der Zeit und Erhöhung der Kraft bei allen Transporten, zugleich mit einer höchſt bedeutenden Verminderung der Koſten. Nach den Erfahrungen, die man an einzelnen Strecken machen konnte, die aber freilich für größere Ausdehnungen nicht zur beſtimmten Grundlage gemacht werden können, tritt ungefähr eine verſechsfachte Schnelligkeit gegen die Fortſchaffung durch Pferdekräfte, damit zugleich ein auf den ſechsten Theil verminderter Betrag der Koſten, und eine, wir möchten ſagen, ins Unermeßliche geſteigerte Möglichkeit, die gleichzeitig fortzuſchaffenden Laſten zu vergrößern, ein. Dies ſind wenigſtens die Erfahrungsſätze, welche die Eiſenbahn von Mecheln nach Brüſſel gewährt hat. Denn die Zeit, welche die Diligence braucht, beträgt drei Stunden, ihr mittlerer Preis drei Franks, die Möglichkeit der Fortſchaffung (für 4 Pferde) erſtreckt ſich etwa auf ſechszehn bis ſiebzehn Perſonen und vielleicht eben ſo viel Centner Laſt; auf der Eiſenbahn beträgt die Zeit eine halbe Stunde, alſo ein Sechstheil, der Preis zwar für den letzten verhältnißmäßig

aber eben ſo guten Platz einen halben Frank, die Möglichkeit der gleichzeitigen Fortſchaffung, iſt gar in kein beſtimmtes Verhältniß zu ſtellen, allein annähernd kann man ſich doch wohl Begriffe darüber bilden, wenn man weiß, daß der Transport von zwei, dreihundert Perſonen zugleich etwas ganz Gewöhnliches iſt, in einem außerordentlichen Falle aber und mit angeſtrengterer Kraft der Maſchine 800 Perſonen! noch um fünf bis ſieben Minuten ſchneller fortgeſchafft wurden. Dabei muß man noch bedenken: daß einmal ſich zu dieſer Schnelligkeit des Verkehrs die größte Bequemlichkeit fügt, indem die Erſchütterung ſo gering iſt, daß man dabei ſchreiben kann, daß kein Staub, ja kaum die Hitze uns beläſtigt (wegen des kühlenden Luftzuges): daß zweitens alle techniſchen Erfahrungen auf dieſem Gebiete noch in der Wiege liegen, der Bau der Dampfmaſchinen täglich Fortſchritte macht, mithin Kraft und Schnelligkeit wahrſcheinlich noch bedeutend wachſen, und die Koſten ſich vermindern werden. Doch laſſen wir alles Problematiſche, ſondern bleiben bei dem Faktiſchen ſtehn, daß durch die Exiſtenz der Eiſenbahnen dieſe ungeheure Beſchleunigung und Vervielfältigung des Verkehrs möglich wird, ſtellen wir uns lebhaft vor, was eine ſolche Verkehrs-Vervielfältigung für Reſultate haben muß, ſetzen wir ferner voraus, daß die Ausführung von Eiſenbahnanlagen möglich ſey, — und fragen wir uns dann; ob dieſelben eine Nothwendigkeit für

den jetzigen Zustand der Gesellschaft sind, so muß diese Frage unbedingt mit Ja beantwortet werden.

Es ist daher meiner Meinung nach ganz falsch, wenigstens höchst einseitig, bei der Anlage einer Eisenbahn davon zu sprechen, ob das Personen- und Frachtgeld die Kosten decken werde. Dies mag für die Unternehmer das Wichtigste seyn; für die Sache selbst aber ist es ein Nebenumstand, und es kommt nur darauf an, ob die Punkte, die die Bahn verbindet, durch die Belebung ihres Verkehrs so wesentliche Vortheile darbiete, daß die Anlage gerechtfertigt wird. Dies möchte (wollen wir einmal gegen unsere Ueberzeugung annehmen) zwischen zwei isolirten Punkten, wie etwa Leipzig und Dresden zweifelhaft seyn; allein es wird schon über alle Zweifel erhoben, wenn sich die Kette verlängert, und z. B Frankfurt, Leipzig, Dresden, Prag, Wien deren Hauptglieder bilden, vollends aber, wenn man annimmt, daß das Eisenstraßensystem sich durch ganz Europa ziehe*). Eisenbahnen müssen also durchaus nicht als ein einzelnes Ertrag gebendes Geschäft, sondern als ein Mittel, das dem ganzen Zustand der Gesellschaft unerschöpfliche Vortheile und Annehmlichkeiten gewährt, betrachtet werden, und man muß sie daher anlegen, auch wenn sie unmittelbare Kosten verursachen. Wenden wir denn nicht Kosten auf alles, was das Leben

*) Hier tritt Wallensteins Grundsatz ein: 20000 kann ich nicht ernähren, aber 80000 werden nicht umkommen.

bequemer, reicher, angenehmer macht? Giebt Straßenpflaster in großen Städten, geben Laternen, ja geben die meisten Kanäle und Chauſſeen einen unmittelbaren Ertrag? Welcher Staat hat je daran gedacht, einen Kanal zu bauen, um ſich durch die Schleuſenabgabe zu bereichern? Welcher baut Chauſſeen, um vom Chauſſeegeld zu leben? In Frankreich zahlt man gar kein Chauſſeegeld, in Baiern nur der Fremde ein Abfindungsquantum, der Bewohner gar nichts. Warum? Weil es Einrichtungen zur Verbeſſerung des allgemeinen Zuſtandes ſind. Und wie viel größer, umfaſſender, iſt die Wirkung, welche die Eiſenbahnen erzeugen müſſen, gegen die der Chauſſeen?

Europa mit einem Netz von Eiſenbahnen durchzogen, wird auf einen ſechsunddreißigfach verringerten Quadrat-Raum gebracht. Die Rechnung iſt mathematiſch richtig, denn die Eiſenbahn reducirt die Längen auf ein Sechstheil, mithin die Flächen auf das Quadrat davon. Dieſes auf den ſechsunddreißigſten Theil des Flächenraums gebrachte Europa bietet nun auf demſelben dennoch alle ſeine Schönheiten, Reichthümer und Lebensvortheile zuſammengedrängt dar. Es gleicht plötzlich einem Raum wie etwa Deutſchland (denn das Meer muß bei dieſer Flächenreduktion bis zu einer billigen Arrondirungsgrenze mit in Anſchlag gebracht werden), auf dem aber der ganze Süden und Norden mit ſeinen verſchiedengeſtaltigen Reichthümern und Vortheilen repräſentirt wird. Es

ist ein Land, in dem sich Englands Kunstfleiß, seine mächtige Betriebsamkeit, seine unübersehbaren Handelsschätze, die erhabene kolossale Natur und Wildheit des Nordens, die üppige Schönheit und Produktionskraft des Südens, Deutschlands reiche gesunde Gauen, Frankreichs heitere, vom lebendigsten Verkehr und der fröhlichsten Lebensanschauung bewegte Städte, eng nachbarlich paaren. Es ist ein Land, wo die Getreidefelder Mittel-Europa's, die holzreichen Waldungen Schwedens und Norwegens, die blühenden Weinberge des Rheins, der Champagne, Languedocs, Mallagas und Calabriens, neben einander gedeihen; ein Land, wo der nordische gewürzige Apfel, die Pflaume und duftende Erd- und Heidelbeere sich eben so reich und leicht erzeugt als die Traube, Pfirsich, Ananas und Orange, ein Land, dessen Küsten aus seiner Mitte längstens in wenigen Tagen, oft in Stunden, auf die behaglichste und sechsfach minder kostbare Weise als bisher, erreichbar, von den brausenden Fluthen der Nordsee, von dem Gletschertreibenden Eismeer, vom schwarzen und atlantischen Ocean und von den lauen Wellen des mittelländischen Meeres bespült werden. — Welch ein Zauberland! Wo auf der Erde fände man es? — Die dem Menschen inwohnende Kraft der Erfindsamkeit und des Betriebs hat es durch die Eisenbahn geschaffen, und dadurch die Gaben der Natur in einem Grade potenzirt, wie er zuvor noch niemals dagewesen ist. — Träume, dichterische Phantasieen, Hirngespinnste, wird man ausrufen! Ich

aber behaupte nein; es sind nicht die nächsten, aber auch bei weitem nicht überentfernte Früchte, die uns hier im Schoße der Zeit reifen.

Manche Dinge sind zu gewaltig in ihren Folgen, als daß man so schnell an diese glauben könnte; wer will sie aber deshalb läugnen? Wer will die Möglichkeit abweisen, daß, wenn das gebildete Europa sich von dieser Ansicht durchdringt, die Kräfte vorhanden sind, das Ziel zu erreichen? — Und es wird leicht seyn, dahin zu gelangen; ja ich behaupte, wenn in dem ernsten, eifrigen, solcher Verkehrmittel am bedürftigsten und fähigsten Deutschland *) nur erst einige größere Anfangsschritte gelungen sind — und sie werden gelingen, und namentlich ist die Eisenbahn von Dresden nach Leipzig der festeste Anker meiner Hoffnung — so werden die folgenden mit so reißender Schnelligkeit, so gesporntem Eifer geschehn, daß die Kühnsten in ihren Hoffnungen darüber erstaunen müssen.

Ich kehre jetzt von diesen in die Zukunft vorausgreifenden Betrachtungen und Annahmen zurück, um mich mit der Gegenwart, mit dem was wirklich schon vorhanden ist, oder binnen Kurzem vorhanden seyn wird, zu beschäftigen.

---

*) Ich werde im zweiten Theil dieser Abhandlung diese Behauptung rechtfertigen, und zeigen, weshalb in England und Holland das Bedürfniß nicht so dringend gefühlt wird, die Folgen nicht so umgestaltend seyn können, ja die Anlage von Eisenbahnen sehr viel schwerer ist als bei uns.

Dabei habe ich zuerst einige Worte zu den Zweiflern und Gegnern der Eisenbahnen zu sprechen, ihre Einwürfe und Aufstellungen zu beantworten. Die meisten derselben sind so trivial, entbehren so der Auffassung der Idee dieser und jeder umgestaltenden Erfindung überhaupt, kleben so am Alten, begreifen so gar nicht, daß wenn man aufhört auf dem Boden zu kriechen und statt dessen fliegt, man nicht alle seine Anschauungen aus dem Zustande des Kriechens hernehmen darf, um sie dem Fliegen als Hindernisse darzustellen: daß es mir fast widersteht, mich auf diese Art der Einwürfe einzulassen. Indessen sie werden gemacht, werden häufig gemacht, und somit muß man sie denn in ihrer Nichtigkeit darzustellen suchen.

Der erste und seichteste ist der, von dem Verlust der Capitalien, die in den Chausseen stecken, von dem Schaden, der den Posten, Fuhrleuten und Pferdebesitzern in der Vernichtung ihres Treibens und Entwerthung ihres Besitzes durch Anlegung von Eisenbahnen zugefüge werden würde, zu sprechen.

Zuerst die Capitalien in den Chausseen. An vielen Orten hört man es besonders bedauern, daß die neuerlichst erst hineingesteckten Summen nun verloren seyn sollten. Wären sie denn aber weniger verloren, wenn die Chausseen älter wären? Wenn durch Hinzufügung der Summen für die Eisenbahnen Vortheile erreicht werden, welche die Vortheile der Chausseen zehnfach überwiegen, soll man darum jene größeren Vortheile

nicht genießen? Reducirt den Fall doch auf ein Analogon. Hans hat einen Hund gekauft, um seinen Milchkarren nach der Stadt zu ziehn; er findet aber so viel Abnehmer, daß er ein Pferd braucht, um dem Bedürfniß zu genügen. Soll er denn seinen Handel lieber kümmerlich forttreiben, weil die Ausgabe für den Hund unnütz wird, und den verzehnfachten Vortheil nicht genießen, oder ihn, was gewiß geschehn wird, seinem klügeren Nachbar überlassen? Aber freilich die Sache steht anders. Hans ist der Amtmann des Dorfes, er hat den Hund gekauft; einige seiner Bauern wollen das Pferd kaufen und ihre Milch wohlfeiler, in größerer Masse und schneller zu Markt bringen; dabei können Hans und Hund nicht bestehn, folglich hindert es Hans von Amtswegen, denn er ist zu beschränkt oder zu verzagt, um selbst die Speculation mit dem Pferde zu machen. Hans ist der Name, den wir manchem Staat geben möchten; damit er seine Pfennige, die er aus Dummheit oder Trägheit nicht in Goldstücke verwandeln will, nicht einbüße, sollen andere den unendlich größeren Vortheil auch nicht haben. Doch die Bauern werden, wenn sie ihre Nachbarn im nächsten Dorf reich werden sehen, den Hans und seinen Hund bald andern Sinnes machen!

Werden denn aber die Chausseen unnütz seyn, durch Anlagen von Eisenbahnen? Nur in wenigen Fällen, nur da, wo sehr lange Strecken mit Parallelbahnen vorkommen; außerdem möchten wir behaupten, müssen die Chausseen nach Anlage der Eisenbahnen noch häufiger und

nothwendiger werden, allein Transversalchausseen: dies werden wir gleich weiter unten näher ausführen.

Der Verlust der Posten gehört in eine Kategorie mit dem der Chausseen. Wollen die Posten nicht mit der Zeit fortgehen, wollen sie die Briefe acht Tage gehen lassen, wenn die Reisenden auf der Eisenbahn einen Tag brauchen, so müssen sie freilich verlieren; sie verdienen es aber auch vollkommen, in dieser Stupidität zu Grunde zu gehen. Wer hindert sie aber, statt jetzt Contracte mit Posthaltern ꝛc. zu haben, welche die Pferde stellen müssen, künftig Contracte mit Eisenbahnunternehmern zu machen, falls sie nicht Einsicht genug haben selbst die Unternehmer zu seyn? Das aber sollten sie. Die preußische Seehandlung *) hat 12 Millionen Capital auf ihre Chausseebauten aufgenommen; sie erkläre, daß sie die Hauptstraßen Preußens mit Eisenbahnen versehen will, und sie wird auf der Stelle hundert Millionen finden, für die sie nach den bisherigen Durchschnittssätzen tausend Meilen Eisenbahnen bauen kann. Der Chaussee- und Eisenbahnbau hängt aber mit dem Postwesen so innig zusammen, daß er kaum davon getrennt werden kann; die Post-

*) Ein Staats-Institut, welches in seinen wesentlichen Einrichtungen den Staat selbst in der Art repräsentirt, daß alle Unternehmungen desselben, Anleihen, Speculationen, ꝛc. als Staats-Unternehmungen, mithin ganz auf den öffentlichen Credit gestützt, zu betrachten sind.

Verwaltung in allen Staaten, wäre also zunächst berufen nicht Unternehmerin, sondern Haupt-Theilnehmerin, an Eisenbahn-Unternehmungen zu werden; deshalb nicht Unternehmerin, weil dann wieder das die freie Concurrenz hemmende Monopol einträte, und das Publicum benachtheiligen würde.

Endlich der Verlust der einzelnen Fuhrleute. Sie sind erstens nur in die Classe der Abschreiber zu stellen, die sich über die Einführung der Buchdruckerkunst beschwerten. Zweitens aber bestreite ich es, daß sie (im Ganzen) einen Verlust erleiden werden. Freilich, wenn von Leipzig nach Dresden, wenn von Berlin nach Potsdam einzelne Eisenbahnen geführt werden, so werden die Hauderer, die Diligencen, Landkutschen, und wie alle diese, gegen die Eisenbahn gehalten, wahrhaften Jammer- und Schröpfanstalten, (Schröpf-Anstalten, weil sie dem Publicum unverhältnißmäßige Summen von Zeit und Geld abfordern) freilich eingehen. Allein wenn eine Eisenbahnlinie nur durch Deutschland, z. B. von Berlin über Leipzig, nach Frankfurt a. M. geführt ist, so muß der gigantische Strom des Verkehrs, der sich auf dieser Strecke von 50 — 60 Meilen bilden würde, hunderte von Seitenbächen in sich hineinziehen, die in demselben Maaße in rascheren Fluß kommen, als der Hauptstromzug wächst und fortrollt. Es ist unmöglich, daß eine Stadt, ein Ort, ja ein Dorf, welches 4, 6, 10 Meilen weit von einer solchen Verkehrslinie entfernt liegt, sich nicht derselben durch eine Chaus-

see anschließe; denn hier würden sich Eisenbahnen vorläufig und allgemein wenigstens noch nicht belohnen, weil nur ein Kleinhandel mit der Zeit getrieben werden kann, wo man nicht Tage, sondern nur wenige Minuten zu gewinnen vermag, der Luxus der Eisenbahnen aber nur zwischen zwei sehr bevölkerten, in gegenseitig vielfältigen Beziehungen stehenden Orten zu bestreiten ist. Ausgenommen, wenn ein bedeutender Fabrikort, ein Kohlenbergwerk, oder ein ähnliches Institut der Schienenwege zu ganz speciellen Zwecken bedürfte. Für diesen Transversal-Verkehr, der jetzt so gut wie todt und öde liegt, würde das Fuhrwesen bedeutend werden, und in eben dem Maaße an Lebhaftigkeit gewinnen, wie es sich über eine längere Strecke von Straßenzügen ausdehnen muß. — Länger? Ja. Denn die 60 Meilen lange Straße von Berlin bis Frankfurt a. M. würde mindestens dreißig Transversalstraßen von vier Meilen nach jeder Seite der Hauptstraße, also dreißig Queerstraßen von acht Meilen im Laufe der Jahre erhalten, und 8 mal 30 ist 240. — Diese längeren Chausseen würden eben so lebhaft seyn, als jetzt die Hauptchausseen, und müßten folglich mindestens die doppelte Zahl von Fuhrleuten ernähren. Zugleich sieht man daraus, daß alle diejenigen Chausseelinien, die zu größeren Straßen in das Verhältniß von Transversalwegen treten, nicht unnütz, sondern vielmehr künftig viel nützlicher, und dem Staate, der sie angelegt hat, doppelt und dreifach einträglich werden

müſſen. Freilich ſind dieſe Strecken und Lagen der Straßen zu einander in Nord-Deutſchland ſeltener, weil dies noch zu viel ſchlechte Communikations-Wege hat: aber in ganz Süd-Deutſchland, namentlich in Würtemberg, Baden, Baiern, ſind dergleichen Verhältniſſe ſehr häufig, und werden unendliche Vortheile bringen. Wir erwähnen nur eines Beiſpiels. Das Dorf Handſchuchsheim bei Heidelberg, welches eine überreiche Fülle des trefflichſten Obſtes, beſonders edle Kirſchen erzeugt, ſendet dieſe auf den Markt nach — Wien. Die Früchte der theuren Erſtlingszeit werden in Trögen auf dem Kopf an den Neckar getragen, dieſen hinauf zu Waſſer bis, ich weiß nicht genau welchen Ort, in leichten flachen Schiffen verfahren, und von dort wieder über eine ſchmale Landſtrecke bis zur Donau getragen, auf der ſie in wenigen Tagen nach Wien ſchwimmen. Bei einem Eiſenbahnzuge von Frankfurt nach Berlin würden dieſe Früchte zu Waſſer in einem Tage Frankfurt, in einem halben von dort Berlin erreichen, und ſo friſch, aber vierzehn Tage früher im Jahre, auf unſern Markt kommen, wie jetzt die Werderſchen und ſächſiſchen Kirſchen. Denn die Fracht der Eiſenbahn muß nach allen bisherigen Verhältniſſen noch viel geringer ſeyn, als die der Donauſchifffahrt. Allerdings nur ein ärmliches Beiſpiel, aber ich wählte es abſichtlich aus der geringſten Sphäre, um der Betrachtung den meiſten Raum zu laſſen, was aus bedeutenderen Verhältniſſen des Betriebs werden kann, wenn dieſe unbedeutendſten ſo

unermeßlich wachsen. Unermeßlich; denn man dehne nur die Bahnlinien in Gedanken aus, so hindert nichts, daß die rheinische Kirsche so gut in Petersburg gegessen und theuer bezahlt werde, wenn kaum der Schnee daselbst geschmolzen ist, als jetzt die astrachanische Traube dort mit Gold aufgewogen wird, um auf den Tischen der Vornehmen zu prangen. Dagegen klingt der russische Platinrubel vielleicht in der Tasche des deutschen Bauern und Winzers zu Handschuchsheim.

Bis auf hunderte von Meilen Entfernung erstreckt sich also der unsichtbare Strom des Segens, der aus dem sichtbaren des Eisenbahnverkehrs in das Mark der Länder dringt. Darum seyd nicht bange ihr Hauderer und Diligencen zwischen Leipzig und Dresden! Wenn Ihr auch dort in den nächsten Jahren nicht mehr den kümmerlichen Hafer für Eure Pferde verdient, so werdet Ihr dafür statt hundert Reisende auf dieser Straße tausende derselben zuzufahren haben, und zehntausende, wenn sie sich erst von der Elbe bis zum Rhein ausstreckt.

Vom Verlust, den Fuhrleute und einzelne Gewerbtreibende leiden, spreche man daher nicht, denn er ist nicht vorhanden, oder wenn er vorhanden wäre, käme er nicht in Betracht. Falls man die Eisenbahnen über Nacht ohne Kosten durch einen Zauber herstellen könnte, oder falls man eine andre Erfindung machte, ganz wohlfeil zu fliegen, oder auf mechanischen Wagen blitzschnell dahinzueilen, würde man dieselbe etwa nicht benutzen, um den langsamen Posten und Hauderern den Cours

nicht zu verderben? — So trage man denn auch kein Bedenken, wenn das beſſere Ziel mit Kraft, Anſtrengung und Koſten erreicht werden muß, denn dieſe Zufälligkeit ändert nichts in der Sache.

Der Einwurf, welcher einzelnen Eiſenbahnen am meiſten gemacht wird, iſt der, daß ſie ihre Koſten nicht decken werden. Ich habe ſchon oben im Allgemeinen die Anſicht ausgeſprochen, daß dies Nebenſache ſey, und daß Eiſenbahnen nicht als Anſtalten, die ſich unmittelbar verzinſen ſollen, betrachtet werden dürfen, obſchon ein großer Theil derſelben gewiß auch dieſen nächſten, wenn gleich geringſten Vortheil gewähren wird. Da aber vorläufig die Abwägung der Erfolge und Koſten eines im Großen über eine ganze Länderſtrecke auszuführenden Eiſenbahnſyſtems, nur unbeſtimmt geſchehn kann, oder das Eingehn darauf wenigſtens etwas mehr Schwungkraft der Ideen und Erkenntniß der geiſtigen Bedeutung des ſo beſchleunigten und potenzirten Verkehrs erfordert, als ich von den meiſten Gegnern der Eiſenbahnen *) vorausſetzen darf: ſo will ich mich hier auf eine

*) Es giebt allerdings auch Gegner derſelben, von denen ich unentſchieden bin, ob ich ſie abſichtliche, böswillige, oder allgemeinhin ſelbſtbewußte, nennen ſoll; dieſe erkennen ganz gut, was für Folgen die Eiſenbahnen haben werden, hoffen aber, dieſelben noch ſo lange als möglich hinzuhalten. Dieſe Gegner haben in ihrem Sinne, da ſie überhaupt das Gute, die Entwickelung aller edlen, freien Kräfte der Menſchheit fürchten müſſen, völlig Recht. Im

ganz isolirte Annahme beschränken und daran meine Ansicht, zur Widerlegung des oben gedachten Einwurfs, zu rechtfertigen versuchen.

Es sey die Eisenbahn von Dresden nach Leipzig, die den streitigen Punkt bilde. Man schätzt die Kosten der Meile durchschnittlich auf 100000 Thlr.; es kommt nicht darauf an, ob die Schätzung richtig sey. Angenommen aber, die Bahn koste anderthalb Millionen, und trage nichts ein, als ihre Unterhaltungskosten. Würden alsdann beide Städte wohl ein zu großes Opfer gebracht haben, für die unzählbaren Vortheile, die ihnen diese Belebung des Verkehrs brächte?

Die Berechnungssätze, welche das Leipziger Directorium bekannt gemacht hat, stellten, so viel mir erinnerlich ist, fest, daß der bis jetzt bestehende Verkehr zwischen Dresden und Leipzig allein hinreiche, bei dem angenommenen Satze der Fracht und des Personengeldes, die Kosten der Bahn zu bestreiten. Dieser Maaßstab möchte unrichtig seyn, so wäre er doch jedenfalls der geringste, der sich annehmen läßt. Schon Liverpool und Manchester, wo eine Steigerung des Verkehrs kaum denkbar schien, zeigten, wie sich derselbe durch die Eisenbahn erhöht; in einem noch bedeutenderen Grade ergab sich dies zwischen Brüssel und Antwerpen, in einem noch höheren

---

dritten Abschnitt dieser Abhandlung werde ich auch auf sie kommen, und hoffe zu zeigen, wie vergeblich ihr Bestreben ist.

auf der kleinen Strecke zwiſchen Fürth und Nürnberg. Die Urſach iſt klar; denn um ſich die Wirkung der Eiſenbahn anſchaulich zu machen, muß man annehmen, daß die beiden durch ſie verbundenen Punkte wirklich im Raum aneinandergerückt ſind, da dieſer hier identiſch mit der Zeit iſt. Verkehrten alſo bisher zwiſchen Leipzig und Dresden täglich hundert Perſonen im Durchſchnitt, ſo frage man ſich, was geſchehn wird, wenn beide Städte ſtatt dreizehn Meilen von einander entfernt zu ſeyn, auf drei, und noch weniger zuſammengerückt werden. Dies Wunder bewirkt die Eiſenbahn; und mit dem unberechenbaren Zuſatz, daß damit kein einziger Zwiſchenpunkt aufgegeben wird. Wer wirklich Dresden auf die nächſte Station vor Leipzig trüge, näherte folglich beide Städte rückſichtlich des Verkehrs noch nicht ſo, wie die Eiſenbahn, falls er nicht Wurzen, Meißen, und jedes andere Städtchen und Dörfchen, jede Fabrik-Anlage, Transverſalſtraße u. ſ. w. auch noch dazwiſchen ſchöbe. Dem Leipziger, der der ſchönen Umgegend ermangelt, wird alſo Dresden mit allen ſeinen Reizen, ſeinem Strom, ſeinen Weinhügeln, Waldbergen und mahleriſchen Felskuppen, ſeinen Kunſtſchätzen, ſeinen tauſenden von Vergnügungsreiſenden, gewiſſermaßen zum Geſchenk gemacht; dafür tauſcht Dresden den ganzen belebten Verkehr der erſten ſächſiſchen Handelsſtadt ein. Die Meſſen werden faſt vor ſeinen Thoren abgehalten, das Leben der großen Rheinſtraße nach Frankfurt ſtrömt ſich am Ufer der Elbe aus. Was in der Waag-

schaale einer Stadt fehlt, legt die andre hinein, und plötzlich fühlen sie sich beide wie zur Vollkommenheit ergänzt. Und wodurch? Durch ein aufgewendetes Kapital von anderthalb Millionen. Man sehe die Rechnungen beider Städte durch, ob sie bei den verschiedenen Anstalten, die sie zu ihrem Nutzen, zu ihrer Bequemlichkeit errichtet haben, so wohlfeilen Kaufes davon gekommen sind! Und dennoch ist der gesammte Antheil derselben vielleicht nur ein Punkt gegen den unendlichen Kreis, den die Eisenbahn der Verbesserung tausendfältiger Zustände eröffnet, ein Kreis, dessen Grenze das scharfblickendste menschliche Auge noch nicht zu erreichen vermag!

Dresden war bisher keine Handelsstadt; sie wird es von dem Augenblick an seyn, wo sie durch die Eisenbahn mit Leipzig verbunden ist. Denn was macht die Handelsstadt? Die Lage; legt Hamburg mit seinen Millionen zwanzig, ja nur zehn Meilen tief ins Land, in die Lüneburger Heide hinein, und es wird verarmen, verdorren, versiegen wie ein Baum, dem die Wurzeln abgeschnitten sind, weil es von dem Strome, aus dem es seine reichen Lebenskräfte sog, getrennt ist. Baut eine Eisenbahn nach seinen Ufern, und das Leben regt sich in erneuter, ja verdoppelter Kraft, denn Ihr habt der Natur das große Geheimniß abgelauscht, Ihr lasset segenbringende Ströme fließen wie sie. Eisenbahnen sind Ströme, die Eure Lasten leichter, hundertfach schneller, sicherer und wohlfeiler tragen, als Elbe, Oder, Rhein und Main.

Es ſind Ströme, die zu Thal und zu Berg zugleich fließen, die im Winter nicht gefrieren, im Sommer nicht austrocknen, niemals verheerend über ihre Ufer treten. Wird die Bahn von Hannover nach Hamburg fertig, ſo liegt Hannover an einen ſolchen Strom, und hat ſich in ein Hamburg verwandelt.

Leipzig und Dresden ſind entſchloſſen vorangegangen; das Bett des Stromes, welcher ſie künftig verbinden wird, iſt ſchon bezeichnet, wird ſchon ausgetieft. Dieſe Anlage wird die erſte große in Deutſchland ſeyn; aber es iſt nicht allein rühmlich voranzuſchreiten, ſondern auch im hohen Grade vortheilhaft. Die Erſtlingsfrüchte dabei werden ſehr reiche ſeyn, und als ein Nebenvortheil denjenigen zu Gute kommen, welche den Muth gehabt haben, auf der Bahn der Neuerungen die erſten entſchiedenen Schritte zu thun. Zwar muß ſich jede Eiſenbahn auf die Dauer reicher verzinſen, je vielfältiger die Verbindungen ſind, in welche ſie zu andern Eiſenbahnen tritt; die erſte aber, oder die erſten werden doch vielleicht im Beginn ihrer Anlagen die bedeutendſten Geſchäfte machen. Denn man muß geſehen haben, wie der Strom der Neugierigen oder beſſer derjenigen, deren Antheil durch dieſe wichtigſte Erſcheinung der Zeit aufgeregt war, nach Belgien ſtrömte, um die kurze Fahrt zwiſchen Brüſſel und Mecheln zu verſuchen; man muß ſich aus den Zeitungen erinnern, wie daſſelbe bei der noch kürzeren zu Nürnberg der Fall war: und man wird begreifen, daß zwiſchen Dresden und Leipzig,

wo man eine kleine angenehme Reise auf solche Art machen kann, dieser Zudrang sich noch ungemein steigern wird. Die Meßzeiten überfüllen Leipzig, die Sommermonate Dresden mit Fremden; die Einwohner beider Städte wissen die Wichtigkeit solcher Perioden wohl zu schätzen, und wir wollen einmal die Leipziger und Dresdener Gastgeber, und alle, die diesen Produkte und Erzeugnisse der Arbeit liefern, so wie das ganze große Handel und Industrie treibende Publikum, welches von den Fremden lebt, fragen, wie hoch sie den Zuwachs an Einnahmen in dieser Zeit schätzen. Wir würden nicht erstaunt seyn zu hören, daß dieser kurze Zeitraum dem ganzen übrigen Jahresverkehr gleich gestellt wird. Nun wohl denn, Ihr Dresdener und Leipziger! Eine solche Periode, und eine noch viel glänzendere steht Euch von dem Augenblicke der Vollendung Eurer Bahn an, bevor — und seyd Ihr schnell, so daß sobald keine andere Bahn in der Nähe den Wettkampf mit Euch beginnt und auf Theilung des Preises Anspruch macht, so wird diese Zeit üppiger Fluth, auf- und absteigend nach der Jahreszeit, vielleicht Jahr und Tag, und länger dauern. Ist aber nicht für den Gewinn beider Städte ein solches Jahr der Fülle und des Verkehrs allein die anderthalb Millionen werth? Es müßte doch wahrlich schlimm stehen, wenn ein so gesteigertes Lebenstreiben nicht beiden Städten eine durchschnittliche Vermehrung von 2000 Thalern täglich, in den sämmtlichen Bewegungen des Geschäftsumsatzes gewähren sollte! Und mit

dieſer unendlich gering angeſchlagenen Summe wären ja die Auslagen für die Eiſenbahn auf Umwegen ſchon wieder gewonnen, und der direkte Ertrag derſelben obenein geſchenkt.

Wie ein in Zahlen erſtarrter Kaufmann habe ich bis jetzt nur von dem Gewinn geſprochen, der ſich berechnen läßt. Den größeren, unberechenbaren, an Zeit für ausgedehntere Geſchäftsbetriebe; an erleichterter Beweglichkeit überhaupt, an Schnelligkeit der Nachrichten, Sendungen, Mittheilungen; an den ſo viel leichter gewordenen, tauſendfachen Beziehungen des Menſchen zum Menſchen, in der Familie, der Freundſchaft, Liebe, Geſelligkeit, am Zuwachs der Lebensfreuden überhaupt — dieſen ſo unberechenbaren als unſchätzbaren Hochgewinn habe ich darin noch gar nicht in Anſchlag gebracht.

Ich ſagte zu Anfang, man müſſe ſeine Berechnungen für die Umgeſtaltung der Verhältniſſe ſo anlegen, als ob Dresden mit ſeinen reizenden Landſchaften und Kunſtſälen bis zur Nähe von drei Meilen an Leipzig herangerückt ſey, ohne etwas von den bedeutenden Zwiſchenpunkten aufzugeben. Doch dieſe Annahme iſt falſch, dient nur zur Annäherung an die Wahrheit der Schätzungen; denn die Beziehungen, die durch die Eiſenbahn entſtehen, ſind noch viel enger und behaglicher, als zwiſchen zwei nach Verhältniß einander ſo nahe liegenden Orten. Erſtlich entgeht uns wirklich von dem größeren

Raume nichts; Wald, Strom, Feld, behalten ihre Rechte, ihre Reize. Zweitens ist die Verbindung zwischen zwei, drei Meilen von einander entfernten Städten ohne Eisenbahn viel beschwerlicher und mühsamer, als bei dreizehn Meilen mit der Eisenbahn. Denn die Landstraße ist staubig, oder kothig, die Wagen stoßen, die Plätze sind nicht immer zu haben, bei allgemeinen Anlässen vermag uns das beschränkte Mittel der Wagen und Pferde nicht fortzuschaffen, und geschieht es, so geschieht es auf die unbehaglichste Weise. Wie anders auf der Eisenbahn! Der Wagen gleicht im Nothfalle einem Hause an Schutz und Bequemlichkeit; kein Rütteln und Stoßen beläſtigt mich; ich kann ein Buch zur Hand nehmen, und so, behaglich lesend, wie in einem Kanapee die Fahrt vollbringen; ich kann Notizen in mein Taschenbuch so bequem schreiben, wie auf der Börse; kein Staub beläſtigt, kein Koth beschmutzt mich; ich habe keine Vorbereitungen zur Reise zu treffen, als z. B. Pferde zu bestellen, einen Platz voraus zu belegen; nur der Einfall darf mir kommen, ich gehe an den Einsteigeplatz, und bin gewiß, pfeilschnell, bequem, wohlfeil zu fahren! —.

Das sind die unzähligen, bald behaglichen, bald wichtigen, bald angenehmen, bald unschätzbaren Vortheile, die eine ganz isolirte Eisenbahnstrecke zwischen zwei angemessenen Punkten gewährt. Man sieht daraus, daß diejenigen, welche die Bahn erbauen und dabei gute Zinsen ihrer Capitalien ziehen, den geringsten Gewinn davon haben. Die Hauptvortheile fallen der Gesammt-

heit zu; kommen ihr in dem Grade zu Gute, daß sie unerläßlich selbst Opfer dafür bringen muß. Wer gäbe nicht, ohne eine Actie zu kaufen, gern ein Capital hin, nur, damit eine Eisenbahn-Verbindung mit einem dazu geeigneten wichtigen Ort von seinem Wohnsitz aus vorhanden sey? und zahlte nicht auch jedesmal gern den kleinen Zoll für die Benutzung derselben? Um die Vortheile des Vorwärtsgehens recht einzusehen, gehe man einmal rückwärts; man schaffe z. B. nur die Chaussee zwischen zwei Städten, wie Dresden und Leipzig ab. Auf der Stelle wären beide isolirt, in die mühseligste Abhängigkeit vom materiellen Grund und Boden gebracht, und gern würde Jeder bedeutende Opfer bringen, um nur den alten guten Zustand hergestellt zu sehen. So sollten daher auch, dies ist unser **ceterum censeo**, die Städte, (so lange es die Staaten nicht thun) die Eisenbahnen ins Leben rufen; die Einwohner sollten sie sich anschaffen, wie ihre Feuerwache, ihre Spaziergänge, ihre Straßenbeleuchtung und andere der Sicherstellung und Bequemlichkeit unsers heutigen Lebenszustandes unentbehrliche Dinge. Unentbehrlich, das ist das rechte Wort! Unentbehrlich wird die Eisenbahn seyn, sobald sie nur einmal da gewesen ist; keine, die fertig geworden ist, wird wieder eingehen. Darum nannten wir sie in der Ueberschrift eine Nothwendigkeit! Und wir hoffen, sie werde, gleich den jetzigen Posten, eine einträgliche Nothwendigkeit werden, und die

ersten Unternehmer, die auf den vollsten Dank der Mitwelt Ansprüche haben, auch unmittelbar belohnen.

So weit in diesem ersten Abschnitte, wo ich die Eisenbahnen nur gegen diejenigen, die ihnen aus Unkunde und Mangel an Beurtheilungskraft entgegen sind, vertheidigen wollte, und mich folglich auch nur an solche Resultate hielt, die uns binnen Jahresfrist vielleicht schon verwirklicht vor Augen liegen.

Im zweiten Abschnitt, den das nächste Heft (doch schwerlich vor dem September) mittheilt, will ich erstlich über einige unvermeidliche Totalveränderungen unsers äußern gesellschaftlichen Zustandes, die durch Ausführung der Eisenbahnen im größeren Maaßstabe erzeugt werden müssen, sprechen: alsdann aber von den wichtigsten Folgen derselben, den durchgreifenden Umgestaltungen unsers ganzen Staatenlebens, und den unermeßlichen Umwälzungen im Gebiete des Geistes, reden, die unabweisbar, mit Sturmesfittigen in ihrem Gefolge hervorbrausen. Denn die Räder, die auf den Eisenschienen rollen, sind die Schicksalsräder unsers Jahrhunderts.

Der Wollmarkt und das Wettrennen in Athen.

„Wer zuletzt lacht, lacht am besten!“ Mit diesem Gefühl, mein guter Phrynichus, setze ich mich jetzt an den Schreibtisch, theils um Dir noch aus lebhaftestem Andenken den athenienſiſchen Wollmarkt, die Wettrennen, und was ſich ſonſt dabei ereignete, brieflich zu ſchildern, theils um Dir Auszüge aus meinem Tagebuch zu machen, das ich immer gleich auf friſcher That ſchrieb.

Es iſt ein drolliges Ding um den Wollmarkt und ſeine Beſucher in Athen, beſonders für mich, in dem ſich die Athenienſer ſo gewaltig verrechnen. Denn ſie ahnen nicht, daß in meinem Schaaf-Wollpelz ein ſolcher Fuchs ſteckt, der alle ihre Schliche kennt, der nicht im Kuhſtall geboren, in der Scheune gewiegt, im Schaafſtall geſaugt, auf der Weide groß gefüttert iſt, wie ſie, und mit Recht, bei den meiſten vorausſetzen. Allein ich that völlig, als ſtehe es ſo mit mir. Du hätteſt mich nur ſehn ſollen in meinen großen Wichsſtiefeln mit Spornen, meinem Oberrock couleur de bouze, gemsledernen Handſchuhen, einer Cravatte wie meine Gartenmauer, und Vatermörder ſo hoch, ſpitz und weiß, wie das Schreck-

horn, — dabei ein Schritt wie Herkules, eine Stimme wie Kaliban, volle rothe Backen, den Schnurrbart à la Blücher — Phryniche! Geschworen hätteſt Du, wie jeder Athenienſer hier that: „Das iſt ein böotiſches Amtmannsgerüſt, wie jemals eines zum Dorfhecken hinausgeritten iſt!“ — Der Teufel hätte in mir den Studiosus philosophiae geſucht, der noch vor drei Jahren in Heidelberg disputirte, und mit Hegel und Schelling umging, wie jetzt mit Stroh und Heu — aber ohne den Vergleich anwenden zu wollen. —

Genug, ich war der Mann, der wie die Unſchuld ſelbſt ausſah, und doch hinter ſeiner Wollzüchter-Larve die Augen hell aufmachte, um das zu ſehen, was man ihm verbergen wollte, der geduldig hinter ſich her lachen ließ, um ſeinen Brief ſo anfangen zu können, wie er ihn wirklich anfing: „wer zuletzt lacht, lacht am beſten.“ Denn ich habe meine Wolle ſehr gut verkauft, und mich vortrefflich unterhalten, wenn auch nicht durch das, womit ich mich zu unterhalten ſchien. Nun ſollſt Du hören.

Der Junius iſt der Sommer-Dezember für Athen, wo ſich im ganzen Verkehr ein ähnliches Treiben erneuert, wie zur Weihnachtszeit. Es treffen dazu verſchiedene Dinge zuſammen. Erſtlich eine große Zahl Durchreiſender, beſonders von Norden und Oſten, die hier Station machen, um dann in die Bäder zu gehn; zweitens: der athenienſiſche Verein für Federnelken- und Kohlrübenzucht und was dazwiſchen liegt, gemeiniglich der Gartenverein genannt; drittens: die olympiſchen Spiele, wo

zwar kein Kampf der Wagen und Gesänge statt findet, sondern nur einer der Stuten, Hengste und Wallache; endlich der Woll-Jahrmarkt selber. Treiben so viele Strömungen von allen Seiten zugleich die Fluth heran, so muß sie wohl etwas hoch aufschwellen, und ich versichere Dir, Athen füllt sich ansehnlich in dieser Zeit mit Badenarren, Wettrennernarren, Wollnarren, Blumennarren und verschiedenen andren der unschuldigsten Gattungen. Rechne Du mich zu welcher Du willst, denn zu irgend einer werde ich wohl gehören, wenn nicht gar zu allen zugleich.

Ich hatte beschlossen, mich durch nichts von einem auf gutem Ackerlande aufgewachsenen Oekonomen zu unterscheiden; meine Lastwagen mit Wollsäcken waren daher schon einpassirt und von meinem Verwalter an Ort und Stelle abgeladen, als ich selber in der geflickten Staats-Halbkutsche, womit ich auf dem Lande zu Balle fahre, höchst stattlich in Athen durch die Basileus-Straße einfuhr, und im Gasthofe zum Kronprinzen, wo mein Quartier bestellt war, abstieg. Mein Jakob auf dem Bock spielte gleichfalls eine stattliche Rolle in seinem Livree-Ueberrock, den er mit seiner mageren Figur so wenig ausfüllte, daß ihn schon auf dem Alexandros-Platz ein scharfer Pfeil attischen Witzes traf oder eine Prise attischen Salzes gereicht wurde. Ein athenienſischer Straßenjunge rief ihm nämlich zu: guter Freund, Du hast einen verflucht verdächtigen Rock an, mir däucht, Du willst einen Wollsack stibizzen, und unter Deine

Uniform knöpfen, denn danach ist der Zuschnitt gemacht. Jakob erwiederte den Stich, durch einen Hieb, — mit der Peitsche, und seine Antwort war wenigstens eben so treffend als der Angriffpfeil. Daß jetzt eine Batterie schweren Schimpfwort-Geschützes aufgefahren wurde, wovon ich nur die Vierundzwanzigpfünder Ochse, Schaafkopf, Wollümmel, aber nicht die schwereren fünfzigpfündigen Bomben namhaft mache, die nachrasselten, versteht sich von selbst. — Wir langten ohne weiteres Unglück, ausgenommen, daß Jakob im Straßengedränge beinah einen Apfelkram umgefahren hätte, im Kronprinzen an.

Ich wollte, ich wäre der Mann dazu, Dir die unverschämte Gleichgültigkeit eines athenienſischen Kellners zu schildern, wenn eine unansehnliche Halbkutsche vom Lande vor dem überfüllten Gasthofe hält. Mit Gemüthsruhe sah er den Wagen halten und mich aussteigen, um mir, als ich schon in die Hausthür trat, ganz beiläufig zu sagen: „Es ist alles besetzt mein Herr.“ „Ich hoffe nicht das Zimmer, welches ich bestellt habe“, erwiederte ich noch kaltblütiger, und befahl ihm, mich nach No. 13. zu führen. Erst jetzt wurde er höflich, da ich nun ein Gast war, an dem er etwas verdienen konnte. Zuvor hatte er es der Mühe nicht werth gehalten, mir das Aussteigen zu ersparen. Als ich auf meiner Stube angekommen war, legte ich mich in's Fenster, und machte nun selbst den Beobachter und Spötter. Ich gestehe Dir, ich kann es den Athenien-

sern nicht verdenken, daß sie unsere seltsamen Figuren belachen; denn es ist ordentlich als ob eine Menge zu Haus ganz vernünftiger Männer und Landwirthe alles herausgesucht hätten, was sie an Thorheit und Abgeschmacktheit besitzen, um es auf dem Wollmarkt feil zu bieten. Ich will nicht von den abentheuerlichen Fuhrwerken, wo die stattlichsten, derbsten Rosse die altergebrechlichsten Kutschkasten nach sich ziehen, wie z. B. meinen eigenen; nicht von den Fastnachtslivreen der Kutscher, die wie die meines Jakob aussehen; noch von den aufgestutzten Bauerkitteln, die auf Effekt in Athen rechnen, sprechen; ich mache mir nichts daraus im Juni Leute mit der Pelzmütze auf dem Kutschbock sitzen zu sehen; ich spöttle nicht über Schmierstiefeln und brandgelbe Lederhosen; — denn das alles sind gute, ehrliche Attribute des Landlebens, die freilich in der Stadt komisch erscheinen, aber doch selten komischer als die Tracht der Städter und Städterinnen, wenn sie uns auf dem Dorfe besuchen, und ihrer Chaussure wegen z. B. nicht über den Hof gehen können, wenn es drei Minuten geregnet hat. Wohl aber mußte ich innerlich lachen und spotten über die Prätensionen mit denen Herren und Frauen, die innerhalb der Kutschkasten saßen und, Jedes auf seine Art, unbeschreiblichen Effekt zu machen hofften in Athen. Ich sah Bekannte genug, die nicht wußten, wie angenehm sie mich durch ihre Thorheit unterhielten. Hans von Plumpendorf saß wie ein türkischer Pascha ganz allein in seinem Wagen, und ließ

einen riesenmäßigen Meerschaumkopf (den er, um nicht 2 Thaler Polizeistrafe zu zahlen, hatte ausgehn lassen müssen) über den Schlag hängen. Sein linkes Bein lag auf dem Rücksitz, er selbst strich sich den Knebelbart, und blickte mit einer Selbstzufriedenheit auf die wogende Menge (die ihn auslachte), als wolle er eben sagen: „ich gestatte Euch, mich zu bewundern."

Als ein Gegenstück dazu kam der alte Amtsrath aus Haberwalde mit der ganzen Familie angefahren. Er selbst sah aus wie die Carrikatur seines Großvaters. Der Zopf aus Friedrich Wilhelms I. Zeiten, der dreieckige Hut aus einer ähnlichen Geschichtsperiode, ein Frack, den sein Großvater zur Hochzeit getragen haben könnte, so abgeschmackt und schäbig war er, dazu das ganze Gesicht nach dem Münzfuße von 1764 — kurz, ein Prachtexemplar. Daneben die Gattin und die beiden Töchter à l'incroyable nach dem letzten Modejournal, wie Pfauen und Truthähne gebrüstet, Frisuren wie der babylonische Thurm, Hüte wie die Entermützen, Halskrausen wie das Glacis einer Festung, und Farben! Farben sage ich Dir, Phrynichus, daß ein Regenbogen schäbig dagegen ausgesehen hätte, so glänzte es von Rauschgelb, couleur de feu, Papagaiengrün, Blitzblau und Aschgrau. Zu meinem Staunen und Schrekken hielt der Wagen auch am Kronprinzen, und die Familie wurde meine Nachbarin, da der Amtsrath ebenfalls Zimmer bestellt hatte, und alljährlich hier logirt. Wiederum ärgert es mich, daß ich kein Hogarth bin, um

den gedachten Kellner mit drei Gesichtern abzumalen, erst, dem unhöflichen, bevor er den Amtsrath erkannte, dann dem grinsend unterwürfigen, mit dem er den Damen aus den Wagen half, und endlich dem satanisch satyrischen, womit er, und viele seines Gleichen, den Pfauen- Straußen- und Truthahndekorationen der Haberwalder Damen nachschaute. Es wurde mir nach gerade langweilig, den absolut müssigen Zuschauer zu machen, und ich beschloß, einen Gang durch die Straßen zu thun. Du magst jetzt lesen oder es bleiben lassen, was ich darüber in mein Wollmarktstagebuch eingetragen habe, allein hier stehe es. — P. S. Wundre dich aber nicht, wenn mein Stil hier ganz abweicht; im Tagebuch schreibe ich wie ich will, und meist ganz verrückt.

Athen, 23. Juni 1836.

In der Basileusstraße war ein lebhaftes Gedränge und Gewühl. Wollzüchter, Pferde, Marktbauern, Ochsen, Juden und Jüdinnen, Hunde und Katzen, Soldaten, Bullenbeißer, Schlächtergesellen, Köchinnen, Hausmädchen, Fräuleins, Gänse, Enten, Puten, (aber todte, die getragen wurden vom neuen Markt her) Rüben, Kohl und Kraut, Obst und Schoten, Stutzer-Laffen - Affengesichter, Möpse, Schooßpinscher, alte Jungfern, — alles trieb sich durch einander fort. In der Coenobienstraße waren, denn dort ist der Hauptmarkt, ungeheure Berge von Wollsäcken aufgethürmt, deren

manche die athenienſiſche Schneelinie erreichten; beſſer wäre es freilich, die Wolle hätte die Schneefarbe erreicht. Ringsum Getümmel, direkte Handels- und Maklergeſchäfte. O weh meine Ohren! Wie bietet dieſer Schuft von Engländer dort auf meine Wolle! Du Hund, biſt ja noch unterm Juden, unterm Griechen, ja unterm Engländer! — Und Peſtilenz — daß doch alle die alten verbrauchten Witze von Wollfeilen, Wollhabenden, Wollüſtigen mich umſchwirren müſſen! Der Athenienſer iſt ein Witz wiederkäuendes Thier. Dies meine Definition. — Herrliche wollzüchtige Geſpräche ſchnappe ich auf. — „Gut verkauft?“ — „Paſſabel!“ — „Wollen wir heut ins Theater?“ „Ja, aber in die Königsſtadt“ „Verſteht ſich, denn ſie geben „„Im erſten Stock und zu ebner Erde““ und im großen Opernhauſe Iphigenia oder wie das langweilige Ding heißt, wo ich neulich beinahe die Maulſperre bekommen hätte, vor Gähnen!“ „Topp, und nachher futtern wir bei Jagor!“ „Verſteht ſich“ „Deliciös!“ — „Und weißt Du ſonſt nichts?“ „O ja — ich habe da eine Bekanntſchaft“ —

Das andre verweht der Wind — — Horch! „Herr Bruder! Wir fahren doch morgen zuſammen ins türkiſche Zelt? Es wird unmenſchlich voll, Alles fährt hinaus!“ — „Himmliſch! Soll ich anſpannen laſſen, oder willſt Du?“ „Nein ich! Unter uns geſagt, ich nehme den Geheimerath Nießwurz mit, der ſoll mir meine Pferde abkaufen. Da muß ich ſelber fahren — wie der

lebendige Satan! Und dann schwöre ich, daß ich nie anders fahre, im tiefsten Sande! Nachher den Champagner nicht geschont, und wir verdienen an jedem Glas ein paar Louisdor!" „Excellent! Und ich will Dir abrathen, zu verkaufen, und dann das Gebot treiben." „Bravo Bruder! Wir verstehn uns! O wir wollen die Kerls, die Athenienser prellen!" *) — Es ist zum rasend werden, von allen Püffen bekommt man mehr blaue Flecke auf dem Leibe, als Wollsäcke auf dem Markte liegen. Ich muß mich nur hier ins Weinhaus retiriren, und eine Zeitung lesen. „Ein Glas Madeira!" „Sogleich, mein Herr!" „Ein Beefsteak!" „Sogleich, mein Herr!" „Die Staatszeitung!" „Wird eben gelesen, mein Herr!" „Dann die Spenersche." „Der Herr dort wird sogleich damit fertig seyn." — Ich stampfe mit dem Fuß. „Zum Henker denn mit der Vossischen her." „Bitte um Entschuldigung, darauf warten schon drei Herren." „Nun denn die Hamburger oder die Allgemeine." „Verzeihen Sie, mein Herr, aber diese hal-

*) Die Herren waren selbst die Geprellten, denn der athenienſische Geheimerath verstand es, wie ich nachher erfuhr, noch besser als sie: er kaufte nämlich niemals Pferde, handelte aber immer darauf, und wußte es so einzurichten, daß er alljährlich während der Wettrennen und Wollmarktezeit in Athen täglich mit einem Anderen um ein paar Kutschpferde handelte, wobei es immer so eingerichtet wurde, daß der Kauf bei einer Probespazierfahrt zu Stande kommen sollte. Nachher wurde aber nie etwas daraus.

ten wir nicht; wäre Ihnen indessen vielleicht das Intelligenzblatt oder der Beobachter an der Spree gefällig?" „Nein, nein, um Gotteswillen nicht, sondern so rasch wie möglich mein Beefsteak und meinen Wein." — Ich sitze und harre vergeblich; fünf Minuten, zehn, fünfzehn. Ich klingle mit dem Messer am Glase, aber man hört mich nicht, denn zwanzig andre Gäste klingeln auch, weil sich inzwischen das ganze Zimmer mit Hungrigen und Durstigen gefüllt hat, die alle vergeblich warten! Denn ein Kellner ist dummer und tölpelhafter als der andre, und einer rennt den andern um; alle laufen, schreien, zerreißen sich — keiner aber bringt etwas, sondern jeder klagt den andern an. Endlich bekomme ich den Wein und — ein Milchbrodt; dazu lese ich das Intelligenzblatt. —

Aha! Wollmarkts-Athenienſisch, oder Wollmarktsdeutsch! Ich kenne Euch, Ihr Annoncenfabrikanten — Alles soll aus unserm Geldbeutel gemästet werden! Doch ich will mir einmal den Spaß machen zu übersetzen.

Wollmarkts-Athenienſisch: „Ein gut erhaltenes Mahagony-Fortepiano von einem sehr berühmten Meister und klangvollem Ton ist wegen Versetzung eines Offizianten sehr billig zu verkaufen."

Reines Athenienſisch: „Ein klapperndes Mah. Fortepiano von einem Pfuscher ist, um einen Wollbarbaren zu barbiren, zu verkaufen."

Wollmarkts-Athen.: „Ein gesundes engliſches Reitpferd, sechs Jahr alt, ist billig zu verkaufen."

Reines Athenienſiſch: „Ein dummer, ſpatlahmer, altersſchwacher Gaul ſteht bereit, einen noch dümmern Eſel anzuführen.“

Wollmarkts-Athenienſiſch: „Roßhaartuch zu Meublesbezügen, und geſottene Pferdshaare ohne Beimiſchung, ſind in wundervoller Qualität höchſt billig zu haben.“

Reines Athenienſiſch: „Wer ſeinen Steiß auf Mottenpulver ſetzen will, dem verhelfe ich für ſchweres Geld dazu.“

Wollmarkts-Athenienſiſch: „Meine neuerfundenen Sommerſtiefeln für Herren von 2½ bis 3 Thalern, welche ſich ſo ſchnell vergriffen, ſind wieder vorräthig.“

Reines Athenienſiſch: „Meine, dünner als ſie jemand ſonſt macht, angefertigten Sommerſtiefeln für Herren von 2 — 300000 Thlrn., die ſich ſo ſchnell zerriſſen, ſind wieder vorräthig.“ (Aber die Herren von 2 — 300000 Thlrn. ſind vergriffen, und ach, nur allzuſchnell.)

Wollmarkts-Athenienſiſch: „Eine auf Glauben zu empfehlende Chaiſe“ ꝛc.

Reines Athenienſiſch: „Wer, ehe er ans Thor kommt, eine Achſe brechen will“ ꝛc.

Wollmarkts-Athenienſiſch: „Die feinſten, dauerhafteſten Tuche, und billiger als irgendwo ſonſt, empfiehlt“ —

Reines Athenienſiſch: „Einen Narren, der

funfzig Procent über den Preis anderer Handlungen zahlen, und miserable, abfärbende, verschleißende Tuche kaufen will, bin ich bereit, nach Kräften anzuführen."

Wollmarkts-Athenienſisch: „Meine Frühjahrsſendungen ausgezeichneter, reiner Bordeaurweine ſind angekommen," —

Reines Deutſch: „— aus Grüneberg und Naumburg, und kann ſich jeder binnen drei Wochen den Magenkrebs daran trinken." —

Doch, zum Teufel, ich glaube, mein Madeira hier bringt mich in drei Minuten ſo weit. Das Beefſteak kommt nicht, alſo — ich gehe. — — —

* * *

Im Theater kein Platz zu haben für Rochus Pumpernikel, Pachter Feldkümmel, ein Stündchen vorm Potsdamer Thor, die Reiſe auf gemeinſchaftliche Koſten, Eckenſteher Nante, Robert der Teufel, die Stumme von Portici, Cortez mit Pferden, ꝛc. — Vergebliche Hoffnung auf Göthe, Shakſpeare, Schiller, Beethoven, Mozart. — Dies iſt Wollmarktskunſt hier. —

Im Muſeum, auf der Bibliothek, im zoologiſchen Cabinet, — alles öde und leer, — im Circus, im Elyſium, bei allen Traiteurs, in allen Weinſtuben, Kaffeehäuſern ꝛc. Gedränge — das iſt Wollmarktstreiben.

Ich mache mein Tagebuch zu.

* * *

Theuerſter Phrynichus! — Doch verzeihe, ehe ich weiter an Dich ſchreibe, muß mein Sklav, (denn in Athen hat man Sklaven) mir drei Zoll hohen vaterländiſchen Staub von Rock und Fell kehren. Denn ich komme ſo eben vom Wettrennen zurück, und zwar vom dritten Rennen, wo es mir viel ſchlechter behagte, als auf den beiden erſten, weil bei dieſen nicht ein ſo höllenmäßiger Staub aufgewirbelt wurde. Die Wettrennen Athens ſind zu bekannt, um ſie erſt ausführlich ſchildern zu müſſen. Doch ſage ich Dir, da Du nie hier wareſt, nur ſo viel. Auf dem gleich hinterm Hymettus oder Kreuzberg (vergleiche Zumpts Beſchreibung Athens) abgeſteckten viereckigen Raume von einer halben Meile im Umfange, (ich weiß nicht mehr, wie viel Stadien das beträgt) — iſt die Zuſchauertribune erbaut. Ein Amphitheater von ſechs oder acht Bänken übereinander, in der Mitte der Sitz für den König, — an beiden Seiten für Tauſende des Volkes. Aber Myriaden (alſo Zehntauſende, wie David ſie ſchlug) ſtrömten hinaus, die nicht auf den Bänken ſitzen, ſondern auf ihren Beinen ſtehen Das Feld ſieht ſo bunt und bewegt aus, wie ein vom Winde gewiegter Blumenteppich. Aber es kommen auch Diſteln und Dornen vor. Kerle, die nach Schnaps riechen, daß man ſie vom Diſtancepfahl bis ans Ziel wittern könnte, Weiber mit Organen wie das Feuerkalb zu Breslau auf dem Eliſabeththurm, athenienſiſche Straßenjungen, die aufs Haar der Berliner Species gleichen, und bei denen man es zu einer ſtehenden Wette

machen kann, ob ſie mehr Löcher oder mehr Flicken in den Hoſen haben. Dreien Gefahren war ich unaufhörlich ausgeſetzt, übergerannt, übergerittrn, oder übergefahren zu werden, in dem wogenden Wagen-, Pferde- und Menſchentroß, wo alles nach Ordnung ſchrie und keiner ſie hielt.

Vom Staub ſage ich wenig, wenn ich behaupte, daß er dichter war als das Gedränge; er wirbelte kaum 50 Fuß hoch, und bedeckte nachher die Menſchen und Wettrenner kaum einen halben Zoll dick, was gewiß wenig iſt, wenn man bedenkt, daß Schnee mitunter 20 Fuß hoch fällt. —

Herrliche Erquickungs-Orte hatten Dir die Athenienſer hinter den Tribunen angelegt. Man verkaufte daſelbſt um gröbſte Preiſe die feinſten Bordeauxweine nach der obigen Zeitungsanzeige; nämlich eben aus Grüneberg eingetroffen, oder doch in Verwandtſchaftsbündniſſe damit getreten. Ich wunderte mich nicht, wie Viele, daß er ſo theuer war, ſondern daß man ihn ſo wohlfeil abließ, denn nach dem enormen Gedränge zu urtheilen, konnte die Concurrenz der Käufer die Preiſe noch weit höher ſteigern. Es war alſo reine athenienſiſche Beſcheidenheit, daß die Verkäufer ſich mit 3 bis 400 vom Hundert begnügten.

Es wird Dir gleichgültig ſeyn, Phrynichus, zu erfahren, ob der Hengſt Remus des Herrn von Hertefeldt (ein wunderwürdiges Pferd nach aller

Kenner Urtheil) oder die Stute Donna Maria des Herrn Hardt, oder der Wallach Plumper des Lieut. von Heigendorf — lauter athenienſiſche Prachtroſſe — den Sieg davon trug, denn Du nimmſt weder für Masculinum, Femininum, noch Neutrum Parthei, ſo viel aber kann ich Dir ſagen, daß ſelbſt die Beſiegten des Siegs werth waren.

Du weißt, ich bin ein leidlicher Landwirth und Pferdezüchter, Phrynichus; dennoch habe ich mir niemals etwas daraus gemacht, wenn ein Pferd auf einer Bahn ohne Hinderniſſe eine halbe Meile geradeaus lief. Denn dies kommt mir noch viel zu wenig und miſerabel vor, gegen einen Hirſch, Haſen, Windhund, und andere Creaturen, welche ganz anders ſchnell ſind und aushalten; vollends aber gegen die Eiſenbahnen, mit denen man es hoffentlich einſt ſo weit bringen wird, daß man dem Sturmwind vorausfährt und ihn anderwärts anmeldet. Aber auf der Bahn mit Hinderniſſen, und vollends beim Jagdrennen, ſehe ich die Pferde gern, der Reuter wegen, denn Hirſch und Hund machen doch immer noch beſſere Sätze.

Vom Jagdrennen habe ich Dir etwas zu erzählen. Es giebt hier in Athen viele Juden, die ſich nicht blos auf den Pferdehandel (das thaten ſie ſchon ſeit langer Zeit), ſondern auch auf Pferdezucht und Dreſſur legen; manche ſogar mit Glück. Ich hatte mir zum Jagdrennen meinen braunen Hengſt — Du kennſt ihn, Phrynichus

— satteln lassen, nicht um mitzurennen und zu reiten, sondern um bequemer an interessante Punkte zu kommen, und die Sprünge der Reiter mit anzusehn. — Beim Hinausreiten gesellt sich ein athenienſischer Israelitenjüngling zu mir, der auch zusehn wollte. Levi, so hieß er, ritt ein gutes Pferd schlecht, und wie ich merkte, etwas hasenhaft, was aber auch vielen christlichen Athenienſern zu passiren pflegt. Halte es darum für keine Satyre auf Judäa, daß ich Dir hier Levi's Abentheuer erzähle, — und Ihr Athenienſer brüstet Euch deshalb nicht — der Zufall spielte dem Armen kläglich mit, und veranlaßte seinen Abfall, wie Ihr sogleich sehn sollt.

Die Jagdrennen-Linie war so abgesteckt, daß die Reiter gleich zu Anfang einen kleinen Bach — muthmaßlich ein Arm des Ilissus — passiren mußten. Hm, dachte ich, das kann ja dein Brauner auch! „Wir wollen den Anfang mitmachen," sprach ich zu Levi, und er sagte halblaut ja, faßte aber mit der rechten Hand manegenmäßig die Trense, um seinen Renner desto besser — zurückzuhalten. — Die Wettenden brausten davon, ich gab meinem Braunen die Spornen, und jagte nach. In diesem Augenblick höre ich hinter mir einen Ton des Jammers; ich werfe einen Blick zurück, und entdecke Levi, der sich vergeblich zerarbeitet, seine ehrgeizige Stute — Fanny Elsler hieß sie — von diesem Hexen- und Höllentanz abzuhalten. Doch sein Schicksal reißt ihn fort, — Fanny Elsler ist hinter den Reitern

her wie der Wind, sie überholt sogar meinen Braunen fast. Jetzt sehe ich Levi's Profil neben mir; halboffner Mund, herauszappelnde Zunge, Todesblässe, beide Hände krampfhaft um die Zügel geklammert, den Hut schon unter einem schiefen Pisathurm-Winkel seitwärts geschoben, — kurz ein Jammermann. — Da öffnet sich der Abgrund der Panke oder des Ilyssus, oder wie sonst der drei Ellen breite und drei Zoll tiefe Acheron bei Athen heißt. „Wie Levi den anschaut, schreit er laut" — er hätte, glaube ich, lieber den Styx gesehn, — huy! flog mein Brauner herüber, und huy!! Fanny Elsler hinterdrein, und huy!!! Levi's Hut vom Kopf und in den Schlund der Gewässer! Er that einen unwillkührlich ökonomischen Griff danach, denn bekanntlich frißt sich die Oekonomie bei Israeliten seiner Art bis zu den Fingerspitzen durch, — da er aber beim Heben der Arme ein merkliches Heben der Beine verspürte, und die Bande, die ihn an Fanny Elsler fesselten (Herz an Herz ruhten sie zwar grade nicht), bedeutend locker wurden, trug der Trieb der Lebenserhaltung einen merkwürdigen Sieg über den der Huterhaltung davon, und Levi kam glücklich am andern Ufer der Panke an. Aber fast noch früher als seine Fanny, denn er war ihr nicht um, sondern auf den Hals gefallen, und ragte folglich mit seiner Rammsnase noch über ihre echt englische hervor, Levi schlug sie fast um eine Nasenlänge.

Ein Glück, daß Fanny sich jenseit etwas auf die Croupe setzte, wodurch Levi wieder in nähere Beziehungen zu seinem

Sattel kam, an den ihn nur noch sehr ferne Erinnerungen knüpften.

Das war aber erst der erste elende Akt des Elend-Trauerspiels, welches Levi aufführte.

Bei seinem halsbrechenden (Fannys) Sprung war ihm der Sprungriemen, **sous-pied** sagt der Franzos deutlicher, gerissen, und Levi's weiße Sommerhose wurde von dem sträflichen, aber natürlichen Ehrgeiz ergriffen immer höher steigen zu wollen.

Der Weg ging übers freie Feld nach Eleusis oder Schönhausen zu; allein zu Levis Unglück mußten vier sumpfige Graben, wie eben so viel wahre Höllenflüsse hier auf ihn lauern. Wer da weiß, wie ein gerissener Sprungriemen einem Reiter das Gleichgewichtsgefühl raubt, wird Levi's schiefe Stellung zu seiner Fanny begreifen; sein linkes Bein — hier fand der Riß statt — krümmte sich, wie durch Galvanismus zusammengezogen, an Fannys Seite empor. Die Hose schob sich nach Verhältniß wie Levi das Bein hob, mit aufwärts, erst lächerlich bis über den Knöchel, dann, nach dem ersten Angstsatz über den Graben, viel lächerlicher bis über die Wade, beim dritten Graben gar schimpflich lächerlich, bis über's Knie! Mit der Hose stieg Levi's Angst und Unglück; doch am vierten Graben schlug der Blitz erst recht ein. Mein Brauner war im Fluge hinüber; Fanny Elsler

zeigte sich, wie man sich denken kann, eben so leichtfüßig — doch Levi, statt ihrer rühmlichen Ehrbegierde zu Hülfe zu kommen, suchte sie zu zügeln, indem er ihr ein Gewicht von 150 Pfund Knochen und gelbem Leder (sein ganzes Corpus) in die Zügel hing. Dieser Hemmschuh machte, daß Fanny nur mit den Vorderfüßen das jenseitige Ufer erreichte, mit den hinteren aber, sammt dem, was darauf stand und saß, in den Sumpfboden des Grabens einschlug, daß der schwarze Höllenmoor dieses verwünschten Cocytus, hoch auf sprützte. Plötzlich sahen Levi's weiße Beinfutterale wie ein schwarzer Pelz aus, auf den es geschneit hat, obwohl es umgekehrt war, und er Schwarz auf Weiß bekommen hatte. — Ich weiß nicht, war es eine athenienſiſche oder eine hebräiſche Interjection, die Levi jetzt ausſtieß, doch so viel iſt gewiß, ſie klang wahrhaft melancholiſch und noch darüber. Der arme ſchwarzgetiegerte Sonntagsreiter hätte jetzt ſein Pferd darum gegeben, wäre ers nur los geweſen, ohne den Hals vorher zu brechen. Aber die wilde Fanny ſauſte hinter meinem Braunen her, und dermaßen über den Wieſengrund hinweg, daß Levi nicht wußte, ob er grüne See oder grunes Land unter ſich habe. Er hatte, nachdem Hut und Hoſe doch eigentlich zum Teufel waren, wenig mehr zu verlieren, als ſich ſelbſt; ausgenommen die Bügel, die er beim letzten Grabenſprung im Stich ließ, und vergeblich wieder zu fangen ſuchte. Zwar hob er, der alten Regel ſeines Reitlehrers eingedenk, die Zehenſpitzen ſo hoch, daß ſie ſich

wie Angelhaken krümmten, aber zum Unglück zog er auch die Kniee so krumm, als ob er grausame Wadenkrämpfe habe, und angelte daher immer vergeblich. — Hätte Levi gewußt, daß am andern Tage in den athenienſiſchen Zeitungen ſtehen würde, hier ſey der intereſſanteſte Punkt des Rennens, er wäre vielleicht aufmerkſamer darauf geweſen, daß ſämmtliche Reiter und Pferde, vor ihm, die Bajadere, der Paraſol, die Laureſtina, der Picturesque, Pincher und Shalot, ja auch mein Brauner, über den Zaun geſetzt waren, der den Dorfweg einfaßte; ſo aber merkte ers nicht, ſondern ſtarrte angſtvoll nur ins Blaue, Grüne, Schwarze und Graue, — des Himmels, der Wieſe, ſeiner gefärbten Hoſe und ſeiner entſetzenvollen Zukunft. Plötzlich fühlte er ſich hoch in den Lüften, ungefähr wie jener Mann in Eiſenach, der bei der Exploſion des Pulvertransports ſammt ſeinem Sopha und ſeiner Ehehälfte aus dem Zimmer übers Dach und auf die Straße getragen wurde. In der That, ſo fühlte ſich Levi. Leichte Wolken hoben ihn, der ſchwere Panzer ſeiner Kameloparden-Hoſe ward zum Flügelkleide, ſeine Fanny ſchwebte tief unter ihm, und weit unter ihr wiederum, in der tiefſten Vogelperſpektive, entdeckte Levi einen Gartenzaun. Es war derſelbe, über den er eben unbewußt wegflog. Beim Zeus, Fanny Elsler und Levi hätten verdient, Sieger zu ſeyn, ſo leicht war der Sprung, wäre nicht der eine fatale Umſtand eingetreten, daß Levi eine Achtelsſecunde früher

über den Zaun flog als Fanny. Weiß der Teufel, war es der Ehrgeiz oder was sonst, was ihn vorwärts trieb, allein, wie gesagt, er schoß seiner Fanny voran, und erreichte den Boden jenseit des Zaunes früher als sie. Und doch gewann das verwünschte Thier wieder den Vorsprung, denn ehe er's sich versah, war sie über den zweiten Zaun jenseit des Wegs auch hinweg, und stürzte sich gleich den Wettreitern und mir in einen reizenden Park und Blumengarten, wo die wilde Jagd, barbarisch genug, mitten hindurch ging. Hier hielt ich mein Pferd erschrocken an, theils weil ich nicht so indiskret seyn wollte, auf Rosen zu reiten — schon darauf liegen wollen, ist viel verlangt — theils weil ich den so plötzlich von Fanny Elsler Geschiedenen suchte, um zu sehn, ob er ihr, oder sie ihm, ungetreu geworden war. Als mein Brauner stand, stand auch Fanny, und ein sehr höflicher Athenienser, der Parkbesitzer Herr B...., der ganz den Anstand eines der feinsten Husaren außer Diensten hatte, näherte sich der unbesetzten Fanny Elsler und nahm sie sanft am Zügel. „Meine Liebe, sprach er, wir haben zwar unsern Park den Wettreitern geöffnet, aber herrenlose Pferde führen wir sanft hinaus." — O hätte der elegante Husar außer Diensten gewußt, mit wem er sprach, er würde die Gelegenheit, Fanny Elsler am Zügel, wohin er irgend wollte, zu führen, anders benutzt haben, als sie aus seinem Garten zu leiten. Gewiß hätte das dunkelste, kühlste Boskett — doch halt, ich komme vom Wettrennen ab.

Kurz, Phrynichus, wir wurden mit aller Höflichkeit hinausgeworfen, wenigstens gewiesen, und mit Recht. Ich entschuldigte mich damit, daß ich nicht gewußt habe, was hinter dem Zaune für eine Perle von Blumengarten blühe, und gewann dadurch die Freundschaft des Husarenfreundes. Er half mir Levi aufsuchen; der Unglückliche war lebenssatt im Wege liegen geblieben; sein Herz war so zerrissen, wie sein Sprungriemen, sein Muth so tief gefallen wie er selber. Wir empfahlen ihn der Menschenliebe eines athenieſinschen Wagenlenkers, der ihn auf, die holde Fanny neben seinen Wagen aufnahm, und gegen fünf Silbergroschen Fracht beide in Athen auf dem Mühlendamme abzuliefern versprach! Tauschte ich mich nicht, so sah ich ihn heut früh dort munter hinter einen Ladentisch stehen, wo er die Elle ungleich geschickter als gestern den Zügel führte. —

Doch Phrynichus, ich schließe, denn das Hauptsächlichste vom Rennen am dritten Tage, den halbzölligen Staub-Ueberzug habe ich Dir schon mitgetheilt. Es bleibt beim Anfange meines Briefs: Ich lache zuletzt, und daher am besten, und gönne den Athenienſern, die hinter mir und über mich lachten, ihre kurze Freude. Meine Wolle ist so verkauft, daß ich für dieses Jahr wenigstens in der Wolle sitze. Drum schließe ich meinen Brief, und setze mich auf die Schnellpost nach Dresden und Carlsbad, wohin in diesem Jahre alle Athenienſer, die nur durch irgend etwas merken oder

beweiſen, daß ſie einen Unterleib haben, geben. — Lebe wohl, Phrynichus, und ſey überzeugt, daß wenn ich Dir auch nicht alles vom Wollmarkt und Wettrennen ſagte, Du doch das Beſte davon weg haſt.

Vale, fave.

Dein X. . . . . .

Theater.

Auf gelehrte Recensionen, beißende und satanisch satyrische Kritiken, spitze sich in diesem Heft kein Berliner, noch Athener, wiewohl sie künftig wahrlich nicht fehlen sollen. Der Thermometer des Theaters hat aber in diesen letzten Wochen so constant auf und unter Null gestanden, daß man sich unmöglich zu einer Kritik irgend einer Art erwärmen konnte. — Nur einiges Historische kann man beibringen. Dlle. Clara Heinesetter soll uns mit Gewalt gefallen, aber das Publikum ist äußerst widerspenstig gegen diesen Befehl. Es ist wahr, sie hat eine schöne metallreiche Stimme, wenn aber das Theater aus diesem Glockengut jährlich 4000 Thlr. Preuß. Courant reinen Silbers heraus münzen will, und noch 10 Thlr. Ertragebühren für jeden Glockenschlag (philistermaßig ausgedrückt heißt das 4000 Thlr. Gehalt und 10 Thlr. Spielgeld,) so wird der Herr General: — — — Wardein sich verwünscht verrechnet haben. Dem sey nun wie ihm wolle, man versucht alles mögliche, um uns die Sängerinn so einnehmend zu machen, daß sie so einnehmend werde. Zuerst trat sie als Romeo

in den Capuleti auf, erſchien aber in einer Geſtalt, die man eher der Julie als ihrem Geliebten hätte zutrauen können. Als Agathe im Freiſchütz paßte ihre Figur ſchon beſſer zu dem Verhältniß, man konnte doch denken — ja was man denken konnte weiß ich nicht und möchte es nicht verrathen; ſo viel aber iſt gewiß, daß ſie als Elvira im Don Juan der Wahrſcheinlichkeit, die man bei der Rolle annimmt, am nächſten kam. Sie gefiel auch darin am beſten. Doch als Iphigenia entſprach das Aeußere dem, was wir nach Göthe, Euripides, Sophokles und Gluck von den Prieſterinnen Dianens vorausſetzen, am allerwenigſten. Das Entſprechen hielt dem Anſprechen die Waage; ſeine Kritiker der Plaſtik, wie z. B. Rauch, Schadow, Thorwaldſen, David, u. a. m.; die wenn ſie nicht in der Vorſtellung waren, doch darin hätten ſeyn können, wollten wiſſen, die Geſtalt ſey nicht antik. Mir kam ſie eher zu antik vor, beſonders das Profil ächt römiſch; die Naſe zumal. Ein Frei-Corps von 30 Claqueurs machte den nöthigen Lärmen von der Sache und Klapperte zum Handwerk, da die Kunſt nicht ins Spiel kam. Doch genug. Glucks Opern, heißt es jetzt, werden neu aufleben; damit ſoll eine Parthei gewonnen werden, zu der ich ſelbſt gehöre. Armide, Alceſte ſind auf dem Tapet, wenn auch noch nicht auf der Scene. Euryanthe ſoll wieder aufs Repertoir, und man will dieſe Oper darauf erhalten. Wunderbar! Unerhört! Aber doch wahr! Damit wird die zweite Parthei,

zu der ich wiederum gehöre, gewonnen; und Dlle. Heinefetter paßt sich herrlich zur Eglantine. So wird also plötzlich unser Repertoir wieder ganz veredelt; Opern, gegen die alle Kräfte der Kabale sich früher richteten, erscheinen wieder darauf, — kurz wir frohlocken! Geduld, Geduld! Es wird nur nach Dlle. Heinefetter zugeschnitten, und wenn es ihr paßt, so paßt sie natürlich auch hinein, und muß engagirt werden, und ein gewisses bogenlanges Memoire, das Jemand eingereicht hat, bekommt Recht. Aber was dann? Je nun, dann sind Gluck und Weber die Lockvögel gewesen, und Agnes von Hohenstaufen, Olympia, Alcidor und einige andre Opern, zu denen man Dlle. Heinefetter braucht, die aber (die Opern) niemand braucht, am wenigsten die Theaterkasse, können uns wieder vorgesetzt werden. Also darum 4000 Thlr. Gehalt und 10 Thlr. Spielgeld? Darum Räuber und Mörder? (Karl Moor!) — Und die Folgen? Dlle. Löwe, die dem ganzen Publikum gefiel, die stets das Haus füllte, soll nur 3000 Thaler Gehalt haben, mithin weniger als eine Sängerinn, die das Haus mit nichts füllt als ihrer Stimme? Dlle. Löwe kommt unter diesen Umständen nicht, denn natürlich mag sie sich nicht hinter eine Künstlerinn gesetzt sehen, der sie so weit voransteht. Fräulein von Faßmann wird aus denselben Ursachen nicht kommen. Alle Eure Wünsche, Athener, sind für nichts geachtet, — Ihr seyd ein herrliches, lammfrommes Publicum! Wenn Ihr aber ein wenig auf Eure Rechte pochtet, Ihr würdet

vielleicht welche bekommen. — Verſteht das, wie Ihr wollt, Ihr Getreuen. — Niemandem aber macht Ihr's bequemer, als einem Recenſenten. Denn da Ihr Euch was die Oper anlangt, ſeit drei, vier Wochen, mit Fanchon, der Schweizerfamilie, und andern intereſſanten Neuigkeiten gutwillig ernähren laßt, ſo kann der Kritiker alle Abende ſpaziren gehen. Tauſend Dank dafür, beſte Freunde. — Was das Schauſpiel anlangt, ſo hat man Euch ein herrliches Werk von Mad. Birch-Pfeiffer gegeben, die Wittwe genannt. Dieſes Drama hat vier Akte, eine Eintheilung, die man nach Cervantes zu der Zeit machte, wo die Kunſt noch auf allen Vieren ging. Ich ſage darüber nur Folgendes: Die Verfaſſerin hat hier verſucht, fein zu ſeyn, und einen höheren Bühnenſchwung zu nehmen; ſie iſt auch glücklich bis dicht unter die Stelle geflogen, wo Müllners Genius im Tempel Thaliens ſeine Hockſtange hatte, und Eier legte oder Neſter baute. Die Wittwe iſt die Wittwe Hugo Derindur's, oder die Ueberſetzung dieſes Masculinum's ins Femininum. Wenn nur das Theater nicht durch ſolche Wittwen auf den Wittwenpenſions-Etat kommt! Indeſſen iſt das königliche Theater diesmal doch noch beſſer weggekommen, als das Königsſtädtiſche, welches ſechs Akte (vier iſt doch ein um $33\frac{1}{2}$ Procent, dem Buchhändler-Rabatt, kleineres Geſchäft) von Mad. Birch-Pfeiffer an ſich gekauft hat. Das Drama heißt, „Die Ritter von Malta!“ Sechs Akte — ſechs Pferde müßten mich hinein ziehen, bevor ichs an einem ſchö-

nen Sommerabende sähe. Endlich ists darum mit meiner Theaterkritik aus, weil es mit der Oper des Königstädter Theaters auch aus ist. Denn einer der Sänger nach dem andern hat seine Abschiedsrolle gesungen; Herr Fischer warf den letzten Angelhaken aus, Herr Holzmiller gab uns die letzten Splitter seiner Töne zu hören, kurz — es ist alles todt und stumm. Wenn nun aber niemand mehr spielt, singt, ins Theater geht, was sollte ich wohl länger darüber schreiben?

Athenienſiſcher Streuſand.

Eine Sängerin von großem Umfang, aber nicht der Stimme, und großer Schönheit, aber nur der Stimme, hatte unter mancherlei Gaben auch eine unangenehme Zugabe, eine ungeheure Naſe. Trotz dem engagirte ſie der Muſikdirektor des Theaters. „Hilf Himmel“ rief der Chef des Inſtituts, als das Unglück geſchehen war, „was fangen wir jetzt mit dieſer Perſon an!“ „Was mit der Perſon,“ antwortete ein jüngerer Beamte, „das wäre noch zu machen. Aber was mit der coloſſalen Naſe? Ich dächte wir gäben ſie dem Muſikdirektor, wenn er nicht auf eine derbere Anſpruch hat, und rathen ihm dabei, ſie fleißig in die Partituren guter Opern zu ſtecken, oder damit nach neuen zu wittern, von denen er alle Spur verloren zu haben ſcheint.“

* * *

„Zum Teufel!“ — „Was denn? Warum ſo zornig?“ — „Soll man ſich nicht ereifern? Ich bezahle

alle Jahre zehn, auch funfzehn Silbergroschen *) für das Sprengen der Chaussee von Athen nach Eleusis, und immer muß ich im Staub fahren!" — „Was hilfts den Himmel anzuklagen!" — „Ich klage gar nicht den Himmel an, sondern den Athenienser F....., der das Sprengen übernommen hat!" — „Da hast Du sehr Unrecht; ist der F..... ein guter Christ, so thut er gewiß am Besten, seine Sache dem Himmel anheim zu stellen. Also halte Dich an diesen!"

* * *

„Ich sollte subscribiren? Für das Sprengen des Thiergartens? In meinem Leben nicht wieder! Es wird ja doch nichts gesprengt!" — „O ja, bester Freund? Etwas wird alle Jahre sehr regelmäßig gesprengt." „Nun was denn?" — „Die Kasse dazu."

* * *

Der Erfinder des Badeschrankes, Herr Schneider in Berlin, und der Anleger der neuen Anlagen im Thiergarten ebendaselbst, streiten sich um den Ruhm, die Staubbäder eingeführt zu haben. Allerdings hat Herr Schneider die Staubbäder auf nassem Wege für Einzelne

*) Der Geier! Du Rothschild!

erfunden, der Anleger der neuen Anlagen aber die auf trockenen Wege für Tausende zugleich. Wir geben also dem letzteren den Vorzug.

* * *

Der Weg von der Residenzstadt eines mächtigen, gütigen und weisen Fürsten in Indien nach seinem Sommerpalaste, wird durch einen Unternehmer (eine Art indischem Generalpächter), stets mit kühlenden Wassern besprengt, um den Staub zu hindern. Das Volk erfreut sich dieser Wohlthat, zu der der Monarch selbst eine ansehnliche Summe beisteuert, und strömt an schönen Sommertagen bei Tausenden zu Fuß, zu Roß, zu Wagen nach dem Sommerpalast und seinem köstlichen Garten. Alle Jahr aber reiset der Herrscher nach den heiligen Quellen des Ganges, um sich mit seinen Gesundheit schenkenden Wassern zu netzen. Alsdann stellt der Generalpächter gewöhnlich die Benetzung des Weges nach dem Lustschlosse ein, und erstickender Staub umwölkt den Pfad. Als das Volk deshalb Klage erhob, sagte ein weiser Bramine: „Ich will den Generalpächter nicht loben! Ihr seht aber jetzt, Kinder, daß ein Volk, dem der Monarch fehlt, immer schlecht fährt."

* * *

Man erinnert sich des Gefechtes von Fontaravia, welches am 11. Julius statt fand. Die Gazette de France sagte darüber: Die 300 Karlisten, die sich so tapfer vertheidigt haben, sind den 300 Spartanern des Leonidas zu vergleichen. Ein Journalist bemerkte dazu: Sehr wahr! Nur waren es nicht 300 Karlisten, sondern 3000; ob sie sehr tapfer waren, blieb unbekannt, da sie nicht sehr tapfer angegriffen wurden; sie fochten nicht für die Freiheit und fielen nicht für die Sache, für die sie fochten; diese Kleinigkeiten ausgenommen, finden wir sie ebenfalls ganz den spartanischen Helden ähnlich.

Genre-
und
Fresco-Skizzen
aus
Berlin und Athen
von
L. Rellstab.

In
Mappen mit fliegenden Blättern.

No. II.

Die Michaelismappe.

Inhalt: Die Eisenbahnen, eine europäische Nothwendigkeit. — Kilian am dritten August. — Strahlauer Fischzug. — Specielle und generelle Kriegserklärung. — Theater-Chronik. — Der Gott und die Polizei. — Streusand.

Leipzig 1836,
bei Karl Franz Köhler.

Die Eisenbahnen, eine europäische Nothwendigkeit.

Zweiter Abschnitt.

Im ersten Abschnitte dieses Aufsatzes hatte ich zu zeigen gesucht, daß die Einwürfe die man gegen die Anlegung von Eisenbahnen überhaupt macht, ganz nichtig sind; ich versuchte ferner darzuthun, daß es, selbst bei vereinzelten Anlagen, nicht darauf ankomme, von denselben durch den Personen- und Waarentransport unmittelbaren Ertrag zu ziehen, sondern daß die mittelbaren Vortheile eines bis ins Wunderbare belebten Verkehrs, und erhöhter Lebensbehaglichkeit, selbst bedeutende Opfer reichlich aufwiegen müßten, und dieß noch in einem viel größerem Maaße der Fall seyn werde, wenn die Anlagen sich über ausgedehnte Räume erstrecken; ich hatte endlich an einem Beispiele, an der Eisenbahn zwischen Leipzig und Dresden, diejenigen Vortheile näher anzudeuten versucht, die eine solche einzelne Anlage für die dadurch verbundenen Punkte erzeugen müsse. — Im Eingang meines Aufsatzes berührte ich nur in

ganz allgemeinen Zügen, welche Umgestaltung Europa durch ein sich eben so über sein ganzes Gebiet erstreckendes Eisenbahnennetz erfahren würde, wie es jetzt durch Chausseen verknüpft ist. Diesen letztern verdankt es zum großen Theil die, bis zur Unkenntlichkeit gehende, Veredlung aller geselligen Cultur- und Lebensverhältnisse, welche gegen den Zustand derselben etwa im Beginn des vorigen Jahrhunderts, eingetreten ist.

Nennen wir diesen Fortschritt unberechenbar, so wird der durch die Eisenbahnen noch unermeßlicher seyn, weil diese nicht nur die Schnelligkeit und Bequemlichkeit der Verbindungen, sondern auch die Kraft, zur Ueberwindung der fortzuschaffenden Lasten so ungemein erhöhen, während sie die Kosten in eben dem Maaße vermindern.

Ich will jetzt einige nähere, aber doch nur aphoristische Betrachtungen darüber anstellen, wie sich der Verkehr Hinsichts der Waaren, Produkte, Menschen u. s. w. durch die Eisenbahnen umgestalten muß, wenn man annimmt, daß dieselben ungefähr so zahlreich geworden sind, wie jetzt die Chausseen.

Was die Waaren anlangt, so ist meine Meinung die, daß in dieser Hinsicht die Eisenbahnen uns die geringsten Vortheile und Veränderungen darbieten werden. Zwar werden unstreitig die Ermäßigung der Frachtsätze, der durch die schnelleren und entfernteren Communicationen ungleich weiter ausgedehnte Markt, endlich die größere Basis der Concurrenzen die sich erzeugen muß, wenn die Fabricanten des Binnenlandes

leicht mit denen der Seestädte Preis halten, wenn der Petersburger und der Pariser, ohne daß einer vor dem andern eine sonderliche Bevorzugung hätte, sich z. B. beide auf den Märkten Deutschlands mit einander messen können. — Zwar werden unstreitig alle diese Umstände eine große Belebung und Aufregung der Betriebsamkeit veranlassen, indessen können doch die Folgen hierbei nicht in hohem Grade auffallend seyn, weil die Schnelligkeit und größere Fortschaffungskraft der Eisenbahnen dabei nur in ganz einzelnen Fällen wichtig werden würde. Nur ihre größere Wohlfeilheit käme in Betracht. Denn Fabrikate, ja auch die meisten künstlich bearbeiteten Produkte sind von der Art, daß man sich leicht mit Vorräthen versehen kann und folglich bei zeitiger Erneuerung derselben gar keine Stockung vorkommt.

Anders aber verhält sich dies mit Naturprodukten; vorzüglich solchen, die sich nur eine kurze Zeit brauchbar erhalten oder bei welchen der Werth mit den Kosten des Transports in einem zu großen Mißverhältniß stehen würde. Hier treten uns als die wichtigsten Gegenstände zuerst Vieh nebst allem was aus dem Thierreich zur unmittelbaren Consumtion dient, (als Milch, Butter, Wild, Fisch, Geflügel ꝛc.) ferner Korn, Früchte und Holz als die wichtigsten Objecte entgegen.

Auf die großen Vortheile, welche der Transport des Viehs durch Eisenbahnen gewähren muß, ist schon von vielen Seiten hingedeutet worden. Nicht nur die Liverpool-Manchester Eisenbahn hat einen ungeheuern Käsig

für Schlachtvieh sogleich zum stehenden Artikel ihrer Lasttransportirung gemacht, sondern wir finden auch schon in dem an trefflichem Rindvieh so reichen Ungarn und Galizien zwar nicht Eisenbahnen, aber doch verschiedne andere Versuche, das Schlachtvieh auf andere Art als auf seinen eignen Füßen zu transportiren, weil dieß die nachtheiligste von allen ist. Denn namentlich das Rindvieh ist vermöge seiner Schwerfälligkeit bekanntlich nicht zu dauernder, vollends rascher Beweglichkeit geeignet. Man sieht es auf den fetten Weiden meist ruhen; die Heerden lagern sich den größeren Theil des Tages hindurch; in der übrigen Zeit ist die Bewegung ganz unangestrengt, ein langsames nur von Zeit zu Zeit durch einzelne Schritte bewirktes Fortrücken, zum nachbarlichen, frischen Rasenflecken, wenn die nächst erreichbare Weide weggezehrt ist. Muß man nun Thiere dieser Art, die gewisse Strecken Europas in Ueberfluß erzeugen und nähren zur Consumtion nach andern hinschaffen, so sind weite Räume zu durchmessen, und das Vieh muß in Heerden bis an den Markt getrieben werden. Der ungarische, der podolische Stier, der in Deutschland zur Schlachtbank geführt werden soll, hat eine lange Reise dahin zu machen. So vorsichtig man ihn treibe, so klein man die Tagemärsche einrichte, dennoch wird das Thier dadurch sehr angegriffen und verliert den besten Theil seines Werthes, weil es nicht nur durch die Anstrengung, sandige Wegstrecken zu durchmessen, sondern auch durch die, je länger die Reise, um so länger dauernde Ent-

behrung der nährenden Weide an die es gewöhnt ist, durch die es seine überwiegend trefflichen Eigenschaften erhält, abmagert. Rinderheerden, die z. B. nur von Warschau nach Berlin getrieben werden, haben einen Weg zurückzulegen, auf welchem sie einen Monat und länger zubringen. Demnach tritt lange Entbehrung der trefflichen Weide ein, der Marsch greift die Thiere an, so daß sie abgetrieben auf den Markt kommen; fällt übles Wetter ein, werden die Straßen kothig, so erschwert sich nicht nur der Marsch, sondern es erzeugen sich Krankheiten, durch die manches Stück ganz verloren geht*); die Kosten des Transports, der Ernährung unterwegs sind sehr bedeutend; große Mühen und Sorgen endlich reißen nicht ab. Rechnet man alles dieß zusammen, und bringt es in Anschlag, um wie Vieles entwerthet jedes einzelne Thier zuletzt auf dem Markte anlangt, so ergiebt sich ein Verlust, der für den Consumenten den Preis eines nothwendigen Nahrungsmittels ungemein erhöht. Wie aber, wenn von Warschau bis Berlin eine Eisenbahn gelegt ist? In zwölf, sechszehn Stunden höchstens muß die Fahrt zurückgelegt seyn, und der Transport darf auf den Centner nach dem Verhältniß der Ei-

*) Man denke z. B. an die ungeheuern Verluste, welche die französische Armee an mitgeführtem Schlachtvieh auf dem Hinmarsch nach Rußland erlitt, wo zwei Drittheile der Rinder fielen, weil der Marsch in der Hitze auf sandigen Straßen, ohne die kühlende Weidenahrung, epidemische Krankheit erzeugt hatte.

se ibahnfracht zur Fuhrmannsfracht nicht über einen Thaler betragen, sie muß noch bedeutend geringer seyn. Demnach würde das Pfund Rindfleisch auf dem Markte zu Berlin nur drei Pfennige theurer zu stehn kommen als auf dem zu Warschau. — Wenn wir nun vollends lesen, daß in den üppigen Grastriften Bessarabiens der Stier oft nur erschlagen wird, um seine Haut, seine Hörner zu benutzen, während man das Fleisch, dort im Ueberfluß vorhanden, und ohne Möglichkeit es an andere Orte zu schaffen, als werthlos am Knochen verwesen, es den Hunden und Vögeln des Himmels zur Speise überläßt: dann gehn die Berechnungen gegenseitiger Vortheile, die sich zwischen solchen, von Ueberfülle der Produktion strotzenden Ländern und unseren, an Ueberfülle verzehrender Bevölkerung leidenden, erzeugen müssen, ins Unendliche.

Wenn es also durch die staunenswürdige Erfindung oder Entdeckung, den flüchtigen Dampf zum gigantischen Lastthier an Kraft und Schnelle umzuschaffen, gelungen ist, das „schwerhinwandelnde Hornvieh", wie es Vater Homer nennt, flüchtiger zu machen als das Reh, als die Gazelle der Wüste, so mag es Jedem überlassen bleiben sich diese Umgestaltung weiter für andere nutzbare Thiere, die in weniger bewohnten Steppen, Wäldern, Grasebenen, Getreideländern, Strömen, Seen, Meeren kaum einen Nennwerth haben, auszumalen.

Nur eines thierischen Produkts wollen wir noch gedenken, weil die größere Nutzbarkeit sich sogleich selbst

bei ganz geringen Eisenbahnstrecken ergiebt, — es ist die Milch*). Große Städte consumiren bekanntlich so viel Milch, daß ihrem Bedarf (London, Paris, Berlin, Amsterdam sind schlagende Beweise davon,) darin nur höchst unvollkommen genügt werden kann. Ein elendes, um die Hälfte verwässertes, zugleich oft verdorbenes, dumpfiges Getränk wird den Bewohnern statt der reinen, nährenden, gesunden Milch dargeboten, weshalb diese sich auch von dem Genuß derselben oft ganz entwöhnen, was namentlich gewiß für die Jugend sehr nachtheilig ist. Andrerseits bereitet der Landwirth nur nothgedrungen Butter und Käse aus der Milch, die er im ursprünglichen Zustand mit viel geringerer Mühe ungleich vortheilhafter nutzt. Wer nicht in wenigen Stunden mit seinem Milchprodukt den Markt der ihm Absatz sichern kann erreicht, muß daher die künstliche Veredlung dieses Naturerzeugnisses vornehmen. Eine Eisenbahn (wir wollen die von Leipzig nach Dresden wieder zum Beispiel nehmen,) dehnt diesen Raum in unglaublicher Weise aus. Alle Landgehöfte, die in der Entfernung von zwei Stunden (und weiter)

*) Ich weiß, dieß ist wiederum gegen andere Produkte und Vortheile gehalten, ein sehr untergeordneter Gegenstand; allein ich halte es bisweilen für gut, zu zeigen, wie bemerkbar sich der Einfluß dieser neuen Kunststraßen gerade auch zum Vortheil derjenigen Stände machen wird, die theils aus Beschränktheit des Ueberblicks überhaupt, theils aus Furcht zu verlieren und zu leiden, sich als Gegner dieser Erfindung zeigen.

von der Linie die Dresden und Leipzig verbindet, liegen, könnten beide Städte, von denen sie sechs, acht, zehn Meilen entfernt sind, zum Markt ihres Produktes machen; und dehnen sich Eisenbahnlinien erst weit und nach mehreren Richtungen aus, so multiplicirt sich der auf solche Weise zu benutzende Raum noch ungleich mehr. Wir dürfen dreist annehmen, daß eine große Stadt, von welcher sechs Eisenbahnlinien nach verschiednen Richtungen (wie jetzt Chausseen) ausgingen, die sich zwanzig Meilen weit erstreckten, mithin an ihren Endpunkten zwanzig Meilen von einander entfernt wären, einem Drittheil dieser ganzen Kreisfläche (deren Radius 20 Meilen betrüge, und die folglich über 1200 Quadratmeilen umfaßte,) zum Markt für dieses Produkt dienen könnte. Dies gäbe also einen Raum von 400 Quadratmeilen, der sein unmittelbar gewonnenes Produkt einem Centralmarkt zuführen könnte, während jetzt höchstens ein Raum von 36 — 40 Quadratmeilen bei größerer Mühe und Kosten diesen Vortheil zu nutzen im Stande ist.

Wir gehen zu einem andern der oben genannten Produkte dem Getreide über. Gegenden, welche dieses wichtigste Ernährungsmittel erzeugen, sind ohne schiffbare Ströme nicht im Stande einen Handelsartikel daraus zu machen, daher haben bis jetzt auch nur überseeische Orte die Absatzpunkte für die reichen Weizen- und Korngegenden des mittleren und östlichen Europas werden können; andere Strecken dieses Welttheils, die reich

an Waldung, Triften und Viehzucht, aber arm an Getreide, und im Binnenlande gelegen sind (in Deutschland z. B. der Harz, Thüringerwald, Fichtelgebirge, Erzgebirge, Böhmerwald u. s. w.) konnten von dem reichen Seegen ihrer Nachbarländer gar keinen oder doch nur geringen Nutzen ziehen. Wichtiger und nothwendiger als irgend sonst erscheint es daher Communicationen, welche die schiffbaren Ströme ersetzen, und mehr als ersetzen, zwischen den reichen Getreideländern Europas und dessen an diesem Produkt unfruchtbaren Gegenden zu besitzen. Was die Eisenbahnen in dieser Beziehung für Dienste leisten müssen, ist mit einem Blick zu übersehen. Denn nicht nur, daß sie ungeheure Lasten fördern können, sondern sie können sie auch unglaublich schnell von einem Orte zum andern schaffen. Bei einem Eisenbahn-System, welches nur so ausgedehnt ist, wie das jetzige Chaussee-System ist eine Hungersnoth in Europa fast undenkbar, es müßte denn ein Mißwachs von solcher Allgemeinheit stattfinden, daß überhaupt für die Bevölkerung nicht genug erzeugt worden sei. Dies gehört aber vielleicht zu den unerlebten Seltenheiten: denn die Erfahrung lehret, daß ein Mißrathen so allgemeiner Produkte fast immer nur strichweise stattfindet. Als ein Beispiel erinnern wir nur an die Hungersnoth am Rhein im Jahre 1817. Damals wurden, um die preußischen Rheinprovinzen mit Getreide zu unterstützen große Aufkäufe in Preußen nnd Pommern gemacht und mehrere Schiffe befrachtet um dieses Produkt den nothleiden-

den Ländern zuzuführen. Die Schiffe verspäteten sich, (die Ursache ist gleichgültig; man gab sie verschieden an und wollte bald üblen Willen der Lieferanten, bald Wind und Wetter verschieben) und dadurch stieg die Noth aufs Höchste. Hätte man damals Eisenbahnen gehabt, so würde der Mangel gar nicht fühlbar geworden seyn, weil sich die Hülfe in wenigen Tagen hätte herbeischaffen lassen und große Zufuhren ununterbrochen statt finden konnten. Sind Berlin und Frankfurt am Main durch eine Eisenbahn verbunden, so braucht eine Stadt der andern in Zeiten der Noth nicht einmal Getreide oder Mehl zu senden, sondern die Schnelligkeit ist so ungeheuer, die Kraft der Fortschaffung so groß, daß man am Abendtisch in Frankfurt das am Morgen in Berlin frischgebackene Brod genießen kann; und nicht nur einzelne Reiche, sondern alle Bewohner könnten im Nothfall bequem damit versorgt werden. Wie die landwirthschaftlichen Produkte da wo sie zu wenig gelten, und der Ackerbauer dabei fast verkümmert, durch eine so ungeheure Ausdehnung des Marktes im Werthe steigen: und wie sie andrerseits da, wo die Masse der Consumenten sie jetzt vertheuert, so daß der Arme den Brodpreis kaum erschwingen kann, bedeutend fallen müssen; das bedarf nach dem Angeführten wohl keiner weitern Ausführung.

Es bleibt uns noch übrig von Früchten und Holz zu sprechen. Was die erstern anlangt, so habe ich im ersten Abschnitte dieses Aufsatzes an einem geringfügigen Beispiel (dem Kirschenverkauf des Dorfes Handschuchsheim)

gezeigt, wie bedeutend der Verkehr in dieser Beziehung werden kann. Dort sprach ich aber nur von Früchten, die zum feineren Lebensgenuß gehören, und wenn es auch künftighin den von der Sonne weniger begünstigten Ländern Europas sehr behaglich seyn mag, durch die Zauberkraft der Eisenbahnen in eine nähere Nachbarschaft, mit den milden Himmelsstrichen unseres Welttheils zu kommen und seiner Gaben ungleich leichter theilhaftig zu werden, so will ich doch auf diese bloße Erweiterung der Annehmlichkeiten des Lebenszustandes kein sonderliches Gewicht legen und den Eisenbahnen nicht deshalb das Wort reden, damit der Mittelmann in Petersburg oder Stockholm täglich Apfelsinen, Pfirsich oder Weintrauben auf seinen Tisch setzen könne. Allein der Begriff Früchte muß weiter ausgedehnt werden, und soll sich nicht allein auf die feineren Obstarten beschränken; sondern er umfaßt alle Erzeugnisse des Garten- und sorgfältigen Feldbaues, auch selbst die Produkte anderer Erdtheile, die jetzt zwar in unsern Häfen Absatz finden, dann aber aus Mangel an Transportmittel die im Verhältniß zum Preise stünden, nicht weiter in das Binnenland eindringen. Man darf nur wenige Meilen von den großen Hauptstraßen ab in das Land dringen, um zu sehen, wie die Kultur der Früchte und der Gartenerzeugnisse überhaupt sogleich abstirbt, weil sich kein Markt dafür findet; und doch hätte der Mensch es gerade hier in der Hand, die zunächst dargebotenen Kräfte der Natur zur Verbesserung seiner Lebensweise zu benutzen. Wenn sich

erſt die befruchtenden Adern der Eiſenbahnen durch die Staatskörper ziehen, ſo wird man bald wahrnehmen, wie die ſeegensreichen Spuren eifriger und einſichtiger Betriebſamkeit, welche uns jetzt in der Umgebung größerer Städte ſo erfreulich entgegentreten, wenn wir vom freien Felde herkommend, die Bezirke ſorgfältig angelegter Gärten erreichen, ſich weiter und weiter in das Land hinaus ausdehnen werden. Die Gartengelände Hollands, Englands und einiger deutſchen Bezirke, wie z. B. Frankens und Schwabens, welche dort theils durch die geſteigerte Bevölkerung und Kultur des Landes im Allgemeinen, theils durch die ergiebigere Willigkeit der Natur geſchaffen worden ſind, werden dann auch in nördlicheren, jetzt freilich noch öderen und vernachläſſigteren Strecken erblühen. Freilich nicht ohne Anſtrengung und ernſte Mühe, aber die Mühe wird ſich belohnen und mehr ſoll der Menſch nicht fordern, denn Geſchenke erwartet nur der Träge oder der Weichling. So werden die ſtarren harten Eiſenadern eben ſo friſche Trieb- und Blüthenkräfte in den wüſten Boden flößen, als wenn man ihn mit lieblich fließenden Bächen bewäſſerte.

Holz iſt das letzte Produkt, welches ich genannt habe, aber es ſcheint mir mit das wichtigſte. Denn durch die Fortſchaffung deſſelben auf Eiſenbahnen mag es bewirkt werden, wenn gleich der Zeitpunkt noch ſehr fern hinausliegt, daß unabſehbare europäiſche Landſtrecken, die jetzt für ganz arm, ja für Wüſten gelten, ſich in reiche blühende Länder verwandeln. Wer hätte nicht

die Schilderungen von den ungeheuren Litthauischen Wäldern gelesen, deren ein Theil sogar noch Urwälder sind, welche nie den Schlag der Axt gehört haben, wo die herrenlose Natur sich noch in wilder Freiheit behauptet, und dem Menschen gar keinen Tribut zahlt? Wer dächte nicht wenigstens an die zwar verwalteten, jedoch im Verhältniß ihres Raumes nur äußerst spärlich benutzten Waldstrecken Ostpreußens, Polens, Schlesiens, Böhmens, Thüringens? Hier haben wir oft ganze Quadratmeilen der wundervollsten Waldung gesehen, welche an einer andern Stelle, an einem schiffbaren Strome gelegen, zu einem unermeßlichen Reichthum werden mußten, während sie jetzt nur ein beinahe völlig todtliegendes Kapital sind. Wohlan denn, schafft Euch schiffbare Ströme! Legt Eisenbahnen an, und der Riesenstamm den Ihr jetzt schimpflich zerklaftert, im Hochofen verschwenderisch verbrennt oder ihn in Scheite gespalten achtlos den wilden Bergwassern Preis gebt, daß sie ihn hinunter flößen in die Ebene — dieser selbe Stamm der Tanne oder Eiche wird bald einer stolzen Säule gleich als Mast auf Euren Schiffen prangen, oder in das Gebälk stattlicher Häuser gefugt werden, und dort das Hundertfache dessen gelten, was er als Holzstoß aufgeschichtet da werth ist, wo der Ueberfluß des Vorhandenen und die geringe Zahl der Verbrauchenden, oft in so ungeheurem Mißverhältnisse stehn.

Dies sind einige Andeutungen über die Folgen, welche größere und zahlreichere Eisenbahnstrecken für den euro-

päischen Handel, Verkehr und Anbau haben müssen. Fassen wir dies in einige Hauptresultate zusammen, so wird sich Folgendes ergeben: Die Völker werden viel nähere Nachbarn; sie können somit einander von ihrem Ueberfluß ungleich leichter mittheilen und ihrem Mangel gegenseitig abhelfen; sie genießen also alle jene unschätzbaren Vortheile durch welche mehrseitig ergänzte Kräfte einander ins Unendliche potenziren. — Die Hungersnoth ist ein für allemal aus den Uebeln der europäischen Menschheit gestrichen. Wäre dieses eine Resultat nicht eigentlich schon auffordernd genug zur Anlegung von Eisenbahnen? Sehen wir doch die Staaten gegen ähnliche Uebel langsame Vorbereitungen treffen und fast alle ihre Geldkräfte darauf verwenden! Wir halten, Jahr aus Jahr ein, stehende Heere, legen achte Weltwunder von Festungen an, in deren Wällen und Casematten die Millionen verschwinden, welche die Völker oft mit herber Mühe aufbringen müssen. Und dies alles nur, um den Erbfeind des Menschengeschlechts den Krieg (auf seine höchst merkwürdigen Beziehungen zur Eisenbahn werden wir späterhin zurückkommen) abzuwehren und in furchtsamer Entfernung zu halten. Und doch dienen diese Mittel nur dazu, ihn, wenn er ausbricht, desto hartnäckiger zu machen, nicht ihn überhaupt zu vertilgen. Wenn aber so viel geschieht gegen den Krieg, den der Mensch dem Menschen bereiten kann, sollte nichts geschehen müssen gegen die

Kriege, welche die Natur mit uns führt? Und sind Mißwachs und Hunger nicht die grimmigsten Waffen mit denen sie uns anfällt? Wahrlich ein solches Erwägen genügt allein um mit allen angestrengten Kräften den Schild der Eisenbahnen zu schmieden und uns damit gegen die scharfen Angriffswaffen der Natur zu decken! — Endlich zeigten wir, daß die Gestalt des europäischen Bodens sich mächtig verändern, die Oede belebt, die Steppe fruchtbringend, der Urwald zur Goldmine werden müsse. — So sind denn also: nachbarliche Ergänzung der gegenseitigen Vortheile und Kräfte; Weit erhöhter Werth und viel erleichterter Verbrauch aller nothwendigsten Erzeugnisse der Erde; Ewige Verbannung und Verscheuchung des blassen Hungergespenstes; Verwandlung aller Wüsten in seegensreiche Fluren; die zusammengedrängten Ergebnisse dieses Abschnittes, und sie allein streiten schon unbesiegbar für diese große Angelegenheit zur Verherrlichung menschlicher Kraft und menschlichen Handelns. Dennoch aber wollen wir jetzt erst auf die höchsten und unausbleiblichsten Segnungen für die Menschheit zurückkommen, die sich aus dieser Erfindung, die beim ersten Anschein nur eine Erhöhung materieller Kräfte ist, ergeben. Wir wollen zeigen, wie sie in das Gebiet des Geistes hinübergreifen muß, ähnlich der Erfindung des Schießpulvers und des Compasses, bei welchen sich gleichfalls aus der rohen Kraft der Materie unsichtbare Geisterkräfte entwickelten, deren erhöhtes Lebens-

prinzip bald in allen Adern der Menschheit glühte, und ihr Flügel unterbreitete, mit denen sie über undurchforschte Weltmeere und durch den Pulverdampf der Schlachtfelder sich Bahnen in neue erhabnere Gebiete ihres Wirkens brach.

Dritter Abschnitt.

Daß wir bis jetzt nur von dem Einfluß der Eisenbahnen auf materielle Gegenstände gesprochen und ihre Beziehungen auf den Menschen zunächst ganz außer Acht gelassen haben, geschah absichtlich; denn es gehört schon ein begabterer Blick dazu sich in diese höheren Umgestaltungen mit Lebendigkeit zu versetzen, und wir zogen es daher vor uns zuerst mit dem leichter Faßlichen der Mehrzahl klarer ins Auge springenden zu beschäftigen. Sind unsre Meinungen hier einleuchtend gewesen, haben sie uns Vertrauen gewonnen, so wird man uns auch jetzt, wo wir einen schärferen und kühneren Blick des Geistes in Anspruch nehmen, wenigstens nicht von vorn herein mit einer das Auge verschließenden Ungläubigkeit entgegentreten. Ich will es theils als vorübergehend, theils als nebensächlich behandeln, daß der Bau der Eisenbahnen so viele Tausende von Händen nützlich beschäftigt, und daß er ein Ableitungskanal für die stockenden Kapitalien wird, wiewohl auch diese beiden Momente von großer Wichtigkeit sind, was durch eine nähere Ausfüh-

rung bald klar werden sollte. Dagegen halte ich mich zunächst an folgende drei Punkte, die sich großentheils schon selbst bei der kleinsten Eisenbahnanlage herausstellen; bei größeren sich aber noch in einem wachsenden Maaßstabe entwickeln müssen. Diese sind

Erstlich: Die Umgestaltung des Grund und Bodens nach der Natur der Eisenbahnen, in Beziehung auf Ansiedelungen.

Sodann die erhöhte Regsamkeit und Erweckung des menschlichen Geistes, die überhaupt dadurch entsteht, nebst einigen Folgen für bürgerliche Einrichtungen.

Drittens, endlich die Einwirkung der Eisenbahnen auf das Gesammtleben der Völker und Staaten, und Betrachtung derselben als die Basis eines der wichtigsten Entwicklungsmomente für die größten geistigen Bewegungen unserer Zeit.

Der erste Punkt, die Umgestaltung des Bodens und des Anbaues der Länder betreffend, giebt es uns an die Hand, weshalb in minder kultivirten Ländern Europas, wie Deutschland, Polen u. s. w., eine viel größere Aufforderung zur Anlegung von Eisenbahnen ist, als in sa übervölkerten und durchweg angebauten, wie England und Holland. Da es in der Natur der Eisenbahnen liegt, daß die Bewegung der Wagen auf denselben nur an bestimmten, weiter von einander entfernten Punkten eingehemmt wird, weil sonst die wichtigen Vortheile großer

Schnelligkeit zu sehr verloren gehen, so leuchtet es auch ein, daß alle diejenigen, die der Straße zunächst anwohnen, nur von diesen Ruhepunkten aus Vortheile von der Eisenbahn ziehen können. Angenommen daher, daß man eine Eisenbahn zwischen zwei bevölkerten Städten anlegte und die Linie derselben so führte, daß sie keine Ortschaften unmittelbar berührte, so würde dennoch nicht, wie bei Chausseen, ein einzelner, parzellirter Anbau an der Straße stattfinden, sondern nur an denjenigen Punkten würden sich die Ansiedler mit Vortheil vor der Bahn niederlassen, wo der Wagenzug anhalten müßte. Denn nur hier ist ein Auf- und Absteigen der Personen, ein Ein- und Ausladen der Waaren möglich; sobald das Signal zur Abfahrt wieder ertönt, ist der Verkehr mit einem Striche völlig abgeschnitten, und kaum möchte es möglich seyn, während die Maschinen in arbeitender Bewegung sind nur einen Brief, ein leichtes Packet oder eine Zeitung dem an der Straße stehenden zuzuwerfen oder es von ihm zugeworfen zu erhalten. Wenn daher Länder so bebaut sind, wie z. B. Holland zwischen Amsterdam und Utrecht, oder England auf den meisten seiner großen Straßen, so werden alle diese Anwohner die Unannehmlichkeit haben, die bequemen Wagen der Eisenbahn vor ihren Hausthüren vorüberfliegen zu sehn, ohne sie benutzen zu können. Ja noch mehr, da eine so belebte Straße großen Verkehr her- und hinüber haben muß, so wird die Eisenbahn vielen Einzelnen sogar hinderlich werden, wie man dies ja schon daraus sieht, daß sie innerhalb der

Städte eine Unmöglichkeit ist. Es müssen sich also in einem Lande, wo große Eisenbahnen mit Dampfkraft befahren werden, Knotenpunkte des Verkehrs bilden, wo sich die Einwohner in bedeutenden Ortschaften zusammen bauen, und somit sich an die Quelle der Vortheile setzen, welche die Eisenbahn mit sich führt. Deshalb werden Länder wie Deutschland, wo zwischen den größeren Städten nur einzelne wenig bedeutende Ortschaften liegen, nicht aber eine continuirliche Kette von Gehöften und Landhäusern sich hinzieht, ungleich größere und plötzlichere Vortheile von den Eisenbahnen ziehen. Denn in jenen bevölkerten Ländern ist auf andern Wegen schon ein Grad der Kultur und des Verkehrs erreicht, den wir erst durch die Eisenbahnen, nur in anderer Gestalt, erlangen können, und es würde dort ein zu großer Theil der Kultur insofern zerstört werden, als er von den Vortheilen, welche die Eisenbahn gewährt, entweder belästigt würde oder doch keinen Antheil daran gewönne. Daher erklärt es sich, weshalb in dem reichen und unternehmenden England verhältnißmäßig so viel weniger für großartige Eisenbahnanlagen (z. B. zwischen London und Edinburg,) geschieht. Die Gegner der Eisenbahnen haben folglich sehr unrecht, das was in England unterlassen wird, für einen Grund zu halten, weshalb auch in Deutschland größere Eisenbahnanlagen unterbleiben sollten. Sie bedenken ferner nicht, daß während wir unsere Verkehrsmittel durch die Eisenbahnen zehn- und zwanzigfach steigern werden, dies

in England, welches nach allen Richtungen mit einem dichten Netz von Kunſtſtraßen und Kanälen durchzogen iſt, und von blitzſchnellen Diligencen durchkreuzt wird, nur in einem weit geringerm Maaße der Fall ſeyn kann. Sie müßten weiter beachten, daß in ſo bebautem Lande die Möglichkeit die Eiſenbahn zu legen ungleich ſchwieriger, die Terrain-Erwerbung unverhältnißmäßig theurer wird. Endlich iſt die ganze geographiſche Lage Englands den Eiſenbahnen minder günſtig. Denn es kommt dort viel weniger wie bei uns darauf an, große Strecken im Binnenlande raſch zurückzulegen. Für England iſt faſt immer nur die Erreichung der Häfen aus dem Mittelpunkte des Landes wichtig und dieſe Strecken ſind zu kurz, als daß ſich bei einer noch ſo großen Beſchleunigung, ja, könnte man die Räume fliegend zurücklegen, den Vortheil in daſſelbe Verhältniß zu den Koſten ſetzen ließe, wie in Deutſchland. Daher dürfte es ſich leicht ereignen, daß in dieſem Punkte der fortgeſchrittenen Kultur der Continent jener reichen, uns bis jetzt noch ſo weit voranſtehenden Inſel vorauseilte. Dann aber könnte auch, und wäre es erſt für unſere Urenkel, die Folge eintreten, daß der Continent mit ſeinen Eiſenſtraßen, auf denen Wagen und Reiſende ungeheure Ländergebiete durchflögen, wie jetzt die Dampfſchiffe den Rücken der Meere furchen: daß dieſer Continent, deſſen beſte Lebenskräfte jetzt noch gelähmt liegen, dereinſt das reiche, ſtolze, blühende, für einen Welttheil ſchaffende und betriebſame England, eben ſo überragte, wie er jetzt von

dieſer Meer- und Handelbeherrſchenden Inſel überragt wird. — So glänzende Tage liegen in unſrer Zukunft, und es bedarf nur des Glaubens um ſie bald zu verwirklichen. Doch dieſe Macht des Glaubens regt ſich ſo freudig überall in Deutſchland! Daß in den erſten Jahren nur von Planen und Hoffnungen die Rede ſeyn kann, iſt nicht zu umgehn; doch laſſet nur erſt einige Früchte der Erfüllung reifen, ſo werden bald die Saaten vielleicht in zu maſcher Ueberfülle geſtreut werden. Denn jedes Volk, jede Stadt wird es ſchnell einſehn, daß hier nur die Wahl bleibe zwiſchen einem zurückſinkenden Verſchmachten und Harren, und einem brauſenden, lebensvollen Vorwärtsdringen. Daher wird auch keine äußerliche Macht im Stande ſeyn, dieſen Aufſchwung neuer, ſchaffender Kräfte zurückzudrücken. Hebt ſich nur erſt ein Volk, eine Gegend, eine Stadt, auf dieſen eiſernen Fittigen zu einer ungekannten Wunderwelt des Reichthums und Behagens empor, ſo ſoll man uns die Kraft nennen, welche dem An- und Nachdrang des Nachbarvolkes, der Nachbargegend oder Nachbarſtadt Widerſtand zu leiſten vermöchte.

Vorzüglich belebend werden daher die Eiſenbahnen auf den Oſten Europa's einwirken, der noch einem halb im Zauberſchlaf liegenden, kaum die Augen zum Erwachen öffnenden Rieſen gleicht; das Raſſeln der Räder auf den Eiſenſchienen wird ihn wecken. Der Coloß Rußland, Polen inbegriffen, zählt nicht zwanzig Städte mit drei-

ßigtausend Einwohnern, und diese sind in Wüsteneien zerstreut, durch öde Wälderstrecken vereinzelt, von allen gemeinsamen Leben fast abgeschnitten. Kaum an den Küsten der Ostsee und des schwarzen Meeres zieht sich ein dünner Streifen der durch Verkehr erzeugten Wohlhabenheit und Verfeinerung, um dieses gigantische todte Erdmeer, in welchem nur einzelne Inseln des reicheren Lebens und Besitzes, wie Moskau, Kiew, Warschau, auftauchen. Die Sonne der europäischen Cultur beglänzt es nur am Rande, so daß es einer finstren, kalten Schneewolke mit sonnenvergoldetem Saum gleicht. In das Innere dringen Licht und Wärme nur in einzelnen Strahlen. Die Eisenbahnen aber sind die Kanäle, durch welche das wärmere, lebenskräftigere Blut des übrigen Europa's in diese starren Massen dringen wird. Will Rußland ein blühendes, ein reiches Land werden, — freilich muß es damit auch dulden, daß der die Menschheit auf selbstständige Höhe stellende, sie zur vernünftigen Freiheit veredelnde Gedanke das Bürgerrecht in seinen Grenzen erhalte — so dämme es die verschwenderischen Ströme Goldes, die sich aus seinen Schatzkammern und aus den Schachten der uralischen Berge in die Feldlager, Festungen und Casernen ergießen, zu. Es verwandle sie in Eisenströme, und leite sie von Petersburg und Moskau bis Riga und nach dem weißen und schwarzen Meere, nach dem Ural und den Karpathen, nach Riga, Warschau, Kiew, Odessa. Jeds dieser Eisenflüsse wird bald ein goldrollender Pactolus

werden, und mit den Waffen des Friedens wird sich dieſes Rieſenreich die Meere und Küſten erobert haben, von denen Peter der Große ſagte, daß er für jeden Quadratſchuh Waſſer eine Quadratmeile Landes geben wolle. Dann wird es kein Menſchenalter dauern, und die blühenden reichen Städte dieſes Reiches müſſen ſich verdoppeln; wo jetzt in der Oede ſchauriger Wälder der Wolf ſein Lager wühlt, wird die muntere Axt ertönen um den mächtigen Stamm zu fällen, unter deſſen ſchattigen Zweigen vielleicht noch heidniſche Götter verehrt wurden; das ganze Reich rückt um hunderte von Meilen näher in das Herz europäiſcher Wohlhabenheit, Betriebſamkeit und Bildung hinein; die Wolga wird ein Nachbarſtrom der Weichſel; der Pole und Liefländer reicht dem Aſiaten die Hand; die reichen Bergwerke des Urals und Sibiriens münden ihre Schätze auf europäiſchen Märkten aus; der Spanier und Portugieſe braucht nicht mehr Monden lang auf dem ſtürmiſchen Ocean durch gefährliche Meerengen zu ſchiffen, ſondern tauſcht, was unter der heitern Sonne ſeines ſüdlichen Himmels erblüht, leicht gegen die gewichtigen Gaben aus, die Rußlands heerdenreiche Steppen und Triften, ſeine dunkeln hochſtämmigen Wälder darbieten, die aus den tiefen Schachten, den Schatzkammern ſeiner Gebirge, mit kräftiger Betriebſamkeit heraufgefördert werden. Für die goldnen Weizenärnten auf Polens Ebenen tauſcht es das Gold ſpaniſchen Weins und heſperiſcher Früchte ein!

Doch genug der schönen Bilder der Phantasie; sie ruhen noch im grauen Hintergrunde der Zukunft, doch das höher belebte Auge des Geistes sieht sie in deutlicher Wahrheit vor sich!

(Schluß im nächsten Heft.)

Kilian am dritten August.

Wer den Berliner Kilian nicht kennt, darf überhaupt auf seine Bekanntschaften nicht stolz sein. Es ist indessen möglich, daß dennoch mehr Sterbliche leben, die ihn nicht kennen, als Andere. Für diese trübselige Mehrzahl werde ich hier ein kleines Signalement und Personalbeschreibung mit einfließen lassen. Kilian ist fünf Fuß vier Zoll hoch. Er ist von Natur ein Berliner, von Charakter ein Eckensteher. Daß er dunkelbraunes Haar und Pockennarben hat, stellt ihn mit manchen andern Menschenkindern gleich; fast einzig dagegen ist seine Gesichtsfarbe, deren Gleichniß nur im Herbst in dem Roth, Violett und Blau des Abendhimmels angetroffen wird. Die Farbe seiner Jacke ist gleichfalls blau, was man aber mehr durch Tradition als durch Selbstanschauung weiß, seine Hose dagegen ist grau, im dritten Grade, nämlich, wie Fenster und Thüren mit Oelfarbe, schon zum dritten Male gestrichen, aber nur durch den Pinsel der Zeit. Seine Stiefeln müssen sich noch lange abtragen, bis sie so leicht werden, daß die Taglioni in Paris sie als Sylphide anzieht. Im Uebrigen hat Kilian Grazie so gut wie sie und vielleicht sonst Jemand in der Welt, nur daß die seinige mehr vorweltlich, antediluv-

vianiſch iſt, wie ſie ſich für Mammuthsknochen ſchickt. — Das iſt, was ein Polizei-Commiſſarius von Kilian wiſſen und ausſagen müßte; das Publikum ſoll aber noch mehr von ihm erfahren. Ich ſchaue als ſein und ſeines Unglücks Biograph tief in das Innerſte ſeines Charakters und gebe hiermit einige vorläufige Winke darüber. Kilian iſt eigentlich ſo gutmüthig wie ſein Namensvetter im Freiſchütz. Giebt ihm Jemand eine Ohrfeige, ſo reicht er ihm gerade nicht den andern Backen dar, wohl aber einen Backenſtreich und vergilt Gutes mit Beſſerem, denn er ſchlägt handfeſter zu und überdies dreifach. Leidenſchaften hat er wenige, nur drei, Tabak, Branntwein und Revolution. Die letztere, ich ſchreibe es mit Kummer nieder, weil mir auch der kleinſte Flecken an einem Charakter wie der Kilians wehe thut, geht ihm über Alles, und darin iſt ſein Unglück zu ſuchen, was ich in den nachfolgenden Blättern getreu und, wie ich hoffe, rührend ſchildern will.

Wer nur irgend neuere Geſchichte ſtudirt hat, wird ſich der großen Revolution vom 3. Auguſt des Jahres 1835 erinnern, wo Berlin, welches ſchon 1830 ſeine Septembertage hatte, den Juliustagen um einen vollen Monat näher rückte durch die gedachten Auguſttage. Es war aber eine Revolution aus wahrhaftem Patriotismus; und wäre es auch nicht notoriſch bekannt, ſo iſt es doch hundertfach in den Archiven der Berliner Polizei und des Stadtgerichts urkundlich niedergelegt, daß der Berliner die blutige Fahne der Rebellion nur ſchwang, weil man ihn in den Aeußerungen des Jubels über den Ge-

burtstag seines Monarchen und Landesvaters beschränken wollte. Auch Kilians großes Herz schlug für die Freiheit; er wollte im Thiergarten rauchen, und Schwärmer für seinen König nicht nur sein, sondern abbrennen. Es ist eigenthümlich, daß sich ein gewisser Carbonarismus oder Sansculottismus bei ihm mit ächtem Monarchismus, für den er so focht und litt, verschmolz. Wenn ichs recht durchdenke, so, glaube ich, verlangte Kilian ein Königthum, umgeben mit republikanischen Institutionen, und war somit ganz der Fraktion Lafayette ergeben. Denn er focht für Volk und König gegen die Aristokratie, mit blanken und Feuerwaffen. Seinem republikanischen Sinn schien es unerträglich, daß sich außer Einem noch Viele über das Volk erheben, und sich auf Pferde und Wagen setzen wollten, während Kilian und die übrigen Republikaner zu Fuß im Thiergarten spazieren gingen, am Geburtstage des Königs. Er lud sich daher regelmäßig am zweiten und dritten August seinen alten Muskedonner, machte seine Taschen zu wahren Munitionswagen für Frösche und Schwärmer, uud donnerte und knallte zur Ehre seines monarchischen Systems, und machte damit zur Ehre seines republikanischen die Pferde vor den Wagen und unterm Sattel aller Aristokraten scheu, ja die selber, die darauf und darin saßen.

Wer kann sich daher Kilians schnaubenden Zorn denken, als im Jahre 1835, etliche Tage vor seinem

Festjubel, derselbe durch die Polizei untersagt, und ihm geboten wurde, sich still zu freuen oder gar nicht. Teufel! Ich kann mir Kilians Gefühl denken! Es mußte ihm die Gallenblase auspumpen! Lebhaft stelle ich mir vor, welch einen Monolog er gehalten hat, als er die Zeitung nicht sowohl las als vernahm, denn lesen war seine Sache gar nicht. „Was?“ Rief er aus, „will man mir verwehren ein guter Patriot zu sein, und an meines Königs Geburtstag Victoria zu schießen? Wer will mir das verbieten? Da muß Kilian auch dabei sein! Blitz Mohrenelement, Kameraden! Wollt Ihr leiden, daß der Berliner Bürger unterdrückt wird? Ihre blauröckigen Rothkragen sollen mir nicht bange machen! Kilian for ever! Goddam! das kostet ein Pfund Pulver mehr, und dreifache Propfen auf meinen Muskedonner! Nur immer her, meine Herren Gensdarmen! Sie werden mir den Feuerstein nicht ausblasen! Nur Acht gegeben, daß ihnen nicht ein Frosch an den Schnurrbart springt! Also am dritten August nicht geschossen? Piff, paff, puff! Sie sollen denken, es geht bei Großbeeren wieder los! Piff, paff, puff! Herr Eulner! darauf noch einen doppelten Cholera! nicht geschossen: Hohngelächter der Hölle! Kilian wird Euch zeigen, was eine Höllenmaschine ist.“

Kilian äußerte seine Gedanken noch viel ausführlicher und führte in einer wahrhaft Mirabeauschen Rede sein politisches System vom Königthum, mit republika-

nischen Institutionen umgeben, höchst gelehrt aus. Er donnerte dabei wie der berühmte Marquis gegen die Aristokraten, und stellte den Begriff Aristokrat sehr scharfsinnig fest, indem er sagte: „Das sind die Kerls, die mehr Geld haben als wir, und die soll die Schwerenoth treffen! Es ist das Gesindel, was zu faul ist die Knochen unter dem Wanst zu bewegen, und immer mit Pferdebeinen vorwärts will!" Gegen Killans Definition vom Aristokratismus wird von Machiavell bis Raumer, Rotteck und Ranke, um gleich drei publicistische R. (der Ultra's beider Seiten und des Juste milieu) zu nennen, gewiß Niemand etwas einzuwenden haben. Es wäre auch vergeblich, denn Killan ist ein Fels in Meinungssachen, wie man gleich ersehen wird. Ein zweiter Andreas Hofer und Speckbacher, stellte er sich jetzt an die Spitze der Nation, d. h. im engern Sinne, nämlich der Berliner Ohnehosen, welche jedoch, ungleich den Lazzaroni, selbst in der heißen Jahreszeit welche tragen; natürlich, da sie ihr Herz doch irgendwo aufbewahren müssen.

Der Morgen des dritten August brach an. Todesmuthig erhob sich Killan und trank seinen gewöhnlichen Cholera an Eulners Ecke mit tiefem, schauerlichem Ernst. Er mochte düstere Vorahnungen haben, doch er bekämpfte sie männlich durch einen zweiten Schnaps, und bewahrte seine Fassung für jedes Geschäft seines Lebensberufs. Denn mit kalter Geringschätzung schlug er einer Wäscherin ab, ihr rollen zu helfen, indem das Princip der Eckensteher darüber schon historisch festgestellt sei: „Es greift

uns zu sehr an. Einem Herrn, der mit der Post angekommen war und welcher einen großen Koffer hatte, holte er sehr dienstfertig eine Droschke, obwohl er wußte, daß diese den Koffer nicht aufnehmen dürfe. Denn er konnte nun seinen Silbergroschen Droschkenrabbat mit Fug und Recht liquidiren und bekam den Koffer doch zu tragen. — Endlich schlug es zwölf Uhr, und damit das Ende der Arbeit. Eher hätte ein katholischer Geistlicher, ja der heilige Vater selbst, das Gelübde gebrochen die Messe nüchtern zu lesen, ehe Kilian den Feiertag des königlichen Geburtsfestes durch irgend eine Arbeit, und wäre es nichts gewesen als einem Reiter beim Aufsteigen den Bügel zu halten, entheiligt hätte. Nein, im Gegentheil, frommen Herzens schmückte er sich zum Fest; er zog die streifige Schifferhose an, die erst jüngst zur Feier der Schlacht bei Lützen am 2. Mai gewaschen war, beknöpfte sich mit einer carmoisin und papageigrün gestreiften Weste, die ihm fast ein zu vornehmes, ja beinahe ein aristokratisches Ansehn gab, und bezog sich mit der alten blauen Jacke, weil er keine neue hatte, oder vielmehr, weil er sie ins Leihhaus gegeben, um Pulver zu kaufen für seines Königs Geburtstagsfeier. Ein Kieselherz muß es sein, das von solchem Patriotismus nicht gerührt wird; und mancher Kammerherr, der vor Legitimität schmelzen möchte, ist doch vielleicht nicht an Kilian zu halten. Wie gesagt, er zog die alte Jacke an, lud seinen Muskedonner, stellte ihn in die Ecke, nahm statt seiner die Tabakspfeife, schob ein Viertelpfund

Tabaksmunition in seinen Lederbeutel, und machte sich auf den Marsch, zuerst zu Herrn Würst auf den Windmühlenberg vor dem Schönhauserthor.

Ueberall wogte die fröhliche Menge, überall bewies sich der Patriotismus durch lauten Jubel. Kilian wußte durch feines Hin- und Herfühlen die Stimmung zu sondiren und zu leiten. „Sackerment!" begann er diplomatisch vorsichtig, „wir sollten heute Abend nicht schießen dürfen? So muß ja der Marienkirchthurm wackeln! Wißt Ihr, was meine Meinung ist?" fuhr er noch schlauer und behutsamer fort, „derjenige, der nicht mit auf den Exercierplatz kommt und wenigstens ein Dutzend Mal Victoria schießt, ist eine miserable Kanaille, fast zu sagen ein Lumpenhund." So stachelte er fein anregend das Berlinisch-republikanische Ehrgefühl, und schlug Funken aus den stumpfesten Herzen, daß bald die Flamme hell leuchtend auflohderte. Jetzt raffte Kilian sein ganzes Mirabeau-Talent wieder zusammen, und hielt eine oratio philippica gegen die Maßregeln der Polizei, vom Archonten Drako an bis auf den dritten August 1835, und schloß endlich folgendermaßen: „Allein aber, jetzt kommt, Berliner, alle hinter mir drein, die Linienstraße herunter, den Schiffbauerdamm herauf, und jeder unterwegs seinen Brummbaß abgeholt, und dann Concert gemacht auf dem Exercierplatz. Concert! Versteht Ihr? Vorwärts! Marsch!"

Ich möchte gern jetzt ohne dichterische Gleichnisse schreiben, weil die Macht der Wahrheit an sich zu gewal-

tig ist; aber der Teufel lasse hier nicht seine dichterische Ader fließen. Wie eine Schaar von Raben schwarz das Feld bedeckt, wie eine Lawine, anfangs unscheinbar, im Rollen ins Ungeheure wächst, ja, wie die im Fluge wachsenden Schwingen der Virgilischen Fama, so schwoll Kilians Revolutionsschweif, den er vom Mühlenberge an, durch grauen Staub und Dämmerung, bis auf den Exercierplatz nachschleppte. Gewissermaßen als Schmetterlingsstaub hingen sich etliche Tausende von Straßenjungen an, und mischten so das Heitere ins Entsetzliche. Kilian unterschied sich wenig vom Brauer Santerre, und marschirte mit Stolz an der Spitze der Seinigen. Er detachirte einen Adjutanten, einen Schlosserlehrling außer Diensten, ihm seinen Muskedonner zu holen, denn der Zug führte unter seiner Wohnung vorbei, und es schien ihm unter seiner Würde, jetzo noch selbst elende Katzentreppen zu steigen bis zu der Dachkammer, wo er in Schlafstelle lag. Er brüstete sich lieber und rief: „Jetzt aufgepaßt, mein Contrabaß kommt an!" Es ist wahr, der Muskedonnner nahm sich herrlich aus auf Kilians blauem Schulterblatte, und kaum ein Tambour von der Garde hätte eine schönere Figur gemacht, vollends ein Anderer.

Auf dem Exercierplatze, dem auserſehenen Schlachtfelde, entwarf Kilian sogleich eine Schlachtordnung nach seiner Art, nämlich gar keine, sondern commandirte sogleich Feuer. So wie der donnernde Knall durch die Lüfte hallte, wurden alle Heldenerinnerungen Kilians an die

Schlachten von Wagram, Leipzig, Mosaisk und Schönebund wach, die er zwar alle nicht mitgemacht, aber wovon ihm doch sein Pathe, der jetzt im Invalidenhause Strümpfe strickte, hinlänglich erzählt hatte. Ich lasse mir nicht nehmen, aber es steckte ein Kilian in Napoleon, wollt ich sagen ein Napoleon in Kilian. Wuthfunkelnden Blickes, wie Achill sich in den Skamander stürzte, stürzte sich Kilian in das Sandmeer und die Staubwirbel des Exercierplatzes, und hoch in seiner Linken hielt er den Muskedonner und in der Rechten schwang er einen Frosch, versteht sich einen Feuerwerksfrosch, keine verächtliche Sumpfgeburt, und furchtbares Knattern und Knallen erfüllte die Lüfte. Seine Seele jauchzte und seine Kehle nicht minder. „Es lebe Friedrich Wilhelm der Dritte!" rief er begeistert aus, und wollte eben Feuer commandiren, als ein langer knöcherner Kerl mit einem wahren Sensenmannsgriff ihn am Collet erwischte, und „Halt, Patron!" schrie. Man kann sich Kilian denken. Zuerst schmetterte er den Gensdarmen, denn ein solcher war es, mit einem Blick nieder; da derselbe aber davon nicht umsank, fügte er einen Blitzstrahl mit geballter Faust hinzu. Der Gensdarm aber war wie von Eichenholz, und wäre eher zersplittert als umgesunken; im Gegentheil trieb er mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit einen Minengang zwischen Kilians Halsbinde und Kehlkopf, und grub diesem dadurch, wie man Bergfestungen die Wasserröhren abgräbt, die Luftröhre ab. Kilian war aber der Mann nicht, den solche Kleinigkeiten auser

Faſſung brachten. Er unternahm einen Ausfall gegen die Mineurcolonne, oder in einem andern Gleichniß, er ſuchte den Mauerbrecher (aries), der an ſeinem Halsbollwerk rammte, durch eine ungeheure Catapulte oder Balliſte einzuſchmettern, die er in Geſtalt ſeines Muskedonnerkolbens darauf fallen ließ. Sein Kriegsplan gelang, der lange Blaukragen ließ los und ſtieß die nicht undeutliche Interjection: „Donnerwetter, mein Arm! Das ſoll dich gereuen, Hallunke!" aus. Kilian achtete auf nichts, ſondern rief: „Es lebe Friedrich Wilhelm der Dritte! Hier wird ein Berliner Bürger unterdrückt! Herren Kameraden!" Auf dieſen Schlachtruf wälzte ſich ſeine Armee, da der Feind nur aus einem lahmgeſchlagenen Gensdarmen beſtand, mit energiſcher Tapferkeit vorwärts und zerſprengte den Gegner nach allen Seiten. Nah und fern erſchollen jetzo die Donner der Musketen, und die Schwärmer und Frösche kreuzten fröhlich durch die Lüfte. Dazu Vivatruf, Jubeln und Jauchzen, Siegesklang und Mädchengeſchrei, wenn Frösche und Schwärmer gegen alles Kriegsrecht Jungfrauen attakirten, mußte nicht ein ſolcher Erfolg einen Kilian berauſchen? Stand er nicht wie Cäſar auf dem Kapitol, wie Napoleon im Krönungswagen? — Aber es kam noch anders!

Der geſchlagene Blaukragen hatte ein Nepli an ſeinen Kameraden, dieſe eins an der Cavallerie gehabt. Es geſchehen, die Weltgeſchichte weiß es, Angriffe in Maſſe, — ſiegestrunkene und ſchlechtweg trunkene kamen in bekannten Conflikt, — Kilian verlor

zwar nicht den Kopf, aber doch seine Stelle, nämlich die des Oberhaupts, — die Gewalt der Ereignisse riß ihm den Admiralshut vom Haupt, — auch er wurde, daß ichs schlechtweg sage, — zu einer ganz ordinairen Welle in diesem Ocean der Begebenheiten. — Wie die Schlacht schwankte, — wie hier das Volk, dort die Uhlanen den Sieg gewonnen, — wie Janhagel und Steinhagel sich mischten, — wie sich die Feinde im wechselnden Flüchten und Angreifen einander eben so viel Hinterfronten als Vorderfronten zeigten. — Doch zum Henker, ich bin kein Schlachtenmaler, sondern schreibe Kilians Lebensgeschichte, oder vielmehr die seines Unglücks. — Parbleu! Er focht nicht schlecht im Finstern! Und da sich die Armee des Volkes in die Stadt warf, machte er den Zerstörungszug durch die Linden und andere Straßen so gut mit wie eins. Er führte sein politisches System vom republikanischen Monarchismus streng durch, denn er zerschlug alle aristokratischen Gaslaternen und Scheiben, die er erlangen konnte, mit dem Kolben des Muskedonners, verschonte aber aller königlicher. Endlich, da nichts mehr in der Stadt erleuchtet war, fand er, es sei doch nöthig, wenigstens eine Lampe anzuzünden, und goß Spiritus auf die seinige, Eulnerschen versteht sich. Doch er goß zu viel auf, die Lampe erlöschte — prosaisch ausgedrückt, Kilian entschlummerte.

Als er aufwachte, sah er sich an einem ihm unbekannten Ort. Er rieb sich die Augen, blickte starr umher und wußte nicht, ob er wache oder träume. Neben

ihm ſchnarchte es rechts und links; mit Erſtaunen fand er ſich in einer ziemlich anſehnlichen Geſellſchaft. Er konnte ſich gar nicht beſinnen, wo er geſtern zu Bett gegangen war. Zu Bett! Was zu Bett — er lag auf einem Strohſack — das Zimmer kam ihm ſo ſeltſam vor — groß, räuchrig, — ein kleines hohes Fenſter — Wetter-Element — vergittert! Jetzt ging unſerm Kilian ein Licht auf — die Republik war geſtürzt — die Ariſtokratie hatte geſiegt, er befand ſich in einem Juste milieu der Stadtvoigtei! Mitten darin — wahrhaftig, — aber nicht allein, das iſt doch etwas Troſt, ſondern der Boden rings mit Republikanern bedeckt, die höchſt aufrühreriſch ſchnarchten!

Kilian legte ſich jetzt auf ein beſchauliches Leben. Was war — was iſt — was wird ſein — lauteten die drei Fragen, die er ſich als Philoſoph vorlegte. Das praeteritum und praesens boten ihm keine ſonderlichen Conjugationsſchwierigkeiten dar; was war? Des Königs Geburtstag, mit etwas republikaniſchen Jubel zu Anfang, — was iſt? Nun, die tröſtliche Gegenwart hatte er vor ſich, ſo wie er die Augen aufthat, — aber was wird ſein? Das war der Kern, den er aufbeißen mußte. Geſchichtsforſcher leſen die Zukunft in der Vergangenheit; das that auch Kilian:

„Sein ganzes Leben ging, Vergangenes
Und Künftiges, in dieſem Augenblick
An ſeinem inneren Geſicht vorüber.“ —

Allein er sah nicht viel Gescheutes. Gestern Republik, Jubel, Freudenschießen — soweit wundervoll — dann ein langer Gensdarm mit blau geschlagenem Arm, — bedenklich — ein Bürgerkrieg — recht bedenklich, — zerbrochene Laternen und Fensterscheiben, — noch bedenklicher, — zuletzt ein Schluck zu viel — äußerst bedenklich. — „Aber Donnerwetter! Es ist Frühstückszeit! Habe ich denn noch meine Trostflasche bei mir?" — Kilian fühlte in seine Taschen, rechts, links, oben, unten, vorn, hinten, in Brustlatz, Weste, Jacke, Hose. — O, Ihr himmlischen Mächte! — Alles leer, leer, der öde Weltraum in allen Taschen, das platte, fade, nichtsnutzige Nichts! Das ist zu hart für einen königlichen Hof-Republikaner, wie Kilian sich mit Recht betiteln konnte! Gar nichts — das ist die schlimmste Gegenwart — Was kann sie für eine Zukunft bringen. — Kilian machte die Augen zu, er wollte nichts davon sehn — aber er mußte davon hören!

Denn es rasselte wie mit centnerschweren Ketten; die Thür ging auf. Ein Mann, dessen Miene ihm äußerst mißfiel — ich wüßte auch nicht, weshalb er eine rothe Nase, Pockennarben, Zausbart und ewiges Schlechtwetter auf der Stirn schön finden sollte, — brachte einen mächtigen Krug herein, und sprach keineswegs in dem Tone des Hofceremoniels, den ein Hof-Republikaner erwarten durfte, das Wort „Frühstück," sonst zwar dem Ohr eines Kilian sehr angenehm, hier aber doch durch den rauhen Ton und das bedenkliche Gefäß merklich

verſalzen. — So lange ſich Kilian ſeiner Bildung bewußt war, waren ihm die Worte Frühſtück und Branntwein identiſch geweſen. Deshalb konnte er ſich auch hier nicht ſo plötzlich von dieſer langen, „ſüßen Gewohnheit des Daſeins und des Trinkens" losreißen; ſondern fragte, ein Reſtchen von Hoffnung im Herzen, mit Kilianiſcher Schüchternheit: „Doppelter oder Einfacher, liebſter Herr!" — „Koſte Er nur," antwortete die mißfällige Phyſiognomie, und ließ die Zähne boshaft durch die Lippen ſcheinen, eine Bewegung, die Manche, faſt abgeſchmackt, Lächeln nennen wollen.

Kilian fühlte die Macht der Natur, er raffte ſich auf, nahm den dargebotnen Krug, that einen Zug, — fuhr zurück — und ſchüttelte ſich ſchaudernd, wie wenn einer im November ins Waſſer fällt; es war ihm aber noch ſchlimmer ergangen, denn das Waſſer war in ihn gefallen, und erkältete und tödtete ihn von Innen heraus. „Pfui! Iſt das Euer Traktament? Spree oder Schaafgraben? Welche Sorte Gift — ſagts nur gerade heraus!" „Doppelter Schaaf," erwiederte der Gefangenwärter, den ich künftig ſtatt aller Beſchreibung und Titelumſchwänzelung kurzweg „Grollhahn" nennen will, und goß ſein Geſicht zum zweitenmal in die Cyklopenlächelform.

Kilian ſenkte ſeine republikaniſchen Adlerfittige merklich; er ſchluckte das Waſſer mit einer bitterſauern Geſichtsbeilage nieder, und verbiß ſeinen Schmerz in einem Stück Kommisbrod, das ihm „Grollhahn" für ſeinen

Antheil am Stuben-Compagnie-Frühstücksfonds aus der blauen Schürze reichte, während er den Ueberrest auf einem Schemel assortirte. — Nach zwei Minuten zog er den Schlüssel wieder ab, und sprach im Scheiden: „Um 9 Uhr ist Verhör!"

Das war also ein Lichtstrahl der Zukunft, aber kein heller. Doch wurde er Kilian sehr nützlich, denn er entwarf von nun an einen republikanischen Schlachtplan, um sich gegen diesen neuen Angriff der Aristokratie zu vertheidigen. Er überdachte sein Leben und seine Thaten noch einmal und fand, daß sie im Verhöre keinen sonderlichen Anklang finden würden. Deshalb beschloß er, sich ihrer möglichst zu entäußern, wenigstens aus dem Gedächtniß; und als halte er den großen Wasserkrug für den Quell des Lethe, nahm er noch einen herben Schluck daraus, und befestigte damit seinen Entschluß der Selbst-Amnestie; denn bekanntlich heißt Amnestie „Vergessen des Geschehenen."

Schlag neun Uhr stand er im Verhör. Statt einer Beschreibung, gebe ich lieber dieses selber in einem Auszuge nach den mir vorliegenden Akten.

Der Inquirent. Wie heißt Ihr, wie alt, welcher Religion? ꝛc.

Antwort. Kilian, ꝛc. ꝛc.

Inquirent. Wie habt Ihr Euren gestrigen Tag zugebracht?

Kilian. Herr Assendarius, davon ist mir nichts bewußt.

Inquirent. Seid Ihr nicht gestern Abend auf dem Exercierplatz gewesen?

Kilian. Herr Affendarius, davon ist mir nichts bewußt.

Inquirent. Es heißt Referendarius.

Kilian (noch ehe das Wort zu Ende ist, einfallend). Herr Affendarius, davon ist mir wahrhaftig nichts bewußt*). Ich würde es ja gestehen! Auf Ehre, aber —

Inquirent. Schweigt!

Kilian. Herr Affenda —

Inquirent. Schweigt, sage ich!

Kilian. Ja so, das war nicht gefragt.

Inquirent. Habt Ihr auf dem Exercierplatz nicht geschossen, und andern Unfug mit Feuerwerkskörpern getrieben?

Kilian. Herr Affendarius, davon ist mir nichts bewußt. — Und Unfug mit Körpern habe ich vollends nicht getrieben.

---

*) Kilian fällt hier aus zu großem Eifer in den Fehler eines Doctoranden, der nicht gut Lateinisch sprach, und dem daher ein Freund den Rath gegeben hatte, bei der Disputation jede Behauptung seines Gegners rasch mit der Phrase zu unterbrechen: „**Hoc tibi concedero non possum!**“ Als daher der Gegner in akademischer Höflichkeitsform begann: **Vir doctissime!** fiel der Doctorandus sogleich ein: „**Hoc tibi concedere non possum!**“ und siegte so, wenigstens in diesem Theile der Disputation, da ihm Jedermann Recht gab.

Inquirent. Habt Ihr nicht einen Gensdarmen geschlagen?

Kilian. Herr Affendarius, davon ist mir nichts bewußt.

Inquirent. Zeuge! Tretet vor!

Ein Gensdarm. Hier deponire ich meinen blauen Arm vor Gericht.

Kilian. Ach, Liebster, ein delikater Arm, ächtes Berliner-Blau! Um Vergebung, wo haben Sie den färben lassen? Ich möchte gern meine Jacke — —

Inquirent. Geduld, lieber Freund! Man wird Ihm den Rücken schon so blau färben!

Kilian. Bitte recht sehr! Davon ist mir gar nichts bewußt.

Inquirent. Soll Euch aber schon bewußt werden!

Gensdarm. Ich ersuche meinen blauen Arm zu Protokoll zu nehmen!

Kilian. Ne, Bester, nehmen Sie ihn lieber zum Kragen, denn der Ihrige hat schon etwas Fettglanz, und sehn Sie, wenn Sie sich den Arm selber so recht freundschaftlich um den Nacken legen, so sparen Sie wahrhaftig das Schneiderlohn!

Gensdarm. Ich will Ihn befreundschaftlichen, guter Freund!

Inquirent. Still!

Kilian. Davon ist mir — ja so, das war wieder nicht gefragt.

Inquirent. Man hat Ihn betroffen, wie Er Laternen und Fensterscheiben eingeschlagen hat; man —

Kilian. So? davon ist mir gar nichts bewußt, Herr —

Inquirent. Laß Er mich ausreden! Er ist nachher beobachtet worden, wie Er mit verschiedentlichen seiner Spießgesellen in einen Branntweinsladen gegangen ist und gottlose und verfängliche Reden geführt hat.

Kilian. Auf Ehre, Herr Assendarius, davon ist mir kein Gotha bewußt!

Inquirent. Das glaub ich wohl, denn Er hat sich so betrunken, daß Er in diesem Zustande, ohne etwas von sich zu wissen, ins Gefängniß gebracht worden ist.

Kilian. Da haben Sie's! Meine Herren! Sie sind alle Zeugen, der Herr Assendarius hat es mir hier selbst attestirt, daß ich mir gar nichts bewußt gewesen bin.

Ich setze das Verhör nicht weiter fort, sondern sage nur, daß Kilian, trotz seines Bechers aus dem Lethe, und seiner, für jedes menschliche Herz wahrhaft rührenden Bewußtlosigkeit des Unrechts, vor dem Criminalgericht, das freilich weder ein Herz hat, noch sich rühren läßt, weder Glauben noch Erbarmen fand. Doch es dauerte noch lange, bevor er dies amtlich erfuhr, und so kann der Leser auch etwas darauf warten. Inzwischen fiel Manches vor. Kilian saß nämlich mit unfreiwilliger Beharrlichkeit und Ausdauer im Gefängniß; dessen war er sich recht sehr bewußt. Aber auch des-

sen, daß ihm dies höchst unangenehm war; und er ließ sich Alles gefallen, nur nichts Unangenehmes.

Das kalte Frühstück des Morgens war ihm in den Tod zuwider, und Sonntags wäre er gern aus der Haut gefahren, wenn er nur damit zugleich aus dem Haftloch und in die Tabagie vorm Unterbaum, wohin er so gern ging, gefahren wäre! Aber es half nichts; ein Sonntag nach dem andern verging; das Wetter war und blieb wunderschön — Kilian vergoß Thränen der Sehnsucht und Wehmuth! — Jetzt nahte sich der vier und zwanzigste August! Nur ein Berlinisches Herz kann es nachfühlen, was dabei in einem Kilianischen vorging! Ein Strahlauer Fischzug ohne Kilian! Das war nicht möglich! Das wäre eine Irrung der Natur, das hatte es noch nicht gegeben, so lange der Fischzug bestand, oder vielmehr so lange Kilian lebte und auf seinen Füßen umherging! Das konnte, das durfte es nicht geben! Kilian hätte mit seinem Schädel die Mauer gesprengt, mit seinem Athem die Riegel der Gefängnisse geschmolzen! Vorläufig aber schmolz nur sein Herz, zur weichsten Reue. Hört! Hört! Hört!

Am 24sten Morgens sagte er dem Aufseher mit trübseliger Miene, — er sei des Leugnens satt und wolle nun gestehn. „Aha! Bist du zahm geworden, Vogel?“ „Ja,“ sprach Kilian kleinlaut. „Doch die Sache ist eilig, denn Morgen ist es zu spät. Laßt sogleich dem Herrn Assendarius sagen, ich müßte ihm in höchster Eil ein wichtiges Geständniß thun.“

Der Aufseher schloß ab und schoß davon, um die Meldung zu machen. Auf der Stelle wurde Kilian aus dem Gefängniß geholt, und ins Verhörzimmer gebracht. Hier begann er: „Ach, Herr Assendarius! Gefangenschaft macht mürbe. Ich will ja gern Alles gestehn!“

Es thut mir leid, daß ich dem Leser dieses Geständniß nicht so eilig mittheilen kann, als es Kilian zu thun wünschte. Aber gerade hier brechen meine Akten ab, und ich muß warten, bis ich neue aus der Regiſtratur erhalte, von denen ich ſelbſt den nähern Aufſchluß höchſt geſpannt erwarte. Inzwiſchen kann ich nichts beſſeres thun, um Kilians Sehnſucht nach dem Strahlauer Fiſchzug zu rechtfertigen, als mich hier gleich an die Aufgabe zu machen, den

Strahlauer Fischzug

Anno 1836

aufs sauberste für dieses Heft zu skizziren, aber mehr für Athenienser (also ganz generell) wie für Berliner zu bearbeiten, die zu genau (ja leider oft nur zu genau) wissen, wie es daselbst aussieht.

Ich fange mit der Entstehung des Festes, also rein historisch an, und erzähle den Athenienſern Alles, was davon bekannt ist, nämlich Nichts. Man weiß nur so viel, jeder Sohn ist durch seinen Vater seit undenklichen Zeiten am 24sten August auf den Fischzug geführt worden, welcher Vater aber der erste gewesen, der seinem Sohne die Wohlthat von der Erkenntniß des Fischzuges zukommen ließ, das weiß man nicht. Ohne Zweifel kommt bei einem Fischzuge auch ein Fischzug vor, indessen von den vielen Hunderttausend Sterblichen, welche den Strahlauer Fischzug besuchen, hat noch Niemand diesen selbst gesehen. Denn er geschieht Morgens um drei Uhr, und so früh steht man in Berlin nur auf, um in die Schaafmilch zu gehn, oder wenn Jemand hingerichtet wird,

oder ſonſt etwas ganz extra Amúſantes paſſirt. Doch weiß ich als Gelehrter ſo viel davon, daß man dreimal mit einem Netz von der Breite der Spree einen großen Zug thut, wovon der Ertrag Nr. 1 dem Magiſtrat von Berlin, Nr. 2 dem Prediger von Strahlau (der auch jährlich einen Stiefel von ſeiner Gemeinde erhält) und Nr. 3. endlich den Strahlauern ſelber zukommt. Nachdem der Morgen der Arbeit gehört hat, iſt der übrige Tag der Freude beſtimmt. Was im Laufe des Vormittags in und für Strahlau geſchieht, habe ich nie als Ocular-Zeuge unterſucht, doch nehme ich Folgendes an. Man bratet Würſte, die Nachmittags gegeſſen werden ſollen; man richtet die Buden auf, wo man Abends würfeln laſſen will; man kämmt und wäſcht die Kinder, mit welchen man hinausmarſchirt; auch die ſchönen Kinder mögen Vormittags die Reize präpariren, mit denen ſie uns Nachmittags erfreuen wollen; endlich muthmaße ich, daß man in Strahlau und Treptow (dem Abydos des Strahlau-Seſtos) Kaffe mahlen, Schinken ſchneiden, Zucker ſchlagen, Fiſche ausnehmen, kurz ſchlachten, backen, braten, kochen wird, was dreißig bis vierzig tauſend hungrige Magen zu verzehren gedenken. Die Nachmittagsgeſchichte des Feſtes kann ich aber ſo gut, wie Thucydides den peloponneſiſchen Krieg, als Augenzeuge und Theilnehmer beſchreiben. Gegen die Stunden zwei, drei, vier Uhr findet ein bemerkbares Wogen und Strömen in allen den Straßen ſtatt, welche

nach der Strahlauer- und Roßstraßen-Brücke, den eigentlichen points de débouché der Massen, führen. Von hier aus marschiren die Armeen, welche den Strahlauer Feld- oder Fischzug mitmachen wollen, in drei großen Colonnen nach dem Schlachtfelde, nämlich zwei zu Lande auf beiden Seiten der Spree und eine zu Wasser die in einer Flotte von vielen hundert Schiffen (auch ein Dampfschiff figurirt dabei) den Strom hinauf rudert. Für diesen Festtag sei es mir erlaubt der Spree den Ehrentitel Strom zu borgen. Die Wasserfahrt mag sich jeder selbst denken; die Landfahrt organisirt sich so.

Hunderte von Wagen, meist mit sechs bis sieben Bänken, oft jede zu drei Personen, stehn hintereinander gereiht. Die Wagenlenker stehn mit geschwungenen Peitschen neben ihren Fuhrwerken, und locken das Publikum durch gewandte Reden an.

Endlich ist die erharrte letzte Person gefunden. Der Wagen ist so voll, daß einer dem andern fast auf dem Schooß sitzt; den Pferden zerreißen fast die Sehnen beim Anziehn; die Peitsche wird umgekehrt und der Stiel muß wirken, wenn die Schnur nicht mehr hilft; wir aber sitzen auf dem Wagen nicht nur nach göttlichem, sondern auch nach menschlichem Recht; denn wir haben unsre drei Silbergroschen bezahlt, und dafür müssen die Pferde sich, wie billig, die Zunge aus dem Halse laufen. — Hui, wie fliegen wir, nachdem wir nur erst

das Gebirge vom Rinnſtein bis zur Mitte des Dammes überwunden haben (für dieſe Roſſe ein Balkan), über das Steinpflaſter dahin! Vor uns, hinter uns Geſchrei, Jubel, Lärmen! Die Geſellſchaft eines Wagens muſtert die des andern mit vollſter Recenſenten- und Redefreiheit! Dahier muſtern alle Fahrende die Fußgänger und zahlloſen Zuſchauer in den Fenſtern der Häuſer. Wir werfen den hübſchen Mädchen Kußhände zu; ſie ſehn böſe, aber ſo wie wir uns wegwenden, kichern ſie ſich halbtodt vor Herzensluſt, und werden roth bis an die Ohrzipfel, wenn wir ſie, raſch zurückblickend, auf der That ertappen. Ein Mädchen, das roth wird, beſonders wenn es wegen einer Schelmerei geſchieht, iſt gar zu allerliebſt. Ich verliebe mich ein Dutzendmal, ehe ich am Thor bin, und die Fiſchzugsverſe eines Volksdichters

„Wollt' in Strahlau Fiſche fangen,
Doch ſein eignes Herz blieb hangen."

paſſen ganz auf mich. — Durch die Mühlenſtraße, die gewiß länger iſt als die berühmte Friedrichsſtraße, denn ſie iſt ſchlechthin unendlich, gelangen wir ans Thor, ins Freie! Rechts grünt die große Wieſe, die das Spreeufer bildet; diesmal liegt ſie aber unter dem Strom, der darauf wogenden Menge nämlich; links ſind Kraut- und Kohlfelder, Wieſen- und Ackerland; über uns ſchöne Baumzweige; rings um uns Getümmel und buntes verworrenes Treiben der Berliner Heerzüge zum Fiſchzug.

Eine kleine halbe Stunde fahren wir in diesem Getümmel, dann heißt es: stop! Wir haben die Wagenburg erreicht, welche sich rechts auf der Wiese bildet. Hier steigen wir ab, und werfen nun eigentlich erst Anker auf dem echten Fischzugsboden, denn wir halten am Fischerdorf Strahlau, dessen acht bis zehn Häuser der Spree zugewendet sind. In Wien hatte sonst jeder Fürst eine Kapelle; in Strahlau hat am Fischzug jedes Haus eine, ja mehr, auch jede Gondel, wie wir bald sehen werden. Es ist uns ein Kleines, ein Dutzend Strauß'sche Walzer zugleich zu hören, und folglich in ein zwölffaches Entzücken zu gerathen. Doch dies ist die geringste Herrlichkeit Strahlau's; die größte fast ist das wirbelnde und treibende Gedränge, wo Ellenbogen und Hüften Kriegs- und Friedenstraktate schließen, je nachdem der Nachbar behaglich oder unbehaglich ist. An einigen Stellen bilden sich im großen Strudel kleinere, aber reißendere. Es giebt nämlich dort etwas Außerordentliches zu schauen. Ein Theater ist aufgeschlagen, ein Marionetten-Theater; wehte uns nur nicht der Wind so kalt an die Nase, uns müßte ganz neapolitanisch zu Muthe werden, wenn gleich nur ein deutscher Hanswurst, kein Policinello, uns lärmend näher ruft. Im Prosceniun stehen die Bildsäulen zweier berühmter Komiker des Königstädter Theaters, Angely und Röcke, in zwei berühmten Rollen derselben aus dem Fest der Handwerker, als Mauerpolirer Knoll und Tischler Hähnchen. So kommt selbst ein

Angely auf die Nachwelt, ſo klein er auch war, und Napoleon wird wenig vor ihm voraus haben an Größe. Was kann ich erſt hoffen, der ich faſt ſo dick bin, wie jene hoch! Vor der Hand iſt dieſer Vortheil mein Nachtheil, denn ich werde gewaltig gedrängt, weil die Menge am nächſten Hauſe durchaus den großen Krebs ſehen will, den ein kleines Mädchen gegen kleine Münze vorzeigt. — Hoch wirbelt der Staub über dem wirbelnden Menſchenſtrudel! Dieſes Staubbad mit bedeutender Friction macht mich durſtig. Ich kämpfe mir wie Arnold von Winkelried eine Gaſſe durch das Gedränge, und lege gewiſſermaßen Breſche in daſſelbe. So gelange ich vor einen Schenktiſch, an dem dreißig durſtige Rachen zugleich ſich aufſperren und „Bier" brüllen. Wer nicht wüßte, wovon es ſich handelte, könnte glauben, er habe es mit ſpaniſchen Revolutionsmännern oder Pariſer Septembriſirern zu thun. Doch wahrlich ſie vergießen kein Blut, ſondern nur Berliner Weißbier, das ſie noch dazu ehrlich bezahlen. Ich will mich aber leichter anheiſchig machen beim Teufel eine ehrliche, gerechte Sache durchzuſetzen, als hier ein Zweigroſchenſtück für das Weißbier los zu werden. Endlich glückt es mir doch, und ich kämpfe mich wieder auf die Gaſſe hinaus um fernere Abentheuer auf der Wieſe aufzuſuchen. Dieſe ſtößt gleich an das Dorf; auf ihr erblickt man eine uralte, doch jüngſt renovirte, zierlich weiß gefärbte kleine Kirche die halb hinter herrlichen alten Linden verſteckt liegt. Der Kirchhof ſelbſt iſt umfriedet, und bleibt, wie er ſoll, mit-

ten im Gewühl still. Doch rings um ihn her wogt und brauset das bunte Gedränge auf und nieder, und bedeckt die Wiesenplätze bis an das Wasser hinab, das die grüne Landzunge von beiden Seiten bespült. Ehe ich aber das Gemälde in ein Seestück verwandle, habe ich noch einige Wiesenblumen zu pflücken. Die Messe ist nämlich der Markt alles Herrlichen, was das Leben hat; das Paradies ist ein Krähwinkel dagegen. Denn wo hat man je gelesen, — ich fordere alle Theologen dreist heraus mich aus dem Urtext zu widerlegen — daß im Paradies solche Würste! in ganzen Mulden, — Gurkensallat in Badewannen, — Schinken in wahren Heerden oder Horden, — Butterbrots-Babylons-Thürme, — und tausend andere Köstlichkeiten aufgehäuft gewesen, von denen die Reichthümer zu Tyrus und Sidon nicht einmal etwas ahneten? Antwort, Theologen! Sah man ein Paradeis (wie man viel richtiger schreibt als Paradies, den unangenehmen Rosdieschen-Nachgeschmack nicht zu rechnen) dergleichen? Sah man Kaffeekannen so hoch wie die Cedern auf Libanon? Milchtöpfe und Syrupschalen, in denen der Leviathan wie eine Fliege verloren umherschwimmen könnte? Sah man — jetzt komme ich noch auf besseres! — sah man, frage ich, Glücksbuden, wo man immer gewinnt, oder doch wenigstens jeder Wurf über zwölf? War es möglich dort schon einen ächten Raphael aufzustellen, der alle Schreckensgeschichten der Bibel schauerlich schön conterfeit, und vollends eine Malibran — die war es

wenigſtens! — daneben, die uns den Commentar dazu ſingen! War das möglich, Chriſten, die Ihr mich leſet!

Und nun komme ich aufs Beſte. Konnten im Garten der erſten Menſchen mehr als dieſe ſein? Aber wen ſeht Ihr in Strahlau? Die Blüthe der ganzen Menſchheit Berlins, die concentrirte beau monde, dreißig Tauſend wenigſtens, auf der einen Wieſe! Es iſt himmliſch, — oder vielmehr, was iſt himmliſch dagegen!

Jetzt muß ich Gruppen zeichnen. Hier zwei Wurſtfreſſer, brüderlich maleriſch an einen Eichenſtamm gelehnt, in der Rechten eine Cervelatwurſt wie ein Scepter, in der Linken die Branntweinflaſche als Reichsapfel, denn ſie iſt das wahre Reich der Seligkeit, nur leider nicht das ewige! Gern vergliche ich die Embleme der Wurſtophagen mit kaiſerlichen, denn ſie ſind vergnügter als Könige, folglich vielleicht ſo vergnügt wie Kaiſer. Ach, theuerſte Leſer, was könnte ein Kaiſer darum geben, wenn er jemals ein ſo vergnügtes Geſicht aufbrächte wie meine Wurſtſeligen! — Dennoch gebe ich ſie unbedenklich weg für jene Kaffeetrinker dort am Tiſch auf den dünnbeinigſten Strohſtühlen, die je einen Erdenſohn getragen. Beim Herkules, das müſſen Leinweber ſein! Aechtere Webſtuhlhelden ſah ich nie! Mager und ſchmalleibig wie Weſpen, ſpitze Hafennaſen, flachsbleiches leinwandfarbiges Haar, graue Augenverſuche, — denn wirkliche Augen kann man das nicht nennen, — ein ſeliger Leinweberhumor im Blick und Lächeln, — zwar etwas hypochondriſcher Anſatz vom ewigen Sitzen,

doch gemildert durch Leierkastenmotion*) — heut nun vollends strahlende Wonne auf der hagern Wange, — glatt rasirt! es ist fast unglaublich! Ach, und der schmachtende Blick nach der Kaffeekanne aus Broddignac (dem Riesenlande Swift's), der lüsterne auf den Milchtopf Aegyptens, auf den hymettischen Syrup daneben, — jetzt die Mischung dieser drei Cardinal-Tugenden des Leinweberkaffees, — die Wonne des Kühlblasens, des Aufschlürfens aus der Untertasse, wo sich das ganze Angesicht in dem Nektarspiegel reflectirt und selbst beschauen kann!! O Leineweber! Weshalb stimmt Ihr nicht Shakespear's Kanon an, der Euch drei Seelen aus dem Leibe haspeln kann! Leineweber! Ich möchte Eure Seele sehn, besonders heut, wo sie so selig ist, Ihr armen Schelme! Euern Kaffee gönne ich Euch von Herzen, und gewiß jeder Leser mit mir; denn, außer dem Strahlauer Fischzuglatzen, habt Ihrs doch zu betrübt getroffen im Leben, arme Käuze!

Ich gehe jetzt zu Wesen über, mit denen Ihr wenig Berührungspunkte habt, gute Kaffeetrinker! Es sind die Hunderte, was sag ich, die Tausende von rothbackigen Mädchen, die auf der Wiese umherschwärmen. Man möchte nicht nur mit, man möchte für Euch schwär-

*) Die Berliner Leinweber gehn meist Abends mit einem Leierkasten umher, um sich nach der sitzenden Arbeit, die überdies nicht das Lampenöl abwirft, noch eine Bewegung zu machen, und einen Abendverdienst, der bisweilen den des Tages ums Doppelte übertrifft.

men, allerliebste Kinder! Wie gerne tanzte ich dort mit in dem großen Ring, wo ein ganzer Cotillon im Freien aufgeführt wird! Wie gern spielte ich mit Euch „Amor wollte sich erquicken," zumal da er sich bei diesem Spiel wirklich erquickt durch frische Küsse. Auch dort den phantastischen Aufzug, zu dem Ihr Euch mit Schilf gekrönt und mit hohen Binsen geschmückt habt, machte ich gern mit. — Wahrhaftig, Ihr Mädchen, das Fest fängt an interessant zu werden, denn mir ahnet, es gleicht dem eleusischen und wird auch etwas von seinen Mysterien haben! Laßt Euch nur nicht zu tief darin einweihen!

„Aber ich bitte Sie, Herr Redacteur oder Schriftsteller, was soll daraus werden? die Sonne neigt sich fast zum Untergange, und noch sind wir nicht einmal zu Wasser gefahren! Ist das ein Fischzug?" — „Geduld, augenblicklich!" Von nun an soll Alles reißend schnell gehn! Da ruft man uns ja auch schon!

Eine Reihe athletischer Fährmänner steht an Nachen und auf Gondel-Rostris und hält Reden, ungleich bündiger als Cicero auf seinen elenden römischen Rostris am Forum. Aber wie spricht die Schaar der Charonten zwischen Treptow und Strahlau?

„Alleweile, alleweile nach Treptow!*) Immer heran meine Herren! Immer heran! Jetzt gleich auf der

*) Die Reden werden im Berlinischen Dialekt gehalten, doch ich übertrage Alles in den feineren attischen.

Stelle geht der Kahn ab! Sie Mussich! Mit der neuen rothen Weste! Hierher! Sehn Sie! Ich habe allerliebste Mädchen auf dem Kahn! Junge, Schaafskopf! (außer dieser Stichelei bekommt der Schiffsjunge eine Ohrfeige) lege doch das Brett aus! Soll sich die Mamsell Spreewasser in den Strumpf laufen lassen! Wirst Du sie abtrocknen, wenn sie naß ist? Hier, Mamsellchen! Geben Sie mir die Hand! So immer dreist! — Leiermann, will Er voll orgeln und singen! (der Ruf gilt dem Schiffsorchester) Hierher, Madamchen, mit Ihren drei Würmern! Horcht die schöne Musik auf dem Kahn! Lauter allerneueste Walzer von Strauß! Jetzt frisch! Die letzte Person! Ein Paar haben noch mehr Platz! Nun vorwärts! Brett ein! Abgefahren!

Die Gondel fährt ab; wir sitzen darauf wie in einem Sklavenschiff eingeschachtelt! Aeolus! Halte ja deinen Schlauch zu! denn der leiseste Zephyros, der dir wider Willen entwischt, würde unsere drittehalb Zoll Bord in die Wellen einsenken, und der Verfasser der Genreskizzen läge in der Spree! — — Doch die ganze Schiffsmann- und weibschaft ist guten Muths. Der Leierkasten läßt die schönsten Lieder vernehmen; einige Walzer und Ecossaisen fahren nebenher auf andern Gondeln, und wenn wir endlich so viel Muth gewonnen haben aus unserer Arche Noah herauszuschauen, so überblicken wir den blauen Spiegel der Spree mit Hunderten von ähnlichen Schiffchen bedeckt, deren, obgleich sie alle eben so überladen sind wie das unsrige, doch unseres Wissens noch

niemals eins zu Grunde gegangen ist. Nach wenigen Minuten erreichen wir das Ufer von Treptow. Für den Nichtkundigen muß ich hier beiläufig bemerken, daß Strahlau und Treptow das Berliner Dower und Calais sind. Um in Calais oder Treptow zu landen, haben wir noch einige Fata zu bestehen. Einmal brandschatzt uns der Leiermann, der keinen aus dem Schiff läßt, der ihm nicht den Silberkla. 3 des Geldes für den seiner Leier zahlt. Und dann müssen wir aussteigen! Der Uferrand ist flach, die Schiffe können nicht nahe heran, sondern es muß ein langes, langes Brett ausgelegt werden. Zehnmal lieber passire ich die Brücken von Arcole oder Lodi, die Thermopylen, laufe auf dem Seil von einem Gensdarmen-Thurme zum andern, als ich auf einem solchen meilenlangen schwankenden Engpaß aus dem Schiff ans Ufer balancire, zumal vor so vielen Tausend Zuschauern, die nur darauf warten mich auszulachen, wenn ich ins Wasser falle! Zehnmal setze ich an und ziehe immer wieder zurück; doch endlich fasse ich Muth und thue einen Schritt wie Pierrot, um in einem Satz, höchstens in zweien, über den Acheron zu zu sein. Da fügt es der Satan, daß gleich hinter mir ein Brauergesell, oder ein Viehmäster, oder eine Mehltonne, oder ein Rhinoceros, oder gar die dicke Fleischerfrau, Madam K..., kurz irgend ein Ungethüm lastend auf das Brett wuchtet, daß ich in die Höhe geschnellt werde wie ein Federball. Und ich bin denn doch kein Flederwisch, will ich hoffen! Einen leisen Schrei des Entse-

gens halte ich unter solchen Umständen für erlaubt, denn man denke sich meine Lage! Vor mir das Rettungsufer, aber leider einen Schritt zu weit! Eine Legion müßiger Berliner Gaffer und Gafferinnen schon in Treptow aufmarschirt, um die Ausschiffung des dicken Recensenten, den viele schon von Weitem erkannt haben, mit anzusehen; trotz meiner Kurzsichtigkeit entdecke ich schon mit einem Blick funfzig satyrische Spitzbubengesichter und darunter die aller meiner Feinde; die halbe Hölle habe ich schon abverdient, weil sie bereits sämmtlich ihre Bosheit über meinen Schreck ausgelassen, und die andere halbe ist mir auch schon reichlich zugemessen durch die Angst vor dem, was mir noch bevorsteht. Denn unter mir gähnt der Acheron, der Sumpf des Cocytos, der schwarze Styx, kurz der Höllenpfuhl selber, und droht mich zu verschlingen. Kein Floh könnte festen Fuß fassen auf dem tatarischen Brett, das unter dem Stampfmühlentritte des Ungethüms hinter mir hin und her schwirrt, wie eine losgeschnellte Bogensehne. Ich lange angstvoll nach der hülfreichen Hand des Schiffers, doch er hat lauter Silbergroschen darinn, und bekümmert sich den Teufel um einen Recensenten in angustiis. Meine Arme greifen umher wie zwei Windmühlenflügel, aber eben so wie diese immer ins Leere; meine Füße zappeln nach der schwirrenden Brettsehne wie Gusikow's Klöpfel auf seiner Strohfiedel; kurz, es ist ein herzbrechender Anblick, und die eine Sekunde dieses Zustandes wird mir zu einer Höllenewigkeit.

Ich gleiche einem umgekehrten Perpendikel, der unten fest ist und oben wie besoffen hin und her pendulirt! Und endlich muß ich selbst die Stunde meines Verderbens nachschlagen durch Um- und Niederschlagen ins Wasser! Teufel! Soll ich einmal wie ein lächerlicher Pudel vorm Publiko auftreten, weshalb falle ich nicht wenigstens in das atlantische Meer, oder in die Charybdis — aber in dieses sieben Zoll tiefe trübe aufgewühlte Moder-Elend zu stürzen, und vor ganz Treptow — das war zu viel — selbst für einen Traum! — Denn nur in diesem passirte es mir in der Nacht nach dem Fischzug als Nachbild und Reflex meiner innern Angstzustände am Tage, und meine Feinde haben sich vergeblich an der Wirklichkeit des Ereignisses geletzt! Nein, Ihr Schelme! Ich sprang frisch, wie Cäsar ans afrikanische, an mein Treptowgestade, und war nicht einmal so ungeschickt wie der römische Proconsul, dabei auf die Nase zu fallen; ein Fall, für den ich übrigens das teneo te Africam sehr sicher memorirt habe. —

So stand ich denn in Treptow, und lag weder am noch im Wasser. Im Gegentheil, höchst vergnüglich schlüpfte ich durch die elegante Menge. Denn Treptow ist die erste Rang-Loge für Strahlau; hier sieht man die Berliner Nobelgarde der Damen und Herren in dem Garten des eleganten Wirthshauses versammelt. Ein schöner Anblick! Doch einen noch viel schöneren genießt man von der Plattform des Gebäudes! Himmel, hier verschwindet Komus kleiner Maaßstab der Dinge, und

die Gesammtheit der niedrigen Lust liegt als etwas Erhabenes, Großartiges vor uns. Zunächst unter uns ein wogendes Meer bunter, eleganter Gestalten, die sich weit hin am Ufer verbreiten, und sich in dem Treptower Elsgebüsch (wohin wir gleich wandeln wollen) verlieren. Ein wenig weiter der breite, blaue Strom, bedeckt mit Tausenden von Nachen, die mit wehenden Flaggen, Laub, Kränzen und Blumengewinden geschmückt sind, von denen das Brausen der Lust, der fröhlich eingemischte Klang der Musik heraufschallt. — Jenseits das grüne Ufer Strahlaus, die weiße Kirche zwischen den hohen Linden, und ringsum das wimmelnde, bunte Getreibe, das in so weiter Ferne aufs zierlichste verjüngt erscheint, und sich wie ein Mignaturbild vor uns abmalt. Die sinkende Sonne wirft ihre Goldlichter, ihren Purpurhauch darüber hin; weiße Nebelstreifen dampfen aus den Wiesen dazwischen auf; der Rauch von den Kochheerden zieht malerisch durch die reine Luft; der Abendhimmel fängt an Farben zu spielen, und wirft sie in das Blau des ruhigen Stroms; hie und da blinken schon einzelne Lichter in den Glücksbuden auf, und die Feuer auf der Wiese fangen an röther zu leuchten. —

Doch wahrhaftig es ist die höchste Zeit den poetischen Krimskrams abzubrechen und in den Treptower Busch zu eilen. —

Strahlau ist der Markt, Treptow der Salon, der Busch das Boudoir des Fischzuges — oder nein, der Busch ist eben der Busch. Was soll das hel-

ßen? Je nun, er hat zwar die Vertraulichkeit des Boudoirs, ist aber doch nicht verschlossen. Denn vorn, in seinen lichteren Räumen, sehn wir große fröhliche Kreise, gelagerte Gruppen, Tanz, Gesang, gastliche Spiele, wie auf der Kirchhofswiese. Etwas tiefer hinein sieht man kleinere Colonieen, sogenannte Familien; dann wird die Bevölkerung noch sparsamer, man erblickt nur wandelnde Pärchen. Der Busch ist schattig, kühl, er hat überall einen schwellenden Rasenpfühl, es sitzt und lagert sich gar zu angenehm darauf, der Abend dämmert — man sieht noch hier und dort ein weißes Gewand durch das Laub schimmern — nun sind die Pärchen alle verschwunden im Waldesgrün und Dunkel — doch dieses Flüstern? — sind es bewegte Blätter? — sollen wir nach? — O nein, viel lieber suchen wir uns selbst mit dem Liebchen eine einsame Stelle. —

Nun wird es ganz dunkel — wer Henker kann aber weiter beschreiben, wenn er nicht mehr sieht?

Es ist aber auch nicht gut, daß man Alles sehe, und vollends Alles beschreibe.

Wenn wir aus dem Busch zurückkehren, wo uns die Nacht alle eleusinische Mysterien des Festes, die wir ahnen oder vermuthen, eigensinnig verschleiert gehalten hat, so daß wir beim besten Willen auch nicht das Mindeste auszuplaudern wüßten, — wenn wir zurückkommen, liegen Dower und Calais beleuchtet vor uns, und spiegeln tausend buntfarbige Lichter und Lampen in der Meerenge oder Spreebreite ab. Ja auf der Woge

selbst kreuzen die leuchtenden Glanzpunkte wie Johanniswürmchen hin und her, und werfen längst Blitze über den Wasserspiegel. — Auf der Spitze des Wirthshauses zu Treptow schimmert ein erleuchteter Ballon wie ein großer Mond, dessen schwarze Flecken den preußischen Adler bilden, der seinen Schnabel also auch in dieses Fest steckt und zusieht, was es Neues dabei giebt. —

Das Getön murmelnd durcheinander brausender Stimmen schlägt an unser Ohr. Einzelne Rufe schnalzen wie Springhechte aus der Fluth! „Kutscher! Fuhrmann! Friedrich! Mein Wagen!" — das Volksfest will zu Haus fahren; wir auch. Jetzt kommt das Elend nach! Gestoßen, getreten, gedrängt, vom Staub erstickt erreichen wir die Wagenburg. Hinaus fahren war freier Wille, hinein muß man; darum enorme Preise, Complotte der Fuhrleute untereinander, keinen Heller abzulassen. Wir bezahlen und fahren! Welch eine Wagenreihe! Welch ein Staubwolkenstrom! Doch er ist mit Gesängen gewürzt, wenn gleich es nicht Sirenen sind, die aus seiner undurchdringlichen Tiefe heraus ihre Stimmen ertönen lassen.

Dicke Grundstriche von Bierbässen sind es, die uns umbrausen. Wir haben keine Meilenzeiger auf dem Wege, können aber die Strecken nach Liedern messen. Denn jetzt fahren wir mitten im „Prinz Eugen der edle Ritter," hundert Schritt weiter haben wir den „lieben Augustin" eingeholt, noch hundert Schritt weiter, und man ruft uns zu: „Der Tabak ist

mein Leben.“ Abermals hundert und man belehrt uns: „Ein freies Leben führen wir.“ Jetzt heißt es: „Wohl auf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd;“ jetzt „gaudeamus igitur,“ und mit dem „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus“ fahren wir endlich ins Thor ein. Hier hat aber das Fest noch lange kein Ende, und der Appendix ist noch so lang, wie die ganze Köpenicker- und Jakobsstraße. Die Beweise liegen an beiden Seiten, denn überall erblicken wir erleuchtete Fenster und Gärten, und Tanzmusik kitzelt uns das Ohr; daß es uns bis in die Fußzehen prickelt. Geduld! auch diese Sehnsucht soll sich noch erfüllen, denn wir halten vor dem Colosseum, diesem Feenpalast der Berliner, wo uns ein ganzer Irrgarten von Tanzsälen aufgethan wird, und ein Ocean von Straußischen Walzerwellen uns umströmt.

Der Okeanos bildete die Grenze der alten tellerrund gedachten Welt; er bilde auch die unseres Rundgemäldes vom Strahlauer Fischzuge; und wie seine Töchter und Nymphen, die Okeaniden, zwar den Prometheus trösteten, allein ihn doch durch ihren Gesang nicht von seinem Felsen locken konnten, so sollen auch alle Nymphen und Sirenen des Colosseums, wie lieblich tanzend sich ihre zahllosen Schaaren in den feenhaft erhellten Räumen vor uns bewegen, uns nicht von unserm felsenfesten Entschluß verlocken, hier den Rahmen unseres Bildes zu schließen.

Specielle und generelle Kriegs-Erklärung.

Eine Liebe ist der andern werth. Mehrmals schon habe ich einige feine Anspielungen auf das Nachdruckergeschäft gewisser Blätter gemacht; begreiflich ists daher, daß der Berliner Correspondent eines derselben wiederum einige feine Anspielungen auf das ästhetische Geschäft Berlins und Athens macht, und die Johannismappe ein wenig kritisch anstichelt, sie z. B. miserabel nennt, und ähnlicher Weise, andeutend, ihren Werth vielleicht verdächtigt. Zwei Dinge mißfallen dem Correspondenten besonders. Erstlich, daß ich zu viel von meiner Gelehrsamkeit verrathe, durch den Gebrauch griechischer — Worte, Kunst-Ausdrücke? O nein, das wäre ja über alle Grenzen gegangen, — aber Namen, wie z. B. Philippus!! Er vermuthet aus dieser gelehrten Ostentation, aus diesem „gesuchten Philhellenismus," daß ich kein sonderlicher Grieche sei! Verteufelt, erstlich, daß er Recht hat, zweitens, daß ich nicht vorsichtiger war! Ich will auch in meinem Leben keiner meiner dichterischen

Figuren einen griechischen Namen, z. B. Theodor, geben, damit mich nicht alle Welt für einen philologischen Prahlhans halte, hinter dem aber nichts steckt; vollends werde ich mich aber hüten, Jemand z. B. „Jacob" zu nennen, denn die Prahlerei mit dem Hebräischen wäre noch ärger*).

Das Zweite, woran er hauptsächlich Anstoß nimmt, ist mein athenienſischer Streusand, der (dies thut dem Correspondenten weh) Niemanden weh thun wird. Aber, Bester, soll ich denn mit Mühlsteinen streuen? Es thut mir freilich weh, daß Ihnen mein Streusand zu fein ist, — denn darin muß es liegen. Was will ich aber machen? Auf Naturen Ihrer Art ist man nicht immer

---

*) Und um so unverzeihlicher, als ich nicht einmal recht mit dem Deutschen fertig werde, was der Correspondent bei seinem Scharfblick gewiß auch schon gemerkt hat. Daß ich die Grammatik nicht verstehe, möchte noch hingehn, denn auf hundert Deutsche, die die lateinische Grammatik am Schnürchen haben, trifft man kaum einen, der je eine deutsche aufgemacht. Aber mit mir ists noch ärger; ich weiß nicht einmal etwas von der Orthographie. So wollte ich einem Journal-Correspondenten (ich möchte ihn wohl gerade heraus nennen, aber ich kann nicht, denn er ist anonym geblieben) einen freundschaftlichen Brief schreiben und fing an: „Gehrter, gelerter Correspondent;" doch ein Freund von Erudition meinte, das sei falsch, ich müsse schreiben: „Gehrter, gelehrter Correspondent." So einfach das war, ich konnte es nicht fassen, und somit unterblieb der ganze Brief. Daraus wird der Correspondent quaestionis ersehn, was Unwissenheit uns für Schaden thun kann.

eingerichtet. Man trägt wohl eine Badine in der Hand und — — — aber welcher gesetzte Mann, vollends ein Herausgeber von Genre-Fresko-Skizzen kann, (wenn ers auch als Student leistete) stets einen Zigenhainer bei sich führen? — Und es ist dennoch die Frage, ob Sie sich damit genügen lassen, und nicht vielmehr zum Winken einen Zaunpfahl, zu andern Correktionen einen Wellbaum verlangen? Bedenken Sie doch, anonymer Correspondent, dies ist ja eine unbillige Forderung, zu der Sie das Maaß nur nach Ihrem Gigantenleibe geschnitten haben können! — Aber ich habe mich wohl genug mit Ihnen amüsirt, und gehe lieber zu generellen Dingen über. —

Dieselben sind inzwischen äußerst ernsthaft — besonders für mich, — denn es betrifft nichts Geringeres als eine förmliche Kriegserklärung.

Längst nämlich nagt es mir als ein Wurm am Herzen, hämmert sich's als ein Nagel in meinen Sarg, daß ich so gut wie Piron nichts bin, nicht einmal Doctor.

Vor zehn Jahren setzte ich ernsthaft an zu promoviren, aber allerlei schriftstellerische Distraktionen trieben mich, als contraire Winde, ganz wieder abwärts von meinem Ziel. Vor Bücherschreiben kam ich zu keiner Dissertation, und über dem kritischen Examen das ich anstellte, versäumte ich's eins mit mir anstellen zu lassen.

Jetzt reut' michs und ich lenke ein. Eine Abhandlung habe ich schon unter der Feder, und sende sie nächstens nach Erlangen oder Jena, wo es am wohlfeilsten ist. (Denn ich bin so klug, wie Nanten und Behörden, und contrahire wegen meines Doctorhuts mit dem Mindestfordernden.) Ich lasse meinen Traktat nur noch ins Lateinische übersetzen, „denn also ist es bräuchlich bei den Schützen" sagt Tell, und meint die Pfeilschützen, ich aber die ABC-Schützen in philologicis, folglich mich. Der Titel meiner Dissertation lautet: „**De Pestilentia in literis et scientiis, vel de horrenda *correspondentium**) impudentia, tractatus philosophicus.**"

Aber ich will auch disputiren, und schlage hiermit meine Theses für alle Universitäten öffentlich an, wenn auch nicht 95, wie Luther, doch etliche weniger, das heißt sieben. Damit ich aber nicht vorweg mit zu großer Gelehrsamkeit prahle (der Correspondent dessen ich oben gedacht, dem Gelehrsamkeit widersteht, wie er ihr, möchte mich auch sonst nicht verstehn) gebe ich sie nicht lateinisch, sondern deutsch.

1) Die ganz generelle Thesis — „Spitzbuben sind schlechtweg Spitzbuben." (NB. Ich merke hierbei an, daß die gelehrte Behauptung des Gegentheils keinen Schatten auf den Charakter meines Opponenten werfen soll.) . .

---

*) Ich stemple dies Wort, bis mir ein Philolog ein ächtes giebt, wirkliches Metall statt meines Papiergeldes.

2) Gedroschene Lumpen (man drischt sie zwar nirgend, aber man sollte sie doch dreschen) geben Ungeziefer.

3) Die Natur producirt kein anonymes Ungeziefer, nur die Kunst — und die Literatur.

4) In der Literatur lautet das Zeugniß der Reife, Nr. 1., also das beste für den anonymen Autor: „Anonymus gleich Hasenfuß." (Diesen Satz denke ich besonders glücklich durchzufechten, zumal da ich einige Exceptionen nobler Anonymität zugebe.)

5) Es giebt wirklich einen Unterschied zwischen Mouchards und anonymen Correspondenten. (Dieser Satz ist zwar sehr schwer durchzuführen, doch hoffe ich von meiner Vertheidigung etwas — für die Mouchards!)

6) Generelle Thesis: „Jeder Esel ist am Bah zu erkennen."

7) Specielle Thesis: „Wer Gustav N...l. Buch über Italien lobt, erreicht fast den Verfasser (Sapiens uno minor est love.)

Nach glücklicher Durchführung dieser sieben Theses gebe ich meinen geehrten Opponenten, falls sie sich nicht etwa anonym halten, einen Doctorschmaus, den ich im nächsten Heft zu schildern hoffe. —

Ich denke, man kann eine Kriegserklärung mit keiner humaneren, und den Krieg selbst nicht großmüthiger schließen, als durch einen solchen Friedensschluß, wo man an der Friedenstafel bei Tafel sitzt.

Theater-Chronik!

Kein Punktum, ein Ausrufungszeichen setze ich dahinter, und sollte auch eins davor setzen. — Wie schreibe ich meine Theaterchronik? Wie neulich ein Politiker die von Lissabon? „Die Stadt ist ruhig, der Schatz leer!" — Gut: „Das Haus ist ruhig, die Kassé leer." Das Haus aber ist ruhig, weil es leer ist, und eigentlich ist das Publikum ruhig, vielleicht auch weil es leer ist; also Haus, Publikum, Kasse leer, leer, leer — welche ungeheure Leere oder Lehre! Das letztere auch, gewiß, eine sehr gute Lehre sogar, aber wer will jetzo etwas lernen in diesem Jahrhundert der Aufklärung, wo jeder schon alles kann.

Ich sehe über einen Raum von zwei Monaten hinweg; doch wahrlich, er ist ein leerer. Denn was hat die Residenz in dieser Zeit für die deutsche Kunst gethan?

Sie hat in einem Theater „den Zögling" ein Schauspiel von der bekannten erhabenen Verfasserin gegeben; es hat gefallen, aber nicht genug um sich gegen Sommer, schönes Wetter, Badereisende und seine ähnlichen zum Theil auch schöneren Geschwister Wahr-

heit und Lüge, die Fürstenbraut, der Oheim, der Oeconom zu behaupten. Doch wurde es vortrefflich gespielt, durch die Damen Crelinger und Bertha Stich, und die Herren Rott und Krüsemann.

Außerdem sah man in demselben Theater eine artige Operette von Blum: „Max, Marie und Michel," (Jery und Báthely in andrer Manier) worin Dlle. Clara Stich zum erstenmale als Sängerin auftrat, und das alte Rothkäppchen von Boieldieu wurde neu einstudirt, worin dieselbe junge Künstlerin sich zum zweitenmale singend hören ließ. — Dies ist das ganze neue Schauspiel und Opernrepertoir! — Es läßt sich begreifen, daß ein Theater dabei nicht Millionen zurücklegt, sondern eher die Passive recht behaglich ausdehnt.

Doch halt, ich habe gelogen! Zum Geburtstag des Königs, am 3ten August, gab man eine neue Oper „Der Blitz" von Halevy, der aber weder eingeschlagen hat noch ist, viel weniger daß er gezündet hätte.

Aber haben nicht große Gastdarsteller oder Darstellerinnen die Lücken gefüllt? War kein Seydelmann da? Keine — ja, das Personal der Schauspielerinnen hat keine Seydelmännin außerhalb Berlin — es war aber niemand da, als Herr Peters, vom Meklenburg-Strelitzischen Hoftheater, wenn ich nicht irre. Herr Peters ist aber ein guter Gast; kein feiner Comiker, aber doch ein feinerer als sich aus einigen Rollen ver-

muthen ließ. Wenn er engagirt würde, könnten unsre mit den Jahren etwas ausdorrenden und stereotypisch verknöchernden Figuren vielleicht durch den fremden Senker selbst wieder etwas in Saft und Blüthe kommen. Es ist aber schwer zu glauben. —

Das Königsstädtische Theater ist wie die meisten Schulknaben, es will nämlich fleißig werden und etwas leisten. Da aber eine Chronik nur das rückwärts gekehrte Janusgesicht hat, so kann ich mich um das vorwärts gewendete auch nicht bekümmern. Die Retrospektion ergiebt einige neue Wiener Possen, einen Wiener Gast, und einen Pariser Taugenichts. Die Possen habe ich nicht mit getrieben, bei dem Gast bin ich nicht zu Gaste gewesen. Ich will also von beiden das Beste glauben, und diesen Glaubens-Artikel der Chronik einverleiben. Die Recensenten haben als wahre Advocaten pro et contra gefochten; den Barometerstand der Häuser kann man nicht ganz zum Maaßstab nehmen, da bekanntlich der Theaterbarometer bei „Schön Wetter" am schlechtesten, nämlich tiefsten steht, und bei Sturm (gleich dem politischen) unermeßlich steigt, z. B. beim pfeifenden Sturm, oder gar bei donnerndem Erdbeben. Doch Barometervergleichungen gehören nicht in eine Theaterchronik, wohl aber ein Taugenichts, zumal ein solcher Pariser. Ich will nicht gerade sagen, daß derselbe nichts taugt, viel aber gewiß nicht. Ob der ursprüngliche Bildner desselben ein Phidias gewesen, steht zu bezweifeln; daß aber der Töpfer der ihn

ummodellirt hat, seinen Thon recht theatralisch zu kneten wußte, kann man nicht läugnen. — Der Taugenichts behält wenigstens diejenige Eigenschaft des guten Menschen, oder des Menschen überhaupt, daß er sich überall acclimatisirt. Darum wurde dieser französische auch sehr leicht ein deutscher; er wird wie alle Taugenichtse überall sein Fortkommen finden.

Ich bin mit dem Taugenichts zu Ende und mit meiner Chronik dazu. Aber, ist es nicht ein Jammer? Ist in dieser ganzen neueren Bildungsgeschichte des Berliner Theaters, wohl irgend etwas zu treffen gewesen, worauf ein Recensent hätte zu- und losschießen können, als auf eine gute Beute? Nur Geduld! Seit dem 24. August ist ja die Jagd offen. Da wird sich ja doch auch wohl auf dem Recensentenrevier ein Stück Wild zeigen, was verlohnt einmal ordentlich darauf hinzuhalten?

Athenienſiſches Theater.

Heute am 1ſten April:

Der Gott und die Polizei

oder:

Das Volksfeſt.

Ein Drama in fünf Aufzügen.

Erſter Aufzug.

Tempel zu Delphi. — Abgeſandte der athenienſiſchen Polizei werfen ſich vor dem Orakel nieder.

Die Abgeſandten.

Erhabner Gott Apoll! Wie fangen wirs an, beim nächſten Volksfeſt Ruhe zu erhalten?

Stimme des delphiſchen Gottes.

Haltet Ruhe!

(Die Abgeſandten ſehen ſich verdutzt an. Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Tempel zu Delphi.

Die Abgeſandten der Polizei.

Erhabner Gott! Wir erſcheinen zum zweitenmale vor Dir. Was ſollen wir denn nun thun um die Ruhe zu erhalten?

Stimme des delphischen Gottes.

Nichts.

(Die Abgesandten der Polizei sehen sich verdutzt an. Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Die Abgesandten der Polizei.

Erhabner Gott! Was wird das Volk von uns denken, wenn wir nichts thun?

Die Stimme des Gottes.

Das Beste.

(Die Abgesandten sehen sich verdutzt an. Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Tempel zu Delphi.

Die Abgesandten.

Erhabner Gott! Lehre uns, was ist das Beste, das das Volk von uns denken kann?

Der delphische Gott.

Daß Ihr gar nicht da seid!

Fünfter Aufzug.

Volksfest. Unübersehbare Menschenmenge. Keine Polizei. Es herrscht die größte Ordnung. Die Nacht bricht an.

(Der Vorhang fällt.)

Athenienſiſcher Streuſand.

Ein Franzoſe hat folgende Aufforderung in die Zeitungen rücken laſſen: „Alles Lange macht mir Langeweile, ausgenommen lange Geſichter. Da ich nun den Gelegenheiten wo dergleichen gemacht werden eifrig nachjage, erſuche ich die Herren Zea Bermudez und Calomarde mich doch gütigſt mit ihrem jetzigen Aufenthalt bekannt zu machen, damit ich die Länge ihrer Geſichter beobachten kann ſo wie ſie ſpaniſche Zeitungen leſen.“ (Der Mann braucht ſich nur ſpaniſche Papiere zu kaufen und beim Empfang jedes Courszettels in den Spiegel zu ſehn, ſo wird er ſeiner Liebhaberei an langen Geſichtern wohl genügen können; einfacher iſts freilich er geht überhaupt nur auf die Börſe.)

* * *

Welcher Niedergeſchlagene verbreitet allgemeine Heiterkeit? — Ein niedergeſchlagener Prozeß.

* * *

Ein wichtiger Proceß wird nächſtens in Athen verhandelt werden. Seit zehn Jahren iſt daſelbſt die

Gasbeleuchtung eingeführt, doch werden die Laternen, einer contractlichen Bedingung zufolge, für den Theil der Nacht gelöscht, wo der Mond scheint. Da sich aber gefunden hat, daß dieser Theil der Nächte oft der finsterste war, und ein hochedler athenienſischer Magistrat daher häufig auf die Nase, mithin auf den Kopf gefallen ist, weil eben der Mond nicht schien, obgleich er nach dem Kalender die unerläßliche Verpflichtung hatte: so verlangt jetzo derselbige Magistrat, da er kein anderes Licht hat, Gaslicht, und hat sich einen engliſchen Advocaten zur Gewahrsam seiner Rechte angenommen. Dieser concludirt nach buchstäblicher Auslegung der Gesetze so: „das Gas soll contractlich nur dann nicht leuchten, wenn der Mond scheint, nicht aber, wenn er scheinen soll; mithin hat die Gascompagnie, sobald durch zwei Zeugen erwiesen wird, daß der Mond nicht geschienen habe, das Gaslicht sofort nachzuliefern, und ist mit seinen Regreßansprüchen an den Mond zu verweisen.“ Man ist sehr gespannt, wem dieser Rechtshandel Licht geben wird, besorgt aber sehr, daß, wenn das Resultat zu aufklärend ist, die Geistlichkeit eine Niederschlagung des Processes durchsetzen wird. Viele sind recht bange für den Mond bei der ganzen Sache.

* * *

Athen, den 5ten September. (vergl. die Zeitung.) Heute ist hier die wichtigste Nachricht des Jahres einge-

gangen: „So eben sind die ersten Holsteinischen Austern eingetroffen.“ — Man verwundert sich nur, daß der officielle Theil der Staatszeitung dies nicht gemeldet hat. Indessen weiß man für gewiß, daß der Telegraph sogleich an zu arbeiten fing, muthmaßlich um das Ereigniß durch das ganze Reich zu verkünden. Es wäre unstreitig das Bedeutendste, was der seit drei Jahren erst existirende Telegraph uns bisher geleistet hätte.

* * *

Der Bienenvater Benecke in Schönerlinde bei Berlin hat (siehe Spenersche Zeitung vom 5ten Septbr.) funfzig Thaler Prämie geboten, wenn Jemand nachweisen kann, daß er seinen Bienen noch ein Quart Honig mehr abnehme, als der Prämiensteller. — Die Idee hat einen Finanzmann in Athen wahrhaft begeistert, und er schlägt vor, die Bienenvatermethode zu einer Landesvatermethode zu machen, nämlich eine Prämie von Beleg zu versprechen, wenn Jemand lehre, wie man die Steuern (diesen wahren Honigseim der Civilisten) so herzerfreuend steigern könne. Der Finanzmann soll bereits einen Orden erhalten haben, und eine, jedoch unverbürgte Nachricht sagt, man habe ihm das spanische Finanzministerium angetragen. (Wenn nur nicht Portugal über diese Acquisition mit Spanien in Krieg geräth!)

Genre-
und
Fresco-Skizzen
aus
Berlin und Athen

von

L. Rellstab.

In

Mappen mit fliegenden Blättern.

No. III.

Die Weihnachtsmappe.

Inhalt: Die Eisenbahnen, eine europäische Nothwendigkeit. — Ankündigung neuer empfindsamer Reisen. — Aus einer nordischen Reise von A. v. Treskow. — Kilian am 3. August (Beschluß.) — Die Zauberflöte in Athen. — Streusand.

Leipzig 1836,
bei Karl Franz Köhler.

Die Eisenbahnen, eine europäische Nothwendigkeit.

(Fortsetzung und Beschluß.)

Wir kommen jetzt zu dem zweiten Theile des dritten Abschnitts, (siehe Michaelismappe pag. 91) welcher von der erhöhten Regsamkeit und Erweckung des menschlichen Geistes, die überhaupt durch die Eisenbahnen entsteht, handeln, und einige Folgen derselben für bürgerliche Einrichtungen berühren soll. Wir haben schon mehrmals als auf eine unbestrittene Wahrheit hingedeutet, daß die Reibungen des Verkehrs dem menschlichen Geist eine elektrische Energie und abgeschliffene Vielgestaltigkeit geben welche dessen Kräfte überhaupt potenziren. Wer die Theorie dieses Satzes bestreiten wollte, den würde die Erfahrung tausendfältig belehren. Ganz besonders ist dieser Verkehr, diese Vervielfältigung der Beziehungen und Verhältnisse ein Bildungsmittel für diejenigen Stände welchen eigentliche Wissenschaftlichkeit fremd ist. Wie schon in größeren Städten überhaupt der Handwerker, der Arbeiter, der Tagelöhner bei weitem herausgebildetere Kräfte, Fähigkeiten und Anschauungen in sich entwickelt, als der in kleineren

Ortschaften, weil eine breitere Basis der Lebensverhältnisse ungleich reichere und mannigfaltigere Anregungen veranlaßt: wie noch mehr in Seestädten denjenigen Gewerbtreibenden, welche mit ihrem großartigen Handelsverkehr in Berührung stehn, ein Schwung der Ideen, ein erweiterter Lebensblick, eine vielgestaltete Praktik eigen wird, über welche sogar der binnenländische Großstädter erstaunt: eben so bewirkt im innern Lande die leichtere Communication mit fernen wichtigen Gegenden wie durch unsichtbare Zauberkräfte einen Austausch, ein beschleunigtes Umrollen der Ideen, von den höchsten Lebenssphären bis in die beschränktesten hinab, welches sein Gleichniß am treffendsten in der Finanzwelt, in den Folgen des vervielfältigten Geldumlaufs findet, wodurch sich Werth und Masse dieses belebenden Metalls bis ins Wunderbare zu mehren scheint. Wie aber die Eisenbahnen jede bisherige Erscheinung in einem gigantischen Maaßstabe reproduciren, so muß dies auch hier der Fall seyn. Der Verkehr einer Seestadt wie Hamburg erstreckt sich zwar in ungleich größere Weiten als durch die Eisenbahnen erreichbar seyn werden, allein er ist nur ein einseitiger, beschränkt sich auf bestimmte formelle Dinge, und schneidet sich, nach dem Binnenlande zu, viel zu plötzlich ab, um bemerkbare Früchte für die entferntere Umgegend zu tragen. Bei Chausseen regt sich das Leben schon nach vielen Seiten hin gleichmäßiger, wenn auch nach keinem Punkte in so großem Maaßstabe. Dieser wird aber durch die Eisenbahnen sofort gewonnen, und um so

mehr gewonnen, als dieſelben nicht wie der Meeresverkehr im überwiegenden Maaße nur den Waarenvertrieb, ſondern bei weitem mehr den Perſonenverkehr veranlaſſen. Wie anders ſich hier die Zukunft geſtalten muß, dieſes mag uns ein Vergleich der Gegenwart mit einer noch nicht gar entfernten Vergangenheit belehren. Noch vor fünf und zwanzig Jahren war Norddeutſchland aus Mangel an Communicationsmitteln gewiſſermaßen einer fortdauernden Sperre und Contumaz unterworfen. Berlin z. B. hatte kaum einige Meilen Chauſſee-Verbindung; die wichtigſten Plätze in ſeiner Nähe Dresden, Leipzig, Magdeburg, Hamburg, Stettin, vollends weitere, wie Königsberg, Warſchau, Breslau, waren durch tiefe Sandwüſten von der großen norddeutſchen Hauptſtadt abgeſperrt. Sie glich daher einem Körper in dem der Kreislauf der Säfte gehemmt iſt, wodurch ſich Schwere und Trägheit in allen Functionen, eine gewiſſe Dumpfheit und Stumpfheit erzeugt. Das Leben war langſam, der Blick beſchränkt; ja ſelbſt der Gelehrte und durch ihn die Wiſſenſchaft empfand die Nachtheile davon; denn ſie zog ſich in ein von aller Wirklichkeit abgetrenntes Gebiet zurück, und der Denker wurde ein Weſen welches mit den Lebenden und Handelnden gar keinen Zuſammenhang hatte, und bei jeder Berührung mit der wirklichen Geſtalt der Welt, aus der er doch, wie Antäus feſtſtehend auf der Erde, ſeine geſundeſten Kräfte ſaugen ſollte, ſich verletzt, oder wie aus einem tiefem ätheriſchem Traume rauh

aufgeſchreckt fühlte, und ſich daher, ſcheu und furchtſam, ſchnell wieder in die dumpfe Bücherwelt, wo kein Hauch friſcher Lebensluft wehte, zurückzog. Das war beſonders das Bild des Schulmannes, und in dieſem Geiſte wurde die Erziehung der Jugend geleitet, die dann höchſtens in der zwar rohen, aber doch ſehr geſunden Freiheit der akademiſchen Jahre *) dieſe und ähnliche Verkrüppelungen wieder verwuchs, bis der enge Lebenszuſchnitt die kaum entwickelten geſunderen Triebe wieder hemmte und in ſich zurück drängte. Nur einzelne, kräftige Naturen ſprachen ſich von dieſen hemmenden Banden frei und wagten ſich in Welt und Leben hinaus. Aber ſchon der Muth zu einer Reiſe über die Dauer der Schulferien, und über die nächſten drei Nachtquartiere hinaus, (was freilich nicht viel weiter war als ein geographiſcher Grad) galt für eine kühne Unternehmung, die nur von Wenigen gewagt wurde. Dieſer Zuſtand hatte vielleicht ein Menſchenalter ſtillſtehend angehalten, als die große Erweckungsſtunde des ſchlafenden Jahrhunderts, zuerſt fern über Meer im Weſten, in Amerika, ſchlug, dann mit lautem Sturmläuten und Donnerton Frankreichs Erdboden erſchütterte, und von dort aus Europa in jene ungeheuren Schwingungen brachte, es mit vulkaniſchen Ausbrüchen des gährenden Zeitgeiſtes überſchüttete, die es ſichtbar unterhöhlten und

*) Die jetzt theils ſich ſelbſt überlebt hat, theils leider zerſtört iſt.

zerstörten, aber eben so seegenskräftig befruchteten, bis die Eruption mit dem Jahre 1815 endete und nunmehr der belohnende Anbau des neugewonnenen Lebensbodens beginnen sollte. Freilich ist dies nicht so unter dem reinen Sonnenlichte eines von oben her fördernden Willens geschehen, wie es erwartet und sehnlichst gehofft wurde; doch führte diese Zeit des Sprossens und Keimens nach so langem Gähren und Erschüttern aller Elemente des Daseyns, unwillkührlich Segnungen im reichsten Maaße herbei, womit eben so unwillkührlich diejenigen Entwicklungen gerade am meisten gefördert wurden, denen eine finstere Parthei die entschiedenste Gegnerschaft erklärt hat. Dahin rechnen wir den durch die Anlage von Chausseen geförderten Völkerverkehr ganz vorzüglich. Er hat einen allgemeinen Geist und Sinn geweckt, der in den höhern Kreisen des Bürgerthums und in den Gewerbtreibenden heimisch geworden ist, und die Basis des in besonnener Freiheit zu gründenden Glückes unserer Söhne werden soll. Man betrachte die, trotz aller heimlich feindseligen Hemmungen, von Jahr zu Jahr riesenhaft zunehmenden Fortschritte des Verkehrens und Verwachsens der Völker miteinander, die auf einigen Punkten besonders durch die Dampfschiffe eine potenzirte Schnelligkeit erhalten haben, und schließe daraus, was die Eisenbahnen gewähren müssen! Die Beweglichkeit der Individuen, womit das Festkleben an engen, vererbten Anschauungen und alten Vorurtheilen zerstört wird, ist schon tief in die

Nationen eingedrungen. In Ständen und Sphären, wo sonst eine Reise als eine Unmöglichkeit oder Thorheit betrachtet wurde, ist sie jetzt fast zur unentbehrlichen, mit jedem Jahr erneuerten Gewohnheit geworden. Der Deutsche fängt wenigstens an heimisch in seinem Vaterlande, vertraut mit dessen Schätzen zu werden; er hört auf zu glauben, daß an der Oder und am Rhein verschiedene Völker wohnen, die sich, er weiß es von seinen Vätern, ja noch durch eigene Erfahrung, fast unaufhörlich zu bekriegen pflegten. Die Zustände verbinden sich schon so, daß ihm dies jetzt wie ein Traum der Vergangenheit, wie eine Unmöglichkeit der Zukunft erscheint. Welch ein geistiger Gewinn ist schon allein dieser Standpunkt der Ansicht!

Doch auch über seine Grenze hat sich der Deutsche gewagt; kein Stand, kein Gewerbe, das sich nicht in zahlreichen Vertretern bei seinen in allen Lebenseinrichtungen vorgeschrittenen Nachbarn in Frankreich, in England, genau umgesehen, und die Früchte seiner Erfahrungen schon in reichem Maaße ins Vaterland verpflanzt hätte. Fortdauernde Abgesandte unterhalten eine gewissermaßen industriell diplomatische Verbindung, und setzen die Ihrigen aufs schnellste von Allem in Kenntniß, was sich Neues und Wichtiges im Gewerb, in der mechanischen Erfindung ereignet Wir wollen diese Vortheile, die sich in alle Zweige der Lebensthätigkeiten erstrecken, nicht ins Einzelne verfolgen. sondern nur sagen, daß es nur die schwachen Anfänge

von dem sind, was uns die Eisenbahnen geben müssen. Ich will versuchen ein Bild dieser Zukunft zu entwerfen, die sich noch viel glänzender zu der Gegenwart, als diese zu der oben geschilderten Vergangenheit verhalten wird.

Liegen erst die Eisenschienen auf weiten Strecken, so treten alle größern Städte in eine nahe Nachbarschaft zu einander. Man gönne uns das vaterländische Recht diese Beziehungen einmal zu unserer Geburtsstadt zu betrachten. Durch die Eisenbahnverbindung werden Dresden, Leipzig, Magdeburg, Stettin u. s. w. zu Berlin in das Verhältniß, welches jetzt Potsdam dazu hat, gesetzt. Hamburg, Prag, Breslau, Cassel, kommen in die Klasse derjenigen Städte, die uns in halber oder doch ganz kurzer Tagereise (sechs bis acht Stunden) erreichbar sind. Frankfurt am Main, München, Wien, Danzig u. s. w. sind in einer Tagereise, fast immer ohne die Nacht zur Hülfe zu nehmen, zu erreichen, und London und Paris werden uns fast so nah gelegt, als jetzo, oder doch noch vor wenigen Jahren Hamburg und Leipzig. Von der Ausdehnung der Geschäfte und des Verkehrs bei so ungeheuren, in so kleinen Raum zusammengedrängten Bevölkerungen will ich hier nicht sprechen, sondern es bei den schon gegebenen ganz generellen Andeutungen bewenden lassen. Aber wie werden solche Verhältnisse auf den Menschen wirken! Welche Basis geben sie seinen Anschauungen, Berührungen, Verbindungen, Wünschen, Einsichten, Erfahrungen!

Es giebt jetzt bei uns kein Lebens- und Standesverhältniß, aus dem, (rüstiges Alter vorausgesetzt,) die Individuen nicht den Muth gefaßt hätten, eine Freudenausflucht nach Potsdam zu machen und mit dem Staunen über die dortigen Herrlichkeiten ihre Seele anzufüllen. Liegen erst die Eisenbahnen, so dehnt sich der Gesichts- und Verkehrskreis dieser Klasse eben so leicht bis Leipzig, Dresden, Magdeburg, Stettin aus. Ganz andere Blicke werden dadurch dem gemeinen Mann geöffnet; er lernt zuvörderst zwei wesentliche Gestaltungsarten des Erdbodens aus eigener Erfahrung kennen, die ihm bis dahin nur dunkel von Hörensagen bekannt waren: er sieht Gebirg und Meer, denn eine Handelsstadt wie Stettin, wenn sie auch nicht unmittelbar an der Küste liegt, bietet doch Aehnliches dar und lockt auch weiter. Fremde Sitten, Gebräuche, Gewerbe werden der Masse durch die Masse bekannt, eine viel mächtigere, elektrisch entzündende Reibung, als wenn der Einzelne durch den Einzelnen spärlich belehrt wird. Wichtiger ist es noch, daß diese Ausflucht von wenigen Stunden den Mann des Volks, den Arbeiter und Tagelöhner, in anders beherrschte und verwaltete Länder bringt und dadurch die Torpidität seines Geistes in Beziehung auf Gegenstände dieser Art unterbricht. Er sieht und erfährt, daß weder das Hergebrachte und Heimische, noch das Fremde und Gewünschte vorzugsweise gut sind, er lernt durch Vergleich richtiger schätzen und denken. Wenn man glaubt, daß die Annahme,

der Tagelöhner, der Arbeiter, werde sich aus dem gleichmäßigen Gang seines Lebens heraus zu einer solchen Ausflucht ermannen, irrig sey, so irrt man selbst. Das Beispiel von Brüssel und Antwerpen hat dies schon widerlegt; denn abgerechnet, daß gerade derjenige Theil des Volkes, auf den die Einrichtung der Eisenbahn wie eine magische Wunderkraft wirken muß, am meisten dahin strömt, um sich durch eigene Anschauung zu überzeugen, so erwacht auch durch die plötzliche Möglichkeit ganz veränderter Zustände in einer Lebenssphäre, die bisher in der Gleichmäßigkeit fast erstarrte, der größte Trieb dazu. Wir wissen, daß der Tagelöhner in Brüssel es sich an dem nothdürftigsten Erwerb abgespart hat, um eines schönen Sonntags Nachmittags die zwei Franks daran zu wenden, die Reise nach Antwerpen hin und zurück zu machen, und, ein Binnenländer, die Seestadt kennen zu lernen. Der gleiche, nur umgekehrte Trieb bewog den Matrosen im Hafen zu Antwerpen zu der Spazierfahrt nach Brüssel, einer Stadt im Innern des Landes, die sonst für ihn unerreichbar war. Der Handwerker, der Arbeiter jeder Art, der Landmann, alles wählt, sowohl zum Betrieb seines Geschäfts, als zum ergötzlichen Versuch, die Eisenbahn. Wird dies bei uns anders seyn? Werden Lockung und Bedürfniß und damit die heilsamen Folgen nicht mit jedem Tage wachsen? Es liegt außer aller Berechnung, wie groß die geistige Umwandlung seyn kann, welche auf diese Art die Massen ergreifen muß.

Die Intelligenz der Bevölkerung muß in einem ungeheuren Maaßstabe wachsen, je vielgestaltiger sich das Leben bewegt, und ein stärkeres Mittel die Berührungen zu vervielfältigen, als die Eisenbahnen, mag kaum gedacht, geschweige jemals zur Ausführung gebracht werden.

Für die höheren Lebenssphären werden diese geistigen Vortheile zwar nicht im gleichen Maaße eintreten, dennoch aber höchst bedeutend seyn. Hier ist besonders die vielfältigere Mischung der Völker und der Sprachen zu berücksichtigen. Liegt Paris dem Berliner so nahe wie Leipzig, so werden Sitte, Sprache, Lebensweise, Fortschritte in Gewerben und Künsten sich unglaublich schnell von einem Gebiet zum andern mittheilen, und beengende Gewohnheit, einseitige Vorliebe müssen mehr und mehr schwinden. Eine solche Schnelligkeit und Vermehrung gegenseitiger Beziehungen hat noch unendlich wichtigere Folgen für die Allgemeinheit als für den Einzelnen; doch werde ich auf diese erst später kommen, wenn ich von den Einwirkungen auf das Staats- und Völkerleben handle. Hier soll nur noch ein Blick auf einige Lebenseinrichtungen gethan werden, die sich in Folge der Eisenbahnen gänzlich umgestalten müssen. Einmal ist es die Ansässigkeit der besitzlosen Klasse, die der Franzose, wenn er sie wegwerfend bezeichnen will, **hommes sans aveu** nennt, welche bei solcher Beweglichkeit der Menge nicht wohl fixirt werden kann. Denn der Arbeiter, welcher an dem einen Ort unbeschäftigt bleibt, wird durch kein Gesetz abzuhalten

seyn, sich schleunig an einem andern Platz, wenn auch in einem Nachbar-Staate, den er in wenigen Stunden bequem erreicht, Thätigkeit zu suchen. Dies wird gewissermaßen eine fluctuirende Bevölkerung erzeugen, die sich, je nach den Bedürfnissen des Augenblicks, vermehren oder vermindern muß. Hat dies gleich manche Unbequemlichkeiten, so ergiebt sich doch auf der andern Seite der Vortheil, daß sich die Menge nach der Beschäftigung zieht. Man wird mir einwenden, daß es leicht seyn dürfte, dieses Umherstreifen zu mindern; doch ich glaube das Gegentheil, und dies führt mich darauf, daß unsere Reisepolizei sich völlig umgestalten wird. Die jetzt so lästige Qual mit den Pässen, (welche, wie die Erfahrung lehrt, zu nichts dienen, als daß die erklärtesten Schelme und Spitzbuben niemals Mangel an einem guten Paß leiden, mithin wir gar nicht durch jene Einrichtung vor solchen Individuen geschützt sind) wird dadurch aufhören: denn alles Unverhältnißmäßige und augenscheinlich Unvernünftige zerfällt von selbst. Es wäre aber wahrhaft unvernünftig, wenn bei einer so ungeheuren Reisefrequenz, wie die, welche sich z. B. zwischen Berlin und Leipzig herstellen müßte, die Forderung gestellt würde, daß jeder Reisende mit einem Paß versehen seyn sollte. Denn betrüge die Zahl der Reisenden, wie dies leicht seyn kann, auch nur 6 bis 800, (und sie kann zu Zeiten noch viel höher steigen) so wäre schon an eine Paßertheilung, wie die bisher übliche, gar nicht mehr zu denken. Denn ab-

gerechnet, daß man zur Ausfertigung, Visirung u. s. w. eines ganz eigenen, äußerst zahlreichen Büreau's bedürfte, mithin ein ungemeiner Kostenaufwand von Seiten des Staats dazu gehören würde, so stünde doch eine solche Einrichtung völlig im Mißverhältniß zu der Reise selbst. Denn mit Recht würde Jedermann über unerhörte Belästigung und Bedrückung klagen, und sich unwillig dagegen auflehnen, wenn er bei einer Reise, die er in drei bis vier Stunden vollendet, die er in einem halben Tage bei eiligen Fällen hin und zurück abthun könnte, eine vielleicht eben so große Zeit auf die Besorgung seines Passes wenden, und denselben (falls unsere jetzigen Preise beibehalten werden) wohl gar auch eben so theuer bezahlen müßte als seinen Platz auf der Eisenbahn. Eine solche polizeiliche Einrichtung würde gewissermaßen zerstörend für die Eisenbahnen seyn, und dürfte folglich nicht dauern, weil der öffentliche Unwille sich zu entschieden dagegen richten müßte. Hätte aber einmal zwischen Berlin und Leipzig unser Paßwesen aufgehört, so müßte sich dies auch weiter erstrecken; denn zwischen Dresden und Leipzig wäre diese Controlle eben so unmöglich und lästig. Zwischen Leipzig und Frankfurt müßte sie ebenfalls wegfallen, — kurz überall, wo der Stempel der Dampfmaschinen auf Eisenbahnen ertönt, hat der Stempel der Polizei auf den Pässen seine Gültigkeit verloren. Damit aber wird ein großer Theil unserer polizeilichen Einrichtungen, welche freilich nur alt hergebrachte Lasten für das Publikum gewesen sind, gänz-

lich zu Grunde gegangen seyn. Daß Anderes an die Stelle treten wird und muß, sind wir nicht in Abrede; aber es wird Zweckgemäßeres und Besseres seyn. —

Der deutsche Zollverband hat den Eisenbahnen vorgearbeitet; ohne diesen wären sie in Deutschland unmöglich; oder auch umgekehrt, bei dem dringenden Bedürfniß der Eisenbahnen, bei der Nothwendigkeit derselben (nothwendig in dem Sinne, daß ein Staat, der hinter diesen Riesenfortschritten der Cultur zurückbleiben wollte, zu Grunde gehen müßte,) hätte der Zollverband, wäre er nicht zufällig einige Jahre zuvor in ausgedehnterem Maaßstabe zu Stande gekommen, eine Folge der Eisenbahnen seyn müssen. Wenigstens sichern sie ihm den Fortbestand, und werden diejenigen Staaten, die sich noch ausgeschlossen haben, unfehlbar hineinziehen. Denn daß der Eisenbahnverkehr mit seinen Tausenden von Reisenden und seinen ungeheuren Lasten an Waaren irgend Bestand haben könnte, bei einem Douanensystem wie das bisherige, wo eine einzige Zollinie alle Vortheile der Eisenbahn annulliren würde, das könnte wohl dem Thörichtsten zu behaupten nicht einfallen. — Man sieht also, diese Erfindung, so sehr sie bis jetzt nur die äußerste Oberfläche der menschlichen Gesellschaft berührt hat, wird tief in ihr Innerstes eingreifen! Doch ich habe hier schon einen Schritt zu weit gethan, indem die Durchführung dieser und ähnlicher Erscheinungen eigentlich schon in den dritten Theil dieses Abschnitts gehört, welcher auch der wichtigste ist, nämlich:

Die Einwirkung der Eisenbahnen auf das Gesammtleben der Völker und Staaten, und Betrachtung derselben als der Basis eines der wichtigsten Entwickelungsmomente für die größten geistigen Bewegungen unserer Zeit.

Wenn ich im Vorhergehenden durchzuführen suchte, daß die Eisenbahnen die geistigen Kräfte und Einsichten der Individuen erhöhen müßten, so leuchtet es fast schon von selbst ein, daß dadurch im gleichen Maaße diejenigen geistigen Elemente gefördert werden, die das Leben unserer Zeit überhaupt bilden, und als die geistigen Resultate des Jahrhunderts betrachtet werden müssen. Denn nur aus der Fortbildung der einzelnen Einsicht gestaltet sich die Fortbildung des Ganzen. Wir möchten freilich nicht behaupten, daß aus den Eisenbahnen als solchen sich unmittelbar eine Richtung des Völkerlebens, wie Europa sie jetzt annimmt, erzeugt haben würde; allein ihre Kraft ist die, das Vorhandene oder irgend wie sich neubildende Gute, in einen riesengewaltigen Umschwung zu bringen. Sie sind gewissermaßen die Zündfäden, an welchen die Funken des Geistes mit Blitzesschnelle fortlaufen, oder in einem andern Gleichniß, die metallnen elektrischen Leiter, welche sie schlagend und erschütternd durch den Körper des ganzen Europa führen, und seine noch starren oder gelähmten Theile bis in die äußersten Spitzen mit beseelendem Geist durchdringen werden. Dieser allgemeinhin ausgesprochene Satz wird sich, denken wir, näher rechtfertigen, und aus dem

Wesen der Eisenbahnen erklären lassen. Dasselbe besteht, wie wir gleich Anfangs im ersten Abschnitt unseres Aufsatzes (siehe die Johannismappe) als Basis annahmen, in einer Concentration des Raumes und der Zeit, und führt daher eine nähere Nachbarschaft und Verschwisterung der Nationen herbei. Gedanken lassen sich freilich durch Räume nicht sperren, allein kein Gedanke lebt an sich, sondern bedarf so gut wie die Seele des Menschen körperlicher oder materieller Organe, um sich zu verwirklichen. Und in so fern läßt er sich allerdings körperlich und räumlich begrenzen, ja tödten. Alle unsere Ideen von Staats- und Völkerleben sind auf vorhandene materielle Culturzustände gegründet und sterben ab, wo diese aufhören. In den Steppen Rußlands verschmachtet die Idee geistiger Freiheit und Mündigkeit der Nationen von selbst, und nur ein Thor wird sie dort suchen oder dahin verpflanzen wollen, bevor der Boden zur Aufnahme dieses goldenen Saamens bearbeitet ist. Wie ein gewisser Mitteldurchschnitt der Temperatur nothwendig ist, um den edlen, geisthaltigen Wein zu erzeugen, so bedarf die Idee der Freiheit auch einer bestimmten Durchschnittshöhe der Völkerbildung. Niemand wird es läugnen, daß die vervielfältigten Berührungen und Beziehungen der Nationen, welche durch die Eisenbahnen auf den höchsten Maaßstab gebracht werden, die Annäherung dieses Zustandes beschleunigen. Von ihnen also erwarten wir, mehr als von Schrift und Rede, (womit Einzelne oft ungezei-

tigt vorauseilen und daher eher ein Zurückdämmen als ein Vorwärtsschreiten veranlassen), daß sie uns dem großen Ziele, was unserer Zeit als Aufgabe gestellt ist, in demselben Maaße rasch entgegenfördern werden, wie sie uns pfeilschnell durch die weiten Räume führen, die jetzt die Nationen trennen. Denn ist dasjenige, was die Zeit im Staatsleben umgebildet hat, wirklich ein Fortschritt gewesen, was von vielen ja so streng geläugnet wird, so muß es auch allmählig weiter gedeihen, und sich dadurch die hauptsächlichste Basis schaffen, daß es sich als wahrhaft seegensreich und heilbringend für den Zustand der Völker bewährt. Sieht der Nachbar diese Wirkung, so wird er natürlich lebhafter und allgemeiner darnach streben, sie auch für sich in Anspruch zu nehmen. Wir haben erlebt, wie rasch das, was in Frankreich wirklicher Fortschritt des Gedankens war, sich zu uns verpflanzte, als unsere Hauptstädte noch hunderte von Meilen von dem Centrum dieses Nachbarlandes entfernt waren, als es Wochen bedurfte, um einzelne Mittheilungen spärlich zu uns gelangen zu lassen. Was wird jetzo geschehn, wenn die Zauberfesseln der Eisenbahn Entfernungen und Zeiten zusammenschlingen, Meilen auf Stadien, Wochen auf Tageslängen zurückführen, und ein tausendfältiges Gespinnst von Verbindungsfäden des persönlichen und sonstigen Verkehrs weben, wo bis jetzt sich nur einzelne, haltlos schwache Bande hin und her knüpften! Was wird geschehen, fragen wir, wenn jede Morgensonne

uns das enthüllt, was die Abendsonne in Frankreich scheidend beleuchtete? Ist es möglich, daß der Nachbar dem Nachbar so ganz fremd bleibe? Wird der Gedanke nicht stürmend einbrechen durch die breit geöffneten Thore? Schon jetzt quillt er überall drängend und lebendig durch die engen Pforten und Spalten die sich ihm nicht verschließen lassen. Freilich schlüpft er nur verstohlen, wie der Schleichhändler mit seiner verbotenen Waare, über die Grenze! Dann aber wird nichts ihn hindern auf mächtigen Schwingen herüber zu schweben, mit stolz aufgerichteten Masten und schwellenden Segeln den großen Strom des Völkerverkehrs zu beherrschen und überall hin seinen Anker unerschütterlich fest einzuwerfen. Dieser Macht des Geistes leistet kein menschliches Wollen Widerstand! Da es entschiedene Gegner dieser Fortschritte der Völker zu vernünftiger Selbstständigkeit giebt, so müssen sie auch die Gegner der Eisenbahnen seyn, und das sind die, auf welche ich in der Note des ersten Abschnittes deutete. Jedes im Großen und Ganzen wirkende Mittel, die Nationen, als solche, einander zu nähern, und ihre geistigen Kräfte zum Bewußtseyn zu erwecken, muß ihnen feindlich erscheinen. Es ist also zu erwarten, daß sie sich der Einführung der Eisenbahnen, so viel als möglich, widersetzen Denn obwohl die Wenigsten, so sind doch Einige derselben einsichtsvoll genug, um diese Wirkung vorauszusehn. Freilich aber werden sie diesen Grund ihrer Gegnerschaft nicht angeben, sondern

entweder sich, falls sie Einfluß auf die Regierungen oder Antheil daran haben, auf die andern, oben widerlegten Einwürfe stützen, oder indirekte Hindernisse in den Weg legen, als: Versagung eines Expropriationsgesetzes, angenommenes Mißtrauen gegen die Actionaire, und desfallsige, Alles hemmende Clauseln, verweigerte Concessionen für Actiengesellschaften unter leicht zu erfindenden Vorwänden, und dergleichen mehr. Indessen laßt sie es nur versuchen! Die ersten größeren Strecken, die schon bewilligt sind, ja an denen bereits gearbeitet wird, sind ein siegreiches Heer auch gegen diese schlimmsten Feinde. Die Vortheile der Eisenbahnen werden so schnell, so schlagend, so übermächtig ins Leben treten, daß es eine Regierung eher wagen könnte, gewaltsame Hand unmittelbar an das Eigenthum der Staatsangehörigen zu legen, als auf diese Art hindernd einzuschreiten. Denn ein mittelbarer Eingriff nicht nur in das Eigenthum, sondern in vielfältige andere, zum Theil kostbarere Rechte wäre es, wenn man es gewaltsam hinderte, daß eine Nation alle die Vortheile und Segnungen genösse, in denen sie den Nachbar schwelgen sähe. Es giebt keine Nation der das geboten werden darf! Und darum nannte ich die Eisenbahnen eine europäische Nothwendigkeit, die stärker ist als der absolute Wille und das göttliche Recht, und die alle Vertheidiger derselben nicht abzuwehren vermögen, wenn gleich vor ihren sichtlichen Augen der Triumphwagen der Freiheit und Selbstständigkeit der

Völker auf den ehernen Rädern heranrollt! Auf diese Weise werden dann die Nationen ihr angestammtes Gebiet, ihr gelobtes Land erobern! Doch es ist kein wilder Kampf der Waffen, kein Sieg der rohen Gewalt über den rohen Widerstand, sondern der Geist ist es, der sich die Heimath, die Werkstätte des Geistes erringt. Und nicht flatternde Banner, Kriegstrophäen und Kanonendonner sollen seinen Triumphzug verherrlichen, sondern die Fahnen des Friedens werden ihn umwehen, die Attribute des Reichthums und der Gewerbsamkeit ihn schmücken, die Genien der Wissenschaft und Kunst ihn weihend segnen! Die schönste Eigenschaft dieses Sieges aber ist die, daß er den unterdrückten Gegner nicht in Sclavenfesseln schlägt, sondern ihn, dem triumphirenden Dionysos gleich, durch den Glanz seiner Gaben königlich bereichert!

So hoch der Gipfel eines solchen Erfolges in die unbestimmten Räume des Aethers zu ragen scheint, so fest, breit und sicher ist die Basis, worauf er ruht.

Als eine anscheinend noch idealere Lebenshöhe erblicken wir ein zweites gleich wunderbares Resultat, dessen Wurzeln eng mit denen des ersten verschwistert sind.

Bevor wir es näher entwickeln, müssen wir einige allgemeinere Betrachtungen anstellen. Man hat die Frage aufgeworfen, in wie fern Eisenbahnen für militairische Zwecke, im Fall eines Kriegs, benutzt werden könnten, und ob dieselben nicht, wegen der Möglichkeit

ſo außerordentlich ſchneller und zahlreicher Fortſchaffung, vielleicht eben ſo gefährlich als förderlich für das Land, das ſie beſitzt, ſeyn dürften. Wir ſind der Anſicht, daß ſich hier, wie bei allen Kunſtſtraßen, Vortheile und Nachtheile einander ausgleichen werden. Wer im Beſitz der Straße iſt, dem nutzt ſie, wer ſie verliert, dem wird ſie ſchädlich, und es muß in ſeinem Intereſſe liegen, den Feind wo möglich aller daraus entſtehenden Vortheile zu berauben, das heißt, ſie zu zerſtören. Allein wir hoffen, ſo traurige Extremitäten werden für die Eiſenbahnen in grauer Ferne liegen. Unſere Gründe ſind die: Werfen wir einen Blick auf den Zuſtand Deutſchlands vor fünfhundert Jahren, ſo finden wir daſſelbe mit befeſtigten Schlöſſern und Städten wie überſäet. Außer den großen Kriegen, welche die Kaiſer oder die größeren Fürſten mit heidniſchen und barbariſchen Völkerſchaften führten, befehdeten ſie ſich unter einander; Städte waren mit Städten, einzelne Edele mit ihren ebenbürtigen Nachbarn in unaufhörlichen Kriegen. Wie unzählige Mal wurde der Landfriede geboten und gebrochen! Es gab keine Bürgſchaft, keine Sicherſtellung gegen dieſes Uebel, weil eine durch eng verbundene gegenſeitige Intereſſen entſtehende Einheit noch mangelte. Jede Stadt war von der andern durch ſchwierige, unſichere Straßen weit getrennt, und wer von Nürnberg nach Augsburg zog, unternahm etwas Mühſeligeres und Gefahrvolleres, als wenn er ſich jetzt von einem äußerſten Theil Europas an den an-

dern begiebt. Mit der Reformation kam, so paradox die Behauptung klingt, durch die Spaltung im Glauben erst eine Einheit durch Meinungen zu Stande. Denn so lange nur eine Lehre waltete, war diese ein unterschiedloses Gemeingut; ein engeres Anschließen und ein kräftigeres Aufstehen für dieselbe konnte erst erzeugt werden, indem ihr ein feindseliges Element gegenübertrat. Dadurch schmolz Deutschland in größere Massen zusammen und der allgemeine Krieg verschlang die einzelnen Fehden. Mit dem Ausgange des dreißigjährigen Krieges erloschen die Religionskämpfe; die Zeit einzelner Befehdungen war ebenfalls vorüber, und die Staaten fingen an sich in der Weise zu gestalten, wie sie sich bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts ohne besondere Erschütterung ihrer innersten Lebenselemente erhielten. Dieser Zeitraum war der der Kabinetskriege. Der Wille eines Einzelnen reichte hin den Krieg zu entzünden; die Nationen lebten in dem Wahn, daß dies die göttliche Ordnung der Dinge sey! Die französische Revolution zersprengte diese morschen Gebäude der europäischen Staatseinrichtungen mit ihrer explodirenden Kraft, und natürlich folgte dieser anarchischen Zertrümmerung ein gährender Zustand wilder Kräfte, der mit dem Völkerkampf der Jahre 1813, 14, 15 endigte. Jetzt sah man Europa in einer völlig andern Gestalt aus den endlich beruhigten Elementen auftauchen. Seit jenem Friedenschluß sind, wir dürfen es behaupten, alle ältern

Elemente des Krieges aus dem europäischen Staatenverbande ausgeschieden. An einzelne anarchische Befehdungen, wie im Mittelalter, ist bei dem Zustande der Gesittung, der Gesetze und des gegenseitigen Länderverbandes nicht zu denken. Religionskriege wären höchstens in einigen entlegenen Distrikten vorübergehend möglich; die neueste Gattung, die Cabinetskriege, könnten vielleicht noch einen Versuch machen, aber wir sind überzeugt, es wäre ein verunglückter und der letzte. Andrerseits ist durch die Garantieen, welche sich die Beherrscher Europas gegenseitig gegeben haben, der Krieg so gehemmt, daß selbst so gefahrvolle Conjuncturen, wie die des Jahres 1830, ihn nicht erzeugen konnten. Rußland allein möchte eine Ausnahme machen. Seine Stellung zum eigenen Lande ist bei dem kaum erwachten Leben der öffentlichen Meinung daselbst, noch von der Art, daß es in sich keine Abhaltung hätte, einen Krieg zu beginnen, wie wir an dem Kampf mit der Türkei gesehen haben. Doch die Resultate werden nicht mehr allein nach dem Rechte des Siegers abgewogen, sondern das ganze übrige Europa sieht sich bei jeder Aenderung für streng betheiligt an, nimmt die Waage in die Hand und mißt dem Sieger die Früchte seines Kampfes genau und beschränkend zu. Wäre dem nicht so, so huldigte heut Konstantinopel keinem Sultan mehr, sondern einem Zaaren.

Welche Art von Kriegen hätte also Europa jetzt noch zu fürchten? Ein Gewitter hing schwer drohend an

seinem Horizonte, das der politischen Meinungskriege. Diese waren im Jahre 1830 auf dem Punkt auszubrechen, und ein einziger exaltirter Minister in Frankreich reichte damals hin Europa in Flammen zu setzen. Eine gnädige Fügung der Geschicke hat uns davor behütet; doch kein Sehender und Denkender wird es läugnen, daß der Zündstoff noch eben so angehäuft da liegt wie damals, ja daß er sich von Jahr zu Jahr mehrt. Selbst diejenigen welche mit allen Kräften gegen diesen erwachten gegnerischen Geist kämpfen, sind nicht so verblendet, daß sie glauben sollten sie würden ihn für immer zurück drängen können. Doch den Tag zu verzögern, wo sich das Blatt wenden möchte, dessen fühlen sie sich fähig; ja vielleicht mag im tiefsten Hintergrunde bei den meisten nur der Gedanke schlummern „Post me diluvium!“ — — Wir läugnen nicht, daß uns die trübe Sorge stets bewegte, der aufgehäufte Gährungsstoff werde plötzlich durch ein ungeahntes, wie ein Blitzstrahl aus heitrer Höhe gesendetes Ereigniß, sich entzünden und die europäische Welt zum zweiten Male in die chaotischen Wirbel erbitterter Kämpfe stürzen. Wie aber nun, wenn dieser gefährliche Stoff auf andrem Wege abgeleitet würde? Oder besser, wie wenn er statt den Damm zu zerreißen, der seine brausende Kraft vergeblich zurückzuhalten hoffte, ihn leise, allmählig hinwegschwemmte und sich alsdann in segenbringender Fluth, ohne zerstörend über die Ufer zu treten, durch Europa ergösse? Das aber sage ich

wird geſchehn, und „die Eiſenbahnen werden die Gewitterableiter ſeyn, an denen ſich der unheilſchwangere elektriſche Strom leiſe brechen wird, ſtatt ſich mit rollenden Kriegesdonnern und zerſchmetternden Blitzen zu entladen.“ Gewiß giebt es Viele, welche über dieſe phantaſtiſche Anſicht oder Hoffnung lächeln. Allein die Einſichtigen werden, denke ich, wenigſtens die Macht erkennen, mit der dieſer Eiſenſchild uns gegen den drohenden Ares beſchützt. Aus dem hiſtoriſchen Ueberblick der Urſachen welche die Kriege Europas vom Mittelalter ab erzeugten, hat man geſehn daß die älteren Motive, von der erwachten Selbſterkenntniß der Völker beſeitigt, jetzt ſämmtlich wegfallen; die eine Urſach zu furchtbaren Kämpfen aber, die in den geiſtigen Lebenselementen der Zeit liegt, wird durch die Eiſenbahnen entfernt. Denn wenn dieſelben, wie wir bei der Betrachtung ihrer Einflüſſe auf das Staatsleben ſo eben zu zeigen ſuchten, durch Erhöhung der geiſtigen Zuſtände, die innere Nothwendigkeit mit ſich bringen: den Stimmen der Völker mehr und mehr Gehör zu geben: allmählig die alten Inſtitute der Willkühr durch neue der vernünftigen Freiheit zu verdrängen: die Macht der Wahrheit, des Rechts, der Erkenntniß geltend zu machen gegen den Wahn übererbter Vorurtheile: kurz den Leib der Zeit ihrem Geiſt gemäß zu geſtalten, weil ſie dieſen Geiſt in Tauſenden zum lebendigen Bewußtſeyn bringen; wenn die Eiſenbahnen dies, wie

mir unläugbar scheint, bewirken, so ist das Wunder geschehn, das noch vor wenigen Jahren, ja vor einem, niemand glaubte, und das Jahrhundert gewinnt friedlich und schnell, durch reine Obmacht der Meinung, was nur der späte Ertrag blutiger Kämpfe seyn zu können schien. Die einzige, vernünftig erkennbare Ursach zum Kriege wäre somit erloschen — und sollte es die Wirkung nicht seyn?

Doch gesetzt auch, die vorausgesetzte Folge der Eisenbahnen, die allmählige, aber unabweisbare Umbildung großenthells veralteter Staatsformen zu vernünftigen und zeitgemäßen, träte dadurch nicht ins Leben, so wird sie sich doch dem Wesen nach erzeugen, und die alten Formen müssen, wie sie jetzt schon kraftlos und selbstüberlebt dastehn, vollends morsch werden und absterben. Nur ihr Scheinbild wird sich erhalten; keine Willkühr wird sich behaupten, wenn sie nicht ausschließlich das Vernünftige will; nur dadurch kann sie den Anschein der Selbstständigkeit bewahren, daß sie den Willen, das Bedürfniß der vernünftigen Mehrheit erlauscht, und dann dieser entgegenkommt, ihr vorauseilt. Wann aber wird diese einzig wahrhafte Stimme im Rath der Völker den Krieg gebieten? Wie jetzt die Weltverhältnisse Europas, der gebildeten Staaten überhaupt stehn, nimmermehr. Wenn daher der Wille einiger Einzelnen, Hochgestellten, schon jetzt heimlich gewünschten Krieg gegen verhaßte, mehr und mehr siegende Gedanken der Zeit nicht zu erklären wagen durfte, weil er fühlte daß die

unsichtbare, aber unüberwindliche Macht der Meinung seine entschiedne Gegnerin war: wie viel mehr muß dies der Fall seyn, wenn die Eisenbahnen erst dieser Meinung eine hundertfach breitere Basis und tiefere Wurzel gegeben haben!

Aber auch abgesehn von der Entscheidung der Kriegs- und Friedensfrage, wird sich diese denn überhaupt stellen selbst wenn die Verschiedenheit europäischer Staatsformen äußerlich bleibt? Wenn im Mittelalter zwei Städte, wie z. B. Worms und Speier, Krieg miteinander geführt haben, glaubte man denn schon nach dem dreißigjährigen Kriege noch, daß dies ferner möglich sey? Die späteren Jahrhunderte gestatteten diese Möglichkeit nur noch für einzelne Staaten Deutschlands. Jetzt ist auch diese verschwunden. Denn wer zum Beispiel denkt an einen Krieg zwischen Sachsen und Baiern, Würtemberg und Baden? Die Beziehungen und Verbindungen sind zu nahe, es bestehen zu viele gegenseitige Interessen dazu, die alle zerrissen werden müßten. Man würde sich die Wunden nur selbst schlagen. Welche Ursach wäre dazu denkbar, selbst wenn der deutsche Bund die Richterwage nicht hielte? Meinungen? Haß der Bewohner? Thörichte, längst verschwundene Phantome! Oder etwa ein Streit um Besitz, um Land? Dieser am wenigsten, denn er kümmert die Völker nicht mehr. Größerer Besitz wird nur wichtig um ein stärkerer Feind zu seyn; er wird unnütz, wo kein Gegner ist. Nichts ist daher jetzt gleichgültiger für die einzelnen Völ-

ker Deutschlands, als ob sich ein Distrikt mehr oder weniger zu ihnen zählt. Was den Nationen gleichgültig ist, dafür, so stehn die Verhältnisse jetzt, kann man keine Opfer mehr von ihnen verlangen. Die Eisenbahnen werden das Verhältniß, welches jetzt zwischen den kleineren Staaten Deutschlands besteht, auf die größeren Europas ausdehnen. Sie rücken sie so eng nachbarlich zusammen, daß die Interessen sich tausendfältig in einander verschlingen; politische Meinungen könnten allenfalls Partheien in einem und demselben Staate zum Kriege entflammen, aber nicht zwei Nachbarvölker. Der Krieg um Besitz fällt zwischen diesen auch weg, wenn statt der Personen Gesetze herrschen. Denn was heißt Besitz, wenn der neuere Grundgedanke des Staates sich durchweg geltend gemacht hat? Aller Staatsbesitz wird sich auf ein commerzielles Verhältniß zurückführen lassen. Hebt die Douanenlinien zwischen zwei Staaten auf, und sie haben keine Grenzen mehr. Was sollte es dem Bewohner von Lyon für Vortheil oder Nachtheil bringen, ob der Bewohner von Straßburg seine Steuern in eine deutsche oder in eine französische Casse zahlt? Man wird ausrufen, daß ich die Vernichtung aller Nationalität, die Zerstörung des edelsten aller Gefühle, der Vaterlandsliebe, voraussetze. Wahrlich nicht! sondern ich setze nur eine vernünftigere Richtung derselben voraus. Das Vaterlandsgefühl soll seine Befriedigung nicht mehr in der Vernichtung und Besiegung eines Nachbars durch die Waffen, sondern in

dem geistigen Sieg tieferer Durchbildung suchen. Man wetteifre in weisen Institutionen, in Gewerbsthätigkeit, Wissenschaft und Kunst. Bei der von den nächsten Jahrzehenden zu hoffenden Annäherung und Mischung der Völker und ihrer Interessen werden sich nur die Grenzscheiden der Sprache und Sitte erhalten, die in der durch ewige Bedingungen und Gesetze der Natur festgestellten Besonderheit der Völker liegen. Doch auch hier erzeugen nur die Gegensätze klares Bewußtseyn; wer nur die eine Sprache und Sitte kennt, mit der er geboren, weiß nicht ob er reich oder arm ist! Wird daher die Völkermischung (wie sie es schon zum Theil gethan hat) fremde Sprachen bei uns heimischer machen, so ist auch das nur ein Gewinn, denn eine wird sich an der andern gewandter und stärker ringen, und der Geist sich durch diese vermehrten Anregungen eben so bereichern wie der materielle Reichthum der Erde durch die gesteigerten gegenseitigen Beziehungen wachsen muß. Woher sollten denn also, wenn diese eisernen Arme und Bande die Völker so eng aneinander schließen, die Elemente des Kriegs kommen? Geschweige dieser selbst! Freilich ist der ewige Friede als geschichtliches und auf solchem Wege erreichtes Resultat ein fast unbegreifliches Wunder; aber doch sind die alten Zustände roher Bekriegung noch undenkbarer im Verein mit so fortgeschrittener Verknüpfung aller Interessen europäischer Völker unter sich.

Man hat bisher den Krieg als ein Nothwendiges in der Geschichte betrachtet; er galt den Denkern für die zur That gewordene Lehre, daß der Einzelne nur im Ganzen gelte, und diesem seine Besonderheit stets zum Opfer darzubringen habe. Diese praktische Lehre, in gewissen Zeiträumen ernst wiederholt, war der Wecker höherer Kräfte in der Menschheit, riß sie gewaltsam ab von der Verfolgung selbstsüchtiger Zwecke und behaglich verweichlichender Lebensbahnen. Der Krieg war der Wellenschlag des Daseyns: sollte es also irgend eine Möglichkeit geben, die dieses nothwendige Element vernichten könnte? — Wenn man aber auch nicht annähme, daß eine selbstbewußte Kraft, eine gezifterte Sittlichkeit des Menschengeschlechts dieses gewaltsamen Mittels innerer Herstellung entrathen könnte: wäre es denn nicht durch andere Erscheinungen zu ersetzen? Wird es nicht andere Opfer geben, um höhere Kräfte anzuspannen? Wird die Lehre des Unglücks, des Schmerzes, der Entsagung nicht durch tausend andere Zustände in der Menschheit gepredigt werden? — Doch wir wollen die Frage nicht so allgemein und abstrakt betrachten, sondern aus der Wirklichkeit nehmen. Wenn der Krieg aus Europa verschwindet, so ist er einmal noch nicht aus der Welt verschwunden, und man kann nicht wissen, ob das gesammte Europa seinen potenzirten Bildungszustand nicht gegen die roheren Kräfte anderer Welttheile zu behaupten haben wird. Und zweitens:

haben wir nicht im Kleinen ein Beiſpiel der Möglichkeit, daß der Krieg aus den inneren Beziehungen eines Landes ganz verſchwinden könne, vor uns? England, behaupte ich, iſt ein ſolches Beiſpiel. Denn ein Land, das ſeit faſt anderthalb Jahrhunderten in ſeinen Grenzen keinen Kanonenſchuß hörte, kennt den Krieg nicht; ein Land, das den Kampf, ſelbſt im letzten halben Jahrhundert, nur mit ſeinen goldnen Kräften geführt hat, dem er nicht in die Eingeweide der Nation drang, wo nicht jeder Bürger für Haus und Heerd aufſtehn und fechten, und während des Kampfes auch auf die herbſte Entſcheidung gefaßt ſeyn mußte, — ein ſolches Land kennt den Krieg nicht. Er iſt nur da, wo die Würfel zwiſchen Tod und Leben entſcheiden! — So ſind vier oder fünf Generationen in England auf einander gefolgt, und keine hat den Krieg wirklich gekannt. Iſt aber deshalb die Nation geringer, entarteter, verweichlichter als die des europäiſchen Continents? Iſt ſie geſunken, oder hat ſie ſich gehoben? Gewiß das letztere, weil ſie ſich ſtets in größeren Lebens-Elementen bewegt hat, weil dort durch die allgemeine Theilnahme an der Staatsverwaltung jeder auch durch den Frieden die Lehre empfangt, daß er an ſich nichts, ſondern nur im Ganzen gelte, und ſich daher jeden Augenblick demſelben zu opfern verpflichtet ſey. Dieſer ſchwere Schluß wird durch eine höhere Würde, die der Menſch überhaupt dort erhält, beſonders aber durch eine höhere bürgerliche Bedeutung

leicht gemacht. Denn jeder englische Bürger fühlt sich als König, und darf sich so fühlen. — Man sieht also, die Geschichte hat andere Mittel die Menschheit zu heben als den Krieg, und die vernünftigen freien Verfassungen sind es, die, wie sie einerseits den Krieg hindern, ja unmöglich machen, ihn andererseits auch ersetzen. —

Doch vielleicht bietet die sich freier entwickelnde Geschichte der Menschheit noch ein anderes, rein aus ihr selbst entwickeltes Ersatzmittel für die Wohlthaten des Krieges dar. Es ist die sich von Tag zu Tag steigernde Erregung der Lebensthätigkeit überhaupt, die alle Kräfte straffer anspannt, und rascher verbraucht. Sie muß ein sichres Schutzmittel gegen die erschlaffende Verdumpfung seyn, die unter andern Staatsverhältnissen ein langer sorgenloser Friede mit sich bringt, wie z. B. die Bewohner der ehemaligen geistlichen Staaten davon ein Beispiel darboten, indem diese, wie schon Schiller sie zeichnete, völlig zu Phäaken wurden. Wer vermöchte aber in dem jetzigen brausenden Lebensgetümmel, in diesem ewigen Wettstreit aller intellektuellen Kräfte, wo jeder, der sich eben mühsam auf den Gipfel gekämpft zu haben glaubt, schon seinen Nachfolger, der ihn verdrängt oder überragt, dicht auf den Fersen fühlt, — wer vermöchte es, sich träger Ruhe zu ergeben? Das Räderwerk der ungeheuren Gesellschaftsmaschine treibt ihn vorwärts, oder er wird zermalmt, oder als Ballast

ausgeworfen. Ein ſolches Leben des Eifers, der Haſt, der Anſtengung fordert ſeine Opfer; es bedarf einer großen Gegenkraft, um dieſem forttreibenden Element das Gleichgewicht zu halten, und dieſer Kampf reibt das Daſeyn frühzeitiger auf. ‚Wir leben reicher, vielfältiger angeregt als unſere Väter, ſtets in geiſtiger Spannung — darum aber wird der Lebensfond auch ſchneller verbraucht ſeyn. Der Krieg würfelt roh um ſeine Opfer; er fordert ſie und fragt nicht wer ſie bringe. Anders iſt es mit dem Erſatz-Element, das wir geſchildert. Ihm hat jeder ſeinen Tribut zu zahlen, und jeder zahlt ihn nach Kräften. Fordert der Krieg auf zehen Leben eins, ſo fordert dieſe geſteigerte Verbrauchskraft von jedem Leben das Zehntheil — und das Verhältniß des Opfers bleibt daſſelbe, allein es wird würdiger, bewußter, gerechter dargebracht und gefordert. —

England verdankt ein ſo geſteigertes Leben ſchon ſeit anderthalb Jahrhunderten ſeiner Verfaſſung und dem großartigen Element des Meeres, das es beherrſcht.

Wohl denn, uns werden dieſe beiden wichtigen Hebel der Kräfte jetzo auch nicht fehlen. Denn die pfeilſchnellen eiſernen Ströme, die wir durch Europa hinleiten, ſind unſere Meeresſtröme, und noch ſegensreichere Güter werden uns auf ihrem glatten Rücken zugeführt werden, als auf den ſtolzen Fluthen des Oceans ſchwimmen. Denn ſeine Wellen tragen nur den Reichthum, die Macht, den Glanz; auf jenen eiſernen Grundlagen aber werden

sich auch die Tempel der Freiheit und des Friedens erheben.

Und Deutschland, im Herzen Europas gelegen, zu dem Grade geistiger Reife gediehen, dem die edelsten Früchte zuträglich sind, reich und bebaut genug, um große Opfer zu bringen und ersprießlich zu machen, doch nicht so reich und bebaut, um erst durch Zerstörung Raum für den neuen Segen gewinnen zu müssen, — Deutschland wird die vollsten Gaben aus diesem Füllhorn der Zeit empfangen.

Unsere Burgen liegen in Trümmern, die Wälle und Mauern der Städte sind geschleift; fröhliche Gärten blühen an ihrer Stelle und wir lustwandeln da, wo unsere Väter im traurigen Kampf der Nothwehr starben. Bald, so hoffen wir, werden auch die Wälle unserer colossalen Festen in Schutt und Trümmer sinken, und nach Jahrhunderten nur noch geschichtliche Denkmäler einer rauhen, wilden Zeit bleiben. Noch verschlingt das eiserne Kriegs-Rüstzeug der Staaten ihr Gold. Schmelzt Eure Kugeln, Schwerdter und Harnische ein, und schmiedet eherne Bahnen daraus, so werdet Ihr statt bisher Euer Gold in Eisen, Euer Eisen in Gold verwandeln. Ihr wisset, daß die geheimnißvolle Kraft des Magnets nur in diesem Metall wohnt. Erst jetzt wird dies offenbar werden, denn, dies sey mein letztes Wort: Mit magnetischer Zaubergewalt werden die Eisenbahnen Reichthum, Kunstfleiß,

Frieden, Freiheit und Macht anziehen, und allen denen Völkern entſaugen, die ſie verſchmähen. Jene werden blühen, dieſe abſterbend hinſinken. „Wählet jetzt — die Zeit hält Euch, wie jener Römer den Carthagern, die Toga zweigefaltet hin — wählet jetzt: Heil oder Verderben!“

Ankündigung neuer empfindsamer Reisen.

Verehrte Leser Deutschlands!

Diese Ankündigung des Buchs sey zugleich dessen

Vorrede.

Es ist zwar bekannt, doch sollte es bekannter seyn, daß ich „empfindsame Reisen" nicht nur geschrieben — das kann Jeder, ja auch Yorik — sondern wirklich gemacht habe: unbekannt ist es aber, daß ich, hauptsächlich um zu sehn, ob jene Reisen auch gehörig auf der Reise durchs Publikum wären, „neue empfindsame Reisen" unternahm, und diese natürlich jetzt auch schreibe, ja zum Theil schon geschrieben habe. Den neuen werden noch neuere, neuste, allerneuste folgen, wenn die alten nicht auf derselben Postroute nach Leipzig zurückkehren, auf der sie ausgefahren sind. Buchhändler verstehen mich hier besser als Leser. —

Verdrießlich war mirs längst, daß unsere deutsche Sprache — deren Armuth in vielen Dingen ich einmal in einem besonderen Traktat darthun will — nur drei Comparationsgrade besitzt, und sich darin eben so kahl zeigt als alle andern. Ich brauchte jetzt wenigstens dreißig, um nur den Titel meiner Reisen zu schrei-

ben, vollends dieſe ſelber. Denn wenn ich, ein Achtunddreißiger, noch dreißig Jahre lebe, und jährlich empfindſam reiſe, wie ſoll ich da mit den armſeligen drei Steigerungen „neu, neuere, neuſte," durchlangen, ſelbſt wenn ich bei irgend einem Cirkusdirektor oder Menageriebeſitzer das „aller" und „alleraller" borge oder ſtehle, ihn ſo um die „allerletzte" und „alleralletzte" Vorſtellung bringe, und daraus meine aller- und alleralleraller-neuſten Reiſetitel zuſammencomparire? Aufs längſte reiche ich damit ein Luſtrum aus, und fünfundzwanzig empfindſame Reiſen, die ich noch hoffe, bleiben in größter Verlegenheit um den Titel und folglich um den Verleger; denn Jedermann weiß, daß der Titel bei Büchern wie bei Menſchen meiſt das beſte iſt. —

In den jüngſten empfindſamen Reiſen legte ich mich auf Satyren, Epiſteln, Idyllen, Skizzen, und anderes mehr. Der Leſer hat von alle dem in den neuſten empfindſamen Reiſen nichts zu hoffen noch zu fürchten. Ein ſpekulativer Kopf denkt auf Neuerungen; daher wird meine Empfindſamkeit ſich jetzt in anderer Art Luft machen. Ich theile Euch, Leſer Deutſchlands, von meiner Reiſe „Poſtſtücke," „Seeſtücke," und weil ich aus dem Ocean in einen Gebirgshafen einlaufe, auch „Erzſtufen" mit, die ich im Harz gebrochen habe. Dies ſind die drei Hauptgänge eines Reiſeſchmauſes. Dazwiſchen fällt noch manches kleine Entremet, — Improviſationen der literariſchen Reiſe — wovon ich

selbst in dieser Vorrede, die ich ganz ungebräuchlicherweise vor dem Buche schreibe, noch nichts weiß.

Man mag mirs übel deuten, in dieser Zeit des Friedens, daß ich kriegerische Gesinnungen hege, doch wer kann wider seine Natur? — Ich muß in meinen Reisen mit mehreren ansehnlichen Mächten Krieg anfangen. Ein großer nordischer Seestaat armire seine Flotte, denn ich liefre ihm auf der offenen Heerstraße eine erbitterte Schlacht; Hamburg rufe seine hanseatische Legion und seine Nachtwächter ein, denn unter verschiedenen Ehrensalven, welche ich zum Gruß der Flagge mit den drei Thürmen abfeure, werden auch einige scharfe Ladungen seyn, womit ich vielleicht etliche Senatoren und andre Gebrechen beschieße. Es sind die schwachen Punkte der Festung, auf die jeder ordentliche Belagerungschef seine Angriffslinie richtet. — Gegen Bremen werde ich vielleicht aus der Ferne eine Demonstration machen, um Doktor Beuermanns großen hanseatischen Krieg durch ein Plänkelgefecht zu unterstützen.

In Braunschweig hoffe ich einen kräftigen Hieb auf die Braunschweiger Wurst zu thun; hier thäte ich am besten einen Eroberungskrieg zu führen, und auch die Mumme mit einem Zuge zu bedenken. —

Ganz kriegerisch soll es im Harz zugehn; nicht zu gedenken, daß ich, auf die Gefahr für einen Don-Quixote gehalten zu werden, (es wäre mir lieber man hielte mein Buch dafür) den Riesen Bodo, der als schwarzer Hund die Krone der Prinzessin im Bodekessel bewacht,

höchſt verwegen angreifen will: ſo binde ich auch mit Victors- und Joſephshöhe (Rammberg und Auersberg nannte ſie der alte Harzreiſende) mit dem neuen Brockenthurm und dem alten Gaſtwirth — überhaupt mit vielen Gaſtwirthen, — ferner mit dem Banquier am Roulette in Alexisbad, — kurz mit der halben Welt an. Nur nicht mit der romantiſchen der Sagen und Mährchen, ſondern in dieſe will ich mich vielmehr recht untertauchen, und zeige, ſo hoffe ich, ächte Perlen vor, die ich in ihrer Tiefe gefunden und glücklich herausgefiſcht habe. Es bleibt nur zu wünſchen, daß ich ſie geſchickt faſſe.

Weiter wüßte ich nichts zu ſagen. — Es iſt auch ſchon genug.

Nach der Ankündigung muß ein rechtlicher Autor eine Probe geben. Anbei folgt eine, das zweite Poſtſtück, welches eigentlich ein Verbotenes iſt, da es Kriegsmunition, oder beſſer einen hölliſchen Ballen Kriegszunder enthält, der nicht mit der Poſt verſchickt werden darf; eigentlich gar nicht, allein was macht ſich ein Autor aus Verboten?

Nun Poſtſtück, Du haſt Deine Emballage, Signatur und Addreſſe — ſo fahre denn ab. —

Zweites Poststück.

Ich glaube ein so seltsames Poststück, wie gegenwärtiges, ist noch nicht auf die Post gegeben worden. Obwohl es noch nicht hier auf dem Papier steht, so sehe ichs doch ganz deutlich vor mir, ohne sagen zu können, was es eigentlich seyn soll. Wahrheit — Phantasie — Traum — Nebel — Mysticismus — recht gröbliche Uebertreibung — kurz sehr viel Bedenkliches, was vielleicht nur der Absender des Poststücks nicht abgeschmackt nennt, die Empfänger aber desto leichter.

Oben auf der Addresse lese ich:

„Kriegs-Erklärung."

Es ist aber weder eine Englands gegen Rußland, noch Frankreichs gegen Deutschland, sondern eine viel gewichtigere, nämlich meine eigne gegen — ja, das ists eben, der Gegner fehlt mir. Ich nenne den Staat mit Swift Brobdignac und fange so an.

Ich, Ludwig Rellstab, von Gottes Gnaden (ach ich sollte vielleicht sagen von Gottes Ungnaden) des deutschen Reichs Schriftsteller, mithin ein Beherrscher im Reich der Geister, wenn auch ein noch so geringfügiger, erkläre hiermit dem Staate Brobdignac den Krieg, und will in gegenwärtigem Manifest den Völkern Europas, der andern vier Welttheile, und denen, die sonst noch meine Werke lesen, meine Gründe dazu deutlich auseinandersetzen; sie werden dann sehn, daß diese Kriegserklärung so gerecht ist, als jemals eine gewesen,

was freilich auch noch nicht viel ſagen will. Man bedenke aber: „Die Griechen fingen Krieg mit Troja an eines geraubten Weibes halber, weshalb vernünftige Leute jetzt noch nicht einmal einen Proceß anfangen würden. Die Spartaner und Meſſenier haderten wegen eines Krautackers; Rom und Karchedon genau genommen wegen etlicher Metzen ſicilianiſchen Waizens; die Amerikaner und Engländer um ein paar Pfund Thee; Napoleon und Großbritannien um den Zucker dazu; viele andre Könige um nichts — nun denn, beim Herakles, wenn das alles Kriegsurſachen waren, ſo habe ich hoffentlich die gerechteſten. Denn ich ziehe gegen Brobdignac zu Felde, weil es jährlich nicht nur ein Paar tauſend meiner Landsleute preßt und dann martern läßt, ſondern auch mich ſelbſt auf eine Marterbank zwar nicht legte, aber doch ſetzte. Einen Poſtwagen nennt man dieſe Art von Foltermaſchine, die in Brobdignac gegen die Reiſenden angewendet wird.

Vielleicht fragt mancher, wie ich auf meiner Fahrt von Berlin nach Hamburg nach Brobdignac gerathen bin, deſſen Lage Swift, wenn auch nicht ganz genau geographiſch, doch wenigſtens ſo beſchreibt, daß man es auf der Straße von Berlin nach Hamburg weder zu ſuchen noch zu finden hat. Darauf erwiedre ich, daß ſolche Frager ſehr wenig mit dem Charakter neuſter empfindſamer Reiſen und Reiſenden Beſcheid wiſſen müſſen, denn ſonſt könnte ihnen nicht unbekannt ſeyn, daß Geographie eine Wiſſenſchaft iſt, die in examine rigo-

roso dabei gar nicht verlangt wird. Andere Reisende kommen auf ihrer Fahrt vielleicht über Bolzenburg nach Hamburg und leiden dort dasselbe, was mir in Brobdignac widerfuhr: mir einerlei, sie mögen sich an die Republik Hamburg oder an das Königreich Dänemark halten mit Kriegserklärungen oder Reclamationen, ich lasse gegen Brobdignac marschiren, was ich auf einer Seitentour von circa 550 Meilen berührte.

Aber wahrhaftig ich bin sehr aus dem Tone des Manifestes gefallen und der selige oder unselige Genz (wer kann's wissen) würde viel gegen meinen publicistischen Stil einzuwenden haben.

Kurz, Völker, die Sache war so, und so verpach ich sie ins Poststück:

Nachts um 12 Uhr erreichten wir die Grenze von Brobdignac; der Grenzort heißt Lausum, steht aber nicht im Büsching. Ich dachte nichts Arges, obwohl ich etwas Arges hörte, nämlich einen Straußischen Walzer, der bei einer Hochzeit dem Lausumer Posthause gegenüber gegeigt und trompetet wurde, welchem aber aus einem Theil ein Takt defraudirt war, (an allen Grenzen sind die Defraudationen bekanntlich sehr häufig) so daß er siebentaktig elend hinkte. Himmel, wäre mir auf meiner Hochzeit so aufgespielt worden, ich glaube—doch, zum Teufel, das Manifest! Ei, eine solche Marter, ein solcher Ohrenzwang ist auch ein Kriegsgrund, und vielleicht stärker als die beiden zu Marseille abgeschnittenen Spanier-Ohren.

Eine düstre Wirthsstube, die man über einen dü-

ſtern Platz hinweg ſuchen mußte, — zwei langſchnuppige Talglichte, — ein Marqueur, der, wie ein Seehund auf dem Strande, auf dem Paſſagierſopha lag und ſchlief — verkündeten ſchon nichts Gutes von Brobdignac. Eine Stunde langer und banger Erwartung erhöhte die Spannung aber nicht das Vergnügen.

Die Muſe, — ſo nenne ich die Schauſpielerinnen gern — gähnte und ſeufzte; meine kleine Nachbarin *) ſchmollte mit mir; ein kleiner, etwas abgeſchabter Menſch, der einzige von der ganzen männlichen Reiſegeſellſchaft, der die Expedition bis Brobdignac mitgemacht hatte, fing hier an den reichen Gentleman zu ſpielen, denn er ließ ſich grandios ein Beefſteak geben, während er bisher überall wo gegeſſen wurde abſeits geſchlichen war. Wie er jetzt das armſelige Incognito fallen ließ, hätte ich ihn beinah für den Fürſten Pückler gehalten, der ja oftmals ähnlich, wie eine Sonne ſtrahlend, aus der plebejiſchen Staubwolke aufging. Der Fürſt wäre übrigens ganz der Mann zur Brobdignackiſchen Kriegsfahrt geweſen.

Trarah, trallalalala!

Horch, die Trompeten werben! — Der Poſtillon blies ſeine Allarmſignale. Das Heer brach auf und ſuchte ſich mühſam ſeinen Weg durch die nebeldunkle Marktwüſte. — „Halt!“ — „O weh!“ — „Was giebts?“ — „Ich habe mir das Naſenbein eingerannt. Hier ſteht

*) Dieſe und andre Perſonen ſind im erſten Poſtſtück verpackt und mit genauen Addreſſen verſehn.

ein Eisbock oder eine Höllenmaschine mitten im Wege!" — „Es ist ja der Postwagen!" — „Der Teufel sehe das Ding im Finstern! bin ich etwa Allah, dessen Auge nach dem Koran so scharf ist, daß er in der schwärzesten Nacht, auf dem schwärzesten Stein das schwärzeste Insekt erkennt? — Aber wer weiß ob er in dieser Pechfinsterniß das Ungethüm gesehn hätte, das ich — welch ein Omen! — Höllenmaschine nannte."

Nahe sich dort ein Irrwisch? Was ist das für ein trübes Flämmchen? Es ist wohl nicht recht geheuer hier.

Diesmal wars der Schirrmeister, der mit einer Jammerlaterne an den Wagen trat, und uns aufforderte einzusteigen.

Wie? In das Ding? Herr Schirrmeister, durch dieses Loch bringe ich ja kaum meinen Kopf hindurch, geschweige —

„Immer dreist! Wenn nur der Kopf durchgeht," antwortete der Schirrmeister, „so kommt der andre Leib schon nach. Es war einmal ein berühmter Spitzbube, ich weiß nicht hieß er Käsebier oder Fra-Diavolo, der machte eine Wette, daß er durch jedes Loch entwischen wolle, wo er den Kopf durchstecken könne."

„Ich bin aber weder ein Spitzbube noch berühmt —"

„Ei was, so können Sie es noch werden! Indessen steigen Sie nur ein, denn es ist die höchste Zeit."

„Warum denn ich voran? Lasset doch erst andere einsteigen, damit ich sehe wie das Ding möglich wird."

„Im Gegentheil, Sie müssen voran. Wir müssen

es hier umgekehrt machen wie die wilden Elephanten. Wenn die an einen Fluß kommen, laſſen ſie den kleinſten vorangehn; kommt der durch, ſo erſaufen die großen gewiß nicht. Sind Sie hier durch die Backofenthür gekrochen, ſo ſchiebe ich die andern Brote wie Nichts nach."

Er ſchob mich inzwiſchen; wie ein zu großer Kork in einen zu engen Flaſchenhals preßte ich mich hinein. Der Schirrmeiſter operirte mir als Ramme im Rücken. Ich hielt meinen Einzug wie ein zuſammengelegtes Taſchenmeſſer; doch brachte ich mich endlich in die Höhle oder Hölle. — Hinter mir brummte der Beefſteakeſſer, dann zwitſcherten die beiden Mädchen ein Duett auf den Text „o Weh" und „o Jemine!" Es klang faſt als wäre es von Bellini geweſen.

Das waren alles nur Vorſpiele.

Im Grunde wußte damals noch keiner von uns, was die Brobdignacker mit uns vorhatten, und ich dachte noch ſo wenig an eine Kriegserklärung wie jetzt unter dem Schreiben, wo ich immer aus dem Hundertſten ins Tauſendſte komme, aber leider nicht aus dem Wagen, in dem ich ſitze.

Jetzt gings los. Ach! O weh! Halt! Donnerwetter — mit dieſen ſchönen Stimmeneintritten fing unſer Quartett an, und ich führte den Baß.

Aber weshalb dies vierſtimmige Miserere? Genau kann ſich die Urſach niemand vorſtellen, (er ſey denn in Lauſum geweſen) aber doch ungefähr, wenn er ſich einmal auf einen Galgenkarren ſetzt, und damit über einen

fest gefrornen Sturzacker jagt. Das Laufumer Straßenpflaster ist zwar nicht ganz so eben, aber doch fast. Wie gesagt, wir drückten unsere Ansichten darüber in einstimmigster Vierstimmigkeit aus, bereuten es aber sofort. Denn die Erdstöße wurden stärker, und ehe wirs uns versahen, hatten wir uns sämmtlich auf die voreiligen Zungen gebissen, beim Ricochettiren. Plötzlich blitzte es, — aber nur von dem Schein einer Laterne, mit welcher ein Laufumer um die Ecke bog und uns den kleinen Sonnenblick in unsrer schwarzen Lage freundlich gönnte. Allein ich dankte es ihm nicht, denn in den drei Gesichtern meiner Reisegenossen sah ich meines wie in einem Spiegel. Der Beefsteakmörder sahe aus als hätte er einen Menschenmord begangen, so bleich und zähnklappend; Albertinchen (man hat den Namen aus dem vorigen Poststück doch behalten?) mischte Angst, Zorn, und (aus gewissen Gewissensbissen) auch etwas Nothfrömmigkeit in ihrem Gesichtchen; die Muse übte sich in der Mimik dreier Rollen zugleich und hatte die Jammer- und Schreckenslinien aus den Gesichtern der Ophelia, Lady Makbeth und Esmeralda (der Madame Birchpfeifer) zu einem schönen physiognomischen Genrebilde gesammelt und verschmolzen. — Solche Reflexe unsrer Lage mußten erschütternd wieder auf mich reflectiren, der nun erst den ganzen Umfang des Unheils faßte, da er ihn aus drei Gesichtern zugleich ersah. Ich intonirte stumm den Chor aus der Schöpfung: „Verzweiflung, Wuth und Schrecken" —

Der Blitz war natürlich dreimal schneller vorüber als der Leser Zeit gebraucht hat meine Schilderung davon zu genießen. Allein in solchen äußersten Lagen lernt der Mensch erst wie viel Entsetzliches an Erlebnissen und vollends an Gedanken sich in einige Sekunden pressen läßt. Ein Naturphilosoph war (vermuthlich nach Analogie seines sehr porösen Wissens) von der Porosität aller Körper so überzeugt, daß er die Hypothese aufstellte, das Weltall lasse sich in eine Nußschaale pressen (es fehlte ihm zum Beweise nichts als die Presse). Ich aber hatte den Beweis in den Händen, daß die Hölle (und sie beträgt doch ein Drittheil des Weltalls) sich in eine Sekunde pressen lasse. Oder besser ich hatte ihn nicht, denn jetzt kams erst. Das Steinpflaster in Lausum war eine Eisenbahn gegen das vor der Stadt nach der Brobdignackschen Grenze zu. Auf den spitzen scharfen Mond und Venusbergen müßte sichs sanfter fahren als auf dem Steindamm der uns mehr räderte als wir ihn. Ich schrie „Halt! Ich will zu Fuß gehn, bis der Damm zu Ende ist!“ Meine drei Elendsgenossen schrieen mit, doch der Schirrmeister war und blieb taub. Ich wollte die Wagenthür öffnen und hinausspringen, aber sie war von außen zugekrammt und gerammt, als hätte sie der Teufel verriegelt, und gesagt: „Die Hallunken habe ich! — Sie sollen mir nicht wieder heraus aus dem Höllenloch!“

Wir vier revoltirten mit Macht, der Stimme nämlich. Die Männer tobten, fluchten, lärmten; die

Mädchen kreischten und jammerten. Einen Aufruhr hätten wir angefangen, aber es war ganz vergeblich, denn wir wurden schon mehr aufgerührt als wir uns jemals hätten selbst rühren können. Ob ich auf meinem natürlichen Sitztheil saß oder nicht, darüber würde ich bei einer eidlichen Erhärtung vor Gericht sehr in Verlegenheit gekommen seyn, denn ich fand mich länger schwebend als ruhend, und meine Schulterblätter, Ellenbogen, Rückenstücke, sammt allen Facetten des Kopfes, waren mehr mit Wagentheilen in Berührung als der darauf angewiesene Fleck. Mein Nachbar stöhnte jammervoll, und schwur sein Beefsteak fliege ihm klappernd im Magen herum wie Würfel in einem Becher. Albertinchen und die Muse führten ein schönes, hüpfendes pas de deux aus, aber auf breiteren Grundflächen als die Fußzehen. Kurz wir gaben einander wenig nach an gymnastischer Beweglichkeit. —

„Der Teufel fahre mit der Brobdignacker Post," rufen meine Leser und setzen sich um so bequemer im Lehnstuhl zurecht je unbequemer wir saßen, „ärger kanns ja keinem Menschenkinde ergehn!"

Gute Leser, ich würde Eure Phantasie sehr gering schätzen, wenn die meinige stärker gewesen wäre, allein ich dachte ebenfalls, wir hätten den letzten gradus ad Parnassum erstiegen. Es kam aber noch ganz anders. Denn bisher waren wir einen ehrlichen Lausumer Schritt gefahren; plötzlich aber gabs der Schwarze dem Postillon ein, seine Schwarzen austraben zu lassen. Nun erst

ſchmeckten wir die ächte Sorte; vorher wars nur Spaß geweſen. Der Wagen wurde eine Walkmühle, wo die Stampfen von unten nach oben gingen, und uns fortwährend aufwärts ſchnellten. Ich machte ſtupende Pralltriller mit einem Organ, das ſich ſonſt höchſtens dazu eignet, einen Orgelpunkt auf der ganzen chromatiſchen Tonleiter zugleich auszuhalten, wenn man damit aufs Pedal fällt. Ein Staccato führte ich auf der Sitzbank aus, wie es Kalkbrenner kaum auf einem Clavis herausbringt, faſt den ächten Paganiniſchen Springbogenſtrich übertraf ich. So lange hatten wir uns tapfer auf unſern Poſten gehalten; doch jetzt, ich bekenne es, kam die Armee in einige Verwirrung. Von einem Flankenangriff auf meinen Nachbar will ich kaum reden, denn er geſchah gegenſeitig und unſre Ellenbogen rannten gegeneinander wie ſtoßende Böcke. Aber auch in Front wurde ich attakirt, denn als plötzlich die Vorderräder in eine mäßige Furche des Dammes von höchſtens drei Fuß Tiefe geriethen, wirkte nach den verwünſchten Geſetzen des Falles und Stoßes, die ſelbſt in Brobdignac noch keine Aenderung erlitten haben, die Erſchütterung ſehr fatal auf mich, denn ich flog, ungefähr wie eine Bombe im 45ſten Grade geworfen, gerade auf die Muſe los, und lag ihr, (vielleicht zum erſtenmale in meinem Leben) im Schooße. Ich wollte die Muſe wäre das Glück geweſen! Es hätte aber auch nicht lange gedauert, denn dieſelben Geſetze, die ich bei der Paſſage des Vorderrades für mich hatte, hatte

ich bei der des Hinterrades gegen mich. Ich schoß — nicht häuptlings, sondern grade umgekehrt — in mein altes Standquartier zurück, aber die Muse mir nach, und jetzt saß — so rollt die Kugel — sie mir im Schooß. Sie saß; denn weil sie überhaupt Tournüre hatte, so hatte sie sich auch jetzt geschickt gedreht. Vielleicht mag aber auch der Rotationsstoß des Wagens das Beste dazu beigetragen haben. Ich war schon in manche Berührungen mit den Musen gekommen, aber nicht grade in diese. In einer Adagiofahrt würde aus diesem **contactus** vielleicht ein lang ausgehaltener, recht angenehmer Ton geworden seyn, in unserm Presto auf dem Steindamm aber blieb es ein **staccato fortissime.** Ich fiel auf den Gedanken den Rhythmus dadurch zu ändern, daß ich durch die Klammerhaken meiner Arme die hüpfende Muse mit mir zu einem Körper verbinden wollte, und wir wären dann wenigstens zusammen weiter gehüpft. Daher griff ich im Dunkeln zu; aber noch ehe ichs konnte kam ein Erdstoß nach rechts, dann einer nach links, jetzt einer nach oben, dann nach unten, endlich wie ein Gebirgsecho von allen Seiten. Meine Musenlast hüpfte weg, hüpfte zu, flog rechts und links und grade aus und ich haschte vergeblich danach; das weibliche Stimmengezwitscher und das männliche Zorngepolter tönte während dieser Jammerzeit erbarmungswürdig mitten durch das Rasseln des Wagens; das Elend culminirte — endlich geschah ein furchtbarer Schlag, der die Krisis bildete. Wir schwebten alle

in den Lüften; nach einer ansehnlichen Reise langte ich indessen wieder auf meinem Sitz an und fühlte, daß der Wagen sich jetzt ganz sanft bewege. Ich hatte es aber noch kaum empfunden, als ich auch die Muse wieder auf dem Schooße fühlte — nicht sah, denn es war dunkler als im Tartarus. Der Wagen war, dies conjecturirte ich mit Scharfsinn, jetzt vom Lausumer Steindamm herunter in den Lausumer Sand gefallen, und nun hatten wir Aussicht zu einem langen Adagio! Herrlich! Jetzt konnte ich also den lang auszuhaltenden Ton der Musen-Berührung sanft einsetzen! Ich schlang schnell die Arme um die kleine Erschreckte, zog sie an mich, und indem ich ihr einen Kuß auf die Wange drücken wollte, flüsterte ich: „diese Schreckensperiode hat doch auch ihren süßen Moment!" —

Doch ich fuhr zurück, wie einer, der eine Rose pflücken will und eine Nessel greift, vor einem stachlichten rauhen Bart und einem noch rauheren „Schwerenoth, sind Sie verrückt?" — — Es war der Beefsteakbeißer, den mir bei dem verfluchten gewaltsamen „Verwechsle-das-Pfählchen-Spiel" das Schicksal statt der Muse auf den Schooß geschüttelt hatte, die längst wieder auf ihrem Platz saß und Athem schöpfte! Voll Ingrimm packte ich den Kerl bei den Schulterblättern, und rüttelte ihn auf seinen Platz. „Nun zum Teufel Herr," rief ich, „wollen Sie etwa die Nacht hier auf meinem Schooße bivouakiren, daß Sie sichs so breit und bequem machen? Lieber nähme ich ja einen Elephanten auf die Kniee!"

Der Knirps, denn das war er, erschrack sich gewaltig über zweierlei, über sich, und mich. Ueber sich, daß er vorher in der Ueberraschung so keck gewesen war, und über mich, der ihn mehr aus Verlegenheit als aus Zorn so wild angepackt hatte. — „Ja, ja," stotterte er ängstlich, und offenbar consternirt, „es soll mir sehr lieb seyn, wenn Sie meinen Elephanten sehn wollen."

„Ihren Elephanten sehn?" fragte ich erstaunend und wieder zu mir selber kommend.

„Nun ja, Sie sprachen ja davon, wenn ich nicht irre. — Ich werde nur erst in Hamburg die Stelle ausmitteln und die Bude bauen, dann kommt er mir nach." —

Jetzt fand ich das Wort des Räthsels! Der Beefsteaktödter war ein Elephantenführer, und hatte sein Thier noch jüngst in Berlin zur Schau gestellt. Der Zufall, Unfall, oder Gott weiß wie ich den Fall, wodurch er auf mich fiel, nennen soll, hatte die Nebelkappe von seinem Elephantengewerbe gezogen. — Ich lachte still, daß ein so plumpes Thier mich aus der Verlegenheit zog. —

Wir fahren jetzt im tiefsten Brobdignacker Sande, Leser. — Nun wäre es Zeit, glaube ich, wieder auf die Kriegserklärung, mit der ich oben wie Goliath geprahlt, zu denken. Nachdem wir uns etwas erholt hatten, und Athem gewonnen, brach unser Aller Zorn aus den vier Ecken des Wagens lodernd gegen die Regierung von Brobdignac los. Ist das erlaubt? Ist Lausum ein Ort wo Matrosen gepreßt werden? Halten sich da die

alten berüchtigten Werber auf? Giebt es dort Amsterdammer Seelenverkäufer? Auf einem guten in Federn hängenden Poſtwagen lockt man uns ſo weit, und dann ſetzt man uns auf dieſen Gliederbrecher, um uns gerädert nach Brobdignac zu führen? Das iſt eine himmelſchreiende Verletzung des Völkerrechts! Das fordert Blut! Es fordert grimmige Rache! —

Dies, Leſer und Leſerinnen, waren unſre chriſtlichen Geſinnungen als wir im Brobdignacker Gebiet einfuhren. Wir alle dachten Krieg. Ja der Elephantenführer (Gott ſey Dank, daß ich nun eine andre Benennung für ihn habe, denn ich war zuletzt um neue Compoſitionen mit Beefſteak wahrhaftig ſehr verlegen, da drei Lexica die ich zu dem Ende nachſchlug mich im Stich ließen) — der Elephantenführer ſchwur, er ſey ſo mürbe als habe ſich ſein Thier ſiebenmal über ihn hingewälzt, aber dafür dürfe auch in Brobdignac das Kind im Mutterleibe nicht verſchont werden. Albertinchen und die Muſe fanden dieſen Racheſchwur weniger furchtbar als unanſtändig, waren aber doch einig, ſie wollten dem Könige und allen Miniſtern Brobdignacks die Augen auskratzen für die erlittene Mißhandlung. Ich meinestheils bemerkte nur beſcheiden, Brobdignac ſey eine Republik (zu Swifts Zeiten war es noch ein Königreich) und mithin könne man dort keinem Könige die Augen auskratzen, weil keiner da ſey. Doch die erbitterte Muſe meinte das ginge ſie nichts an, und beharrte auf ihrem Vorſatz.

Kurz wir schnaubten sämmtlich Rache und brüteten Verderben. Hatten wir aber nicht Ursach? Und was wir dachten ziemte sichs nicht es auch zu sagen? Ich denke meine Kriegserklärung ist nun hinreichend gerechtfertigt, und die Thatsachen, die ich erzählt, sind die stärksten Gründe in meinem Manifest. Ich betheure es, die Gründe waren so gewichtig, daß sie braune und blaue Flecken hinterließen. Sollte man mehr verlangen?

Und hätte ich etwa nicht mehr? Denn sieben Meilen lang war der Brobdignackſche Marterweg, und mit raffinirter Bosheit so eingerichtet, daß niemand auf der ersten Meile (wie wir alle vermeint) sterben konnte, weil immer eine Sandschicht zwischen der Steinschicht liegt, wo man die Quetschwunden grade so weit ausheilt, daß man Lebenskräfte für die neuen bekommt, wie sonst Soldaten, die zu sechsunddreißig Gassenläufen verurtheilt waren, drei Tage, täglich zwölfmal gingen, damit sie nicht am ersten Tage starben, sondern erst am dritten.

Und solche Höllenmartern thun die Brobdignacker jährlich einigen tausend Patrioten an. Ist das nicht eines Krieges werth? Drum Deutsche, ich kündige ihn hierdurch an, und bin gesonnen im nächsten Frühjahr marschiren zu lassen. Eine Armee habe ich zwar nicht, auch kein Geld eine zu bezahlen, und so bin ich fast so gut dran wie jetzt die Schweizer gegen Frankreich *); aber ich vertraue auf Gott. Meine Hoffnung ist bescheiden

*) Zur Zeit des Conseil'schen Streites.

die, ich werde auch Brobdignac erobern und alle seine Folterkammern, die es Postwagen nennt, so gut zerstören wie Kuno von Kyburg das Vehmgericht.

Mittlerweile geht der Teufelsspektakel wieder an, denn wir sind nach einer halben Meile Sand wieder auf ein steinernes mer de glace gerathen, und fahren über Gletscher und Granitblöcke weg als wären es Haselnüsse. — Aber ich schreibe sehr verrückt, bald als säße ich noch im Postwagen, bald als wäre ich schon sieben Jahr heraus. Wie will man aber seinen Kopf in Ordnung behalten, wenn seine Basis, der St! . . . so unbarmherzig erschüttert wird? — Es bleibt nichts übrig als nur wieder zu schreien, und ich schreie wirklich: Krieg, Krieg, Krieg! — Brobdignac! Alle die Wüthenden, Verzweifelnden, deren Höllenjammergesichter Du während ihrer Pein gesehn, werden in Deine Grenzen brechen! Zittre vor den Gesichtern, die sie Dir alsdann schneiden! Bebe vor der Rache!

Denn wir alle, Kopf für Kopf, hätten ein Te deum gesungen, oder 10 Thlr. an die Armen geschickt, wenn wir aus Deinen Rädermaschinen (das sind ja Wagen) uns in ein Regulusfaß oder einen Perillus-Ochsen hätten retten können! Solche Feinde stürmen in Euer Reich ein, Brobdignacker! Selbst die Frauen werden Furien, — die vierte Furie heißt künftig Albertinchen — und die Muse zur Meduse! Nächst Deinen Wagen fluche ich Deinen Wegen Brobdignac! Aber wir wollen eine Chaussee aus Brobdignacker Kno-

chen bauen, aus zermalmten Schädeln! Verstehe Ihr uns? — Viel stärkeres, um Euch zu erschrecken, wüßte ich ferner im Manifest nicht zu sagen, deshalb schließe ich es hier. — Aber ich fahre mit einem

Anhang

fort. Dieser Poststücks-Appendix fällt noch barocker aus, als das Poststück selber. Ich kann mir inzwischen nicht helfen, er muß unter die nämliche Addresse, denn er steht in zu strengem Ideenzusammenhange mit dem Obigen, und die Welt hat es nach gerade gemerkt, so hoffe ich, daß ich der Mann bin, der etwas auf Logik giebt. Das letzte Grenzdorf vor Brobdignac heißt Hukelum. Geographen unter meinen Lesern werden es hoffentlich nicht mit dem Pfarrdorf Hukelum verwechseln, wo Quintus Fixlein liebte, lebte, und heirathete. Dies muß viel südlicher liegen. — Von Hukelum aus erreichten wir wieder Spuren menschlicher Cultur, z. B. Chausseen, und kamen so (in wenigen Tagen,) rasch und wohlbehalten nach Hamburg. Wohlbehalten? Mag der Teufel! das Wort ist mir nur so aus der Feder gefahren; der Wahrheit näher bin ich, wenn ich sage wir kamen halb todt dahin, wenigstens ich. Als ein guter Preuße wohnte ich im Gasthof zum König von England, dessen Wirth durch seinen Preußen-Patriotismus berühmt ist. Mehr noch wird er es hoffentlich durch die Abentheuer werden die ich in seinem Hause erlebte. Zerschellt, zermalmt, blau, grün, gelb — ich hätte einen Regenbogen mit Leichtig-

keit vorstellen können, denn ich krümmte mich auch fast so; — ergrimmt auf Brobdignac, wüthend, racheschnaubend, kurz etwas verdrießlich warf ich mich in meinem Zimmer aufs Bett, um den Entwurf meines Manifestes, den ich schon in Gedanken gemacht, zu beschließen. Ich mochte aber kaum eine Viertelstunde sanft geschlummert haben, als es bescheiden an meine Thür pochte. — „Nur herein!" — Ein elegant gekleideter Mann, im englischen gelben Oberrock, — von feinem Benehmen, — schwarze leuchtende Augen, — eine Habichtsnase wie der selige Ludwig Devrient, — ein satyrisches Lächeln — das muß ungefähr in seinem Paß gestanden haben. Ich richtete mich verlegen aber noch halb schlaftrunken empor: „Wir sollten uns kennen" sprach der Fremde höflich, „wir sind schon öfter zusammengekommen. Unter andern einmal im Harz, in Elbingerode, wenn ich nicht irre!" — Ich rieb die Augen, eine dunkle Ahnung und Erinnerung dämmerte in mir auf. Es ist nicht von meinem Leser zu verlangen, daß er mehr von mir gelesen haben sollte als das Buch, das er in der Hand hält; hätte er aber zufällig einmal in die elegante Zeitung Jahrgang 1828 geblickt, so könnte er dort gelesen haben, daß ich in Elbingerode ein höchst denkwürdiges Zusammentreffen mit" — „Nun mit wem denn zum Teufel!" „Eben mit ihm, mit dem Teufel," hatte. — — (Der Leser kann sich hier nach Belieben verwundern.) Nach dieser Fermate sage ich ihm ganz kurz, daß der Teufel mir eben so kurz sagte: „Sie

haben ein schlechtes Gedächtniß, Lieber, ich bin der Teufel, Satan, Beelzebub, wie Sie mich nennen wollen. Ich wußte, daß Sie nach Hamburg kommen wollten, und habe deshalb meine Abreise nach St. Petersburg, wo ich sehr viele Geschäfte mache, verschoben."

„Sehr gütig," sprach ich doch etwas verlegen; denn alle Tage hat mans nicht mit dem Satan zu thun.

Der Teufel war aber in der That recht affable, um ein gallisches Wort zu leihen, wo mir ein deutsches fehlt. Er fuhr so fort: „Wie gesagt, ich erwartete Sie, lieber Rellstab, denn es war mir längst darum zu thun, Sie zu sprechen. Ich bin nicht halb so schlecht wie man mich macht, und kann wahrscheinlich so gut wie Maria Stuart von mir sagen, ich bin besser als mein Ruf. Nun möcht ich aber wohl — wie vielleicht Sie und mehrere Menschen auch — daß mein Ruf besser wäre als ich, und da sind Sie der Mann, der etwas für mich thun kann. Ich will Ihnen einen kleinen Contrakt proponiren —"

„Bitte unterthänigst! Ich bin kein Freund von Contrakten."

„Hahahaha!" lachte der Teufel, „Sie fürchten sich am Ende vor der Hölle, und glauben Sie müßten mit Blut unterzeichnen! — Sie, ein aufgeklärter Mann, ein Recensent, wollen abergläubisch seyn? Fragen Sie sich nur vernünftigerweise, ob wir bei den jetzigen wahrhaft unerhörten Holz- und Steinkohlenpreisen so enorme Feuerung wegwerfen würden, um miserable Seelen zu braten, magrer als verhungerte Lerchen! Wir wären

ja Esel, mit Erlaubniß zu sagen. Nein Bester, uns Teufeln — denn unsre Familie ist stark — geht es nicht so außerordentlich; bald wird kein Adjectivum mehr zu uns passen als das leidige „arm". Hätten wir das Brennmaterial, was Ihr uns zutraut, wir legten Eisenbahnen an und führen mit reichen Leibern ab, statt mit armen Seelen. — Aber auf meine Angelegenheit zu kommen; ich wünsche Ihnen zu zeigen, daß ich nicht lauter Schaden stifte, sondern auch Gutes thue. Vorläufig haben wir noch schnellere Communicationsmittel als die Eisenbahnen, nur daß sie nicht auf so viel Menschen eingerichtet sind. Steigen Sie ein, Bester, wir sind in zwei Secunden an Ort und Stelle."

Bevor ich ja oder nein sagen konnte, breitete der äußerst höfliche Satan seinen Mantel aus und wir flogen auf. — Rrrrrrrrrrr schwirrten wir durch die Lüfte über die Alster und die Elbe hinweg, über Wald, Feld und Wiesen, daß die Erde unter uns nur wie ein blaugrüner Schimmer aussah; — und als ich tief Athem geholt hatte, sah ich einige Thurmspitzen, Meerbusen und Landzungen, und der Teufel rief „Brrrr! Wir sind an Ort und Stelle! Das ist die Hauptstadt von Brobdignac Grobidum." Man merkt in Brobdignac sind die Endungen sum, lum, dumm so zu Haus wie im Harz die diversen rode; ich weiß nur nicht wie Brobdignac an sein ac gekommen ist, wenns nicht gaskognische Verwandtschaft ist mit Polignac oder sonst wem.

Wir fuhren in den republikanischen Palast von Grobidum nieder und grade durch eine Kuppel in einen Saal, woselbst sieben schwarzröckige besternte Herren an einer grünen Tafel saßen, und ein achter den Vorsitz führte; etwas Geschmeiß von Schreibern, Thürstehern u. dgl. war auch sichtbar. „Es ist Cabinetsrath, aber ohne Serenissimum von Brobdignac *), und auch den Justizminister sehe ich nicht hier," raunte mir der Erbfeind freundschaftlich ins Ohr. Ich spitzte es, oder vielmehr alle beide, und sah vom Ofen herab, auf den wir uns gesetzt hatten, neugierig auf die Tafel.

„England also," hub der vorsitzende Schwarzrock an, (es war der Minister des Auswärtigen und Präsident des Conseils) „verlangt von uns, daß wir den Chausseebau von Hukelum nach Lausum übernehmen, damit künftig die Post von London nach Constantinopel nicht mehr über Nacht unter Wegs sey. Ich bitte um Ihre Stimmen."

Der zweite Schwarzrock (Finanzminister). Wir haben kein Geld zu bauen, wir haben keins, und werden keins haben. Was geht uns England, was die Turkei an? Und in unserm Lande sind wir hoffentlich Herren!

Marineminister. Ganz meine Ansicht. Was scheeren uns zwei Städte, die uns nicht gehören? Es

*) Ich verstehe hier den Teufel nicht ganz; wer ist Serenissimus in einer Republik? Vielleicht eine Art Doge oder Sieyesscher Großwahlherr?

ſoll Alles zur See gehn, und Paſſagiergeld und Hundszoll *) zahlen, denn der letzte iſt meine Sportel.

Kriegsminiſter. „Ganz meine Anſicht. Chauſſeen ſind überhaupt mein Gräuel. Es hieße unſre Armee verderben, wenn man ihr eine Chauſſee baute, denn darauf könnte ſie ja noch einmal ſo raſch retiriren! Im Koth bis ans Knie halten unſre Leute aber vortrefflich Stand gegen den nachſetzenden Feind. Dixi. (Er ſchnupft.)“

Handelsminiſter. „Und wo bliebe ein ſaftiger, kernhafter Tranſitozoll an jedem Feldgraben, wenn uns etwa die fremden Waaren wie Zugvögel durchs Land ſchöſſen? Man verlangt am Ende Zucker und Kaffee ſollten mit der Ballkelle über unſre Grenzen hinweggeſchlagen werden! Chauſſeen! Unſinn!“

Miniſter des Innern. „Ganz recht! Unſinn! Mir aus der Seele geſprochen! Unſinn! Es iſt als höre ich mich ſelbſt. Was ſoll denn künftig noch ein Reiſender bei uns verzehren, wenn unſre Wege ihn nicht aufhalten? Keine Taſſe Kaffee würden wir mehr los, wenn die Chauſſee gebaut würde.“

Poſtminiſter. „Nur ein Unſinn geht darüber die Eiſenbahnen. Aber auch fort mit der Chauſſee! Wo

*) Muthmaßlich ein Brobdignacker Zoll, der Hundzoll, (wie man mit J. Paul richtiger ſchreibt) den Paſſagiere von ihren Hunden an Bord zahlen müſſen. Er fließt in die Taſche des Marineminiſters, könnte daher wohl Seehundszoll heißen.

blieben unsere Postrevenuen, wenn wir eine Straße hätten, wo mir am Ende einer in einem Cabriolet sechs Menschen mit einem Pferd lustig davonfährt, während wir jetzt auf einen Menschen sechs Pferde bezahlt bekommen."

Der geistliche Minister. „Salomo hat gesprochen! Herrlich Collega! Und muß die sündige Menschheit nicht gebessert werden durch Leiden? Soll man sie auf Chausseen und Polsterwagen sardanapalisch verweichlichen? Nimmermehr! Voto contra Britanniam!" Hier zuckte es etwas satanisch auf dem Gesicht des Satans; er grinste den geistlichen Herrn ingrimmig an, und murmelte: „Du sollst nicht sardanapalisch verweichlicht werden!" Nachher wußte ich erst, wie es gemeint war.

Der Präsident des Conseils stand jetzt auf, und sprach feierlich. „Ihre Gründe meine theuren Collegen habe ich sämmtlich auch, aber noch den meinigen dazu. Ich hasse diese stolzen Engländer, und mit Grund. Denn als ich anno 1827 in London war, um den bekannten Traktat zu schließen, der nicht geschlossen wurde, sprach und schnatterte die ganze City fortwährend von dem Roturier dem Canning, und von mir dem Grafen sprach kein Mensch. Und doch war grade er es, der meinen Traktat lächerlich machte vorm Ober- und Unterhaus. Schon deshalb dürfte ich meiner Ehre wegen den Chausseebau nicht zulassen, und wenn unsre sämmtliche Bauern Millionaire dadurch würden. Sie begreifen das meine Collegen?"

„Vollkommen" lautete die einstimmige siebenstimmige Antwort, und der geistliche Minister sagte es sogar zweimal.

Der Präsident des Conseils. „Also weisen wir England kurz ab. Ich habe die Note schon mit lakonischem Salz gepfeffert, (warum nicht mit spanischem Pfeffer gesalzen) und mit diplomatischer Feinheit grob gefaßt. Hören Sie: „„Englands Antrag findet keine Statt.""

Alle. „Bravo! Herrlich! Unsterblich!"

Die Note wurde sogleich couvertirt und einem bereit stehenden Courier zur sofortigen Uebergabe eingehändigt.

Hier kniff mich der Satan in den Arm und sprach: „Nun geben Sie Acht, lieber Rellstab, und gedenken Sie mirs, wenn Sie über diese Angelegenheit etwa in den Zeitungen oder sonst wo etwas schreiben sollten."

Noch während er sprach verengerten sich die Wände des Saales und die Sessionsstühle schoben sich in Sectionen hintereinander. Es wurde dunkler und dunkler, mir ward bange, ich fing an zu glauben, daß wir sämmtlich in den schwarzen Pfuhl der Hölle versänken. Und so war es, denn plötzlich sahe ich, daß wir uns alle im Lausumer Postwagen befanden. „Ha!" rief ich voll Entsetzen, „jetzt kenne ich Dich, arglistiger Teufel! Aber hast Du ein Recht mich zweimal in die Hölle zu setzen? Ich denke dafür wird es noch einen Senat in Hamburg oder ein Kammergericht in Berlin geben!" „Das wäre Beides nicht das Forum, vor

dem Sie mich verklagen könnten, sondern nur beim Justizminister hier in Grobidum, der leider nicht im Wagenkasten steckt. Allein seyn Sie ruhig, ich habe ja mein Luftkissen bei mir, auf dem wir weich sitzen, und überdem lagern wir uns oben auf dem Deckel und sehn hindurch, (denn für uns ist er von schönstem Krystallglas,) wie es inwendig zugeht." — Es war aber so:

Die sämmtlichen Minister glaubten sich in ihren Staatskutschen, und dankten einander mit verwunderten Gesichtern, daß einer den andern mitgenommen hätte. Nur konnten sie gar nicht begreifen, wie sie alle zusammen kämen. Plötzlich begann das Regulusfaß zu wollen! „Ha! Weh uns! Himmel! Hülfe! Erbarmen!" So viele verschiedene Stimmen hörte ich aus der verworrenen Partitur des Chaos unten noch heraus, die andern verschollen im gemeinsamen Lärmen des Angstgeschreies und Räderrasselns. — Noch immer hielt sie das Blendwerk gefangen, sich in ihren eignen Kutschkasten zu glauben, jeder wüthete daher auf seinen Kutscher. Der Präsident des Conseils fing an: „Johann ist er rasend! Ich jage ihn zum Teufel, wenn er so fortfährt." Sogleich brüllte der Marineminister zum andern Fenster heraus als commandire er in einer Seeschlacht: „Sackerment! William! Plagt ihn der Teufel! (Hier lächelte Satan und sprach zu mir: Fast gerathen, nur daß ich den Herrn, nicht den Kutscher plage) Sackermenter, will er die Sturmsegel einreffen! Ich lasse ihn an die Raa hängen, wenn er nicht einen milderen Cours annimmt!" — Das

Fuhrwerk ging aber um so toller vorwärts. Jetzt platzte die Geduldbombe im Kriegsminister. „Donnerwetter!“ gab er eine prasselnde Geschützlage, „Himmelhund, Friedrich, Satansbraten! Ich lasse ihn sechsunddreißigmal Spießruthen laufen!“ (Diese schöne alterthümliche Sitte ist zu Grobidum noch nicht abgekommen.) „Au weh!“ unterbrach er das rollende Pelotonfeuer seines Zorns durch einen Angstruf. „Ich glaube der Kerl ist taub geworden!“ Hier fuhr er mit dem Kopf (seinem Nordpol) zum Wagenfenster hinaus; doch mein Nachbar Beelzebub, der das Rüttelwerk dirigirte, gab ihm in demselben Augenblick einen solchen Prallschneller auf den Südpol, daß er sich den Kopf-Nordpol fast flach gedrückt hätte, und so gut wie die Erde an beiden Polen abgeplattet gewesen wäre. Sitz und Stimme litten ungemein bei dieser kleinen Caresse des Teufels, so daß der Handelsminister mit seiner heiseren Oboestimme auch zum Wort kommen konnte, das heißt zum Fluch! „Der Geier! Ich glaube mein Kutscher hat achteckige Räder an den Wagen gedreht, wie man es jenem Minister anthat“ — doch bevor er die weltbekannte Anekdote von dem die Landstraßen bereisenden Minister herauslispelte, schnitt ihm eine von den acht scharfen Radecken durch einen Klappstoß von besondrer Energie das Wort, und beinahe auch die Zunge im Munde weg, auf welche seine zusammenschlagenden Kinnladen von oben und unten zugleich bissen. Er dankte hier zum erstenmale Gott, daß er keine Zähne mehr hatte. Unterbrochen aber wäre er

doch worden, denn sein College, der Minister des Innern, fuhr ihm schon bei dem Wort achteckig queer durch die Parade und schrie „Achteckig? Achteckig College? Dreieckig wenigstens, und noch viel schärfer. Aber an den Galgen soll mir der Dieb, so wahr ich — Hilf Himmel —"

Beelzebub accelerirte die Maschine und unterbrach dadurch den Vortrag des Ministers mehr kurz als höflich. Gedanken und Phrasen wurden von dem Stampfen dieser unterschlächtigen Walkmühle zerbröckelt; nur noch Empfindungen, und höchstens etwas interpretirte oder paraphrasirte Interjectionen hatten Raum. Der Präsident des Conseils schrie: „Ach, Erbarmen, mein Rückgrat bricht!" „Bah" schrie der Marineminister, „meins hält noch, aber unsern Steuermann laß ich kielholen! Dabei soll sein Rückgrat denk ich doch noch eher brechen als meins!" „Ja, Sie haben einen Cadaver von Gußeisen" wehklagte der Präsident. „Muß ein Seesoldat auch" wollte der Marineminister mit vor Schmerz zusammengebissenen Zähnen antworten, doch Satan dirigirte ihm einen solchen Treffer grade auf die Axe seines Schwerpunktes, daß er aufprallte wie ein Gummiball! „Ach — Teufel — Pestilenz! Das war zu arg!" „Aha ist der eiserne Soldat doch gebrochen?" „Zum Henker College, wissen Sie nicht, daß eiserne Geschütze am leichtesten springen?" fiel der Kriegsminister ein, und sprang selber in dem Augenblick, wie der Klöpfel eines Hackebrettes, von der Sitzbank auf. Der

Marineminiſter nahms für Spott und ſchrie wild: „College ich fordre Sie!“ „College“ brüllte der Kriegsminiſter wieder, „ſchaffen Sie mich aus dem verfluchten Höllenwagen, ſo ſchieße ich mich 7mal in einer Stunde mit Ihnen auf dem Knopf des Straßburger Münſter!“

„Molto piu stretto!“ commandirte Satanas, und der Karren ſchoß fort wie auf einer Eiſenbahn. Wald und Feld huſchte vorüber wie ein graugrüner Schleier, die Miniſtercompagnie ſchrie gottesjämmerlich. Am lauteſten jetzt der geiſtliche Miniſter, weils Beelzebub auf ihn gemünzt hatte, und ihn, der die Chriſten nicht verweichlicht wiſſen wollte, furchtbar abhärtete, durch perennirendes Rammen von unten auf gegen ſein breites apoſtoliſches Sitzkiſſen. Der Gepeinigte rief wie Richard der Dritte! „Mein Vermögen für den Gänſepfuhl dort!“ (Man fauſte nämlich eben an einem vorüber.) „Eine Million dem, der mich in die weiche Pfütze ſchleudert“ rief er deutlicher und verzweifelnder. — „Die will ich mir verdienen,“ ſprach Satan vergnügt, und reckte unter ſeinem engliſchen Ueberrock eine lange Kralle heraus, durch den Wagendeckel in den Marterkaſten hinein, packte den geiſtlichen Mann am Hoſengurt, und ſchnellte ihn, als hinge er an einer Schleuder, zum Wagenfenſter hinaus in die Entenpfütze. Glückſelig warf ſich der Gerettete auf die Kniee und ſprach ein Dankgebet. „Auf Ehre,“ ſagte der Teufel zu mir, „der muß ſeine Million zahlen.“

Der Kabinetsrath inzwiſchen jammerte und ſchrie, daß es einen Stein erbarmen mochte, und endlich ſogar

mich und den Schwarzen. Er trat mit einem Fuß (es muß wohl der Pferdefuß gewesen seyn) den Kutschendeckel ein und fuhr (ich fiel nach) mitten in den Ministerconseil hinunter. „Meine Herren," sprach er, „ich bin ein blinder Passagier, der auf der outside gesessen hat. Eben breche ich durch. Ein Glück, daß der Wagen grade hält. (Er hielt wirklich, alle schöpften Athem.) Nicht wahr, die Straße ist miserabel von Lausum nach Hukelum! Was meinen Sie, sollte es nicht an der Zeit seyn eine Chaussee hier zu bauen?"

„Ja, Ja," schallte es aus allen Kehlen zugleich. „Freilich," rief der Finanzminister, „und zumal da wir die Kasten voll Geld haben! Es wäre ein Staatsverrath es abzuschlagen!" „Gewiß," fiel der Marineminister ein, „hole der Teufel meinen ganzen Hundzoll und alle meine Sporteln dazu, ehe ich mich so rädern lasse. Lieber will ich ja sieben Jahr seekrank seyn!" — „Donner und Wetter, allerdings," fluchte der Kriegsminister; „und könnte mans denn verantworten eine Armee auf solchem Spitzbubenwege marschiren zu lassen? Hier kann ja eine Batterie über der Andern im Morast versinken! Chaussee, oder ich nehme meinen Abschied!" — „Zuverläßig Chaussee," intonirte der Handelsminister auf seiner Oboe-Knarre, „schon weil ja dann die Straße so ungemein an Frequenz gewinnen muß, und der Transitozoll enorm steigen." — „Chaussee und dreimal Chaussee!" exclamirte der Minister des Innern. „Was werden da für Reisende passiren und das

Consumo im Lande steigern!" — „Ich pflichte Ihnen ganz bei," hub der Postminister an; „auch die Postrevenuen werden prosperiren durch zahlreiche Schnell- und Extraposten, die man sogleich zwischen Constantinopel und London anlegen wird. Man thäte vielleicht noch besser eine Eisenbahn zu bauen!" „Sie nehmen mir das Wort vom Munde weg," rief der Präsident des Conseils entzückt aus, „eine Eisenbahn! Wie sanft muß sichs da fahren!" — Auch der geistliche Minister quäkte aus dem Entendreck heraus, doch es war zu weit um sein Votum zu verstehn. Allem Vermuthen nach war er jetzt eben so aus Christenliebe für wie zuvor gegen den Chausseebau.

Indem jagte der Courier vorbei, der die schöne lakonische Note nach London bringen sollte. „Halt!" rief der Conseilspräsident, „Halt!" der Marineminister, „Halt!" der Kriegsminister und die ganze andre Clerisey. „Er wird cassirt, wenn er die Note nicht zurückgiebt!" — „Wir lassen ihn kielholen." (Es war das Lieblingsvergnügen des Seeministers.) „Er muß auf den Sandhaufen!" — „Er wird strangulirt, torquirt, massacarirt" rief die ganze Ministerorgel von der ersten bis zur letzten Pfeife hinter den Kerl drein, der verdutzt den Gaul anhielt.

„Haben Sie nun genug und Genugthuung, Rellstabchen?" fragte mich der Teufel leise, „und werden Sie mich der Welt nun ein wenig charmant abschattiren in Ihren muthmaßlich zu edirenden Reiseskizzen?"

Ich bejahte Alles.

„Nun so leben Sie wohl!“ Weg war er. „Halt, Teufelchen, Engel, Schätzbarster, bleiben Sie doch! Ich sterbe ja in dem Rumpelkasten mitten in Brobdignac! Lassen Sie mich doch nicht hier rädern! Sie müssen mich kostenfrei wieder nach Hamburg schaffen! Ich klage auf Schadenersatz auf **laesio enormis!**“ —

Alles vergebens! Der gelbe Ueberrock flatterte schon hoch in grauen Wolken, und unten ging die Teufelei wieder an, denn der Conseil mußte doch wieder nach Hause fahren, nach Grobidum. Es rasselte, rüttelte, schüttelte, wie zuvor. Ich schrie Hülfe und Erbarmen! Da sah ich den geistlichen Minister im Entenpfuhl, und ohne Besinnens machte ich, um nur aus der Höllenmaschine zu entkommen, einen Satz durchs Wagenfenster, (es ist mir selbst unbegreiflich, wie ich durch das enge Loch kam) hinaus ins Freie.

Ich gab mir einen teufelmäßigen Schlag — auf dem Hukelummer Steinpflaster, wie ich vermeinte. Aber mit dem Ruck war ich nicht aus dem Wagen, sondern der Wagen und Alles mir aus dem Gesichte, und wie ich mir die Augen reibe und endlich klar sehe, liege ich im Gasthof zum König von England in meiner Stube auf der Erde! — Seltsam! — Drei Kellner reißen plötzlich die Thür auf, und stürzen wie wahnsinnig herein. „Ist Ihnen ein Unglück zugestoßen, mein Herr? — Sind Sie vom Bett gefallen? — Haben Sie Schaden genommen?“

Ich richtete mich etwas verwirrt und beschämt auf; nach grade ward ich inne, daß ich, vom Rütteln und Schütteln im Postwagen übermüdet, nur geträumt hatte, und mein Satz aus dem Wagen war einer vom Bett unter den Tisch gewesen. — In der Verwirrung sprach ich: „Was ich doch fragen wollte, lieber Herr Oberkellner, ists wahr, daß die Straße durch Brodignac gebaut wird?“

„Allerdings mein Herr,“ sprach der Kellner verwundert, „aber wie wissen Sie das schon? Diesen Augenblick bringt ja die frisch eingetroffene Grobidumer Zeitung erst die Nachricht?“

„Der Teufel! — Nun das war doch wahrhaftig recht expedit vom Satan gehandelt! — Ich will doch künftig besser von ihm denken! Er ist wirklich nicht so ganz übel!“

Mit Vergnügen erfuhr ich beiläufig, daß sogleich angerichtet werde, und ich zu Tische kommen solle. — Damit schließt das Poststück; die Welt halte nun von mir und dem Teufel und dem ganzen Poststück was sie Lust hat. —

Eine nordische Reise.

Der Verfasser der Genreskizzen ist zugleich einer von so vielen Reiseskizzen, daß die Leser es ihm Dank wissen werden, wenn er ihnen auch einmal die Bilder vorlegt, die andre Reisende, und an andren Orten als die er berührt, gezeichnet haben. Nachfolgende beiden Kapitel sind einer launigen Reiseschilderung entnommen, die ein junger Autor, Hr. v. Treskow, nächstens herausgeben wird (bei Hr. Basse in Quedlinburg) oder die vielleicht schon zugleich mit dem gegenwärtigen Segment daraus, die Presse verlassen hat. Ich würde dieselbe hier empfehlen, wenn sie es nicht, so hoffe ich selbst thäte. Doch darf ich dem Leser, der nicht wie ich das Mskpt. gelesen sagen, daß es in dieser ungezwungenen, nicht eben gefeilten bisweilen sogar etwas derben Ausdrucksweise, die aber gerade deshalb um so natürlich kräftiger und gesunder erscheint, noch sehr Vieles erhält was durch Stoff und Auffassung gleich anzieht. Das Werk spricht an weil es eben gar keine Ansprüche macht; eine gesunde Natur im Humor wie im Ernst. Die Convenienz der Bücherwelt wird bisweilen verletzt, aber die Freiheit ist der gezwungenen Etikette gegenüber, selbst mit ihren Unarten oft weit mehr werth als diese.

Das scheint uns bei den Reiseschilderungen des Verfassers in Rede der Fall zu seyn; urtheile der Leser nun ob mein Geschmack der seinige ist.

L. Rellstab.

Der Bärenjäger.

Dicht bei den Wasserfällen *) bemerkten wir ein mit drei Männern besetztes Boot, von denen der eine angelte, während die beiden andern bemüht waren, angestrengt gegen den Strom zu rudern, um das Boot auf Einer Stelle festzuhalten. Der Angler war der berühmte Bärenjäger Lloyd, der Verfasser eines sehr interessanten englischen Werkes über Dalekarlien und die Bärenjagden, — ein kleiner dürrer Mann von gelber Gesichtsfarbe, dem die Unerschrockenheit indeß aus seinen blitzenden Augen leuchtete. Dieser Mann, welcher die Lachsfischerei auf dem Gotha-Elf bei Trollhättan gepachtet, lebt im Sommer beständig in den großen Wäldern von Dalekarlien; ein Geschäft hatte ihn jetzt aber genöthigt, auf kurze Zeit die Bärenflinte aus der Hand zu legen. Wir trafen ihn, da er so eben einen großen Lachs, den er gefangen, von dem Angelhaken löste. Bald ward er mit seinem Landsmann Robert bekannt, und lud uns zu sich, wo selbst die Unterhaltung während mehrerer Stunden sich nur um die wilden Bären des Nordens drehte.

*) Von Trollhättan.

Wie ist es möglich, fragten wir ihn, daß es Leute geben kann, die sich die größte Mühe geben, einer wilden Bestie in den Rachen zu laufen, von der sie nur die ärgste Mißhandlung erwarten können? „Ha ha ha!" — lachte Lloyd — „Petz ist ein so drolliger Bursche und ein so amüsanter Kerl, daß sich ein Jeder nach ihm sehnt, wenn er einmal seine Bekanntschaft gemacht, — und dann ist er wirklich noch höflich genug; man muß nur nicht gleich zu vertraut mit ihm thun, und ihm zum „Guten Tag" die Hand reichen, — das nimmt er übel, und drückt und schüttelt den Zudringlichen, daß ihm Hören und Sehn vergeht." Bei der guten Nase, welche der Bär hat, versetzten wir, möchte es wohl dem Allervorsichtigsten schwer werden, ihm so nahe zu kommen.

„Sehr richtig; — Petz nimmt aber auch, wie die Pariserinnen, seine guten Freunde im Bette an, nur mit dem Unterschied, daß jene wachen, während er dabei schläft. Freilich muß man leise genug auftreten, und das schickt sich auch bei einem Schlafenden." Gehören Sie vielleicht auch zu den guten Freunden, die sich beim Lever einfinden dürfen?

„Gewiß — ich habe mir aber jedesmal die Freiheit genommen, ihn mit Pulver und Blei zu wecken."

Und was meinte er dazu?

„In den meisten Fällen blieb er ruhig liegen, oder nahm höchstens eine bequemere Stellung an, da er wohl merkte, daß er seine Lage für's Erste mit seinem

Willen nicht ändern würde; — dann ließ ich ihn aber bald abholen, denn Petzens Fleisch ist zart, und seine Haut weich; — oft aber hab' ich's auch für gerathener gehalten, ihn bis zum nächstenmal schnarchen zu lassen."

Mein Gott — aber — wacht' er denn nicht auf?

„Petz schläft sehr fest — und das ist sein Unglück; — wehe dem aber, der ihn weckt."

Und ist Ihre Hand so fest, Ihr Auge so geübt, daß Sie den Bär stets mit dem ersten Schuß erlegen?

„Gott sey Dank, nein — oder ich würde nicht halb so viel Spaß mit dem ehrlichen Jungen erleben, wie jetzt. Einst folgt' ich lange seiner Spur und kam endlich zu einer schmalen Höhle, in welcher er lag. Es war so finster in dem Loche, daß sich auf den ersten Blick hinein durchaus nichts erkennen ließ, und doch mußte der Schlingel darin stecken, denn seine Spur war bei der Höhle verschwunden. Ich stellte mich mit ausgespreizten Beinen über dieselbe, und guckte lange hinein: — da sah ich endlich unter welken Blättern einen schwarzen glänzenden Fleck; — es war seine feuchte Nase. Ein böser Schuß in das finstre Nest hinein, dacht ich, und sah nach meinem Begleiter, dem alten Jan Finne, denn nie darf ein Bärenjäger allein seyn. Dieser spannte seinen Hahn, und winkte mir zu schießen, — nur des Spaßes halber schlug ich zwischen meinen Beinen hindurch an, und gab Feuer; — da begann der Tanz. Wie besessen sprang Petz, dessen dicker Schädel von meinem Blei begrüßt worden, von seinem Lager auf, und

stürzte brüllend aus der Höhle; ich aber flüchtete hinter einen naheſtehenden Baum, während ihn Jan Finne mit einem Schuß empfing, der jedoch nicht tödtlich war. Ob ihn dieſer geneigt, oder ob meine Kugel ihm das Gehirn erſchüttert, weiß ich nicht; ſo viel iſt indeß ſicher, daß ich ihn nie ſo poſſirlich geſehn; er griff nach Baumzweigen und Steinen, und warf damit um ſich, aber, wie es ſeine dumme Gewohnheit iſt, beſtändig mit der rechten Tatze nach der linken Seite, und mit der linken nach der Rechten, ſo daß er überall hintrifft, nur nicht dahin, wo ſein Gegner ſteht. Jan Finne freute ſich, wie ein Kind, und, das Laden vergeſſend, ſchaute er grinſend um ſeinen Baum herum nach dem raſenden Petz, der in einer dicken Wolke von Staub kämpfte. Ich hatte geladen, und gab es ihm; da bekam er Luſt, meine nähere Bekanntſchaft zu machen; er ſprang, dem Blitz des Pulvers oder ſeinem Knalle folgend, aus der Wolke heraus, und ſtürzte ſich auf meinen Baum, der ziemlich ſtark war. Nun galts; — Petz ſah den Baum an, als wollt' er ihn freſſen und brüllte, unentſchloſſen ſtill ſtehend. Wird Jan Finne nicht ſchießen, dachte ich, und ſah, daß der Schuft ruhig in ſeiner Jagdtaſche nach etwas ſuchte. Petz richtete ſich nach einer furchtbaren Pauſe reiflicher Ueberlegung empor, und umklammerte mit ſeinen Vordertatzen den Baum, um mich durch eine derſelben zu erreichen; was konnte ich anders thun, als ihn dafür mit dem Kolben auf die Finger klopfen. Dies nahm er aber gewaltig übel, und fing an, auf ſeinen

Hinterfüßen um den Baum herum zu wandeln, während er ſich mit den Vordertatzen an der Rinde hielt. Wenn dieſe Parthie, zu welcher Petz nur abgebrochen grunzte, zuerſt einem freundſchaftlichen Haſchespiel glich, ſo ward gar bald, als Petz mehr Uebung erlangte, eine ſo ſchnelle Ronde daraus, daß mir der Kopf ſchwindelte. Nicht erfreulich war hierbei die Ueberzeugung, daß Petz dieſen Tanz doch wohl länger aushalten möchte, als ich, ſehr willkommen war es mir daher, daß er plötzlich, um Luft zu ſchöpfen, ſtillſtand, und mich mit offenem Rachen anbrüllte. Wenn ich einen Schuß im Lauf hätte, dacht' ich, ſollteſt du jezt den Rachen voll haben, und warf einen flüchtigen Blick nach Jan Finne. Dieſer rollte gemächlich das Werg zu einem Pfropfen, ſteckte ihn in den Lauf, und ſetzte den Ladeſtock darauf, aber gerade dreimal öfter, als gewöhnlich. Schieß, rief ich, du alter Eſel! — er machte mit der Hand eine ablehnende Bewegung und wiſchte ruhig ſein Schloß ab, ſchüttete langſam Pulver auf die Pfanne, ſchloß ſie, und klopfte dreimal gegen den Kolben, dann nahm er denſelben zwiſchen die Kniee, und ſenkte die Mündung auf den Boden. Meine Geduld in Bezug auf Jan Finne war erſchöpft, aber auch Petzens in Bezug auf mich; er zeigte mir die ſcharfen Zähne, und bot alle ſeine Kräfte auf, um mich zu erreichen. Da Finne noch an ſeinem Stein hämmerte, und ich nicht mehr im Stande war, ferner um den Baum zu laufen, entſchloß ich mich zum furchtbaren Handgemenge auf Leben und Tod; ich warf das Gewehr

fort, und riß mein Weidmesser aus der Scheide, entschlossen, stehn zu bleiben, und es dem wüthenden Thiere bis an das Heft in den Rachen zu stoßen. In der Wuth ist der Bär mit Blindheit geschlagen. Um ihm einen größern Anlauf zu geben, sprang ich vom Baum ab, streckte das Messer weit von mir, und sah seinem Sprunge entgegen. Schon setzte er an — da fiel Jan Finnes Schuß, der dem armen Petz durch beide Augen ging und ihn todt auf den Rücken legte. Ich konnte mich nicht enthalten dem Jan Finne zu sagen, daß er ein guter Schütze, aber ein verdammt schlechter Lader sey." „Pah!" versetzte dieser, „aber ich wollt' ihn sicher haben," — und da hatt' er auch Recht; denn wir haben es erlebt, daß Bären mit acht und zwanzig Kugeln im Leibe, von denen keine den rechten Fleck getroffen, munter von dannen trabten. —

Des Glöckners Sohn.

Viel schlimmer indeß, fuhr Lloyd fort, ist es kürzlich einem wackern jungen Mann, dem Sohne eines Glöckners, ergangen, dem die Lust, Bärenfleisch zu essen, sehr übel versalzen ward. Bei dem letzten strengen Winter hatte sich nämlich ein Bär fast regelmäßig des Nachts aus seinem Walde nach einigen Feldstücken des Glöckners vom benachbarten Dorfe begeben, und dort so

zugelangt, als hätte dieſer einladend zu ihm geſprochen: „Freſſen Sie doch, Herr Petz.“ Da dies aber durchaus nicht geſchehen war, mißfiel es dem alten Glöckner ſehr, und nach jeder Mahlzeit des Bären ſang er eines der Klagelieder, von denen er zum Glück viele auswendig wußte. Sein Sohn, der nicht muſikaliſch war, nahm ſich vor, dieſen Jeremiaden ein Ende zu machen, und beſchloß, den ungebetenen Gaſt nicht nur zu verſcheuchen, ſondern ihn zu erlegen, damit das ganze Fett, welches ſich Petz auf Koſten des Glöckners erworben, wieder in die Hände des rechtmäßigen Beſitzers käme. Er verſammelte zu dieſem Zweck gegen zwanzig ſeiner Kameraden, und folgte mit ihnen vom Felde aus nach dem Walde zu der Spur, die ſich ganz herrlich im Schnee abgedrückt fand. Ein Verliebter kann den zierlichen Abdruck des ſchmalen Fußes ſeiner Geliebten nicht mit ſolchem Entzücken betrachten, wie der Bärenjäger die plumpe Spur des Bären. Dieſe hier hatte noch dazu das eigenthümliche Anſehn, als wäre Petz nur auf dreien Füßen nach ſeiner Heimath zurückgekehrt, — als hätte er gleichſam aus langer Weile, oder um beſſer zu verdauen, eine kleine gymnaſtiſche Uebung unterwegs angeſtellt, da er ſich gegen alle Verfolgung ſicher wußte. Dies reizte die Bärenjäger zur eifrigſten Verfolgung. Als ſie in den Wald gekommen, begann ein dichtes Schneegeſtöber, wodurch ſie genöthigt wurden, die Schlöſſer ihrer Gewehre zu umbinden. Munter ſchritten ſie auf der Spur vorwärts, bis dieſe in ein eng verwachſenes Gehege lief, aus

welchem sie, wie eine angestellte Untersuchung ergab, nicht wieder zum Vorschein kam; — der Bär mußte also in diesem Dickicht liegen. Man beschloß daher, das ganze Gehege zu umstellen, und alsdann sollte des Glöckners Sohn hineingehn, um ihn aufzujagen, welches auch ausgeführt wurde. Unerschrocken bog des Glöckners Sohn die Zweige auseinander und drang ein, konnte aber des Schneegestöbers wegen kaum zwei Schritte weit vor sich sehen. Auf diese Weise geschah es, daß er plötzlich dicht vor einem ungeheuer großen Bären stand, der ihn mit funkelnden Augen ansah. Des Glöckners Sohn, ein sehr höflicher junger Mann, nahm sein Gewehr von der Schulter, um Herren Petz einen guten Morgen zu bieten. Dieser aber, nicht minder gebildet, wollte den Gast lieber in aller Freundschaft umarmen, und sprang ihm blitzesschnell mit zum Kusse geöffnetem Rachen an den Hals. Wer kann es dem Glöcknerssohne verargen, der in der Schule gelernt, Küssen schicke sich unter Männern nicht, daß er dem zärtlichen Petz, um ihn abzuhalten, sein umwickeltes Gewehr entgegenstreckte; — wer aber, wenn er unpartheiisch ist, auch diesem, daß er vor Wuth hineinbiß, und durch schnelles Andrücken und Anziehen des Kopfes den mit beiden Händen festhaltenden Küstersohn zu einer sägenden Bewegung nöthigte, die ihm ziemlich angreifend erschien. Hierbei war es die Absicht des Bären, durch allmähliges Hineinschlingen des Gewehres seinem Freunde so nahe zu kommen, daß er doch mindestens im Stande wäre, ihm die Hand zu

küssen; dieser schien dagegen auch nicht abgeneigt, denn er hielt fest. Da stieß aber die Mündung des Gewehres gegen den Zapfen des Bären, und brachte ihn zum Husten, wovon die natürliche Folge war, daß er plötzlich sein Gebiß öffnete, und dem Glöcknerssohn Gelegenheit gab, sich ziemlich unsanft mit dem Gewehre in beiden Händen auf den H— zu setzen. Der mitleidige Bär wollte den Gefallenen wieder aufrichten, faßte ihn aber, aus Unkunde mit diesem Geschäft, statt bei den Händen, bei den Beinen, mit welchen jener, um ihn abzuhalten, bedeutend strampelte. — Da nun der Bär früher durch eine ihm gestellte Falle die rechte Vordertatze verloren, nahm er den linken Fuß des Glöcknerjüngling in den Rachen, den rechten aber in seine linke Tatze und richtete sich auf die Hinterfüße empor, um ihn aufzustellen. Für diesen Mißgriff schlug der Kopfstehende dem ehrlichen Petz nachdrücklich mit dem eckigen Schloß des Gewehrs auf den Hirnschadel, welches sich dieser nicht gefallen lassen konnte. Er biß daher wüthend in das einmal gepackte Bein, umklammerte das andere mit der Tatze fester, und brachte den armen Glöckerssohn durch heftiges Schütteln mit dem Kopf in so lebhafte Schwingungen, daß ihm Hören und Sehn, aber doch nicht die Kraft zum Zuschlagen verging. Er hat nachher versichert, daß es seinem Vater bei dem angestrengtesten Kraftaufwand nicht möglich seyn könnte, den Klöpfel der Glocke in so schnelle Schwingungen zu versetzen, wie ihn der Bär durch sein einfaches Kopfschütteln. Wer

weiß indeß, wie diese Scene abgelaufen seyn möchte, wäre nicht das Schloß des Gewehrs härter gewesen, als der Schädel des Bären. Durch fortgesetzte Bemühung des Glöckners sohnes gelang es ihm nämlich endlich, dem Bären ein Loch in den wohlgezimmerten Hirnkasten zu schlagen. Dies verursachte ihm einen solchen Schmerz, daß er gräßlich brüllte, aber auch um so lebhafter schüttelte. Doch das Gebrüll ward sein Verderben; hierdurch verrieth er sich nämlich den Schützen, die sogleich herbeieilten, den Bären geschickt erlegten und so den Glöcknerssohn erretteten." —

Nach solchem Schaden, versetzte ich, als Lloyd schwieg, wird es dem Armen wohl nie wieder eingefallen seyn, auf die Bärenjagd zu gehn.

Sagen Sie das nicht, meinte Lloyd; — sein zermalmter Fuß ward glücklich wieder geheilt, — und ich möchte fast darauf wetten, daß er in diesem Augenblick mit Jan Finne herumschleicht, Gelegenheit suchend, sich an Petzens Kameraden zu rächen. Uebrigens kommt der Schaden, welchen die Bären unmittelbar dem Einzelnen zufügen, gar nicht in Betracht gegen den, welchen sie dem Landmann unter seinem Hausvieh anrichten; doch ist es hier nicht Petz allein, sondern mehr noch seine weitläuftigen Vettern, die Füchse, Luchse und Wölfe. Letztere sind so kühn, daß sie im Winter bis zu den Ställen der Vorstädte Stockholms vordringen, und dort schreckliche Blutbäder anrichten. Es ist sogar vorgekommen, daß ein ehrlicher Bauer, der im Winter sein Pferd

vor der Schenke angebunden, um eine kleine Herzstärkung zu nehmen, dasselbe nicht wieder fand, als er weiter reiten wollte. Von mehreren Wölfen verfolgt sah er weit hin das geängstigte Thier im stärksten Laufe davon traben. Er folgte ihm, so schnell als möglich, fand aber im Walde nichts mehr, als die blutigen Knochen des bereits von den hungrigen Wölfen verzehrten Thieres. Obgleich nun nach dem Schwedischen Forst- und Jagdjournal im Jahre 1829 allein 125 Bären, — 219 Luchse, — 558 Wölfe und 8466 Füchse geschossen wurden, so berechnet man doch den Schaden, welchen diese Raubthiere jährlich allein unter den Hausthieren anrichten (die zahmen Rennthiere mit eingeschlossen) auf 200000 Rthlr. Schwedisch Banko." — Mit einem kräftigen Händedruck entließ uns Lloyd, der Bärenjäger. —

Kilian am dritten August.

(Beschluß.)

Kilian, wie gesagt, verzehrte sich in unbegrenzter Sehnsucht nach dem Strahlauer Fischzug. Aber er sah bald ein daß die Sehnsucht zwar einen scharfen Zahn habe um an seinem Herzen zu nagen, aber nicht um die Eisenstäbe an seinem Fenster durchzuarbeiten. Es mußte ihm also etwas andres helfen.

Plötzlich rief er aus: „Ich hab's! — Meine Bildung hilft mir! Hätte ich nicht den Beobachter an der Spree gelesen ich müßte hier im Loch stecken bleiben. Aber Wissenschaft hilft mir heraus! Da sieht man, wozu gute Erziehung nutzt!"

Im obigen Satz stecken für aufmerksame Leser zwei Lügen. Die erste ist die, daß Kilian ihn nicht ausrief, sondern nur dachte; mit der zweiten belog er sich selbst, denn er hatte den Beobachter nicht gelesen, sondern nur in seiner Ressource am Oberbaum häufig vorlesen hören. In Nr. 87 des Jahrs 1831 hatte aber folgende Geschichte gestanden.

„Ein berüchtigter Dieb saß zu Paris in dem Gefängniß der Conciergerie. (Das Wort hatte Kilian seiner Zeit viel Noth gemacht.) Eines Sonntags nach der

Meſſe der die Gefangenen beiwohnen müſſen, wurde der Verbrecher plötzlich reumüthig. Die heilige Handlung oder die Worte des Prieſters hatten ſein Herz zerknirſcht. Er begehrte auf der Stelle vor den Unterſuchungsrichter geführt zu werden, dem er wichtige Geſtändniſſe zu thun habe. Eine ſo glückliche Dispoſition eines Criminalgefangenen darf nicht unbenutzt bleiben. Ein Bote läuft ſich außer Athem nach dem Richter, der Richter außer Athem nach der Conciergerie, der Huiſſier außer Athem nach dem Gefangenen, dieſer außer Athem nach dem Verhörzimmer. Als nun alle außer Athem waren, erzählt der Delinquent, athemlos vor Eil die Gewiſſenslaſt von ſeiner Seele zu wälzen, daß er an einem großen Diebſtahl Antheil habe, welcher vor einigen Jahren in Paris bei einem reichen Juwelier geſchehn war, und wobei für 800000 Franks Juwelen und Gold geſtohlen wurden. Der Richter, ein wahrer Sankt-Bernhards-Spürhund wo es galt die geheimen Spuren eines noch unenthüllten Verbrechens auszuwittern, war athemlos vor Zuhören. Doch behielt er ſo viel Faſſung ſich während der ſehr umſtändlichen Erzählung drei Dutzend Federn zu ſchneiden, und ein Litre Dinte in ſein Dintenfaß (wirklich faſt ein Faß) zu gießen. Der Delinquent übereilte ſeine Geſtändniſſe nicht, ſondern that ſie mit Beſonnenheit, ſehr genau, und aus Reue durchaus vollſtändig. Der Inquirent wurde mit jedem Worte entzückter, denn er erhielt einen wichtigen Faden der Begebenheit nach dem andern in die Hand. Faſt wäre er

dem reuigen Verbrecher um den Hals gefallen; er ließ ihm sofort, da die Reue ihn sehr angriff, auf eigne Kosten ein Litre Wein und eine Portion Bayonner Schinken verabreichen, und nannte ihn mehrmals mon cher malfaiteur, mon brave criminel, mon honnête larron, bis ers endlich mit Schmeichelei und List heraus hatte, das letzte, wichtigste Wort, wobei der Dieb doch am Ende die Reue zu bereuen schien, nämlich das, wo die Diamanten steckten. Sie waren im Park zu Versailles, unter den Wurzeln der fünften großen Eiche in der dritten Queerallee vergraben. Als dieses Geständniß heraus war, that der Pariser Criminalist einen Freudensprung, fast bis an die Decke des Verhörzimmers. Denn was hatte er für einen Fang gethan! Ein pot de vin von 100000 Franks war so gut wie in seiner Tasche wenn er dem verzweifelten Juwelier plötzlich die schon verlornen 800000 Fks. an Brillanten wiederschaffte — eine königliche Procuratorstelle stand für einen so geschickten Criminalisten wie die Spitzsäule am Ende einer Rennbahn schon ganz dicht vor ihm, er fühlte beinahe das Patent schon in seinen Händen — und was ihm, einem Mann der Wissenschaft, über alles ging, sieben bis acht der berühmtesten Pariser Spitzbuben hatte er durch die Angabe seines admirable scelérat schon so gut wie beim Zopf und Schopf. Das Nöthigste war jetzt ein guter Fiacker, um in Gesellschaft des Reuigen nach Versailles zu fahren. — Es war Sonntag; ganz Paris wogte auf den Quais und Boulevards, in der schönen

Allee nach Verſailles. Tauſende von erſten Schönheiten in den reizendſten Sommertoiletten fuhren an dem Rechtseifrigen vorüber; doch er hatte nur Augen für ſeinen köſtlichen Verbrecher, und dieſer erſchien ihm jetzt ſchöner als alle die ſchwarzlockigen Pariſerinnen mit der Lilienhaut, den Korallenlippen und Turmalin-Augen! Der Druck der Handſchelle an der Hand ſeines Nachbars war ihm ſüßer als der weichſte Händedruck der graciöſeſten Tänzerin, die eben auf dem Tilbury neben ihm hinrollte. (Es iſt nicht angegeben ob es Marie Taglioni oder Fanny Elsler war.) Endlich erreichte man Verſailles. Die ſechs Reiſenden, denn es waren zwei Gensdarmen und zwei Spaten, zum Nachgraben, mitgefahren, ſprangen aus dem Wagen. Der edle Verbrecher machte, da er nur mit geſchloſſenen Händen, nicht mit geſchloſſenen Augen ging, den Führer. Sichern Schrittes ging er auf die dritte Queerallee und die fünfte Eiche zu, ſtampfte daſelbſt auf den Boden, rief „hier" und commandirte: „Grabt!" — „Grabt!" commandirte der Inquirent nach, und die Gensdarmen legten Säbel, Hut und Uniform ab, und gruben wie die Maulwürfe. Der Schweiß troff ihnen von der Stirn, ſie ſchaufelten eine halbe Stunde, eine Stunde, dann ſchöpften ſie Athem. Der Inquirent ſah den Maleficanten fragend an, und fragte endlich wirklich „Eh bien?" Dieſer hatte indeſſen bald die Spaziergänger, bald die Graber (nicht die Gräber) angeſehn, und ſich ein Liedchen gepfiffen; eh bien! antwortete er ebenfalls, und höchſt trocken. „Eh bien?"

fragte der juge d'instruction noch einmal, „eh bien“ antwortete der treffliche Galgenstrick abermals. Die Gensdarmen sagten mechanisch auch eh bien, und gruben weiter. Nach einer halben Stunde machte das eh bien wieder die Runde: dramatisch war's so.

Erster Gensdarm (sich erschöpft auf den Spaten stützend, und bald den Richter bald den Dieb anblickend). Eh bien?

Zweiter Gensdarm (eben so). Eh bien?

Instruktionsrichter (zum edelmüthigen Schuft). Eh bien?

Der Schuft (trocken zu allen dreien). Eh bien.

Wenn das der Akt des Schauspiels war, so war das Graben der Zwischenakt. Es kann aber auch umgekehrt gewesen seyn, und dann dauerte der dritte Akt, das Graben, genau wieder eine halbe Stunde, was völlig dramatisch regelrecht ist.

Um es kurz zu machen, das Stück bekam fünf Akte, man rechne nun nach der Handlung, (dem Graben) oder nach dem meisterhaften Dialog, dem eh bien mit drei Echo's. — Da wars aus, denn der Dieb sagte trocken: „Monsieur le juge, le soleil va se coucher — wenn wir noch vor Nacht nach Paris wollen, so ists die höchste Zeit.

Der Instruktionsrichter machte ein Gesicht, welches noch viel länger war als sein langer Schatten den die untergehende Sonne auf dem Rasen des Parks abmahlte.

„Eh bien?“ fragte er und summte so lange auf dem n nach, wie die Glocke von Nôtre Dame.

„Eh bien“ replicirte der Dieb. Machen wir daß wir fortkommen, es wird spät und kühl und mich fängt an zu frieren. Unſern Zweck haben wir erreicht; (der Schuft nahm, wie man ſieht, einen majeſtätiſchen Ton an, als wollte er „Wir von Gottes Gnaden“ anfangen) wir ſind an einem ſchönen Sonntage nach Verſailles gefahren. Alles muß ein Ende haben, alſo auch dieſer Scherz, den Sie, **monsieur le juge**, einem armen Schelm, der ſeit ſechs Monaten nicht freie Luft geſchöpft hat, unmöglich übel nehmen werden. Auf Ehre, hätte ich eine andre Art und Weiſe gewußt eine Spazierfahrt zu machen, ich würde Sie nicht beſchwert haben. So hoffe ich denn daß Ihnen und mir, und beſonders den Herren dort die Motion recht gut bekommen wird.“

Ich enthalte mich ungern des Vergnügens, den **juge d'instruction** en detail abzumahlen, nämlich Phyſiognomie und Zubehör, nach dieſer Rede ſeines **admirable malfaiteur**; aber wahrhaftig es iſt hier nicht Zeit dazu, denn wir müſſen zur Nutzanwendung der Epiſode eilen, die nämlich Kilian davon machen wollte. Es iſt jetzt nicht mehr ſchwer zu errathen, daß er, da es den Deutſchen einmal faſt Inſtinkt iſt, den Franzoſen alles nachzumachen, eine kleine, flüchtige Copie von der Originalzeichnung jenes Spitzbubenkniffs zu nehmen beſchloß.

„Grollhahn!“ rief er mit lauter Stimme.

Die Schlüssel rässelten; der Riegel wich. Grollhahn trat mürrisch ein: „Was giebts?“

„Herr Grollhahn,“ fing Kilian reuig an, „ich will Ihnen nur gestehn, daß ich gestehn will. Aber gleich auf der Stelle, sonst könnte mirs leid werden!“

„Wills melden“ sprach Grollhahn trocken und verriegelte die Thür, und Kilian hörte seine polternden Schritte im Corridor sich der Thür zuwenden.

Ein Hoffnungsstrahl fiel in Kilians schöne, freiheitliebende Seele; schon glaubte er seine Fesseln etwas gelüftet zu haben, und schlug (blos zur Probe) ein wenig die Schwingen seines Geistes, ob sie noch kräftig genug seyen, zu kühnen Hoffnungen und Thaten. Er urtheilte ja.

Schon nach fünf Minuten wurde Grollhahn der Engel der ihm seine Kerkerpforten öffnete. Auf dem kurzen Wege zum Verhörzimmer spann er das lange Seil der Lüge, an dem er sich bis Strahlau zu haspeln dachte, noch einmal sorgfältig aus. Jetzt stand er vor dem Richter und begann seine wohlgesetzte Rede: „Herr Assendarius und Criminel! Ich bin kein schlechter Mensch, sondern vielmehr Ihr ergebenster Diener, weil ich Ursachen habe, mich (er sagte mir) zu bessern, und Sie werden mich (er sagte wieder mir) verstanden haben.“

Ohne Beleidigung für die Geistesgaben des Inquirenten sey es gesagt, aber er hatte Kilian doch nicht ganz

verſtanden und erbat ſich einen Commentar zu dem Commentar des Entſchluſſes den Kilian gegeben zu haben glaubte.

Es iſt recht ärgerlich für mich, — aber es iſt einmal ſo und ich kanns nicht ändern, — Kilians Geſtändniß iſt nicht protocollirt und ich müßte es nach mündlicher Ueberlieferung arbeiten. Dies bringt mich, da ich in dieſer wichtigen und wahren Geſchichte, lieber jeden äſthetiſchen Fehler begehe, als einen gegen die Wahrheit, um das Vergnügen des Details. Summariſch kann ich's dem Leſer aber angeben. Kilian referirte, er wiſſe um den vor drei Monaten begangenen großen Diebſtahl bei dem reichen Banquier in der Mulacksgaſſe; er habe zwar nicht mit geſtohlen — auf dieſe Ehre mache er durchaus keinen Anſpruch — allein durch Zufall ſey er Zeuge geworden wie die Diebe ihre Beute im Buſch zu Treptow vergraben, und ſich verabredet hätten ſie am Strahlauerfiſchzug Abends ſpät wieder auszugraben, weil ſie an dem Tage am leichteſten ohne Verdacht in die Stadt zu bringen ſey. Kilian ſtellte nach dieſem Referat den Schlußantrag, ja keine Zeit zu verſäumen, ſondern hinauszufahren nach Strahlau, wo man auf der Kirchwieſe wahrſcheinlich die Diebe, im Treptower Buſch die Gelder und Pretioſen erwiſchen werde.

Der Inquirent hatte von Anfang an bis zu Ende aufmerkſam zugehört; ein mehrmaliges Lächeln deutete Kilian ſehr günſtig für ſich, als einen Strahl der Freude über die Entdeckung. Schon ſah er ſich auf dem Kremſer

ſitzen und zum Strahlauer Thor hinausfahren, ſchon erblickte er ſich auf der Wieſe, vorm Comptoir eines Sauergurkenbanquiers, auf einer Gondel, kurz im Himmel. Alles wäre vortrefflich geweſen, hätte der Inquirent nicht eine kleine Rede folgenden Inhalts gehalten. „Kilian! Deine Bekenntniſſe ſind zwar nicht die einer ſchönen Seele, aber doch gut. Sie haben indeſſen theils manches Unwahrſcheinliche für mich, theils manches Unangenehme für Dich. Bevor ich ſie protocollire, frage ich Dich daher, ob Du ſie wiederholen willſt, und mache Dich darauf aufmerkſam, daß Du jetzt in der Qualität als Diebshehler ſtrafbar wirſt, ſowohl wenn wir das Geld finden, als wenn wir es, was mir, mit Deiner Erlaubniß etwas wahrſcheinlicher iſt, nicht finden. Denn Du hätteſt ſchon vor drei Monaten Anzeige davon machen müſſen!“

Kilian allongirte ſein Antlitz um mehrere Zolle. „So?“

„Ja, Beſter;“ ſprach der Inquirent trocken.

„Aber,“ fuhr Kilian plötzlich mit einer unvermuthet entdeckten Reſerve-Armee aus dem Hinterhalt; „die Spitzbuben drohten mir, mich umzubringen.“ (Er ſagte: „drohten mich, mir umzubringen;“ ich bemerke es aber nur, damit man ſieht wie aktenmäßig genau ich berichte.)

„Das iſt gleichgültig. Wir hätten Dich in Schutz genommen.“

Jetzt war Kilians Reservearmee geschlagen, und er selber der geschlagenste Mann im ganzen Stadtvoigteigebäude. Er ließ die Ohren und die Backen, endlich den ganzen Kopf hängen, und sagte kein Wort.

„Soll ich jetzt das Protocoll anfangen, so wiederhole Deine Aussagen Kilian," sprach der Inquirent gelassen, und tauchte die Feder ein. Kilian aber rief verzweifelnd: „Nein Nein! Herr Affendarius — es ist alles erlogen!" — Kurz er gestand jetzt wirklich, und fuhr nicht nach Strahlau, sondern ging an Grollhahns Seite in seinen Kerker zurück. —

Jetzt habe ich als Geschichtschreiber wahrhaftig einen Zweifel den ich nicht zu lösen vermag, den, ob diese traurige Wendung der Sache für Kilian, den deutschen Ruhm über den französischen erhöht, oder umgekehrt. Denn die Frage stellt sich äußerst schwierig so:

War der französische Spitzbube pfiffiger als der deutsche, oder der deutsche Richter gescheuter als der französische juge? — Der Teufel helfe sich aus solchem casus!

Kilian tobte im vergitterten Loch; ich beschreibe schwach, wenn ich die Schillerschen Verse auf ihn citire:

„Dann ras't er um sich mit des Raubthiers Angst
Das seines Gitters Eisenstäbe grimmig packt."

Es half ihm aber nichts; er blieb im Loch. — Nach einer Stunde aber ließ ihn der Inquirent plötzlich citiren. Kilian zitterte in Angst und Hoffnung, er ahnte aber nicht, was es seyn könnte. Und ich, der Autor, will

mich sieben Jahre auf die Festung Königsstein setzen lassen; wenns einer meiner Leser erräth, welch' eine Wendung die Geschichte hier nimmt! Halbverständige Kritiker werden es einen deus ex machina nennen, weil sie mir nicht glauben daß ich die lauterste Wahrheit schreibe. Das ist höchst ärgerlich für mich, aber was ist zu machen? Ich kann die Fakta nicht entstellen, und käme ich um meinen ganzen Schriftstellerruf. Kurz die Sache war, als Kilian vor dem Inquirenten stand, die:

Inquirent. War Eure Mutter nicht eine geborne Prallmüller?

Kilian. Ja, Herr Assendarius.

Inquirent. Hatte sie nicht einen Bruder Namens Friedrich Prallmüller?

Kilian. Ja, der liederliche Fritze; er lief als Schusterjunge davon, und hat nie wieder etwas von sich hören lassen.

Inquirent. Jetzt hat er etwas von sich hören lassen; er ist als reicher Mann in Philadelphia gestorben, und hat Euch zehntausend Pfund vermacht. Da der Brief hier meldets.

Kilian bekam den Sperrkrampf in den Kinnbacken; er stand mehr mit offnem Munde als mit offnem Kopfe da. Endlich fragte er: Zehntausend Pfund? Aber was für Pfund, Herr Assendarius, Branntewein oder Tabak?

Inquirent. Das will sagen 70000 Rthlr. Ihr seyd nun ein reicher Mann, und wenn Ihr Eure Strafe abgethan habt, könnt Ihr Euren Reichthum genießen; es ist genug um Kutscher und Bedienten zu halten.

Kilian. Auch Pferde und Wagen?

Inquirent. Allerdings.

Kilian rief matt aufathmend „Sackerment" und fiel dann in Ohnmacht.

Der Leser findet den Schluß dieser Geschichte abgeschmackt; ich auch, aber er ist wahr und ich kann mir nicht davon helfen. Uebrigens bringt er noch eine Moral mit, die ich hier gratis liefre.

Kilians Selbst-Amnestie half ihm etwas, aber doch nicht viel. Er mußte fast ein rundes Jahr im Gefängniß sitzen, bevor er zum Genuß seiner runden Summe kam. Dies Schicksal (nur den ersten Theil, das Gefängniß) theilte er mit einem verpfuschten Schreiber, der ihm durch seine Gelehrsamkeit imponirte, denn er schrieb leidlich orthographisch und rechnete excellent bis zum Subtrahiren; multipliciren konnte er aber nicht. Dieser erbot sich künftig Kilians Geschäfts- und Rechnungsführer zu seyn, damit sein Vermögen gut verwaltet würde. Kilian war entzückt und nahm ihn in seine Dienste. Kurz vorm dritten August kamen beide auf freien Fuß; Kilian kaufte sogleich Pferde und Wagen

und fuhr mit seinem Geheimsekretair spazieren. Als sie gegen Abend durchs Schönhauser Thor zurückkehrten kamen aus einem erleuchteten Garten viele vergnügte junge Leute, und einer derselben hatte eine alte Flinte, aus der er einen Freudenschuß that. Kilians junge Pferde wurden scheu, und wären beinahe mit ihm durchgegangen. Der Mann von 10000 Pfund war aber äußerst ergrimmt über den Schreck und rief: „Der Teufel hole den Kerl! So zu schießen daß man fast Hals und Beine darüber bricht. Sekretair! Gleich Morgen schreibt Ihr mir einen Brief an die Polizei der sich gewaschen hat." — Der Sekretair verbeugte sich, meinte aber doch, im vorigen Jahre an des Königs Geburtstag hätte man doch wohl selbst noch gern einen Freudenschuß gethan. — Aber Kilian verstand keinen Spaß. Er war jetzt darüber klar geworden was der Welt fromme, und hatte das Königthum mit republikanischen Institutionen herzlich satt. „Er schreibt den Brief Sekretair" befahl er barsch, „und grob, das sage ich ihm, denn ich will mir solchen Unfug nicht gefallen lassen. Und wenn mir am dritten August etwa einer die Pferde scheu macht, den will ich kopfscheu machen, so wahr ich Herr von Kilian bin. Und damit Basta!" —

Der Sekretair verbeugte sich und rief: „Es lebe Kilian der Weise, der Gerechte." —

„So ists recht" erwiderte dieser; „nur die Wahrheit. — Und damit fuhren beide bei Eulner vor, und

ließen ſichs wohl ſeyn. — Und am dritten Auguſt 1836 hätte Kilian als Mann von Stand und Ehre ſein Wort zuverläſſig gehalten, doch es ſchoß niemand.

Dies ſind die letzten Nachrichten über Kilian der vielleicht ſpäterhin noch ganz anderes Aufſehn macht, als durch dieſe hier mitgetheilten Abentheuer.

Dialog.

Scene in Athen.

Theaterdirektor. Wer klopft? — Herein! — Nun? — Was ist denn das für eine alte abgetragene, demüthige Gestalt? — Was will sie? — Wer ist sie? —

Die Gestalt. Verzeihen Sie, wenn ich störe — ich bin die Zauberflöte.

Theaterdirektor. So? — Ach ja, ich besinne mich! Gestern ist sie ja noch auf der Bühne gewesen! Nun? Was steht zu Diensten?

Die Zauberflöte. Ach, Herr Direktor, gar mancherlei! Sehn Sie mich an, ich bin abgerissen, zerlumpt —

Theaterdirektor. Nur nicht gebettelt oder —

Zauberflöte. Lassen Sie mich ausreden! Nachher können Sie ja thun was Ihnen gut dünkt. Freilich bin ich eine arme Alte die man mit dem Fuß wegstößt; aber ich war doch auch einmal jung und schön, ja meine alten Liebhaber sagen ich sey es noch, und ewig, denn ich sey eine Göttin —

Theaterdirektor. Fade Schmeicheleien! (für ſich) Das Weib iſt aus Eitelkeit nicht bei Sinnen!

Zauberflöte. Es mag wohl ſeyn! — ach ich bin nur noch der Schatten einer Göttin!

Theaterdirektor (unwillig). Zur Sache! Was ſteht zu Dienſten?

Zauberflöte. Ich möchte wohl einen neuen Tamino und eine neue Pamina haben — doch ich beſcheide mich. Eine neue Königin der Nacht muß ich aber durchaus haben!

Theaterdirektor. Wie? Was? das iſt ja eine Königin in der erſten Blüthe —

Zauberflöte. Aber die Blüthe iſt im Lenz geknickt! Sie iſt gar zu ſchwach und gebrechlich —

Theaterdirektor. Ei was! Sie wird ſchon noch eine Weile halten!

Zauberflöte. Wenigſtens ein Paar neue Prieſter könnten Sie mir doch bewilligen!

Theaterdirektor. Vollends! Wer wird jetzt für Prieſter Geld ausgeben! Die ſind ganz im Cours geſunken! Alle vernünftigen Nationen ſchaffen ſie ab! Es iſt ſchon ſchlimm genug, daß man die alten bezahlen und verbrauchen muß! Alſo nichts von neuen Prieſtern!

Zauberflöte. Soll ich denn nicht wenigstens statt eines hölzernen Saraſtro einen metallnen haben?

Theaterdirektor. Ich habe noch nie einen andern als einen hölzernen Saraſtro geſehn. Alle Neuerungen ſind mir zuwider.

Zauberflöte. Hoffentlich aber doch nicht ein Paar neue Löwen, die ich ganz nothwendig brauche!

Theaterdirektor. Das wird zu arg! Habt Ihr nicht ein Paar funkelnagelneue Eisbären dafür bekommen, und ein Kameel dazu?

Zauberflöte. Allein Eisbären in Aegypten!

Theaterdirektor. Deſto größer iſt die Rarität.

Zauberflöte. Löwen ſind aber Vorſchrift.

Theaterdirektor. Vorſchrift hin und her! Bei mir fährt Saraſtro mit Bären und da fährt er auch nicht ſchlecht.

Zauberflöte. Aber mein Schöpfer Schikaneder —

Theaterdirektor. Schi — Scha — Scho — Schu — Schuſter, Schneider, Schiller, Schikaneder — dazwiſchen mache ich keinen Unterſchied! Das wäre ein ſchönes Theater-Regiment, wenn man ſich um dieſe Lumpen ſcheeren wollte! Die ſchneidet, ſchneidert, flickt und ſtückt man zuſammen wie es eben paßt und geht.

Zauberflöte (seufzend). Wie es eben nicht paßt und geht!

Theaterdirektor. Das ist Theaterrecht!

Zauberflöte (für sich). Theaterstrandrecht! Theaterfaustrecht! — Doch wenigstens ein Paar neue Aeffchen wird man mir nicht versagen? Die armen Thierchen haben ja kein Haar mehr auf dem Fell, so schäbig sind sie, — ja an manchen Stellen kein Fell mehr unterm Haar — und wenn sie sich umdrehen — es ist doch gar zu unschicklich!

Theaterdirektor. Pah! Das Publikum muß sich bei uns dergleichen auch sonst gefallen lassen!

Zauberflöte. Nur ein kleines Stückchen Fell für den kleinsten Affen! —

Theaterdirektor. Nichts! Auch keinen alten Flicken aus dem Garderobe-Kehrigt gebe ich Dir!

Zauberflöte. So werde ich also behandelt? Ich, die ich funfzig Jahre lang der Liebling des Publikums war?

Theaterdirektor. Was soll man mit funfzigjährigen Geliebten? Die funfzehnjährigen sind besser! Jetzt ists genug — Fort! Ich habe keine Zeit mehr die Betteleien anzuhören. (Der Theaterdiener tritt ein.) Was giebts?

Theaterdiener. Herr Direktor, draußen stehn viele schöne Damen und Herren, die Sie zu sprechen wünschen, sie nennen sich: die Stumme von Portici, die Nachtwandlerin, die Jüdin, die Hugenotten —

Theaterdirektor. Wie? Was? Und die läßt Er Esel draußen stehn? Sogleich die Prachtzimmer geöffnet! Beide Flügelthüren auf! Mein Staatskleid! Fort! Eilig! Hinaus! Es soll sogleich Alles herbeigeschafft werden, was das Haus vermag! — Und was stehst Du noch hier, Du alte, abgetragene Figur! Hinaus Zauberflöte! Hinaus! Auf der Stelle! Dir geht es noch gut genug in der Welt.

Die Zauberflöte (stolz). Wahrlich ja! Ich war eine Thörin, daß ich bei Dir bettelte! Ich gehe in Lumpen, das ist wahr, aber meine ewige Göttergestalt strahlt doch in himmlischem Glanz hindurch. Warum werfe ich den elenden Jammerbehang, den ich Dir danke, nicht ganz von mir! (Sie schüttelt die Lumpenkleider ab und wirft den falschen Flitterschmuck zu Boden.) Jetzt blicke her, ob ich Dein bedarf!

(Sie steht als verklärter Genius da, das Gemach erfüllt sich mit strahlendem Glanz, sie schwebt langsam gen Himmel auf.)

Der Theaterdirektor (merkt davon nichts, sondern zieht seinen schwarzen Frack an, nimmt Hut und Stock, steckt eine volle Börse in die Tasche, und eilt hinaus um Nachtwandlerin, Jüdin, und die andre Gesellschaft würdig zu empfangen.)

Rhythmischer Streusand.

An anonyme Correspondenten.

Warum verschweigt Ihr Schlucker doch Euren Namen so ängstlich?
Ihr verbergt was Euch fehlt, was Ihr Euch nimmer erringt.

An einen berühmten Reisenden.

O, o! Dich möchte ich sehn wenn Du ein Flöhchen erhaschest,
Von der Erinn'rung berauscht, Dich in Ausonien träumst.

An die Recensenten der Gemählde-Ausstellung.

Gut, Ihr führet die Feder, und trefflich; doch weshalb als Pinsel?
Warum mit Dinte mahlt Ihr, Freunde, die Farbengluth nach?

An einen Bibliothekar.

Was gebahreſt Du Dich, und ſtrebeſt nach Orden und Titeln?
Dir iſts bei Büchern geglückt, — Titel ſind hinreichend Dein.

An ••••

Engliſch ſprichſt Du vortrefflich, ſtudiereſt Franzöſiſch in Frankreich.
Eins nur befleckt Dich noch, Du verſtehſt etwas Deutſch.

An denſelben.

Worte weißt Du genug von vielen Sprachen der Völker,
Hätte doch mitleidig eins Herz und Geiſt Dir geſchenkt.

An die neueren Componiſten.

Scheint Euer Trommelfell doch vom Fell der Trommel gebildet.
Trommelt denn fort und fort, Beſte, trommelt Euch aus.

An dieselben.

Wo wäre ächte Musik, wo wahrer Klang als im Tamtam!
Dieser Spondeus allein hat für Euch Rhythmus und Kraft.

Ueberall und nirgend.

Deine Nase, o Guter, sie läßt überall sich verspüren,
Nirgend jedoch ist bis jetzt Hirn ihr ein wenig gefolgt.

Genre-
und
Fresco-Skizzen
aus
Berlin und Athen
von
L. Rellstab.

In Mappen mit fliegenden Blättern.

No. I.

Die Neujahrmappe.

Inhalt:

1) Idyllverse. 2) Vertrauter Briefwechsel zweier Pferde.
3) Weihnachtsschau. 4) Orientalische Erzählung.
5) Welthistorischer Guckkasten.

Leipzig 1837,
bei Karl Franz Köhler.

Fibelverse.

Titul.

Moralisch feine Fibula
Zum Hausbrauch, wie auch Chronika
Zu beherzigen und zu lesen fleißig
Im Jahre des Herrn 1837.
Auch mit etwelchen Variationen
Für andre Leute und Nationen,
Entworfen nach alten und neuen Idee'n
Die krumm und grad auf den Füßen stehn.

A.

Anfangen ist wahrhaftig schwer.
Aufhören ist es oft noch mehr.

B.

Der Bär brummt wie ein Ehemann.
Der Büffel setzt auch Hörner an.

Variation auf .....

Beethoven soll ein Denkmal haben.
Uns sollen Bier und Bratwurst laben

C.

Citronen haben ſauren Stern
Don Carlos wäre König gern.

Zwei ſaubre Variationen für den Franzmann.

Citronen ſind gar herb und ſauer.
Wie hoch iſt Conſtantines Mauer? —
Ihr müßt den Marſchall Clauſel fragen,
Er kanns Euch nach der Charte ſagen.

D.

Ein blauer Dunſt kann viel verhüllen
Der Doktor reicht Latwerg' und Pillen.

Wiederum für den Franzmann und etliche Andre.

Im Dr... verſinkt man gar zu ſehr
Was halten Sie vom Doktrinair?

E.

Der Eſel und der Ehemann
Sind ein geduldiges Geſpann.

Denkſprüchlein vom Großvater.

Mit Ehren kann man Handel treiben
Mit Ehre aber laß mans bleiben.

F.

Dem Fuchs wird manches Huhn zur Beute
Der Fürſt beherrſcht Land und Leute.

Eine andre bescheidentliche Weise in F dur.

Diese Fibel ist gut angewandt
Wird sie als Fidibus verbrannt.

G.

Gebratne Gänse schmecken sehr
Herr Guizot sitzt*) im Ministe'.

H.

Der Heilige trägt seinen Schein
Homöopath macht Zauberei'n.

Der Hinterste geht nie voran
Hemmschuh ist keine Eisenbahn.

J.

Das Immergrün, langweilig Kraut;
Die Jungfer wird gar gern getraut.

Auf Franzmanns Art:

Die Juli-Revolution
So jung sie ist, verwittert schon.

---

*) Für den Fall wo er, bis dies Verslein in die Hände des Lesers kommt, schon ausgeschieden wäre, was sehr wahrscheinlich, ersucht man zu lesen: „Herr Guizot saß" u. s. w.

K.

(Nach Göthe.)

Auf Kiebitzeier freu'n ſich hie
So Küſter als Kanonici.

Saubre Variation für den Singularis.

Es ſchmeckt des hübſchen Mädchens Kuß
Dem Küſter und Kanonikus.

Andre ſaubre Reimweis, auf eine Medaille zu ſchlagen.

Avers.

Kronprinz zu ſeyn, hat keine Noth;
Er iſt, der König backt das Brodt.

Revers.

Kronprinz zu ſeyn, ein' harte Nuß,
Weil Königs Saat er ärnten muß.

L.

Ein Lord zahlt viel für Küch und Keller
Die Laus ſpeiſt wohlfeil ohne Teller.

M.

(vierſtimmig)

Der Mädchen Spott mit Männern ſpielt
Es naſcht die Maus der Marder ſtiehlt.

N.

Herr Guſtav N..... riſt durch das Land
Nießwurz, ſo heißt's, ſchärft den Verſtand.

O.

Der Ohrwurm bohrt durchs Trommelfell,
Die heut'ge Oper sprengt es schnell.

P.

Peel wird durch Wellington Minister
Dem schlechtesten Pfarr der beste Küster.

Q.

Der Quäker macht sich viele Qual
Gott schuf die Quappe wie den Aal.

Variation in Moll.

Still quälen sich oft die Gescheidtesten,
Der dummste Quark macht sich am breitsten.

R.

Die Ratte zehrt von Holz und Leder
Von Reimen gar der Mann der Feder.

Noch bescheidner und wahrer.

Die Ratten, Teufelsgäst im Haus!
Treibt sie mit R.....e Reimen aus.

S.

(ohne Anzüglichkeit.)

Die Sau sie grunzt, es kreischt das Schwein,
Nicht jeder Sänger singet rein.

Zarte Variation.

Das Silber hat gar feinen Klang
Speck giebt den beſten Mäuſefang.

Auch ——riſch zu ſingen.

Ihn' Sängerin das Ohr ergötzt
Ihn Schnepfendreck wird mehr geſchätzt.

T.

Ein ſchwarzes Thierchen giftig ſticht
Herr Thiers viel in der Kammer ſpricht.

Doppelt hält beſſer.

Beim Thrankrug ſitzen Eskimo's,
Theater liebet der Franzos.
Der Theetopf iſt in Holland Sitte,
Theekeſſel ſteht in rechter Mitte.

U.

Fis-Moll.

Die Unke ſeufzt der Uhu ſchreit
Die Uhr zeigt unſrer Alter Zeit.

Ausweichung in dur.

Mehr noch als Uebermuth und Geld
Beherrſcht der Unterrock die Welt.

IX.

Der Vielfraß ist ein böser Gast
Ein armer Vetter ist verhaßt.

Simple Variation al rovescio.

Ein reicher Vetter kommt dagegen
Sogar dem Vielfraß sehr gelegen.

XI.

Frei nach Doktor Luther.

Wer Weiber liebt, Wein und Gesang,
Der bleibt ein Weiser Lebenslang.

Groteske Variation.

Der Mädchen Wange streichl' ich gern,
Doch Warz' und Wanze bleib' mir fern!

X.

(Freie Phantasie.)

Selbst Xenophon, er ließ es bleiben
Ein' Fibel ohn' Xantipp zu schreiben,
Und hilft Xantippe ihm nicht mehr
Bestellt er Xerxes ganzes Heer.

Y.

Auch Ysop ist ein nöthig Kraut,
Sein Yah blöckt der Esel laut.

A

(all, aber mehr)

3, thut der letzte Buchstab seyn,
Deß werden sich die Leser freun!

Vertrauter Briefwechsel zweier Pferde.

Pegasus an Rozinante.

Innigst geliebte Rozinante!

Wie sehr hat es mich erfreut nach langen zehn Jahren einmal wieder Kunde von Dir zu erhalten! Du hast Dich also jetzt zur Ruhe gesetzt, Du Glückliche, und bist aufs Land gezogen, wo Du der schönen Natur so recht aus vollen Zügen genießen kannst. Gern erfülle ich Deinen Wunsch Dir meine Lebensschicksale mitzutheilen von dem Augenblick an wo wir grausam getrennt wurden. Ach Rozinante welch eine glückliche Zeit war es wo ich noch an Deiner Seite stolz auf Deine und meine Schönheit den Staatswagen des Fürsten P... zog! Wie grausam zerriß man das Band unsrer Liebe, das ich so kühn zu knüpfen gewagt! Weißt Du noch, Rozinante, als ich muth- und kraftvoll den Flankierbaum zerschlug, der uns trennte? Jetzt gehe ich demüthig und gesenkten Hauptes mit lahmen Schritten vor der Droschke einher und kaum wage ich's im höchsten Zorn, in äußerster Verzweiflung einmal gegen die Droschkengabel zu schlagen, wenn mich die Fliegen oder

die Peitsche meines schnauzbärtigen Tyrannen zu sehr ängstigen. Ja, Rozinante, so weit ist es mit mir gekommen. Von jenem Morgen an, wo der Fürst P... von seiner Reise nach Schottland zurückgekehrt die Stallthüre öffnete und voller Grimm als er Dich erblickte ausrief: „Was T... die Rozinante will ja fohlen!“ — von dem Augenblick an hatte ichs zu elend. Du selbst warst Zeuge, wie er mit den unhöflichsten Ausdrücken, welche ich in einem gebildeten Briefe an ein so zartes Wesen, wie Du, nicht wiederholen darf, die Peitsche umkehrte und mich erbärmlich zerprügelte; Du warst Zeuge und Genossin, denn es ging Dir nicht besser, ausgenommen hernach. Jetzt riß man mich von Deiner Seite und am andern Tage unterwarf man mich einer grausamen Mißhandlung, die ich Dir nicht näher zu schildern wage. Ich bin Dir seitdem unverbrüchlich treu geblieben!!

Von der Deichsel der Staatscarosse wurde ich, das weißt Du, verbannt, und in den Tilbury eingespannt. Dies war das härteste Loos, was mich treffen konnte, denn der Fürst benutzte mich stets zu den Besuchen bei seinen zahlreichen Freundinnen, wo er incognito vorzufahren pflegte. Denn nicht allein, daß seine Ungeduld mich immer zu langsam fand, und mich daher durch zahllose Peitschenhiebe antrieb, so hatte ich auch noch die bittere Qual, ihn stets in einem Glück schwelgen zu sehen, welches man mir grausam geraubt hatte. O wie viele Thränen flossen da in Deinem Andenken! Ich will

Dir jetzt eines meiner Abentheuer erzählen, welches entscheidend auf mein Schicksal wirkte. Einst mußte ich in die Vorstadt hinaus, wo der Fürst aus einem unscheinbaren Häuschen eine allerliebste, frischwangige Bürgertochter abholte und weit mit ihr in Feld und Wald hinausfuhr. Im dunkelsten Haine hielt man still, beide sprangen leichtfüßig ab, und der Fürst band mich mit den Zügeln an einen Baum, so daß ich kaum einen verstohlenen Blick nach dem hübschen Mädchen werfen konnte, was halb erröthend, halb schmachtend in wonnigen Ahnungen bebend an seiner Seite stand. Dann verschwanden Beide Arm in Arm im Gebüsch, und ich sahe nur von weiten wie er sie umschlang und heiße Küsse auf ihre glühenden Lippen drückte. Bald schimmerte nur noch ihr weißes Kleid durch die Blätter, dann war alles still. Als sie nach einer Stunde zurückkehrten von dem einsamen Spaziergange, stand ich gesenkten Hauptes und gedachte Deiner, und achtete kaum noch auf die dunkel verschämten Wangen und thränenden Augen des hübschen Kindes, das der Fürst leichtfertig lächelnd in den Wagen hob. Etliche scharfe Peitschenhiebe weckten mich aus meinen Träumen, und wir rollten zur Stadt zurück bis vor die Thür des Häuschens. Dort stand die Mutter und fragte: „Nun, Marie, hat Dich die gnädige Frau in Dienst genommen?“ Marie schwieg ängstlich, doch der Fürst sprach rasch: „Es ist alles richtig, Mütterchen, künftigen Sonntag will ich Mariechen selbst hinausbringen, und Dienstag reist sie

ſchon mit der Baronin ins Bad und dann nach Paris. Auf ein Jahr müſſen Sie ſich ſchon von der Tochter trennen, dann ſollen Sie ſie aber auch als eine gemachte Dame wiederſehn.“ Marie ſprach kein Wort, ſondern ſtand am Wagen und weinte. Die Mutter ſagte zu ihr: „Gräme Dich nicht, Marie, wegen der Trennung. Ein Jahr iſt bald vorbei, und Dein Glück wird damit gemacht. Gott lohne es dem gnädigen Herrn, was er an Dir thut.“ Marie ſeufzte, ich ſchnaubte unwillig aus den Nüſtern und ſchlug mit dem Huf auf das Steinpflaſter, und wünſchte mir Sprache zu meinen Augen und Ohren. Der Fürſt mochte wohl meine Gedanken ahnen, denn er gab mir drei recht abſonderliche Peitſchenhiebe und im Gallop flogen wir durch die Gaſſen bis an das Haus der ſchönen Tänzerin Fanny, wo der Fürſt ſeinen Abend zubringen wollte. Sie ſtand ſchlank und zierlich wie eine Nymphe im weißen flatternden Florkleide mitten unter blühenden Roſen auf ihrem Balkon und flötete ein unnachahmlich ſüßes: „bon soir mon prince“ hinab. Er flog hinauf — der Stallknecht Georg, der ihn ſchon an der Thür erwartete, nahm die Peitſche und die Zügel, und wir kehrten nach Hauſe zurück, wo ich meinen Hafer mit Thränen fraß, weil ich immer daran dachte daß der Fürſt bei der ſchönen Fanny war, und ich allein im Stall, bei Ratten und Mäuſen — unter Larven die einzig fühlende Bruſt.

Nächſten Sonntag zog ich den Fürſten und Mariechen wieder vors Thor hinaus. Unter tauſend Thränen

hatte sie von ihrer Mutter Abschied genommen. Sie sahe bleß aus, aber schön wie ein Engel. Eine Meile von der Stadt hielten wir bei einem kleinen einsam gelegenen Hause. Eine häßlich grinsende Alte stand vor der Thür.

„Hier wirst Du wohnen Marie" sprach der Fürst, „diese gute Frau wird für Alles sorgen!"

Marie weinte heftiger. „Und wirst Du Wort halten — wirst Du mich nicht verlassen!"

„Auf mein Ehrenwort! ich bleibe Dir treu" erwidert er rasch aber kalt.

„Hm!" dachte ich und schlug mit dem Vorderhuf auf den Boden.

Die Alte rief mit heiserer Stimme: „Nur dreist mein Töchterchen, Du sollst es gut haben; ich habe schon manches hübsche Kind, das weinend hier ankam, getrost entlassen."

„Schon manches" — stammelte Marie und sah bleich wie der Tod zu dem Fürsten auf.

„Nun ja, was weiß ich, wer hier gewohnt hat" antwortete er mürrisch und warf einen ingrimmigen Blick auf die Alte.

Indem rasselte ein Wagen die Chaussee herab; es saß eine verschleierte Dame darin. Als sie dicht an uns war schlug sie den Schleier zurück, und sprach erstaunt: „Bon soir mon prince" — es war die reizende Fanny.

„Englische" rief der Fürst, „was führt Sie in diese Einsamkeit?"

„Man hat so seine Abentheuer! Sie besuchen mich doch heut Abend wieder? Oder wollten Sie mir wirklich, wie allen Ihren amours nicht acht Tage treu bleiben?"

„Ewig" schwur er carrikirend. Da hörte ich einen lauten Schrei — ich blickte scheu und erschreckt zurück, und sah die arme Marie bewußtlos vom Wagen stürzen. Da war es als stachle mich ein Dämon — ich brauste wie der Sturmwind davon, denn ich dachte dem Thäter den Lohn zu geben, und zugleich meine Rache an ihm auszuüben. Wohl hört' ich ihn zweimal laut schreien, und fühlte sein Reißen in den Zügeln — doch ich setzte das Gebiß auf die Brust, und stürmte weiter fort. Nicht eher hielt ich inne bis ich fühlte daß der Tilbury in tausend Stücken zerschellt war. Da erst sah ich mich um, gewiß, nun werde er seinen Lohn haben. Doch — Rozinante — mich schaudert da ich es niederschreibe. — Ich sah Frauenkleider flattern, — ein blutiges Rad, in Staub gewühlte blutige Locken, — Marie war mit den Kleidern hängen geblieben, und hatte sich einen Fuß im Tritt geklemmt! — Nach fünf Minuten stürzte der Fürst, der herabgesprungen war, athemlos aber wohlerhalten herbei und rief: „Das ist eine Teufelsgeschichte! Du Bestie!" Er zerschlug den Peitschenstil auf meinem Kopf, und gab mich am andern Tage aufs Gut zum Reitpferd für den Verwalter!

Im nächsten Briefe mehr, Rozinante, heut ist mir das Herz zu schwer, auch habe ich noch um 11 Uhr eine

Tour vom Alexanderplatz nach dem halliſchen Thor machen müſſen, und das greift die Knochen an. Schlaf alſo für heut wohl. Dein Pegaſus.

Rozinante an Pegaſus.

Mein lieber Pegaſus!

Es war mir ſehr erfreulich nach ſo langen Jahren einmal wieder etwas von Dir zu vernehmen! Ach Pegaſus, auch Rozinante denkt der Roſenzeit unſrer Liebe! — Du fängſt Deinen Brief damit an, mich zu beneiden daß ich mich zur Ruhe geſetzt! — O Lieber, wie irrſt Du! Aufs Land bin ich gezogen, aber nur eine Stunde von der Stadt, zu einem kleinen Ackerbürger, der dort ſein Gütchen hat. Ich bin das einzige lebende Weſen im Pferdeſtall, alſo das einzige welches alles zu Markt, zur Mühle, und nach Hauſe zieht! —

Dein Brief traf mich, als ich eben recht erſchöpft mit einem Milchkarren heimkehrte, den ich den ganzen Morgen in der Stadt herumgeſchleppt, und deſſen Laſt nie leichter wurde, weil wir an jedem Brunnen uns wieder ſo viel Waſſer einfüllen als wir Milch verkauft haben! Das iſt ein Elend Pegaſus! — Beim Mittagsbrodt dachte ich Deinen Brief recht gemächlich zu leſen; aber mein Ackerbürger hatte mir ſtatt des Hafers nur Häckſel eingeſchüttet — ein Verſehen das ihm oft begeg-

net — daher ſtörte der Magenſchmerz mich ſehr in meinen Gedanken. Und was mußte ich erleben Pegaſus! Gerade als ich an der Stelle war, wo Du von unſrer Jugendliebe und Schönheit ſprichſt, kommt mein Ackerbürger in den Stall und tobt: „Willſt Du wieder nicht freſſen Du Vieſt? Nun weiß ich warum Du ſo mager wirſt daß ich den Stalleimer an Deinen Hüftknochen aufhängen kann!" — Muß ſo etwas nicht das Zartgefühl verletzen? Beſonders wenn Jemand ſo unhöflich iſt einem dabei mit der Stallgabel auf die Knochen zu ſchlagen, daß der Stil bricht! — Ich ſuchte mich ſo gut ich konnte zu entſchuldigen, indem ich mit den Nüſtern in die Krippe hauchte, daß der Häckſel weit umherflog, damit mein Herr merken ſollte, warum ich mager bleibe. Aber da wurde er erſt grob! Ich mag Dirs gar nicht ſchreiben was er ſagte, Pegaſus, aber das muß doch Deine Jugendgeliebte kränken, wenn ſie Anſpielungen und Sticheleien mit anhören muß, die mehr als deutlich den Wunſch ausdrücken, daß der Nachrichter (ich will mich nicht ſo grob ausdrücken wie mein Herr) ſie abholen möge. Ach Pegaſus! Auch nannte er mich — nein ich kann das Wort nicht ſchreiben, aber Du haſt es wohl oft gehört — ein Schw.....ths....r! Deine zarte Rozinante! —

Nun etwas von meinen Schickſalen. Bald nach unſrer Trennung gebar ich einen Sohn, Achilles genannt. Leider hat er vor ſechs Jahren auf der Bahn

mit Hindernissen sich und seinem Reuter den Hals gebrochen, sonst hätte er gewiß gesiegt.

Ein Jahr nach seiner Geburt verkaufte mich der Fürst an den reichen Brauer Habakuk. Hier blieb ich vier Jahre in Diensten; dann kaufte mich der Doktor Isegrimm. Es wäre mir da gewiß recht gut gegangen, allein zum Unglück bekam ich ein entzündetes Auge, und nun wollte mein Herr mein Arzt seyn und ich mußte von seinen Recepten verschlucken. Da merkte ich dann bald daß es viel besser sey sein Pferd als sein Patient zu seyn; und da ich voraussah, daß mich seine Mittel um mein Auge bringen würden, stellte ich mich lahm. Ein Jude, der mit Pferden auf die Messe zog, kaufte mich; so wie ich ihn das Geld bezahlen sah, machte ich einen Freudensprung und konnte von Stund an wieder laufen. In drei Tagen heilte auch mein Auge ohne Recepte, und der Jude führte mich nach Frankfurth an der Oder zur Messe. Mein neuer Herr, der Jude, war ein wahrer Mann für Damen! Er that alles um mich jünger und schöner zu machen. Meine Zähne brannte er sauber aus, und machte mich dadurch wieder zu einem blühenden Geschöpf von sieben Jahren; er wusch mir die Mähnen und den Schwanz mit Klettenwasser, und bürstete und kämmte mich sehr sauber mit dito. So wurde ich einem Infanterie-Offizier als Adjutantenpferd verkauft. — Doch, Bester, ich mochte jung aussehn, aber ich war es nicht; der Dienst wurde mir allzuschwer, besonders da mein Reiter mir bei jedem Pariren im Galopp so auf

die Brust fiel, daß ich nach einem Jahre schon völlig brustlahm war. Und Galopp mußte ich immer gehn, denn im Trabe konnte einestheils mein Reiter nicht Sitz halten, anderntheils schrie sein Obrist immer: „Reiten Sie Galopp Herr! Ins drei Teufels Namen!“ Auch dann, wenn der Adjutant nur zu der Frau Obristen, die jedem Exerciren aus dem Wagen zusah, heransprengen und sie erinnern sollte daß Mittags der Braten nicht zu gar würde. Ich mußte endlich meinen künstlichen Reitpferdestand aufgeben, und kam zu einem reichen Pächter, der mich halb als Kutschpferd für die Kalesche, wenn er in die Stadt zur Ressource fuhr, halb als Ackerpferd gebrauchte. Als ich auch ihm zu müde wurde, schlug er mich meinem jetzigen Herren zu.

Da hast Du Pegasus, meine traurigen Schicksale ganz; sie sind nicht so merkwürdig wie die Deinigen, die ich erst halb habe.

Zu mir aufs Land zu ziehen, Pegasus, dazu rathe ich Dir nicht. Denn wie gesagt, nur dreimal die Woche giebts Mischfutter, die andern Tage reinen Häckſel. Dabei schlechtes Lagerstroh, und im Stall regnets durch, so daß ich mich immer sehr künstlich legen muß, damit nur wenigstens Kopf und Brust nicht naß werden. Aber sehn könnten wir uns zuweilen, lieber Pegasus, wenn Du Mittwochs und Sonnabends, wo ich zu Markte fahre, Deinen Droschkenkutscher bereden wolltest seinen Stand am Gensdarmenmarkt zu nehmen.

Ewig Deine getreue Rozinante.

Pegasus an Rozinante.

Meine theure Herzensrozinante!

Dein Brief, liebes Wesen, hat mich tief gerührt! Ach was ist die Herrlichkeit des Lebens! Kaum zehn Jahre sind es her als wir so stolz nebeneinander hertrabten, und wo wir uns sehn ließen murmelte das Volk:

„Ein schönes Paar!"

Ach unser Ehrgeiz aus jener Zeit! Erinnerst Du Dich noch wie wir es uns zur Aufgabe gemacht hatten, uns nie ein Gespann vorkommen zu lassen? Und jetzt! Wenn ich mühsam in der Droschke trabe, und mir jeder Schritt sauer wird, und ich keuchend athme — ach dann glaube ich oft ich sey gar nicht mehr der nämliche, nicht Pegasus! Rozinante, mit Thränen in den Augen habe ichs erlebt, daß mir Lastträger, mit Packen auf dem Rücken so groß und schwer wie die Garnisonkirche, den Vorsprung abgewonnen haben wenn ich zwei Passagiere geladen hatte! —

Doch was helfen die Klagen, Rozinante, ich will lieber in meiner Lebensgeschichte fortfahren, die lange nicht so einfach ist wie die Deinige, obwohl Du auch ein trauriges Schicksal gehabt hast.

Der Fürst hatte mich wie ich Dir schrieb, aufs Gut zu seinem Verwalter geschickt. Dieser Mensch gab sich mit Pferdezucht ab, und sollte mich bändigen. Denn

die unvernünftige Race der Menſchen glaubt ja immer daß wir ſo blind und toll darauf los handeln wie ſie, und folglich mit Spornen und Peitſche von uns eben ſo wie von ihnen alles zu erlangen iſt. Der alte Reitknecht Jacob ritt mich hinaus; ich ging lammfromm; er ſagte einmal über das andre: „Ich kann gar nicht begreifen was der Herr will? Der Pegaſus iſt ja zu reiten wie ein Damenpferd!“ Da machte ich plötzlich einen Seitenſprung und Jacob lag im Chauſſeegraben. Das geſchah aber nicht aus Bosheit, ſondern vor Schreck. Ich hatte nämlich nicht auf den Weg geachtet, ſondern war betrübt, geſenkten Hauptes fortmarſchirt. Plötzlich, als ich aufblicke, ſehe ich einen Sarg dicht vor mir, der von acht ſchwarzen Männern getragen wird, und dahinter eine gebeugte Frau in Trauerſchleiern — es war Mariens Mutter! Das arme Mädchen wurde zu Grabe getragen! Du begreifſt Rozinante, daß dieſer unvermuthete Schreck mich aus der Faſſung und dadurch den ehrlichen Jacob aus dem Sattel bringen konnte. Um meinen Fehler gut zu machen blieb ich ſtill wie ein Lamm ſtehn, und ließ ihn ruhig wieder aufſitzen. Nun zeigte er aber auch daß er ein Menſch ſey, nämlich unvernünftig. Denn er bohrte mir grauſam beide Spornen in die Rippen, und riegelte mir die Lippen mit der Trenſe wund. Es war doch ſo leicht, einzuſehn daß ich mich nur erſchreckt hatte, und wenn Jacob gleich nicht wiſſen konnte weshalb ſo heftig, ſo war es doch zu begreifen daß der unvermuthete Anblick eines Sarges jeden ehr-

lichen Gaul frappiren kann, wenn gleich er niemals in einem liegen wird: allein Jacob dachte nur von ſich klug. Ich war aber klüger als er, denn ich machte ihm ſehr ſchnell begreiflich daß er mich verkehrt behandle. Ich bäumte mich und ſchlug hinten aus daß meine Hufe faſt die Zweige einer breiten Linde trafen unter der wir grade hinritten, und Jacob lag zum zweitenmal im Graben. Wiederum ſtellte ich mich lammfromm hin, und ließ ihn aufſitzen. Jetzt nahm er ſich in Acht; er hielt zwar die Zügel etwas ſcharf, doch gab er mir keine Sporen, und ſo ging ich ganz ruhig. Nach einigen Minuten ſagte er: „Weiß Gott, der wilde Racker iſt doch wahrhaftig lammfromm," und nun kamen wir glücklich aufs Gut.

Der Verwalter war ein halber Rieſe. Er hatte Schenkel wie Herkules, und Sporen an den Stiefeln wie ein ehemaliger Jenenſer Renommiſt. Jacob gab ihm einen Brief des Fürſten. Er las ihn. „Alſo das iſt ſo eine Teufelsbeſtie?" fragte er und ſah mich an. „Nein Herr," ſprach Jacob, „das Thier iſt wie ein Schooßhündchen, aber man muß es zu behandeln verſtehn!"

Der Verwalter ſah ihn mit einem langen, verächtlichen Blick an. Ich hatte ſchon einen ingrimmigen Haß auf den Kerl.

„Morgen will ich ihn reiten" ſprach er und ließ mich in den Stall führen. „Kurz gehalten," rief er

dem Knecht nach, „— verſtehſt mich, — iſt ein wilder Teufel!“

Erſt im Stall wurde mir begreiflich was er gemeint hatte, denn ſo hungrig und durſtig ich vom weiten Wege war, man gab mir weder zu freſſen, noch zu ſaufen, ſo daß ich die ganze Nacht vor Hunger nicht ſchlafen konnte, und am andern Morgen ganz ermattet war. Jetzt merkte ich, worin die Reitkunſt des Verwalters beſtand, aber ich beſchloß ihn zu überliſten. Andern Morgens wurde ich herausgeführet. Er ſtand ſchon vor der Stallthür, im Reitüberrock, gelben ledernen Hoſen und Kanonen. Als er mich beſtieg war mir als wenn ſich ein Elephant auf mich wälzte; mit Gewalt war für den Augenblick wenig auszurichten, das ſah ich ein, ging alſo ruhig, Schritt vor Schritt, und lauſchte jeder Bewegung ſeiner Hand ab, was er wollte. Im Uebrigen ritt er ziemlich gut, und wenn er gleich nicht Verſtand genug hatte um den meinigen zu ahnen, ſo verſtand er doch meinen Körper. Beide, wie es ſchien, miteinander ausgeſöhnt, kehrten wir in den Stall zurück und ich bekam ein gutes Futter. Nach Tiſch ritt er mich wieder; ich war eben ſo aufmerkſam, denn noch fühlte ich mich nicht ganz bei Kräften. Als er abſtieg ſagte er: „Jacob hat Recht; das iſt ein ſuperbes Pferd, der Fürſt kann aber weder fahren noch reiten, ſo viel er ſich auch darauf einbildet! Je nun, wir wollen ihm ein halbes Jahr lang etwas weiß machen, dann kann das Thier in ſeinen Stall zurück, oder ich ſuche einen Handel zu meinem

Vortheil damit zu machen." — Ich lachte in die Trense, wie leicht der Mensch anzuführen sey, der meine Klugheit für die seinige hielt. Da er mir aber sehr viel Schaden thun konnte durch Hungern und Peitschenhiebe, hüthete ich mich wohl seinen Zorn zu reizen, und ließ ihn in dem Wahn ich sey das beste Damenpferd in Europa. —

Nach wenigen Tagen hatte ichs weg, daß der Verwalter allgemein verhaßt war, weil er die Leute arg mißhandelte. Besonders aber war er hinter den jungen Mägden her, die er durch Drohungen und Hausarbeiten aller Art, zu Ungebührlichem zu zwingen suchte. Ich hatte einmal seit unsrer Trennung und der Mißhandlung die ich erfahren, einen tiefen Ingrimm gegen die Bosheit der Menschen gefaßt, und beschlossen derselben so viel ich könnte entgegen zu wirken. Daher brütete ich auch Rache gegen die Abscheulichkeiten des Verwalters. Vorerst, wenn er einen Kameraden von mir mißhandelte, oder wenn er einem Knecht oder einer Dienstmagd grausam begegnete, that ich allemal einen Biß in die Krippe, und machte mir so einen Kerb dafür.

Jetzt ereignete es sich, daß ein junges Mädchen aus dem Dorf, deren Mutter, eine arme Wittwe, plötzlich gestorben war, auf den Hof in Dienste zog. Der Verwalter stellte ihr sogleich auf alle Weise nach, doch sie ging ihm klug und sittsam aus dem Wege. Eines Tages da er auf mir spazieren ritt, begegneten wir Dorotheen, so hieß das hübsche Kind, tief im Walde. Ich

glaube, es war eine abgepaßte Sache, denn der Verwalter hatte ſie ſelbſt nach der Stadt geſchickt, und wußte wann ſie zurückkommen würde. Wenigſtens kam mirs verdächtig vor, daß er mich auf einen einſamen Fußpfad lenkte, wo niemand zu reiten pflegte. Als das Mädchen von weitem heran kam, ſtieg er ab, und band mich mit den Zügeln an einen Baum. Hierauf hielt er Dorothern an, ſprach einige Worte mit ihr, kneipte ſie dann in die Wangen, wollte ſie küſſen, und da ſie ſich ſträubte umſchlang er ſie gewaltſam. Sie aber, kräftig und entſchloſſen, riß ſich los, gab ihm eine ſolche Ohrfeige daß der Streich durch den ganzen Wald erſchallte, und ſprang ins Gebüſch. Der Verwalter wollte ihr nach, doch ſie war in ihren bloßen Füßen geſchwinder als er in ſeinen Kanonen und Sporren, und kam ihm bald aus dem Geſicht. Jetzt kehrte er zu mir zurück und ſchon von Weitem hörte ich ihn fluchen und wettern, daß er das wilde Mädchen ſchon zahm peitſchen laſſen wolle.

Nunmehr ſchien mir der Augenblick der Strafe gekommen; ich ſtellte mich ganz arglos, und rührte mich nicht, als er mir die Zügel über den Hals warf, um aufzuſteigen. Doch ehe er ſichs verſah machte ich einen Seitenſprung, drehte mich kurz herum, und ſchlug mit beiden Hufen aus ächtem Pfeffer und Salz nach ihm aus. Eigentlich wollte ich ihn ſo treffen, daß ihm der Frevel für immer vergangen wäre, doch er hatte ſich umgedreht, und ſo beſiegelte ich nur ſeinen Hüftknochen mit meinem rechten Hinterhuf, aber dergeſtalt daß er

sogleich zu Boden stürzte. Ich aber galoppirte davon und nach Hause zurück. Auf der großen Landstraße traf ich Dorotheen; das arme Kind ging hastig vorwärts. Da sie mich hinter sich hörte sah sie sich erschreckt um, und wollte ins Gebüsch flüchten, doch als sie erkannte daß ich ohne Reiter war, blieb sie verwundert stehn, und nun bemerkte ich daß die hellen Thränen dem hübschen Mädchen über die Wangen rollten. Sie kam jetzt in große Verlegenheit; denn ihr christlicher Sinn trieb sie an nachzuschauen, ob der Verwalter vielleicht Schaden genommen habe; andrerseits glaubte sie auch, ich sey wohl nur weggelaufen, und er zu Fuß aber bei vollen Kräften. Endlich siegte ihr Mitleid; ich ließ mich willig von ihr fangen, sie band mich an einen Ast, und ging dann zurück. Da sie den Verwalter hülflos am Wege liegen fand, kam sie eiligst wieder, der Zufall führte ihr einen Holzhauer in den Weg, und mit ihm brachte sie den Galgenstrick glücklich bis zu mir, der ich ihn nun, am Zügel geleitet, im Schritt bis ins Dorf trug. — Und wie vergalt ihr der Verwalter diesen Liebesdienst, ohne den er vielleicht im Walde umgekommen wäre? — Sechs Wochen später, nachdem seine Hüfte geheilt war, versteckte er zwei silberne Löffel, einen Ring, und noch einige andre Kleinigkeiten in Dorotheens Lade. Dann schlug er Lärm daß die Dinge fehlten, ließ den Schulzen holen, Haussuchung halten — und die Folge war daß Dorothea nach der Stadt ins Gefängniß gebracht wurde. Ich sah sie abführen, blaß, in Thränen, ihre Unschuld

betheuernd; ich knirschte und stampfte vor Wuth. Hundertmal biß ich in die Krippe, und schwur mirs, den Schurken zu strafen. Kaum war das Mädchen, von einem Gensdarmen begleitet zehn Minuten fort, als ich ihn mit lauter Stimme befehlen hörte, mich zu satteln. Ha! dachte ich! Jetzt sollst Du die Rache fühlen, und bereitete mich vor, ihm wieder einen zarten Hufschlag zu geben. Doch ich hörte daß er dem Knecht der mich hielt ins Ohr raunte: „Willst Du wetten, nun ist sie zahm?" Das brachte mich auf die Vermuthung er habe noch etwas gegen Dorotheen vor. Ich beschloß also vorsichtig zu seyn. Richtig! Er jagte dem Gensdarmen nach. Bald hatten wir ihn erreicht. Schluchzend ging das arme Mädchen neben dem eisernen Schnurbart her, der ihrer Angst spottete. „Was wirds denn Großes werden? Ein funfzig Peitschenhiebe, und ein Jährchen am Spinnrad! Das verschmerzt sich!" Ich knirschte in die Zügel. „Nun Jungfer Dorthe, ist sie nun andern Sinnes?" fragte der Verwalter. „Wird sie mir noch Ohrfeigen anbieten?" (Geben! dachte ich.)

Dorothee weinte, blickte zum Himmel und sprach dann: „Gott wird die Unschuld rächen. Ich habe ein ruhiges Gewissen!"

„Will sie jetzt vernünftig seyn, so bringe ich den ganzen Spektakel in Ordnung, — nicht wahr Herr Gensdarm?" fuhr der Verwalter fort.

„Ja, das ist ein Spaß" lächelte dieser.

Dorothee rang die Hände. „Ach Gott Herr Verwalter, warum wollen Sie mich armes Mädchen unglücklich machen!“

„Du hast die Wahl,“ sprach er kaltblütig und nahm eine Prise. „Du weißt was ich Dir gesagt habe! Der Herr Gensdarm bringt Dich, je nachdem ichs bestimme, ins Zuchthaus und Du bist ewig beschimpft, oder nach dem Finkenkrug zu meiner Gevatterin der Frau Reisel; und kein Mensch soll erfahren daß Du dort bist. Binnen vier Wochen schaffe ich Dir in der Stadt einen Dienst —

„Nein,“ rief Dorther, „ich will ein gutes Gewissen behalten, wenn mirs auch noch so schlecht geht!“

„Nun“ rief der Verwalter giftig zum Gensdarmen, „so schleppt sie fort! Unter der Peitsche solls ihr leid werden!“

Ich hielt es nicht mehr aus. Im Huy nahm ich meinen Kopf zwischen die Beine, und machte einen Bocksprung — Rozinante Du hättest Deine Freude daran haben sollen! — daß ich den Verwalter, der an nichts weniger dachte als an meine Tücken, mit dem Kopf voran auf einen Haufen Chausseesteine schleuderte, wo er für todt liegen blieb. Ich war aber damit nicht zufrieden, sondern hieb als er da lag mit Hinter- und Vorderhufen nach ihm, und packte ihn mit dem Gebiß und schüttelte und schlug ihn gegen die Steine daß er morsch und mürbe wurde. Es war sein Unglück daß wir nicht sprechen können, sonst hätte ich ihm gesagt, ich

ſchüttle Dich ſolange bis Du dem Mädchen Freiheit und Ehre zurückgegeben und ihr ihre Angſt zehnfach vergolten haſt. So mußte ich ihn zurichten, bis er reif für die Reue war. Der Gensdarm wollte ihm zu Hülfe, mich fangen; doch ich gab ihm ein Paar Proben meiner Hufnägel die ſein Magen nicht vertragen konnte. Er lag elend auf der Chauſſee und ſtöhnte. Jetzt hoffte ich nur das Mädchen werde den Augenblick benutzen, und entfliehen, allein ſie blieb gutmüthig und ängſtlich ſtehn, und wollte beiden Schurken Hülfe leiſten. Endlich kamen Leute vom Felde herbei; von ihnen ließ ich mich gutwillig greifen, weil ich wollte daß ſie dem Verwalter zu Hülfe kämen deſſen Gewiſſen ich gerührt hatte. So geſchah es; die Leute umſtanden ihn; er glaubte ſich ſterbend, die Angſt überfiel ihn, er geſtand vor fünf bis ſechs Zeugen daß er Dorotheen durch Verſtecken der Löffel u. ſ. w. in ihrer Lade unſchuldig in Verdacht gebracht hatte. Sie jubelte und weinte vor Freuden, und kehrte nun mit den Leuten ins Dorf zurück. — Ich aber hatte nicht Luſt mir ein paar hundert Peitſchenhiebe geben zu laſſen, ſondern ehe ſichs der Bauer der mich am Zügel führte, verſah, machte ich kehrt und lief im geſtreckten Carriere die Straße entlang. — Es wurde mir leicht meinen Zaum abzuſtreifen, damit ich freſſen konnte. Ganz frei auf den Füßen, fühlte ich mich wie neu geboren, und beſchloß eine Zeitlang Freiherr zu bleiben. Gegen Abend ging ich in ein reifes Haferfeld, ſoupirte delikat, nahm von einem Heuſchober in der Nähe auch

das Meinige zu mir, und schlief indem ich mich ganz in ihn hinein wälzte, vortrefflich. Andern Morgens war ich in Zeiten auf, und setzte meine Reise fort. Das unabhängige Leben gefiel mir so außerordentlich, daß ich gar nicht wieder zu Menschen zurückzukehren beschloß. Doch nach drei Wochen war ich andern Sinnes; der Hafer war überall gemäht, die Felder standen kahl, es wurde Nachts kalt. An Putz und Pflege hatte ich mich auch gewöhnt; der Sattel von dem ich mich nicht selber befreien konnte, drückte mich — kurz ich beschloß wieder in Dienste zu gehn, was mir, da es grade Krieg gab, nicht schwer werden konnte.

Doch wahrhaftig Rozinante, es ist Mitternacht vorbei, und noch immer sitze ich hier im Stall und schreibe; aber Morgen muß ich um 7 Uhr auf meinem Stand am Molkenmarkt seyn, also lebe wohl für heut.

Dein Pegasus.

P. S. Deinen Brief trage ich auf dem Herzen unter der Siele.

Rozinante an Pegasus.

Theurer Pegasus! Dein Brief ist mir per Stadtpost, aber unfrankirt zugekommen. Hast Du die alte Höflichkeit gegen Deine Geliebte verlernt, oder ist Dein Gedächtniß altersschwach worden? Beides wäre schlimm! — Ich habe nur zu einem Paar flüchtigen Zeilen Zeit,

weil ich sogleich Sand fahren muß! Deine Lebensgeschichte interessirt mich sehr! Doch weit lieber hörte ich sie mündlich. Sonnabend, komme ich auf den Gensdarmenmarkt, mit Korn und Kartoffeln, und nehme Mist aus der Garde-Artillerie-Caserne mit heraus! O mein süßer Pegasus! Wenn Du es doch machen könntest, daß Du Deine treue Geliebte bei dieser Gelegenheit sprächest! Ich werde nach jeder Droschke mit Sehnsucht blicken; sieh Du nach jedem Marktwagen, so kann es nicht fehlen, daß wir einander treffen.

Deine getreue Rozinante.

Pegasus an Rozinante.

Engel! Liebstes Leben! Dein Billet entzückte mich! So graziös geschrieben. Sage mir Rozinante, hast Du Deine Handschrift auch nach der neuen Audoyerschen Methode verbessert? — Sonnabend will ich mir den Hals ausrecken nach Dir, mein Leben! — Doch nun erzähle ich Dir meine Geschichte weiter, damit wir alsdann nur von unsrer Liebe sprechen können. — Wo war ich stehn geblieben? Ja, beim Kriegsdienst. Ich war eigentlich lebenssatt, Rozinante; da lag der Hase im Pfeffer. Die Trennung von Dir, mit den schrecklichen Folgen für mich, hatte mich wild und düster gemacht, mir Menschenhaß ins Herz geflößt so viel ein Pferd davon aufnehmen kann. Mein unvorsichtiger

Racheversuch am Fürsten P.. der der lieblichen Marie das Leben kostete, hatte zu diesem Gefühl noch Reue und eine Art von Gewissensangst gesellt. Jetzt erst fühlte ich mich etwas beruhigt, nachdem ich durch Dorotheens Rettung gewissermaßen Mariens trauriges Schicksal ausgeglichen hatte. Ich war immer ein sehr moralisches Pferd, liebe Rozinante, wie Du weißt; besonders aber seit jenem Unglück. Darum hielt ich's jetzt theils für Pflicht durch Kriegsdienste dem Vaterlande zu nützen, theils war mein Gewissen beruhigt genug, um den Tod nicht zu fürchten. — Mit wahrer Freude hörte ich daher nachdem ich noch einige Tage fortgewandert war, Kanonendonner. Jetzt war ich den Armeen nahe. Die Kunst war nur die, nicht in Feindes oder Marodeurs Hände zu fallen. Der Zufall war mir günstig. Ich sah eines Tages in der Ferne einen stattlichen Offizier, sehr langsam, ohne Bedienung heranreiten. Als er näher kam, bemerkte ich, daß sein Pferd lahm sey; ich sprengte daher in einem kurzen, anständigen Galopp heran, und machte mich so nahe an ihn, daß er beinahe nicht umhin konnte, mich zu besteigen. Er rief: „Wahrhaftig ein capitales Pferd! Ein Wallach! (leider!) Gerade wie ich eins brauche! Aber sieht aus wie der leibhaftige Teufel! (Ich war seit vier Wochen nicht geputzt.) Wenn das Thier nur einen Zügel hätte, daß mans greifen und aufsitzen könnte! Gewiß ein versprengtes Beutepferd! — Je nun ich wills versuchen, mein Lahmer kann mir doch nichts mehr helfen." — Er stieg ab, ich

blieb ſtehn. Er nahm vorſichtig ſeinem armen lahmen Thier (es hatte einen Schuß,) die Zügel ab, und legte ſie mir auf; ich ließ mich geduldig zäumen. Nun tauſchte er auch unſer Sattelzeug, und in fünf Minuten ritt mich der Obriſt. Der Braune lief uns ſo lahm er war, doch nach. Ich war ordentlich froh wieder einen Reiter zu tragen, denn jeder, liebe Rozinante, iſt nur wahrhaft glücklich in der Ausübung ſeiner Beſtimmung; dies habe ich aus der Kantiſchen Philoſophie gelernt, nachdem ich's ſchon lange aus der Praxis wußte.

Wir kamen nach einer Viertelſtunde an ein Dorf, wo Truppen lagen. Hier traten uns viele Offiziere entgegen, und alle freuten ſich über die herrliche Acquiſition ihres Obriſten, denn das war er. Ich wurde geputzt, in die Schwemme geritten, gefüttert, — nach zwei Stunden war ich das beſte Pferd des ganzen Armeecorps. Rozinante, ich kann ſagen, ich fühlte mich ſtolz; und ich freute mich meines Reuters, denn er war ein guter Reuter, ein tapferer Offizier und ein Vater ſeiner Soldaten. Jetzt komme ich an die glänzendſte Höhe meiner Schickſale, Rozinante, — aber von da an geht es traurig abwärts! —

Tags darauf, als ich zum Obriſten gekommen war, wurden früh die Trommeln gerührt, — es ging gegen den Feind. Es war die große Schlacht bei L.... die den ganzen Feldzug entſchied. Ich Rozinante, ich habe ſie gewonnen! Du lachſt? Höre mich erſt. Das Treffen ſtand zweifelhaft; von beiden Seiten wie Du weißt

wurde tapfer gefochten. Der Feind hatte Quarrés formirt, gegen die unſre Cavallerie vergeblich kämpfte. Mein Obriſt hielt neben dem Feldmarſchall, und ich hörte dieſen ſagen: „Wenn wir das Quarré bei der Windmühle ſprengen können, werfen wir den Feind aus ſeiner ganzen Poſition! Gelingt es nicht, ſo verlieren wir die Schlacht, denn wir haben ſchon zu viel Leute daran geſetzt. Obriſt! Greifen Sie mit Ihrem Regiment an! — Du mußt wiſſen, liebe Rozinante, daß es ein alter Militairſtreit iſt, ob die Cavallerie in jedes Quarré eindringen müſſe, oder die Infanterie, wenn ſie kaltblütig bleibt, nicht zu zerſprengen ſey. Die Meiſten behaupten, es läge nur an uns Pferden, wenn die Cavallerie nicht ſiege, weil wir vor dem Feuer und den Bajonetten umkehrten, und nicht hinein zu bringen ſeyen. Dem iſt wirklich ſo. Daher beſchloß ich das Quarré zu ſprengen, und die Schlacht zu gewinnen. Der Obriſt commandirte die Attake. Er hätte ſich ſeiner Pflicht gemäß nicht an die Spitze der Leute ſetzen ſollen, ich aber zwang ihn dazu. Denn kaum hatte er den Angriff im Galopp befohlen, und wollte nun auf dem Flügel mit ſprengen, als ich trotz ſeiner Sporen und Zügel mit ihm vor die Front, ventre a terre dem Regiment voraus, geraden Weges zuerſt in das Quarré hineinſprengte. Als das die Truppen ſahen, ergriff ſie Begeiſterung; ſie wollten ihren Führer, ihren Vater nicht verlaſſen, und brauſten hinterdrein. Ich ſtürzte mich in die Bajonette! Auf mich Einzelnen wollte die

Infanterie nicht ſchießen, ſondern dachte, ich müßte wohl weichen, aber jetzt habe ichs geſehen, ein Pferd, das ernſtlich will, legt Breſche in die Infanteriemauer. Zwar bekam ich zwei Bajonettſtiche in die Bruſt, allein ich rannte die Infanteriſten über und über, und war im Augenblick mitten im Quarré. Meinem Obriſten war freilich nicht ganz wohl bei der Sache zu Muthe, aber als tapfrer Soldat machte er gute Miene zum böſen Spiel, und hieb um ſich wie der Teufel! Zehn Sekunden nach ihm, war auch das Regiment heran, und drang in die Lücken, die ich gemacht hatte. In einem Moment war die Infanterie geſprengt, die Poſition des Feindes gebrochen, und die Schlacht nahm auf der Stelle eine andre Wendung. Ich hatte ſie alſo gewonnen! Der Obriſt wurde auf dem Schlachtfelde vom Feldmarſchall umarmt und zum General ernannt. Als er ſagte: „Excellenz, ich verdiene dieſe Huld nicht" — dacht ich: „Freilich nicht ſo ganz," und lächelte für mich. Aber ich wurde auch gelobt, und man wuſch meine Wunden mit Arkebuſade. Dies beweiſet wenigſtens, daß, wenn Eſel häufig in der Geſchichte den Ruhm einer gewonnenen Schlacht davon getragen haben, Pferde wirklich eine gewinnen können. Kein ſchlechter Ruhm für unſre edle Gattung!

Aber Undank war mein Lohn. Zum Reiten taugte ich nicht mehr; ich wurde durch die Bajonettſtiche bruſtlahm. Der Obriſt gab mich ab, ungern, aber er mußte wohl. Bald darauf gerieth ich in Gefangenſchaft, dann kaufte

mich eine Marketenderin, mit der ich ganz am Ende des Feldzugs wieder gefangen ward, und so zu den unsrigen zurückkam, — und dann wurde ich ausrangirt.

Von jetzt an gleicht mein Lebenslauf dem Deinigen, theure Rozinante. Ich wurde von einem Miethfuhrmann gekauft, für den ich allerdings noch ein Paradepferd war. Fünf Jahre fraß ich den Haber in seinem Stall! Dann kam ich zu der Droschkenanstalt!

Mit den edlen Kräften des Körpers ist mein feuriger Geist allmählig verraucht; die lähmenden Jahre, die Trübsale, die traurigen Erinnerungen, haben meine Schwingen gestutzt! — Ich denke nicht mehr daran als Rächer der Unbill in der Menschheit aufzutreten! Denn ich habe auch erfahren, daß mir das so wenig glückt, wie einzelnen Menschen selbst. Einstmals als die Räuber (das Stück ist jetzt verboten) aufgeführt wurden, stand ich, weil es ein schöner Winterabend war, von 6 — 10 Uhr müßig auf dem Gensdarmenmarkt, und da der Schauspieler der den Karl Moor spielte, ein außerordentliches Genie war, konnte ich ihn draußen recht gut die ganze Rolle recitiren hören, denn er schrie mörderlich. Aus seinen Schicksalen erfuhr ich denn, daß es den Menschen nicht besser geht wie mir, wenn sie die Rächer des Unrechts in der Welt werden wollen; sie bekommen ihre Peitschenhiebe im Zuchthaus, so gut wie ich meine im Stall, deshalb habe ich das Rächen aufgegeben, und räche höchstens mich selbst, wenn mein Droschkenkutscher mich zu arg peitscht, durch einen Schlag gegen den

Kutſchkaſten. Aufrichtig geſtanden thue ich aber auch das nicht gern, denn ein Peitſchenhieb thut meinem daran ſehr gewöhnten Fell nicht viel, aber das kräftige Ausſchlagen greift meine ſteifen müden Muskeln und Sehnen viel ſchmerzlicher an. — Ich klage auch nicht allzuſehr über meine verlorne Jugendkraft, und den untergegangenen Glanz früherer Tage, wenn gleich ich mich gegen Dich, liebe Rozinante, ein wenig elegiſch herausließ. — Denn es geht Andern ja nicht beſſer. Vor wenigen Wochen fuhr der Fürſt P.... in ſeinem Staatswagen an mir vorüber; — aber wie ſah er aus? Abgezehrt, verlebt, Unmuth, Ueberdruß, Reue auf dem Geſicht! Die ſchöne Marie mag ihm wohl bisweilen erſcheinen! — Und vor acht Tagen begegnete mir mein Obriſt — der freilich jetzt Generallieutnant und Excellenz iſt. Allein ich glaube eine Krücke, und ein Pflaſter übers Auge, ſind ſchlechte Zugaben zu dem Titel Excellenz! Viel hätte ich darum gegeben, wenn er mich, wie er mühſam die Straße entlang hinkte, erkannt hätte! Ich verſuchte zu wiehern, um ſeine Aufmerkſamkeit auf mich zu ziehn; aber entweder iſt meine Stimme zu heiſer geworden, oder der Kanonendonner hat ihn harthörig gemacht. Er drehte den Kopf nicht nach mir um ſondern ging keuchend und huſtend vorüber.

So liebe Rozinante, geht es uns allen. Unſer Ziel — ich ſehe es vor Augen wenn ich einmal jemand nach

dem Voigtlande hinausfahren muß *)! Dort liegt unser stiller Friedhof! Der Mann der uns den letzten Dienst erweisen wird, begegnet mir oft! Ein Philosoph erschrickt nicht davor! Menschen werden in einem schwarzen, engen Kasten, auf einem düstern Wagen hinausgefahren; ist das besser? Der Sarg dient nur dazu, daß die Würmer sie langsamer zernagen. Uns fährt man auf einem Karren unter Gottes freiem Himmel hinaus! Ich ziehe das vor!

Mein Wunsch wäre nur der, die letzte Lebensspanne die ich noch zu hoffen oder zu fürchten habe, an Deiner Seite zu messen, wenn wir z. B. gemeinschaftlich einen Ruheposten bei einem Charlottenburger Fuhrmann erlangen könnten. Da träfe es uns vielleicht, daß wir an einem schönen Sonntage gemeinsam, wie Philemon und Baucis, auf halbem Wege altersschwach niedersänken, und vor allem Volk, im schönen Thiergarten, ein ruhiges Ende fänden. Möchte man uns nun liegen lassen, oder wegschleppen, ich würde mit dem Dichter singen:

Tegitur coelo qui non habet urnam!

---

*) Der Berliner Galgen, wo der Abdecker die todten Pferde verscharrt, liegt vor dieser Vorstadt.
Anm. des Herausgebers.

Nun, lebe wohl! Sieh Dich ja Sonnabend recht um, nach Deinen

ewig getreuen

Pegaſus.

Hier enden die vertrauten Briefe der beiden Pferde, nachdem dieſe vor wenigen Tagen ſelbſt geendet haben.

Weihnachtsschau!

Eben, verehrte Berliner und Athenienser, setzte ich mich in meinem Armsessel zurecht, um, nachdem ich die Weihnachtsherrlichkeiten der Länge und Breite nach beschaut, sie eben so zu beschreiben, als es an meine Thür pochte.

„Herein!“

Ein Türke, mit langem, schwarzem Bart und funkelnden Augen, reich aber doch einfach gekleidet, trat ein. Voll Erstaunen erhob ich mich, und fragte nach seinem Begehr. Er gab mir einen geöffneten, türkischen Brief von vielen Seiten, und sprach zu mir:

„Christ! Ich heiße Selim, bin aus Constantinopel gebürtig, und hier zum Besuch. Gestern wollte ich diesen Brief auf die Post nach Constantinopel geben, allein Euer Post-Paschah oder wie sein Titel ist, sagte mir: „das müßte auch deutsch geschrieben seyn!“ Ich war erstaunt über das wunderliche Gesetz, allein ich habe bei Euch Ghiaur's schon so wunderliche Gesetze und Gebräuche getroffen, daß es auf einen mehr oder weniger nicht mehr ankommt. Was soll es meinem Freunde in Stambul helfen, daß ich ihm zugleich in einer Sprache schreibe die er nicht versteht? Indessen ist mirs recht lieb.

Ich wünschte längst, daß Ihr Christen einmal erführet wie wir Gläubige über Euch und Eure Freuden denken; so nimm denn diese Blätter, und da Du, wie ich höre des Türkischen kundig bist, so genüge Eurem wunderlichen Gesetz, und übertrage dies ins Deutsche!"

Ich war höchst erstaunt über diese Rede. Mein Ruf als Orientalist ist in Deutschland nicht sehr groß, ich glaube man hält von Herrn von Hammer, Tholuck, und einigen andren, mehr. In der Türkei dagegen muß ich wohl mehr gelten. Doch dies betraf nur eine Hälfte meiner Verwunderung; die andre war die über des Türken Irrthum, denn sonnenklar war es daß der Post-Paschah wie er sich ausdrückte, nichts von ihm verlangt hatte, als daß die Addresse ebenfalls deutsch geschrieben werde. Da ich aber sehr neugierig war, seinen Brief zu lesen, da Selim selbst es wünschte und zufällig in meiner Nähe ein junger, magerer, schwindsüchtiger Candidat der Theologie wohnte, der sich mit Macht auf das Türkische warf, und den Koran emsig studirte, um die Bibel zu verstehn, — so nahm ich den Antrag an, und Selim ließ mir, indem er nach Art der Türken kurz und stumm schied, seine Papiere zurück. — Sogleich eilte ich zum Candidaten. Er war selig über den Auftrag, und setzte sich ordentlich heißhungrig dabei hin. Er füllte sein Dintenfaß bis zum Rande, legte sich ein Bund Federn zurecht, zwei Butterbrote auf einen Stuhl neben dem Schreibtisch, damit er sich durch Essen nicht unterbreche, — und fing nun an zu übersetzen. Andern

Morgens hatte ich die Arbeit. Die theile ich Euch hier in einzelnen Abschnitten die ich herausgezogen, mit, und Ihr erhaltet, o Ihr Athenienser (denn so lautet nach jeder guten Grammatik der Vocativ) statt meiner Arbeit Selims. Doch konnte ich nicht umhin einige Noten anzusprützen, wie der selige Friedrich August Wolff das „et aliquot notas adsperxi" zu übersetzen pflegte. — Hier folgt nun die gedachte Edition mit Noten, d. h. mit Zwischensätzen von mir selber.

Selim an Mustapha.

Allah sey gelobt! — auch für das Widerwärtige welches uns widerfährt! — Ich bin nun gesund am Körper in dieser Stadt des Nordens angekommen welche man El-Berlin heißet. Es ist gegenwärtig die Zeit des christlichen Bairamfestes; nämlich sie feiern die Geburt ihres Propheten Jesus. — Wahrlich Mahomet hat Recht wenn er ihn einen geringern als sich selbst nennt, denn das sieht man schon aus dieser Feier. Glaubst Du etwa man hörte Glockenklang von den Thürmen der Moscheen herab? Oder einen Iman der zum Gebet riefe? Nichts von dem allen. Die Moscheen, deren so wenige, daß es wahrhaft beschämend ist — kaum ein Dutzend in der ungeheuren Stadt — sind die ganze Woche geschlossen und man darf nicht einmal hinein. Nur Sonntags werden sie geöffnet, und da habe ich mir sagen lassen, bleiben dennoch viel mehr Christen draußen als hineingehen. Es ist aber auch nicht anders möglich, denn die

Stadt hat 250000 Bewohner, (alſo etwa ein Viertheil ſo viel als Stambul, welche freilich aller Städte Sultanin, und die Perle im Diadem des Prophetrn heißt) und wenn alle Moſcheen bis auf den letzten Platz gefüllt wären, ſo würden doch kaum funfzigtauſend darin Raum haben! — Ihr Bairamfeſt begehn alſo die Chriſten keinesweges mit Frömmigkeit, ſondern durch lauter Thorheiten, die mir ſo unbegreiflich vorkommen daß ich oft meinen Augen nicht traue.

Den Anfang machen ſie damit, daß ſie in einer ſehr prächtigen Straße von ſteinernen Häuſern (hölzerne wie bei uns ſieht man hier gar nicht) einen großen Bazar aufbaun den ſie den Weihnachts- oder Chriſtmarkt nennen. Dies geſchieht unglaublich ſchnell; denn Abends zuvor war ich noch durch die Straße gegangen und hatte nichts geahnet; und andern Morgens ſtanden ſchon viele hunderte der kleinen hölzernen und linnenen Häuschen, die ſie Buden nennen, fertig aufgerichtet und mit den Waaren ausgeputzt da. Doch lieber Muſtapha, glaube nicht daß dieſes ein Bazar ſey wie zu Stambul oder Bagdad, wo Du die ſchönſten perſiſchen Shawls, die weichen indiſchen Gewebe, Juwelen, köſtliches Roſenöl, reichgeſtickte Mäntel, Tubake, herrliche Pfeifen mit langen Bernſteinſchnäbeln, und wunderſchöne Frauen voll Anmuth, Klugheit und Sitte zum Verkauf aufgeſtellt fändeſt — nein, Muſtapha von allem dem nichts. Eine ſolche Maſſe von thö-

richtem Tand, und gottlosen Bildwerken *) als hier, sahe ich noch niemals beisammen! Wie soll es aber anders seyn? Dies ganze Volk scheint mir fast wahnsinnig, kann man ihm also etwas Anderes zu Kauf stellen, als was Wahnsinnige wählen werden?

Ich fand das so merkwürdig, Mustapha, daß ich mir Vieles genau aufgezeichnet habe was dort ausgestellt war, damit ichs zu Stambul beim Bart des Propheten beschwören könnte, weil Ihr mir sonst nicht glauben würdet. — Nun höre einmal zu:

Stelle Dir vor daß ganze dieser Buden oder Hüttchen voll kleiner Menschengestalten hängen, die die Christen Puppen nennen. Es sind lederne Götzenbilder, mit wächsernen oder pappenen Gesichtern, und vielen schönen Kleidern angethan. Manche sehn recht zierlich aus, die meisten aber wie kleine Ungeheuer, und oft sind ihrer Hundert beisammen. Wenn nun alle diese am jüngsten Tage ihre Seelen haben wollen? Ha! Mich schaudert vor diesen Freveln! Und doch werden sie noch in größerem Maaßstabe begangen! Denn in andern Buden sahe ich Dir zu vielen Tausenden Krieger, in Wel nachgebildet! Wenn unser Großherr sein ganzes Heer

*) Ich muß hier meine Leser an den bekannten türkischen Glaubenssatz erinnern, wonach es frevelhaft ist menschliche oder thierische Körper nachzubilden oder zu mahlen, weil man diesen Körpern keine Seele geben könne, die sie doch ein Recht zu fordern haben.

zusammenkommen ließe, womit er den abtrünnigen Paschah von Aegypten, so hoffe ich, bekriegen will, nicht den zehnten Theil dieser Truppen brächte er zusammen. Aber ist es nicht gottlos die Kinder, denn diese spielen mit den Kriegern Krieg, so zu Hader und Zwietracht zu erziehen? Dies geschieht in andrer Weise noch viel mehr, denn ganze Läden dieses Christbazars sind mit kleinen Waffen, Säbeln, Pistolen, Gewehren, Schwerdtern, Speeren, Dolchen, Fähnlein, Drommeten, Trommeln, und anderen kriegerischen Instrumenten erfüllt. Dennoch wird dadurch die Jugend weder kriegstüchtig, noch sonst abgehärtet, sondern nur einen rohen Lärmen erhebt sie mit den Waffen. Wenigstens sah ich keinen Knaben ein Roß tummeln, mit Pistolen nach dem Ziel schießen, und Aehnliches mehr, wie wir unsre Jugend einüben. Wir stellen ihr den Krieg als ein Uebel vor auf das man gerüstet seyn muß; die Christen zeigen ihn als eine wilde Lust, wozu man das Herz früh reizt. Ueberhaupt, Mustapha, kannst Du Dir keinen Begriff von der Frechheit der Christenjugend hier in El-Berlin machen. Sie wird in verschiedene Abtheilungen getheilt; in Straßenjugend, in Classen- oder Schuljugend, und adlige Jugend; ferner in ältere Jugend, die wiederum in Handwerksburschen-Jugend, in Ladenschwengeljugend, in Studenten und Militairjugend zerfällt. Die letzteren vier Classen sind ausgewachsene Leute an Körper, aber noch Knaben an Vernunft — an Frechheit aber uralt. — Die Straßen-

jugend zieht mit Lärmen und Geschrei auf den Gassen, besonders auf dem Bazar umher. Sie stampft in den tiefen Koth daß die Vorübergehenden, vorzüglich die Frauen, bespritzt werden, und sieht dann mit wildem Gelächter. Ehrfurcht vor dem Alter kennt sie nicht. Denn einer, dem ich seinen Frevel an einem jungen Mädchen, das er mit Koth bespritzt hatte (sie ging freilich frech unverschleiert einher, welches hier aber alle Weiber thun) in ernsten jedoch sanften Worten verwies, sah mich groß an, sperrte den Mund auf, ließ die Zunge lang heraushängen, und schrie endlich: „O Du Kopf eines Schaafes!" Ich erhob drohend die Hand, und rief „Fürchte Allah, und ehre weiße Bärte" allein schnell hatte sich eine Schaar seiner Gesellen um ihn versammelt, und alle riefen sie abwechselnd: „Du Kopf eines Ochsen, Du Kopf eines Schaafes, Du Herr mit Läusen *)!" und dergleichen mehr, was höchst unschicklich und unhöflich war. Ja, einer forderte, ich solle ihn — nein der Koran verbietet mir dergleichen niederzuschreiben, ich sage es Dir aber wenn ich nach Stambul komme. Unwillig wandte ich den Rücken, aber da fühlte ich daß man faule Aepfel und Nußschaalen nach mir warf, und am andern Tage hatte mein neuer Kaftan viele Flecke.

---

*) Ich vermuthe, Selim, der die Schimpfwörter alle sehr genau übersetzt, hat hier das Wort Kerl für Herr gehalten.

Ich entfloh mit haſtigen Schritten. Plötzlich ſtand ich erſchreckt ſtill, denn an mein Ohr ſchlug ein dumpfes, fürchterliches Brummen, wie das eines ingrimmig knurrenden Tigers; und zugleich ſahe ich daß ſich vor mir in der Luft ein rieſiger Klotz, im Kreiſe ſchwirrend bewegte, ſo raſch, daß, hätte er mich getroffen, er mich zerſchmettert haben würde. Ich rief „Allah ſchütze mich!“ und fuhr zurück. Jetzt erſt ſahe ich bei mattem Lampenſcheine, daß ein Knabe der Straße *) (die erſte Art zuchtloſer Jugend) dieſes Ungeheuer an einem kleinen Zauberſtabe zum Schwirren und Brüllen zwang. Er rief: „Kauft mir dieſen Teufel des Waldes ab, kauft mir ihn ab Herr!“ Ich erſchreckte doppelt, als ich hörte, das Ungethüm ſey ein Teufel, und ſprang zur Linken ab, wie es das Geſetz des Propheten vorſchreibt. Doch wer ſchildert mein Erſchrecken, als ich dort einem zweiten ſchwirrenden Teufel begegne und wie ich weiter flüchte einem dritten, ſo daß ich ganz von Teufeln umringt war. Sinnlos ſtürzte ich vorwärts, und erreichte endlich außer Athem meine Wohnung, wo ich ein brünſtiges Dankgebet zum Propheten ſprach, weil er mich gerettet hatte.

Erſt am andern Tage erfuhr ich, daß dieſe hölliſchen Dämonen, nur ein Spielwerk der chriſtlichen Jugend ſeyen! Daß die Klötze hohl, von Pappe gemacht ſind, und an einem Roßhaar ſchwirren, alſo keine Gefahe bringen, ſondern nur Schrecken für den Unkundigen.

---

*) Straßenjunge ſagen wir kürzer.

Doch welch ein teufliſches Spiel, dieſes Waldteufelſpiel! Kann da, frage ich, aus der chriſtlichen Jugend etwas Gutes werden?“ —

—— Ich übergehe Sellms Abhandlung über Handwerksburſche, Ladendiener, Portépéefähnriche, Lieutenants in und außer Dienſten, Studenten, et cætera und ſage nur, daß er uns ſtreng, aber doch nicht ganz ungerecht beurtheilt, wenngleich häufig wie alle Reiſende mit Unkenntniß der Dinge. Ehe wir ihm aber weiter ins Diorama, in Fauſts Wintergarten und an einige andre Orte folgen, muß ich einige eigene Gedanken über den Weihnachtsmarkt zu Papier bringen. Ich gebe hier folgendes Verzeichniß von Buden vor denen ich ſtill ſtehn und meine Bemerkungen machen will.

1) Pfefferkuchenbuden
2) Pfeifenbuden
3) Prix fixes-Buden *)
4) Nackte Puppenbalgs-Buden
5) Tricot-, Camiſol- und Hoſenträgerbuden
6) Trommelbuden

---

*) Es iſt bloßer Zufall daß die drei erſten in P anfangen; ich habe nichts Syſtematiſches noch Alphabetiſches dabei im Schilde.

7) Hauben = und Mützchen = Buden
8) Fiocati und Ratti
9) Papp = Theater = Buden
10) Bleierne = Soldatenbuden

NB. (Ich formirte dies Wort indem ich vor der bekannten Berliner reitenden Artilleriekaserne vorüber ging)

11) Geharnischte Ritterbuden. (Aehnliche Formation).
12) Perlenschnurbuden.

Dies ist ein hübsches, geräumiges Dutzend.

Die Pfefferkuchenbuden sind eigentlich kleine Buchläden, und mich wundert daß man sie noch nicht von diesem Gewerbe her extraordinair besteuert hat. Sie beschäftigen sich mit Verlagsartikeln, und geben namentlich viele Gedichte heraus, die sie in Prachtausgaben auf Pfefferkuchen in Groß Folio, in Herzformat, in Kreisform, u. s. w. erscheinen lassen, und mit Perlschrift (von bunten Zuckerperlen) drucken. Ob sie sich dabei auch des Nachdrucks schuldig machen oder nur Originalwerke drucken weiß ich nicht genau. Ich habe aber Verdacht auf das erstere, denn Verse wie folgt müssen von großen Geistern der Nation, und gewiß auch bereits anderwärts gedruckt seyn, nur daß ichs bei meiner Unbelesenheit nicht nachzuweisen vermag. Hier die Proben.

Willst Du ein „süßes Herz" Dir suchen,
So kaufe dies von Pfefferkuchen!

Geliebte mir darfſt Du vertrauen
Und mich mit Roſenlippen — kauen!!
(Saere dieu!)

Ich will Dir dieſen Kuchen ſchenken
Du ſollſt beim Eſſen an mich denken.

Setz die weißen Zähnchen ein
Beiße derb in mich hinein
Angeführet wirſt Du nimmer,
Glaube mir ich ſchmecke immer!

Es ritten drei Reuter zum Thor hinaus
Den Pfefferkuchen nimm mit nach Haus.
NB. (Es ſind drei Reuter darauf abgebildet.)

Oeffne Deinen Mund nur dreiſt
Pfefferkuchen Dich nicht beißt!
NB. (Es iſt ein Hund von Pfefferkuchen.)

Mit dieſem halben Dutzend Meiſterſängerproben höre ich auf, frage aber Kenner der deutſchen Literatur zweierlei, nämlich:

„Stecken nicht entweder Uhland, Rückert, Chamisso, (vielleicht auch ich) hinter der Sache, mit oder ohne Nachdruck,"

oder:

„Hat Berlin nicht seine im Verborgenen wuchernden Genies, wie irgend jemals Athen oder Weimar?"

Für reine Bosheit halte ichs, zu behaupten, daß Gedichte nur auf Pfefferkuchen gedruckt Abgang fänden; dies mag mit Schiller's und Göthe's, die unsre Jugend so weit übertroffen hat, jetzo der Fall seyn aber nicht mit solchen Werken. — Ich würde mich hier ernstlich und weitläuftig über diesen Punkt erklären, wenn ich mich nicht jetzt vor die

Pfeifenbuden stellen, und ausrufen müßte: „Rauch ist alles ird'sche Wesen! Rauch und Schaum!" Nichts kann daher dem irdischen Zustand angemessener seyn als Tabakrauchen aus Meerschaumköpfen. Damit rechtfertigt sichs wohl hinlänglich daß auf unserm Weihnachtsmarkt je die siebente Bude eine Pfeifenbude ist, wo ihrer hunderte in Reih' und Glied hängen was für Manche besser taugte als in Reih' und Glied zu stehn. Ich will damit aber keineswegs auf das Militair, und noch weniger auf die

Buden a prix fixes gestichelt haben, vor denen ich selbst jetzt stehe, überzeugt daß mancher mich lieber davor hängen sähe. Sie documentiren den Fort-

schätt der Zeit, und haben, wie alle in der Parthei der Bewegung, ihren Vortheil davon. Von jeher wünschte ich daß allen Dingen der Preis an der Nase hinge (unschätzbar wäre die Einrichtung besonders bei Menschen) und daher ein Hans Narr von Ehemann, der seiner Genossin ein schönes Geschenk machen möchte, es selbst einkaufen könnte ohne als ein Geprellter ausgelacht zu werden! Jetzt endlich kommt es bald so weit in der Welt. Wüßten die Kaufleute nur, welchen Vortheil sie davon hätten! Tausendmal wagt der Arme, der Blöde, der Unerfahrene, gar nicht nach einer Lumperei zu fragen, weil er einen zurückschreckenden Preis und daher eine Beschämung fürchtet. Aber wenn man weiß was die Waare kostet, kaufen Bediente, Kinder, Herren, Damen, Narren und ich, gleich gut und leicht. Darum, theure Mitlebende, macht Euch öffentliche prix fixes, nicht blos geheime, — Ihr fahrt hundertmal besser! —

Ich trete jetzt vor die

Nackte-Puppenbalgs-Bude (Nr. 4 im Register) und schaudre vor Frost zusammen. Herr Gott! Da hängen die armen, nackten, klapperdürren, ledernen Leiber, mit erfrorenen Wachshänden oder Gesichtern, und rasseln im Windzug gegeneinander wie Gebeine am Galgen — daß es einen Stein erbarmen möchte! Und dicht daneben in Nr. 5,

der Tricot-, Kamisol- und Hosenträger-Bude herrscht wahrer Ueberfluß an Erwärmungsmate-

rial! Dennoch zieht keiner dem armen Gesindel ein Flanellläppchen auf den Leib! — Dies ist recht abgeschmackt bemerkt! — Geht es denn im Leben nicht eben so? Hungert und friert denn der Arme nicht tausendmal hart an der Nachbarwand, wo an brechenden Tafeln gepraßt wird? Kann er nicht oft zwischen seinem Zähnklappen das Klirren der Champagnergläser hören? — Ich wüßte also nicht weshalb die nackten Puppenleiber (die auch unser Selim bemerkt hat) hier Anrechte auf Röcke und Kamisöler hätten!

Nr. 6. Trommelbude! Ich will 25 bekommen, wenn ich hier nicht eine Stunde mindestens stehn bleibe, und mir dies enorme Arsenal des Lärmens betrachte. Trommeln, von unten bis oben, von hinten bis vorn, eine Trommellegion, ein Trommelschwarm, ein Trommelvolk! Jedes Volk ist ein Trommelvolk, denn jedem wird aufs Fell getrommelt — bis es ein Loch giebt. Mir däucht manche Nationen sind mürbe getrommelt, es sieht aus als hielten sie noch straff ans, aber mit Eins werden sie platzen, und dann — ja dann ists aus mit dem Trommel-Vergnügen! Ich sage nicht nur Gleich und Gleich, sondern Hohl und Hohl gesellt sich gern, darum haben auch hohle Schädel den hohlen Trommellärm so gern. Was für Betrachtungen dringen in die Seele eines Menschen der vor der Trommelbude Nr. 6 steht! „Hielten meine Unterthanen doch so still wie diese!“ seufzt ein Fürst. — „O könnte ich Euch alle zugleich in meiner Musik anbringen!“ ruft ein neuerer Componist, der da glaubt jeder Mensch

werde gerührt, wenn nur die Trommeln gerührt werden! — „Welche Erinnerungen!“ exclamirt ein schlechter Schauspieler, als er vor die Bude tritt. „Doch, nein, Ihr alle reicht nicht hin für die Fälle meiner Schicksale!“ — Aber auch für einen Schriftsteller ist es bedenklich den Trommeln so lange nahe zu bleiben! Es sind verwünschte Dinger! Manchem der ihnen nicht zu folgen Lust hatte, sind sie gefolgt. Trrrrrrrrrrrrrrrum trum trum! Vorwärts Marsch!

„Hauben- und Mützchenbuden!“ Nach meinem Geschmack die reizendsten von allen. An dünnen Fädchen aufgehängt flattert hier die dünnste und leichteste aller Waaren, zwischen dünnen Lampen und Talgflämmchen. Vor den meisten Buden stehn Kinder — hier stehn hübsche Kinder! Eine Stunde in der Bude, in dieser Wolke von Tüll und Mousseline zu sitzen, und alles zu betrachten, was sich davor aufstellt müßte ein unbeschreibliches Vergnügen seyn. Was sich da für artige Gesichtchen zeigen! Blondköpfchen, Blauäuglein, Wangengrübchen, Rosenlippchen, Schwarzlöckchen, Schelmblickchen, Spitzmündchen, Weißhändchen, Braunringellöckchen, Lachtäubchen — der Himmel weiß wie alle Charakternamen der allerliebsten Mädchen lauten, die nach und nach vor der Bude vorbeidefiliren, und mit sehnsüchtigen Blicken hineinschauen und flüstern: „Dieses Häubchen mit Rosa Schleifchen — nein das dort mit blauen — die Tüll-Pellerine mit langen Spitzen — ach Nickchen, die himmlische Blon-

denhaube — nein, Gustchen, der Spitzenschleier —" — Ich fahre aus der Haut wenn ich mir das noch lange vorstelle, und doch keine Abhülfe leisten kann!

Bei Fiocati und Ratti ist wahrlich keine Hülfe zu hoffen, denn hier stehn die Zofen und Kammerkätzchen neben Bürgerstöchterchen, Fräulein und noch höher hinauf, und alle hätten gar zu gern etwas. Der Leser weiß aber vielleicht gar nicht wer Fiocati und Ratti sind? Italiäner, — das hört man — Galanteriehändler, — das läßt sich errathen — die Dardanellen des Weihnachtsmarkts! Oho! Was soll das bedeuten? — Der Weihnachtsmarkt — ich schreibe das für die Theile Europas die nicht an der Spree und dem Schaafgraben liegen — hat eine breite Hauptgasse und etliche schmale Queergäßchen. Am Eingang der Hauptgasse, gerade wo die Queergäßchen einschneiden, liegen, einander schräg gegenüber, genau wie Sestos und Abydos, zwei Prachtgebäude von Buden, den berühmten Galanteriehändlern Ratti und Fiocati zugehörig. Ihre Waaren kreuzen die blitzenden Strahlen von Juwelen, Ringen, Armbändern, Ketten, Uhren, Dosen, gefährlicher wie die Schlösser des Bosporus ihre Kanonenblitze. Ist es möglich daß hübsche Mädchen zwischen einer solchen Scylla und Charibdys hindurchsegeln, ohne von einer oder der andern Seite der Gefahr zu erliegen? Ich spreche hier nicht von der hautainen Haute = Societé die alles das schon zum Ueberfluß und Ueberdruß besitzt, sondern von jenen hübschen Kindern, 17 Jahr alt und

nichts weiter, die noch Nachts mit einem Seufzer aufwachen — „Ach ein **fermoir**!“ — oder „Ach, ich träumte ich hätte ein wunderschönes **Regardez moi** geschenkt bekommen!“ und dann nur schwer wieder einschlafen trotz Jugend und Gesundheit. — Ferne seyen die Theorieen von meiner Weinachtsschau! Ich erzähle nur was ich praktisch erlebte. Ich sah ein junges Bürgermädchen, so eine die wohl gern im Colosseum tanzt, zwischen die Dardanellenschlösser hindurchlaviren; kurz zuvor hatte ein junger Mann sie sehr freundlich angeblickt, sie aber die Augen verlegen und ein wenig erzürnt niedergeschlagen. Jetzt erhob sie sie, und ihr Blick fiel auf Fiocati's Herrlichkeiten. Sie sah ein **Regardez moi** mit Sehnsucht an, — schüchtern schlich sie näher, — fragte nach dem Preise, und ging kleinlaut weiter, sich oft nach dem Siehmichan umsehend. Gleich nach ihr trat der junge Mann an die Bude, und sprach lebhaft mit dem Verkäufer; ich hatte nicht Zeit abzuwarten was geschah. Andern Tages aber begegnet mir das hübsche Mädchen unter den Linden, und — hat das **Regardez moi** auf der Stirn! „Oho“, dachte ich, und freute mich, aber ohne Arg! — Am ersten Feiertag mache ich — obwohl es ein horrendes Wetter war, meinen Spaziergang durch den Thiergarten; in einer einsamen Gegend kommt mir ein hübsches Pärchen entgegen. Beim Blitz! Sie sind es; Er und sie. Also so hat das Dardanellenfeuer schon gezündet? — Am zweiten Feiertag gehe ich um Mitternacht noch am Colosseum

vorbei; eben fährt ein Wagen vor. Ein Herr und eine junge Dame tief in ihre Mantel gehüllt treten aus dem Thor. Die junge Schöne ſagt zagend: „Nein, nein, ich darfs nicht wagen!“ Der junge Herr antwortet „Zwei Schritt iſts nur von hier“ — und hebt die ſich nur ſchwach ſträubende in den Wagen, und beide (ich brauche nicht zu ſagen daß ich ſie erkannt hatte) rollen in der vertraulichen, engen, dunklen Einſamkeit davon! Ein kurzer Roman, — doch vielleicht mit einem ſehr traurigen Ende! Wahrlich eine ſeltſame Geſchichte! Was ſoll man davon denken? — Daß es die höchſte Zeit iſt ſich von Fiocati's Bude fortzumachen und vor

Nr. 9 hinzutreten. Dies iſt eine Buden-Collektion welche der Zeitgeiſt, dieſer ſehr curioſe, bisweilen unausſtehlich träge, bisweilen aber auch (wie im Julius 1830) ſtürmiſch ſchnelle Architekt gebaut hat. Im Verzeichniß ſteht Nr. 9 mit: „Papp-Theater-Buden“ bezeichnet. Dem Nichtberliner, Athenienſer, Schöppenſtädter u. ſ. w. erkläre ich das Geheimniß. Wer jetzt bei uns ein Meſſer anſetzt, um einen Pappendeckel zuzuſchneiden, iſt auch zugleich ein Architekt der ſich mit Löſung der ſchwierigſten Aufgabe (woran nach Einigen, aber nicht nach mir, ſogar Schinkel und Klenze geſcheitert ſeyn ſollen) nämlich mit dem Bau eines Theaters beſchäftigt. Vor fünfundzwanzig bis dreißig Jahren lief die Berliner Jugend ſich außer Athem, um in ein reiches Waarenlager, (z. B. von Gammet) einzudringen, weil unter andern Herrlichkei-

ten daselbst die herrlichste zu sehn war, ein Theater, mit Vorhang, Coulissen, und allem Zubehör. Auf dem ganzen großen Weihnachtsmarktstheater traten vielleicht nur drei andere auf — jetzt wartet jeder Buchbinder aus dem dunkelsten Winkelgäßchen, jeder Nürnberger-Waaren-Händler, am Ende jeder der jemals einen Pinsel oder Finger in Kleister getaucht hat, mit drei Dutzenden auf. Ein Schulknabe, der nicht, wie ein Fürst, wenigstens sein eignes Theater hat, (fashionables haben deren, wie große Residenzen, mehrere) wird als ein Lump über die Achsel angesehn! — So beschützt unsre Zeit die Bühnenkunst, so hat sie sich zur großen Schling- und Schmarotzerpflanze ausgebildet, und aus der kräftigen, saftvollen Wurzel, die Lessing, Eckhof, Schröder, Göthe, Schiller, Fleck, Iffland, Tiek pflanzten, ihre immer weiter greifenden, aber immer kraftlosern Schößlinge, bis in den Schooß der werdenden Generation getrieben! Ein Quartaner, der nicht wenigstens Sonntags seinen Shakespear oder Angely zur Aufführung bringt, wird nicht reif für Tertia. — Wohl aber werde ich reif für Decima, nämlich:

Nr. 10 Blei-Soldatenbuden. Hier spukt der Zeitgeist auch, und exercirt sich im Exerciren. Unser Weihnachtsmarkt bringt leicht ein stehendes Heer (des in Schachteln eingepackten, gewissermaßen im Cantonement liegenden nicht zu gedenken) auf, welches dem des Xerxes außer dem Kriegsruhm den ihm schon die Griechen nahmen, noch den einzigen raubt, der es bis heut

im Gedächtniß erhalten hat, — den der Zahl. Ich sage wenig, aber mit drei Millionen Mann hoffe ich, können wir jeden Augenblick marschiren. Diese bleiernen Heere haben in den wesentlichsten Erfordernissen des Soldaten unglaubliche Vortheile vor den gewöhnlichen, aus lebenden Menschen bestehenden, voraus.

1) Viel größere Egalität; denn der linke Flügelmann ist so groß wie der rechte, und die Kerle jedes Regiments bis auf Zopf und Knopf einander ähnlicher als Eier.

2) Propretät. Mag ein Soldat des ersten Garde-Regiments auch so lange an sich putzen, wie Gott an der Welt schuf, er geht am 7ten Tage doch nicht so blank zur Parade als ein Bleisoldat.

3) Viel egalere Richtung und gleicheres Gewehrtragen. Man weiß wie viel auf das Letztere ankommt. Napoleon säße uns noch in den Hosen und Häusern wenn wir nicht die Gewehre so egal trügen.

4) — Doch halt, die wesentlichen Punkte sind erschöpft. Aber noch in einigen Nebensachen ziehe ich den Bleisoldaten vor. Er ist mäßiger, hat bessere Subordination (denn er raisonirt nicht einmal innerlich), weicht ohne überlegene Gewalt nie vom Posten, steht im Feuer bis er schmilzt, — kurz noch andre Kleinigkeiten mehr. Glaubt man also daß Europa etwas gegen uns vermöge bei solcher Kriegsrüstung? Ich nicht, deshalb gehe ich zu

Nr. 11, geharnischten Ritterbuden über.

Sie lassen mich nur bedauern, daß die Don Quixotés jetzo fast noch seltner sind als zu den Zeiten des Cervantes. Freilich die Cervantes haben wir auch nicht im Ueberfluß, wenn man nicht das junge Deutschland mitrechnet (ich meine nicht das politische, welches nur aus vier Schriftstellern bestand, vor denen wir andern 30 Millionen Deutsche den entsetzlichsten Schrecken bekamen) sondern das ganze junge schriftstellerische Deutschland, welches in Berlin, Wien, München, Stuttgardt und an andern Orten Almanache und Novellen edirt, daß man, wären Bücher Backsteine, Paläste davon bauen könnte. — Freilich sehe ich nicht recht wie diese Excursion zu den schönen blanken geharnischten Rittern auf dem Weihnachtsmarkt paßt, allein der Abweg ist einmal gemacht, und ich kann nicht besser einlenken als wenn ich bei

Nr. 12, den Perlenschnurbuden vorfahre. Hier ist Vieles aufgehängt um umgehangen zu werden. Im Mittelalter zählte man 300 Arten verschiedner Bärte als Maikäferbärtel, Gesellenbärtel, Schnauzbärtel, Affenbärtel, Narrethelbärtel, (diese letztern sind heut die häufigsten und hat Autor dieses selbst so einen) Stutzbärtel, Saffranbärtel ꝛc. ꝛc. Hier zählt man 3000 Arten von Perlenschnüren als Alabaster-Perlen, Rosen-Perlen, schottische Perlen, italienische, römische, indische, Wachsperlen, Glasperlen, Korallen, kurz des Teufels und seiner Großmutter! Aber dieser Sippschaft gehören eigentlich alle an. Denn es giebt keine besseren Fangschnüre für Mädchen als Perlenschnüre, und nicht

blos für ihre Hälſe, ſondern auch für die Herzen, mit denen ſie dann freilich oft mehr verſchenken, nicht gerade als ihnen gehört, aber doch mehr als worüber ſie zu disponiren haben. Deshalb ſehe ich die Perlenſchnüre, ſo ſchön ſie mit blauen, gelben, grünen und rothen Farbenblitzen ſchimmern, doch nur mit Ingrimm an, und möchte gern die ganze Bude über den Haufen rennen! — —

Soll ichs aufrichtig ſagen ſo inquietiren mich Selims Memoiren, die noch dick vor mir liegen, und ins Publikum wollen. — Ich mache mich daher wieder daran und präparire ein Segment für den Leſer. — Es iſt Selims Beſuch im Diorama, in Fauſts Wintergarten und beim Conditor Herrn Fuchs. — Er ſchreibt darüber ſo:

Mein lieber Muſtapha!

Allah ſey geprieſen, ich bin lebendig wieder in mein Karavanſerey zurückgekehrt! Doch o heiliger Prophet, was ſind die Chriſten für Thoren und Gottloſe! Höre nun zu was ich Dir ſchildern will, und danke dem hundertnamigen Allah, daß er Dich hat in dem ſchönen tugendhaften Stambul geboren werden laſſen, nicht in dem verruchten El-Berlin! Und möge der ſchwarze Engel der Deinem Leben feindſelig iſt, Dich niemals hieher führen!

Man ſagte mir, — der Sklav nämlich welchen man hier Lohnlakay nennt — ich müßte einige Merkwürdigkeiten ſehn. Da ich mich gern belehren will, nahm

ich es an, und ließ mich zu dem sogenannten Conditor Fuchs führen. Du mußt wissen, Mustapha, ein Conditor ist ein Mann, der ein Geschäft daraus macht, die Leute durch süße Gifte in tausend Gestalten wenn nicht zu tödten, doch elend krank zu machen. Es ist unglaublich wie weit es die Ghiaurs in diesen abscheulichen Künsten gebracht haben. Trittst Du zu diesem Fuchs ein, so glaubst Du in ein Zauberschloß zu kommen. Alle Wände blitzen von vielen tausend kleinen Spiegeln, die in goldne Rahmen gefaßt sind. Auf einem langen halbkreisförmigen Tisch siehst Du auf goldschimmernden und bunt gemahlten Tellern und Schüsseln, Zuckerwerk in unzähligen Gestalten ausgebreitet. Der süße Geruch reizt Dich zum Naschen, und alles ist köstlich bereitet, das ist wahr, — aber vergiftet. Ich aß nur ein halbes Pfund (nach hiesigem Gewicht) süßer Mandelkerne mit einer Art von Zuckerkrystall überzogen, einige Dutzend Schaumkügelchen in einer Zuckerhülle die man „Küsse" nennt, und wenige Küchlein, welches Alles mir vorzüglich schmeckte; doch eine Viertelstunde später merkte ich schon daß ich vergiftet war. Die Wohnung dieses Fuchses besteht aus vielen schönen Zimmern, Gängen und Sälen. Von dem hinteren Saale aus überblickt man eine weite Landschaft, voll hoher, mit Schnee bedeckter Berge, und mit einem festen Schloß auf der Felszinne. Man sagte mir, als ich fragte, es sey die Stadt Salzburg die man hier sehe. Ich wunderte mich, daß dieselbe so nahe bei El-Berlin liege, und ich sie noch

nirgend erblickt habe — bis ich die Täuſchung entdeckte. Es war nur eine gemalte Leinwand die man ausgeſpannet hatte! So betrügen die Chriſten überall! Gleich daneben blickte man eben ſo täuſchend in eine chriſtliche Moſchee hinein. — In einem vorderen Zimmer hatte man eine Affengaukelbühne nachgeäfft, die jetzo hier zur Schau geſtellt iſt. Ich habe alle hieſigen Schaubühnen geſehn, doch muß ich Dir ſagen daß die der Affen mir am beſten gefallen hat, weil ich es auch weit geziemender für Affen halte dergleichen Poſſen zu treiben, als für Menſchen. — Indem ich aber ſo ſtand und die poſſirlichen Affenſprünge betrachtete, die glaube ich in Wachs nachgebildet ſind, fühlte ich die Wirkung des Giftes. Es befiel mich eine heftige Uebelkeit, ich bekam Neigung zum Erbrechen. Daher rief ich dem Sklaven er ſolle mich an meine Sänfte bringen. (Man hat hier Sänften mit vier Rädern, und einem Pferde beſpannt, die man Droſchken nennt; ſie ſind aber langſamer als unſre von Sklaven getragene Sänften und viel rauher in der Bewegung.) — Mein Sklav verſtand mich aber nicht, oder wollte mich nicht hören, kurz er zögerte, und plötzlich mußte ich, — Du wirſt ſchaudern mein lieber Muſtapha, — der Wirkung des Giftes weichen. — Das iſt die Folge chriſtlicher Ueppigkeit und Hinterliſt! Der Bart, das ehrwürdige Zeichen des Mannes, den ich immer heilig gehalten, den nie eine der Frauen meines Harems berühren durfte, wenn ſie ſich nicht zuvor die Hände mit heiligem Quellwaſſer benetzt hatte, —

mein Bart wurde schimpflich befleckt, und ich ein Gegenstand des Abscheus. Ich eilte aufs schnellste davon, und mein erborgter Sklav mir nach. — Hätte ich diesen Ort der Hinterlist nie betreten! Erst jetzo sagte mirs mein Begleiter, daß diese Speisen nicht zur Sättigung sondern nur zum Kitzeln des Gaumens dienen, — doch wer kann so etwas ahnen? Ist es nicht schimpflich von dem schnöden Ghiaur, daß er mir dies nicht sagte, und sprach: „Selim, erhabner Herr, Du mußt diese Speisen nicht genießen, sie sind vergiftet! Nur drei Mandeln gestatte ich Dir zu kosten!“ — Doch ich sahe die Christen ein Pfund, und viel mehr kaufen, deßhalb glaubte ich mit einem halben Pfunde allen Gesetzen der Mäßigkeit zu gehorchen die der Prophet gebietet. — —

Eine Droschkensänfte brachte mich allmählig nach dem Karavansery zurück. — Nachdem ich mich unter heiligen Gebräuchen gereinigt hatte, stieg ich wieder in die Sänfte um mich nach dem Wintergarten eines Mannes dessen Name Faust ist, bringen zu lassen. Diesen Garten hatte man mir höchst prächtig geschildert. Ich war wirklich begierig ihn zu sehn, da die ganze Landschaft um El-Berlin mir nicht einen grünen Baum gezeigt hatte. Durch eine kleine enge Thür wo mich eine beklemmende Angst überfiel, mußte ich eingehn; kaum konnte ich meinen Kaftan unzerrissen mit hindurch bringen. Dann stand ich plötzlich in einem mit Rauch erfüllten Gewölbe wo eine Anzahl dunkler Lampen brannte, — ich wußte gar nicht was das bedeuten sollte, doch

mein Sklav ſchob mich vorwärts und ich mußte eine Treppe hinab, in eine düſtre Kellergruft. Alſo das iſt Euer Garten rief ich aus? — Ja, antwortete der Sklav, iſt er nicht herrlich? — Ich hätte dem Unverſchämten einen Streich auf ſeinen Lügenmund gegeben, wenn ich nicht geſehn hätte daß das ganze wahnwitzige Volk der Ghiaurs rings umher über die vermeinte Herrlichkeit jubelte. O Muſtapha! Ich ſage Dir der elendeſte Gartenfleck in Stambul iſt ein Paradies gegen dieſen! Nicht einmal den freien Himmel haſt Du über Dir, ſondern ein Bretterdach! Und die Orangenbäume, ſtatt Lusthaine und dunkle Wäldchen mit ſchattigen Plätzen, Grotten und Fußpfaden zu bilden, ſind in große Holztöpfe gepflanzt, und in Reih und Glied geſtellt. Ich glaubte anfänglich mein ſchurkiſcher Diener habe mich abſichtlich betrogen, doch ſahe ich bald daß nur die unglaubliche Thorheit dieſer Chriſten mich täuſchte, denn ſie wiſſen hier gar nicht was ein Garten iſt. Nachher, als ich durch die Tabakswolke (die Ghiaurs rauchen auch, aber einen abſcheulichen Tabak, und entweder aus ſchimpflich kurzen Pfeifen, oder aus elenden, gebrechlichen von weißem Thon die auch nicht viel länger ſind, oder ſie nehmen gar die Tabaksſtiele ſelbſt in den Mund, und nennen das Zigarren) nachher alſo, da ich durch die Tabakswolke hindurch zu ſchauen begann, ſahe ich, daß ich mich immer noch in einem Hauſe befand, in das man Blumen geſtellt hatte. — Genug es war höchſt lächerlich.

Doch dabei blieb es nicht, sondern es kam noch höchst abscheulich. Denn im Nebengemach entdeckte ich plötzlich lauter grüne kleine Lauben, und in jeder Laube ein Mädchen. Zwar nicht so schön wie unsre reizenden Sklavinnen aus Georgien, oder so, wie ein Narr sie in dem El-Berliner Moniteur des Preußen Voß *) schildert, wie ich nachher gelesen, aber doch hübsch genug. Bei diesem Anblick ergriff mich ein Schauder! Wie kann ein Mann so frech, so ruchlos, so alle Sitte verhöhnend handeln, daß er seinen ganzen Harem (denn unstreitig gehörten diese Frauen alle zum Harem des Gartenbesitzers, da sie Sklavendienste thaten) so unverschleiert den unheiligen Blicken vieler tausend Männer ausstellt? Und wie tief sind die christlichen Weiber gesunken, daß sie in Begleitung ihrer und anderer Männer hieher gehn, und Zuschauerinnen sind, wie alle jungen Leute El-Berlins, mit den Frauen dieses Harems zärtlich schwatzen, wohl gar die Hand derselben ergreifen und küssen! — Mich faßte der tiefste Unwille! Meine ganze Seele empörte sich gegen die Ruchlosigkeit der Christen! Erlebte ich je in meinem Harem das was ich hier gesehn, ich ließe zur Ehre des Propheten alle diese zuchtlosen pflicht- und treuvergessenen Weiber mit Nesseln zu Tode peitschen, und das freche Männervolk, das ihnen so nahe gekommen, pfählen!

*) Selim bindet hier offenbar mit mir an, der ich in der Voßischen Zeitung eine begeisterte Schilderung der allerliebsten Mädchen gegeben.

— Nun aber kommt das Unglaublichſte! Ein ſolcher Gräuel, glaubſt Du lieber Muſtapha, werde doch wenigſtens nur einmal in dieſer Stadt, oder auf der ganzen Erde vorkommen — o nein in dem Diorama wohin ich mich von hier aus durch die Schneckenſänfte rüteln ließ, iſt es genau eben ſo, nur daß das Verbrechen noch mehr im Großen erſcheint. Das Diorama (behalte dieſen ſchwierigen Namen genau) iſt allerdings eine Art von Wunder, und zeigt daß die Chriſten, dies wird ihnen auch niemand abſprechen, großen Verſtand beſitzen und viele Künſte verſtehn. Du trittſt durch eine mäßig hohe Pforte in eine ſchön geſchmückte Vorhalle; dann wenden ſich Treppen rechts und links, und überall eröffnen ſich weite, hell beleuchtete, oft köſtlich ausgeſchmückte Räume. Nur ein kleiner Palmengarten unter einer Art von Glasglocke *) kam mir lächerlich vor, ſo ſchön die Ghiaurs ihn auch fanden; bei Stambul iſt ja das ganze Land ſo! Aber den thörichten El-Berlinern iſt dies ſo gut ein Wunder wie der Fauſt-Garten. Plötzlich ſtehſt Du in einem hellen, ſchönen Saal, mit Gemählden geſchmückt. Faſt aber wäre ich wieder umgekehrt, denn am Ende deſſelben ſtand ebenfalls ein Tiſch mit Giftſpeiſen wie bei jenem Fuchs, und die Chriſten genoſſen das Gift mit Begierde. Sollte mans nun wohl glauben daß dieſe Menſchen es ſich herausnehmen unſere Oplumeſſer zu verſpotten, oder zu tadeln, die denn doch

*) Selim meint offenbar das kleine zierliche Treibhaus.

eine unbeschreiblich süße Wollust von ihrem Opiumgenuß haben, wenn auch später traurige Folgen eintreten? Ich würde mich nicht davon überreden lassen, wenn ich es nicht mit eignen Augen gesehn hätte. — Von diesem Saale führen geheimnißvolle Treppen in einen dunklen unterirdischen Raum. Hier fanden wieder die, den Christen so zur Gewohnheit gewordenen Betrügereien statt, indem man fremde Städte und Landschaften so künstlich nachgeahmt hatte, daß man sie in Wirklichkeit zu sehn glaubte. Man sehe die Stadt Madrid, die sich prächtig genug darstellt für die vielen Schulden die das Land hat, und die Stadt Nürnberg, wo sich eine sogenannte Eisenbahn befindet. Diese Thorheit ist jetzt vorzüglich im Schwunge bei den Ghiaurs, und vielleicht hast Du schon davon gehört. Sie bauen nämlich ganze Straßen von spiegelglattem Eisen, worauf sie schneller fahren als eine Taube fliegt, denn ihr ganzer Sinn ist Veränderung. Statt auf einem Fleck ruhig, wie ein gesetzter Muselmann, zu sitzen und den Dampf der Pfeife behaglich aufsteigen zu sehn, trachten sie danach sich wie vom Sturmwind über die Erde jagen zu lassen? Dies ist hier dargestellt, und nimmt sich wenn man ruhig daneben stehn kann ganz artig aus. Hast Du diese Scherze ein wenig betrachtet, so tappst Du durch noch einen tieferen, finstren Gang hinab, und stehst plötzlich vor einer von düsterrothem Feuer erhellten Höle in die von oben der Mond herabscheint. Dies soll der Krater des Vesuvius seyn; abermals ein Beweis von dem ganz-

lichen Wahnſinn der Chriſten. Denn dieſer Krater iſt einer der ſchauervollſten Orte der Erde; weshalb alſo ſtellen ſie gerade einen ſolchen dar und nicht vielmehr den ſchönſten? Es iſt als wenn jemand zu ſeinem Vergnügen die Martern der Verdammten die das Geſetz des Propheten übertreten haben an ſich verſuchen, und zum Scherz glühendes Blei verſchlucken wollte. — Doch die Chriſten werden es dereinſt in Gehennah wohl im Ernſt verſchlucken müſſen, ſolcher Gräuel machen ſie ſich ſchuldig. Auf einer ſeltſam gewundenen Treppe nämlich ſteigſt Du wieder aufwärts aus dem Krater des Veſuvs, und ſtehſt, bevor Du es vermutheſt mitten im innerſten Harem des Dioramas, wo zugleich, wie im fauſtiniſchen Garten ein Bazar aufgeſchlagen iſt, nur ungleich reicher. Erlaß es mir, Muſtapha, Dir meinen Ingrimm über dieſe neue noch viel größere Entweihung zu ſchildern! Ich ſah die Beſitzer des Harems, — denn mehrer Brüder haben ihn ſagt man mir gemeinſchaftlich — zwiſchen ihren Weibern auf- und niedergehen, und ſie erröteten nicht einmal ſie ſo öffentlich jeder frevelhaften Berührung Preis gegeben zu ſehn. Ich ſah es, Muſtapha, bei Allah kann ichs beſchwören, daß ein junger Janitſchaaren-Offizier (nämlich einer von der Leibgarde) die weiße Hand eines Mädchens, welches ihm ein Salbenkäſtchen verkauft hatte, ergriff, und obwohl ſie ſich ſcheinbar ſträubte doch ganz öffentlich drückte. Es zuckte mir in der Fauſt, meinen Dolch aus dem Gürtel zu reißen, und beide, den frechen Frevler und die Frevlerin an die

nächſte Wand zu ſpießen! Aber hier in El-Berlin wäre Verbrechen was anderwärts Tugend iſt, und Tugend was die Redlichen Verbrechen heißen. So gänzlich verkehrt iſt dieſe Stadt. — Der Bazar iſt glänzend, das iſt wahr, wenn gleich nicht eben unſre koſtbarſten Waaren ausgeſtellt ſind; wer aber kann ſich an dem Prunk und Flitterglanz ergötzen, wenn ſein Herz ſo voll Ingrimm und Unwillen ſchwillt wie das meinige? — Und doch mußte es ſich noch einmal, und noch heftiger erbittern. Ich kehre nämlich in jenen erſtgenannten hellen Saal zurück und ſehe plötzlich ein ganz gemeines Weib, aber rieſengroß, welche ſich gegen ihren eben ſo großen und gemeinen Ehegatten auf das empörendſte auflehnt und ihn gar zur Thür hinaus drängen und prügeln will. Da man nun bei uns eine ſolche pflichtvergeſſene Hündin ſogleich mit Ruthen todtpeitſchen oder in einem Sack in den Bosporus verſenken würde, ſo wollte ich hinzuſpringen um die Elende, ſo rieſenhaft ſie war, zu packen, und als Mann das Recht des Mannes vertheidigen zu helfen. Doch ein ſchallendes Gelächter ertönte umher und ich fühlte mich ſogleich von zwanzig Händen gepackt und zurückgehalten ſo daß ſie mir faſt den Kaftan zerriſſen. — Und was war es? Abermals eine Täuſchung, denn die beiden gemeinen Leute die ich für wirkliche Menſchen gehalten, waren Puppen! Unerhört! Unglaublich! Unmöglich! Dennoch wahr mein lieber Muſtapha. So weit gehn die Chriſten in ihrer Gottloſigkeit, daß ſie das Werk Allahs, den Menſchen,

nicht nur täuschend nachzubilden sich erfrechen, obgleich sie allen diesen Leibern niemals eine Seele zu geben vermögen *): sondern auch die frechsten Beschimpfungen ihrer selbst schaamlos darstellen, und vor dem ganzen Volke zur Schau tragen. Müssen Völker nicht aufs äußerste entartet seyn, die eine solche Handlung der Schande öffentlich darstellen und für sich zu einem Vergnügen dienen lassen? Und das an dem Feste welches ihnen das heiligste von allen ist, was ihren Priestern zufolge so hoch steht, wie die Zeit der Flucht des Propheten von Mekkah nach Medinah? — Pfui über die Christen! — Nein, Mustapha, mich ekelts hier zu bleiben und das Weihnachtsfest dieser Verderbten mit zu feiern. Darum fahre ich schon Morgen nach der Hauptstadt Wien, und dann auf der Donau durchs schwarze Meer zu Dir zurück. Bitte Allah daß er mich geleite!"

Hier schließen die Blätter die Selim uns übersetzen ließ, weil er glaubte sie müßten auch Deutsch auf die Post. Gewiß ein merkwürdiges Aktenstück; mag man auch an dem ästhetischen Werth manches aussetzen, und Selims Urtheil über unsre christlichen Freuden und Feierlichkeiten etwas streng finden, es hat doch das für sich, daß es uns die ungeschminkte Ansicht eines Mahomedaners giebt, und keine müßige Erfindung ist. Denn

---

*) Dies scheint unsern guten Selim besonders zu quälen da er es schon ein paarmal gesagt hat.

für die Aechtheit des Mſkpts können wir uns verbürgen, ſo gut wie der Dr. Wagenfeld in Bremen für die des Sanchuniathon.

Inzwiſchen hätten wir nun genug von der Weihnachtsſchau, die uns durch den Zeloten Selim wahrlich faſt verleidet iſt. Denn wer kann ſich künftig an Weihnachtsbuden, Wachsſtöcken, Lichtern, Pfefferkuchen, Bleiſoldaten, Trommeln, Waldteufeln (dieſe vor allen), Pyramiden, Fuchs=Fauſt=Gropiusſchen Ausſtellungen und was ſonſt der Cheiſtmarkt bringt ganz harmlos ergötzen, wenn man weiß, daß den Türken die Freude der Chriſten ſo heidniſch vorkommt? — Darum, geſchwind den Vorhang herunter!

Orientaliſche Erzählung.

Nurreddin war ein wißbegieriger Jüngling zu Bagdad. Er beſuchte den weiſen Ali, der ihn großentheils auferzogen hatte, täglich, um von ſeinen Lippen gute Lehren zu hören. Eines Tages hatte ihn Ali beſonders zu ſich beſcheiden laſſen; als Nurreddin kam, fand er ſeinen Lehrer zum Spaziergange angeſchickt. „Du ſollſt mich begleiten," rief er dem Jüngling zu. „Wir wollen zu den Thoren gehen um Weisheit zu lernen." Hierauf gingen ſie beide mitſammen fort ganz bis an ein anderes Ende der Stadt. Vor einem großen Gebäude ſtand Ali ſtill und fragte Nurreddin:

„Kennſt Du dieſes Haus?" „Gewiß," erwiederte Nurreddin, „es iſt ja das Haus wo die Irren und Beſeſſenen aufbewahrt werden." — „Ganz richtig mein Sohn, aber von ihnen wollen wir jetzo lernen."

Erſtaunt hörte der Jüngling die Worte des Meiſters; da er aber gewohnt war ihm Gehorſam zu leiſten, und immer gefunden hatte, daß Ali am beſten für ihn ſorge, und ſtets weiſe handle, ſo folgte er ihm ohne Einſpruch zu thun. Als ſie eingetreten waren zeigte ihm der Meiſter die ältern und jüngern Kranken und erklärte ihm Urſache und Beſchaffenheit ihrer Krankheit. Er ſahe

Etwelche, die aus Hochmuth, Andere die aus Kleinmuth, Einige die aus Liebe, Viele die aus Schwelgerei zerrütteten Geistes geworden waren; es leuchtete ihm ein, daß diese Schicksale wichtige Lehren für den Menschen enthielten. Zuletzt kamen sie an eine dunkle Zelle, da saß ein Mann mit blitzenden Augen, den Ausdruck der heftigsten Begierde in seinen wilden Zügen; der rief fortwährend: „Gebt mir Kisten, mehr Kisten her, daß ich meine Schätze darin aufhäufe! Heute noch bleibe ich hier, Morgen aber will ich ins Freie und meines Glücks genießen!“ Dabei raffte er gierig mit den Händen ringsum her und stopfte Stroh und Holzspähne in ein Faß als wolle er dasselbe mit Gold füllen. Dabei aber sah er bleich, abgezehrt und elend aus, und seine begierigen Blicke kreuzten bald nach neuen Schätzen spähend, bald die alten ängstlich bewachend, umher.

Schaudernd rief Nurreddin: „Meister laß uns fort von hier, mir graut vor diesem entsetzlichen Manne! Wie ist es möglich, daß der Mensch in solches Elend versinke!“

„Ich will Dir seine Geschichte erzählen,“ sprach Ali ernsthaft und wehmüthig. „Vor zwanzig Jahren, als Du, noch ein Knäblein von vier Jahren, in unserm Nachbargarten sorglos spieltest, wurde ein sonst wohlgesitteter Mann in Bagdad zu einem Jahr Gefängnißstrafe verurtheilt weil er im auflodernden Zorn sich vergessen und nach einem Diener des Schachs geschlagen hatte der seine Tochter durch eine ungebührliche Rede beschimpfte. Er ging ins Gefängniß. Dort traf er einen

armen Mann welcher wegen einer Schuld eingesperrt war, aber am nächsten Tage freigelassen werden sollte. Er hieß Abdul. Da dieser den neuen Ankömmling traurig sah sprach er zu ihm: „Was trauerst Du?" Dieser, Selim war sein Name, erwiederte: „Soll ich nicht trauern da ich ein Jahr lang meine Freiheit einbüße und meine Tochter daheim allein bleibt?" „Wie!" sprach Abdul, „Du bist ein wohlhabender Mann, Deine Tochter ist von Sklavinnen und Pflegerinnen umgeben, hier im Gefängniß wirst Du durch Dein Gold Dir ein behagliches Leben verschaffen können, und Du trauerst? Was soll ich thun dessen Knäblein ohne Schutz und Pflege, denn seine Mutter ist todt, draußen zurück blieb, der ich ein Jahr hier bleiben mußte wegen einer geringen Schuld, und kümmerlich vom Brod und Wasser und schlechtem Reis mein Leben hier fristete!" — „Du gehst der Freiheit entgegen, Du kannst fröhlich seyn," erwiederte Selim. „Aber draußen wird mich wieder Noth und Mangel treffen" rief Abdul. — „Möchtest Du für Geld hier bleiben?" fragte Selim betrübt lächelnd. — „O wenn ich nur ein Silberstück für jeden Tag bekäme wollte ich gern hier weilen," rief Abdul aus, „ich sehe wohl ich bin weiser als Du denn ich kann mit wenigerem glücklich seyn." — Selim lächelte und erwiederte nichts auf diese Rede. Allein sie wurden beide einig, daß Abdul Selims Strafe übernehmen sollte, wofür jener ihm täglich ein Silberstück zu zahlen und für sein Knäblein Sorge zu tragen versprach. Abdul war vergnügt wie ein König,

Selim noch viel fröhlicher. Als das Jahr fast abgelaufen war ging Selim nach dem Gefängniß und sprach zu Abdul: „Lieber willst Du noch eine Zeitlang für mich im Gefängniß bleiben? Ich will Dir wiederum ein Silberstück für jeden Tag geben.“ Abdul aber sprach: „Nein Selim, ich habe meine Freiheit lieber; jetzt bin ich der Haft satt; hundert Silberstücke habe ich erspart von denen kann ich leben wie der Schach, nun will ich auch der Freiheit genießen.“ Da sprach Selim: „Wohl denn ich will Dir mehr geben, Du sollst für den ersten Tag ein Silberstück, für den zweiten zwei, für den dritten drei und so fort jeden Tag ein Silberstück mehr haben, so daß, wenn Du nur noch hundert Tage bleibst, Du an einem Tage hundert Stück mit einemmal bekommst.“ Diese Versuchung war zu mächtig für Abdul; er versprach zu bleiben und Selim gab ihm täglich das Versprochene. Abdul selbst sollte entscheiden wann er das Gefängniß verlassen wolle damit Selim den Ueberrest seiner Strafe ausdauren könne. Da aber nun die Schätze in Abduls Hand sich immer mehrten, so verschob er es, nachdem der hundertste Tag verstrichen war, von einer Frist zur andern seiner Freiheit und seines Goldes zu genießen. Nur noch einen Tag länger wollte er immer bleiben, dann wieder einen, dann noch einen; und so ging es täglich! — Endlich war er so weit, daß er ängstlich zusammenschreckte wenn es an die Thür seines Gefängnisses pochte, in der Furcht, daß man ihn nun hinausführen und er der künftigen gehofften Schätze verlustig gehen

würde. Immer wilder wurde ſeine Begierde danach; er legte ſich wie ein Höllenhund wachend auf ſeine Schätze nieder und raffte ſie gierig zuſammen wenn die neue Gabe kam. Endlich wurde er völlig wahnſinnig und man mußte ihn mit Gewalt aus dem Gefängniß bringen; doch er hatte es nur verlaſſen um auf ewig in den finſtern Kerker des Geiſtes zu ſinken, der ihn noch jetzt gefeſſelt hält. —

Als Nurreddin, erſchüttert von dieſer Erzählung, welche die finſtre Macht der Habgier ſo ſchrecklich bewies, da ſtand und ſich in Betrachtungen verlor, ſprach Ali ſanft zu ihm: „Sieh mich an Jüngling! Jener Selim bin ich. Auf das Geheiß des Schach, der da glaubte die Liebe der Freiheit überwiege weit die Liebe zum Golde, machte ich jenem Unglücklichen die Anerbietungen. Er, dieſer Abdul, — iſt Dein Vater. Du warſt das vierjährige Knäblein welches er verließ und das ich auferziehen ließ. Jetzo biſt Du reich durch Deines Vaters Wahn! Nurreddin, Morgen trittſt Du den Beſitz Deines Vermögens an, denn Du wirſt mündig. Ich erzählte Dir wie es erworben wurde, damit Du ſäheſt, daß nur weiſe Benutzung des Goldes frommt und Freuden gewährt, dieſes an ſich ſelbſt aber kein Glück iſt.“

Welthistorischer Guckkasten.

Guckkastenmann.

Orgelum, Orgelei!
Dudeldum Dudeldei!
Herbei, herbei!
Heran, heran Männer, Kinder und Frauen
Heran, meine neusten Bilder zu schauen!
Was das Jahr uns Merkwürdiges hat gebracht
Das ist hier abgemahlt mit Pracht.
Ja was es uns noch bringen soll
Davon ist schon meine Leinwand voll!
Ich zeige die rarsten Wunderdinge,
Heran, heran, Fürnehm' und Geringe. —
„Jung', jetzt zieh herauf die Gardine
Die Zuschauer haben schon eine ungeduldge Miene!" —
Dies ist hier die Potsdamer Eisenbahn
So fängt man sie schon seit zwei Jahren an.
Sie erblicken die Aktionaire und das Comité
Bei der Pfeife im Morgennegligée.
Sie streiten sich um die Concession
Das Anderweitige findet sich schon.

Und wenn nur die Leute brav Aktien kaufen
So mögen ſie zu Fuß nach Potsdam laufen. —
„Jung', zieh mir doch den Bindfaden an!"
Jetzt kommt ein andres Gemählde dran!
Hier ſchaun Sie die Expeditions-Armee
In Afrika, im tiefſten Schnee!
Hinten werden Sie mit Thürm' und Moſcheen
Die berühmte Stadt Conſtantine ſehen;
Der Marſchall Clauſel ſteht verwundert davor
Beinah wie die Kuh vorm neuen Thor.
Er hält eine Lorgnette vorm Geſicht
Und ruft: „Conſtantine ich kenne dich nicht!
Du wurdeſt mir ſehr human geſchildert
Doch ich ſehe, du biſt ganz und gar verwildert!
Du ſteckſt voll Beduinen und andern Geſindel
Und hier an dem Abgrund bekomm' ich den Schwindel.
Sah man wohl je in der Chriſtenheit
Einen Graben dreihundert Ellen tief und breit?
Felſenmauern wie von Cryſtall
So glatt und ſteil rings überall?
Die Stadt mag Herr Guizot ſelber berennen
Ich will mir die Zunge daran nicht verbrennen!
Gehorſamer Diener ich kehre um."
Und damit dreht er ſein Pferd herum.
Dort links der Herzog von Nemours, im Frack,
Nimmt eben eine Priſe Contenance-Tabak!
Er leidet gar ſehr an der Halsentzündung
Doch hält er dicht bei der Kanonenmündung.

Weiter unten ſtehen die gemeinen Soldaten
Die haben nichts zu brechen noch zu braten.
Da ruft der Marſchall: Ihr müßt Euch rühren,
Sonſt könnt Ihr Zeh' und Naſen erfrieren
Drum woll'n wir nicht länger hier müßig ſtehn,
Sondern ſchnurſtracks wieder nach Hauſe gehn.
Und daß es ſo und nicht anders geweſen
Iſt hier zu ſehn, und in der Zeitung zu leſen!
„Orgelum, Orgelei
Dudeldum, Dudeldei
Jung! Zieh doch ein neues Bild heraus!"
Hier ſehn Sie das Pariſer Opernhaus.
Wie die Menſchen aneinander rennen und laufen!
Sie können kaum noch Athem ſchnaufen.
Denn heute ſind Meyerbeers Hottentotten
Ich wollte ſagen die Hugenotten!
Das Bild iſt gemahlt! Sie werden ſchwören
Daß ſie die Oper ſelber hören
So ſind die Poſaunen hier angebracht
Und was nur ſonſt noch Spektakel macht.
„Orgelum, Orgelei
Duldeldum, Dudeldei
Heran, heran
Frau und Mann!
Jung! ſteige doch höher auf den Tritt
Und rufe: Hier ſchauen Sie die Stadt Madrid!"
Dort im Prado in den langen Alleen
Können Sie die Herrſchaften ſpazieren ſehen

Im goldenen Wagen mit dem Sechsgespann
Fährt die Regentin mit Herrn Munnoz heran.
Die Königin Isabella gleich daneben
Verspeis't vergnügt einen Bonbon so eben.
Hinterdrein folgen die sechs Minister
Die scheinen freilich ein wenig trister.
Herr Calatrava schleppt schwere Akten.
Es sind die constitutionellen Pakten;
Sie wollen nicht mehr zusammenhalten!
Man thät gar zu kunterbunt damit schalten;
Hier sind sie geflickt und dort zerrissen,
Mit dem Fuß getreten, bei Seite geschmissen
Wie Kehricht fortgeschafft mit dem Besen,
Dann wieder aus Winkeln zusammengelesen.
Nun soll man sie abermals restauriren
Und die alten Schäden aus dem Grunde kuriren.
Da hat ein Minister freilich seine Noth
Und kaut ein saures Stückchen Brot! —
Herr Mendizabal aber nun gar
Dem sind die vergnügten Minuten rar!
Auf der Stirne hat er zolltiefe Runzeln,
Im Jahre mag er nicht einmal schmunzeln,
Denn tagtäglich schreit die ganze Welt
Daß es ihm betäubend in die Ohren gellt
„„Geld schaff uns Minister! Schaff Geld! Geld! Geld!““
Die Armee will Futter für Menschen und Pferde
Sie will nicht liegen auf bloßer Erde
Verlangt auch Hosen und Hemden und Schuh

Und am Ende gar noch Gewehre dazu!
Die Cortes schrei'n über das Defizit,
Die Königin geht die Civilliste quitt,
Und an allen Börsen der Erde zumal
Ist jeden Mittag ein großer Skandal
Und will einer seine Spanier verkaufen,
So sieht man die Mäkler zum Teufel laufen.
Der arme Minister soll alles schaffen
Doch woher soll er's zusammenraffen?
Die Zölle haben sich nicht vermehrt
Die Kirchen und Klöster hat er ausgeleert
Und was er den armen Schlackern läßt,
Das wird ihnen von Gomez abgepreßt.
Darum ist seine Lage recht miserabel —
Es wäre nichts für meinen Schnabel!
Betrachten Sie ihn nur recht genau
Er sieht vor Kummer ganz bleich und grau. —
„Aber Jung', laß mich doch nicht länger pewriten
Ich könnte mich noch auf die Festung raisonniren
Wir haben längst genug von Madrid.
Ein andres Bild! Rasch auf den Tritt."
Dies ist mein allerneustes Stück
Es machte in ganz Europa Glück!
Es stellt den König der Franzosen vor
Wie er beinahe sein Leben verlor!
Rechts sehn Sie Meunier im Anschlag liegen
Gradaus die Pistolenkugel fliegen!
Der Herzog von Orleans hält sich den Backen

Und ruft: „den Spitzbuben woll'n wir packen!
Das iſt gewiß ein Republikaner
Der Alibaud war auch ſo aner!“
(Seit er in Wien geweſen, bemerke man fein
Muß des Herzogs Ausſprache öſtreichiſch ſeyn)
Den Knall können Sie auch ganz deutlich bemerken:
Er muß die Wirkung des Bildes verſtärken.
Wer die Neigung des Publikums hat entdeckt
Der arbeitet ſtets auf den Knalleffekt! —
„Jung'! Willſt Du gleich an der Rolle drehen!“
Jetzt werden Sie ein neues Prachtſtück ſehen.
Dort am Strande ſchaun Sie die Stadt Bilboa
Sie liegt bei Biskaya und Guipuscoa
Zwei andre Städte in dem groſſen Land,
Hispania oder Portugal genannt.
Oben auf der Höhe da ſtehn die Carliſten
Die ſich nicht wenig ſpreizen und brüſten.
Sie haben über tauſend ſchwere Kanonen
Und wollen das Kind im Leibe nicht ſchonen.
Die Chriſtines haben am Fluß ihr Lager;
Sie ſehn alle ſehr zerlumpt aus und mager.
Sitzt ihnen aber der Teufel im Leibe —
Paſſen Sie nur auf, wie ich die Schlacht beſchreibe.
Ihr Commandeur der heißt Espartero
Ein Kerl wie Hannibal und Nero.
Da vornen halt er auf ſeinem Rappen
Will eben nach einem Carliſten ſchnappen
Denn er freßt ſie lebendig mit Haut und Haar

Täglich ein Dutzend oder ein paar.
Nachmittags, genau um die Glocke Vieren
Thät er im Sturmschritt abmarschiren.
Bei Sturm und Regen und Schnee und Eis
Macht er den Carliſten die Hölle heiß.
Jetzt marſchirt er queer durch den Nervion
Es erſaufen an zwanzig Bataillon!
Er ſchiert ſich den Teufel nichts darum
Sondern rennt die Carliſten um und um.
Die Kanonen donnern, es zucken die Blitze
Er erobert an fünfhundert Geſchütze.
Und auf dem Schlachtfeld beim Morgenroth
Liegen dreißig tauſend Feinde todt.
Sie ſind alle an den Schnee gefroren
Auch Espartero hat drei Mann verloren.
Verwundet aber ſind ihrer vier.
Und wers nicht glauben will, der ſieht es hier.
Die Spenerſche Zeitung nur in Berlin
Die wird eine ungläubige Miene ziehn,
Denn aus ächter carliſtiſcher Chriſtenpflicht
Glaubt ſie an Siege der Liberalen nicht,
Und verficht ihre Scrupel und Zweifel
So apoſtoliſch hartnäckig wie der Teufel.

„Jung! hörſt Du mich denn nicht pfeifen?
Soll ich nun auch noch mit Dir erſt keifen?
Geſchwind! Das verehrliche Publikum
Sitzt ja da ganz albern und dumm.
Ein neues Bild, zum Elemente!“

Aha! Dies iſt das engliſche Parlament
Das Oberhaus und das Unterhaus
Ich ſtelle ſie beide auf einmal aus.
Sie ſind ſo eben in der Discuſſion
Ueber die katholiſche Emancipation —
Doch halt, ich irre mich — die iſt ja vorbei
Nein, ſie discutiren ſo allerlei,
Vom Zehnten, von Irlands miſerablem Etat
Und von dem ſogenannten Quadrupeltraktat!
Der dort hinten, der da ſchäumt wie ein Eber
Er ſpricht als ſtrömts ihm nur ſo von der Leber
Es iſt Oconnel, er macht die Motion
Die viel bekannte von der Union.
Gleich neben ihm ſitzt ein arger Tory
Der gehörte wohl beſſer an den Pillory *)
Er meint wenn die Tory's Beefſteak eſſen
So könnten die Irländer Träbern freſſen;
Für den Tory gehört eine ſchöne Frau
Der Irländer ſchläft im Stall bei der Sau.
Und die Wighs das elende Lumpengeſindel
Mit ihrem verfluchten Gleichheitsſchwindel
Die mögen als Futter das genießen
Was die Irländer ſtehen ließen!
Darob erbittert ſich Daniel
Und fahrt dem Patron übers glatte Fell

*) Schandpfahl.

Und zauset ihn so mit Worten zurecht
Wie ein Hahn den andern im Spornengefecht;
Das ganze Parlament sinkt nieder vor Lachen
Und der Tory muß eiligst davon sich machen.
Weiter oben dort sehn Sie Sir Robert Peel.
Der Mann sagt in wenig Worten viel.
Er thäte mir wahrhaftig einen Gefallen,
Und ich glaube noch mehr Ihnen Allen,
Wenn er hier an den Guckkasten käme
Und das Wort statt meiner nähme!
Da kommt auch Lord Brougham der große Mann
In einem schwarzen Sammtrock heran.
Das ist so sein habit habillé
Abends im Rout und Morgens beim lever.
Seit er den Lordstitel bekommen
Scheint ihm die Redegabe genommen,
Denn ehemals sprach er, es ist wunderbar,
Mehr an einem Tag, als jetzt in einem Jahr.
Ferner sehn Sie noch sitzen, meine Damen und Herrn,
Lord Russel, der dort mit dem blanken Stern;
Lord Durham, ein verteufelter Liberaler
Und Sir ..... den dicken Prahler.
Herr Hume mit seinem fuchsrothen Haar
Controllirt die Minister von Jahr zu Jahr;
Er ist für sie da zum großen Jammer
Denn er ist Englands Oberrechenkammer
Wo die Regierung nur einen Schilling verthan,

Da fängt er sogleich seinen Lärmen an.
Drum wollte ich ihn und seine Zahlen
Hier ganz besonders stattlich abmahlen.
Aus der Thüre dort, fast hätt ichs vergessen
Geht der Herzog von Wellington eben zum Essen
Auf dem Schlachtfelde hat er sich gut geschlagen
Im Parlament erlitt er nur Niederlagen;
Er wäre gar zu gern auch Premierminister
In einer Person der Priester und Küster.
Doch Gott schenkte ihm nicht alle Gaben
Es sollten auch Andre etwas haben.
Bei Waterloo thät er den Kaiser zwar zausen
Dafür macht Lord Melbourne mit ihm keine Flausen
Und so sieht man den ältesten Lauf der Welt
Wie der eine steigt und der andre fällt.
Er mag nun jetzt ruhig zur Tafel gehn,
Wir wollen ein anderes Bild besehn.
Dieses Stück stellt höchst natürlich dar
Die Grippe oder Influenza in diesem Jahr.
Wir erblicken die große Stadt Berlin
Und sehen die Grippe darinnen ziehn.
Es ist doch ein ganz verfluchtes Ding,
Denn sie verschont nicht Fürnehm nicht Gering,
Sie respektirt keine Nase, weder groß noch klein
Allen inokulirt sie den Schnupfen ein.
In ganz Berlin hört man nichts als niesen
Denn 70000 zugleich nahmen Prisen.

Es ist ein ganz unerhörter Spektakel
Ein Geräusper, Gehuste, Gegacker, Gekackel.
Alle Welt will sich neue Schnupftücher kaufen
Weil alle Nasen — mit Erlaubniß — so laufen,
Und aller Augen dermaßen übergehn,
Daß sie sich einander selbst nicht mehr sehn.
Wie an den Fischzug- und Wettrennentagen
So rollen in den Straßen die Doktorwagen;
Der ärmste Praktikant, er kommt in die Höh
Und hat hundert Kranke aufs wenigste.
Der hustet, der fiebert, der will gar erstickten
Kurz, Jung und Alt liegt da auf dem Rücken.
Die Stadt zerfällt nur in zweierlei Wesen,
Die die Grippe erwarten, und die schon genesen.
Sehn Sie dort wohl den Arzt mit dem Ballen Recepte
Woran sich ein Esel das Kreuz lahm schleppte?
Die hat er seit heute früh schon verschrieben
Und doch sind die Kranken alle krank geblieben.
Betrachten Sie dort den Apotheker in Noth
Er erstickt an seinem überreichlichen Brot.
Er kann kaum noch einmal schnappen und schnaufen
Weil die Leute ihn so gewaltig überlaufen.
Jeder will zuerst von ihm bedienet seyn,
Das ist ein Drängen, das ist ein Schrein,
Nach Pulvern, Latwergen, nach Tränken und Pillen
Als wollten sie Hunger und Durst damit stillen!
Der Unglücksmann dort, daß Gott erbarm

Der hat ſchon einen ganz ſteifen Arm;
Der arme Schlucker, er iſt ein Bader
Und ließ ſchon ſo vielen Patienten zur Ader
Wobei er ſich dermaßen abgeplagt,
Daß er jetzt ſelber am Leben verzagt. —
Dort rauft ſich einer verzweifelt das Haar
Und dreht wie in Krämpfen ſein Augenpaar!
Es iſt ein Theater-Regiſſeur in Nöthen
Denn ſein ganzes Perſonal geht ihm flöten.
Die Grippe hat alle an die Kehlen gepackt,
Die ganze Oper iſt rein aus dem Takt.
Drei Tenöre heiſer, drei Soprane halb todt
Die Bäſſe huſten — o Jammer und Noth
Und vollends das Schauſpiel, o du liebe Zeit
Das iſt eine wahre Elendiglichkeit
Drei Primadonnen mit Fieber und Katharr
Der Held und der Liebhaber, der Pfaff und der Narr
Sie alle erheben ein gleiches Gequarr
Denn die Grippe will ſich auch an gar nichts kehren
Nicht um Talent, nicht um Gage ſich ſcheeren, —
Die Terzky huſtet und Wallenſtein nieſt
Daß ihm das Waſſer aus den Augen fließt,
Im Schnupfenfieber liegen Thekla und Max,
Das kümmert die Grippe nicht Gicks noch Gacks
Sie lacht, wie die Regiſſeure ſich drehen und ſchrauben
Um ein Repertoir zuſammen zu klauben.
Der arme Poet iſt nicht mehr aufzubringen

Und Raupach will die Hohenstaufen erzwingen!
Kurz es fehlt an allen Enden und Ecken
Und die ganze Maschine bleibt sicherlich stecken
Das haben wir lange schon prophezeiht.
Und nun erfüllt sichs bei dieser Zeit
Drum rauft der Regisseur das Haar sich wild, —
Wir aber beschauen das letzte Bild. —
Doch halt, fast hätte ich Eins vergessen!
Die Menschen sind aufs Geistersehn versessen;
Zeigt man ihnen im Vordergrunde die Grippe
So sehn sie in der Ferne ein Todtengerippe.
Die Cholera nämlich wollen sie erblicken,
So lassen sie sich von der Angst bestricken,
Sie soll im Gefolge der Grippe marschiren
Und diese das Schlachtfeld für sie rekognosciren.
Das sind aber Fabeln und Spuk ganz und gar!
Sie sehen, die Perspektive ist sonnenklar;
In meinem Bild, weder fern noch nah,
Erscheint die asiatische Cholera.
Orgelum, Orgelei,
Jetzt herbei, herbei!
Zum letztenmal geht der Vorhang auf
Meine Damen und Herren schauen sie auf!
Dies ist ein absonderliches Spektakulum
Sie schauen sich hier in dem Vaurhall um
Und dort die colossale Maschin',
Das ist der Luftballon des Herrn Green.

Ueber hundert Ellen iſt er hoch und breit
Das iſt wahrhaftig keine Kleinigkeit
Denn dabei iſt die Länge nicht mit gemeſſen
Und auch noch die Dicke und Tiefe vergeſſen.
In der Gondel können funfzig Perſonen ſitzen
Ohne ſich zu drängen oder zu ſchwitzen.
Ein jeder ſitzt oder liegt ganz bequem
Kurz, befindet ſich äußerſt angenehm.
Zum Füllen braucht man ein gewiſſes Gas
Das iſt ſo durchſichtig wie Fenſterglas,
Und ſo leicht, ſo federleicht und dünn
Daß, je größer der Ballon, je größer der Gewinn.
Denn, wie die Maſſe wächſt, ſo fällt das Gewicht
Und am Ende da wiegt es gar nichts nicht.
Ein Pfund Federn oder ein halb Loth Blei
Oder ein Centner Gas, wiegen ganz einerlei!
Das iſt doch wahrhaftig, Sie werden's bekennen
Meine werthe Herrſchaften, erſtaunlich zu neunen!
Nun laſſen Sie aber den Ballon erſt ſteigen
Da werden Sie vollends vor Verwundrung ſchweigen.
Schon in der Windſtille iſt er äußerſt geſchwind
Vollends aber bei ganz konträrem Wind!
Das macht, Herr Green heizt ihm tüchtig ein,
Und da muß er in Sturm und Orkan hinein!
Erſt vor Kurzem wie man in der Zeitung geleſen
Iſt der Ballon auf Reiſen geweſen
Er fuhr von London nach Coblenz hinüber

In einer Stunde, etwas drunter oder drüber.
Und je weiter die Reise, je schneller der Lauf
Der nimmts mit der Eisenbahn sechsmal auf.
So wird denn binnen wenigen Jahren
Die ganze Welt in die Lüfte fahren.
Dann ists vorbei mit der hohen Steuer
Und Wein und Kaffe sind gar nicht mehr theuer;
Ja vielleicht wird es ganz leicht geschehn
Daß wir uns die Sonne und den Mond besehn,
Und schmilzt uns nicht ihrer Strahlen Brand
So steigen wir wohl bei beiden ans Land!
Dies wäre auch alles superb' und charmant
Nur frag ich: „Wo bliebe der Zollverband?" —
Orgelum, Orgelei
Nun ists vorbei!
Ich habe noch mancherlei Bilder hier stehn,
Doch ist es zu spät sie heut zu besehn;
Aber geben Sie mir künftig wieder die Ehr,
So zeige ich Ihnen gern noch mehr,
Denn die Welt ist immer voller Spektakel,
Und die Menge erblickt alle Tage Mirakel,
Und täglich hört sie ein neues Orakel,
Es sey ein Gezwitscher oder Gekakel!
Und soll mein Guckkasten alles bespiegeln,
Wie die Menschen sich quälen und elend schuhriegeln;
Oder wie sie sich lecken und putzen und schniegeln
Und glätten und schnüren und plätten und bügeln, —

So darf er vom Morgen bis Abend nicht raſten
Und kann nicht Feiertag halten noch Faſten,
Denn jeder Tag bringt ihm neue Laſten
Und jede Melodie verlangt andere Taſten.
Denn die Welt iſt ein endloſes Schraubengewinde
Es drehen ſich Herr, Frau, Kind und Geſinde, —
„Doch Jung! Die Gardine herunter, geſchwinde
Damit ich doch endlich ein Ende finde.“

Druckfehler.

Seite 79	Zeile 1	v. u.	statt Krankheit lies Krankheiten
— 81	— 13	v. u.	st. Veredlung l. Verwandlung
— 84	— 5	v. u.	st. Ausführung l. Erörterung
— 96	— 2	v. u.	st. Jede l. Jeder
— 96	— 2	v. o.	st. allen l. allem
— 107	— 5	v. o.	st. mir l. mir's
— 108	— 11	v. o.	st. Herren l. Herbei
— 108	— 3	v. u.	st. geschehen l. geschahen
— 109	— 13	v. u.	st. eins. l. einer.
— 109	— 9	v. u.	st. aller königlicher. l. alle königlichen.
— 110	— 9	v. u.	st. republikanistischen l. republikanistischem
— 131	— 12	v. u.	st. ein l. im
— 138	— 2	v. o.	st. besoffen l. besessen
— 146	— 4	v. o.	st. Nanten l. Staaten
— 149	— 14	v. u.	st. Passive l. Passiva
— 156	— 7	v. u.	st. Beleg l. Belang

Ludwig Berger,

ein Denkmal.

Von

Ludwig Rellſtab.

Berlin, 1846.

Verlag der T. Trautwein'ſchen Buch- und Muſikalienhandlung.

(J. Guttentag.)

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort im Jahr 1845.

Wir fügen dieſer Ueberſchrift die Jahreszahl deshalb hinzu, weil ſie anzeigen ſoll, daß dieſe Zeilen fünf Jahre ſpäter geſchrieben ſind, als die nachfolgende Lebensſkizze des edlen Künſtlers ſelbſt.

Es iſt für den Verfaſſer zweierlei, eine Arbeit ausführen, und nach Vollendung derſelben die Veröffentlichung betreiben. Das erſte iſt ihm, in den meiſten Fällen, vorzugsweiſe aber in dieſem, innerſter Beruf, zu dem ihm neben Drang und Luſt, vielleicht einiges Geſchick inwohnt. Zu dem zweiten, er muß es bekennen, entbehrt er des Talents ganz und gar, und die einfachſten Schritte dabei werden ihm ſchwer, er ſcheut, er flieht ſie förmlich.

Darin allein lag der Grund, daß gegenwärtige Lebensſchilderung faſt fünf Jahre vollendet geweſen, bevor jetzt die Herausgabe erfolgt. Vielleicht hat dieſe Verzögerung das Gute, das Andenken an den von ſo Vielen aufs innigſte geliebten und verehrten Freund, in einer Zeit wieder zu erwecken, wo es durch die immer forttreibenden Wellen des Lebens ſo Manchem ſchon entfernter gerückt wurde.

Man klage uns alſo nicht einer innern Säumigkeit dabei an! Das Herz des Autors ſchlug warm für die

Aufgabe, und er vollführte sie noch in der lebendigsten Empfindung des großen Verlustes, den er, den so viele Freunde, den die Kunst erlitten!

Einer Entschuldigung glaubt er nicht zu bedürfen; wohl aber die Arbeit dieser Erklärung, da sich seit den verflossenen fünf Jahren schon so manches auf andere Stand- und Gesichtspunkte gestellt hat, als die zur Zeit der Abfassung des Werks möglichen. Hie und da giebt auch eine, während des Drucks hinzugefügte Bemerkung, Winke darüber. —

Gehe denn das Werkchen nun hin, weniger in die Welt, als in den Kreis der vielen, vielen Freunde, die der Verstorbene sich gewonnen, die er verdient! —

Aber auch in die Welt! — Denn Berger hat einen künstlerischen Standpunkt eingenommen, der ihn zur Fortdauer in der Kunst berechtigt. Sein Name gehört der Zahl der Aechten, der Auserlesensten an. Nicht in den Massen wird und kann er leben, aber unter denen, die das Treffliche selbst zu sondern und zu würdigen wissen. Und dazu auch an ihrem Theile mitzuwirken, war Aufgabe der nachfolgenden Blätter, war Pflicht und Beruf des Verfassers. Er würde sich reich belohnt finden, wenn es seinem Streben gelänge, die Namenszüge des edlen Verewigten für die Gedächtnißtafeln der Gegenwart, und vielleicht einiger kommenden Geschlechter, in frischerer Schrift zu bewahren.

Berlin, im December 1845.

L. Rellstab.

Inhalts-Verzeichniß.

Erſter Abſchnitt.

Seite

Einleitung 1

Bergers frühſte Jugend. — Natur ſeines Talents. — Schul- und Univerſitätszeit. — Braut. — Freunde. — Compoſitionen jener Periode. — Studien in Berlin. — Reiſe nach Dresden. — Naumann's Tod. — Trauercantate. — Dresdener Freunde. 3

Zweiter Abſchnitt.

Rückkehr nach Berlin. — Sonate über eine Figur. — Cantate Sappho. — Anekdoten. 19

Dritter Abſchnitt.

Schach und L'hombre. — Bekanntſchaft mit Clementi. — Reiſe nach Rußland. — Sonate zu 4 Händen in G moll. — Variationen in F dur. (Nachlaß op. 32) . . . 27

Vierter Abſchnitt.

Petersburger Klavierſpieler. — J. Field. — Bergers Urtheil über ihn in Vergleich mit Neueren und Neueſten. — Verheirathung. — Wendepunkt des Lebens. 38

Fünfter Abſchnitt.

Kunſtzuſtände in Petersburg. — Sonaten in F und in Es dur. — Politiſche Ereigniſſe. — Privathaß. — Flucht aus Petersburg 44

Sechſter Abſchnitt.

Aufenthalt in Stockholm. — Frau von Stael. — A. W. Schlegel. — Variationen über ein ſchwediſches Volkslied. — Reiſe nach England. — Verhältniß zu Cramer. — Sonate in C moll. — Würdige Stellung Bergers zu den höheren Ständen. — Feier der Schlacht von Waterloo. — Sehnſucht nach der Heimath. Rückkehr. 51

Siebenter Abſchnitt.

Seite

Erſte Bekanntſchaft des Autors mit Berger. — Berger als Lehrer. — Verſtändniß der Werke Beethoven's. — Ein merkwürdiges Beiſpiel. — Bergers Schüler. 65

Achter Abſchnitt.

Berger als Operncomponiſt. — Oreſtes. — Eine romantiſche Oper 82

Neunter Abſchnitt.

Des Autors erſte Bekanntſchaft mit Bernhard Klein bei Berger. — Stiftung der jüngeren Liedertafel, Verſammlungen 88

Zehnter Abſchnitt.

Erſte Verſammlung der jüngeren Liedertafel. — Bergers Verhältniſſe zu dieſer. 100

Eilfter Abſchnitt.

Berger als Liedercomponiſt. — Der Sandwirth von Paſſeyer. — Andere Beiſpiele. 109

Zwölfter Abſchnitt.

Berger und Hummel. — Virtuoſitätshöhe 1817. — Entwicklung näherer innerlicher Beziehungen des Autors zu Berger 123

Dreizehnter Abſchnitt.

Berger als künſtleriſcher Freund. — Bernhard Klein's Oper Titc. 132

Vierzehnter Abſchnitt.

Eine ſpäte Liebesblüthe. — Ihr Abſterben 140

Funfzehnter Abſchnitt.

Beginnendes Alter. — Der Tod künſtleriſcher Zeitgenoſſen, — auch Bernhard Klein's! 143

Sechszehnter Abſchnitt.

Der Tod! 157

Siebzehnter Abſchnitt.

Beſtattung. — Muſikaliſche Todtenfeier. — Denkmal. . . 159

Es giebt außerordentliche Erscheinungen in Leben und Kunst, welche, sei es durch eigne Schuld, sei es durch die der Umstände, nie zu ihrer wahrhaften Geltung kommen. In der Kunst gehört Ludwig Berger unbedingt dazu; im Leben wenigstens durch den Charakter, der zwar zu den seltsamen, aber auch zu den seltensten gezählt werden muß. Denen, welche ihm nahe genug standen, um seine innerste Bedeutung zu erkennen, ist es daher nicht nur gestattet, sondern Pflicht, das Unrecht, was er sich selbst, und was die Verhältnisse ihm angethan, gut zu machen. Der Verfasser dieser Schrift glaubt sich zu den näheren Freunden des Dahingegangenen zählen zu dürfen; er versucht es daher durch die folgenden Blätter diese Pflicht an seinem Antheil zu erfüllen. Man fürchte deshalb nicht, daß die Rechte der Freundschaft die der Wahrheit schmälern werden. Denn bei einem Sinne wie Ludwig Berger ihn besaß, ging die Möglichkeit inniger, wärmerer Herzensverbindung nur aus ächter Wahrhaftigkeit hervor; niemand war ihm nahe, der diese nicht wie er selbst, als das höchste Gesetz erkannte. Kein Lobspruch, kein Zoll der Bewunderung hat dem edlen Todten jemals eine andre Empfindung erweckt, als die des Unwillens, wenn er nicht an die volle Wahrhaftigkeit desselben glauben durfte. Und selbst dann wies er jede Anerkennung zurück, zu der er sich nicht auch des vollen Rechts

auf seiner Seite bewußt war. Dieses aber kannte er auch und machte es, der falschen Bescheidenheit eben so feind wie dem falschen Anspruch, mit freier Offenheit geltend. Das Wort der Würdigung seines innern Werths, welches wir ihm auf das Denkmal über seiner Gruft setzen durften, möge daher auch an der Stirn dieses geistigen Denkmals stehen, und dem Leser voraussagen, in welchem Glauben wir unser Werk unternommen. Theilt er diesen nicht, so gehört er nicht zu uns; und ihm sei dann lieber der Wahlspruch unsers Banners eine Warnungstafel an der er umwendet. Für uns aber ist keins der Worte darin ein hohler Klang der Anpreisung, sondern ein jedes gilt nach seinem vollen Gewicht. Der Gedenkstein sagt:

Ludwig Berger

als Künstler groß, als Mensch edel, wahrhaft, freisinnig.

Erſter Abſchnitt.

Vergeſs frühſte Jugend — Natur ſeines Talents. — Schul- und Univerſitätszeit. — Braut. — Freunde. — Compoſitionen jener Periode. — Senjen in Berlin. — Reiſe nach Dresden. — Naumanns Tod. — Trauercantate. — Dresdner Freunde.

Ludwig Berger iſt im Jahre 1777 am 18. April zu Berlin geboren. Sein Vater war Architekt; er beſaß noch einen älteren Bruder und zwei Schweſtern. Die Amtsverhältniſſe ſeines Vaters brachten einen öfteren Wechſel des Aufenthaltsortes mit ſich, am dauerndſten blieb derſelbe jedoch zu Frankfurt a. d. Oder. Dieſer fiel zugleich in die entſcheidendſten Jahre für Berger, denn er brachte die Gymnaſialzeit bis zur Univerſität daſelbſt zu, während er die frühere Jugendzeit meiſt in dem kleinen Landſtädtchen Templin, acht Meilen von Berlin, verlebt hätte. Zwar entwickelte ſich Bergers muſikaliſches Talent ſchon früh, bekundete entſchieden ſeinen Beruf zur Kunſt; allein von einer ſolchen Frühzeitigkeit die ein allgemeines Staunen erregt, und die Oeffentlichkeit gewiſſermaßen erſtürmt, wie die Mozarts, oder die zahlreichen neueren Beiſpiele, von denen leider nur wenige eine dem Glanz des Aufganges entſprechende Culmination erreicht haben — von einer ſolchen Frühzeitigkeit war bei ihm nicht die Rede. Er war bereits zum Jüngling herangereift, ohne in irgend einer Art einen Ruf als Künſtler erlangt zu haben, während

jetzt, wenigstens der Virtuos, sich schon dem Abnehmen zuzuneigen pflegt, wenn er das Alter der Mündigkeit erreicht hat. Es hätte wohl, was den Grad des Talents anlangt, nicht eben fern für Berger gelegen, sich schon einen frühen Kranz des Ruhms zu erwerben. Doch es war eine schöne Eigenschaft, vielleicht auch zum Theil eine liebenswerthe Schwäche an ihm, sich in der Anerkennung durch den Kreis der Nächsten so wohl zu fühlen, daß er sich bis in seine reifste Lebenszeit nicht dauernd, beharrlich, darüber hinaus drängte, sondern nur dann und wann einen einzelnen Aufschwung nahm, um das zu erringen, was er zu verdienen sich bewußt war. Diese Eigenschaft war tief in der gemüthvollen Wärme seines Charakters begründet: der prunkende Schimmer der Erfolge galt ihm wenig, er hätte ihn gehaßt, wenn er ihn errungen hätte, ohne ihn zu verdienen. Doch in der wahren, innigen, begeisterten Anerkennung derer, die ihn mehr oder weniger zufällig umgaben, fand er seine höchste Genugthuung; und wie dieser Sinn das Gute hatte, ihn vor der Begier nach unächtem Glanze, welche die leeren Berühmtheiten unserer Zeit charakterisirt, völlig zu schützen, so hatte er auch das Schlimme, ihm die verdiente Anerkennung zu rauben, und das Streben darnach erschlaffen zu lassen, obwohl dasselbe für den Künstler immer eine Pflicht bleibt, weil der begründete Erfolg die erfrischendste Rückströmung der Kräfte zur Befruchtung der künstlerischen Thätigkeit bildet. Wie Flamme und Sturm vergrößern Verdienst und Ruhm sich gegenseitig! —

Daher blieb Berger auch sein ganzes Leben hindurch in einer falschen Stellung zur Welt, und noch mehr zu den künstlerischen Berühmtheiten seiner Zeit, über deren Mehrzahl er sich weit erhaben fühlen mußte während er sie doch überall in unvergleichlich größerer Geltung sah.

Doch wir greifen uns hier vor; diese Zustände waren die der späteren Jahre; wenden wir uns lieber zu jenen zurück, wo im vollen Frühlingsdrang aller Kräfte, der Becher des Lebens brausend überschäumt, und der überschwengliche Reichthum der Gegenwart jede Zukunft vergißt, oder nur eine überselige, voller Wunder und Zaubergebilde, abspiegelt, wie sie auf irdischen Pfaden nie getroffen wird. Doch die Jugend ist ja auch im Himmel — der Träume! —

Dieser Blüthenflor des Lebens entfaltete sich für Berger mit unendlichem Reichthum. Er empfing die Schaale des Glücks im Voraus, und setzte sie zum frischen, raschen Trunk an die Lippen. Später freilich mischten sich herbe Tropfen ein, — doch auch der ist zu preisen, der nur einmal den Becher glückseliger Lebensfülle in vollen Zügen getrunken hat. Und heil ihm, wenn es in der Jugend geschehn, wo noch Kraft und Freude am Genuß der Gaben zu uns wohnt! Ist gleich der duftige Traum nur allzuflüchtig verweht, ein dauernder Segen bleibt zurück und fruchtet nach bis in den Herbst der Jahre. Wer kräftig und reich geblüht, den muß der Sturm schon gewaltig schütteln, wenn nicht wenigstens einige Früchte reifen sollen; die verkümmerte Blüthe dagegen ersetzt keine spätere Sonne, denn zerstörte Keime kann sie nicht entwickeln. Daher erklären wir es, daß bei allem trüben Gewölk, welches wirklicher, tiefer Schmerz, Mißmuth über ein verfehltes Ziel, hypochondrische Anlage, durch die Umstände gesteigert, über Bergers spätere Jahre versammelte, doch noch oft eine Sonne der Freude, voll jugendlicher Wärme hindurchbrach, deren Glanz selbst die der Jüngeren weit überstrahlte.

In dieser Jugendzeit aber war er, wie seine eigenen Erzählungen, mit denen er so gern in jenen Tagen weilte, wie alle seine Freunde und Genossen uns berichten, voll

der gesundesten Kräfte, der frischesten Hoffnungen, der muthigsten Unternehmungen. Sein Genuß des Lebens war nicht ein empfindsames Träumen, wie bei so vielen Jünglingen, sondern jede Art der Freude, des Ergötzens hatte ihr Recht bei ihm; die edelste Erhebung in Gesinnung, Kunst, Liebe, und doch gesunde, unbefangene Lust, frische Sinne auch für jede andere gute Gabe, die nur kränkelnde Thorheit dünkelhaft verschmäht.

Die Universitätsjahre zu Frankfurt und die nächsten darauf folgenden, rein der Kunst gewidmeten in Berlin, waren die glücklichsten dieses Lebensabschnittes. Berger hatte nicht eigentlich studirt, doch sein Zeugniß der Reife in der Kunst, wog das wissenschaftliche seiner Genossen mehr als reichlich auf, und so war er ganz als ein Gleicher in jene Vereine rüstiger Jugendfröhlichkeit aufgenommen, und ward ihr Führer in der Musik, für die sich ja stets eine Auswahl der Begabten und Unterrichteten findet. — Eine Universität von heut und eine von damals sind kaum noch zu vergleichen. Vieles ist seitdem vorwärts gegangen, doch der Universitätszustand unter den Studirenden ohne Frage rückwärts, wenigstens in gewissen Beziehungen. An sich mögen wir freilich das Burschenwesen jener Zeit nicht zurückwünschen; der Renommist, wie ihn Zacharias Gedicht schildert, und die mancherlei Abstufungen desselben; der alte „Comment", denn ein deutsches Wort giebt es dafür nicht, sind auch nicht das, wornach wir uns sehnen: doch die jugendlich kecke Unabhängigkeit, aus der sich diese barocken, aber zuletzt doch unschädlichen Formen entwickelten, dieses freie Lossagen vom Philisterthum, das wie ein geistiges Erlebniß, auch auf spätere Jahre eine kräftigende Nachwirkung ausübte: das ist es, was wir vermissen. Denn nachdem die Carlsbader Beschlüsse den Weg eines, trotz mancher Irrthümer, edlen Vorwärts, den man auch darin betre-

ten wollte, indem man das Gute des Alten behielt, und das Schlechte verwarf, abgeschnitten haben: ist die heutige Nüchternheit des Universitätslebens, wo der Student nur ein fortgesetzter Gymnasiast ist, und die Universitätszeit eine Eselsbrücke aus dem Schulknabenphilisterthum in das des Beamten — wahrlich noch viel weniger werth als die derbe, aber gesunde Ungezogenheit des Damals. Ein unrasirter Mann ist doch immer noch schöner als ein geschminkter! — So tummelte sich denn auch Berger in allen jenen fröhlichen Ausgelassenheiten des Studentenlebens, in welchen doch stets der Character des Ehrenhaften festgehalten wurde. Wir haben unserm Freunde also wahrlich nichts Uebles nachgesagt, selbst wenn wir annehmen, daß er, um die Studentensprache zu reden, tapfer commercirte, und wohl einmal renommirte und rondalirte, den Fechtboden so gut wie den Tanzsaal besuchte, gelegentlich den Philister kränkte, manch Vivat und Pereat bringen half, und aus voller Brust mit seinen Genossen den Landesvater und Gaudeamus igitur sang. Im Gegentheil, wir freuen uns dessen, und wünschten der heutigen Jugend ein gleiches Intermezzo zur Unterbrechung der täglichen Verflachung aller ihrer Lebensverhältnisse, deren Folgen sich schon bedauerlich genug wahrnehmen lassen *).

In diese schöne Jugendzeit fällt für Berger die Anknüpfung wichtiger persönlicher Verhältnisse. Er lernte hier (1798) seine spätere Gattin, Wilhelmine Karges, eine Sängerin, deren Trefflichkeit er nicht genug rühmen konnte, kennen; ihr Vater war Cantor zu Frankfurt a. d. O., Bassist; ihr Bruder ein trefflicher Tenorist. Im J. 1796 schon hatte er die Bekanntschaft mit dem jetzigen Geh. Rath Löst (damals

*) Diese Biographie ist vor fünf Jahren (1840) geschrieben; jetzt stehen die Universitäten, so rasch wirkt und waltet der Weltgeist, schon wieder völlig anders.

Gymnasium des grauen Klosters) angeknüpft, die sich auf der Universität fortsetzte und zur innigsten Freundschaft erblühte, welche sich lange Jahre hindurch in gleicher Wärme erhielt. Andere Universitätsfreunde, mit denen Berger bis ans Ende verbunden blieb, waren der Justizrath Schwarz in Müncheberg, der Justizrath Burchardt, der Regierungsrath Wülfingh (der eine wunderschöne Baßstimme besaß und ausgezeichneter Sänger war) und der Regierungsrath Hübner zu Berlin, der in den reiferen Jahren wohl in der bleibendsten Verbindung mit dem Universitätsgenossen gestanden hat.

Dieser unverkümmerte Genuß des Lebens war durchaus fördernd für Bergers ernstes Streben. Er componirte viel, der Kunst ganz warm und vertrauend hingegeben. In dem vor uns liegenden Nachlaß des Künstlers finden sich zahlreiche Arbeiten aus jener Jugendzeit. Nicht Mozarts Werke aus so jugendlicher Epoche tragen den Character der Entwicklung an sich; kaum aus einzelnen Spuren ahnt sich die spätere Größe des Meisters. Es ist begreiflich, daß wir auch in Bergers Arbeiten aus diesem Alter und dieser Zeit überhaupt, (denn auch die größten Meister, selbst Haydn, schrieben im Jahre 1790 anders, als sie 1840 schreiben würden) seine spätere Fülle and Tiefe der Erfindung nicht entdecken. Und doch sind die Spuren seiner schönen Anlagen zahlreicher und bestimmter darin ausgedrückt, als man glauben sollte. Man darf nicht vergessen, daß gewisse Gattungen der Kunst schon damals einen hohen Grad der Vollendung hatten, z. B. das Lied, welches in seiner einfachen Schönheit, wie es vor Allen Schulz aufgefaßt hatte, noch heut nicht übertroffen, sondern nur formell etwas ganz Anderes, schwerlich Besseres, geworden ist. Das Criterium für diese Meinung liegt darin, daß alle unsere heutigen Liedercomponisten, wie

sehr sie sich bemühen möchten, doch in der begrenzten Form, die sich Schulz nur gestattete, kein Lied von gleichem Werth, gleicher Schönheit und Frische der Melodie, zu erzeugen im Stande sein würden, obgleich sie durch den Reichthum der seitdem überhaupt entwickelten musikalischen Ideen, gegen jene alten Meister im großen Vortheile sind. Es wird daher eines der stärksten Zeugnisse für die inwohnende geniale Erfindungskraft L. Bergers abgeben, daß aus dieser Zeit noch eine große Anzahl Lieder von ihm übrig ist, die an Schönheit denen von Schulz sämmtlich nahe stehen, sie nicht selten erreichen und zum Theil, wenn nicht übertreffen, doch den Vergleich gerade mit den Besten ohne irgend einen Nachtheil aushalten können.

Möchten solche Compositionen auch in dem Geschmack der Gegenwart nicht eben eine große Anzahl von Anhängern finden, so wird einmal die jetzige Richtung auch vorübergehen, und das ächte auch vielleicht wieder modisch werden; und zweitens, bleiben doch Kunst und Künstler, endlich Kunstgeschichte und Entwickelungsgang unseres Künstlers zunächst immer wichtige Momente. Deshalb wird man es nicht blos entschuldigen, sondern wie uns dünkt, loben müssen, daß wir von jenen Erstlingsblüthen auch Proben in die Auswahl aus dem Nachlaß aufgenommen. Hätte Berger irgend einen reichen künstlerischen Freund, so würden wir diesem gern vorgeschlagen haben, Alles, auch aus jener Zeit des Künstlers, der Oeffentlichkeit zu übergeben, damit demjenigen, der die Kunst tiefer, der sie geschichtlich studirt, und den zahlreichen näheren Freunden des Verstorbenen, gleich uns die Gelegenheit geboten würde, seinen anziehenden Entwickelungsgang zu verfolgen und sich an den schönen Einzelblüthen zu erfreuen, die uns oft ganz unvermuthet entgegenduften.

Berger blies in seiner Jugend die Flöte, und hatte eine nicht unbedeutende Ausbildung auf diesem Instrumente erlangt. Daher finden sich aus dieser Periode seines Lebens auch eine Anzahl Flötenconcerte, bei denen es vielleicht nur einer leichten Veränderung der Passagen bedürfte, um sie zu weit interessanteren Musikstücken zu gestalten, als die meisten, die uns neuerdings geboten werden. — Merkwürdig bleibt jedenfalls die Menge der Erzeugnisse, die sich aus dieser Jugendzeit vorfinden. Nach dem, was man heut ein Werk nennt, und mit einer Werkzahl bezeichnet, würden sich mit Leichtigkeit weit über hundert Werke von Berger in die Welt bringen lassen, wollte man die Jugendarbeiten veröffentlichen.

Wir kommen auf die äußere Gestaltung seines Lebens zurück. Oft schon hatten ihn die größeren Kunstmittel und Aufführungen Berlins für kürzere Zeit dahin geführt; bei der Langsamkeit und Schwerfälligkeit des Reisens in jener Zeit freilich nicht so oft, als dies heut möglich wäre. Seine Mittel gestatteten ihm auch die Reise nicht allzu häufig, und mehrmals machte er sie zu Fuß. Er pflegte aus dieser Zeit gern eine Anekdote zu erzählen, die ihm auf einer dieser Wanderungen begegnete. Mit seinem Freunde Löw ging er von Frankfurt nach Berlin. Der Tag war heiß, die Wanderer ermüdet. Ein Bauer kam des Weges gefahren; sie baten ihn, sie auf seinen Wagen zu nehmen. Er hielt an, maß sie kopfschüttelnd mit den Augen und fragte im platten Dialekt: „Wat sin je denn vor Lüde?" — „Studenten." — „Studenten! Na, sone Lüde mütten ock leben! Set je man up!" — Und so nahm er die fröhlich lachenden Genossen eine gute Strecke mit! —

Die Studentenjahre waren vorüber; Berger fühlte, daß Frankfurt nicht der Ort sei, wo sich sein Talent an-

gemessen entwickeln könne. Er beschloß daher, sich ganz nach Berlin überzusiedeln. Dies that er im Jahr 1799. Nunmehr begann ein reiches Leben für ihn; bisher hatte ihn fast nur Selbststudium gefördert. Er hatte nur aus den Werken der verehrten Meister, vor Allen Mozarts gelernt. Obgleich dies der Weg des Genies überhaupt zu sein pflegt, und es gewiß das Beste, was sich von andern her erwerben läßt, nur auf diese Weise gewinnt: so ist doch eine feste, geordnete Grundlage des Wissens von unberechnenbarem Nutzen, und führt erst recht dahin, dieses freie Studium mit Vortheil zu treiben. Nicht die Elemente lernt man aus den Werken der Meister, sondern man empfängt durch sie höhere Lehren, die ohne Sicherheit in jenen, leicht eine gefährliche, zu Irrthum und Verderben führende Wissenschaft sind. Das beweisen uns unsre jüngeren Musiker, deren Studium meistens nur darin besteht, daß sie Beethoven unverständig bewundern, zur Genüge. — Berger mit seinem durchaus gesunden Kunstsinn, sah deutlich ein, was ihm fehle; und mit der Erkenntniß war auch die Abhülfe da. Er studirte mit beharrlichem Fleiß die Compositionslehre bei dem Kapellmeister Gürrlich; was er frei und aus Naturtrieb des Talents gestaltet hatte, lernte er schnell auf Gesetze zurückführen, die ihm zu einem neuen Licht wurden, um den Wunderbau der erhabenen Meisterwerke zu durchforschen, denen er sich in hingebender Begeisterung widmete. Mozart blieb, Gluck wurde sein Vorbild zum Höchsten. So begeistert seine Verehrung für den ersten war, so tief er dessen rein musikalische Ueberlegenheit erkannte, hatte er doch andrerseits eine so ächte Ausbildung für das Schöne überhaupt, daß er die höhere, allgemeine Sphäre, in der Glucks Kunst sich mit Bewußtsein bewegte, vollständig zu würdigen wußte. Iphigenia in Tauris blieb ihm die an

das Ende seines Lebens das Ideal aller dramatischen Kunstwerke, und sein Maaß in der Würdigung aller Andern nahm er stets von diesem her, in dem ihm das Vollendetste an geistiger Durchdringung des Gedichts, erfindender Macht der Musik, und vorzüglich an künstlerischer Begrenzung und Beschränkung der Theile zum Vortheil des Ganzen geleistet zu sein schien. In dieser letzteren Eigenschaft suchte er überhaupt die höchste Meisterschaft, und daher hat es schwerlich jemals ein Künstler strenger mit sich selbst genommen als er, wenn es galt, mit Aufopferung des Einzelnen in der Gesammtwirkung etwas zu erreichen.

Was seine Begeisterung für Gluck noch steigern mußte, waren die damals wirklich hochvollendeten Aufführungen der Opern desselben auf der Berliner Bühne. Die Schauspielkunst hatte durch Fleck, Iffland, die Bethmann eine Höhe erreicht, die den Darstellern in der Oper kaum gestattete, auf einer untern Stufe zu bleiben. Ueberdies befand sich unter ihnen eine Künstlerin, die von den größten Männern der Zeit (z. B. von L. Tieck) unter die außerordentlichsten Erscheinungen der Bühne gezählt wurde. Margarethe Schick, eine Sängerin, die, obwohl nur mit einer Stimme mittlerer Gattung begabt, doch durch Ausbildung im Solfeggio wie durch deklamatorischen Gesang, den sie durch das feurigste und edelste Spiel unterstützte, so tiefe Eindrücke hinterlassen hatte, daß selbst eine Schröder-Devrient und Schechner, denen, die jene Künstlerin gekannt, nichts von dem Werth der Erinnerung an sie zu nehmen vermochten. Schon eine Darstellerin von dieser Bedeutung würde allein eine hinlängliche Trägerin der Opern Glucks gewesen sein, die fast alle so stark auf dem Hauptpfeiler einer weiblichen Rolle (Armide, Alceste, Iphigenia) ruhen, daß die Nebenstützen allenfalls schwächer

sein dürfen. Doch sie fanden noch durch andre Künstler, Gunicke (Pylades), der, wenn auch kein begabter Schauspieler, doch ein trefflicher Sänger war; Beschort, dessen Orestes durch Spiel und Vortrag unvergeßlich geblieben, Franz (Thoas) der durch seine klare, edle Baßstimme entzückte, die würdigste Vertretung. Vor allen aber muß des Kapellmeisters Bernhard Anselm Weber dabei rühmend gedacht werden, der von einer fast bis zum Eigensinn gehenden Verehrung für Gluck durchdrungen war, und sein ganzes Studium, seinen ganzen Eifer nur ihm widmete, alle Bestrebungen und Kräfte der Bühne darauf richtete, und sich dennoch niemals genug thun konnte. So versicherte denn Ludwig Berger oftmals, und seinem Wort dürfen wir wahrlich ein unbedingtes Vertrauen schenken, daß die Gluckschen Opern in jenen Jahren in einer Vollkommenheit, mit einem Studium der Effekte, einer Feinheit der Nüancirungen aufgeführt wurden, welche mit den spätern in gar keinen Vergleich zu stellen seien. Mag auch die größere Genußfähigkeit der Jugend, ein minder reifes Urtheil, zu diesem Ausspruch mit beitragen: im Ganzen ist er doch gewiß richtig. Denn nicht nur, daß der damalige Musikzustand Berlins vortrefflich war, und zu ausgezeichneten Erwartungen berechtigte, (man erinnere sich, daß Righini, Reichardt, Himmel, Tuffeck, Fasch, Zelter, J. C. F. Rellstab *) dort lebten, und mit gemeinsamem Eifer

*) Der Vater des Verfassers dieser Biographie, dessen musikalisch-antiquarische Gelehrsamkeit, wie tiefe theoretische Durchbildung, verbunden mit einem steten praktischen Verkehren in der Musik, ihn auf einen kritischen Standpunkt von seltener Bedeutung gestellt hatten, von dem aus er einen höchst fördernden Einfluß auf alles Gute und Rechte in der Kunst übte. Ich werde mich anderm Orts ausführlicher darüber auslassen; eine Pflicht, welche Kunstgeschichte und Pietät mir gerade in meiner Stellung entschieden zuweisen.

für die Kunst wirkten) so hatte das Theater überhaupt durch die edlere Unterhaltung, die es bot, ein höheres Interesse. Es war nicht eine Anstalt für die sinnliche Reizung und den müßigen Zeitvertreib (in recht eigentlicher Bedeutung des Worts) der vornehmen und reichen Welt: sondern der Kern der Theaterfreunde bestand aus den Gebildetsten. Diese hatten Glucks Werth herausgefunden, und der Eifer für seine Verehrung regte sich allseitig, auch durch die Theilnahme des Publikums, durch bekennene Kritik. Nur mit der größten Ehrfurcht, in einer Art von Heiligung und Weihe, wagte man es an den Genuß der Werke dieses Meisters zu gehn; vollends aber an die Darstellungen. Hier wurde Alles mit wiederholtester Sorgfalt geprüft, die Wirkung — wie Berger sich ausdrückte — oft auf der Goldwage gewogen. Ein flüchtiges Verfahren, vollends ein ganz rücksicht- und achtloses, wie jetzt so häufig, hätte für ein wahres Verbrechen am Heiligthum gegolten. Dies erstreckte sich auch bis auf die Uebersetzungen und Bearbeitungen. So kam Sanders, für die damalige Zeit vortreffliche Uebersetzung der Iphigenia, die auch jetzt noch ihre Geltung hat, und nur in Einzelnheiten der Nachhülfe bedarf, nicht ohne Zuziehung und Rath der ausgezeichnetsten Musiker zu Stande. Reichardt selbst unterzog sich dem Geschäft, die kleinen nothwendigen Aenderungen in den Recitativen zu machen, und selbst dabei ging er nicht obenhin zu Werke, sondern prüfte lange, bevor er sich gestattete, eine kleine Vorschlagenote zuzusetzen. Allerdings findet man wesentliche Abweichungen von der Originalpartitur in dieser Ueberarbeitung. Man darf aber nicht vergessen, wie unbehülflich die Zeit noch in dergleichen Uebertragungen und Umformungen war, die jetzt ein allgemeines Handwerk gewor-

den sind, worin fast jeder Opernregisseur eine Fertigkeit besitzt.

Ein solcher öffentlicher, allgemeiner Sinn für die Kunst hebt auch den Einzelnen. Wir würden uns die Abschweifung, die der Mitwelt jene Zeit in's Gedächtniß ruft, hier nicht gestattet haben, wenn wir nicht wüßten, wie ungemein einflußreich und anregend diese Zustände auf unsern dahingegangenen Freund gewirkt haben. Solchen Vorbildern, solchen Meistern nachzuahmen, darauf richtete sich sein ganzer glühender Sinn. — Zwar war er unablässig thätig, componirte viel, war mit noch größeren Entwürfen beschäftigt, erwarb sich mit beharrlichem Eifer eine von Tag zu Tag steigende Bedeutung als Virtuos auf dem Fortepiano: doch gelang es ihm nicht, im Verhältniß zu seinem Werth zu öffentlicher Anerkennung zu kommen. Muthmaßlich besaß er auch schon damals nicht das rechte Geschick dafür. Sorgfältig in der Selbstprüfung, fühlte er auch, daß er noch anderer Führung, andern Raths bedurfte, um sein hochgestelltes Ziel zu erreichen. Naumann in Dresden genoß damals (1801) eines außerordentlichen Rufes, sowohl als Componist und Lehrer, wie auch als wohlwollender Förderer jüngerer Talente. An ihn beschloß Berger sich zu wenden; das Verhältniß war auf das glücklichste eingeleitet, und im Oktober 1801 reiste unser Freund nach der Elbstadt ab, um dort der Schüler des berühmten Meisters zu werden, hauptsächlich aber um durch seine Einführung und Empfehlung sich späterhin einen Wirkungskreis mit Erfolg zu öffnen. Hier aber tritt eines jener scharf in seine Laufbahn einschneidenden unglücklichen Ereignisse ein, deren sich unserm Freunde mehrere, und gerade in den wichtigsten Abschnitten seines Lebens, höchst feindselig erwiesen.

Voller Hoffnungen kommt er in Dresden an. Da findet er die ganze Stadt in einer wehmuthvollen Aufregung und Bestürzung über — Naumann's Tod! Dieser war bekanntlich mit unvermutheter Plötzlichkeit auf einem Spaziergange im großen Garten am 21. Oktober 1801 durch einen Schlagfluß erfolgt. Da Naumann, wie jeder sinnige Künstler, es liebte, zu Zeiten einsam zu wandeln, so war ihm dieser Unfall auch in einem ganz abgelegenen Theile des kleinen Parks begegnet, und er völlig hülflos geblieben, sonst hätte sein werthvolles Leben vielleicht noch erhalten werden können. So fand man ihn erst, da sein ungewöhnliches Ausbleiben — er führte die geregelteste Lebensweise — in seinem Hause die höchste Unruhe und Besorgniß veranlaßt hatte, am andern Morgen völlig todt, den Körper durch den Nachtfrost erstarrt.

Das Ereigniß machte, bei Naumann's Ruf in ganz Deutschland, Italien, Dänemark und Schweden, denn in allen diesen Ländern hatte er einen glanzenden Schauplatz seines Wirkens gehabt, großes Aufsehen. Unserm Freunde zertrümmerte es mit einem harten Schlage alle Hoffnungen und Aussichten, nach denen er seine Blicke schon so vertrauensvoll gewandt hatte. Doch die Elasticität der Jugend ist so leicht nicht zu vernichten. Der frische Muth findet frische Kräfte, und Berger wandte sie zunächst dazu an, dem, den er schon als seinen Lehrer betrachtet, geliebt und geehrt hatte, ein künstlerisches Denkmal zu setzen. So wurde eine öffentliche musikalische Todtenfeier in der Kreuzkirche zu Dresden für Naumann veranstaltet, und Berger componirte dazu eine Trauercantate, die noch vollständig in Partitur vorhanden ist, in der sich sein Talent auf die ausgezeichnetste Weise entfaltet, und die den Beweis führt, daß wenn ihm Naumann damals auch noch durch Erfahrung und Stellung, besonders aber durch Rath und Em-

pfehlung für die Lebensverhältniſſe höchſt nützlich ſein konnte, er doch in eigentlich künſtleriſcher Beziehung den Schüler weit über ſich gefunden haben würde. Für diejenigen, welche wiſſen, wie hypochondriſch ängſtlich und langſam, wie bedächtig Berger ſpäter gearbeitet hat, wie er ſich oft einer einzigen Note, einer kleinen Wendung wegen, die ihm nicht genügte, Jahre lang mit einem Werke herumtrug: für diejenigen muß es an's Unglaubliche grenzen, wenn ſie hören, daß er damals die ſtarke Partitur in acht Tagen lieferte, hauptſächlich aber, weil er ſie liefern mußte. Denn ſo viele künſtleriſche Selbſtſtändigkeit und eigne, geſtaltende Kraft in ihm wohnte, doch war er der Mann, der, um dieſe Kräfte zur That zu verwirklichen, ſtets der äußeren Beſtimmungen und Veranlaſſungen bedurfte. Die Umſicht, Ruhe, Beharrlichkeit, die Ereigniſſe ſich zu unterwerfen, ſie nach der Richtung ſeines Lebens zu geſtalten, zu nutzen oder zu beſeitigen, war ihm nicht gegeben. Er wurde durch ſie beſtimmt, und führten ſie ihn auf eine Stelle, wo er ſeine Kräfte entwickeln konnte, ſo leiſtete er das Außerordentlichſte; im andern Fall aber ging auch Alles zu Grunde. Deshalb war für ihn Naumann's Tod ein unwiederbringlicher Nachtheil. Hätte ein ſolcher Meiſter ihn noch einige Zeit beſtimmt, ihm entſchieden die Richtung ſeiner Thätigkeit angewieſen, ihn praktiſch in die Welt der Bühne geführt, ihm Aufträge für dieſe verſchafft u. ſ. w., ſo würde er, durch die Ereigniſſe und Umſtände gehoben und getragen, mit ihrem Strom etwas Außerordentliches erreicht haben; gegen denſelben kämpfte er gar nicht, ſondern glaubte es nur zu thun. Wer auf ſolche Weiſe nicht ſelbſthandelnd für ſich thätig iſt, der ſieht ſich bald von eifrigeren, wenn auch minder bedeutenden Mitbewerbern überholt. Berger's Cantate, welche im Januar 1802 in der Kreuzkirche zu Dresden aufgeführt

wurde*), gefiel nicht nur, ſondern ſie erregte das höchſte Erſtaunen, die Begeiſterung der Künſtler; die Wirkung war die vollkommenſte, die ſich erwarten ließ. War dabei auch die Stimmung, in welcher man ſein Werk hörte, ſeine Bundesgenoſſin: ſo ſpricht doch dieſes ſelbſt auch jetzt noch, nach faſt vierzig Jahren, entſchieden für des Schöpfers Berechtigung zu ſolchem Erfolg. Allein für ſeine Lebensverhältniſſe blieb er ohne Nachhaltigkeit. Seiner innern Tüchtigkeit ſich bewußt, wähnte Berger, nach ſolcher Bewährung müſſe ſich Alles von ſelbſt für ihn geſtalten; doch die Welt vergißt Andere gar zu leicht über ſich ſelbſt, ſogar das Größeſte über die kleinſten Intereſſen des Egoismus. So war denn auch von Berger bald nicht mehr die Rede. Große Sorgen und Bekümmerniß ſcheint ihm jedoch ſein Loos nicht bereitet zu haben. Er war, wie immer, glücklich im Genuß der Gegenwart, in den Träumen der Zukunft. Dresden mit ſeinen reizenden Umgebungen wirkte bezaubernd auf ihn. Er fand, was die Jugend ſo überreich, das reifere Alter ſo ſelten findet, vertraute, gleichgeſinnte, begabte Freunde. Die Namen Mähler und Runge finden ſich in vielfachen Erinnerungen und Anklängen aus jener Zeit. Beſonders aber in ſeinem Liederhefte, das als eine Art Tagebuch zu betrachten iſt. Hier, wo er die vielen, ſchönen, unſchuldig reizenden Lieder jener Epoche, aus denen wir nur einige in den Sammlungen aus dem Nachlaß mitgetheilt haben, einſchrieb, und größtentheils auch Ort und Tag der Entſtehung dabei anmerkte, treffen wir unter andern auch auf eins, wobei ſich neben der Unterſchrift die Worte finden: „Mit Mähler und Runge in der

*) Am 26 November des abgewichenen Jahres 1801 hatte eben eine andere muſikaliſche Trauerfeierlichkeit für Naumann ſtatt gefunden, bei welcher nur eigne Arbeiten des dahingeſchiedenen Künſtlers zur Aufführung gekommen waren

Ruine von Tharand.“ Es iſt das ſo ungemein rührende: „Sagt, wo ſind die Veilchen hin!“ — In traulichen Geſprächen tauchten oft Erinnerungen aus jener Zeit in Berger auf, die er zu den glückſeligſten ſeines Lebens zählte. Und wie konnte es anders ſein, da ihm in ſeinem glühend empfundenen Beruf zur Kunſt ſchon ein unverſiegbarer Quell des Glückes ſtrömte, deſſen reines Labſal ſich noch erhöhte durch den Genuß der ſchönſten Gaben des Lebens, reizende Holdſeligkeit der Natur, Freundſchaft, Liebe!“ —

Zweiter Abſchnitt.

Rückkehr nach Berlin. — Sonate über eine Figur. — Cantate Sappho. — Anekdoten.

Nach einem längeren Aufenthalte, deſſen Dauer wir nicht genau angeben können, kehrte Berger nach Berlin in den Kreis ſeiner früheren Lebens-Beziehungen zurück, durch die ſchönen, träumeriſch idealen Tage, die er verlebt, doch aufgefriſcht, wenngleich der größere Lebenszweck, zu dem er die Vaterſtadt verlaſſen, unerreicht geblieben war. Die kräftige Fülle der Jugend ſchöpft ſo friſch und reich aus der Gegenwart, daß ein Stranden und Scheitern künftiger Zuſtände ſie nicht lange bekümmern kann. — So war denn Berger auch bald wieder der Alte; heiter im Verkehr mit Freunden, reich durch das Bewußtſein des inneren lebendigen Quells künſtleriſchen Berufs und Glücks, thätig, ſtrebend, hoffend, vertrauend. Der elaſtiſche Aufſchwung, den ſeine ſchöpferiſchen Kräfte in Dresden genommen, wirkte in Berlin nach. Wie er mir oft erzählte, hatte er eines Abends in Dresden mit einigen muſikaliſchen Freunden ein Geſpräch über die Möglichkeit der Benutzung einer beſtimmten muſikaliſchen Figur, zur Geſtaltung eines ganzen Stücks gehabt.

Man hatte ſich mancherlei Aufgaben der Art vorgeſchlagen, und endlich gab Berger eine ganz einfache Figur, mit der Behauptung, daß ſich daraus ungemein viel geſtalten laſſe, ja daß er es unternehmen wolle, eine ganze Sonate daraus zu machen. Die Meiſten der Anweſenden hielten dies für eine jugendliche Anmaßung des Componiſten, der eben einen Erfolg gehabt hatte, und ſich auf Grund deſſelben überſchätze. Nur ein Einziger (wer, iſt mir entfallen) gab die Möglichkeit zu, und ging auch auf Berger's Vorſchlag ein, den praktiſchen Verſuch wetteifernd mit ihm zu machen. Zwei Tage nachher hatte Berger die Sonata sopra una figura (Berlin bei Laue, jetzt bei Hofmeiſter) zwar nicht vollendet, aber doch in den Hauptzügen der drei Sätze aufgeſchrieben, ſo daß er ſeinen Kunſtgenoſſen durch die That beweiſen konnte, was ſie für unmöglich gehalten. Sein Concurrent bei der Arbeit hatte den erſten Eifer verrauſchen laſſen und nichts geliefert. Dieſes Werk war es nun zunächſt, was Berger in Berlin vollendeter ausarbeitete, und demſelben bis auf wenige Abänderungen diejenige Geſtalt verlieh, in der er es zwanzig Jahre ſpäter! der Welt übergeben. Daſſelbe iſt nicht nur ein Meiſterſtück an contrapunktiſcher Wiſſenſchaft, in der mannigfachſten Benutzung der Figur durch Verlängerung, Umkehrung, Veränderung des Rhythmus, der Taktart, ſondern auch ſo voll phantaſtiſcher Erfindung, ein ſolcher innigſter Verein der Arbeit mit der Phantaſie, daß die reiche Welt der neueren Klavierproduktionen, mit Ausnahme der Sonaten Bethoven's, kaum ein Seitenſtück dazu aufzuweiſen hat, wie denn überhaupt, außer jenem erhabenen Meiſter, in der Sonate, dieſer wahrhaft ſchönen, dem Wiſſen und der erfindenden Macht gleiches Feld bietenden Form, keiner der gleichzeitigen und ſpäteren Componiſten für das Pianoforte ſich eines Vorrangs vor Berger rühmen

kann. Selbst Carl Maria v. Weber's so schöne Produktionen auf diesem Gebiet, und Hummel's Sonate in Fis moll, überbieten meines Erachtens, wenn sie auch an Glanz und Effekt reicher sind als Berger's Sonaten, doch an Tiefe der Erfindung und sinnvoller Schönheit in der Gestaltung die seinigen in C moll, Es dur, F dur, und die eben besprochene nicht.

Indeß fühlte Berger wohl, daß Arbeiten dieser Art für ihn nur einstweilige sein konnten; das Bewußtsein seiner Kräfte drängte ihn auf ein anderes Feld. Die Wunderwelt der Oper, in der das Kunstwerk sich nach den größten Tiefen und Höhen auszubreiten vermag, und sich somit die höchsten denkbaren Aufgaben zur Lösung stellt, sie war es, die auch unserm Freunde als die allein wahre Heimath seines Berufs erschien. Der Drang, sich dort einzubürgern, wurde immer mächtiger; doch die Schwierigkeiten waren groß, und sind ihm leider unbesiegbar geblieben. Zuerst trat ihm der Grad der künstlerischen Bildung, die er überhaupt besaß, hindernd entgegen. Er könnte sich nicht an einem jener schlechten, undichterischen Machwerke genügen lassen, womit sich die meisten Musiker, größtentheils aus Mangel an Urtheil, auf die Bühne wagen, und ihre Kräfte nur am Vergeblichen zersplittern, statt ein Ziel damit zu erreichen. Daher gelang es ihm nicht, ein Gedicht zu finden, dem er sich mit Begeisterung hinzugeben vermocht hätte. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß der praktische Dilettantismus sich zu nichts so leicht befähigt glaubt, als zu der schwierigsten, freilich aber auch undankbarsten aller dramatischen Aufgaben, zu der, ein Operngedicht zu liefern. Jeder junge Musiker hat irgend einen Schulfreund, der frisch an's Werk geht, ihm einen Text zu einer wo möglich großen Oper — opera seria — zu schreiben. Er mag nie die Feder in die Hand genom-

men haben, nicht die mindeſte Uebung in der dramatiſchen Behandlung der Stoffe beſitzen, jeder Theaterkenntniß und Erfahrung ermangeln: dazu aber, der Muſik das wirkſame Piedeſtal zu liefern, hält ſich der junge Dichter für vollkommen befähigt, obgleich alle für ein ſelbſtſtändiges dramatiſches Werk nothwendigen Eigenſchaften, für ein Operngedicht in einem noch viel höheren Grade gefordert werden und zugleich eine, der Jugend faſt immer gänzlich mangelnde, die der entſchiedenſten Reſignation, dichteriſch ſelbſtbedeutend zu erſcheinen. Die allgemeine Täuſchung, welche in dieſer Beziehung durch die ganze Welt geht, erklärt ſich übrigens ſehr leicht. Jeder hat nur eine Hälfte des Unternehmens zu tragen, und jeder meint, wenn nur der andere Theil das Richtige hinzuthue, ſo müſſe das Ganze ſich geſtalten. Daher belehrt auch ſelten die Erfahrung eines völligen Mißlingens, weil jeder ſich dann eben ſo berechtigt findet, die Schuld nicht auf ſeiner Seite zu ſuchen.

Berger hatte zuviel Urtheil, um ſich durch die Selbſttäuſchung Anderer gleichfalls täuſchen zu laſſen. Freilich führte dies für ihn die traurige Folge herbei, daß er auch zu keinem Verſuch kam. Indeſſen da ihm ein Gedicht, welches ein dramatiſches Ganze gebildet hätte, fehlte, er griff er mit Begierde eins, welches ſich dieſer Aufgabe wenigſtens näherte. Sein innigſter Freund, Löſt (deſſen wir oben gedacht) hatte den tragiſchen Stoff des Geſchicks der Sappho zu einer Cantate benutzt, welche der Muſik glücklichen Anlaß zum Ausdruck der aufgeregteſten leidenſchaftlichen Zuſtände darbot. Berger machte ſich mit Eifer an die Arbeit, und ſo entſtand, in ſeinen früheſten Jugendjahren, die große dramatiſche Scene Sappho, welche ſich unter den herausgegebenen Werken ſeines Nachlaſſes befindet (Opus 28). Er fand ſpäterhin allerdings, daß Einzelnheiten im Text der dichteriſchen Feile bedurften, daß das

jugendliche Feuer und der Eifer des Dichters, seinem mit entschiedenem Kunstberuf begabtem Freunde ein dankbares Feld der Thätigkeit zu verschaffen, doch nicht ausgereicht hätten, um ein abgeschlossenes Kunstwerk zu bilden: daher hat er mehrere seiner späteren Freunde, so auch mich, öfters zu Aenderungen und Ueberarbeitungen veranlaßt, und auch noch eine verbessernde Hand an einige Theile der Musik gelegt. Allein der Kern des Werks entstand schon in jener Zeit, vor seiner Reise nach Dresden, und die erste Partitur weicht so wenig von der letzteren ab, daß wir diese nur als eine überarbeitete Ausgabe jener betrachten können — Wie frisch sind für eine so lange Zeit aber die melodischen Gedanken! Wie edel ist die Haltung der Recitative, wie ausdrucksvoll die Zwischenspiele! Welch ein großartiges Feuer der Leidenschaft in dem Schluß-Allegro, und welch eine Innigkeit der Empfindung in den beiden getragenen Sätzen! — Für jede ächt dramatische Sängerin bildet diese Cantate eine würdige, dankbare Aufgabe des deutschen Gesangstils. Wir wollen manche Schwächen nicht verkennen, die in der jugendlichen Unerfahrenheit des Componisten gelegen, doch welche Jugendarbeit, selbst der berühmtesten Männer, trüge dergleichen nicht an sich? Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß sich aus der Behandlung der Singstimme noch mehr Vortheile ziehen lassen; doch welcher deutsche Componist (Mozart ausgenommen) hätte in dieser Beziehung nicht ähnliche Mängel? Endlich bedingt der Stoff freilich einen Schluß, der die letzte musikalische Machtbetonung, die man bei Gesangstücken vorzüglich so gern hat, nicht zuläßt: allein es ist die Frage, ob dieser praktische Vortheil für den Erfolg, auch zugleich ein wirklich ästhetischer Sieg ist, und nicht vielmehr für die allerdings geringere Zahl derjenigen, die einen höheren Maaßstab des Urtheils als den des unmittelbar sinnlichen Ein-

drucks annehmen, der Abſchluß des Kunſtwerks, wie er ſich hier geſtaltet, nicht den Vorzug erhält. — Wäre das Gedicht von vorn herein mit einem Chor verbunden geweſen, ſo würde es ein kleines Melodram gebildet haben, dem auch leicht der Weg auf die Bühne ſelbſt zu bahnen geweſen wäre. Doch auch ſo halten wir es der dramatiſchen Darſtellung nicht für unzugänglich, und ein ſchöpferiſches Talent, wie das einer Schröder-Devrient, würde ſich daraus eine höchſt wirkungsvolle Scene zu geſtalten wiſſen.

Neben dieſen ernſten, aus der innerſten Glut des Kunſteifers hervorgehenden Beſchäftigungen, behielt die friſche Lebensluſt unſeres Freundes ihr volles Recht. Sein kecker Humor, ſein Talent für Parodie und Scherz, ſein Witz, Eigenſchaften die ihn bis zum Schluß ſeines Lebens begleiteten, und nur unter wirklichen Krankheitszuſtänden zurücktraten, glänzten damals in voller Friſche und machten ſich in allen Lebensbeziehungen geltend. Er war voller Erinnerungen fröhlicher Ereigniſſe, munterer Abenteuer, luſtiger Streiche aus jener Zeit, wo ſich die äußerliche Beſchränkung der Lebensverhältniſſe ſo leicht und ſchnell in dem üppigen Vollgenuß der inneren Reichthümer vergißt.

Eines luſtigen Vorfalles gedachte Berger beſonders gern. Er kam eines Abends im Winter mit einem Freunde ziemlich ſpät aus einer Geſellſchaft zu Haus. Es war ſchon ſtill in den Straßen, der friſch gefallene Schnee ließ auch die Schritte nicht mehr ſchallen. Da hörten ſie ſchon von ferne her wunderliche Töne, eine Art Rufen, Stöhnen, das in der Winternacht ſeltſam ſchauerlich klang. Die Richtung, aus welcher der Schall kam, war ſchwer zu beſtimmen; verwundert, und ſchon mit dem Gedanken beſchäftigt, vielleicht die Entdecker einer furchtbaren That, und die Retter eines unter der Gewalt eines mörderiſchen Anfalls

Erliegenden zu werden, schritten die Jünglinge hastiger vorwärts, von Zeit zu Zeit lauschend. Jetzt nahen sie einem größeren Hause, in dessen Kellerfenstern sie durch die Ladenritzen noch Licht erblicken. Aus diesen Räumen dringen die wundersamen Töne. Männliche und weibliche Stimmen mischen sich bald brüllend, bald kreischend, einzelne Worte und Phrasen werden ihnen verständlich, sie erkennen endlich Citate aus dem — Hamlet! Die Fenster gehören zu einem Bier- und Viktualienkeller; doppeltes Staunen! Um genau zu erspähen, was in den geheimnißvoll verschlossenen Räumen vorgeht, lagern sich Beide lang auf den Boden gestreckt in den Schnee, und werden nunmehr durch die Ritzen der Laden in der That Zuschauer einer Darstellung des Hamlet durch Handwerker, Köchinnen und ähnliche Kunstjünger, in den mit Tabacksrauch und Bierdunst erfüllten Kellerräumen. Die Ergötzlichkeit des Schauspiels ist unbeschreiblich; so unbequem der Zuschauerplatz ist, der ihnen angewiesen, harren sie doch eine geraume Zeit aus, mit Mühe das erschütternde Lachen verhaltend. Endlich aber kommt ein so hochtragischer Aktus vor, daß die Gefährten zugleich, von unerbittlicher Nothwendigkeit getrieben, in ein lautes Gelächter ausbrechen, das wie ein Blitz in die Todtenstille der gespannten Zuhörerschaft des Kellers einschlägt. Hamlet fährt zusammen und glaubt noch andre Geister zu sehen, als den seines Vaters; das Parterre springt auf, der Ruf: „Spitzbuben, Polizei, Wer da!" schallt verworren durch einander, während der Akteur, mit einem Bocksprung vom Proscenium ins Parterre, aus der Welt des Ideals in die der Wirklichkeit setzt. Unter solchen Umständen ist natürlich der Zuschauerplatz unsrer Freunde nicht mehr zu halten, doch um auch ihrerseits dem unwillkührlichen Akt der Störung einen willkührlichen hinzuzufügen, lassen sie einen theatra-

liſchen Donnerſchlag ihrer Stöcke gegen die Laden ertönen nach dem ſie blitzſchnell verſchwinden. — Berger verſicherte oft, nie ein Luſtſpiel von ähnlicher unwiderſtehlicher Wirkung geſehen zu haben, als dieſen Hamlet im Keller! — Da die Bewahrung ſolcher heitren Vorfälle, weſentlich zur Charakteriſtik Ludwig Berger's und ſeines Lebens gehört, weil man ſonſt ſeinen wehmüthigen Ernſt halb und falſch verſteht, ſo gönne man mir auch noch den Raum zu einer andern kleinen Anekdote. Sie bezieht ſich auch auf die Cantate Sappho. Berger hatte ſie eben vollendet, und lebte noch im friſchen Eifer dafür. Er und der Dichter trafen eines Abends mit einem berliner Sänger und Geſanglehrer S.....r zuſammen, der eine gute Stimme, aber wenig Bildung beſaß. Dieſer ließ ſich bereit finden, die neue Compoſition zu ſingen. Berger ſetzt ſich, ſpielt mit Feuer die Introduktion, der Sänger fängt das Recitativ pathetiſch an. Es beginnt mit den Worten: „Sind's die Erinnyen, die mich verfolgen!" Der gute Singmeiſter, der nie einen Muttermord oder etwas Aehnliches begangen, hatte daher, ein glücklicher Sterblicher, auch mit den Erinnyen in keiner Art zu thun gehabt. Dagegen pflegte er als ein regelmäßiger Menſch von vernünftigen Gewohnheiten ſelten ſeinen Braten ohne Sallat zu verzehren, und ſomit waren ihm auch die Endivien nicht unbekannt. Er ſang daher, die Noten wie ein Löwe packend, aber wegen der undeutlichen Handſchrift, was den Text anlangt, außer aller Verantwortung: „Sind's die Endivien, die mich verfolgen!" Der Dichter durfte ihm die Verletzung des Kunſtwerks nicht ſchuldig bleiben, und fuhr raſch einfallend mit unerſchütterlichem Ernſt fort:

„Iſt es der Krautſallat, der ſo mich quält!"

Der Sänger hatte noch nichts Arges aus der Sache — er wußte ja überhaupt nicht, ob die Sappho eine Luſt- oder

Trauerheldin sei — und wollte arglos weiter singen; doch Berger, dem es schwer fallen mochte bei unterdrücktem Lachkrampf fortzufahren, that als habe er selbst gefehlt, und fing von vorn an. Da aber der Sänger auch beim zweiten Gange seine Endivien nicht sowohl auf- als vortrug, und der unerbittliche Poet ihn wieder mit dem Krautsallat übertrumpfte, da war kein Halten mehr möglich, die Mine des Gelächters explodirte dergestalt, daß sie den Klavierspieler vom Stuhl auf- und den Dichter auf das Sopha niederschnellte, während der Sänger als eine verdutzte Salzsäule des Erstaunens an dem Boden wurzelte. Wie sich der verwickelte Knoten gelöst, habe ich zum Glück vergessen, da diese Geschichte, wie manche, nicht besser abbrechen kann, als in der Mitte. —

Dritter Abschnitt.

Schach und Whombre. — Bekanntschaft mit Clementi. — Reise nach Rußland. — Sonate zu 4 Händen in G moll. — Variationen in F dur. (Nachlaß opus 32.)

Bevor ich zu einem neuen, ernsten Wendepunkt in Berger's Leben, dem entscheidendsten für ihn, übergehe, kann ich nicht umhin, noch einige helle Lichter auf diese Skizze zu werfen, die ohnehin beschattet genug sein wird. Ich habe es schon erwähnt, daß er für jede Art des geselligen Verkehrs einen offenen empfänglichen Sinn besaß. Ein Kreis munterer Freunde blieb ihm bis in die letzte Lebenszeit eine wahre Erquickung, und kaum habe ich jemals einen so herzlich, ja ausgelassen fröhlichen Genossen gesehen als Berger zu Zeiten. So waren denn auch mancherlei gesellige Geschicklichkeiten im hohen Grade bei ihm ausgebildet. Insbesondere besaß er ein ausgezeichnetes Talent für alle Arten des Kartenspiels, und war einer der besten

Schachſpieler Berlins, der häufig ſelbſt mit den Matadoren des Schachclubbs den Zweikampf ſiegreich durchführte. Das Vierſchachſpiel liebte er gleichfalls ungemein, und lange gehörte er einem kleinen Kreiſe als Mitglied an, in welchem nur dieſes Spiel geſpielt wurde, in dem man als Meiſter einen der Freunde Berger's, Enderlein, anerkannte, der auch ein belehrendes Werkchen über dieſe Gattung des Schachſpiels geſchrieben hat, welches die Eingeweihten und Eingeübten entſchieden für eine große Vervollkommnung deſſelben halten. Doch fielen dieſe Vierſchach-Unterhaltungen erſt in Berger's ſpätere Lebenszeit, in den Aufenthalt zu Berlin ſeit dem Jahre 1816. — In jener Jünglingszeit aber ſpielte er beſonders gern L'hombre, und galt für einen ſo ausgezeichneten Spieler, daß wenn er auf einem Kaffeehauſe die Karte nahm, ſein Stuhl ſtets von Zuſchauern umgeben war, die ſein geſchicktes Spiel anlockte. Zu einem ſehr guten Spieler gehört auch eine gewiſſe Art des Glücks, eine Divinationsgabe, die in Fällen, wo keine Regel mehr entſcheiden kann, dennoch die Wahl richtig führt. Dieſes Glück beſaß Berger in einem ſeltenen Grade; doch nicht mehr in ſpäteren Jahren, wo er aus Zerſtreuung, und weil er ſelten ſpielte, viel von ſeiner ſicheren Gewandtheit verloren hatte. In der glücklichen Jugendperiode ſeines Lebens war den Zuſchauern nicht nur ſein ſcharfer, ſicherer Ueberblick, ſondern auch ſeine glückliche Hand im L'hombre und Piquet merkwürdig. — Man würde aber ſehr irren, wenn man hieraus die Meinung entnehmen wollte, daß Berger jemals das Spiel in ſich zu einer Leidenſchaft habe werden laſſen; es war ihm nie mehr als eine Erheiterung, der er ſich zwanglos überließ, und ſie eben ſo leicht verließ. Er verlor weder ſeine Zeit in einem unerlaubten Maße dabei, noch hatte vollends Gewinnſucht einen unwürdigen Antheil

daran. Im Gegentheil; er spielte eher zu leicht und großmüthig, und das eigentliche Hazardspiel war ihm im Innersten zuwider.

Man schellte uns nicht über die Mittheilung dieser mehr zufälligen Nebenzüge des geistigen Bildes unseres dahingegangenen Freundes; wie Gang und Tracht so viel zur Individualisirung einer äußeren Persönlichkeit beitragen, so fordert eine schärfer ausgeprägte Charakteristik ebenfalls, daß man das Beiwerk nicht verabsäume, welches uns in den Stand setzt, den verschiedenen Lebensperioden und Charakterphasen das richtige Colorit zu geben.

Der ernste Wendepunkt seines Lebens, dessen wir am Eingange dieses Abschnittes gedachten, war die Ankunft Clementis in Berlin im Jahr 1804. Berger, der sich jetzt schon, obwohl er fast nur Selbststudien gemacht, doch als einen der ausgezeichnetsten Klavierspieler fühlte, mußte durch das Erscheinen eines solchen Mannes von solchem Ruf, der sowohl als der Begründer des neueren Klavierspiels, wie als der selbst vollendetste Meister desselben in der Virtuosität dastand, im höchsten Grade aufgeregt werden. Zufall und Bestreben boten einander die Hand, um ihm Clementis Bekanntschaft zu erwerben. Er wurde wohlwollend, und nach den ersten Proben seiner musikalischen Befähigung, mit theilnehmender Freundlichkeit aufgenommen. Clementi sah allerdings sehr gut was Berger, der in der Behandlung des Instruments bis jetzt noch gar keinen Führer von irgend einiger Geltung gehabt hatte, fehlte; er sah aber mit seinem künstlerisch geschärften Blick auch eben so klar, was vorhanden war. Berger spielte ihm vorzüglich Compositionen von Mozart und Beethoven und mehrere eigene, unter andern den ersten Entwurf der Sonate pathétique (die später umgearbeitet in London in Clementis Verlag erschien) vor. Die geniale,

tiefe Auffaſſung im Vortrag muſikaliſch bedeutſamer Werke, überwog in Clementis Urtheil den Mangel einer nach der Forderung des Virtuoſen, gründlich, ſicher, gleichmäßig und glücklich herausgebildeten Mechanik, bei weitem. Berger fehlte nur das, was ſich bei richtiger Weiſung durch Fleiß erlernen läßt. Und von dem Augenblicke an, wo Clementis entſcheidende Stimme, ihm den Beruf des Virtuoſen zunächſt und unbedingt als den ſeinigen bezeichnete, ſetzte er auch einen coloſſal beharrlichen Fleiß daran, und übte täglich acht und zehn Stunden. Noch mehr wie von Bergers Talent zum großartigen Spiel, war der alte Meiſter von ſeiner tiefen Anlage zur Compoſition tief ergriffen. Hier zeigt ſich abermals ein Beiſpiel, wie dem wahren Beruf das Urtheil des größeren Meiſters ungleich milder, oder beſſer günſtiger und gerechter iſt, als das des geringeren. Clementi, über die unvermuthete Entdekkung eines ſo bedeutenden Talents gleich erfreut und erſtaunt, ſprach mit mehreren Muſikern Berlins, die zu den bedeutendſten daſelbſt gezählt wurden, von Berger. Die meiſten hatten ihn, obwohl ſie ihn kannten, und ihn und ſeine Compoſitionen gehört hatten, ganz unbeachtet gelaſſen, oder ſprachen von ihm wie von einem jungen Menſchen, der vielleicht einiges Talent habe, aber doch noch ganz unbedeutend ſei. Clementi erwiederte darauf gewöhnlich mit ſcharfen Sarcasmen, meiſt in antitheſiſcher Form, deren mir Berger manche überliefert hat. Ich will, um noch erkennbare Perſönlichkeiten nicht zu reizen, und längſt Vergeſſenes nicht zu wekken, nur eine allgemeinere anführen. Von den wilden, nur auf zuſammengreifende Fertigkeit und Schnelligkeit ausgehenden Spielern, deren es auch ſchon damals in Berlin gab, pflegte er zu ſagen: „Il joue bien fort, mais pas fort bien.“ Berger antwortete öfters, wenn man ihm von der Fer-

Fertigkeit solcher Spieler sprach: „Er hat eine sehr unfertige Geschwindigkeit.“ — —

Die Folge der Bekanntschaft war, daß unser Freund den Entschluß faßte, das Vaterland eine Zeit lang aufzugeben, und sich in der Fremde eine Heimath zu gewinnen. Im Jahr 1805 (wahrscheinlich) ging er mit seinem hochverehrten Meister, und einem andern Schüler desselben, dem rühmlichst bekannten Klengel aus Dresden nach Rußland. Dieses Einschiffen nach einer ganz neuen Welt, war in der That ein kühner Wurf, und die Trennung von allen lieben Gewohnheiten und theuren Verbindungen in der Heimath keine leichte. Mit innigster, unverbrüchlichster Treue und Liebe hing Berger seiner oben schon genannten Braut, Wilhelmine Karges, mit der er sich inzwischen verlobt hatte, an. Der Entschluß sie zu verlassen, sich bis zu einer solchen, damals unerreichbaren, Ferne von ihr zu trennen, mußte zwei so verbundenen Herzen unendlich schwer werden. Es war nur möglich durch die gewissere Aussicht die sich damit zugleich für Berger eröffnete, sich auf diesem Wege unter dem Schutz eines so berühmten Führers, eine Lebensstellung zu erkämpfen, welche die Möglichkeit der unauflöslichen Vereinigung darbot, die das Ziel der Liebenden war, wozu sich jedoch im Vaterlande unter dem verhängnißvollen Drang der Zeiten kaum eine Hoffnung zeigte! Vielleicht hätte das schöne Gesangstalent der Braut, die Mittel dazu am leichtesten dargeboten. Doch dasselbe hatte sich nur im Kreise nächster Freunde entfaltet, und Berger's erwählte Lebensgefährtin gehörte überhaupt, dem Sinn und der Erziehung nach, nur den innersten, häuslichen Verhältnissen, den rein weiblichen Bestimmungen an. Leben und Bühne standen sich damals noch so viel schroffer gegenüber als jetzt, daß ich muthmaße, es sei selbst dem kunst- und freisinnigen Berger, nie der Gedanke gekom-

men, ſeine Braut in ein öffentliches Kunſtverhältniß zu bringen, geſchweige der Wunſch dazu.

Die Anerkennung ſeines Talents, welche Berger durch die Theilnahme ausgeſprochen fand, die ihm ein mit Recht ſo berühmter Künſtler wie Clementi gezollt hatte, wurde ein Sporn zu erneuter Thätigkeit für ihn. Dieſe mußte noch lebhafter durch den Vortheil geweckt werden, dieſelbe gleich auf dem Felde der That prüfen und bewähren zu können. Clementi reiſte langſam, er verweilte beſonders in Curland eine Zeit lang, und gab mit ſeinen jungen Zöglingen gemeinſchaftlich Conzerte, in welchen ſie ſich und ihre Arbeiten hören ließen. Dies veranlaßte Berger, Mehreres für zwei Spieler gleichzeitig zu ſchreiben oder einzurichten. So entſtand die ſchöne, ſpäter Bernhard Klein gewidmete vierhändige Sonate in G moll, die dieſer ſelbſt ſo hoch ausgezeichnete Meiſter als ein wahrhaft im Geiſte Mozarts aufgefaßtes Werk, und ein Meiſterſtück in der Vereinigung contrapunktiſcher Formen mit der freiſten Entwicklung ſchöner Erfindung bezeichnet hat. (Berlin bei Laue erſchienen, jetzt in Hofmeiſters Verlag).

Doch noch viel bedeutender iſt eine Compoſition aus dieſer Zeit, die erſt in dem Nachlaß des Componiſten der Oeffentlichkeit übergeben wurde. Es ſind die großen Variationen in F dur, auf das Thema: „Ah vous dirais-je Maman!“ (im Nachlaß bei Hofmeiſter, Op. 32) die ebenfalls in dieſer Periode des friſcheſten, hoffnungsreichſten Aufſchwunges entſtanden, indeß nachher noch, wie dies bei Variationen ſo leicht möglich iſt, bedeutende Zuſätze, Verſchönerungen und Umgeſtaltungen erfahren haben. Führt irgend ein Werk den Beweis, daß es ſich mit Bergers Nachlaß völlig anders verhält, wie mit denen anderer ausgezeichneten Meiſter, wie Weber, Hummel u. ſ. w., ſo iſt es das in Rede. Die eben genannten haben eine ſo rüſtige

Thätigkeit und nachhaltige Benutzung derselben für öffentliche Zwecke entwickelt, daß es unmöglich war in ihrem Nachlaß etwas Anderes zu finden als dasjenige, was ihnen selbst entweder im Lauf der Zeit als unbedeutend entfallen war, oder was sich zufällig lange verirrt hatte, oder endlich was sie selbst, als ihrer Reife und ihrem Ruhm nicht mehr entsprechend, zurückgelegt hatten. Berger dagegen ist, und mit den Jahren immer mehr, niemals anders als mit größter Mühe zur Herausgabe eines seiner Werke zu bewegen gewesen, ist immer nur mit der äußersten Umständlichkeit daran gegangen, und hat oft mit den besten am meisten gezögert, weil er sich grade bei diesen nie genug thun konnte. Weil es nun allerdings bei der Veröffentlichung nicht auf ein Heut oder Morgen ankam, wurden aus Morgen Jahre, aus Jahren Decennien. Alle Musikverleger, die mit ihm zu thun gehabt, werden wissen, wie sie mit seiner Unschlüssigkeit zu kämpfen hatten. Oft wurde er noch mitten im Stich eines Werks schwankend, wollte zurücktreten oder wesentliche Aenderungen machen, und Aehnliches mehr. Der Verfasser dieser Skizze, dem seit dem Jahr 1816, wo er Berger kennen lernte, dessen Genius eine so tiefe Ehrfurcht und wärmste Theilnahme einflößte, daß er mit tausend Mitteln (auf die er noch später kommen wird) daran gearbeitet hat, ihn zur Entwicklung durch öffentliche That zu spornen, darf sich das in der Sache geringe, aber in den Folgen bedeutende Verdienst zuschieben, die Mehrzahl der Werke Bergers zur Oeffentlichkeit befördert zu haben indem er ihn fast mit Gewalt zu den deshalb nöthigen Schritten trieb. Am Arm mußte er ihn einmal nach mehrmonatlichen Kämpfen und Ueberredungen nehmen, um ihn zu dem damals noch in der breiten Straße wohnenden Musikhändler Schlesinger zu führen, der bei diesem Gang die Sonate in F dur und Es dur, und das so höchst eri-

ginelle Alla turca in Verlag nahm. Eben ſo war es mit den bei Chriſtiani erſchienenen Etüden und dem reizenden, Liederſpiel „die ſchöne Müllerin", und allen Sachen, die ſpäter in der Laue'ſchen Buchhandlung (jetzt in Hofmeiſters Beſitz übergegangen) verlegt wurden, an welcher Buchhandlung der Verf. mit deshalb einen ſo lebhaften Antheil nahm, weil er ſie für ein Mittel hielt, Berger immer neu zur Thätigkeit zu reizen, durch Abringen von Werken, um ſo den großen Genius deſſelben für die Welt zu bewahren. Alle dieſe Compoſitionen waren ſeit Jahren, einige ſeit zehn und zwanzig, vollendet, bevor ſie zur Veröffentlichung kamen. Nur ſo iſt es erklärlich, daß nicht nur ſpätere, aus der reiferen Zeit Bergers herrührende Arbeiten, ſondern auch viele der Trefflichſten überhaupt, noch im Nachlaß befindlich ſind. Zu dieſen zählen wir die oben erwähnten Variationen in F dur, auch wenn wir keinen anderen Grund dafür anzuführen hätten, als daß der Autor mit eigener Hand auf das Manuſcript geſchrieben hat: „Mein beſtes Werk." Es ſei uns geſtattet, hier etwas näher darauf einzugehen. Urſprünglich war es nur für das Pianoforte allein beſtimmt; doch die großartige Anlage einiger der ausgeführteren Variationen bewirkte, daß Berger, um die Effekte in ſtärkeren Contraſten herauszuheben, namentlich das fortdauernde Durchhalten des Themas gegen die Paſſagen, einen Theil derſelben für zwei Pianoforte einrichtete, oder mit Orcheſter begleitete. Die Gelegenheit, mit Klengel oder Clementi zu ſpielen, deren wir oben gedacht, mochte ihn auch zu dieſer Einrichtung veranlaßt haben. Doch kam Berger ſpäter am liebſten wieder auf die urſprüngliche Geſtalt zurück, wo die Variationen ein für jene Zeit auch ungleich ungemein glänzendes, an den mannigfaltigſten Effekten reiches Concertſtück waren. Jetzt ſind freilich die verſchie-

denartigen Benutzungen des Instruments, durch Octaven, im Staccato, in springenden Accorden, Terzenpassagen ganz bekannte, von allen Autoren gebrauchte. Doch aus der Zeit, wo diese Variationen geschrieben sind (1803 oder spätestens 1804), möchte wohl schwerlich ein Werk herbeigebracht werden können, was so mannigfaltig und reich an darin wäre. Die meisten dieser späterhin von Vielen eingeschlagenen Wege hatte Berger damals sich selbst gefunden, so wie er denn auch noch in den spätesten Arbeiten immer neu schaffend blos in Berücksichtigung des Instruments geblieben (z. B. in den neuen Etüden) und niemals als Nachahmer des Modernen aufgetreten ist. Das Staccato z. B. auf einem Ton, möchte fast in keinem Werk früher nachzuweisen sein, als in diesen Variationen. Wir erinnern uns noch sehr gut, mit welchem Beifall die gegen acht oder zehn Jahre später erschienenen Variationen in F dur von Maria von Weber aufgenommen wurden — ein jetzt fast vergessenes Werk — worin zum erstenmale dieser Effect benutzt wurde.

Dem feineren Blick wird es sich übrigens auch aus der Art der Einführung und Benutzung leicht ergeben, daß viele der gedachten Mittel hier wenigstens in eigenthümlicher Weise angewendet, wenn auch nicht an sich eigene Erfindung sind. Dahin gehört z. B. die große Terzenpassage in der Variation Nr. 7, ferner die brillante Behandlung der Octaven mit dem Thema als Contrapunkt in der dritten Variation, und Anderes mehr. Weit mehr als diese interessanten Combinationen für das Instrument, die Bergers Vielseitigkeit als Virtuose bekunden, muß die Tiefe, der Reichthum und die Mannigfaltigkeit in der Harmonie und Melodie den Kenner, der sich nicht an der gefälligen Mode der Formen hält, mit Bewunderung erfüllen. Welch ein melodischer Reiz liegt in der Variation

Nr. 6., wie ſeelenvoll iſt er in der Variation Nr. 8. wie graziös in Nr. 10.; wie wechſelnd, und doch immer der Grundlage des Themas getreu, ſind die Geſtaltungen; wie weit überragen ſie die, nach blos techniſchem Herkommen, dutzend-, ja tauſendweis gemachten Variationen der Tagescomponiſten! Eine jede iſt auch ein erfundenes Meiſterſtück für ſich, und dürfte ſich ſelbſtſtändig als ſolches hinſtellen. Im höchſten Grade iſt dies in den weiter ausgeführten der Fall, die ihre Dimenſion nicht nach der Taktzahl des Themas nehmen. Hier wird dem aufmerkſamen Hörer noch etwas Anderes wahrnehmbar werden. Es unterſcheidet ſich eine ganz beſtimmte Characteriſtik des Stils darin. Sie iſt nicht Zufälligkeit, ſondern Abſicht. Berger hatte ſichs nämlich zur Aufgabe geſtellt, in einzelnen Variationen den Stil der berühmteſten Componiſten nachzubilden. Er führte dies jedoch nur in zweien vollſtändig durch, aber wir müſſen es bekennen, mit einer wunderwürdigen Meiſterſchaft. Die große freie Variation in F moll. (Nr. 15., Presto) iſt in Beethovens, die folgende, Adagio und alla Turca in Mozarts Weiſe gehalten. Mit welcher Sicherheit, wie tief in die Eigenthümlichkeit der großen Vorbilder eingehend, wie fein in den einzelnen Zügen, und doch zugleich wie ſelbſtſtändig, ohne irgend eine Nachahmung, ja ohne den Anklang nur einer Reminiscens, das wird jedes vorurtheilsfreie Kennerohr zu würdigen und zu bewundern wiſſen. — Nur ein Halbwiſſer und Halburtheiler kann in dieſem Verſuch, den Weg der höchſten Meiſter zu gehen, eine Stütze für Berger finden: jeder, der wahrhaft die Schwierigkeiten des Schaffens kennt, wird fühlen, daß die Aufgabe ſo gelöſt, eine Belaſtung der Kräfte iſt, die ſich nur der zumuthen konnte, welcher ſich in der vollſten Friſche des Beſitzes eigener Selbſtſtändigkeit fühlte. Denn es iſt keine

Nachahmung in den Formen, sondern eine im Geist; nicht die Manier ist äußerlich aufgefaßt, sondern der Stil, der seine Formen durch die Eigenthümlichkeit des Gedankens von innen herausbildet. Daher sind auch nicht Beethovensche oder Mozartsche Einzelnheiten, wie ausgerupfte Pfauenfedern darin anzutreffen, sondern das ganze Colorit ihrer Meister leuchtet uns daraus entgegen. —

In mehreren anderen Variationen ist die Aufgabe leichter behandelt, mehr Scherz, Versuch geblieben, theils weil die Natur der Meister, die Berger zum Vorbilde gewählt hatte, sich nicht so zur Wiedergabe auf dem Pianoforte eignete, wie z. B. Haydn, dessen Weise in einigen kleinen Variationen mehr angedeutet, als wirklich schöpferisch wiedergegeben ist, theils weil Berger überhaupt die Sache fallen, und sich mit zwei so im Innersten durchgearbeiteten Beispielen genügen ließ.

Man dürfte sich wundern, daß die Schlußvariation so gewissermaßen undankbar behandelt ist, in sofern man sie als den Gipfel eines zum öffentlichen Vortrag für das große und gemischte Publikum des Concerts bestimmten Musikstücks betrachtet. Dies ist aber ein neuer Sieg, den der Stolz des Componisten über die Eitelkeit des Virtuosen gewonnen hat. Es wäre Berger ein Leichtes gewesen, sich eine, alle früheren an Glanz überbietende Schlußvariation zu schreiben, denn sein, in jeder Richtung gewandtes Talent, wußte sich auch vollkommen in denjenigen zu bewegen, die eben das größere Publikum blenden; Clementi selbst hatte ihn, wie er öfters erwähnte, stets dazu aufgefordert, seinen Variationen auf solche Art einen ächten Concertschluß zu geben. Doch, wie gesagt, der Stolz des Musikers blieb Sieger; er wollte mit jener tiefsinnigen, ohne gelehrte Formen, doch so aus ächtester Musikgelehrsamkeit, d. h. aus der tiefsten harmonischen

Kenntniß geschaffenen Variation schließen! Und so möge das Werk denn auch jetzt mit diesem Schlußstein in die Welt gehen, wodurch es sich als das unsterbliche eines ächten Meisters bezeichnet. Und wahrlich nur dieses einen hätte es bedurft, um Berger die hohe Stellung zu geben, auf die er in der Geschichte der Kunst Anspruch machen darf, denn es ist umfassend nach zahlreichen Richtungen. Melodie, Harmonik, rhythmische Kunst, Strenge und Gelehrsamkeit des Satzes, entwickeln sich im vollsten Maaße darin, um darnach den Meister zu schätzen. Zugleich aber spiegelt es fast alle Farben der Seele ab, milde Unschuld, Anmuth und reizende Grazie, Heiterkeit, die sich zur genialsten Keckheit steigert, glänzende Fülle der Kraft, endlich wilde Leidenschaft und schwermüthige Schönheit! —

Ob es Bergers bestes Werk sei, wie er es selbst erachtete, wollen wir unausgesprochen lassen, doch es steht in der Reihe der besten, nicht nur seiner Schöpfungen, sondern aller dieser Gattung überhaupt.

Vierter Abschnitt.

Petersburger Clavierspieler. — John Field. — Bergers Urtheil über ihn im Vergleich mit neueren und neuesten. — Verheirathung. — Düsterer Wendepunkt des Lebens.

Nach einem längeren Aufenthalt in Curland und Esthland, führte endlich Clementi seine beiden jungen Zöglinge nach St. Petersburg. Unter der Aegide eines so berühmten Mannes wurden sie schnell bekannt, und erndteten auch reichliche Früchte ihres Talents. Sie ließen sich öffentlich mit großem Beifall hören, und bald gehörten beide zu den gesuchtesten Lehrern dieser reichen Residenz. Klengel besaß nicht Bergers tiefe Genialität, doch einen beharrlichen Fleiß, Kraft und Sicherheit, und ein elegantes,

glänzendes Spiel. Dazu unterſtützten ihn die Eigenſchaften einer ungemein beſtechenden Aeußerlichkeit. Willig erkannte Berger die Vorzüge ſeines Freundes an. Auch Klengel ſeinerſeits urtheilte rühmlich und richtig über Berger: „Er ſpielte nicht eben große Schwierigkeiten, doch das Kleinſte ſo, daß es ſchwierig wurde, es ihm nachzuſpielen.“

Die Zeitgenoſſen Bergers, was die Clavierwirtuoſität anlangt, waren außer Klengel, vorzüglich Zeuner, Ries, Steibelt, und vor Allen Field. Schon Clementi (der ſich nur kurze Zeit in Petersburg aufhielt, und ſeine neuen Schüler dort gewiſſermaßen habilitirte), hatte ihm viel von der außerordentlichen Anlage dieſes lezteren, ſeines trefflichſten Schülers, geſagt; Berger fand jede Erwartung noch weit übertroffen. Wie in ſeine edle Seele überhaupt nie die geringſte Spur eines künſtleriſchen Neides drang, ſo gab er ſich auch hier nur der freiſten, offenſten Bewunderung hin, unbekümmert, ob der Glanz des Kunſtgenoſſen ihn überſtrahle oder nicht. Wo ein Verdienſt war, da war Berger gewiß der erſte, es freudig anzuerkennen: doch konnte er allerdings nicht immer das für hohes Verdienſt halten, was andern ſo erſchien, und deshalb iſt er wohl manchem falſchen Urtheil ausgeſetzt geweſen. Field's Verdienſt, oder beſſer ſein Genie als Spieler und Componiſt für dies Inſtrument, erfüllte ihn mit Begeiſterung. An Gediegenheit des Spiels, an edlem, feſtem Maaß, zog er Clementi vor; doch an glänzender Fertigkeit, an Reiz des Anſchlags und Vortrags ſtellte er Field ungleich höher. — Hatte daher Clementi's Unterricht ihm eine feſte Grundlage, eine gediegene Richtung gegeben, ſo diente Field's Beiſpiel ihm zum Sporn, dieſen ſicheren Conturen des Schönen die ſauberſte Auszeichnung und feinſte Schattirung zu geſellen. Field's Compoſitionen, die ſchönen, viel zu wenig gekannten Concerte, und vor allen die reizenden Notturnos, die man

in neuerer Zeit nur durch Häufung der Mittel überboten hat, ohne ſie in reiner Wirkung zu erreichen, geſchweige zu übertreffen: dieſe Compoſitionen trug Berger mit gleichem Eifer der Ausbildung bis in die kleinſten Details, wie ſeine eigenen vor. Oftmals erzählte er mir, welch einen feſſelnden Zauber Field durch ſein Spiel auf ihn geübt; wie ihm Alles, was er nach ihm gehört habe, trotz der Staunen erregenden Sicherheit und Fertigkeit der neueren Virtuoſen, doch nur roh erſchienen ſei gegen die edle Grazie und Vollendung in dem Spiel dieſes großen Meiſters. Und doch war er nicht blind gegen ihn, erkannte ſeine Schwächen vollkommen. Er gab zu daß Field (eben ſo wie Duſſek) niemals eigentliches Feuer beſeſſen, daß ſein Hang zum graziöſen, vollendet rein ausgeprägten Spiel zu weit gegangen ſei, und ihn dem Vortrage energiſcher Werke, z. B. Beethoven's, ſogar feindſelig gemacht habe. Doch war auf der andern Seite ſeine Sicherheit, Kraft, Rundung in gewaltigen Paſſagen eben ſo groß, als ſeine Leichtigkeit, ſein Hauch in der Behandlung des Graziöſen und Zarten. Es ſchien, daß er bald das eine, bald das andere vorzugsweiſe geltend machte. So erzählte Berger, daß, bald nach ſeiner Ankunft in Petersburg, Field das Concert in C moll von Duſſek *) in ſeinem Concert ſpielte, wobei er ihn zum erſtenmale öffentlich hörte. Field trug dies Concert mit einer Anmuth, einem Reiz der Verſchmelzung vor, der Berger entzückte, und ihn bewog, von Stunde an ſich daſſelbe ganz in ähnlicher Weiſe einzuſtudiren. Und in der That ſpielte Berger gerade dieſes Concert wahrhaft wunderwürdig. Field

*) Ein Meiſterwerk an ſchöner geſangreicher Behandlung des Inſtruments, wie an wirkungsvollem Periodenbau vollendeter Paſſagen, das unſern jetzigen Klavierſpielern, in Beziehung auf Stil und Vortrag, eine gewaltige Aufgabe darbieten würde.

ging nach Moskau. Ein Jahr darauf kehrte er nach Petersburg zurück und wählte wiederum dieses Conzert zum öffentlichen Vortrage. „Ich konnte," sagte Berger, „die Zeit kaum erwarten, es zu hören und diesen Eindruck zauberischen Reizes in mir zu erneuern. Doch — Alles war fort. Field spielte wie ein Gigant, mit einem Rollen, einer Kraft, einer eisernen Stärke und Gleichmäßigkeit der Passagen, die Alles in das äußerste Staunen versetzte. Doch er vernachlässigte den melodischen Theil ganz, so daß es ein völlig anderes Musikstück geworden war, den Spieler jedoch auf einem anderen Gebiet eben so groß, ja vielleicht noch größer erscheinen ließ."

Ich könnte hier noch viele einzelne Fälle anführen, in welchen Berger den Eindruck, den Field's Spiel bei besonderen Gelegenheiten auf ihn gemacht hatte, nicht genug schildern konnte. Leider ist es bekannt, daß dieser eminente Virtuos sich in einer wüsten Lebensweise überhaupt völlig verwahrloſete, und dadurch auch bald den Glanz und den Schmetterlingsstaub der Zartheit völlig von den leichten Flügeln seiner Virtuosität abstreifte, während die starken Fittige derselben einknickten. Daher kommt es, daß er in späteren Jahren, wo er Rußland verließ und Reisen machte, als eine verblühte Schönheit erschien, in der kaum diejenigen, welche sie in ihrem Jugendreiz gekannt, die Spuren jener Züge wiederfinden, wodurch sie einstmals so unwiderstehlichen Zauber geübt. —

Berger jedoch, der ihn in seinem Glanz gekannt, blieb bis an das Ende seines Lebens der Ansicht, daß John Field der größte Klavierspieler sei, den er gehört habe, und keine Art der modernen Fertigkeit, weder jene geregelte Vollendung Hummels und Kalkbrenners, oder die brillante, charakteristische Gediegenheit Moscheles, noch die auf ganz anderen, anomalen Bahnen so ausgezeichneten Vir-

tuositäten eines Chopin, Thalberg und Henselt, änderten sein Urtheil, obwohl er allen diesen die völligste Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Thalberg war der letzte jener berühmten Virtuosen den er gehört, und an dem er den hohen Grad technischer Vollendung mit lebhafter Aufwallung bewunderte, obwohl ihm dessen Spiel schon darum kein höheres Interesse einflößen konnte, weil es sich nur in zu mechanischen Aufgaben bewegte. Er sagte: Ob er ein großer Spieler ist, muß er erst an einem großen Meisterwerke zeigen; da muß er die höchste und letzte Eigenschaft bewähren, den Stil. — Henselt schätzte er höher als Thalberg, des größeren Interesses wegen, welches ihm dessen Compositionen einflößten, und auch wegen des Vortrags einiger Beethovenscher Sonaten. Ihm erkannte er eine schöne Anlage zum Stil zu, die aber nicht gehörig herausgebildet worden, und an eigensinnig gestellten Detail-Aufgaben zu scheitern drohe. Ueber Chopin kenne ich sein Urtheil nicht genau genug: doch rühmte er elegante Zartheit an ihm, klagte aber über ein gewisses zu schnell spielen, das er überhaupt haßte, da es nicht sowohl darauf ankomme, daß wirklich Alles was vorgeschrieben sei gespielt werde, sondern daß es sich auch dem Hörer klar darstelle, was sehr oft, bei noch so geregelter Ausführung, durch zu große Schnelligkeit verloren gehe. — Liszt hat er niemals gehört. —

Man vergebe diese Vorausnahme, die uns hier am Ort zu sein schien, obwohl wir später noch theilweis auf dieses Thema zurückkommen, wenn es sich davon handeln wird, Berger's eigne Virtuosität und seine Schule näher zu charakterisiren.

Um in dem Bericht über seinen äußeren Lebenslauf fortzufahren, so gestaltete sich dieser von jetzt an sehr glücklich. Er war, wie schon vorher erwähnt, bald in

Ruf; hatte als Lehrer ſo viel zu thun, daß er es kaum beſtreiten konnte. So ſchien denn ſeine Zukunft hinlänglich ſicher geſtellt, um nun auch an die Erfüllung der theuerſten Wünſche ſeines Herzens zu denken, die nur in der Vereinigung mit derjenigen beſtanden, die er jetzt in neunjähriger Prüfungszeit mit unwandelbarer Treue geliebt, und eben ſo wieder geliebt worden war. Seine Heirath wurde feſtgeſetzt. Die Braut faßte den, immer ſchweren, Entſchluß, ihre Vaterſtadt, das freundliche Frankfurt, mit dem unwirthbaren Klima von St. Petersburg zu vertauſchen, und reiſte im Jahre 1807 dahin ab. Berger kam ihr bis auf die Hälfte des Weges entgegen; in einem curländiſchen Dorfe wurde der Bund prieſterlich eingeſegnet, welcher ihm nicht nur die treueſte, liebendſte Gefährtin zugeſellte, ſondern auch eine, die von dem, was ſeinem Leben die höhere Bedeutung gab, von der Kunſt, bis zur innigſten Verſtändniß durchdrungen war. Wie hoch Berger ſie als Sängerin hielt, haben wir ſchon erörtert. Mag die Liebe einen kleinen Antheil an der Gunſt dieſes Urtheils gehabt haben, ſo war doch der Künſtler zu groß, zu einſichtsvoll, als daß er ſich um ein Bedeutendes hätte täuſchen ſollen. Wir dürfen alſo wohl annehmen, daß Berger Recht hatte, wenn er behauptete, die großen Schöpfungen Mozart's, die Arien Annas, Paminas, der Vitellia und des Sextus nie ſo ſchön mit ſo naturwahrem Ausdruck, ſo zwangloſer Beweglichkeit gehört zu haben. Mag denn alſo ſeiner Gattin hier auch als einer Künſtlerin gedacht werden, die wenigſtens die Stufe ächter Würdigung des Kunſtſchönen erlangt hatte.

Mit dem Tage ſeiner Verbindung krönte ſich Berger's glücklicher Lebenslauf. Für Jeden mag dieſer Moment des Daſeins ein Gipfelpunkt ſein, doch nicht für Jeden ſcheidet ſich damit die Lebensbahn ſo entſchieden in

eine sonnige und eine dunkle Hälfte! Leider aber für unsern Freund! Denn das Glück, dem sein ganzes bisheriges Streben nachgerungen hatte, sollte, kaum erlangt, ihm grausam wieder genommen werden. Nicht ein volles Jahr blieb er im Besitz der liebenden Gattin! Sie wurde Mutter; doch das Wesen dem sie das Leben gab, kostete das ihrige, und — welkte ihr bald nach! —

So stand er tief vereinsamt, war im innersten Kern seines Daseins tödtlich getroffen, und, wir dürfen wohl sagen, er hat diese Wunde niemals verschmerzt!

Von nun an bemächtigte sich seiner jener düstre Geist, der seine Lebensbahn schwer trübe umwölkt hielt, ihm nur einzelne, warme Sonnenblicke gönnte. Selbst die heitersten Tage blieben nicht ohne einen leisen, schaurigen Schatten, der oft plötzlich überhin gleitete, und eine Saite der Wehmuth berührte, die tief in der Brust nachklang! Wohlthuende Wendungen seines Geschickes, glückselige Ereignisse, hätten den finstern Dämon vielleicht bannen mögen; sie traten nicht ein! — So haben wir denn von jetzt an die wehmüthige Pflicht, die Nachtseite seines Lebenslaufs zu schildern, aus der sichs erklärt, warum so reiche Keime und Blüthen des Genius, von so glücklicher Sonne gelockt, doch nur zu so einzelnen, zwar köstlichen, aber allzuseltenen Früchten gediehen!

Fünfter Abschnitt.

Kunstzustände in Petersburg. — Sonaten in F. und Ro dur. — Politische Ereignisse. — Privathaß. — Flucht aus Rußland.

Der Aufenthalt in St. Petersburg war für Berger jetzt dem in einem öden Grabgewölbe gleich, dem er nicht zu

entrinnen vermochte, weil es zugleich Alles was er liebte, umschloß. Dehnten sich diese fesselnden Bande auch nach und nach weiter aus, und gestatteten sie ihm einen Blick in den Umkreis der lebenden Welt, so erschien ihm diese doch in ein dunkles, feindliches Nebelgrau gehüllt, in das kaum der milde Genius der Kunst einen Schimmer von Licht und Wärme zu werfen vermochte. Doch die mächtigste aller Lehrerinnen, die Gewohnheit, ließ ihn endlich auch in diesem schweren Dunstkreis des Daseins wieder leichter athmen; und zugleich hielt sie ihn mit wohlthuender Fessel, in den Geleisen einer einmal eingeschlagenen Bahn der Lebensthätigkeit. Er wirkte als Lehrer fort, und auch zu den mechanischen Forderungen und Opfern die die Virtuosität verlangt, blieb ihm die Kraft übrig. Doch bevor er sich wieder zu freierem Flügelschlage in den höheren Gebieten der Kunst erhob, gingen wohl Jahre dahin!

Verstrichen diese gleich unter düster bewölktem Himmel, der der schöpferischen Kraft nicht günstig war, so wurden sie doch befruchtend in mancherlei Art für Berger. Es wird hier an der Zeit sein, seiner musikalischen Beziehungen in Petersburg zu gedenken. Von allen Ländern Europa's war Rußland in jener Zeit dasjenige, wohin sich, trotz der unwirthbaren Steppen desselben, die Kunst flüchtete, und hier die begünstigendste Heimath fand. Denn der Krieg, der durch ganz Europa tobte, und namentlich Deutschlands Auren zerstampfte, jagte die scheue Muse bis in diese fernen Himmelsstriche, wo sie, wenn auch keine milde Sonne, keinen ewig heitern Himmel, doch Schutz gegen die verheerenden Ungewitter des aufgestürmten Ares fand. Daher waren die künstlerischen Beziehungen in der fernsten Hauptstadt damals die lebhaftesten und reichsten. Berger verkehrte außer mit den schon früher genannten Virtuosen seines Instruments dort vorzüglich mit dem Componisten

Johann Heinrich Müller*), den er für einen der unterrichtetſten und gründlichſten Harmoniker erklärte, die er je gekannt. Derſelbe wurde noch in ſpäteren Jahren, veränderter Lebenspläne halber, Berger's Schüler auf dem Pianoforte, und brachte es, obwohl er, da er zuvor nie Klavier geſpielt, von den erſten Anfangsgründen beginnen mußte, doch in wenigen Jahren zu einer ſehr achtbaren Fertigkeit. Field ſoll außerdem, daß er Müller's Schüler geweſen, auch ſpäter bei der Inſtrumentation und überhaupt bei der Ausarbeitung ſeiner Concerte für's Pianoforte Müller's Kenntniſſen und praktiſcher Hülfe viel zu danken gehabt haben. —

Einheimiſch waren damals, wenigſtens auf längere Zeitabſchnitte, in Petersburg Carl Möſer, Louis Maurer, Romberg, Rode — Lafont, Baillot, ließen ſich hören. Die Blüthe der Virtuoſitäten ſeines Zeitalters lernte Berger auf ſolche Weiſe näher kennen, und kam mit allen dieſen Künſtlern in genauere Beziehungen. Unter den in Petersburg einheimiſchen, ſind noch die Gebrüder Guget, Virtuoſen auf dem Horn, zu nennen, die Berger als Künſtler ungemein hoch ſchätzte, und ſich ſpäter auch bei ihren Reiſen nach Deutſchland ſehr freundlich und gaſtlich gegen ſie erwies. Es würde zu weit führen, die Urtheile Berger's über alle dieſe Virtuoſen einzeln mitzutheilen, ſo geiſtreich und treffend ſie auch waren. Doch darf es nicht unangeführt bleiben, daß er Rode den Preis vor Allen, nicht allein als Violinſpieler, ſondern auch als Virtuos überhaupt anerkannte. Ueber den Adel des Vortrags, über

*) Man vergleiche dieſen Biographen im Conversationslexikon der Tonkunſt, wo jedoch die Art, wie derſelbe nach im 25. Jahre das Klavierſpiel erlernte, nicht ganz richtig angegeben iſt: er wurde nicht Autodidakt, ſondern Berger's Schüler.

den Stil ging ihm nichts; keine noch so glänzende Fertigkeit konnte ihm diese geistigste Eigenschaft der Virtuosität ersetzen. Und darin stellte er Rode so außerordentlich hoch. „Sein edles Feuer, wie sein zarter Schmelz" äußerte er sich ungefähr über ihn, „waren gleich hinreißend. Nie habe ich einen so vollen edlen Ton gehört; niemals einen Virtuosen gekannt, der so vollständig jede Ungehörigkeit und Geschmacklosigkeit aus seinem Spiel verbannt, und die höchste Kunst so in der höchsten Einfachheit gesucht hätte." Wer Berger näher gekannt hat, wird besser zu würdigen wissen, in welchem Sinn diese Worte zu verstehen sind. Sie schlossen keineswegs die Anerkennung und Werthschätzung großer technischer Fertigkeiten aus, doch sollte es nach Berger das höchste Ziel derselben sein, alles in unnachahmlichster Vollendung wiederzugeben. Es war das Streben, das er selbst hatte, und was Klengel, wie wir oben erwähnten, richtig so bezeichnete: „Er spielte das Leichteste so, daß es schwer war, es ihm nachzuspielen." So behauptete Berger, und gewiß nicht mit Uebertreibung, von allen Virtuosen auf der Violin, die er vor und nach Rode gehört, sei keiner im Stande gewesen, die ersten zwei Takte des Quartetts in D moll von Mozart so hinreißend edel zu spielen wie dieser, und keiner hätte es wagen dürfen, nach ihm die Violine in die Hand zu nehmen, um diesen oder einen ähnlichen Satz vorzutragen. —

Auf solche Weise mannichfaltig wieder von den bedeutenderen Erscheinungen in der Kunst angeregt, kehrte auch der Drang zur Composition in Berger's Seele zurück. Aus dieser Zeit stammen, außer mehreren kleineren Arbeiten, die zwei großen Sonaten in F dur und Es dur, beide bei Schlesinger erschienen, und ein Theil seiner Etüden, besonders jenes ersten Heftes, das er in Berlin bei Christiani herausgegeben. Die Sonate in F dur war ursprünglich

als Trio für's Pianoforte und zwei Hörner (für die Gebrüder Gugel) entworfen. Warum er späterhin von diesem Plane abwich, iſt mir entfallen. Die Klavierſpieler dürfen es ihm Dank wiſſen, denn ſie ſind auf dieſe Weiſe in den Beſitz eines ſelbſtſtändigen Tonſtücks gelangt, das an geiſtreicher Grazie, an glänzendem Humor, wie an romantiſcher Melodik wenige ſeines Gleichen hat. Doch geben wir der Sonate in Es den Vorzug, und halten ſie, zumal das erſte Allegro, für die beſte Berger's, obwohl er ſelbſt die große Sonate in C moll (Sonate pathétique), welche urſprünglich älter als jene, aber oft umgearbeitet iſt, voranſtellte. Was uns für die in Es beſtimmt, iſt der rein ſchöne Stil derſelben; denn von allen Aufgaben iſt die ſchwierigſte, die Darſtellung der reinern idealen Schönheit, ohne eine beſonders hervorgehobene in das Gebiet der Anmuth oder Erhabenheit hinüber greifende Charakteriſtik. —

So verſtrichen die Jahre allmählig ohne bedeutende Ereigniſſe für Berger's nächſte Exiſtenz. Um ſo gewaltſamer waren die erſchütternden Kataſtrophen der Weltgeſchichte, und endlich kam auch die Reihe an Rußland, nicht mehr der ferner ſtehende Zuſchauer und Mitwirker des großen blutigen Dramas zu ſein, ſondern ſeinen noch unberührten Boden zum Hauptſchauplatz deſſelben werden zu ſehen. Napoleon rüſtete ſeine rieſenhaften Heermaſſen, und pochte mit ehrner Fauſt an die Pforten des ungeheuren Reichs. Bald wurde auch hier alles aus den bisherigen Verhältniſſen gerüttelt, und was noch ſo feſten Beſtand zu haben ſchien, wankte, ſtürzte. Zu den eigenthümlichen Wirkungen, welche der Ausbruch dieſes Krieges im Innern Rußlands übte, gehörte auch ein allgemein erwachender Haß und Verdacht gegen alle Fremde, ohne Rückſicht auf das Land aus dem ſie kommen. Obgleich die meiſten Ausländer

vorzüglich die Deutſchen, gewiß innerlich Bundesgenoſſen Rußlands waren, und nichts weniger wünſchten und erſtrebten als den Sieg Napoleon's, ſo traf jener Verdacht doch auch ſie, und ſetzte ſie nicht ſelten wirklichen Gefahren und Verfolgungen aus. Viele mußten Rußland verlaſſen, weil der geringere Theil der Gebildeten und Vernünftigen ihnen keinen hinreichenden Schutz gegen dieſe Volksſtimmung gewähren konnte. Auch Berger ward von dieſer Feindſeligkeit bedrängt; vielleicht zu ſeinem Glück, da er, aus eignem Antrieb, Entſchlüſſe zu faſſen, die große, entſcheidende Umgeſtaltungen ſeines Lebens mit ſich führten, durch ſeinen Charakter wenig geeignet war, und daher vielleicht, ohne von äußerlichen Umſtänden gedrängt zu ſein, Rußland niemals verlaſſen hätte. Doch vereinigten ſich für ihn auch noch andere wunderliche, geheimnißvolle Umſtände, um ihn zu einem ſchnellen Entſchluß zu beſtimmen. Seinen Erzählungen nach, die jedoch vielleicht auch mehr auf hypochondriſche Vermuthungen, als auf wirkliche Thatſachen und Beweiſe geſtützt waren, verhielten ſich die Umſtände ſo: Ein vornehmer Ruſſe war ihm eine anſehnliche Summe ſchuldig geworden, und, nach einer Sitte, die leider jetzt noch häufiger geworden ſein ſoll, als damals, verſuchte derſelbe ihm die Bezahlung zu verweigern, wohl wiſſend, wie ſchwer es in Rußland halte, zumal aber für einen Ausländer, ſich durch das Recht Recht zu ſchaffen. Berger war indeſſen klagbar geworden, und, durch andere hochgeſtellte, entweder würdig denkende, das Recht wollende, den Künſtler hochſchätzende, oder ſeinem Gegner feindlich geſinnte Männer unterſtützt, war es ihm gelungen, einen günſtigen Rechtsſpruch, oder gar, wenn ich nicht irre, ſeine volle Befriedigung zu gewinnen. Doch der Verurtheilte, über dieſen Ausgang erbittert, verfolgte Berger heimlich, nach deſſen Vermuthung wenigſtens, und ſtellte

ihm sogar nach dem Leben. Eines Abends, als Berger durch ein im Bau begriffenes, unbewohntes Gebäude ging, wurde er mörderisch angefallen. Er bekam einen Schlag mit einem Knüttel in den Nacken, der vielleicht dem Kopf gegolten hatte. Da der Versuch in seinem Beginn fehlgeschlagen war, fand Berger Zeit durch einen Seitensprung aus dem gefährlichen dunkeln Raum, in dem er sich befand, einen helleren zu erreichen und Hülfe herbeizurufen. Sie war in der Nähe; der Thäter floh, ohne daß man seiner in der Dunkelheit habhaft werden, noch ihm sonst beikommen konnte. Berger schrieb diesen Anfall, wir lassen ununtersucht, ob mit vollem Grunde, seinem Gegner zu. Es waren ihm überdies anonyme Warnungen und Drohungen zugegangen, und endlich rieth ihm einer der höheren Polizeibeamten selbst, die Stadt lieber für den Augenblick zu verlassen, als sich einer ferneren Gefahr auszusetzen, gegen die man ihm keinen Schutz gewähren konnte. So gedieh denn der schon vielfach erwogene und in Aussicht gestellte Beschluß, Petersburg zu verlassen, zur plötzlichen Reise. Doch auch dies war, besonders aber die Reise, nicht ohne Gefahr, und selbst das Erlangen der Pässe in den unruhigen Zeitläuften schwierig. Einer der hohen Freunde und Verehrer des Künstlers schaffte indessen Rath und sandte ihn als Courier mit einer Depesche nach Schweden, wohin Berger sich zuerst wenden wollte.

Im Jahre 1812 also verließ er das Land, in dem er die glücklichsten und schwersten Tage gesehen, manches Grabe erlebt, manches Schwere errungen hatte; er verließ es, wie jede Stätte eines längeren Weilens, nicht ohne Wehmuth. Ist doch der Mensch so geartet, daß die Gewohnheit ihn selbst an die kalte Scholle, auf der er, unzusammenhängend mit ihr, sich angesiedelt hat, durch allmählig keimende Wurzeln fesselt, die sein Losreißen nicht

ſchmerzlos laſſen. Vollends aber wo viele und bewährte Freunde die Zweige und Ranken ihres Lebensbaumes mit denen des unſrigen eng verflochten haben, wo aus geliebten Gräbern winkende Schatten heraufſteigen, flüſternde Geiſterſtimmen uns ein Lebewohl nachhauchen! —

Sechster Abſchnitt.

Aufenthalt in Stockholm. — Frau von Stael. — A. W. Schlegel. — Variationen über ein ſchwediſches Volkslied. — Reiſe nach England. — Verhältniß zu Cramer. — Sonate in C-moll. — Würdige Stellung Bergers zu den höheren Künſten. — Feier der Schlacht von Waterloo. — Sehnſucht nach der Heimath. — Rückkehr.

Bergers Weg ging durch Finnland nach Stockholm. Auf dem ſchwediſchen Boden angelangt, waren alle Schrecken, die von dem ruſſiſchen noch etwa nachdrohen mochten, verſchwunden, und er fühlte ſich wieder frei und wohl. Schweden ſollte nur ein Durchgangspunkt für ihn ſein; England, wo ſein alter Lehrer Clementi ihn zum zweitenmale unter ſeinen ſchützenden Auſpicien die künſtleriſche Heimath öffnen konnte, war das eigentliche Ziel der Reiſe. Doch blieb Stockholm ein merkwürdiger Punkt für ſeine geiſtigen Beziehungen, da er dort unter andern künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Berührungen von Intereſſe auch mit Frau von Stael und Auguſt Wilhelm von Schlegel bekannt wurde. Die erſte hatte in ihrer, wenn auch ſchroffen, doch lebendig, feurig geiſtreichen Weiſe einen unauslöſchlichten Eindruck in ihm zurückgelaſſen. Schlegels abſolut unmuſikaliſcher Sinn bot ihm freilich gar keine näheren Beziehungen zu demſelben dar, doch nahm er einen zu lebhaften Antheil an allen Richtungen und Regungen geiſtiger Thätigkeit, als daß er die Begeg-

nung mit dieſem bedeutenden Manne nicht gleichfalls ihrem Werthe nach gewürdigt hätte, obwohl er in Beziehung auf deſſen kritiſches Verhältniß zu Göthe und Schiller ein literariſcher Gegner deſſelben war. Ein gegenſeitiges Verhältniß der Werthſchätzung kann wohl kaum ſtattgefunden haben; doch dies verringert Bergers Bedeutung nicht. Denn ihm darf man es ehrenvoll zurechnen, die hohe Gültigkeit des Schriftſtellers richtig gewogen zu haben, während es Schlegel verſagt blieb, den muſikaliſchen Künſtler eben ſo richtig zu würdigen, der auf ſeinem Gebiet gleichfalls einen ſo hohen Werth behauptete.

Berger ließ ſich in Stockholm öffentlich hören, und trug außer einem Concert, das er ſich geſchrieben, auch die Variationen über ein ſchwediſches Volkslied vor, die eine der älteren Publikationen, nicht Compoſitionen, deſſelben bilden. Wir werden auf das Concert, welches zu dem Nachlaß gehört, ſpäter zurückkommen, halten es aber jetzt an der Zeit, einige Worte über dieſe ſchönen Variationen zu ſagen, die in Berlin bei Chriſtiani im Stich erſchienen und jetzt in Hofmeiſters Verlag übergegangen ſind. Das Thema iſt ächt, d. h. ein wirkliches Volkslied, ob ein ſchwediſches oder norwegiſches, müſſen wir jedoch unentſchieden laſſen: es iſt aber von außerordentlicher Schönheit. Die Eigenthümlichkeit des Rhythmus, ſo hervortretend ſie iſt, erſcheint ganz zwanglos; ſie ſoll eine Bewegung ausdrücken, die bei einem mit dem Liede verbundenen Tanz gemacht wird. Der ſanft melancholiſche Reiz der Melodie trägt zwar die allgemeine Phyſiognomie ſkandinaviſcher Volkslieder, iſt aber doch ſo individuell, daß man es nicht zum zweitenmal zu hören braucht, um es nie wieder zu vergeſſen. Es iſt bekannt, daß Karl Maria von Weber daſſelbe Thema ebenfalls zu Variationen gewählt hat, die mit zu ſeinen gediegenſten gehören. Und

doch, — man vergleiche! Der Reichthum in Bergers Variationen, die Originalität der Gedanken, die, obgleich auf denselben Stamm gepfropft, doch in so reizender Mannichfaltigkeit erblühen! Und dabei nirgend etwas Erzwungenes, überall der freiste Erguß, keine erquälte Wendung, wie sie uns jetzt so häufig peinigen. Die große Variation Alla marcia mit ihrer prachtvollen Ausweichung in F-dur, ist, mit dem mächtigen Feuer vorgetragen, das Berger in die Exekution legte, von einer Wirkung, wie sie kaum irgendwo wieder, selbst in den effectreichsten neueren Glanzstücken anzutreffen ist; vollends die Tiefe der Composition in Anschlag gebracht! Nur in der freien Phantasie erscheinen leicht einige Längen, wenn der Vortrag im Sinn des Componisten, der sich jedoch für denjenigen schwer herausfindet, der ihn nicht aus traditioneller Ueberlieferung hat, sie nicht ausgleicht. Ich erinnere mich, daß Bernhard Klein, der nicht immer willig Bergers Größe und Ueberlegenheit im eigentlichen Schaffen anerkannte, ganz begeistert von diesen Variationen war, als Berger sie ihm einst in meiner Gegenwart in glücklichster Stimmung vorspielte. Er schaffte sie sich sogleich an, und bei aller seiner Feindseligkeit gegen das Virtuosenthum, und die sklavische Mühe des Uebens, wodurch es doch allein errungen werden kann, spielte er sie doch mehrere Wochen täglich mit ausdauernder Beharrlichkeit. Wer Kleins Charakter gekannt hat, wird wissen, welch ein Maaß der Freude an der Sache dies bei ihm voraussetzte.

Von Schweden ging Berger nach einem Aufenthalte von einigen Monaten nach dem glücklichen, freien, stolzen England hinüber, das damals der einzige Damm in dem brausenden Weltmeer des Kriegsgetümmels war, an dem sich die Alles verschlingende Woge der Napoleonischen Heeresgewalt brach. Von dort her nahm Berger in der Folge

den Maaßstab ſeiner politiſchen Geſinnungen, die einen ſo weſentlichen Moment ſeines Charakters bilden, den wir für jetzt noch bei Seite laſſen müſſen, um den äußerlichen Faden der Darſtellung nicht noch häufiger zu zerreißen, als es vielleicht ſchon geſchehen iſt.

Berger fand in England die wohlwollendſte Aufnahme bei ſeinem alten, ihm nun zum Freunde gewordenen Lehrer Clementi. Bald ſah er ſich auch von andern berühmten Muſikern gekannt und hochgeehrt, beſonders von Cramer und dem gelehrten Dr. Crotch. Cramers Etüden, die Berger ſchon in Petersburg mit beſonderer Vorliebe ſtudirt hatte, und die, vorzüglich durch ihn, ſpäter in Norddeutſchland bekannt wurden, gaben ihm eine eigenthümliche Beziehung mit dem Componiſten derſelben. Er ließ ſie ſich von dieſem ſpielen, modificirte darnach theils ſeine Auffaſſung, theils ſuchte er ſie geltend zu machen. Cramer mußte der Genialität derſelben, wie der ſeinen Geſchmacksbildung, die daraus hervorging, volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen, noch mehr aber Bergers Ueberlegenheit in einem einzelnen Theile der Virtuoſität, in der Fingerſetzung anerkennen. Dieſe hatte er in der That bis zu einem ſeltenen Grade der Meiſterſchaft ſtudirt, ſo daß er nicht nur überraſchende Effecte, zumal im gebundenen Spiel, dadurch hervorbrachte, ſondern auch Dinge als möglich erſcheinen ließ, die Erſtaunen erregen mußten. Wie es ſo oft zu ſein pflegt, ſo war die Noth hier ſeine Lehrerin geweſen: denn er hatte eine ſo kleine Hand, daß es ihm ſchwierig wurde, die Oktave zu ſpannen; um dieſen Mangel zu erſetzen, mußte er alle Erfindungsgabe aufbieten, und erreichte wirklich durch ſeine geſchickten Combinationen mehr, als Andere durch ihre günſtigeren Naturanlagen. Berger bedurfte der Fingerſatzkunſt ſo viel öfter als andere, und daher brachte er es zu einer ſo ausge-

zeichneten Meisterschaft darin. Den schlagendsten Beweis davon findet der Sachkundige in der Ausgabe der Cramerschen Uebungen mit Bergerscher Fingersetzung, wo (wie z. B. in der dritten Uebung in der linken Hand) durch Ablösung und künstliches Untersetzen ein vollkommenes Binden sogar da erreicht wird, wo sich nach Bergers Bericht der Componist selbst mit einem geschickten Springen behalf. Die Vorbereitung zu einer solchen Möglichkeit beginnt aber oft schon vier, fünf Takte vor der eigentlichen Schwierigkeit. — Setzte Berger sich so bei den größten Meistern seines Instruments durch seine Wissenschaft des Klavierspiels in Achtung, so geschah es noch mehr durch sein von Geist und Feuer durchdrungenes, durch Anmuth belebtes Spiel, welches damals wohl in seiner größten Blüthenhöhe war. Noch mehr imponirte er aber als Componist, und trat auch bald als solcher in die Oeffentlichkeit, was bisher, außer mit einigen Jugendversuchen, noch gar nicht der Fall gewesen war. Abermals ein Beweis, wie es des äußeren Anstoßes bei ihm bedurfte. Denn Clementi, der, nachdem die Virtuosität bei ihm zurückzutreten anfing, mit seinem thätigen, unternehmenden Geiste eine Instrumentenfabrik und zugleich eine Musikhandlung gegründet hatte, wollte das große Talent eines Schülers, auf den er stolz sein durfte, nicht unerkannt lassen. Er drängte ihn zur Herausgabe seiner Compositionen, und so erschienen denn rasch hintereinander die große Sonate in C moll die durch ihren gehaltenen Stil so meisterhafte Toccata, ein reizendes Rondeau pastorale, der feurige „Pyrenäen-Marsch" und die Fuge mit Präludium in D moll, ein Werk, welches ein Meister im strengen Satz, wie Bernhard Klein, für eins der vollendetsten erklärte, was den Verein des Contrapunktes mit der Freiheit der Erfindung anlangt. — Man sieht wie eifrig auch der Musikhänd-

ler Clementi diese Herausgabe der Bergerschen Werke betrieb, weil er wohl wußte, was er that.

Der Pyrenäenmarsch veranlaßt uns, die eigenthümliche Art seiner Entstehung zu erzählen. Er verdankt diese, und seinen Namen, dem Siege des Herzogs von Wellington bei Vittoria. Die Nachricht davon war eben eingetroffen, und erregte einen jubelnden Enthusiasmus in London. Berger befand sich bei Clementi im Laden, als ein Freund dieselbe mittheilte. Der speculative Kopf des alten Italieners behielt Ruhe genug, um dem Enthusiasmus einen finanziellen Vortheil abzugewinnen. Er rief sogleich aus: „Das ist eine Gelegenheit, die man ergreifen muß. Es muß darauf etwas componirt werden, — ein Marsch, den wir danach taufen. Berger, Sie müssen einen Marsch liefern, auf der Stelle muß er erscheinen." — Berger, dessen Natur sich gegen nichts so sehr sträubte, als gegen ein augenblickliches Entschließen und Handeln, hatte Bedenklichkeiten. Clementi wurde nun um so eifriger; auf der Stelle sollte sich Berger hinsetzen und etwas aufs Papier werfen. „Die Kritik kommt lange nach dem Erfolg," rief er aus. Berger sträubte sich noch weiter; es falle ihm nicht gleich ein gutes Thema ein; bei solcher Gelegenheit dürfe man nur das Beste darbringen, und was der Ausflüchte mehr waren. Doch Clementi ließ nicht nach, brauchte seine Autorität als Lehrer, und gab dem alten Schüler das Thema, indem er rief: Voilà un thème de Mozart! und den Anfang des geistreichen Concerts in C dur summte:

So zwang er ihn, halb mit Scherz, halb mit Ernst, wirklich auf der Stelle an die Composition zu gehn. Und zwei

Tage darauf wurde der Pyrenäenmarsch in vielen tausend Exemplaren durch ganz London verbreitet, und in jeder Form des Arrangements an allen öffentlichen Orten gespielt.

Die Erscheinung der Compositionen Berger's bei Clementi erregte, wie es nicht anders sein konnte, großes Aufsehen in der künstlerischen Welt Londons. Vor allen war es die große Sonate in C moll, deren wir schon öfter gedachten, und die Berger für seine beste hielt (insbesondere aber den letzten Satz), welche ihm wahrhafte Bewunderung erwarb. In einem musikalischen Journal erschien eine eigene Abhandlung über die Vortrefflichkeit dieses Werks, worin es den besten Arbeiten der größten Meister in dieser Gattung gleichgestellt wurde. Es ist damit nicht zu viel gesagt: hätten die Arbeiten Berger's die Autorität eines der größten, allgemein gekanntesten Namen für sich, so würden sie dieselbe auch im ganzen Publikum vollgültig vertreten. Wie beim Urtheil, selbst bei dem begründetsten, das Vorurtheil (nirgend paßt das Wort, seinem buchstäblichen Sinne nach genauer, als in solchem Falle) mitwirkt, darüber wird jeder, der es redlich mit sich und der Kunst meint, an sich selbst gewiß die belehrendsten Erfahrungen gemacht haben *). Die Sonate in C moll dürfte unseres Erachtens unbedingt auf den Namen des größten Meisters erscheinen, und würde demselben Ehre bringen. Das edle, düstere Feuer darin, die tiefen harmonischen Combinationen, die Kunst des Satzes, dazu die ächt claviermäßig und doch so

*) Neulich ist mir noch ein auffallendes Beispiel davon bekannt geworden. Rode, der große Violinspieler, dem man gewiß ein Urtheil zumuthen darf, ließ sich durch Liszt, als dieser noch fast ein Knabe war, irre führen, und bewunderte als eine Sonate Beethoven's, eine eigne Composition Liszt's. — Eben so aber, wie der Glaube hinaufzieht, zieht der Mangel daran hinab.

neu erfundenen Paſſagen, welchen durch kühne rhythmiſche Gliederungen und melodiſche Verbindungen die wirkſamſte Gruppirung gegeben wird: Alles dies macht das Werk zu einem wahrhaften Meiſterwerk, und geben wir der Sonate in Es-dur, wegen des erſten Satzes, den Vorzug, ſo bekennen wir, daß dies eine rein individuelle Neigung iſt, durch den Reiz der ſo überaus edlen und wehmuthvollen Melodie veranlaßt. —

Wir kehren zur Lebensgeſchichte unſeres Freundes zurück. Auf die gedachte Art hatte er ſich ſofort bei allen Künſtlern das größte Anſehen erworben, und der ächte Ruf, auch im Publikum, beruht immer auf dieſer Baſis. Dieſen gewann ſich Berger gleichfalls ſehr ſchnell, theils durch ein großes Conzert, das er in Drury Lane, wenn wir nicht irren, gab, theils und noch mehr durch die unmittelbare Einwirkung ſeiner Perſönlichkeit, die von eigenthümlichſt beherrſchender Art war. Wir werden darauf zurückkommen, wenn wir ihn als Lehrer charakteriſiren, und überhaupt die Züge ſeines geiſtigen Weſens gedrängter in den Raum eines Bildniſſes zuſammenſtellen, was wir uns ſpäter vorbehalten. Hier ſei nur des einen, würdigen Umſtandes gedacht, daß Berger gar nicht begreifen konnte, wie in dem freien, die urſprünglichen Rechte des Menſchen in ihrer völligſten Aechtheit ſo anerkennenden England, die urſprüngliche Unwürdigkeit des Menſchen ein ſo knechtiſches perſönliches Verhältniß, eine ſolche Demüthigung vor der Ariſtokratie des Reichthums und der Geburt erzeugen konnte. Mit tiefſter Verachtung hat er mir oft davon geſprochen, mit welcher kriechenden Unterwürfigkeit ſich ſelbſt bedeutende Künſtler vor den reichen Großen und Kaufleuten Londons wahrhaft nichtswürdig ſchmiegten. Dies war Berger's Natur durchaus zuwider; er gab ſeine geiſtigen Berechtigungen niemals auf, und vollends nicht in einem

Lande, wo die Gesetze ihm den vollsten Gebrauch derselben gestatteten. Und was war die Folge? Daß er geachteter günstiger in jeder Beziehung, in den höchstn Classen der, Gesellschaft da stand, als seine anders denkenden und handelnden Collegen. Berger war z. B. als Virtuos nicht zu kaufen für die Gesellschaft, wie es in England Sitte ist. Erschien er in einer Gesellschaft, so betrachtete er sich durchaus als ein gebildetes Glied derselben, und verzichtete auf kein Recht, das ihm als einem solchen zustand. Er kargte nicht mit seinem Talent, aber er ließ sich auch durchaus auf keinen Frohndienst ein. Er spielte, wenn er spielen wollte, wenn Verhältnisse und Stimmung ihn dazu aufforderten; jedoch nicht, wenn ein vornehmer oder reicher Mann meinte, eine solche Gabe seines Talents fordern zu dürfen. Man mißverstehe dies ja nicht dahin, als habe Berger einen insgemein nur zu häufigen, künstlerischen Eigensinn besessen (der für uns nur eine widerwärtige Unart ist), gerade dann sich zu versagen, wenn der Wunsch nach seinem Talent dringend wird, oder als hätte er die geselligen Verhältnisse überhaupt mit seiner Laune tyrannisirt: von solcher Widerwärtigkeit traf man bei ihm keine Spur. Er neigte, zumal später, zur Hypochondrie, war öfters mißgestimmt, und spielte dann ungern, wiewohl dennoch, wenn er sah, daß man es aufrichtig wünschte; denn er besaß eine zu wahrhaft feine Bildung der Seele, und ein zu liebreiches Wohlwollen, um nicht oft selbst ein Opfer zu bringen. Aber er wußte sehr wohl den gleichgültigen Uebermuth (anders können wir es nicht nennen) in den Forderungen der sogenannten höheren Stände, oder des Reichthums, von dem wahren Recht der feineren Geselligkeit zu unterscheiden, und einer solchen Forderung versagte er sich stolz und unerbittlich. Genug er traf das rechte Maaß, weil er von einer inneren Wahrheit ausging, und

ſich nichts aufzwang oder aufzwingen ließ. Wie ihm dies denn auch die rechte, vortheilhafte Stellung gab, davon zeuge folgende Anekdote. Er war in London in einer Geſellſchaft beim Herzog von ..... geladen. Mit ihm zugleich ein ſehr berühmter Virtuos, viel berühmter als Berger, deſſen Inſtrument wir nur zu nennen brauchten, um ihn der ganzen muſikaliſchen Welt kenntlich zu machen. Berger hatte die Einladung wie eine geſellige Höflichkeit angenommen. Jener aber erklärte ſogleich, falls er ſpielen ſolle, geſchehe es nur gegen ein Honorar von ſo und ſo vielen Guineen. Der Herzog ließ darauf ohne Weiteres das Inſtrument des Künſtlers abholen. Die Abendgeſellſchaft war glänzend: die höchſten politiſchen und künſtleriſchen Notabilitäten Londons zugegen. Berger wurde mit ausgezeichneter Höflichkeit empfangen, der Tochter des Hauſes vorgeſtellt, mit der artigen Bemerkung des Vaters: „Sie würde Ihre Schülerin ſein, wenn Herr Cramer nicht vor Ihnen in London gewohnt hätte.“ Einige Künſtler ließen ſich hören, auch Berger wurde darum erſucht, that es und wurde mit Artigkeiten überhäuft. Nach ihm ſpielte jener berühmte Virtuos; als er geendet hatte, trat der Kammerdiener des Herzogs an ihn heran, übergab ihm die geforderte Summe, doch zugleich ſeinen Hut, und meldete ihm, daß ſein Wagen bereit ſei. Berger blieb in der Geſellſchaft mit den vollen Rechten eines dazugehörigen Mitgliedes, und wurde während ſeines ganzen Aufenthalts in London nicht von dem Herzoge allein, ſondern von der ganzen Geſellſchaft ſeines Ranges mit größter Achtung behandelt. So giebt der Künſtler ſich ſelbſt die Stellung zur Welt!

Die Umſtände, unter welchen Berger ſeine unabhängige Stellung behauptete, machten dieſe nicht blos zu einer würdigen, ſondern auch zu einer höchſt merkwürdigen Eigen-

schaft bei ihm. Er gehörte nämlich (wie wir schon oben bemerkten) im vollsten Sinne der liberalen Gesinnung in der Politik an, und verhehlte diese den höchsten Ständen gegenüber durchaus nicht; in dem freien, glücklichen England, wo man gewohnt ist, die schärfste politische Opposition festzuhalten, ohne dadurch die geselligen Verhältnisse zu beeinträchtigen, mochte daraus keine Schwierigkeit für ihn erwachsen. Allein er brachte diese politischen Ansichten auch auf den Continent mit herüber, und fiel damit in eine Zeit der herbsten Spaltungen und Kämpfe; und dennoch hat er sich fest und unverhehlt ausgesprochen, sogar gegen Königssöhne, ohne jemals seine anderweitigen Beziehungen zu Personen dieser Stände geschmälert zu sehen. Dies war nur möglich durch die ächte Würde, die er als Mensch behauptete, durch die Hochachtung die er sich überall zu bewahren wußte, selbst wo er als Gegner, und in hypochondrischer Stimmung bisweilen sogar als ungerechter Gegner auftrat. Lebt aber wirklich in dem Menschen etwas Höheres, so wird die Anerkennung desselben und aller darauf begründeten Rechte, wie unwillig die Welt sie auch zugestehen mag, doch nicht versagt. Allerdings gehört dazu, daß die Rechte sich auch in den gebührenden Formen geltend machen, und die Gesellschaft wie der Staat fordern es, daß wir nur auf gesetzlichem Wege dasjenige erlangen, was uns noch so unbezweifelt zusteht. Dies that Berger, indem er sich in durchaus feinen, geselligen Formen bewegte, die sich zwar durch seine künstlerische, hypochondrische Natur oft ganz eigenthümlich gestalteten, aber niemals die inneren Gesetze der Sitte verletzten. Nur so allein war es möglich, daß er in einem fast ununterbrochenen Verkehr mit den höheren Ständen, besonders dem Adel, der wirklich geliebte, ja verehrte Lehrer blieb, dem man weit über seine Lehrstunden hinaus,

oft innige Theilnahme widmete, während er doch im offenen Kampf mit diesen Ständen verharrte, und keines der Rechte anerkannte, die sie ausschließend für sich in Anspruch nehmen. Ja, er beschuldigte sie geradehin, mit Unrecht Erworbenes gewaltsam inne zu behalten, und die gerechte Rückforderung desselben als Verbrechen zu bestrafen, während sie selbst, kein andrer, die strafwürdigen Verbrecher an der Gesellschaft seien. —

Oft pflegt man solchen Gesinnungen, die sich allerdings am heftigsten gegen heimische Institutionen aussprechen, einen Mangel an Vaterlandsliebe unterzulegen, während sie doch, wo sie auf Wahrhaftigkeit begründet sind, nur die Aechtheit derselben bekunden, indem sie die möglichst besten Zustände für das Vaterland herbeiwünschen. So war Berger auch ein ächter Patriot, und der Aufenthalt in London gab ihm Anlaß dies auf eine Weise zu bethätigen, die für ihn eben so ehrenvoll, als in dem Erfolge erfreulich war. — Die Schlacht bei Waterloo wurde gewonnen. Ganz London war in einem Taumel des Enthusiasmus. Alles feierte die Helden des Tages, zunächst aber die Engländer begreiflicherweise den Namen Wellingtons. Doch war Blüchers Name fast mehr in das eigentliche, englische Volk gedrungen, als selbst der des vaterländischen Feldherrn. Blüchers Natur war so populär, daß sich die Erscheinung daraus erklärt; Wellington blieb bei allem Ruhm doch ein Held der höheren Stände. Berger empfand, ohne sich diesen Unterschied eigentlich klar gemacht zu haben, rein als Preuße. Die großen Weltbegebenheiten (wie er denn an diesen stets einen Antheil nahm, der ihn leider oft nur zu sehr seinem künstlerischen Wirkungskreise entrückte) verfolgte er überhaupt mit Begeisterung. Daher fand er sich jetzt berufen, die Ehre seines Volkes zu vertreten. Niemals karg, war er im rechten

Augenblick ohne Grenzen freigebig; er setzte daher eine namhafte Summe daran, um bei der allgemeinen Illumination Londons, die zur Feier des weltgeschichtlichen Sieges stattfand, den preußischen Helden zu verehren. Er ließ das Haus, in welchem er wohnte, glänzend erleuchten, doch nur Blüchers Name, in strahlender Flammenschrift*) prangte an der Front, und bekundete, daß hier ein Preuße wohne, und zunächst das Recht und die Pflicht habe, den Ruhm seines Volkes zu verherrlichen. Die Beleuchtung war so reich, daß sie, was viel sagen will, selbst in dem alle Mittel aufbietenden London, als eine ausgezeichnete erschien. Und die Wirkung war eine unbeschreibliche. Denn das englische Volk fand hier seinen Helden gefeiert, den Volkshelden des ganzen Europas, das gegen Frankreich kämpfte. Der gesunde Sinn der Masse erkannte auch wohl das Recht des Ausländers an, sein Vaterland mitten in dem fremden zu verherrlichen. Genug, die Schaaren versammelten sich gedrängt vor Berger's Hause, und brachen in ein so stürmisches Jubeln aus, daß das „Blücher for ever!" die ganze Nacht hindurch ertönte. Und, wie die Londoner Volksmenge sich gern herrschend zeigt, so war es nicht sie allein, die ihren freiwilligen Jubelruf erhob, sondern sie forderte ihn als einen schuldigen Zoll für den Helden, und hielt jeden Wagen, unbekümmert um das Vornehm oder Gering der Darinsitzenden an, bis er dem Namenszuge Blüchers die gebührende Ehre angethan. So währte das jubelnde Treiben fort, bis der helle Morgen das Fest endigte.

Berger erzählte diesen Vorfall mit ächt vaterländischem

*) Ich kann mich nicht entsinnen, ob nicht auch Blüchers Bildniß, möchte es aber fast glauben.

Stolz, und bekannte gern, daß dieſe Verherrlichung eines preußiſchen Helden auf fremden Gebiet ihm eine unbeſchreiblich wohlthuende Empfindung erregt habe. Die Rechte der Heimath machen ſich doch, und hätten ſie noch ſo lange in ſchlummernder Verjährung gelegen, wenn der Anlaß es fügt, mit voller Friſche und Kraft geltend, und nur in dem völlig wüſten Boden eines durchaus vertrockneten Gemüths, wird die Wurzel ab, aus der ſo heilige Triebe emporblühen!

In unſerm Freunde hatte ſich die Sehnſucht nach den heimathlichen Fluren längſt geregt! Seinen nur halb vernarbten Wunden entquollen noch oft Tropfen des innerſten Herzblutes, und die rauhe nordiſche Fremde bot ihm den milden Balſam der Heilung nicht dar. Die ſanfte, geliebte Hand, welche ihn allein bereiten konnte, reichte ſich ihm nur in der Vaterſtadt. Seine ganze Seele drängte ihn dahin. Die Weltereigniſſe kamen ihm glücklich zu Hülfe. Bis dahin hatte er ja kaum ein Vaterland gehabt; denn die vom Krieg durchtobten, von dem ehernen Fuß fremder Tyrannei niedergetretenen Fluren, welche kaum den gewerbtreibenden Bürger eine ſichere Stätte gewährten, konnten noch weniger dem Künſtler jene geheiligte Zuflucht darbieten, unter deren Obhut allein ſein Wirken zu gedeihen vermag. Jetzt aber hatte der letzte ungeheure Kampf endlich den Preis errungen; die Friedenspalme wehte über der Erde; die Rauchgewölke, die noch über halbverglommenen Brandſtätten und Schlachtfeldern ſchwebten, verzogen ſich leiſe in den blauen leichten Aether, und aus dem zerſtampften blutgedüngten Boden keimten grüne Saaten der Hoffnung auf, welche die furchtbaren Spuren der Vergangenheit mit milden Teppich verhüllten.

„Dahin — dahin!“ zog es jetzt unſern Freund! Alle mächtigen Erinnerungen und Triebe der Jugend wachten auf: er mußte die Fluren wiederſehen, wo ſeine Hoffnun-

gen so reich geblüht hatten, wenn er sie auch jetzt in welkendem Herbstlaube herabfallen sah! Ach, was war unerfüllt, unerreicht geblieben, was verloren! Doch wie der Mensch das erste und letzte in dem Menschen bleibt und bleiben soll, so auch in ihm. Denen, welche ihm die Natur am nächsten gesellte, welche ihm das Leben zuerst auf seiner Bahn zugeführt, denen mußte er sich in die treuen Arme werfen. — Nichts konnte ihn mehr in London halten! Die Segel schwellten, der Anker wurde gelichtet, das Meer lag hinter ihm, er betrat den Boden des Festlandes wieder mit heiligen Schauern seliger Wehmuth! — Die Thürme seiner Vaterstadt, denn dafür galt ihm Berlin, dämmerten bläulich am Horizont empor! Nach zwölf wechselvollen Jahren — welch ein Augenblick!

Oft hat er mir das Unvergeßliche desselben mit thränenden Blicken geschildert! Wie durch Berührung mit einem Zauberschlage, erfüllte sich ihm beim Anblick jener blauen Thurmspitzen die ganze Brust mit dem bedrängenden Uebermaaß aller seligen und schmerzlichen Erinnerungen der Jugend und Vergangenheit! Und diesen blühenden Traumbildern gegenüber, die entblätterte Gegenwart! —

Die Schmerzen Beider mußten überwunden werden; eine Zukunft beginnen; und für diese reichte ihm herzlichste Liebe, zumal die schwesterliche, von allen Seiten die treue Hand.

Siebenter Abschnitt.

Erste Bekanntschaft des Autors mit Berger. — Berger als Lehrer. — Verständnisse der Werke Beethovens. — Ein merkwürdiges Beispiel.

Von nun an ist er ganz wieder der unsrige; wir sehn ihn nicht mehr aus entfremdender Ferne der Zeit

und des Orts, sondern in nächster, vertrauter Nähe, und schöpfen in der lebendigen Gegenwart. Gilt dies allen heimathlichen Freunden des Dahingegangenen, so gilt es noch mehr und ganz besonders dem Verfasser dieser Darstellung. Denn erst von dieser Zeit an begannen seine persönlichen, unmittelbaren Beziehungen zu Berger. Zuerst als Schüler, dann als verehrender Jünger des Meisters, endlich, selbst zum Manne gereift, als Freund, ist er in fast ununterbrochener Nähe den verwandten Lebenspfad mit ihm gewandelt. Die Wirkung dieser nahen, eine Reihe von Jahren eng vertrauten Beziehungen, konnte sich zwar auch auf die Darstellung der ersten Lebens-Abschnitte ausdehnen, und Manches in diese hinüberziehen, was nur in späterem Umgange zu gewinnen war: doch erst jetzt fühlt sich der Verfasser ganz auf sicherm Boden des Berufs, und kann mit der vollen Freundeswärme, und innersten Ueberzeugung sich demselben hingeben. Denn von nun an ist Berger's Leben zum großen Theil auch das des Darstellers selbst, und er kann fast nicht umhin, dem Bildniß des Freundes sein eigenes, wenn auch nur in andeutenden Umrissen, fortdauernd zuzugesellen.

Bei einem Jugend- und Universitätsfreunde Berger's, dem auch ich durch mannichfaltige Verhältnisse zu innerster Dankbarkeit verpflichtet bin, sah ich Berger zum erstenmale. Ich war damals sechszehn Jahre alt, und betrachtete den fremden, berühmten Künstler, von dem die Zeitungen gesprochen hatten, und der in den nächsten Tagen sich öffentlich hören lassen wollte, mit der jugendlich ehrfurchtsvollen Scheu, die alle näheren Beziehungen zu einem solchen Manne fast ganz außer der Möglichkeit stellt. Es war jenes glückliche Alter, wo uns an einem bedeutenden Manne das Geringste außerordentlich, ja wunderbar dünkt, wo der ideale Traum ihm einen Heiligenschein leiht, und der Glanz

seines Ruhms uns selbst in den dunkelsten Schatten zurückdrängt. Nicht zu schildern vermag ich es, wie mir bei solcher Gesinnung, die freundlich liebreiche, ganz anspruchlose Weise erschien, mit der Berger sich zu mir wandte; eine Weise, die er, wie ich späterhin oft bemerkt, rein aus natürlichem Wohlwollen, ohne sie irgend zu suchen, besonders jüngeren Leuten gegenüber hatte, zu deren offenem Sinn sein eigener, in dieser Art bis in's späteste Alter jugendlich unschuldig gebliebener Charakter ihn sehr leicht hinführte. Auf mich war, wie gesagt, der Eindruck unaussprechlich, und diese ersten wenigen Minuten, die zufälligen Worte, die ich mit Berger sprach, gaben unserm späteren Verhältniß für das Leben schon damals von meiner Seite die entschiedenste Richtung.

Man wollte etwas singen. Es war aber nur ein äußerst mangelhaftes Instrument, zum eigentlichen Klavierspiel völlig unbrauchbar, vorhanden, doch Berger fand sich freundlich bereit, Alles zu begleiten. Man wählte die Introduktion und das erste Duett aus Don Juan, und hier zeigte sich mir zuerst die wunderbare Kunst genialer Auffassung und großartigen Stils, die ich nachher niemals wieder in dem Grade bei irgend einem Virtuosen gefunden. Auf dem elenden Instrument spielte er mit einem Feuer, einer Wirkung, daß man den Gesang vergaß. Es war dies allerdings vielleicht die glänzendste Periode seines Virtuosenthums, allein Geist und Bedeutung desselben unterschieden es auch in solchem Grade von dem aller Künstler, die ich bisher gehört, daß es mich wie eine ganz neue Erscheinung, ein plötzlich enthülltes Wunder, ergriff. Diese kleine, zierliche Virtuosenhand schien mit einer zauberischen Kraft begabt; unter ihr gewann das gebrechlichste, klanglosteste Instrument eine hinreißende Gewalt, einen wunderba-

ren Reiz, den zuvor nicht die leiseste Ahnung verathen hatte. Alles war auf gleiche Weise von der Kunst Berger's hingerissen.

Ich hatte von jenem Augenblick an keinen höheren Wunsch, als Unterricht von ihm zu erhalten. Und diese Wirkung, welche sein Spiel auf alle Hörer machte, daß man darin bisher noch ganz unenthüllte Geheimnisse der Kunst zu entdecken glaubte, die nur er überliefern könne, erwarb ihm den unter den später obwaltenden Umständen sonst unerklärlichen Andrang von Schülern, deren Vertrauen er allerdings mehr als rechtfertigte, nur daß man bald inne ward, das Geheimniß lasse sich nicht verkaufen, sondern müsse errungen werden, und koste, alles führenden Beistandes unerachtet, einen Kampf der höchsten Anstrengung. Es dürfte hier am Ort sein, gleich Einiges über die Eigenschaften Berger's als Lehrer zu sagen. Sie waren höchst merkwürdig. Er, der seit dem Jahre 1815 nicht öffentlich gespielt hatte, der in den letzten zehn Jahren nur noch sehr selten aufgelegt war, überhaupt vor Jemand zu spielen, und dessen tiefe Hypochondrie und wirkliche Kränklichkeit ihm mehr und mehr alle nöthigen Kräfte zum Spiel untergruben — Berger blieb doch bis ans Ende seines Lebens der gesuchteste Lehrer Berlins zu den höchsten Unterrichtspreisen. Er verreiste jährlich zwei, drei, vier Monate; war theils aus hypochondrischer Laune, theils aus Kränklichkeit unregelmäßig in der Ertheilung der Stunden; zeigte sich oft höchst reizbar, und dadurch völlig ungerecht gegen die aufmerksamsten und fleißigsten Schüler und Schülerinnen; genug hatte so viele Mängel als Lehrer, daß diese bei einem selbst ausgezeichneten Virtuosentalent mehr als hinreichend gewesen wären, ihn für den Unterricht in einer Hauptstadt bald völlig außer Thätigkeit zu setzen. Trotz alle dem, entstand die Abnahme seiner

Schüler nur dadurch, daß er nicht mehr Unterricht zu geben vermochte, als einige Stunden des Tages. Auch hatte er nie eine Concurrenz gefürchtet, oder vollends einen kleinlichen Neid gezeigt, sondern wie er es im Vertrauen auf seine Kräfte konnte, war er jedem Virtuosen seines Instruments, der sich in Berlin niederließ, nach Kräften gefällig und behülflich zu seinen Zwecken, und seinen zahlreichen, selbst zur Virtuosität herangebildeten Schülern, unter denen viele als Spieler längst bei weitem mehr in der Oeffentlichkeit verkehrten und galten wie er selbst, wies er fortdauernd Unterricht zu, von dem Ueberfluß, den er selbst nicht bestreiten konnte. Selbst in den letzten Jahren seines Lebens hatte er Schüler und Schülerinnen, die, um nur Etwas von ihm zu haben, halbe Stunden, oder alle vierzehn Tage nur eine nahmen!

Diese Erfolge geben das beste Zeugniß jenes außerordentlichen Uebergewichts in seiner Kunst und im Lehrtalent ab, welches wir stets für Berger geltend gemacht haben, und das ihn als eine Autorität auch bei denen erhielt, die ihm in der Technik und im Ruf weit überlegen waren.

Nach solchen aus den Thatsachen geführten Beweisen, könnte man es mir erlassen, Berger als Lehrer zu charakterisiren, wie ich ihn als sein mehrjähriger Schüler kennen gelernt. Doch werden einige Züge jene thatsächlichen Erfolge wenigstens erklären. Ich habe schon oben seiner ungemeinen Meisterschaft in der Kunst der Fingersetzung gedacht. Diese ist so reine Wissenschaft der Virtuosität, läßt sich so auf Grundsätze zurückführen, daß schon dadurch allein Berger's Unterricht, selbst bedeutend ausgebildeten Spielern sehr werthvoll werden mußte. Allein die Kunst der Fingersetzung ist nicht bloß für sich zu betrachten; sie ist auch wesentlich mit der Schönheit des Spiels ver-

ſchmelzen, und ſo lag in ihr die Begründung jenes Reizes im Vortrage, in der beſtimmten Ausprägung, in der feinen Nuancirung, durch die ſich Berger ſo ſehr auszeichnete. Wie ein großer Maler das Auge ſeines Schülers zu belehren weiß, ſo belehrte Berger das Ohr. Er wußte die Feinheit deſſelben für kleine Unterſchiede in der Wirkung, die oft nur durch den Fingerſatz erzeugt wurden, im äußerſten Grade zu ſchärfen. Elementis Ueberlieferungen, in ihm genial fortgebildet, kamen ſo auf die dritte Generation. Man lernte gleich in den erſten Stunden durch ihn, wie wenig man bis dahin, nicht etwa ſelbſt zu ſpielen, ſondern das Spiel Anderer nur zu hören verſtanden hatte. Aus vielen neueren Klavierſchulen wies es Berger (z. B. aus Hummel's) auf's entſchiedenſte nach, wie wenig wirkliche Schule dieſe Meiſter gehabt hatten, wie ſie zwar durch ein großes Talent ſich einen gewiſſen Grad von Virtuoſität, in hohem, von ihm nie verkannten Maaße zu eigen gemacht, allein doch in der Wiſſenſchaft des Spiels, ſowohl in der Grammatik, die deſſen vornehmſte Grundlage bildet, als in der höheren geiſtigen Begründung deſſelben, keineswegs die ächte Ausbildung erlangt hatten. Doch dieſe Eigenſchaften des Bergerſchen Unterrichts ließen ſich allenfalls auch auf andere übertragen; ſeine aufmerkſamen und einſichtsvollen Schüler konnten dies als ein Erbe von ihm empfangen. Ganz eigenthümlich aber blieb ihm die Genialität des Lehrers, die aus der Genialität ſeines Spieles hervorging. Trotz ſeiner beſtimmten auf Erkenntniß beruhenden Grundſätze, trotz der ausgebildetſten Syſtematik ſeines Unterrichts, artete derſelbe doch niemals in einen feſtgeſtellten Schematismus aus, ſondern war immer erfindend. Jeder neue Fall bot ihm neue Mittel; jeden Schüler faßte er auf andre Weiſe auf, und fand mit Entſchiedenheit den richtigen Standpunkt dazu auf. Hatte er für Alle gleiche Grund-

ſätze des Spiels, ſo hatte er doch für jeden einen verſchiedenen Weg, um dieſe Grundſätze zur praktiſchen Anwendung zu bringen. Nirgend war das discendo discimus ſo anſchaulich als bei ihm. Man ſah, wie er fortdauernd lernte, um zu lehren; es genügte ihm nicht, die allgemeine Regel zur Anwendung zu bringen, ſondern er ſann und ſann, wie er für den beſondern Fall beſondere Mittel ſchuf. Dadurch wurde ſein Unterricht ſo anziehend, bekam ein ſo geiſtiges Element, daß alle ſeine Schüler ſich von dem Lehrer gefeſſelt fühlten. Eine Ausnahme davon machten nur die wenigen, denen es überhaupt nur um die reinſte Aeußerlichkeit in der Welt zu thun war, und die ſich um einen geiſtigen Gewinn gar nicht kümmerten.

Am klarſten trat dieſes geiſtige Element in der Einſtudirung größerer Muſikſtücke hervor. Hatte es ſich ſchon in der Behandlung der Etuden von Kramer, der Fieldſchen Romanzen, der Sonaten Clementis oft zum Erſtaunen der Schüler geltend gemacht, ſo wuchs es noch überraſchender empor in der Behandlung einer Beethovenſchen Sonate, eines Concerts, oder einer Ouvertüre von Mozart. Berger hatte in ſpäteren Jahren nicht mehr die Kraft und Sicherheit, die größeren Sonaten Beethovens oder die Concerte zu ſpielen: doch war ein Genius der Auffaſſung darin, der die erſtaunlichſten Wirkungen erzeugte. Einige der ſchönſten dieſer Sonaten, z. B. die Sonate pathetique, die Sonate in Cis moll, habe ich noch unter ſeiner Leitung ſelbſt eingeübt. Hierbei war ſein Unterricht unſchätzbar. Er hatte den Stil dieſer Weiſe in einem ſo großartigen Sinne aufgefaßt, wie mir dies niemals ſpäter vorgekommen iſt. Wie es tief ſchöpferiſchen Genien eigen iſt, ſo entzündete ſich ſeine Flamme an der fremden erſt zum gewaltigen Auflodern. Die Gedanken wuchſen unter ſeiner Behandlung. Und wie der ächte darſtellende Künſtler, ohne

dem Dichter etwas Fremdartiges unterzuſchieben, doch Wirkungen aus deſſen Schöpfung entwickelt, die dieſer ſelbſt nicht geahnt oder erkannt hat, ſo vermag der Virtuos den Componiſten allerdings auch zu einer höheren Geltung auszuprägen, als dieſer ſelbſt. Dies möchten wir bei Berger in Beziehung auf Beethovens Werke wohl auch annehmen dürfen.

Ich muß hier ein aufrichtiges Bekenntniß ablegen, und näher motiviren, welches, wenn es auch einigermaßen von der Hauptaufgabe dieſer Darſtellung abweicht doch in einem nahen Zuſammenhange damit ſteht. Was ich durch Schilderung oder Ueberlieferung von der Art und Weiſe, wie Beethoven ſeine Compoſitionen vorgetragen haben wollte, gehört und geleſen habe, ſieht mir entweder ſehr mißverſtanden aus, oder es bekundet, daß Beethoven nicht der Virtuos war, der dem Componiſten die Wage hielt. Die ſogenannten Schlüſſel und Erläuterungen, die weitläuftigen Beſchreibungen, die uns z. B. die ſonſt ſo ſchätzenswerthe Biographie Schindler's giebt, kommen mir entweder überflüſſig vor, da ein ganz gewöhnlicher Grad von Virtuoſenbildung hinreicht, das dort Angegebene ſelbſt zu finden, oder zuweilen gar völlig unannehmbar. Ich will damit nicht ſagen, daß Beethoven nicht Einiges davon wirklich ſelbſt ſo hervorgehoben, ſo verlangt habe: es iſt aber gerade bei der Natur ſeines Genius, und ohne ſeiner Größe irgend zu nahe zu treten, wohl anzunehmen, daß er für die Ausführung ſeiner Werke für Pianoforte nicht unbedingt die Autorität in Anſpruch nimmt, die ihm als ſchöpferiſcher Geiſt zuſteht. Es iſt eine nicht ungewöhnliche Eigenſchaft des ſchaffenden Genius, daß er dem Darſtellenden hinderlich wird. Bethoven geſteht ſelbſt, daß ihm von Jugend auf nichts ſo zuwider geweſen ſei, als das Unterrichtgeben, dies beweiſt, daß ihm dafür

die Anlage fehlte, denn wer ſie hat, dem iſt es unmöglich, nicht mit lebhaft erregtem Antheil zu unterrichten*).

Und was den eigenen Vortrag ſeiner Werke anbelangt, ſo finden wir nirgend eine Notiz, daß er je dadurch eine beſondere Wirkung erreicht habe, wie ſehr er durch die Compoſitionen ſelbſt, und in den Jahren der Jugend und Geſundheit auch durch ſeine freie Phantaſie hinreißen mochte. Es ſcheint mir aus ſeiner ganzen Natur hervorzugehn, daß er die für den Vortrag nothwendige

*) Das Unterrichten als ſtete, erzwungene Beſchäftigung mag auch dem Begabteſten zuwider werden, weil eben durch das Zuviel, das rechte Lehren leidet; doch überhaupt und vollends bei empfänglichen Schülern, iſt es eine erfreuliche und belohnende Beſchäftigung. Selbſt dem geiſtvollſten Talent bleibt es unter ſolchen Umſtänden intereſſant. So z. B. Bernhard Klein, die ächteſte Künſtlernatur die ich jemals kennen gelernt. Ihm widerſtrebte das Unterrichtshandwerk wie irgend einem; er ließ hundertmal ſeine Schüler im Stich, um bei einer ſchöpferiſchen Arbeit zu bleiben, oder ſich dem blos behaglichen Genuß zu überlaſſen: aber doch gab er das Lehren nicht auf, ſelbſt als er ganz unabhängig in der Welt da ſtand, und unterrichtete mit größtem Eifer in der Compoſitionswiſſenſchaft, weil er dazu auch ein hervorragendes Talent beſaß. Dagegen unterrichtete er weniger gern im Geſange, und nur mit Widerwillen im Pianofortеſpiel, ganz in dem Maaße wie er dem einen oder dem andern gewachſen war. Denn obgleich er im Beſitz der edelſten Geſangskunſt war, ſo fehlten ihm doch gewiſſe Talente zum Lehren dabei entſchieden, namentlich Ruhe und Geduld; und vom eigentlichen Pianofortеſpiel verſtand er, ſo erſtaunenswürdig er in gewiſſer Hinſicht das Inſtrument beherrſchte, nicht genug. Damit iſt aber nicht geſagt, daß man nicht hätte von ihm lernen können; das Beſte was ich im Geſang weiß, weiß ich durch ihn, obwohl er es mich nicht gelehrt. Der Fall iſt zu häufig, und für ſich zu klar, als daß es hier einer Erläuterung des Unterſchiedes bedürfte, wie es oft vorkommt, daß man von einem Meiſter lernen kann, ohne daß er zu lehren verſteht. So haben gewiß auch die rechten Schüler von Beethoven gelernt, und es iſt nicht ſeine Schuld, wenn es nicht jedem geglückt iſt.

Ruhe und Selbstbeherrschung, nicht im zulänglichen Maaß, besessen hat, selbst wenn ihm in späterer Zeit, wo er erst das Größte geschaffen, der Mangel des Ohrs nicht dabei unbedingt hinderlich gewesen wäre. Das schaffende und das darstellende Talent sind der verschiedensten Art, und selbst in der Musik wenigstens nicht immer vereinigt. Beispiele aus andern Künsten sind vollends in schlagender Stärke vorhanden. Man höre nur, wie die Dichter oft ihre eigenen Werke vortragen, zu welchen Carricaturen sie das selbstgeschaffene Schöne entstellen! Es ist bekannt, daß es eine wahre Marter war, wenn Schiller seine wundervollen an Eurythmie unerreichten Verse in schwäbischem Dialekt, mit der übertriebensten Emphase vorlas. Man weiß, daß der Fiesco bei der ersten Vorlesung durch den Dichter in Mannheim, den Schauspielern als das widerwärtigste Erzeugniß erschien, bis man inne wurde, daß es nur am Vorleser lag. Jean Paul las und citirte wahrhaft folternd, durch trockne Ungefügigkeit. Findet es sich nun gleich in der Musik nicht so selten, wie in der Poesie, daß Meisterschaft der schöpferischen und der vortragenden Kunst sich, wie bei Ludwig Tiek, vereinigt; ja gehört der Mangel dieses Vereins in der Musik sogar zu den seltenen Ausnahmen, so hat doch, dünkt uns, gerade Beethoven, dessen ganze Natur (das Ueberragende des Genius gar nicht in Anschlag gebracht) so entschieden eine durchweg schroff abweichende war, zu diesen seltenen Ausnahmen gehört. Dies erweis't sich auch vielfältig aus seinen Werken selbst, bisweilen ihm zum Nachtheil, meist jedoch zum Vortheil; doch ist hier nicht der Ort, dies näher zu entwickeln.

Wir kehren nun zu dem Anfangspunkte unserer Betrachtungen zurück, zu der Art und Weise wie Berger Beethovens Schöpfungen für das Pianoforte im großar-

tigſten Sinne und doch ächt künſtleriſch, unter dem allgemein gültigen Geſetz des Schönen, auffaßte. Ich habe ein merkwürdiges Beiſpiel davon anzuführen. Als Ferdinand Ries ſich in Berlin befand, um ſeine Oper „die Räuberbraut" einzuſtudiren, waren wir eines Abends in traulicher Künſtlergemeinſchaft bei Bernhard Klein zuſammen; dieſer, Ries, Berger und ich. Man muß Bernhard Kleins begeiſterte, alles mit ſich fortreißende Künſtlernatur gekannt haben, um nachzuempfinden, wie künſtleriſch erregend ein ſolches Beiſammenſein war, wie Scherz, Witz, Satyre, Humor, tiefſter Ernſt, Geiſtesfunken und Flammen aller Gattung in ihm ſelbſt ſprühten, und in ſinnverwandten Geiſtern angefacht wurden, wenn ihn der goldne Aether und Duft des Weins mit ſeinen zauberiſchen Schwingen über die ihn ſo belaſtende Erdſchwere des Lebens emporhob. In ſolcher Stunde forderte er Ries auf zu phantaſiren; da dieſer, vielleicht aus Scheu vor der Gegenwart der künſtleriſchen Ueberlegenheiten, die er wohl zu würdigen wußte, wenngleich ſie es in der Welt nicht zu einer der ſeinigen gleichen Geltung gebracht, ſich weigerte, drang Klein, einen andern Gedanken aufgreifend, in ihn, eine Sonate von Beethoven zu ſpielen, die er bei dieſem ſelbſt ſtudirt, um einmal zu hören wie der Schöpfer ſie aufgefaßt habe. Ries zeigte ſich bereit, und überließ es uns, zu wählen; wir forderten die Sonate pathétique.

Er ſetzte ſich ans Pianoforte und ſpielte; doch die Wirkung war, als ob man uns Eis in die Glut unſerer Stimmung ſchüttete. Der Eindruck war zu ſchroff, und zugleich zu merkwürdig, um ihn mit Stillſchweigen zu übergehn; und befreundet, wie wir untereinander waren, erklärten wir, wie aus einem Munde, daß uns dieſe Auffaſſung völlig ungenügend erſcheine. Wir gin-

gen näher auf die Sache ein, forderten Erklärungen: Ries gab ſie, vertheidigte ſich, ſtützte ſich auf die beſtimmteſten Ausſprüche Beethovens, und führte noch andre verwandte Fälle an. Klein, der leicht die Geduld verlor, rief endlich aus: „das Alles hilft nichts, wir müſſen That gegen That ſetzen, ich würde ſo ſpielen.“ Er ſpielte einen Abſchnitt des erſten Allegros mit edlem künſtleriſchen Feuer, in würdiger Auffaſſung, doch nicht zugleich mit der Verſchmelzung, der Ausgleichung aller Rauhheiten, der feineren Hülfsmittel des Inſtruments, wodurch der wirkliche Virtuos ſich vor dem blos muſikaliſch ſichern Spieler auszeichnet. Berger meinte hierauf, das ſei Etwas aber nicht Alles; er habe ſich dieſe Sonate lange Zeit zum beharrlichen Studium gemacht, und wolle nun auch ſeine Weiſe zum Beſten geben. Hierauf ſetzte er ſich an das Inſtrument; und als werde es ſich nun erſt ſeiner Kräfte unter der Führung des ächten Meiſters bewußt, gab es gleich in den erſten Akkorden eine ſolche Fülle des Tonſtroms von ſich, daß ſchon dadurch ſein Sieg völlig entſchieden war. Vollends aber in der Auffaſſung des Werkes ſelbſt, und in der Durchführung deſſelben bis ins kleinſte Detail hinein, entwickelte ſich erſt, was genialе Tiefe der Durchdringung verbunden mit der künſtleriſchen Beherrſchung der Mittel, den Gedanken ſo wiederzugeben, wie man ihn innerlich gefaßt hat, vermochte. Die in der Mechanik im Verhältniß zu andern, zumal neueren Aufgaben des Inſtruments, ſo leichte Sonate, gewann (ohne Zuſätze und Veränderungen, z. B. der Akkordlagen, wie neuere Spieler ſich geſtatten) eine Pracht und edle Fülle, die ſie als das ſchwierigſte Tonſtück erſcheinen ließ. Das wundervolle Crescendo des Themas ſtürmte wie auf Adlerſchwingen empor, und doch fühlte man, daß die Macht, welche dieſen brauſenden Flug erzeugte, ebenſo die Macht behielt, ihn zu hemmen;

die großartigen Accorde und Rhythmen die den Strom brechen, stellte der Spieler schroff wie Felsabhänge, mächtig geklüftet hin, und die Passage nach der Tiefe brauste wie eine blitzende Cascade darüber hinab, drunten hohl donnernd. Diese großartigen Züge, diesen wahrhaft erhabenen Stil störte nichts; die geringste Kleinigkeit war in das Ganze gepaßt, und die Hinüberführung aus dem wogenden Elemente in den wemuthvollen Ernst, die rührende Klage der Melodie unnachahmlich schön. Hier war nichts ängstlich berechnet, und doch Alles scharf erwogen; es ergoß sich der Strom vollster Verschwendung, allein wie in der Natur, geleitet durch das Auge der weisesten Benutzung. Wir Alle, selbst Ries, wurden entzückt durch das großartige, edle Ganze, und er gab zu, daß diese Auffassung ganz dem schaffenden Geiste Beethovens gemäß sei, er aber Eigenheiten gehabt habe, gegen die Niemand, am allerwenigsten seine Schüler, aufkommen konnten. Ich aber glaube, daß, hätte ein gnädiger Himmel dem hohen Meister den Sinn des Gehörs in seiner edlen Reinheit zurückgegeben, und er dann den ihn im Innersten verwandten Kunstgenossen so die Aufgabe lösen hören, die er gestellt, er würde ausgerufen haben: „Wahrlich das bin ich!“

Ich habe die Sonate seitdem oft von trefflichen Spielern, von solchen die in der Gewalt der Finger Berger weit überlegen sind, gehört. Doch Keiner hat sie mit diesem Feuerstrom des Geistes durchdrungen, der allein das göttliche Leben in ihr weckt, zu dem der gigantische Prometheus der sie schuf, ihr den olympischen Funken eingehaucht. — —

Wer für solche Eigenschaften Sinn und Verständniß hatte, für den war Berger als Lehrer so unschätzbar, daß er ihm alle seine Mängel, die sämmtlich aus seinem Charakter entsprangen, nicht nur gern vergab, sondern ihm mit wahrer Liebe für die geistigen Güter zugethan wurde, die

er ihm verdankte. Nicht allein daß Berger ſo auffaßte und ausführte, ſondern er wußte ſich und Andern über Alles die genaueſte Rechenſchaft zu geben, und alle mechaniſchen Hülfsmittel auf das vortheilhafteſte in Bewegung zu ſetzen, um das geiſtige Reſultat zu erreichen. Solche Ueberlegenheit des Lehrers gegen den Lernenden, erzeugt zunächſt Ehrfurcht, in der Weiſe aber, wie Berger ſie, nie hochmüthig, ſondern ſtets in reiner Begeiſterung für die Sache geltend machte, auch Liebe.

Wirklich gewann er ſich einen ſeltenen Grad der Neigung und Anhänglichkeit unter ſeinen Schülern, die ihm von Vielen in unverbrüchlicher Treue bis an das Grab bewahrt worden iſt. Nur von einigen ganz verwerflichen Charakteren (wir wollen hier niemand nennen) erfuhr er Undank, und einige wenige beſaßen einen Grad des Dünkels, der ſie den Meiſter gewiſſermaßen verläugnen ließ. Auch hier erlaſſe man mir die Namen. Dagegen hatte Berger die Freude, zahlreiche Schüler nach allen Richtungen ſich zerſtreuen, und ſeinen Namen durch ihre Verehrung deſſelben weiter verbreiten zu ſehen. Beſonders waren es junge Muſiker, die, um von ihm zu lernen, oft von den entfernteſten Gegenden Deutſchlands zu ihm kamen, einzig durch die wenigen Compoſitionen veranlaßt, die ihnen zufällig von ihm bekannt geworden waren. Dieſe wollten vorzüglich als Componiſten durch Berger gefördert ſein. Indeſſen in dieſer Sphäre war er nur in einem gewiſſen Sinne Lehrer. Einen ſyſtematiſchen Unterricht, der zur Grundlage ächter Studien unerläßlich iſt, vermochte er nicht zu ertheilen. Wohl aber verſtand er durch die lebendige That zu lehren; theils indem er zeigte, wie er ſeine eigenen Arbeiten behandelte, wie ſtreng, wie prüfend, wie unabläßig bemüht den kleinſten Flecken zu tilgen, theils indem er die Arbeiten der jungen Männer durch Correkturen verbeſſerte,

die mehr den Fehlern gegen das Schöne als denen gegen das Richtige galten. Das letztere setzte er voraus, doch die höheren Gesetze, die dem ersten zum Grunde lagen, lehrte er aufs trefflichste anwenden. Er ertheilte, um ein Gleichniß zu geben, keine Zeichenstunde, aber er trat vor das Bild des Schülers, sah bis in den innersten Ursprung der Fehler, und hatte die Meisterhand, die sofort das Bessere angab. —

Dies möge genügen, die Lehrer-Eigenschaften unseres Freundes zu charakterisiren. Sie erzeugten auch, wie zahlreiche Zeugnisse der Gegenwart beweisen, die fruchtbarsten Resultate. Nicht nur daß der ganze Klavierunterricht in Berlin einen völlig andern Schwung nahm, daß Berger die Blüthe der ausgezeichnetsten Dilettanten fast sämmtlich gebildet, so hat er auch in der Reihe von Jahren, die er wirkte, zahlreiche Schüler gezogen, die, so lange er sie führte, mit großem Erfolg vor die Oeffentlichkeit getreten sind, und von denen Mehrere berühmte Namen gewonnen haben. Wir wollen diejenigen, die uns gerade erinnerlich sind, namhaft machen. Zu seinen ältesten Schülerinnen in Berlin gehörte die talentvolle Helene Mussini (jetzt in Italien verheirathet): sie war die erste aus seiner Schule, welche öffentlich auftrat, und durch ein Konzert von Field, das sie spielte, diesen großen Meister zuerst in Berlin bekannt machte. Nächstdem waren es Felix Mendelssohn und dessen ältere Schwester Fanny (die Gattin des Maler Hensel), die er bis zur Selbstständigkeit der Virtuosität ausbildete. Aeltere Schüler von ihm waren auch Wilhelm Töche, und Moritz Ernemann (jetzt in Breslau); der erste ist eine unglückliche Laufbahn gegangen, die ihn auch um das höhere Virtuosenthum brachte, das er schon halb erreicht hatte. Des zweiten hatte sich Berger als eines ganz unbemittelten Ta-

ens mit größter Liebe angenommen. Eben ſo war es mit Caroline Zeidler der Fall, die eine ſehr wackere Spielerin und eine der geſuchteſten Lehrerinnen Berlins geworden iſt. Auch C. von Herzberg iſt ein wackerer Schüler aus Berger's ſpäterer Zeit. Die Zahl der Talente, die, durch ihn gebildet, ſich dem Unterricht gewidmet haben, iſt außerordentlich groß. Doch auch ſchon ausgezeichnete Künſtlerinnen ſuchten ſeine Belehrung; ſo die in England beſonders geſchätzte Klavierſpielerin David, die talentvolle Anna Laidlaw, die ausdrücklich ſeines Unterrichts halber nach Berlin zog, und mehrere andere. Am glücklichſten hat jedoch von allen ſeinen Schülern Wilhelm Taubert die Eigenthümlichkeit ſeines Spiels auf ſich übertragen; wenngleich er daſſelbe nach ſeiner Individualität zum Theil auch völlig anders herausgebildet hat, und ihm nach gewiſſen Richtungen mit den Fortſchritten der Kunſt im Allgemeinen weit vorausgegangen iſt, ſo bleibt er doch wohl der treuſte Bewahrer der Grundſätze Bergerſcher Schule, wie er denn überhaupt unter deſſen Schülern derjenige iſt, der ſich dem geliebten Lehrer am innigſten in wahrhaftigſter Dankbarkeit angeſchloſſen hat. Der letzte Klavierſpieler von Ruf, dem ſich Berger, zwar nicht lehrend, doch rathend hingegeben, und welcher ſeinen Rath mit höchſter Achtung und aufrichtigem Dank anerkannt hat, war Adolf Henſelt, unbeſtritten einer der Triumvire, welche jetzt an der Spitze des Clavierſpiels ſtehen. Henſelt äußerte noch jüngſt — drei Jahre nach Berger's Tode — dieſer ſei es, dem er ſo viel für ſein Studium zu danken habe, indem er ihm den Muth gemacht, ſeine kleine Hand zur größeren Spannung auszudehnen, da Berger mit ſeiner noch kleineren ſo ungemein viel möglich gemacht habe, wobei ihm freilich ein ſcharfer Sinn für getheilte Harmonie, der Vielen ganz abgehe, zu Hülfe gekommen ſei.

— Indem wir dies Urtheil bestätigen, setzen wir nur noch hinzu, daß Berger überhaupt einen äußerst feinen Sinn für den harmonischen Wohlklang hatte, und sein Ohr durch nichts so verletzt fühlte, als durch Ungeschicklichkeiten in der harmonischen Vertheilung. Man kann denken, wie beleidigend viele der neueren Compositionen für ihn waren, die nur Noten häufen, um mehr Finger zu beschäftigen, ganz achtlos, ob der Reiz des Klanges sich dadurch steigere, oder erstickt werde. —

Man sieht aus dem Obigen, daß in Berger's Wirken als Virtuos und Lehrer, in seiner Theilnahme an den Fortschritten und Entwicklungen des Klavierspiels kein Stillstand war. Bis zum letzten Athemzuge ist er allen neueren Erscheinungen gefolgt; er hat Vieles verworfen, aber ist nie eigensinnig, wie Alter und Vergangenheit oft pflegen, bei dem Ehemals stehn geblieben, sondern was in dem Neueren Gutes und Schönes war, erkannte er auf's freudigste an, unbekümmert ob er sich selbst dadurch überflügelt sah. — Mit wahrhafter Wehmuth erfüllte es uns daher, daß er den, welcher die Spitze und Krone des heutigen Klavierspiels bildet, die Gesammtheit desselben in sich vereinigt, und durch das nur ihm Eigene, so überreich für sich ist, Liszt, nicht mehr kennen lernte. Er würde ihn mit allen seinen Verirrungen und abstrusen Eigenheiten, doch in lebendigster Anerkennung in sich aufgenommen und auf's freudigste als den König des Reichs, in welchen er selbst ein so mächtiger und edler Herrscher war, begrüßt haben, so gut wie er anerkannte, daß Paganini's seltsamer Komètenglanz und Lauf, das Licht und die Bahn aller andern Virtuositäten auf der Violine in sich verschlang, wie ein Meer alle Ströme von Ost und West.

Achter Abschnitt.

Versuch als Opern-Componist. — Urtheil. — Eine romantische Oper.

Mein Schüler-Verhältniß verwandelte sich bald in ein anderes. Ich hatte in jener Zeit meine ersten dichterischen Versuche gewagt. Sie mochten unvollkommen genug sein, doch was jenes glückliche Alter ergreift, wo uns das ganze Leben ein Gedicht ist, hat immer einen Hauch der Frische, weil ungekehrt auch die Dichtung unser ganzes Leben in sich aufnimmt. So war es mir gelungen, auch Berger's Theilnahme für einige meiner Gedichte zu gewinnen. Mein Wunsch stand mir höher, als eins derselben durch ihn componirt zu sehn, und da seine elegischen Lieder einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht hatten, und die schwermüthig wehmüthige Stimmung der Gedichte gerade die ist, der sich die Natur des Jünglings am liebsten hingiebt, so sandte ich ihm mehrere derselben, in der Hoffnung, sie würden ihn so weit fesseln, daß er sie in Musik setzte. Doch diese Hoffnung blieb zu Anfang unerfüllt. Wie jeder Anfänger hatte ich meine Lust für meine Kraft genommen, und wenn diese Gedichte auch dem reiferen Manne eine Theilnahme für den Dichter einflößen, und ihn hoffen ließen, daß sich künftig vielleicht hier ein Talent entwickeln werde, so konnten sie doch für sich selbst noch keinen Antheil in Anspruch nehmen, wenigstens nicht einen solchen, der einen Mann von Berger's tiefem Genius hätte bewegen sollen, sich dieselben durch Hinübernahme in das Gebiet seiner Kunst zum innersten Eigenthum zu machen.

Allein ich verlor den Muth, die Lust nicht. Berger's schöpferischer Genius fesselte mich zu mächtig; es wurde eine Art Krankheit in mir, ihn zur Composition anzuregen. Denn damals glaubte auch ich, daß er nur durch äußere

Schicksale und Widerwärtigkeiten gehindert worden sei, sich ganz der Compositionen zu widmen, und was er als Componist geleistet, zur Geltung zu bringen. Ich erstaunte es nicht, daß das schwerste, vielleicht nie zu beseitigende Hinderniß, in seiner geistigen Complexion lag. Jedoch stehn die Jugend alle Ziele so nahe, daß jeder Schein nahe her dazu, ihn schon ein ungemeiner Gewinn dünkt, und sie immer neu mit Hoffnungen erfüllt. Berger zu bestimmen, eine Oper zu schreiben, das war der Gedanke, der jetzt meine ganze Seele mit glühendem Eifer erfüllte. Ich glaube, es ist kein ganz unrühmliches Zeugniß für mich selbst, daß ich feuriger für den fremden Künstlerruhm auflederte, als für den eigenen; aber gewiß ist es der sicherste Beweis von der gewaltigen Macht, die Berger's Genius über mich ausübte. Ich wähnte, nur der Mangel eines guten Opernstoffes habe es verschuldet, daß er den innersten, glühendsten Wunsch seiner Seele, eine Oper zu schreiben, bisher nicht erfüllt gesehen. So setzte ich mich denn mit heißestem Eifer daran. Von dem hellenischen Alterthum ganz erfüllt und von Berger's Begeisterung für Gluck mit entzündet, entwarf ich das Gedicht zu einer großen Oper im Stil dieses Meisters. — Man sieht, ich ging an ein Unternehmen, das ich heut mit gereifter Erfahrung, Bühnen- und Weltkenntniß und herangebildeter Kraft, als eine Unmöglichkeit für den Erfolg ablehnen würde, mit der vertrauensvollen Sicherheit, die uns nur der Jugendglaube giebt. Es war der Muth, mit dem begeisterte Neulinge im Kampfe, sich in den Abgrund der Gefahr stürzen, nur weil sie seine Tiefen nicht kennen, die der ergraute Krieger mißt, und darum zurückhält, weil der ächte Muth das Unmögliche mit Besonnenheit vermeidet, wohl aber das Schwere mit Kühnheit unternimmt. Ich wollte freilich etwas Unmögliches!

Oreſtes war der Held, den ich mir gewählt! Man ſieht, daß das Werk ein jüngerer Bruder der Iphigenia ſein ſollte! Geheim, wie verſchämte Anfänger pflegen, hatte ich den Plan gefaßt, die Scenen entworfen, den Beginn mit der Verſifikation gemacht. Ich wollte Anfangs Berger nicht eher etwas davon mittheilen, bis ich ihm das Ganze darreichen konnte: doch indem ich mich überredete, daß es nothwendig ſei, vor deſſen Vollendung über einzelne Schwierigkeiten Rückſprache zu nehmen, brach ich meinen Vorſatz, und ging eines Abends zu ihm, freudig und erwartungsvoll bebend, um ihm meinen Plan zu entdecken, und das Gedicht, ſo weit es gediehen war, vorzuleſen. Wir ſchloſſen uns ein, damit uns Niemand ſtörte, ich begann zu leſen. Mit einer Spannung, die vielleicht jetzt durch die größten Ereigniſſe der Welt nicht mehr in meiner Seele zu erregen wäre, hing ich an Berger's Mienen. Welches Glück ſoll ich dem vergleichen, das ich empfand, als er nach dem Schluß der erſten Scene, ſichtlich mit innerer Bewegung, mir die Hand reichte und ſprach: „Ich glaube, daraus wird etwas! —"

Der Glaube hat ihn und mich getäuſcht. Doch es iſt ein ſchmerzliches Glück, in dieſe Zeit der edlen Beſtrebungen, die ich hoch über die gemeinen Forderungen der Wirklichkeit erhoben, wieder zu blicken. Da aus der Oper nichts geworden iſt als Anfänge, Brouillons, die ich mit der Aufſchrift von Berger's Hand: „In's Feuer!" bezeichnet, in ſeinem Nachlaß gefunden, ſo kann ich über das Weitere kurz hinweggehen. Ich las ihm das Gedicht zu Ende, ſo weit es vollendet war. Er tadelte Einiges, meinte aber, da ich darauf drang er ſolle ſogleich anfangen zu componiren, Nummer auf Nummer, das ſei ihm unmöglich. Er könne nur arbeiten, wenn er das Ganze vor ſich ſehe, und Nichts mehr ihm darin ſtörend ſei. So ſetzte ich mich denn

eifrig hin und übergab ihm bald das ganze Drama. In der That machte sich Berger auch mit größtem Eifer daran, und wäre seine Ausdauer so groß gewesen, wie der erste Aufschwung feurig, so würde die musikalische Welt um ein treffliches Werk reicher geworden sein, wenn auch, wie ich jetzt völlig einsehe, dasselbe für einen äußeren Erfolg durchaus die Bedingungen nicht in sich trug. Doch ein großer Erfolg in der Kunst, diese Erwählung des besten Theiles, wäre der Arbeit durch Berger's tiefschaffende Kraft unbedingt gesichert gewesen. —

Der ersten Begeisterung folgten indessen bald manche Bedenken; die That forderte größere Kräfte und Dauer als der Vorsatz; es gab auch Schwierigkeiten zu überwinden, denn selbst das reichste Talent hat an einer so gewaltigen Aufgabe schwer zu arbeiten. Auch manches im Gedicht mißfiel, und mit Recht; Aenderungen, Umarbeitungen wurden nöthig; andere Störungen traten dazwischen. Wie bei allen Plänen dieser Art, trat durch das lange Tragen desselben eine Abspannung und Abstumpfung ein; es schufen sich innere Hindernisse der Ausführung; endlich lag das Werk still. — In diese Zwischenzeit fielen mehrere Ereignisse von Wichtigkeit, die ich später besprechen werde, als: Bernhard Klein's Ankunft in Berlin, die Stiftung der Liedertafel, und manches Andere. Von ganz besonderem Einfluß aber war die Anwesenheit Bernhard Klein's. Der Umstand, daß ich in dieser Zeit die Oper Dido für diesen dichtete, die, viel später begonnen, doch von diesem vollendet war, und so, daß Berger die edelste Begeisterung für das Werk fühlte, bewirkte eine neue Anspannung seiner Kräfte. Er wollte nun Alles daran setzen, auch seine Arbeit zum Ziel zu fördern. Er veranlaßte mich, einige Aenderungen zu machen. In dem

Eifer ſeines Entſchluſſes ſcheute er, denn würdig dachte er ſtets, auch große Aufopferungen nicht.

Er beſchloß, auf einen ganzen Sommer nach Frankfurt a. O. zu gehen, trotz der anſehnlichen Geldverluſte, die ihm durch dieſes lange Aufgeben ſeiner Thätigkeit entſtehen mußten. Im Uebrigen erſchien der Vorſatz um ſo zweckmäßiger, als ich ſelbſt damals meine bisherige Lebensbahn, den Soldatenſtand, aufgegeben hatte, und, durch viele Urſachen beſtimmt, meinen nächſten Sommer-Aufenthalt in jener freundlichen Stadt nahm, an die ſich ein Theil meiner theuerſten Erinnerungen knüpft. Berger hatte überdies ſeine Verwandte, namentlich ſeine geliebte Schweſter, dort, bei der er beſtens aufgenommen und nach ſeinen Eigenheiten gepflegt war: auch an theilnehmenden muſikaliſchen Freunden, worunter ich nur den um den Zuſtand der Muſikbildung daſelbſt ſo ſehr verdienten Doctor Eduard Peterſen nenne, fehlte es nicht. Genug der Plan war durchaus günſtig, und konnte es Umſtände geben, welche die Vollendung herbeiführten, ſo waren die, welche ſich dort darboten, unfehlbar die geeignetſten. — Wenn alſo, deſſenungeachtet, das Werk nach einiger Zeit wieder ganz in's Stocken gerieth, ſo konnte dies nur den Beweis liefern, daß nicht äußere, ſondern innere, von keinem Andern als von Berger ſelbſt zu beſeitigende, Hinderniſſe die Urſache davon waren.

So iſt denn von dieſer Unternehmung nichts übrig geblieben, als das in mein Pult zurückgelegte jugendliche Gedicht, und die Skizzen, die Berger dem Feuer beſtimmte, die aber ſo ſchöne Wendungen, einzelne Gedanken, ja ſelbſt ganze Recitative, die Umriſſe der Arien und Duetten enthalten, daß ſie eine reiche Fundgrube für den bilden würden, dem ſie als Erbtheil zufielen!

Um hier gleich die ferneren Verſuche Berger's, ſich

mittelſt einer Oper auf einen groſsen Wurf die Stellung in der Welt zu ſchaffen, zu der er ſich berechtigt fühlte, zu erledigen, will ich noch die Geſchichte einer zweiten Unternehmung dieſer Art erzählen. Ich war um eine Anzahl Jahre reifer geworden, und ſahe wohl ein, daſs wenn ſich Berger auch damals ganz der Compoſition der Oper Oreſt hingegeben hätte, er doch dadurch in der Welt unmöglich diejenigen Erfolge erreicht haben würde, die er hoffte. Daher betrachtete ich das Scheitern dieſes jugendlichen Planes faſt als ein Glück, denn darin kannte ich Berger, daſs ihm die Spannkraft zu einem zweiten Verſuch gewiſs gefehlt haben würde, wenn der erſte nicht glänzende Reſultate gegeben hätte. Er ſelbſt forderte ganz richtig, dem Drange ſeines innern Berufs folgend, immer eine romantiſche Oper, mit eingewebter Komik. Troſs ſeines innern Ernſtes hatte er den gröſsten Drang zu heiteren, humoriſtiſchen Schöpfungen, und, wie Vieles in ſeinem Nachlaſs beweiſt, auch das ausgezeichnetſte Talent dafür. Er muſste alſo für eine ſolche Aufgabe angeregt werden. Einen Stoff der Art glaubte ich gefunden zu haben. Ich hatte inzwiſchen auch Berger's Charakter genug kennen und beurtheilen gelernt, um zu wiſſen, daſs er rein aus ſich ſelbſt ein ſo langwieriges Werk, wie die Compoſition einer Oper, nicht mehr vollenden werde. Daher veranlaſste ich es, daſs ihm eine beſtimmte Aufforderung, eine Oper von der Gattung, wie ich ſie im Sinn hatte, zu einem feſten Termine für ein ſüddeutſches Theater zu ſchreiben, zuging. Es war dabei die Bedingung geſtellt, daſs die ganze Arbeit bis zur Vollendung das tiefſte Geheimniſs bleiben ſolle. Es blieb Berger unbekannt, daſs ich der Veranlaſſer dieſes Auftrags war. Wie ich mich mit demjenigen vereinigt hatte, der die Aufforderung an ihn richtete, das gehört nicht für die Oeffentlichkeit. Genug, daſs dem vollendeten

Werk eine glänzende Darſtellung ſicher geweſen wäre. — Berger eilte, ſobald ihm der Auftrag geworden war, zu mir, und nahm meine dichteriſche Mithülfe in Anſpruch. Ich hatte mich, wie geſagt, im Stillen längſt vorbereitet, konnte ihm daher nach wenigen Tagen einen klaren Entwurf, und bald darauf einen Theil der Arbeit ſelbſt liefern. Er ging nun ſofort mit neuem Eifer an dies neue Werk. Wiederum lebte ich in den ſchönſten Hoffnungen; doch abermals ſollten ſie getäuſcht werden. — Daß ich es kurz ſage: die Geſchichte der Oper Oreſtes wiederholte ſich mit geringen Abweichungen. Berger hatte zwar immer noch das reichſte Talent, aber nicht mehr die Spannkraft des Willens für eine ſolche Unternehmung. Das Reſultat war, daß das Gedicht unvollendet in meinem Pult neben dem Oreſt liegt, und die muſikaliſchen Skizzen ſich in Berger's Nachlaß, in dieſelbe Rolle gewickelt, vorfanden, welche ſeine Verſuche mit der Oper Oreſt und die Beſtimmung ihres Schickſals enthielt! —

Neunter Abſchnitt.

Des Autors erſte Bekanntſchaft mit Bernhard Klein bei Berger. — Stiftung der jüngeren Liedertafel. — Verſammlungen.

Wer hätte nicht hundert und hundertmal in ſeinem ſeinem Leben die Wahrheit des Wortes gefühlt:

Es ließe ſich Alles trefflich ſchlichten
Könnt man die Sachen zweimal verrichten!

Das heißt, man ließe ſie das zweitemal ganz, oder machte ſie ganz anders! — Hätte ich den Zeitraum mit Berger noch einmal zu durchleben, ſo würde ich die Verſuche ihn in einer größeren Arbeit, die außer dem ſchöpferiſchen Ta-

lent noch so viele andre Gaben der Thätigkeit fordert, um zur Lebendigkeit des Daseins zu gelangen, gänzlich unterlassen haben. Ungleich mehr aber hätte sich die Gelegenheit nützen lassen, ihn zu kleineren Arbeiten anzuregen, deren Menge ihm doch zuletzt eine entschiedene Geltung gegeben haben würde (wie z. B. Hebel sie durch seine reizenden Gedichte hat) und wodurch jedenfalls die Welt ungleich mehr an Besitzthum gewonnen hätte, als durch das vergebliche Wollen größere Werke zu schaffen. Oft freilich suchte ich Berger zu kleinen Compositionen, namentlich zu Liedern anzuregen, deren er mit die schönsten geschrieben, die das an solchen Schätzen so reiche Deutschland besitzt. Doch ein bestimmtes, beharrlich verfolgtes System, solche Anlässe vorzubereiten, aufzusuchen, sie anlockend zu machen, würde noch ungleich reichere Resultate ergeben haben. Wie viel eine lange Reihe von Jahren hindurch an solchen Momenten darbietet, zeigt der Nachlaß, der uns ja eine ganze Anzahl werthvollster Hefte solcher kleineren Arbeiten darbietet, die eben so eine tiefersinderische Schöpfungskraft bekunden und fordern, als die großen Werke, die sich nur durch die Planmäßigkeit der Zusammenstellung der Erfindungen, nicht durch Zahl derselben, von einer Summe kleinerer unterscheiden.

Veranlassungen zu solchen einzelnen Arbeiten waren zunächst diejenigen Lebensereignisse, welche uns überhaupt zu sogenannten Gelegenheitsgedichten, deren Werth Göthe schon so hoch hingestellt hat, auffordern. Geburtstage, Feste, öffentliche, wie solche, die man in Familienkreisen beging, gesellige Artigkeiten oder Scherze, Alles konnte bei Berger mit Erfolg benutzt werden, weil sein theilnehmendes Wohlwollen sich gar leicht zu einer solchen Arbeit bequemte, und sie mit eben der Liebe und dem Ernst ausführte wie jede andere.

Auch war er so gewissenhaft, alsdann streng Wort zu halten, und man ließ sich seinetwegen auch gern seine Sorglichkeit in Betreff der Ausführung gefallen. Vieles ist auf diese Art entstanden, was die schönsten Blüthen zu dem Kranze, der sich seinem Andenken flicht, geliefert hat. Um nur eins zu erwähnen, so dichtete ich zum Geburtstage einer Sängerin, welche eine wohlgebildete Altstimme besaß, drei Lieder, die ich Berger und Klein gleichzeitig übergab, mit der Bitte sie zu componiren, und wodurch ich Beide, ohne daß sie es wußten, zu einer Art Wettkampf veranlaßte. So entstanden drei werthvolle Lieder beider Componisten, von denen eins, „Kriegers Nachtlied" durch Beide so ähnlich behandelt wurde, daß sie bis auf die äußere Form der Noten kaum zu unterscheiden waren, und Beide lachend versicherten, man könne sie austauschen, ohne daß die Väter nach Jahresfrist den Unterschied merken würden.

Hätte ich ähnliche Anregungen fleißiger gesucht, es wäre viel Schönes, nach und nach Umfassenderes zur Ausführung gekommen.

Bernhard Klein's Erscheinung in Berlin war aber nicht nur für einen Versuch in der Oper, sondern überhaupt fördernd für Berger's Thätigkeit. Er fühlte, daß er es jenem an innerer Schöpfungkraft zuvorthat, und sah sich nur durch dessen Jugendrüstigkeit, schnelle, elastische, unabreißbare Thätigkeit, und durch sein überlegenes musikalisches Wissen, seine vollendete Sicherheit in der Behandlung aller Formen besiegt. Wie aber Berger's Seele von jedem kleinlichen Neide frei war, und sich immer nur des Schönen erfreute, was durch Andre entstand, so war es auch hier, und er fand sich durch Kleins Nebenbuhlerschaft nur wohlthätig angefrischt. Er vergab ihm aus edler innerer Seelenkraft und in der Bewunderung des Herrlichen in ihm, sogar Vieles, was er von dessen unruhig wogenden, aus den höchsten

Höhen nicht selten in trübe aufgewühlte Tiefen der Leidenschaft hinabreißende Gemüthsstimmung zu erdulden hatte.

Wie sich die Bekanntschaft Beider gemacht, weiß ich nicht mehr genau; irre ich nicht, an einem dritten Ort, in einer Familie wo Berger Lehrer war, und an welche Klein, der einen der Söhne des Hauses während des Feldzuges in Cöln kennen gelernt, eine Empfehlung hatte. Beide würdigten einander schnell, und Berger, der damals schon eine viel begründetere Lebensstellung hatte, nahm Klein als einen Jüngeren mit offener Herzlichkeit und Liebe auf. Er ging in jener Zeit mit einem Plane um, zu dem ihm Klein besonders behülflich sein konnte, und es auch wurde, mit der Stiftung einer zweiten Liedertafel, da die ältere, durch Zelter gegründete, sich unter dessen scharfem persönlichem Einfluß, der einmal in seiner Natur lag, in solcher Abgeschiedenheit erhielt, daß ein Mann von Berger's Verdienst, seit Jahren vergeblich strebte, Mitglied zu werden. Zelter war überhaupt der Mann, der zwar das Gute aufsuchte, aber es auch (wie Fasch's Werke) durchaus in seinen nächsten Kreis gebannt hielt, und in einem bevorzugten Besitz desselben bleiben wollte. So war es auch mit der Liedertafel, welche Zelter mit lobenswerthem Eifer gestiftet hatte, sie aber viel weniger als ein geistiges Gemeingut zu verbreiten, als, einem werthvollen Kleinod gleich, möglichst als abgeschlossenes Eigenthum zu erhalten strebte. Berger wollte also, durch mehrere Freunde aufgefordert, eine zweite Liedertafel zusammenbringen, und Niemand konnte ihm dazu behülflicher sein als Klein, und in gewisser Beziehung auch ich. Er lud uns daher eines Abends zusammen ein, und vermittelte dadurch, was er schon länger gewollt, auch meine Bekanntschaft mit Bernhard Klein, den er selbst erst seit einigen Monaten kannte. Der Abend wurde für uns alle Drei zu folgenreich, als

daß ich ihn nicht in einigen Zügen ſchildern ſollte. Als Vierter befand ſich auch der jetzige Direktor des königlichen muſikaliſchen Lehr-Inſtituts für Compoſition, W. Bach, damals Berger's Schüler, zugegen. Berger, Bach und ich waren längſt beiſammen, bevor Klein, der ſich nie pünktlich zu binden vermochte, erſchien. Berger wurde ſchon ungeduldig, da er, ſo wenig er ſelbſt in kleineren Lebens-Verhältniſſen genau war, doch die Freiheit, die ſich Andere darin nahmen, ſehr ungern duldete. Endlich öffnete ſich am ſpäten Abend die Thür halb, und ein geiſtreicher Kopf ſteckte ſich hindurch, uns mit Scherz begrüßend. Berger vergaß über die Freude, daß der Erwartete doch noch erſchien, ſeinen Zorn ſchnell, wir ſetzten uns um den runden Tiſch nahe dem Ofen, es wurden einige Flaſchen aufgetragen, und in wenigen Minuten hatte der Geiſt und Witz ſprudelnde Klein, die lebhafteſte Unterhaltung in Gang gebracht. Berger, der Alles was die Kunſt auch nur entfernt berührte, ſehr ernſt nahm, begann nach einiger Zeit in etwas feierlicher, aber doch treuer, warmer Weiſe, uns ſeine Abſicht auseinander zu ſetzen, eine zweite Liedertafel, nach dem Vorbild der Zelterſchen, in welche die Aufnahme allzuſchwierig ſei, zu ſtiften.

Klein, der Alles raſch ergriff, und immer vorwärts ſtrebte, ohne ſich um das Seitwärts oder Rückwärts zu kümmern, war gleich bei der Hand, und hätte am liebſten auf der Stelle begonnen. Ein Lied geſungen, ein Glas Wein getrunken, ſo waren die Grundbedingungen eines ſolchen Vereins erfüllt, und er hätte in dem Augenblicke des Vorſchlages ſchon ſeinen Geburtstag gefeiert. Berger dagegen, überhaupt bedenklich (ausgenommen bei großen ſittlichen Entſchlüſſen und Herzensergüſſen, wo er ſtets in der freieſten Kraft grade auf die Sache ging) ſah tauſend Schwierigkeiten. Er wollte eigentlich die Liedertafel ſchon in ab-

geſchloſſener Vollendung fertig haben, bevor ſie entſtehen ſollte. Man müſſe erſt einen Vorrath guter Compoſitionen beſitzen, ſich der Theilnahme und Einübung wackrer Sänger verſichern u. ſ. w. Bach und ich, hielten uns mehr neutral, bereit mitzuwirken, wenn die Sache in Gang käme, doch die Schritte dazu Klein und Berger überlaſſend. An jenem Abend gediehen wir indeß nicht weiter, als daß man ſich das Wort gab, mit allen Kräften zum Zweck zu ſtreben: ich verſprach Gedichte zu liefern, welche Berger, Klein und Bach componiren wollten; jeder wollte ſeinen geſangskundigen Freunden Mittheilungen machen; am nächſten Abende ſollte die Berathung fortgeſetzt werden.

Aus den in der Zukunft ſchwebenden Genüſſen, ſprang Klein in die der Gegenwart über. Er forderte Berger auf zu ſpielen. Dieſer, nie freudiger angeregt, als in Gegenwart wirklicher Künſtler und Kunſtfreunde, ergoß ſich in ſchwungvollſter freier Phantaſie, und ſpielte einige ſeiner ſchönſten Sachen. Klein bedurfte immer einer Selbſtüberwindung um im vollſten Maaße anzuerkennen, was ihm in der That überlegen war. Sein künſtleriſcher Ehrgeiz war groß, um nicht eine mächtige Nebenbuhlerſchaft auch drückend zu empfinden. Dies war der Unterſchied, der zwiſchen ihm und Berger zu deſſen Vortheil beſtand.

Berger hatte geſpielt. Klein ſollte ſingen. Welch ein Meiſter der Geſangskunſt er war, habe ich an andern Orten ſchon öfters ausgeſprochen. Er iſt mir bis jetzt, ſo viel ich auch des Ausgezeichneten ſeitdem gehört, unübertroffen, und ſo hervorragend geblieben, wie er es an Geiſt überhaupt war. Natürlich; denn der Geſang iſt der unmittelbare, beſtimmte Ausdruck des Gedankens in der Muſik; ihre allgemeine Empfindungsſprache wird hier zur beſondern. So weit daher, bei einem vorausgeſetzten Grade der äußeren Mittel und der techniſchen Sicherheit in der Be-

nutzung derſelben, der künſtleriſche Geiſt ein Vorrecht hat, ſo weit muß er ſich im Geſange geltend machen. Das gewöhnliche Ohr vermag faſt nur das äußere Material aufzufaſſen, und daher iſt ihm der Sänger mit der ſchönſten Stimme auch der treiflichſte. Klein beſaß ein edles, biegſames, jede leiſeſte Färbung des Ausdrucks wiederzugeben fähiges Organ, ohne daß daſſelbe durch den Klang an ſich eine Wirkung hervorzubringen im Stande geweſen wäre. Er hatte, in einem Gleichniß, keine Farben, aber ſeine Zeichnung war ſo wundervoll, ſo zart, und zugleich ſo erhaben, daß er die höchſten denkbaren Wirkungen für Denjenigen erreichte, der in der Muſik ein Ohr von ähnlicher Ausbildung beſaß, wie das Auge des Malers, der aus dem Garten das Bild zu würdigen weiß. Klein's Geſang gab allerdings nur die Cartons, aber von der feinſten Handzeichnung an, bis zu den großartigſten Entwürfen für die kühnſte Frescomalerei.

Er ſang uns, um ganz von dem Seinigen zu geben, mehrere Lieder, unter andern das wunderſchöne „Nur wer die Sehnſucht kennt" und einige der geiſtlichen, die ſpäter ſo allgemeine Verbreitung gefunden, und eine neue Gattung des Liedes hervorgerufen haben. Ueber das erſte Lied entſpann ſich ein Streit. Berger tadelte die Zeile:

„Es ſchwindelt mir, es brennt mein Augenweide"

als durch das unangenehm anregende Schlußwort, die ganze Schönheit des Gedichts verunſtaltend. Klein vertheidigte ſie, und meinte, eines ſchönen Gedankens halber, müſſe man ein unſchönes Wort ertragen. — Berger erwiderte dagegen, ein Gedanke werde unſchön durch unſchöne Einkleidung, die Kunſt dulde keine unſchönen Formen; doch lobte er Klein, daß er ſo beſcheiden in die Tiefe mit der Phraſe gegangen ſei. Der Streit wurde ziemlich lebhaft, nahm

aber bald eine andere Richtung, wodurch er sich in ein belehrendes Kunstgespräch überhaupt auflöste. —

Wären auch nicht weit über zwanzig Jahre seitdem verstrichen, in denen der Sturmfittig der Zeit selbst tiefe Eindrücke verwischt, so würde es doch unmöglich sein, die Kunstgespräche, die Anregungen durch Empfindung und Urtheil, die sich in der verkehrenden Gemeinsamkeit solcher Männer entwickeln mußten, wieder zu geben. Das ist das Vorrecht des Lebens, für solche Förderung die einzige Schule zu sein, es ist die Gunst des Augenblicks, der lebendig dem Moment entsprießenden Blüthen und aufleuchtenden Blitze.

Klein, dessen Unruhe ihn nicht lange bei einem Gegenstande verweilen ließ, sah ein Schachspiel stehen, und forderte Berger auf, mit ihm zu spielen. Dieser nahm es an, in der Hoffnung einen gewachsenen Gegner zu finden. Doch schon nach wenigen Zügen war Klein's Parthie nicht mehr zu retten, und mit einem zweiten Versuch ging es ihm nicht besser. Ich habe seitdem Klein nie wieder mit Berger, noch überhaupt Schach spielen sehn. Diese Niederlage aber nahm er lustig auf, so wie auch Berger auf den Sieg kein Gewicht legte.

Unter solchem Wechsel des Scherzes, der Kunstleistungen und Gespräche, unterbrochen vom Klang der Gläser, und jugendlich fröhlicher Trinksprüche, war die Mitternachtsstunde schnell herangekommen, die uns trennte. — Doch schon für den nächsten Tag sollte eine zweite Zusammenkunft stattfinden. Nach einem musikalischen Verein im Hause meiner Mutter, dem Bernhard Klein zum erstenmal beiwohnte, gingen wir, Berger, Klein, G. Reichardt (der die Liedertafel nachmals mit manchem schönen Liede bereicherte) und ich, mit noch einigen Freunden in die Weinhandlung von Schulz und Schäfer am Gensd'armenmarkt, in dem Hause und Lokal, wo jetzt die aus dem Eckhause

dahin verlegte Stehelische Conditorei befindlich ist. Wie die Zeit jeden Boden durchwühlt, und durch ihr scharfes Pflugmesser zuletzt völlig verwandelt, so ist auch diese Stätte, wo ein schönes, an Früchten reiches, nun fast ein Vierteljahrhundert blühendes Kunstunternehmen seinen Ursprung fand, völlig, man dürfte sagen vertilgt. Das Haus war in der Mitte durch einen Thorweg getheilt; zur Rechten lagen die Weinstuben, und unter diesen war es ein kleines Hinterstübchen zunächst der Hausflur, mit einer Weinlaubstapete bedeckt, wo wir uns damals, und später noch öfter, versammelten. Hier wurde manches Lied gedichtet und componirt, hier verlebten wir zahlreiche, schwelgerische Abende in jugendlich kühnen Lebensträumen, die der Champagner noch kühner emportrieb. Hier habe ich die anregendsten, meine dichterischen Kräfte weckendsten und nährendsten Stunden in tief ernsten, oft wahrhaft glühenden Kunstgesprächen mit Bernhard Klein und andern Freunden zugebracht. Hier war auch eine Zeit lang Ludwig Devrient's und A. G. T. Hoffmann's und ihrer näheren Freunde Zusammenkunftsort, und sie schlossen sich uns an, da sie in einen Zwiespalt mit der Nachbar-Weinhandlung von Lutter und Wegner gerathen waren. Und jetzt? Das kleine Stübchen ist nicht mehr zu entdecken, denn ein Bau hat das ganze Haus umgestaltet, der Thorweg, der die beiden Lokale schied, ist zum Zimmer geworden, und die ganze vordere Reihe dient dem bunten Zusammenfluß des Conditoreibesuchs und stummen Zeitungslesern, während in dem kleinen Raum nach hinten, wo so oft sich der Geist am Geist entzündete, und in dem duftenden Champagner und Rheinweingeist die Aetherflammen steigerte, Zuckerbäckergehülfen ihr Geschäft treiben. — Das Haus, von dem ich spreche, hatte, damit ich die kleine Episode vollende, noch eine andere Merkwürdigkeit, die mir indeß erst

viel später bekannt geworden, die aber, hätten wir sie damals gekannt, unstreitig unseren dichterischen Jugendaufwallungen noch einen neuen Schwung gegeben haben würde. Es enthielt nämlich das Zimmer, in welchem Mozart bei seinem Aufenthalt in Berlin gewohnt und gearbeitet hatte. In dem Raum auf der andern Seite der Hausflur hatte der Wundergenius gewaltet, — und jetzt ist der Eingang der Stehelyschen Conditorei in dem durchgebrochenen Fenster befindlich, an welchem Mozart seine Partituren schrieb! So schonungslos geht die Pflugschar der Gegenwart über die Stellen hin, wo einst heilige Saaten sproßten! —

Zurück in unsere trauliche Weinlaubsgrotte, wo der kühlende Quell der edelsten Weine sprang.

Klein, beim perlenden Glase, war die geistvollste und liebenswürdigste Erscheinung, die ich im ganzen Verlauf meines an bedeutenden Begegnungen nicht armen Lebens kennen gelernt *). Er war es, zumal an jenem Stiftungs-Abend. Berger, der in seinem ächt künstlerischen Innern eine wahre Freude und Erhebung an dieser außerordentlichen Erscheinung fand, obwohl er selbst ganz anderer Natur war, die sich mehr still innerlich, als in dieser glänzenden Weise zu entwickeln und geistig darzulegen drängte, ließ sich doch gern in den freudig brausenden Strom hinreißen. Mir war dieses kecke Freiwerden, der ich noch ganz in der Sphäre des elterlichen Hauses stand, durchaus neu und staunenerregend: es hätte mir bei der mächtigen Geistesherrschaft, die Klein übte, gefahrvoll werden können, und ist es auch in mancher Beziehung geworden;

*) Selbst Liszt nicht ausgenommen, welcher, bei aller sonst diametralen Verschiedenheit, doch vielleicht die nächste künstlerische Verwandtschaft zu Klein hat.

allein es hat sich andrerseits auch die reichste geistige Ausbeute als Gegengewicht damit verknüpft. Eine äußerliche war aber die Stiftung der Liedertafel. Bernhard Klein in seinem Feuer trieb uns Alle vorwärts. Er betheuerte, man dürfe sich jetzt nicht eher verlassen, bis man einen Beschluß gefaßt, den Grundstein gelegt habe. Was auch Berger sagte, Klein hatte einen stärkeren Grund dagegen. Er nahm wie ein Feldherr, der entschlossen ist zu siegen oder mit seiner Schaar zu fallen, Alles in Eid und Pflicht, nicht zu wanken noch zu weichen. Ich mußte Gedichte geloben, — er trank mir dabei die Brüderschaft zu; — Berger mußte eine Anzahl Lieder versprechen, — Klein verschwur sich zu so vielen man wolle, — Jeder gab Namen Solcher, die man zur Theilnahme auffordern solle, — Klein übte zuerst das Verwerfungsrecht, indem er einen Musiker, trotz seiner angenehmen Tenorstimme, zurückgewiesen wissen wollte, wegen des in seiner Physiognomie zu Tage tretenden unwürdigen Charakters. „Ich kann seine Miene nicht leiden," rief er mit Shakespear aus. Aber er hatte im Innersten Recht, und die Ausschließung wurde ausgesprochen.

Die Vocations- und Proscriptionsliste wurde unter fröhlichem Gläserklang fortgeführt und vollendet, auf der Rückseite der Speisekarte niedergeschrieben, und so der erste Stamm der Gesellschaft gebildet. Um aber auch Berger's vorsichtiger Ansicht ihr Recht zu gönnen, nahm man seinen Vorschlag gern an, daß man erst einigemal in freundschaftlichem Kreise zusammenkommen und einige Lieder einüben wolle, bevor man sich als eine Gesellschaft förmlich constituire und einen öffentlichen Ort zum Vereinigungspunkt wähle.

Er lud daher zu einem der nächsten Tage uns Anwesende, und noch eine Auswahl der vorgeschlagenen Sänger, bis etwa sechszehn, zu sich ein, um dort den ersten An-

sang eines gemeinschaftlichen Gesanges zu machen. Ich meinestheils erhielt inzwischen den Auftrag, die Statuten der neuen Gesellschaft zu entwerfen, die sich im wesentlichen darauf beschränken sollten, daß jedes aufgenommene Mitglied als Sänger, Dichter oder Componist zu fungiren habe, daß man die Zahl der Mitglieder — bis vierzig — begrenzte, die Art der Direktion und Verwaltung bestimmte, die Tage der Zusammenkunft festsetzte, und Anderes mehr. So war die Liedertafel in der Theorie constituirt, und dieser frohe Abend als die Grundsteinlegung zu betrachten.

Wir sämmtliche Anwesende hatten uns im jugendlichsten Feuer aufs engste verbündet; für mich war, indem ich nahe zu Männern getreten war, für die mich innigste Liebe, Verehrung und Bewunderung erfüllten, eine Erhebung des Daseins entstanden, deren Segen ich noch heut nicht genug zu preisen weiß. Für Berger und Klein hatte sich ein frischer, freudiger Wirkungskreis eröffnet, der besonders für jenen als Anregungsmittel unschätzbar blieb. Genug, Allen war das Herz erhoben, und wenig Momente des Lebens der Besten mögen so anfeuernd, so begeisternd sein als es dieser war. Eine Reihe erfreulicher Folgen bezeugt es, daß die Stunde der Saat eine gesegnete war. Im brausenden Uebergange der Jugend zogen Klein, Reichard und ich, noch einen weiten Weg durch die nächtlichen Strassen, um einen Freund zu wecken und mit ihm im ersten Feuer einige Lieder zu singen, bis endlich auch für uns nach der überhohen Spannung die Abspannung eintrat, und wir ermüdet die Ruhestätten suchten.

Zehnter Abschnitt.

Erste Versammlung der jüngeren Liedertafel. — Berger's Verhältniß zu dieser.

Ich bringe hier die Geschichte der Liedertafelstiftung, und was sich später, selbst Trübes daran knüpfte, gleich zu Ende. Jener Abend mochte in den Februar des Jahres 1819 gefallen sein. Im März gab Berger einige Liederfeste in seiner Wohnung, von denen das oben erwähnte das erste war. Hier sahen wir die ersten Versuche, die er im vierstimmigen Liede gemacht hat, unter andern die schöne Hymne von Körner:

„Gläser klingen, Nektar glüht
In dem vollen Becher!"

Das feierliche Einweihungslied für die Liedertafel, zu dem ich die Worte gedichtet; das frisch fröhliche, was, in jener Zeit ganz neu in der Gattung, die glücklichste Wirkung machte:

„Hinweg des Lebens enge Sorgen."

und viele Andere, die man, im Eifer für den neuen Bund zu wirken, gedichtet hatte.

So konnte nicht fehlen, daß ein Verein, an dessen Spitze sich zwei so ausgezeichnete Männer stellten, wie Berger und Klein, in einem höheren Geiste aufgefaßt wurde, und die Theilnahme anderer, in der Dichtkunst oder Musik ausgezeichneter Männer erregte. So schloß sich Hoffmann, der berühmte Verfasser der Phantasiestücke, mit Freuden an; Rungenhagen wurde eines der thätigsten Mitglieder; Fr. Förster war es von Anfang an; der ariostische Streckfuß ist es lange Zeit gewesen; der schon bejahrte Staatsrath Körner, der Vater Theodor Körner's, Biograph und Freund Schillers, gleichfalls von Anbeginn; Kriegsrath Ahlefeldt, ein Universitätsfreund Jean Paul's

und glücklicher Dichter, dem wir unter andern eins der schönsten Lieder:

„Wenn die Brust in süßer Ahnung bebet,"

von Berger wundervoll componirt, verdanken, zählte sich ebenfalls eine Reihe von Jahren zu den unsrigen, und schied nur durch den Tod. — Besonders aber gesellte sich eine frische Jugend zu dem Bunde. Ich nenne aus diesem Kreise nur folgende: Zuerst einen damals in Berlin studirenden jungen Mann, Hendeß, dessen außerordentlich schöne Tenorstimme später nur von Mantius erreicht wurde; dann Gustav Fehmer, dessen edler Sinn und frische Jugendkraft, verbunden mit einer tieferen Erkenntniß und wissenschaftlichem Eindringen selbst in die Musik, damals zu den schönsten Hoffnungen berechtigte; ferner Brassier de St. Simon, einen Freund Klein's, mit angenehmer Tenorstimme, damals Schüler Solgers, jetzt preußischer Gesandter in Athen. Auch Männer mit seltener Gesangsgabe gehörten uns zu. Ich darf den jetzigen Postrath Weyprecht, dessen edler Tenor mit Bader wetteiferte, und den Hofrath Wülfingh, den schon oben genannten Universitätsfreund Berger's, der eine der schönsten Baßstimmen besaß, die ich jemals gehört, nicht übergehn. Eduard Devrient, später als Sänger berühmt, war gleichfalls einige Jahre Mitglied unseres Vereins, und der schon oben als Mitstifter genannte G. Reichardt, der ihm später als Liedercomponist so zahlreiche Gaben zuwandte, war damals durch seine starke, schöne Baßstimme, und unerschütterliche Sicherheit auch eine der werthvollsten Stützen des Gesanges. — Alle diese schlossen sich besonders auch eng an Berger an, dem willig die erste Stelle in dem neuen Bunde eingeräumt wurde, sowohl als eigentlichem Stifter und thätigstem Förderer, wie hauptsächlich wegen seines künstlerischen Uebergewichts. Wahrlich, ein schöner Geist

durchwehte diese Gemeinschaft! Vergeblich sehe ich mich jetzt nach einer ähnlichen, höher aufstrebenden Jugend und Kunstgenossenschaft in gleichen Vereinen um! Es ist nicht das herannahende Alter, was uns jene Zeiten, wie sonst gewöhnlich, als die besseren preisen läßt: nur der Sinn unseres Thuns und Strebens war wirklich ein völlig anderer, als der der heutigen Jugend und Künstlerwelt, und vieles Unwürdige, was in dieser später so heimisch geworden ist, daß es fast ein Bürgerrecht erwarb, wurde damals noch kaum gekannt! — Die Einbürgerung eines fremden, vielgeltenden, doch mehr noch in unwürdigen Ränken und Kabalen die deutsche redliche Art und Sitte verderbenden Künstlers in unserer Hauptstadt hat auch die künstlerische Jugend auf lange Zeit verderbt!

Die erste Zusammenkunft der Liedertafel war, nachdem alle Vorbereitungen getroffen worden, auf den 26. April 1819 festgesetzt. Berger und Klein waren mit allem Eifer beschäftigt, durch Compositionen der Gesellschaft ein geistiges Besitzthum zu gründen. In jene Zeit fielen auch die starken politischen Aufregungen, an denen Berger den regsten innern Antheil nahm. Wie Beethoven, wie jeder ächte Künstler, ja wir dürfen sagen wie jeder ächte Mensch, war er mit glühender Seele ein Republikaner, wenngleich ihm, wie jenem, die praktische Klarheit fehlte, die ihm gezeigt hätte, daß seine ideale Ansicht von den Rechten und der Freiheit der Menschheit, nicht anders zu verwirklichen sei, als in einem Staate von idealen Bewohnern. Doch in den Grundsätzen hatte Berger gewiß das heiligste Recht, und wir bekennen uns in diesen ganz zu seiner Ansicht. So hing denn sein ganzes Herz auch an denjenigen politischen Bewegungen, die von den Jünglingen jener Zeit ausgegangen waren. Das Wartburgfest, die Bestrebungen der Burschenschaften, die Lieder und Gesänge, die daraus

hervorgingen, Alles berührte ihn tief und glühend. In der Liedertafel sah er eine Art von Hülfstruppe für seine politischen Meinungen, und hoffte, die Begeisterung, die er selbst wahrhaft und edel für den Liberalismus hegte, auch dort zu entzünden. Daher entstanden die vielen, zum Theil wunderherrlichen Freiheitsgesänge, die er entweder an die Großthaten der Kriegsjahre von 1813, 14 und 15, oder an die allgemeine Idee knüpfte. Ich selbst ging jugendlich begeistert auf diese Richtung ein, und dichtete manches Lied in diesem Sinne. Daher war mir Berger auch deswegen warm zugewendet, und diese Liebe brachte mir die schönsten Früchte, die auch der künstlerischen Welt zu wahrhafter Labung gereift sind. Zu meinem Geburtstage (im Jahr 1819) nämlich, beschenkte mich Berger mit einem Liede, das durch ganz Deutschland gedrungen ist, dem wundervollen Sandwirth von Passeyer! Es wurde zuerst in einem näheren Freundesvereine, den ich mir zur Feier des Tages geladen hatte, gesungen; Berger, Klein, Reichardt, Fehmer, W. Bach waren unter den Anwesenden. Unbeschreiblich war der Eindruck, den das Lied hervorbrachte. Wir Alle hatten Thränen in den Augen, in jugendlicher Begeisterung umarmten wir den Freund, der es geschaffen, und vor Allen, dies sei zu seiner Ehre hier laut gesagt, war Bernhard Klein ergriffen und voll wärmster Dankbarkeit. Denn wenn ihn die Begeisterung einmal mit voller Macht entzündete, warf auch er die innere Mißstimmung völlig ab, die ihm sonst das Gefühl, in dem was ihm das höchste galt, in der schaffenden Kunst, besiegt zu sein, häufig bis zum heftigsten Grade aufdrang. Er hatte aber auch zur Verherrlichung des Liedes mächtig mitgewirkt durch die hinreißende Gewalt seines Gesanges. Die Stelle:

„Ich hab' keine Zeit zum Beten — —
Betet leise für mich Armen,
Betet laut für unsern Kaiser —

ſang er mit einer Tiefe, einer Glut, einer Heiligung, deren Gleichen ich nachmals nie wieder im Geſange gehört! — Seine Stimme war hierbei von einem geiſtigen Zauber durchdrungen, durch den ſie in allen Richtungen des Ausdrucks unwiderſtehlich feſſelte. Auch Berger empfand dies und ſagte mir oft, noch nie habe ihn ein Organ ſo gerührt, wie das Bernhard Klein's. Nirgend habe ich den Beweis ſo ſcharf geführt geſehen, als dort, daß die Geſangskunſt weſentlich eine des Geiſtes iſt! —

Berger's „Hofer" ging ſogleich in Abſchriften von Hand zu Hand. Jeder wollte das Kleinod beſitzen. Berger war nicht der Mann, der mit ſeinen Geiſteserzeugniſſen wie mit einer Waare marktete; ſo wurde denn das Lied bald in vielen Kreiſen für Männergeſang durch halb Deutſchland geſungen, ohne gedruckt zu ſein. Er trug Anfangs ſogar Bedenken, es der Liedertafel zu übergeben, als eins, das doch faſt zu ernſt in dieſen frohen Kreis trat; doch der rein künſtleriſche Eindruck, den es hervorbrachte, war ſo groß, daß dieſes Bedenken ſchwand, und etwa in der dritten oder vierten Verſammlung des neuen Vereins wurde auch dieſes Lied geſungen, und nahm ſogleich entſchieden den erſten Platz unter allen, die bisher gegeben waren ein.

Auf ſolche Art wurde die Liedertafel, wenngleich geſelligen Zwecken vorzugsweiſe gewidmet, auch der Kunſt von wahrhafter Bedeutung, und ſchlug eine reiche Ader in Berger's inneren Schätzen an, deren Ergiebigkeit er ſelbſt vielleicht kaum geahnt hatte. Wenn ſchon dieſer kleine Anlaß ſo reichhaltige Früchte trug, wie würde ein größerer gewirkt haben! Ach wie oft habe ich es damals mit

innerem Schmerz beklagt, daß mir keine Lebensstellung zur Gestaltung solcher Verhältnisse geworden war! Ein Mann an der Spitze einer großen Kunstanstalt, wie z. B. der Graf Brühl in Berlin, hätte es in seiner Gewalt gehabt, diesen verzauberten Schatz zu heben. Zuerst eine kleine Aufforderung, deren Ziel recht nahe lag, dann, auf den Erfolg gestützt, eine größere, und so weiter, so würde Berger, den die Gewohnheiten so mächtig in ihre Strömung nahmen, aus Gewohnheit ein eben so fleißiger und leicht schaffender Componist für die Bühne geworden sein, wie er ein unermüdlicher Lehrer des Pianofortespiels war. Bei Tausenden möchte solche Mühe und Nachsicht verschwendet sein, bei ihm aber hätte sie reich gelohnt, und den seltenen Fall zu erkennen, zu ergreifen, wo unter den Tausenden der Mittelmäßigkeit einmal Einer erscheint, der weit über sie hinauszuragen bestimmt ist, diesen Glücksfall zu ergreifen, das hätte nicht versäumt werden sollen!

Zu der Liedertafel zurück, deren klangvolle Wellen ihn wenigstens zu einigen schönen Zielen trugen. — Doch auch die hier gewonnenen Früchte hatten zuweilen einen herben Kern, und der Nachgeschmack war ein sehr bitterer.

Kleine Reibungen, die sich theils durch scherzhafte Protokolle, theils durch Klein's übermüthigen Humor, der dem hypochondrischen Berger zuweilen verletzend wurde, erzeugten, gingen in der Freude am Ganzen vorüber. Doch eine tiefere Spaltung trat durch Verhältnisse ein, die in ihren Keimen nur ehrenvoll für die Gesellschaft waren. Um jeden Schein einer feindseligen Nebenbuhlerschaft mit der älteren, von Zelter gestifteten Liedertafel zu vermeiden, hatten wir schon bei der Stiftung den Antrag gemacht, Zelter zum Ehrenmitgliede aufzunehmen. Dies war geschehen, und hatte Anfangs nur die besten Beziehungen zur Folge. Doch nach und nach waren viele Mitglieder der älteren Lieder-

tafel in die jüngere eingetreten, und dadurch hatte sich, ohne besondere Thatsachen, unvermerkt ein Verhältniß gebildet, wodurch die Stellung Klein's und Berger's zur Gesellschaft, und auch zu Zelter selbst, manche Betheiligung erfuhr.

Berger war oft mißgestimmt, gereizt, doch er beschwerte sich nur im Stillen gegen mich und andere nähere Freunde. Als aber die zehnjährige Stiftung der Gesellschaft gefeiert wurde, und man zu dem Ende einen bronzenen Pokal als Panier derselben anfertigte, in den man Zelter's Namen verewigte, und der Stifter der Gesellschaft, insbesondere Berger's, gar nicht gedachte, schied Berger aus. Und wie uns noch heute dünkt, nicht mit Unrecht. Berger, im Innern fest und schnell entschieden, verließ die Gesellschaft jedoch, ohne den wahren Grund dafür anzugeben; allein gegen mich und andere nähere Freunde hat er sich oft genug darüber ausgesprochen. Klein dachte eben so, behandelte aber die Sache leichter. Indessen konnte auch er seine Mißstimmung nicht ganz los werden, es war ihm nicht mehr freudig in dem Kreise zu Muthe, der sich überhaupt durch die Jahre bedeutend verändert hatte, und so schied auch er bald darauf aus. Leider entriß die Hand des Todes ihn kurze Zeit danach allen Verbindungen zu diesem irdischen Leben, und so blieb sein Abrufen von diesem, durch seinen Geist einst mit hervorgerufenen und belebten Kreise, ein weniger bemerktes Ereigniß, als bei Berger, der noch zehn Jahre außerhalb desselben in dessen nächster Nähe weilte. Man muß es aber ehrend anerkennen, daß der durch einen Einzelnen, und auch durch diesen arglos begangene Fehlgriff, später, als man ihn erkannte, von der Gesellschaft auf alle Art auszugleichen gesucht wurde. Berger wurde einstimmig zum Ehrenmitgliede erwählt. Diese Genugthuung erfreute ihn im Innersten, noch ganz

konnte er den alten Schmerz nicht überwinden. Indeß besuchte er den ihm so lieb gewordenen Verein doch oftmals, und bethätigte die alte Anhänglichkeit an seine Schöpfung noch durch einige treffliche Lieder, die er der Gesellschaft darbrachte. Hätte er die schöne Feier erlebt, mit der die Liedertafel das Fest ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens beging, und gesehen, wie warm man sich dort seiner und Klein's, und überhaupt der Stifter erinnerte: so würde dieser Tag auch die letzten schmerzlichen Empfindungen in ihm verlöscht haben.

Im Ganzen aber hat diese Episode aus Berger's Leben doch nur wohlthätig, und in hohem Maaße, auf ihn gewirkt. Und nicht auf ihn allein, sondern auf alle jüngeren Talente, die dort eine Anregung zur Thätigkeit fanden. Besonders in den ersten Jahren herrschte ein großer gegenseitiger Wetteifer; namentlich war auch Hoffmann über Vermuthen thätig in seinem Wirken für die Gesellschaft, was ihm bei seiner damals so glänzenden literarischen Stellung, und bei der Ungebundenheit des Lebens, die er liebte, sehr hoch angeschlagen wurde. Er gehörte aber zu den Männern, die, wie schonungslos spöttisch und satyrisch sie auch ohne Unterschied Personen und Verhältnisse behandelten, doch für wahrhaft Gutes und Bedeutendes in der Kunst einen desto wärmeren Antheil entwickelten. Hoffmann war der Mann, der ein Urtheil über Berger's musikalische Bedeutung haben konnte; er besuchte ihn oft, nur um ihn phantasiren zu hören, und sprach mit wahrer Begeisterung von ihm. Da er ein lebendiges Prinzip des Vorwärts war, drängte er auch Berger stets dazu, und wollte dem Männergesange in der Liedertafel eine größere Ausdehnung und Bedeutung gegeben wissen. Zu solchen Arbeiten suchte er Berger zu spornen, und gab selbst durch einige, sehr der Beachtung werthe Compositionen, die

ſich in ihrer Form auch über das (damals beſonders) gewöhnliche Maaß des Liedes ausdehnten, das Beiſpiel. Um die feſtlichen Tage, an denen Frauen als Gäſte dem Vereine beiwohnten, zu verherrlichen, ſollte auch für dieſe, deren Berlin ſo viele muſikaliſch gebildete beſitzt, Bedacht genommen, und Compoſitionen geſchaffen werden, wobei ſie mitwirken möchten. Von dieſem Gedanken Hoffmann's und durch einen dichteriſchen Scherz F. Förſter's angeregt, componirte Berger eine kleine Cantate, die an einem dieſer Feſtabende mit großem Beifall ausgeführt wurde. Das Thema war ungefähr das: die Männer ſtehlen ſich vom Hauſe fort, um beim Liederſchmaus unter ſich fröhlich zu ſein. Die Frauen führen Klagen darüber. Es entſteht eine weibliche Verſchwörung. Im Frauenrath wird beſchloſſen, den Männern zu folgen, um die Herſtellung der verletzten Rechte in Anſpruch zu nehmen. Die Männer ſehen, was ſich gegen ſie bereitet: ihr Gewiſſen mag nicht ſonderlich rein ſein; in einem Zugato von äußerſt komiſcher Wirkung, auf die Worte:

„Wären wir aus dem Gedränge
Doch mit Ehren ſchon heraus!“

wird ihre Beſtürzung und Verlegenheit gemalt. Es erfolgt ſodann eine diplomatiſche Annäherung, die jedoch nicht ganz ohne leidenſchaftliche Heftigkeit bleibt, und endlich ſchließt ein Akt der Verſöhnung, der den Frauen auch ihren Antheil an den ſchönen Liederfeſten ſichert, das Ganze.

Dieſer geiſtvolle Scherz ward, wie Berger nichts ohne die größte Sorgſamkeit unternahm, ſo vollkommen es ſich irgend thun ließ, in's Leben gerufen. Man verabredete ſich, um ſo viel muſikaliſche Damen als möglich einzuladen; es wurden mehrere Proben gehalten, und alle Schattirungen des Vortrages ſorgfältig ſtudirt, ſo daß die Aufführung den erwünſchteſten Eindruck hervorbrachte.

Hiermit möge der Hinblick auf die Thätigkeit, welche die Liedertafel in Berger's künſtleriſchem Verkehren veranlaßte, abgeſchloſſen ſein, und wir wollen jetzt eine andere Hauptrichtung ſeiner edlen Kräfte betrachten.

Eilfter Abſchnitt.

Berger als Liedercomponiſt. — Roſe, die Müllerin. — Andere Beiſpiele.

So vieles Schöne er mit ſeinem Talent für das vierſtimmige Lied geleiſtet hat, ſo war doch das Lied mit Begleitung dasjenige Feld, auf dem er am größeſten geworden iſt, wir möchten faſt ſagen noch größer, als in ſeinen Claviercompoſitionen. Denn bei dem ungemeinen Reichthum der Virtuoſitätsmittel, die bei den letzteren zur Anwendung kommen, muß die Einwirkung derſelben, die in neueren Zeiten ſo ungemein gewachſen iſt, in gewiſſer Hinſicht immer ein Vorwärts veranlaſſen, das den ſpäter lebenden begünſtigt. So iſt Mozart in ſeinen Klavierſachen am weiteſten gegen den Strom der Zeit zurückgeblieben, weil dieſe nicht in einer abgeſchloſſenen Gattung neue Formen zu bilden hatten, ſondern weil das Wachſen der dargebotenen Hülfsmittel immer neue Gattungen von Aufgaben mitbrachte. Anders iſt es mit dem Liede. Soll dieſes ſeinem Weſen, ſeiner innerſten Natur getreu bleiben, eine Forderung, die ſich um ſo dringender geltend macht, je weniger ſie befriedigt wird, ſo darf es gewiſſe Grenzen nicht überſchreiten, ſondern nur innerhalb dieſer ſich neu geſtalten. Daß dies ungleich ſchwerer iſt, als mit erweiterten Hülfsmitteln zu wirken, womit es unmittelbar die Kräfte des Schaffens, der Erfindung deren Mangel

ſich, wie der der Schönheit, ſo gern hinter reichen Gewändern verbirgt) herausfordert, iſt zwar eine unumſtößliche, allgemein anerkannte Wahrheit, die jedoch zu häufig vergeſſen wird, um nicht immer wieder in Erinnerung gebracht zu werden.

Läßt ſich daher aus irgend welchen Erzeugniſſen unſeres dahingeſchiedenen Freundes, ein Maaßſtab für die ſchöpferiſche Fülle und Tiefe ſeines Genius entnehmen, ſo wird es aus ſeinen Liedern mit Begleitung des Pianoforte ſein.

Der Nachlaß deſſelben hat uns noch eine Anzahl reich ausgeſtatteter Hefte davon gebracht; während ſeines Lebens hatte Berger nur vier Hefte und einige einzelne Lieder, im Ganzen etwa fünfundzwanzig bis dreißig herausgegeben. Es befinden ſich unter denſelben Arbeiten, die in ſeine erſte Jugendzeit der Compoſition hinaufreichen, viele von dem Aufenthalt in Dresden, andere aus Petersburg, London, Berlin. Dennoch, einen ſchlagenderen Fall für ſeine wunderliche Weiſe, bei der Herausgabe ſeiner Arbeiten zu verfahren, giebt es nicht, erſchien das erſte Heft ſeiner Lieder erſt im Jahre 1818 oder 1819, und war auch nicht lange zuvor entſtanden. Da ſich die Entſtehung deſſelben an Namen knüpft, die in der Literatur und Kunſt, und noch in mancher andern Weiſe eine bedeutende Geltung erlangt haben, ſo wird man einige Nachrichten darüber vielleicht mit Antheil leſen.

Im Hauſe des Geh. Staatsraths v. Stägemann hatte ſich zunächſt um deſſen, in Gentz Briefen unter der Bezeichnung Eliſabeth verewigte Gattin, und deren Tochter, der ſchönen Jean v. Ellers, ein jugendlicher Kreis von Talenten gebildet, der einander dichteriſche Aufgaben ſtellte. Zu denſelben gehörte Wilhelm Müller, der ſchnell berühmt gewordene, ſchnell dem Leben entriſſene

Dichter. Hier war es, wo er die ersten jener schönen Lieder schrieb, die nachmals als Wanderlieder und unter andern Bezeichnungen ganz Deutschland durchwandert haben, und überall heimisch geworden sind. Unter der Bezeichnung: „Rose, die Müllerin," hatte man sich eine Art dramatischer, aber nur durch eine Verkettung von Liedern zu lösende, Aufgabe gestellt. Rose, die schöne Müllerin, wird von dem Müller, dem Gärtnerknaben und dem Jäger geliebt; leichten, fröhlichen Sinns giebt sie dem letzteren den Vorzug, nicht ohne früher den ersten begünstigt und zu Hoffnungen angeregt zu haben. Die Rollen wurden nun in dem Kreise vertheilt. Die geistvolle Tochter des Hauses, mit einem äußerst glücklichen Dichtungstalent begabt, übernahm die der Müllerin; Wilhelm Müller die des Müllers; so trieb man mit dem Namen Scherz, doch wie schöner Ernst ist aus diesem Scherz geworden! — Der jetzt so anerkannte Maler Prof. Hensel hatte damals den Jäger zu vertreten; noch einige andere minder bedeutende Aufgaben waren an Andere vertheilt. Jeder mußte sich in Liedern aussprechen, für die das genaue Verhältniß näher angegeben wurde. Das Spiel gewann einen großen Reiz. Doch fühlte man, daß, um das Ganze zusammenzufügen, noch die Seele des Liedes, die Musik nöthig sei. Eine glückliche Wahl, vielleicht auch der Zufall, führte Berger in den Kreis, und ihm wurde die musikalische Aufgabe. Da die reizenden Gedichte ihn ungemein ansprachen, so ging er mit wahrer Begeisterung an die Arbeit. Die Composition des des ersten Liedes: „Ich habe das Grün so gern," war unnachahmlich gelungen, und fand auch die richtige Würdigung. Man drang in Berger, jetzt auch die übrigen Lieder in Musik zu setzen. Er that es, doch in seiner Weise, langsam, zaudernd, vielfach verwerfend. Er wollte nun auch ein gelungenes Ganze hergestellt haben;

die Beziehungen ſollten ſich ſtufenweiſe entwickeln, klar in einander greifen. Er forderte daher von W. Müller noch einige verknüpfende, vermittelnde Gedichte; andere wollte er entfernt wiſſen. Der Dichter war bereit und willig, weil er die ſchönen Reſultate ſah. So veranlaßte Berger immer neue Erzeugniſſe, und ward Anlaß für Müller, das Thema in ſo vielfältigen Variationen zu behandeln, daß ſpäterhin ein ganzes Liederbuch daraus entſtand. Es mögen bis jetzt Wenige gewußt haben, wie viel Antheil unſer Freund an der Entſtehung dieſes lyriſchen Kleinods unſerer Literatur gehabt hat. Ich war oft Zeuge, wie er Müller quälte; wie er dieſe und jene Wendung nicht für das Ganze paſſend, dieſe Zeile unmuſikaliſch, jenes Wort unbequem für den Rhythmus fand. Müller hatte Manches zu leiden, doch er fühlte auch, daß Berger oft Recht hatte, und gewahrte die Ausbeute, die ihm dieſe unerbittliche Kritik gewährte. Endlich war Berger befriedigt, der Cyklus der Lieder abgeſchloſſen, durchweg componirt. Doch nur mit großer Mühe brachte ich es dahin, daß er ſich zur Herausgabe in der neuerrichteten Muſikhandlung von Chriſtiani in Berlin entſchloß.

Ein Hauptvortheil war damit errungen; Berger war als Liedercomponiſt vor die Oeffentlichkeit getreten, und mit einem Erfolge, einer Anerkennung, die ganz dem Werth des Dargebotenen entſprach.

Der Erfolg dieſes Liederheftes veranlaßte auch eine Operette, die denſelben Gegenſtand behandelte, wozu der verſtorbene General von Decker den Text, der Baron Lauer die Muſik geliefert hat. —

Alle Freunde Berger's, die den großen Schatz von Liedern kannten, die ſich ſchon in ſeinen Papieren fertig, wie wohl, mit Ausnahme jenes oben erwähnten Buches, das Arbeiten von der früheſten Jugendzeit an enthielt, im völlig un-

geordneten Zustande vorfanden, drangen jetzt in ihn, diese gleichfalls zu veröffentlichen. Doch fanden sich dabei die alten Schwierigkeiten, er wollte täglich, kam jedoch nicht zum festen Entschluß. Erst nach Jahren gelang es mir, ihn wieder zur Herausgabe zweier Hefte, eins von neun, ein anderes von acht Liedern und Gesängen zu bewegen, die im Jahr 1824 in der Laueschen Buchhandlung erschienen, und ältere und neuere Arbeiten umfaßten. Wer sollte es glauben, daß er von da ab, bis zum Jahr 1839, wo Berger starb, also in vierzehn Jahren, nur einige einzelne Lieder, die ihm zur Herausgabe als Beilage zu Zeitschriften abgedrungen waren, aber kein einziges Liederheft mehr veröffentlichte? Wer sollte es glauben, wenn man den reichen Vorrath dessen sieht, was sich an älteren werthvollen reizenden, und an neuen, seinen besten gleichzustellenden Erzeugnissen dieser Gattung in seinem Nachlasse findet? Es wäre dies allenfalls aus Berger's hypochondrischer Verletzbarkeit zu erklären gewesen, wenn jene beiden Liederhefte nicht die günstige Aufnahme des ersten gefunden hätten. Doch sie fanden und verdienten sie vollkommen.*) Einige der darin enthaltenen Gesänge z. B. das rührende Lied vom blauen Veilchen, das reizende Spinnerliedchen, das unnachahmliche im wehmüthig romantischen Reiz: „Ein Vöglein flog im Sonnenschein" (von Tieck) die doppelte Composition des wunderschönen Liedes von Eichendorf

„In einem kühlen Grunde,
Da rauscht ein Mühlenrad"

*) Auch diese Sammlung ist, zur Vervollständigung der Bergerschen Liedersammlungen in dem Heft des Nachlasses „Op. 37 und 17. funfzehn Lieder" durch den Verleger ganz wieder mit aufgenommen, und neu abgedruckt worden; ein Beweis, wie große Theilnahme sie im Publikum gefunden hatte, da eine neue Ausgabe älterer Lieder nach fast zwei Jahrzehnten zu der größten Seltenheit des Musikhandels gehört.

und noch einige andere, kamen, wie man zu ſagen pflegt, en vogue, ſie wurden Lieblingslieder vieler Kreiſe, und ſind es, wo nicht die Maſſe der Tageserſcheinungen ſie verdrängt haben, noch heut, da uns ſeit dem nichts vorgekommen iſt, das, wenn es auch ähnliche und größere Erfolge gehabt, einen ähnlichen Werth hätte. — Eine abgeſchmackte Kritik, die, ich habe vergeſſen wo und von wem, über dieſe Lieder erſchien, kränkte Berger bei ſeiner Reizbarkeit allerdings, und er kümmerte ſich darüber, ſtatt darüber zu lachen. Um von der Thorheit der Behauptungen darin nur ein Beiſpiel zu geben, ſo war jene oben erwähnte Doppelcompoſition deſſelben Textes, (ein wahres Meiſterſtück ſchaffender Erfindung in der Harmonie, Melodie und Rhythmik, auf ſo engen Bezirk zuſammengedrängt,) aus dem Grunde für eine verfehlte erklärt, weil das Lied eben zweifach componirt ſei, mithin dem Componiſten keine ſeiner Anſchauungen eine wirkliche innere Wahrheit geweſen ſein könne. Was der geiſtreiche Philolog Riemer (der Autor des bekannten griechiſchen Lexicons) irgendwo in demſelben ſagt, daß der Verſtand nur eine umgekehrte Dummheit ſei, wird durch dieſe nichtige Behauptung faktiſch erwieſen. Gerade die innere ſchöpferiſche Kraft, die für dieſelben Anſchauungen immer neue Formen findet, erweiſt ſich aus dieſer doppelten Production. Berger ſtampfte mit dem Fuß, als er die Kritik las, und rief: „der Eſel! Zweimal will ich daſſelbe Lied componiren! Und Mozart hätte es hundertmal gekonnt!“ Freilich — als ob Raphael ſeine inneren Anſchauungen an einer Madonna hätte erſchöpfen müſſen, ſelbſt wenn der trockne Verſtandes-Beweis zu führen wäre, daß eine die ſchönſte ſein müſſe! —

Doch wir kehren von dieſer kritiſchen Abſchweifung zurück. Die betrübende Wahrheit war die, daß Berger kein ferneres Liederheft der Oeffentlichkeit übergeben hatte. Ei-

nen Dank bin ich ihm dafür schuldig geworden! Den für das wehmuthvolle, aber reiche Glück, die Schätze des Nachlasses, die sich in dieser Gattung vorfanden, zu ordnen. Wie bewegten mich diese ächten Schönheiten, diese, der innersten Tiefe der Brust und des künstlerischen Glaubens entquollenen Gedanken, und weckten alle Liebe und Begeisterung der Jugend. Wahrhaft heilige Stunden brachte ich in der stumm redenden Genossenschaft dieser geistigen Ueberreste des verewigten Freundes zu. Ich fand alte, längst verklungene Lieder, deren Entstehen ich zwanzig Jahre früher theils veranlaßt, theils beobachtet; auch auf eigne, längst im Lauf und Drang der Zeiten und Ereignisse vergessene jugendliche Lieder von mir selbst, die ich für Berger gedichtet, stieß ich in diesen bestäubten Packeten. Doch fast noch größer und reicher als die der Erinnerung, waren die Freuden der Ueberraschung. Denn in den letzten zehn Jahren hatte ich entfernter von Berger gelebt; was er in dieser Zeit beschaffen, war mir fast durchweg fremd geblieben; sogar sein zweites Heft Stunden, das einen so wundervollen Reichthum auch neuer Formen entwickelt, hatte ich erst zum größten Theile nach dem erfolgten Stich kennen gelernt. — Um so frischer, ergreifender, waren die Eindrücke dessen, was ich in den zerstreuten Blättern des Nachlasses fand, was ich besonders an Liedern fand. Einige der nachgelassenen Lieder stellen sich unbedingt neben das Schönste, was er je geschaffen, und veröffentlicht.

Es würde den Raum, den wir uns hier abgrenzen müssen, überschreiten, wenn wir uns auf eine nähere Beurtheilung vieler Einzelnheiten einlassen wollten; doch da dieser Abschnitt bestimmt ist, Berger als Liedercomponist zu charakterisiren, und eine seinem Werth entsprechende Stellung in der Künstlerwelt für ihn in Anspruch zu nehmen, so sei es wenigstens gestattet, einige der edelsten Kleinodien

des Nachlasses zu gedenken, der weit über hundert Lieder enthält, von denen wir nur einen kleinen Theil für den Druck ausgewählt. Zu denjenigen, die die höchsten Stellen darunter einnehmen, zählen wir beispielsweise folgende:

Das reizend wehmüthige Lied (zehn Lieder Op. 27 No. 1) mit dem die Sammlung beginnt: „Ach wer in seines Vaters Haus.“ Die harmonische Wendung auf die Worte: „Muß in die Fremde wandern.“ ist ein Zug der rührendsten Schönheit, wie er nur irgend in einem deutschen Liede angetroffen werden mag.

Das Lieder-Duett (Sehnsucht) für Alt und Tenor, der Bach und der Mond (No. 7 desselben Heftes) muß sowohl an contrapunktischer, wie an erfindender Schönheit ein wahrer Edelstein genannt werden. Denn so leicht es ist, nach den festgestellten Gesetzen zwei gleichgültige Melodieen mit einander zu verbinden, so schwer ist es auch, nur für wenige Takte zwei wahrhaft schöne melodische Gedanken gleichzeitig durchzuführen. Wie stark und tief die Erfindungskraft Berger's sein mußte, geht also aus diesem Liede schlagend hervor. Beide Melodieen ergreifen sogleich durch ihre überraschende Schönheit, und sind so selbstständig, so natürlich und wahr im Ausdruck, daß niemand ahnt, sie könnten mit Rücksicht auseinander gedacht sein. Und wie schön, wie innig schmiegen sie sich zusammen, wie Silberlicht des Mondes und der Wellen! Andere Schönheiten in der Harmonie, in der Bewegung und Begleitung, in den Bässen, als der Mond heraufsteigt, gar nicht zu gedenken. Ich weise diesem Liede nicht nur eine der ersten Stellen unter den Liedern Berger's, unter den deutschen Liedern überhaupt an, sondern halte es für ein Kleinod der musikalischen Literatur überhaupt, das, wäre es uns ohne Namen zugekommen, als ein denkwürdiges und zum bleibenden Ruhm bewahren würde.

Das Lied: „Leben und Liebe“ (Op. 33. Zwölf Lieder No. 1) muß durch die musikalische Tiefe, durch die wahrhaft wundervolle Erfindung, durch den einfachen und doch so besonnenen, ja überraschenden Bau des Ganzen, jeden der einen ächten Künstlersinn hat, im Innersten ergreifen. Wie viel mehr aber diejenigen, welche Berger's Leben und seine Gemüthsstimmung genau kennen, und daher auf den ersten Blick sehn müssen, daß er hier sein eignes schweres Schmerzensgeschick in dem künstlerischen Spiegel dargestellt hat! Die Leser dieser Blätter kennen es jetzt auch! So erklärt das Leben den Künstler, und der Künstler das Leben. — Mir war das Lied völlig unbekannt geblieben; erst bei der Ordnung des Nachlasses fand ich es; ewig unvergeßlich wird mir die erschütternde Minute bleiben, in der ich es zuerst bei still nächtlicher Weile einsam las! Mit jedem male wo ich es spielte und sang, drang es mir tiefer in's Herz! Und dem treuen Schüler, Freunde und Verehrer des Dahingeschiedenen, Taubert, erging es nicht anders. Die Gewalt des Liedes und der Lebenserinnerung ergriffen ihn so unwiderstehlich wie mich!

Eine der bedeutendsten Seiten seines Charakters trägt Berger in dem heroischen Balladenliede: „Die letzten Zehn vom vierten Regiment“ (Op. 27, No. 10) aus. Welche Gefühle ihn bei dieser mächtigen Schöpfung beseelten, brauche ich, da ich oben angegeben habe, wie er in dieser Beziehung dachte, hier nicht mehr zu entwickeln. Es ist der männlichste Heldenschmerz, und zugleich die charakteristischste Nationalität in diesem Liede verschmolzen, und die musikalische Erfindung ist vom ersten Range. Die Durchführung der schmerzlichen Figur in der Begleitung, gegen die großartige Melodie, einige Eintritte in derselben, z. B. der auf die Worte:

„Doch ewig kennt das Vaterland und nennt
Die letzten Zehn vom vierten Regiment."

die kühne Rhythmik, Alles dies ist einzeln schon von staunenswürdiger Schönheit, doch in dieser Verschmelzung zu einem Ganzen, bekundet er den wahrhaft großen, mit festester Sicherheit gestaltenden Meister. — Ein tief empfindender, durchgebildeter musikalischer Hörer, rief aus, als dieses Lied gesungen worden war: „Hätten die Polen es gekannt, sie wären unbesiegbar gewesen!"

Von einfacher, aber die Seele unmittelbar treffender Schönheit ist das Wiegenlied (Op. 35 und 13. Dreizehn Lieder, No. 1.)

„Schlafe sanft mein Kind,
Draußen weht der Wind!"

Berger hat überhaupt, nach meiner Ansicht, die schönsten Wiegenlieder gemacht, die ich in der musikalischen Literatur kenne. Das Wiegenlied in As dur, in den oben schon erwähnten Liederheften, die bei Laue erschienen sind, ist, wie mich dünkt, selbst dem berühmten Weberschen „Schlaf Herzenssöhnchen" vorzuziehn, an Naturwahrheit, wie an edler Milde des Ausdrucks. Das Wiegenlied des Nachlasses dürfte ihm kaum nachstehn, an pittoresker und doch so einfacher Erfindung. Die Frage: „Hörst Du wohl?" trifft die reinen Naturlaute; es ist als ob sie Berger der Sprache nur abgehört und aufgeschrieben hätte, denn diese modulirt er selbst in diesen Intervallen. Doch eben diese Feinheit in der Belauschung der Natur bildet das Ueberraschende, das uns mit schauerlicher Berührung wunderbar trifft.

Zwei der Lieder des Nachlasses will ich zusammenstellen, weil sie aus einer und derselben Geistesrichtung Berger's entsprangen. Das erste ist das schon einzeln als Beilage zur neuen Leipziger musikalischen Zeitung erschienene

lied auf den Tod des Sandwirth Hofer*), das Berger erst in seinem letzten Lebensjahre geschrieben, das andere, das auf Sand's Tod, welches in dem überhaupt für ihn so reich productiven Jahre 1819, wo die Liedertafel gestiftet wurde, entstanden ist. Wie ihn beide Gegenstände mit wehmuthvoller Begeisterung erfüllten, das drücken die unnachahmlich schönen, im Tiefsten empfundenen Compositionen hinlänglich aus: zugleich liegt darin der Beweis, wie Berger in ächter Weise ein Vaterlandsfreund war, und sowohl die treue Anhänglichkeit des Sandwirths von Passayer, wie die edle, wenngleich verirrte Gesinnung des Jünglings in ihrer innersten Wahrheit erkannte. In dem Liede auf den Tod Andreas Hofers, berührt mich eine Stelle, durch ihre, meiner Meinung nach, nicht ganz natürliche Ausdrucksweise und gekünstelte Rhythmik nicht wohlthätig: Berger hatte ähnliche Eigenheiten. Indessen wiegt die wundersam schöne Melodie und Harmonie den kleinen Mangel wohl hinlänglich auf. Das Lied auf Sands Tod dagegen ist ein Juwel vom reinsten Wasser, an dem auch nicht der kleinste trübe Flecken zu entdecken ist. Berger hatte sich mit einer Theilnahme, die seiner grossen Seele eigen war, ganz in die unglückliche Tragödie der That Sands vertieft. Er empfand wirklich jenen Schmerz, den das Lied so zauberisch aushaucht. Als er es componirte, kam er zu mir, um es mir in innerster Bewegung vorzuspielen, und mit seiner leisen aber wohltönenden Stimme und Weise zu singen. Als er an die Stelle: „Und manche Thräne rinnet heiß" kam, die durch ihre melodische und harmonische Wendung so ungemein überrascht, versagte ihm der Ton um weiter zu singen. Der letzte Uebergang nach C dur gleicht einem

*) Nicht zu verwechseln mit dem vierstimmigen, bei der Einnahme von Innsbruck gedichtet.

Oeffnen des trüben Himmels, um Blau und Sonnenlicht tröstend und vergebend hereinschimmern zu lassen. (Man vergleiche den 2. Vers). So hatte er die Stelle gedacht, und die Gewalt des Ausdrucks erreichte ganz die Schönheit des Gedankens. — Ich behielt die Abschrift des Liedes bei mir, und zeigte sie am Abend Bernhard Klein, der mit einigen Freunden zu mir kam. Er sang das Lied mit seiner heiligen Begeisterung, die ihm bei allem wahrhaft Edlen und Großen die nächste Empfindung war, und sein eigenthümliches „Schön — sehr schön — wunderschön!" in das er seine tiefen Gefühle mehr verbarg als ausdrückte, enthielt die vollste Anerkennung des Kunstwerks. — Nach einer Pause sang er es zum zweitenmale, und seine Stimme klang dabei wie Geisterhauch. — Aehnliches habe ich nie wieder gehört! — —

Wir haben genug von den ernsten, aus den tiefsten Quellen der Begeisterung hervorgedrungenen Liedern gesprochen, welche wir in dem Nachlaß unseres Freundes gefunden, obwohl wir das wahrhaft Außerordentliche, Unvergängliche darin noch bei weitem nicht vollständig namhaft gemacht haben. — Wie sich aber die Vielkräftigkeit des Genius (wie Jean Paul diese Eigenschaft bezeichnet) in ihm bethätigte, wie seine innerste Natur gemüthlich heiter, und nur durch die schweren Gewölke des Lebens, die über ihn dahinzogen, düster beschattet war, davon zeugen eine Menge der reizendsten, anmuthigsten, ja mitunter der humoristisch ausgelassensten Lieder, die sich in bunter Mischung neben jenen heiligen Tönen der frommsten Weihe finden. — Wir wollen auch von diesen einige näher bezeichnen, um das Auge des durchblätternden Lesers im Nachlaß leichter heimisch zu machen. —

Man betrachte gleich in den ersten Heften (Op. 27) das heiter anmuthige: „Die Schifflein kommen, die Schiff-

lein gehn" mit seiner frischen, auf leicht bewegten Wellen getragenen Melodie. — Ein wahres humoristisches Kunstwerk, ein Genrebildchen des feinsten Geschmacks, der leisen Ironie und doch der wärmsten Herzlichkeit, ist das Liedchen: „Der Kuß" (Nr. 9 desselben Heftes) ächt deutsch im Gedicht und in der Musik. Es ist zugleich ein Bild der guten alten Zeit, in treuherziger Einfachheit der Sitten, wie der künstlerischen Behandlung. Alles ist aus einem Guß und Wuchs darin; alles wirkt zum Ganzen. Es ist die absichtlich etwas altmodische Passage, welche die ehrenfeste Bürgerlichkeit des Mädchens und ihre Sitte so sprechend zeichnet, und sich doch zugleich so hingebend melodisch anschmiegt, ein überaus feiner Zug der musikalischen Charakteristik, und das Nachspiel spottet eben so treffend als gutmüthig ironisch. Welch einen Vorzug hat diese scheinbar so leicht nachzuahmende, einfache Kleinigkeit vor den erzwungenen, verrenkten, oder überzierlich gedrechselten Productionen, die die überwiegende Mehrzahl unter den Erzeugnissen unserer jüngeren Componisten bilden! —

Schon in den früheren Heften hatte Berger manche jener Lieder gegeben, welche seine Jugendzeit, in der Schulz mit seinen unübertrefflichen Weisen noch ganz im Munde der gebildeten musikalischen Welt, wie in dem des Volkes lebte, bezeichnen. Es ist dies die Abspiegelung der schönen, deutschen Periode der Dichtung, wo Voß, Bürger, Stollberge, ihre frischen, kräftigen, herzlichen, wenn auch nach unserer jetzigen Schärfung der Geschmacksnerven viel zu schlichten Lieder sangen; diese Zeit, in der Melodieen wie: „Blühe liebes Veilchen" entstanden, die schon einige Generationen hindurch, ohne zu altern, im Volk leben. — Aus dieser Periode enthält der Nachlaß noch vieles Schätzbare und Unschätzbare, welches dem fröhlichen Liede: „Sichelin schallen" aus dem Heft (Op. 37 und 17 No. 8)

zunächst verwandt ist. Wir nennen darunter nur: das Lied von Voß: „Das Mägdlein, braun von Aug' und Haar" (Op. 35 No. 2) dessen frischer, melodischer Reiz jedem Alter trotzt. Schade nur, daß das Gedicht nur in einigen Strophen denselben Reiz hat, in andern sich aus gar zu derben Elementen mischt. Ferner in demselben Heft, No. 4, das unbeschreiblich süße, reizende Lied: „Hier sitz' ich still und denke Dein." Endlich das originell heitere von Bürger: „Komm, sei mein Liebchen, sei mein Weib." Es wären aber freilich noch viele der besonderen Bezeichnung werth. In allen diesen spricht sich oft heiterste Gemüthlichkeit aus.

Es bleiben uns jetzt nur noch die durchaus humoristischen zu erwähnen, die die tollsten Sprünge der Laune enthalten. Als eines der originellsten haben wir aus dem Nachlaß das: „Johannes Sauer" (Op. 33, No. 12) betitelte, mitgetheilt, das seinen Ursprung, der uns unbekannt ist, wahrscheinlich irgend einer speciellen Veranlassung verdankt, aber eine solche Objectivität der Lustigkeit gewonnen hat, daß es ein wahrer Frevel wäre, es der Oeffentlichkeit zu entziehen, wie wunderlich es sich auch darin ausnimmt. —

Von dieser humoristischen Gattung finden sich indeß in den vierstimmigen Liedern bei weitem die größere Anzahl; natürlich, da der fröhliche Männergesang mehr dazu auffordert, und sich für diesen auch manches noch ganz wohl eignet, was in andern Kreisen nicht vollkommen schicklich wäre.

Wir verlassen jetzt diesen Abschnitt aus der innern künstlerischen Geschichte unseres Freundes, dem wir darum einen so ansehnlichen Raum gewidmet, weil wir hier das Feld erkennen, auf dem er am ausgezeichnetsten gewirkt hat. Denn hier that ihm sein, den weitaussehenden, vorzubereitenden, oder mit leichtem Muth aufzufassenden Unterneh-

mungen so durchaus nicht entsprechender Charakter, am wenigsten Eintrag. Und zugleich fordert und bekundet diese Wahrung doch die genialste Schöpfungskraft, die ihre Resultate auf kleine Punkte zusammenzudrän[illegible] vermag. Hier glänzt der Stern seiner Unsterblichkeit! Es ist ein sanfter, lieblich schimmernder, der am tieferen Horizont zwischen den Bäumen und Hügeln der wohnlichen lieben Erde hereinglänzt. Durch große Werke würde er höher, weithin sichtbar am Himmel der Kunst emporgestiegen sein! Jetzt findet ihn nur das Auge das ihn sucht; doch mit reinerem Licht strahlen wenige an dem reichen Firmament! Darum, so glauben wir fast, wird man uns danken, daß wir so lange und so vielfältig dahin deuteten, wo er aufzufinden ist!

Zwölfter Abschnitt.

Berger und Hummel. — Thronbesteigung 1817. — Entwickelung näherer innerer Beziehungen des Autors zu Berger.

Wir haben nun die Geschichte und Charakteristik der Geisteserzeugnisse unsers edlen Freundes abgethan. Diese letzten Blätter sollen seinem Leben und Handeln, seinen rein menschlichen Beziehungen gewidmet sein, und dasjenige nachholen, was wir bei den vielfältigen Absprüngen, die aus dem Verfolgen der geistigen Fäden in seiner Geschichte entstanden, theils zurücklassen, theils nur zu flüchtig berühren mußten. —

Es werden wenig äußere Thatsachen sein, die wir zu erwähnen haben; denn die Ereignisse seines Lebenslaufes waren seit der Rückkehr in die Heimath einfachster Art. Sein Wohnort blieb, eine fast jährlich unternommene Reise abgerechnet, Berlin. Seine Beschäftigungen waren, in

freien Stunden, die Compoſition, in den Tageszeiten von zehn bis fünf, ſechs Uhr, der Unterricht, Abends, der Verkehr mit Freunden, oder in ſpäteren Jahren einſame Lektüre auf ſeinem Zimmer, vorzüglich politiſche und hiſtoriſche. Nächſt der Muſik war die Politik, wie bei Beethoven, dasjenige, was ſein Innerſtes am meiſten erfüllte; oft zu viel, denn er hat ihr offenbar die Kunſt häufig geopfert. — Sehr gern ſpielte er, bis in die letzten Zeiten ſeines Lebens Schach, und von Zeit zu Zeit L'hombre, die beiden Spiele in denen er, wie wir oben geſehn haben, ſchon in ſeiner Jugend als Meiſter glänzte. Bei dieſer einfachen Lebens- und Beſchäftigungsweiſe iſt es natürlich, daß der Kreis ſeines Daſeins in zahlreiche einzelne Momente des Freundes- und Familienlebens, ohne große Concentrationspunkte, zerfiel; ſo könnte jeder ſeiner Freunde eine andere Geſchichte ſeines Lebens ſchreiben, oder wenigſtens eine andere ſeiner beſonderen Erinnerungen und Beziehungen zu Berger darbieten. Ich beſchränke mich alſo auf die meinigen, und knüpfe bei unſerer erſten Bekanntſchaft im Jahre 1816 wieder an. Die innige Liebe und unbegrenzte Verehrung, die ich ihm widmete, hatte bald auch von ſeiner Seite — ſo weit es das ungleiche Verhältniß der Jahre zuließ, denn Berger war damals ein völlig gereifter Mann, und ich zählte ſechszehn Jahre, — ein warmes freundſchaftliches Verhältniß erzeugt. Er beſaß ein ſehr weiches anhängliches Herz; man mußte bisweilen eine Laune, beſonders eine zu weit getriebene ſcherzende Neckerei von ihm ertragen, doch in der Grundfarbe ſeiner Geſinnung blieb er unverbrüchlich ächt und treu. Seine trüben Lebensſchickſale hatten ſeinen Sinn, bei aller Anlage zur Heiterkeit, doch im Ganzen durchaus ernſt geſtimmt. Er bedurfte oft einer theilnehmenden Bruſt, um ſeine innerſte Seelenſtimmung auszuſprechen. So that er es auch gegen mich, und auf dieſe Weiſe

erfuhr ich faſt nur durch ihn ſelbſt alle inneren und äußeren Verhältniſſe ſeines Lebens. Ohne Bedenken ſprach er ſich auch über das, was er von ſich ſelbſt als Künſtler dachte, aus; er wußte, was er war, und war ſtolz darauf; er behauptete, ohne ſich zu überſchätzen, frei und offen ſeine Geltung. Denn eine falſche künſtleriſche Beſcheidenheit verachtete er durchaus, beſaß aber die ächte, der unbegrenzten Verehrung alles Großen und Schönen, und die freudige Unterordnung unter das ihm Ueberlegene. Und nicht etwa, was ſelbſt manchem durch und durch Edlen leicht wird, ausſchließlich gegen die Todten, oder gegen einige wenige Namen (wie Beethoven), mit denen doch einmal nicht zu kämpfen war, ſondern auch gegen die Lebenden, Berühmteren, Gleichgeſtellten, ja auch Untergeordnete, z. B. ſeine Schüler, wenn ſie in einer Einzelnheit etwas Beſſeres geleiſtet hatten, als er ſelbſt. Aus dieſer treuen Wahrheit ſeiner Geſinnung über Andere (ich ſage nicht Gerechtigkeit, weil er auch manche vorgefaßte Meinung, manchen Irrthum beharrlich hegte) ergab es ſich von ſelbſt, daß er auch in ſeiner Meinung über ſich ſelbſt ächt war, und bei allem Selbſtbewußtſein niemals eitel erſchienen iſt, auch dann nicht, wo er, wie jeder Künſtler, leicht verletzbar war, oder ſich über ſich ſelbſt täuſchte.

Der erſte bedeutende Künſtler, mit dem ich Berger in perſönlichen Beziehungen ſah, war Hummel, als dieſer im Frühling 1817 zum erſtenmale nach Berlin kam. Die Virtuoſität beider war ſo verſchiedener Art, daß wir keine Vergleichungspunkte dafür haben. Hummel war an mechaniſcher Sicherheit, wie in der Beherrſchung der Formen bei der freien Phantaſie Berger weit überlegen; doch Berger hatte eine Wiſſenſchaft des Spiels, und zugleich eine aus dem Geiſte ſtammende Gewalt deſſelben, wodurch er den berühmten Gegner auf andern Punkten

eben ſo überbot. Für die Oeffentlichkeit mußte Hummel (ſelbſt wenn Berger manche Mängel nicht gehabt hätte) immer ſein Sieger ſein; im Zimmer, im Kreiſe wirklich urtheilsfähiger Hörer, fliegen Berger's Verdienſte hinlänglich, um ſeinem berühmteren Zeitgenoſſen wenigſtens die Wage zu halten. Daß ihre Stellung gegen das Publikum dennoch eine durchaus ungleiche an Vortheil und Ruhm war, iſt natürlich; Berger ſtand hier im Nachtheil, und mußte ſo ſtehn. Wie ſchwer es dem Künſtler iſt, ſolche Verhältniſſe edelſinnig zu überwinden, lehrt die Erfahrung. Berger that es vollkommen. Er erkannte alles Treffliche, alles Staunenswürdige in Hummel an; er war ſogar begeiſterten Beifalls voll, entwarf große Plane, wie er ſeine eigene Behandlung des Spiels in der freien Phantaſie umgeſtalten wolle, genug faßte das ganze Ereigniß mit ächteſter Kunſtwärme auf. Hummel hatte ihn aufgeſucht; Berger, der damals eine Landwohnung im Thiergarten inne hatte, lud ihn dorthin zum Frühſtück ein, um ganz allein mit ihm eine reine künſtleriſche, gegenſeitig mittheilende Zuſammenkunft zu haben. Man muß es zu Hummel's Ehre nachſagen, daß er dieſe Art der Aufnahme wenigſtens in dem Moment in richtiger Weiſe verſtand. Er ſpielte; Berger ſpielte; ſie tauſchten offen ihre Meinungen über den Vortrag aus; Hummel hatte in ſo fern einen ſchwierigen Stand, als er damals nur Wiener Inſtrumente geſpielt hatte, und auf Berger's Broadwoodſchem Flügel nicht gut fertig werden konnte. Berger war viel zu rechtlich, um aus dieſem Umſtand irgend einen Vortheil für ſich zu ziehn. — Ein beſonderes Intereſſe hatte der Umſtand für ihn, daß Hummel Mozart's Schüler geweſen war, den er von allen Muſikern am höchſten verehrte; er hoffte auf eine reiche Ausbeute von Nachrichten über ihn. Doch da es ſich ergab, daß der Unterricht nur

kurze Zeit, in die Knabenjahre Hummel's gefallen war, so schlug diese Hoffnung fehl. —

Das Beisammensein währte etwa drei Stunden. Ich wohnte in demselben Hause, und hatte, mit dem Eifer des Jünglings, auf das Spiel gelauscht, das mit kurzen Unterbrechungen durch die offenen Fenster ertönte. Kaum konnte ich die Zeit erwarten, wo ich Berger sprach. Er äußerte sich mit vollster Achtung über Hummel als Künstler, sprach aber auch ganz unbefangen seine Meinung über dessen Mängel aus, die er hauptsächlich in der Weise des Anschlags, und in einer zu gemessenen Behandlung des Instruments fand. Dagegen schätzte er ihn als Componist außerordentlich, und sein Septett, seine Phantasie, (beide hatte Hummel gespielt) erklärte er für Werke ersten Ranges, ließ sie auch, so wie die späteren Hummelschen Conzerte, seine vorgerückteren Schüler sämmtlich spielen. — Ich bezweifle, daß Hummel den Bergerschen Werken so viel Aufmerksamkeit gewidmet hat, obwohl sie derselben eben so werth sind. —

Die sonstige Persönlichkeit Hummels konnte unserm Freunde nicht zusagen; in seiner Alles zunächst wohlwollend aufnehmenden Weise, hatte er sich darüber bei jener Zusammenkunft noch gar kein Urtheil gebildet. Später wußte er genau, wie er darüber zu denken hatte; dennoch behielt der Künstler stets den gleichen Werth für ihn.

Der Eifer, sich Hummels Weise auch anzubilden, verrauchte indessen bald, da es einerseits ein unrichtiges Unternehmen gewesen wäre, indem Berger seiner innersten Natur hätte Gewalt anthun müssen, andrerseits dazu eine Beharrlichkeit des Strebens nach einem und demselben Ziele gehörte, die er damals nicht mehr besaß. Indessen spielte er, durch Hummel angeregt, außerordentlich viel, und dies ist die Zeit, wo ich ihn auf der glänzendsten Höhe seiner

Virtuosität gekannt habe; doch klagte er stets, daß er bei weitem noch nicht wieder die Sicherheit und Leichtigkeit gewonnen habe, die er in Petersburg besessen. Ein eigenthümliches Uebel, dessen hier erwähnt werden muß, weil er es viele Jahre lang als das Haupthinderniß seiner Lebensthätigkeit betrachtete, hatte ihn nämlich dort betroffen. Beim Einüben seiner Sonate in C moll, die er sich selbst nie kraftvoll und fest genug spielte, weil er gewisse Passagen darin mit eisernen Fingern und doch im leichtesten Fluge ausgeführt haben wollte, mußte er sich zu sehr angestrengt haben. Denn mitten in einer der gedachten Passagen empfand er plötzlich einen Schmerz im rechten Oberarm, der ihn fast sofort zwang, sein Spiel abzubrechen. Er versuchte es einigemale, demselben Trotz zu bieten, doch das Uebel wurde so viel heftiger, daß er die Ueberwindung desselben auf diese Art aufgeben mußte. Anfangs hielt er den Fall für einen rheumatischen, doch die Aerzte erklärten ihn für ein Nervenübel, welches vor allen Dingen Schonung verlange. Von diesem Augenblick an, (etwa 1811) klagte Berger, habe sein Fortschreiten im Spiel aufgehört, denn ein anhaltendes Streben sei ihm nicht mehr möglich gewesen; wohl in einzelnen Zeiträumen von einigen Wochen, dann aber auch immer mit einer Verschlimmerung des Uebels, so daß er wiederum Monate lang inne halten mußte. Bisweilen sogar in dem Grade daß er überhaupt nicht spielen durfte, geschweige üben, und gar mehrere Stunden hintereinander, während er doch in seiner Hauptstudienzeit täglich acht, auch zehn Stunden angestrengt geübt hatte, ohne irgend Nachtheile davon zu spüren. — Doch das Armübel war gewachsen; der Sommer 1717 sah den letzten, einigermaßen anhaltenden Versuch Berger's, sich in der Virtuosität zu behaupten. Es war damals auch zugleich das Conzert in As dur von

Field erschienen, das er nebst den Hummelschen Compositionen einübte. Merkwürdig war es zu sehn, wie er dadurch täglich an Sicherheit und Kraft zunahm; wie er überhaupt mehr als Andere von Gewohnheiten abhing, so auch hier. Einige Wochen hatten eine Veränderung erzeugt, die man auf Rechnung von Jahren hätte schreiben dürfen; er gewann eine Stärke der Finger, einen Fluß der Passagen, die im Verein mit seinem edlen, oft wahrhaft sprühenden Feuer, und dem ungemeinen Reiz seines Spiels ein Ganzes erzeugten, das zu den imponirendsten Erinnerungen gehört, welche ich von der Virtuosität überhaupt, und insbesondere von der auf dem Pianoforte bewahrt habe. Da der großartige Stil seines Spiels dessen Haupteigenschaft bildete, so waren es auch vorzugsweise Aufgaben in dieser Art, in denen er glänzte. Dahin gehörten die Mozartschen Ouverturen aus Titus, Figaro, Don Juan, die er mit orchesterartiger Charakteristik nach eigener Einrichtung für das Pianoforte vortrug, die bei seinem damals gewaltigen Broodwoodschen oder Clementischen Flügel, und für den Raum eines größeren Zimmers berechnet, die größten Wirkungen hervorbrachte. Besonders war es die Ouverture aus Titus, die er in einem wahrhaft grandiosen Stil, in römisch kaiserlicher Größe vortrug, ohne im mindesten die Composition durch Zusätze zu beeinträchtigen, und streng im Orchestertempo festhaltend. Auch Gluck's Ouverture zur Iphigenia, spielte er mit einem Adel und einem tiefen Schmerz der melodischen Accente, wie ich sie sonst niemals gehört; eine Andeutung seiner Auffassung des Werks, findet sich in dem Arrangement desselben, das von ihm bei A. M. Schlesinger erschienen ist. —

Berger gehörte, wie wir schon angemerkt, nicht zu denen, die mit ihrem Talent kargen, um sich selten zu machen. Wo er wußte, daß man ihn gern und aufmerk-

ſam hörte, ſpielte er mit unermüdlicher Gefälligkeit, ſo daß ich ihn oft warnen mußte, weil er gewöhnlich am andern Tage die Folgen einer ſolchen Anſtrengung, zu der ihn eigener Eifer unwillkührlich verleitete, an ſeinem Arm büßen mußte, und dann lange verdrießlich und mißmuthig blieb.

Der Sommer 1817, in dem er mir als Spieler ſo ausgezeichnet erſchien, führte auch andere nähere Berührungspunkte zwiſchen uns herbei. Ich ſtand in dem Alter, wo ſich das Bedürfniß der Erkenntniß und Durchdringung höherer Wahrheiten mit aller Lebendigkeit und Macht, gewiſſermaßen unabweisbar einſtellt. Berger war, wie alle tiefern Menſchen, durch ähnliche Betrachtungen ſtets lebhaft angezogen und ernſt bewegt. Er vermochte nicht, ſich in die wiſſenſchaftlichen Formen der philoſophiſchen Sprache hineinzuarbeiten, mit denen freilich auch vielfacher Mißbrauch getrieben wird. Und dennoch, wo er Einzelnes auffaßte, aufleuchtende Blitze, die ihm eine dunkle, flüchtig auftauchende und eben ſo ſchwindende, aber eben darum deſto anregendere Vorſtellung des ganzen labyrinthiſchen Gebäudes gaben, erzeugte ſich eine deſto brennendere Begier, dieſen Fingerzeigen nachzugehen. Es giebt nichts, was ſo zur Mittheilung und gemeinſamen Beſprechung drängte, als gerade dieſe Gegenſtände und Begehrniſſe; daher vertieften wir uns oft bis in die ſpäte Nacht mit Geſprächen der Art, die zunächſt durch Fichte's Beſtimmung des Menſchen, die Berger mit ernſteſter Anſtrengung nicht blos las, ſondern förmlich durcharbeitete, erzeugt wurden.

Ein junges Herz wird von vielen Unruhen und Wünſchen oft bis zur Beängſtigung gedrängt; wer hätte dies nicht erfahren! Berger wurde für ſolche Zuſtände mein Vertrauter. Sein ächt wahrer, menſchlicher, wohlwollender Sinn, ſein gereifterer männlicher Ernſt, und doch zu-

gleich seine, der künstlerischen Seele so eigene, tiefe und warme Theilnahme, sein Eingehen auf alle Gefühlszustände, mußten dieses Vertrauen nähren, und in mir die reinste Liebe und Verehrung wecken. Noch heut, nach fast einem Vierteljahrhundert, während dessen ich manches Menschenherz prüfend beleuchtet, und, ich darf es sagen, in dieser ganzen Zeit ein eifriges Studium daraus gemacht habe, die psychischen Räthsel praktisch zu lösen; noch heut muß ich das Bekenntniß ablegen, daß ein edlerer, großartigerer, reinerer Sinn, als Bergers, gepaart mit so viel natürlicher Lebenslust und menschlicher Zugänglichkeit, mir nicht wieder aufgestoßen ist. Diese innerste Trefflichkeit seines Selbst, die unwillkührlich Jeder, der mit ihm in Berührung trat, anerkennen mußte, diese war es auch, die ihn in Verhältnissen jedes Ranges, jeder Bildung, in Achtung und Liebe, ja in Verehrung erhielt; sie war es, welche es bewirkte, daß er bei allen späteren, durch Krankhaftigkeit bisweilen fast unerträglichen Launen, doch immer wieder Liebe fand. Es war bisweilen nicht mit ihm zu leben; ich habe ihn, ich muß es, wenn auch nicht ohne Beschämung und Reue, gestehen, in den letzten Jahren mehr vermieden als gesucht, aber immer geliebt. Denn in dem innersten Kern des geistigen Lebens waren wir dennoch Eins geblieben; wir hatten dieselbe Lebensreligion, wenn auch ganz abweichende Formen des Lebenscultus!

Und wie der wahrhaft Fromme, — freilich weder der unduldsame Pietist, noch der fanatische Katholik, — den wahrhaft Frommen jedes Glaubens ehrt, und die kräftigste Wahrheit seiner geistigen Existenz anerkennt, so stand jeder sittliche Mensch zu Berger. Schon oben habe ich es erwähnt, daß er bei seinen, den Ansichten der sogenannten höheren Stände, scharf widerstrebenden, auch oft an sich schroffen Meinungen über Standes- und Staatsverhältnisse,

mit dieſen in dem entſchiedenſten Gegenſatz ſtand. Aber dennoch genoß er gerade dort der größten Achtung und Liebe, und erwiederte dieſelbe auch bei einzelnen Perſonen in hohem Maaße. Noch bei ſeinem Begräbniß hat ſich dieſe Geſinnung aus den höchſten Regionen der Geſellſchaft gegen ihn bethätigt, obgleich er die Wahrheit ſeines Gedankens nie verläugnet hat, und da am wenigſten, wo es ihm irgend bedenklich ſchien, ſie auszuſprechen.

Dreizehnter Abſchnitt.

Berger als künſtleriſcher Freund. — Bernhard Kleins Oper Lilo.

In ſolchen Verhältniſſen lebte ich die Jahre 1816 bis 1819 mit Berger. Damals geſtalteten ſich unſere Beziehungen ein wenig anders; es kam ein drittes Element hinein, das, gleich einem chemiſchen Zuſatz, eine Art Scheidung der bis dahin vorhandenen Stoffe herbeiführte, wenigſtens, um im Gleichniß zu bleiben, bis zu einem gewiſſen Grade, dem der Sättigung jenes dritten Elementes, und dieſes war Bernhard Klein. Daß und wie ich dieſen zuerſt bei Berger ſah, habe ich ſchon oben, bei der Geſchichte der Stiftung der Liedertafel, erzählt. Der Hauptgrund, weshalb durch ihn mein Verhältniß zu Berger zwar keine Verſtimmung, aber doch eine Umſtimmung erlitt, war deſſen theilweiſe Ueberlegenheit in vielen, ſowohl muſikaliſchen, wie anderen geiſtigen Dingen, die eine Erſchütterung der unbedingten, höchſten Autorität der Muſik, die ich bis dahin in Berger verehrt hatte, herbeiführte. Nicht daß einer durch den andern gefallen wäre, doch es fingen zwei an,

ſich auf demſelben Felde und mit gleicher Sicherheit und Stärke zu behaupten, die zum Theil ganz verſchiedenartige Berechtigungen dazu mitbrachten, nicht ſelten auch miteinander in geradem Widerſpruch ſtanden. Ich hatte bisher auf dieſem Gebiet der Autorität eines ſo überwiegenden Mannes, wie Berger, unbedingten Glauben geſchenkt; ein eben ſo bedeutender hatte jetzt häufig die völlig entgegengeſetzte Anſicht. So wurde ich es an zwei höchſt ausgezeichneten Männern zuerſt inne, wie ſchwer es iſt, die ächte Linie der Wahrheit zu finden; wie ſchwer, ſich die Unterſchiede feſtzuſtellen, wo zwei von einander abweichende Wege doch zu dem gleichen Ziele führen, oder wo einer derſelben ein Irrweg, und nur eine einzige Linie zuläſſig iſt. Oft hörte ich Berger etwas tadeln, was Klein mit ausgezeichnetem Lobe nannte; oft fand Einer in den Arbeiten des Andern eine Schwäche, einen Fehler, den jener wiederum mit entſchiedener Sicherheit zu vertheidigen wußte. So gerieth ich in nicht geringe Zweifel und Zwieſpalte; hat mich aber irgend etwas im eigenen Urtheil gefördert und die Schärfe meines Nachdenkens herausgefordert, ſo war es die jetzt ſtets an mich geſtellte Aufgabe, dieſe Räthſel und Verwickelungen aufzulöſen, das Wort zu finden, welches für beide Fälle den Schlüſſel darbot.

Aber für Berger ſelbſt wurde dieſes Verhältniß noch ungleich fördernder. Bei aller künſtleriſchen Gegnerſchaft wiſchen ihm und Bernhard Klein, beſtand doch eine innerſte Gemeinſchaft, die beide, wie heftig ſie ſich auch in einzelnen Fällen abſtießen, doch immer wieder durch ein höheres Geſetz des Zuſammenhanges zu einander führte. Berger hatte eines ſolchen Gegners lange bedurft, um ſeine Kraft zu prüfen und herauszuarbeiten. Sein edler Sinn war ſo frei von kleinlicher Eiferſucht, daß er ſich, wenn er auch eigene Niederlagen ſchmerzlich empfand, doch des be-

gründeten Triumphs eines Nebenbuhlers nur erfreute. Es kostete ihn dies nicht einmal eine Selbstüberwindung, sondern seine künstlerische warme Natur erzeugte diese Empfindungen von selbst; den Schmerz, sich einen andern voraneilen zu sehen, empfand er zwar in der Rückwirkung auf sich selbst, allein niemals übertrug er dieses Gefühl auf die Veranlasser, sondern fand sogar eine Art Trost und Entschuldigung darin, das fremde Gute desto eifriger anzuerkennen und zu befördern, um wenigstens auf solche Weise an der Kunst gut zu machen, was er an ihr versäumte.

Daher fand Bernhard Klein in ihm den festesten Anhaltpunkt und treuesten Geleiter für seine auf große Ziele gerichteten Bestrebungen, bei denen er allerdings auf mannichfaltige Weise mit der Welt im Ganzen, wie mit den feindseligen Einzelnheiten, und vor allem mit jener schwerfälligen Kraft der Trägheit zu kämpfen hatte, die sich dem feurig Vorwärtsdringenden oft noch unüberwindlicher in den Weg legt, als die entschiedenste Gegnerschaft.

Klein würde umgekehrt nicht so der warme und aufrichtig befördernde Freund Berger's gewesen sein, wenigstens nicht ohne lange Kämpfe der Selbstüberwindung denn schon die kleineren Ziele und Erfolge in der Liedertafel, in einzelnen Publikationen, selbst im Klavierspiel, in denen Berger ihn besiegte, verwand er schwer und ließ sich zuweilen zu Ungerechtigkeiten, ja zu Bitterkeiten verleiten. Dies war die Folge seines ungleich mächtiger stürmenden inneren Dranges zu künstlerischer Größe, ohne daß sein Beruf in gleichem Maaße Schritt gehalten hätte. Um so anerkennenswerther war Berger's Haltung, der jene feindseligen Richtungen einer unüberwundenen Künstlereifersucht in Klein sehr wohl kannte, sie ihm aber, sowohl um der Reue willen, die dieser nach dem leidenschaftlichen Momente stets empfand, wie seines großen künstlerischen

Werthes halber, an dem sich Berger erhob und begeisterte immer wieder vergab. Auch wohl weil er es dennoch durch und durch empfand, daß Klein ihn, trotz alles Widerstrebens, und aller Rettungsversuche und Ausflüchte gegen Berger's Ueberlegenheit, doch als seinen Sieger in dem, worauf es in letzter Instanz bei der Kunst ankommt, anerkannte, in der schöpferischen Kraft und Tiefe.

Am würdigsten und förderndsten, ja wahrhaft tröstend und hülfreich bewährte sich diese edle Gesinnung Berger's, als Klein die Oper Dido von mir schrieb und auf die Bühne brachte. Wenn man sich erinnert, daß Berger's Versuch ähnlicher Art gescheitert, oder doch in's Stocken gerathen war, daß mithin die Betrübniß darüber, und die Unzufriedenheit mit sich selbst, sich so leicht in die Form der Mißgunst gegen das fremde Werk verwandeln konnte, wie denn dies im gewöhnlichen Lauf der Welt fast immer geschieht: so muß man es zwiefach schätzen, daß davon auch nicht die leiseste Spur in Berger's Seele drang, und er seinen Kummer und Mißmuth, statt ihn andere entgelten zu lassen, im Gegentheil in sich zu versöhnen trachtete.

Klein hatte die Oper im Jahre 1821 vollendet. Berger war tief durchdrungen von dem innern Werth des Werks. Er verkannte einige Mängel desselben, die ziemlich allgemein durchgehende in Klein's Compositionen sind, nicht; doch die wahrhafte Größe der Arbeit, den Adel der Auffassung, die durchaus dichterische Verständniß, die tiefe, innere Erfindung schlug er so hoch an, daß er mir, wie ich schon sonst angeführt, sagte: „Wenn er zu wählen habe, ob er den Titus oder Klein's Dido geschrieben haben möchte, so würde er die letztere wählen." Wahrlich ein Wort, das, aus Berger's Munde, der nicht nur der berufenste Urtheiler aus dem Gefühl eigener Kraft, sondern auch der glühendste Verehrer Mozart's war, welcher die ange-

griffenen Seiten im Titus (z. B. die allerdings bisweilen an das Gewöhnliche streifende Melodik) so warm vertheidigte, und die Schwächen durch den schönsten Vortrag zu decken suchte: ein Wort, das aus diesem Munde von fast apodiktischem Gewicht ist. Inzwischen lagen die Verhältnisse der Bühne Berlins so, daß es Klein, bei allem Ansehen, welches er als Musiker, wie in geistiger Beziehung überhaupt sich erworben hatte, außerordentlich schwer wurde, sein Werk zur Darstellung zu bringen. Der Graf Brühl, ein wohlwollender Beförderer der Kunst, sah sich durch Spontini auf allen Schritten gehemmt; daher täglich neue Hoffnungen, täglich neue Hindernisse, ein Schwanken, das zuletzt mehr aufreibt, als ein einmaliges entschiedenes Scheitern, welches vielleicht auf eine Zeitlang niederschlägt, dann aber neue Kräfte nach neuen Richtungen entwickeln läßt. — Wer Klein's Gemüthsart kannte, wird urtheilen können, wie diese Lage auf seinen eben so stolzen, als feurigen Sinn wirkte, wie heftig die innere Gluth auflederte, die ihn verzehrte, und die, je mehr er sie äußerlich mit dem starren Erz scheinbar stoischer Gleichgültigkeit einzwängend bedeckte, ihre Gewalt im Innern nur um so höher steigerte.

Er war oft in äußerster Verzweiflung; es bemächtigte sich dann seiner eine feindselige Erbitterung, die sich ungerecht auch nach denjenigen Seiten Luft machte, woher ihm nicht nur kein Widerstand, sondern sogar Hülfe geboten wurde. Berger, so reizbar er sonst war, trug diese Stimmung nicht mit Geduld, sondern mit wahrer Freundes- und Künstlerliebe; bald suchte er tröstend, auf Klein's Stimmung eingehend, bald erheiternd auf ihn zu wirken. —

Endlich kam es zur Erfüllung der Wünsche Klein's; aber damit mußten, durch die dieselbe begleitenden Umstände, seine inneren Kämpfe nur wachsen! Denn nun hatte er

den Sturm aller jener unſeligen, oft völlig unvernünftigen Forderungen und Hinderniſſe zu beſtehen, welche die traurige Wirklichkeit der Bühnenverhältniſſe erzeugt. Die Sängerinnen wollten bald dies, bald jenes; jede betrachtete ſich, ihren Erfolg, als den Mittelpunkt des Werks, und forderte ohne Umſtände die unbedingteſte Aufopferung aller künſtleriſchen Abſichten des Componiſten, um die eigenen zu erreichen. Vollends aber erregten die Forderungen des Ballets, die durchaus aus ihrer gemeinen Sphäre nicht heraus konnten, einen wahrhaften Ingrimm in dem ſo großartig wollenden Klein. Die Ruhe, mit der manche Künſtler dieſe unvermeidlichen Opfer zu bringen wiſſen, und ſo viel als möglich retten, wo ſie nicht Alles zu retten vermögen, beſaß er nicht. Er war wie zermalmt nach Allem, was ihm in den Proben aufſtieß. Er that was man wollte, doch mit innerem Knirſchen, mit wahrer Verzweiflung; aus innerer Ueberreizbarkeit wurde er in gewiſſer Hinſicht ſtumpf gleichgültig, denn es mochte nun auch von ihm verlangt werden, was es ſei er widerſprach nirgend, ſondern ließ Alles über ſich ergehen. — Dann aber, wenn er erſchöpft aus dieſen Proben kam, die für ihn wahre Feuerproben waren, fand er Berger an ſeiner Seite, der ihm mit ächter Freundeswärme Muth einſprach, und ihm, in jedmöglicher Weiſe, Troſt, Rath und Stütze zu ſein verſuchte. Klein ſelbſt hat mir oftmals geſagt (ich war in dieſer Zeit nicht in Berlin anweſend), „Berger war mein einziger Troſt in der aufreibenden Zeit!“ Dieſer gab ſogar ſeine Stunden auf, und wohnte vielen Proben, namentlich allen Orcheſterproben, ſelbſt bei; er hörte mit dem Ohr des Freundes, aber auch mit der feinen Schärfe des Kenners. Er machte Klein auf Mängel, die er entdeckte (beſonders in der zuweilen etwas flüchtigen Inſtrumentation) aufmerkſam, er gab ihm, die Partitur in

der Hand, ſeinen praktiſchen Rath. Dazwiſchen richtete er ihn auf, durch den ungeheuchelten Ausdruck der wahren Begeiſterung für das Ganze des Werks, durch beſtimmtes Hindeuten auf die zahlreichen einzelnen Schönheiten, durch beruhigenden Zuſpruch über den Erfolg, der, bei Klein's tiefer Reizbarkeit, ihm nichts weniger als gleichgültig war. Ja, Berger übernahm auch, was ihm ſonſt widerſtrebte, eine Art geſelliger Vermittelung, zwiſchen dem durch ſeine innere, nur mit äußerſter Gewalt bezwungene Aufregung doch zuweilen herb durchbrechenden Klein, und den dadurch verletzten Künſtlern. Er wußte, wie friſch Klein's liebenswürdiger, Leben und Feuer ſprühender Geiſt ſich in der Behaglichkeit froher Zuſtände entzündete (häufig allerdings auch innere kämpfende Gährungen durch äußere Gruptionen übertäubte oder ableitete), und führte ihn deshalb nach den Proben zu fröhlichen Zuſammenkünften mit den Künſtlern, die ſein Werk beſchäftigte. Genug, in all und jeder Weiſe war er der ächte Freund des Freundes, des Werks, der Kunſt! Und da daſſelbe, aus hier nicht weiter zu entwickelnden Gründen, keinen Erfolg beim Publikum hatte (dafür aber, wie mehr erwähnt, deſto größeren bei wahrhaft Kunſtſinnigen, und einen überglücklich entſcheidenden für das Leben des Componiſten), wurde Berger der eifrigſte, wärmſte, unerſchrockenſte Vertheidiger deſſelben. Man lache nicht über das Wort „unerſchrocken." Wie wir in demjenigen, welcher der andringenden Schaar der Maſſen nicht weicht, heldenmüthige Kraft anerkennen, ſo gehört auch wahrhafter Muth dazu, auf einem geiſtigen Schlachtfelde der Mehrzahl zu trotzen. Es gehört dazu der Muth, die Verurtheilung, Verkennung, ja Verhöhnung zu ertragen, die, da ſie von dem untergeordneteren Standpunkte des Geiſtes und der Sinnlichkeit ausgeht, ſich oft ſogar bis zu Handlungen verirrt, die einen poſitiven Eingriff in

Recht und Leben, in Glück und Ruhe bilden. Niemand, als der Verfasser dieser biographischen Skizze, ist wohl so häufig in dem Fall gewesen, das zu erfahren. Wenngleich Steinigung und Kreuzigung, Bannfluch und Scheiterhaufen für die Andersdenkenden aus der Welt verschwunden sind, so giebt es doch noch herbe Formen der Kränkung und Verfolgung genug für diejenigen, welche, der An- und Einsicht der Massen voraus und daher oft entgegen, wider diese auftreten, und, von innerem Beruf gezwungen, den Versuch wagen müssen, den bewußtlosen Strom verkehrter Meinungen einzudämmen.

Berger hatte diesen Beruf und den dazu nothwendigen ächten Muth der Wahrheit; er kämpfte bis zur Entrüstung. Nur die gemeine Klugheit ging ihm ab, zu erwägen, ob die flachen Gefäße, die er mit seiner aus der Tiefe vollster Strömung geschöpften Begeisterung erfüllen wollte, solchen Inhalt zu fassen vermochten. Er hätte freilich Lessing's Fabel bedenken sollen, in der der Maulwurf, da er über den Flug der Fledermaus und des Adlers urtheilen soll, beide für gleich unermeßlich hoch fliegend erklärt, weil Beide auf der halben Höhe gemeiner Bäume seinen blöden Augen verschwanden!

Doch nein! Wahrlich, er hätte es nicht g'sollt! Denn die Wahrheit ist da um ihrer selbst willen, und muß ihrer eigenen Würde halber vertreten werden, unbekümmert darum, ob sie verstanden wird oder nicht. Auch ihre Wohlthaten bleiben nicht aus, selbst wenn die Welt sie deren unbewußt, wider Willen empfängt. Die Sonne würde leuchten, auch im Lande der Blinden, und ihnen den Segen spenden, den sie nicht sehen, noch erkennen. Zunächst ist uns schon der Vortheil daraus erwachsen, daß wir von unseres dahingegangenen Freundes ächtesten Künstler- und

Freundesgesinnung eines der schönsten Beispiele aufzubewahren haben. —

Vierzehnter Abschnitt.

Eine späte Liebesblüthe. — Ihr Absterben.

Jenes ganze Ereigniß war, wie es seinem Herzen ein ehrendes bleibt, auch zugleich ein stärkendes, erhebendes für Berger. Indessen müssen wir leider auch eins berühren, das für ihn eine Quelle tiefer, zarter, still getragener Trauer wurde. —

Nachdem weit über ein Jahrzehend dahingegangen war über den Grabhügel seiner ersten Liebe, kehrte ihm das Bedürfniß, seiner einsamen kalten Lebensstellung durch eine innige Verbindung Licht und Trost zu geben, mit voller Stärke zurück. Doch er war zu reif in Jahren, Urtheil und Erfahrungen geworden, um die Ehe mit jugendlicher Leichtigkeit zu schließen. Ein äußerer Anschein des Glücks konnte ihn nicht mehr verblenden, er mußte eine tiefere Begründung haben, daß Diejenige, mit der er sein Schicksal verschmelzen wollte, jene innere Verwandtschaft zu ihm habe, ohne die eine beglückende Einigung unmöglich war. Berger mußte *viel* fordern; es lag in der Natur seines Wesens. *Selbst* auf eine große Höhe der geistigen Einsicht und Entwicklung gestellt, deren Sphäre sich durch die eigenthümliche Künstlergabe noch geläutert hatte; mit dem Bewußtsein, sich über die Gewöhnlichkeit weit erhoben zu haben, in dem Gefühl, daß sein sittlicher Werth im engsten Verhältniß zu seiner geistigen Bedeutung stehe: mußte er in der weiblichen Richtung Eigenschaften suchen und finden, die seiner männlichen die Waage hielten.

Wer fühlt nicht, wie schwer dies war! Außerdem bedurfte eine Lebensgefährtin der er sein Loos vertrauen wollte, noch einer äußerst seltenen Fähigkeit, der, alle seine Fehler verweg zu erkennen, sie als eine mit seiner innersten Eigenheit tief verwachsene, nicht mehr daraus zu lösende Krankheit zu begreifen, und somit sanfte Duldung und freundliches Ertragen derselben, sich zur ersten aller Pflichten zu machen. Ich bezweifle, daß Berger diese letzte, seltenste Eigenschaft bestimmt forderte, da er nicht wohl im Stande war, sich selbst unbefangen genug zu beurtheilen, um zu sehen, wie nöthig sie sei. Seine hypochondrische Aengstlichkeit und Verletzbarkeit, ja der Argwohn, der gewissermaßen wider seinen Willen oft ohne alles Motiv, aber doch durch die Macht der inneren Stimmung unabweisbaren Eingang zu seinem edlen Sinn fand: waren Krankheiten, die er, wie jeder Hypochonder, nicht als solche zu erkennen vermochte, sondern für das eigenste Recht, die klarste Wahrheit der Zustände hielt. Daß er also dafür Duldung suchen mußte, war ihm schwerlich zur bestimmten Erkenntniß geworden. Doch selbst diese Eigenschaft einer zu wählenden Lebensgefährtin, in dem seltenen Grade, der hier nothwendig war, in Abzug gebracht, blieb noch soviel für ihn selbst zu fordern übrig, daß auch dadurch noch die für ihn geeignete Gattin zu den großen Seltenheiten des Geschlechts gehören mußte. Insbesondere war es für Berger Bedürfniß, daß sie jene weibliche Demuth, jene stille, zutrauensvolle Hingebung besitze, die allerdings eine der liebenswürdigsten Charaktereigenschaften ist, und selbst der Aeußerlichkeit der Frau den eigensten Reiz verleiht, der vorzugsweise in ihrem Geschlecht gesucht und geliebt wird. Diese Milde der Weiblichkeit, die durch keinen Glanz derselben ersetzt wird, glaubte Berger endlich in einem Wesen gefunden zu haben, zu dem sich denn auch sofort sein in-

nerves Herz tief hingezogen fühlte. Wir wollen sie hier mit keinem Namen bezeichnen, auch sonst keine nähere Andeutung geben. Berger hatte den festen Entschluß zu dieser Verbindung gefaßt, die vielleicht doch noch ganz neue Lebenskräfte wieder in ihm erweckt, ihn der Kunst mit erfrischten Kräften zurückgegeben, und so noch die segensreichsten Spätfrüchte erzeugt hätte. Doch sein ausgesprochener Wunsch fand keine Aufnahme. Nicht aus persönlichen Gründen, sondern aus allgemeiner Richtung des jungen Mädchens, einer zur vollen Stärke ausgebildeten religiösen Schwärmerei, die über eingeräumte, höhere Pflichten und Bestimmungen, die wahrhaften, von der Natur, dieser nächsten Offenbarung des Göttlichen, gebotenen, verkannte. Jetzt ist diese Richtung leider noch häufiger als damals, wiewohl sie sich selten bis zu dem Grade steigert, ein wirklich dargebotenes Glück aus irrender Pflicht der Entsagung zu opfern. Wir haben Ursache, aus Berger's Aeußerungen die Meinung zu schöpfen, als sei das zurückweisende Nein wirklich mit einem Opfer verknüpft gewesen, als habe eine Bekämpfung der eigenen Neigung, um des Wahnes einer höheren Berufung willen statt gehabt. Berger berührte das Verhältniß gegen mich nur ein einziges Mal, in bitterster Erschütterung der Wehmuth, als der Zufall uns auf einem Spaziergange seine Geliebte vorüberführte. Ich hatte bis dahin durchaus keine Kenntniß von einem solchen Vorgange gehabt. Es ging eine Dame an uns vorüber, er grüßte, ich mit, ohne sie einmal recht in's Auge gefaßt zu haben. Nach einigen Augenblicken stand er still, sah sich um, ergriff dann meine Hand und sagte: „Da geht das geträumte Glück meines Lebens hin!" — Und nun erzählte er mir den Hergang in tief bewegter Stimmung.

Daß dieses Ereigniß lange wehmuthsvoll in der Seele

unſeres Freundes nachklang, und ſolchen Einfluß auch auf ſeine Kunſt übte, wird jeder begreifen, der Zuſtände dieſer Art überhaupt begreift. — In ſeinen Liedern hat Berger auch dieſe Saite öfters berührt; ich weiß von einem derſelben mit Beſtimmtheit, daß es in nahem Zuſammenhange mit ſeiner Trauer ſtand, von anderen kann ich es nur vermuthen. Jenes findet ſich in dem Nachlaß, Liederheft Op. 33. Nr. 8, „Heimweh" überſchrieben, und beginnt mit den Worten:

„Der Liebe rauhe Winde,
Sie thun dem armen Kinde,
Ach, Vater, gar zu weh!"

Es iſt muſikaliſch von außerordentlicher Schönheit, beſonders die Diſſonanz auf dem Worte: „gar zu weh!" Berger ſagte darüber zu mir: „Andere müſſen ſich vielleicht erſt an dieſe ſchneidende Diſſonanz gewöhnen; mir iſt ſie natürlich!"

Funfzehnter Abſchnitt.

Veränderter Ton. — Der Ton künſtleriſcher Zeitgenoſſen — auch Bernhard Klein's.

Die Jahre rückten vorwärts; der Lebensherbſt fing an ſeine Blätter zu ſtreuen, und ein leichter Anflug von Winterſchnee ließ ſich in dem braunlockigen Haar unſeres Freundes wahrnehmen. Schmerz und Zeit hatten ihn mit gleich rauhem Hauch berührt!

Ich glaube nicht, daß Berger, nachdem ihm dieſer Verſuch, ſich noch einmal den häuslichen Heerd zu bauen, fehlgeſchlagen war, noch einen ferneren gemacht hat. Es bedurfte der Jahre, um dieſe Wunde zu heilen, um den Boden ſeines Herzens für eine neue Saat empfänglich zu

machen, und darüber verging die Zeit, wo dies ohne Wagespiel, ja ohne Thorheit überhaupt noch möglich war. Als er zu diesem innern Abschluß seiner Lebensrechnung gekommen war, fühlte auch er den Segen jeder Bestimmtheit, in der dadurch erzeugten festeren Richtung nach anderen Zielen.

Von diesem Zeitpunkt an begann Berger größere, d. h. länger dauernde Reisen zu unternehmen. Er besuchte verschiedene Bäder seiner Gesundheit halber. Ich glaube nicht, daß diese direkt durch irgend eines derselben gefördert worden ist; und um so weniger, als er bald dieses, bald jenes versuchte, heute diesen Arzt, morgen jenen hörte, und zuletzt keinem vertraute oder gehorchte, sondern selbst entschied. Allein die Reise, das Herausreißen aus allen seinen, Jahr aus Jahr ein wiederkehrenden Verhältnissen, was so häufig den Hauptvortheil der sogenannten Badekuren bildet, war auch bei ihm unstreitig der wesentlichste. Und so mochte es sich denn ziemlich gleich bleiben, ob er Karlsbad oder Doberan, Töplitz, Wiesbaden oder Baden-Baden besuchte. Er brachte irgendwo eine Saison zu, und verband damit einen Besuch älterer, in Deutschland zerstreuter Freunde, den Genuß der Natur, die Bekanntschaft fremder Künstler, genug Alles dasjenige, was in den gleichmäßigen Schritt des täglichen Lebens eine so wohlthätige Abwechslung bringt. Ohne diese jährliche Erfrischung, für welche die Ausgaben einerseits durch die Versäumniß seiner Stunden (die, wenn er wollte, auch im Sommer reichlichen Ertrag gewährten), und andrerseits durch die Kosten der Reise sich allerdings sehr hoch steigerten, — würden ihn die Arbeiten des Winters, seine Kränklichkeit, der hypochondrische Unmuth, der ihn so oft drückte, gewiß manches Jahr früher dem Kreise seiner Freunde entrissen haben.

Auch insofern gewährten ihm solche Reisen eine gei-

stige Auffrischung, als er sich oft in entfernten Theilen Deutschlands geachtet und verehrt sah, ohne daß er es ahnte. Denn, daß er eigentlich keinen berühmten Namen habe, d. h. einen solchen, der von aller Welt gekannt sei, wußte er sehr wohl; so schätzte er denn bisweilen seinen musikalischen Ruf auch unter dem wirklichen Standpunkte desselben, und war um so mehr erfreut, wenn er Beweise des Gegentheils erhielt. Inzwischen wo man ihn kannte, widmete man ihn auch eine seltene Verehrung, denn diese erzwang die Bedeutung seines Genius. Nichts aber steigert die schöpferische Kraft des Künstlers so, als die Rückwirkung der Erfolge. Aus einem sehr falschen, einseitigen Standpunkte aus wird von der unkundigen, unverständigen Menge oft künstlerische Eitelkeit genannt, was nothwendige Lebensluft für den Künstler ist. Er muß Erfolge haben, Erfolge sehen, um befruchtende Kräfte zu neuen Anstrengungen zu gewinnen. Nur in der Zeit der Jugend, des entwickelnden Strebens, dauert die Kraft aus, ohne jene Rückströmung derselben: später versiegt sie, wie eine unerwiederte Liebe. Es ist eine leere Abstraktion, zu behaupten, daß die Kunst an und für sich dem Künstler genügen könne, daß er der Welt nicht bedürfe; er bedarf ihrer, denn sie ist seine Aufgabe. Noch haben die Jahrtausende keinen großen Künstler geboren, der nicht auch ein berühmter gewesen wäre; und selbst das mittlere Talent verkümmert zur trostlosen Unbedeutenheit, wenn es sich nicht in der Einwirkung auf die Welt entwickelt. Niemand kann für sich, in der Stille des Zimmers, fortdauernd große Werke schaffen und sie verschließen. Selbst ein Mozart hätte es nicht vermocht. Und sind auch Kunstleistungen ohne Anerkennung möglich, so potenziren sich dieselben doch durch die Anerkennung in einer unberechnenbaren Weise. C. M. von Weber lebte nach der Anerkennung

die sein Freischütz gefunden, nur noch wenige kränkliche Jahre, und in diesen schuf er seine zwei größten Werke, Euryanthe und Oberon, und entwarf noch verschiedene andere; so gab er in dieser kurzen Zeit an innerem Gehalt zuverlässig, an äußerem Umfang vielleicht auch, mehr als in seiner ganzen übrigen Künstlerlaufbahn entwickelt hat! Das war der Segen der Anerkennung!

Dieser fiel denn auch, wenngleich nur im Kleinen, auf unsern Freund zurück. Er kehrte von keiner Reise wieder, ohne mit großen Entwürfen erfüllt zu sein, die, wenn sie auch nicht zur Ausführung kamen, doch ihn selbst künstlerisch nährten und aufrecht erhielten, und manches andere Erzeugniß veranlaßten. Eine Menge der schönen Früchte seines Nachlasses sind recht eigentlich Reisefrüchte zu nennen, die zwar theils die größere Muße, theils die günstigere Stimmung, doch mehr als Alles die gefundene Anerkennung erzeugt hatte, die ihn sogleich zu neuen Arbeiten spornte, für welche die Veranlassung in seiner Nähe lag (z. B. ein Gedicht, das man ihm mittheilte, um es zu componiren). — So sind die meisten seiner späteren, oft so wunderschönen Lieder entstanden.

Indessen gerade nach der Rückkehr von solchen Ausflügen wurde das Bedürfniß einer Heimath, das heißt einer Häuslichkeit, um so stärker in ihm. Er faßte endlich den Entschluß, sein vereinzeltes Leben aufzugeben, und die Umgebung von Haushälterinnen, Aufwärterinnen u. s. w. mit einer freundlicheren zu vertauschen. Er bot einer seiner Nichten einen dauernden Aufenthalt bei ihm an, und auf diese Weise stellte sich endlich für den alternden, der Kränklichkeit und mancher trüben Stunde mehr und mehr verfallenden Mann, ein behaglicheres Lebensbild dar, das ihm wenigstens den bestmöglichsten Ersatz einer eigenen Familie gewährte. Die Sorge seiner liebenden Verwandten und

Freunde um den Vereinſamten wurde dadurch auch ſehr gehoben, und jeder an ſeinem Ergehen Theilnehmende betrachtete dieſe Veränderung ſeines äußeren Lebenszuſtandes als eine ſehr wohlthätige, die ihm eine neue Stätte der Liebe und verſtändigen Theilnahme bereitete, wo er ſonſt nur ungeſchickte Dienſtleiſtungen erfahren hatte.

Ich betrachtete dieſe Veränderung in dem Leben des Freundes, ſo wohlthuend und angemeſſen ſie für ihn war, doch nicht ohne Wehmuth. Denn ſie war zugleich ein Vorbote deſſen, was noch früher eintrat, als man es beſorgte: das Neigen ſeines Lebensſternes drückte ſich in dieſer Zurichtung auf Stille und Pflege zu entſchieden aus. Wo man den Seſſel bereit ſtellt, da findet ſich auch bald der willkommene oder unwillkommene Gaſt, der den Platz einnimmt!

Berger fand ſich ungemein wohler und befriedigter in dieſer um ihn geſchaffenen Häuslichkeit. Er fühlte, daß ſie ſeinen Bedürfniſſen entſpreche. Denn er war nun wirklich ernſtlich leidend; ein krampfartiges Uebel, das ihm die Bruſt zuſammenzog, überfiel ihn häufig, und nöthigte ihn oft, mitten im Gehen ſtehen zu bleiben, weil er dann auch die leiſeſte Bewegung nicht fortſetzen konnte. Es war eine Herzkrankheit, die ſich jetzt den andern Zuſtänden ſeines Körpers zugeſellte, und natürlich ſeine Erregbarkeit oft auf den höchſten Grad ſteigerte. — Die Aufgabe, die er ſomit denen, die nahe und viel mit ihm lebten, ſtellte, würde eine höchſt ſchwierige geweſen ſein, wenn nicht ſein edles Wohlwollen doch überall als die eigentlichſte Grundlage ſeines Weſens zu Tage getreten wäre, und ſo dieſe einzelnen Ausbrüche immer wieder ausgeſöhnt hätte. — Oft war er auch in dieſer ſeiner häuslichen Lage ſehr liebenswürdig, und wie eine freigebige herzliche Gaſtlichkeit ihn von jeher ausgezeichnet hatte, ſo liebte er es auch jetzt un-

gemein, Freunde bei ſich zu bewirthen. Seine wahre, ächte Liebe zur Kunſt bethätigte ſich dabei ſehr oft, indem er jüngere Künſtler aufs wohlwollendſte aufnahm, und diejenigen am liebſten, die das Beſte leiſteten. Der letzte der ausgezeichneten Künſtler, dem er auf ſolche Weiſe gaſtlich entgegentrat, war Henſelt. Er liebte es dann ſehr, ſeine Freunde an geſelliger Mittagstafel bei ſich zu verſammeln, wo zwangloſer Scherz, und eifrig, aus ächtem Sinn geführte Kunſtgeſpräche die wechſelnde Unterhaltung bildeten. Jede Meinung durfte ſich dabei frei ausſprechen; es gab keine vorgefaßte Anſicht. Er war offen im Lob und im Tadel gegen ſeine Kunſtfreunde und Genoſſen, und obgleich er gern als Spieler zurücktrat vor der talentreichen jüngeren Welt, ſo wußte er ſich doch gegen ſie in ſeinem Anſehen vollkommen zu behaupten, und war ſich auch ſeines Uebergewichts in dem Weſentlichen der Kunſt völlig bewußt. Es prägte ſich in ſeinem ganzen Weſen etwas ſo Achtungswürdiges und zugleich Herzliches aus, daß nur ganz verlorene Charaktere unergriffen davon blieben. Wie der Menſch, ſo machte ſich auch der Künſtler geltend. Die Meiſten, welche ich mit geringer Meinung von ſeiner muſikaliſchen Bedeutung, und beſonders von ſeiner Virtuoſität, zu ihm kommen ſah, gingen mit höchſter Achtung, oft auch mit Erſtaunen und Bewunderung von ihm.

Früher hatte er die Abende ſolchen künſtleriſchen Vereinen gewidmet, doch in den letzten Jahren war er zu dieſer Zeit ſchon zu abgeſpannt, und bedurfte der Ruhe.

Er blieb daher meiſt zu Haus, und ſo verlor er ſich auch mehr und mehr aus den Familien, mit denen er ſonſt Umgang pflegte. Er hatte ſtets auch darin eine eigenthümliche Weiſe gehabt. Wem er ſich einmal anſchloß, der wurde ihm für lange Zeiträume unentbehrlich. Ein Umgang, wie er gewöhnlich zu beſtehen pflegt, der von Zeit

zu Zeit einen einzelnen Abend oder Mittag in Anſpruch nimmt, war nicht der ſeinige. Fing ihn das Beiſammenſein mit einer Familie an zu feſſeln, ſo kam er wo möglich Tag für Tag. Er ſetzte ſich ohne Umſtände an den Mittagstiſch nieder, verlangte nichts, als was die gewöhnliche Sitte des Hauſes bot (wie er denn überhaupt keine Art des Lecker- oder Unmäßigſeins an ſich hatte), blieb nach Tiſch zum Kaffee, zum Thee, bis zum Abend — oft wenn er urſprünglich nur einen vorübergehenden Beſuch hatte machen wollen! Dies wiederholte er bisweilen Wochen, ja Monate lang, wenigſtens in der Art, daß er jeden Abend, nachdem er ſeine Stunden gegeben, anſprach, und ſich dann ſehr unglücklich fühlte, wenn er einmal die Familie, deren Umgang ihm gerade zur Gewohnheit geworden war, nicht zu Haus traf. Selbſt die beſtimmteſten Einladungen und Zuſagen hinderten ihn oftmals nicht, da zu bleiben, wo er ſich gerade wohl befand. Er ſah zwanzigmal nach der Uhr, wollte fort, erklärte, er müſſe durchaus, konnte ſich aber doch noch nicht entſchließen, fand endlich, daß die Zeit verſäumt ſei, und blieb nun. Dieſe geſellige Unzuverläſſigkeit trug er indeß auf Verhältniſſe, wo es wirklich ernſten Verſprechungen und Zuſagen galt durchaus nicht über, ſondern ließ ſich da überall als der Gewiſſenhafteſte und Zuverläſſigſte finden. Ueberhaupt war ſeine Freundſchaft nie wandelbar, und, wie zufällig ſie erſchien, doch immer der ächteſten Art. Oft habe ich mich geprüft, wenn mir irgend ein ernſtes Lebensgeſchick bedrohlich entgegen getreten wäre, wem meiner Freunde ich am vertrauensvollſten das Herz geöffnet, bei wem ich die Hülfe der That zuerſt geſucht haben würde: Berger hätte darin die meiſten Bürgſchaften gegeben. Dieſes Zutrauen lag nicht in unſern perſönlichen Verhältniſſen allein, ſondern hauptſächlich in ſeinem Charakter; alle ſeine Freunde

theilten es, — vielleicht nur zu ſehr! Denn da man wußte, daß ſein Herz ſich Anſprüchen der Noth kaum zu entziehen vermochte, ſo ward er auch oft durch Leichtſinn, oder diejenige Bequemlichkeit ausgebeutet, die es vorzieht, Andern Opfer bringen zu laſſen, ſtatt ſelbſtthätig, wankende Lebensſchickſale herzuſtellen. Und nicht ſelten wurde ihm mit Undank gelohnt. Wäre mir dieſe Stätte, die nur dem Andenken der Liebe gewidmet ſein ſoll, nicht zu heilig, um ſie mit unwürdigen Namen zu beflecken, ich hätte Stoff genug, dergleichen aufzuzählen; leider auch viele, die in der Künſtlerwelt wenigſtens gekannt, wenn auch nicht geachtet ſind. — Denn gegen Kunſtgenoſſen war Berger doppelt dienſtfertig und aufopfernd freundſchaftlich. So ungern er ſich in ſeinen häuslichen Verhältniſſen ſtören ließ, und den behaglichen Gewohnheiten derſelben entſagte, ſo ließ er ſich doch immer wieder durch ſein Wohlwollen beſtimmen, Muſiker, die ſich für einige Zeit in Berlin aufhielten, und denen der Ertrag ihres etwaigen öffentlichen Auftretens unmöglich die Koſten eines mehrwöchentlichen Aufenthalts erſetzen konnte, bei ſich ſelbſt aufzunehmen. Zumal wenn es ältere Freunde, aus Petersburg her, waren, ein Aufenthalt, deſſen wehmüthige Erinnerungen ſich doch von Zeit zu Zeit immer wieder mit unüberwindlicher Stärke geltend machten. Es wurden ihm jedoch, wie ich ſchon erwähnte, ſolche Freundlichkeiten oft übel belohnt. Träge oder leichtſinnige Künſtler fanden es bequem, über Gebühr lange bei ihm auszuruhen; ſie machten auch ſonſt noch Anſprüche an ſeine Börſe durch Darlehen, die ſie nicht nur nicht zurückzahlten, ſondern, wie es oft geſchieht, im Gefühl ihres Unrechts und ihrer drückenden Verbindlichkeit, Gehäſſiges gegen Berger ausließen, oder erfanden, um ſich, im Schein des Glaubens daran, einen Vorwand für ihre Unwürdigkeit zu ſchaffen. — Ich weiß, daß Berger auf ſolche

Weise mit großmüthigen Opfern manche recht bittere Stunde gekauft hat.

Doch immerhin! Der letzte, schönste Segen, der eines reinen, ehrenden Andenkens ist ihm dennoch davon zurückgeblieben! Und stieß er auf Undankbare, so fand er auch Dankbare, und selten mag ein Mann so allgemein geachtet und geliebt worden sein!

Wie der äußere Wechsel seines Lebens überhaupt gering war, und die Bedeutung desselben sich fast nur an innere Thatsachen knüpfte, so entschwanden auch die letzten Jahre ohne bedeutende Ereignisse für den Kreis seines Wirkens. Doch trafen ihn einige künstlerische Verluste tiefer als man meinen sollte. Beethoven's Tod hatte ihn mit wehmüthiger Gewalt ergriffen. Er äußerte gegen mich: „So ist er denn doch gestorben, ohne daß ich ihn je von Angesicht gesehen! Ich habe oft eine wahre Sehnsucht nach ihm gehabt, denn, so Vieles mir in ihm widerstrebt, ich glaube doch, wir hätten uns im Innersten wohl mit einander verstanden." Berger durfte so sprechen; gerade Beethoven war der, welcher am sichersten das edle, kostbare Metall in ihm erkannt hätte. Um mit einander zu leben, wären Beide nicht geschaffen gewesen; doch einander einmal zu begegnen, sich warm zu begrüßen, und als innerste Verwandte zu erkennen, das wäre ein Glück gewesen, welches Beide zu schätzen gewußt haben würden. Denn, daß Beethoven der Größere war, hätte ihn nicht gehindert, in Berger das Große zu erkennen, so wenig wie dieser in Beethoven's künstlerischem Uebergewicht etwas Anderes empfunden hatte, als einen verstärkten Grund verehrender Begeisterung.

Zelter's Tod im Mai 1832, ward gleichfalls von Berger ernst empfunden. Im Leben standen sich Beide zwar nicht als Gegner, sondern sogar mit Achtung, und

einer äußeren Freundschaftlichkeit gegenüber. Doch war eine innere Trennung zwischen Beiden nicht zu verkennen. In dem Bewußtsein, alles Gute und Ausgezeichnete was Zelter hatte, redlich anzuerkennen, durfte Berger, der in vielen Beziehungen sich mit Recht weit über Zelter fühlte, auch für sich verlangen, was ihm gebührte. Zelter gewährte ihm aber diese Anerkennung nicht im gebührenden Maaße, obwohl er bei seiner musikalischen Einsicht vollkommen wissen mußte, wie schwer Berger weg. Trotz dem bewahrte Berger's redliches Gemüth, seine edle, allein das Wahre und Rechte wollende Seele, eine gerechte Würdigung des Guten und Hochschätzbaren in Zelter; und als der Tod ihn hinweg nahm, empfand er in der That nur den Verlust, den die Kunst dadurch erlitt, daß ein ernster Vertreter derselben abschied, der nie das Unwürdige begünstigt, es stets mit Kraft und Selbstständigkeit bekämpft hatte. Ich sage Berger empfand nur das. Ein anderer würde sich die Gerechtigkeit seines Urtheils vielleicht bewahrt, und den Werth des Abgeschiedenen nicht verkleinert haben; in Berger entschied das schlichte Rechtsgefühl, das anerkennende Wohlwollen seiner würdigen Denkungsart. Er betrauerte wahrhaft und aus natürlichem Drang das Gute, was mit Zelter zu Grabe ging, und gedachte des Uebeln, das er auch vielfach veranlaßt und ihm persönlich zugefügt hatte, nicht mehr. — Auch Klein, gegen den sich Zelter eben so gestellt, wie gegen Berger, und dem er in dessen besonderer Richtung, noch viel bestimmter entgegengewirkt hatte, entwickelte eine wackere Gesinnung bei dessen Tode. Doch nahm dieselbe aus andern Motiven eine völlig andere Gestalt an. Klein dachte rein als Künstler, er schätzte was Zelter geleistet, beurtheilte aber aus seinem verwandteren Standpunkte viel schärfer was derselbe allerdings auch eigensüchtig gehemmt und gehin-

dert hatte. Und, indem er (von einer Seite) in ernste Wehmuth den bedeutenden Mann zur Gruft geleitete, wa seine glühende Künſtlerſeele zugleich mit Entwürfen erfüllt, wie nun durch ihn, der von allen Lebenden ohne Zweifel am meiſten dazu berufen war, die Kunſt, mit allen angeſpannteſten Kräften, in ihrer würdigſten Bedeutung vertreten und gefördert werden ſolle. Wenn ich, wie ich mir vorgeſetzt, dereinſt auch Bernhard Klein's ungleich größeres und bewegteres Lebensbild in ähnlicher Weiſe entwerfen ſollte, wie das unſeres Freundes hier, ſo wird das eng vertraute Geſpräch, das ich unmittelbar nach Zelter's Beſtattung mit ihm hatte, einen der hervortretendſten Züge in dem Gemälde einnehmen.

Klein's große, glühende Entwürfe waren muthmaßlich (es hat ganz den Anſchein gehabt) an manchen ſehr geringhaltigen Hinderniſſen und Widerſtrebungen geſcheitert beſonders da er wohl der Mann war, für das Große, aber nicht wider das Kleine zu kämpfen; ſein allzufrühes Dahinſcheiden, er ſtarb ſchon im Herbſt deſſelben Jahres, am 9. Septbr. 1832, ließ es leider zu keinem Ergebniß irgend einer Art kommen! Sein Tod machte auf Berger den tiefſten Eindruk. Ich war in jener Zeit nicht in Berlin anweſend, ſondern auf einer Reiſe am Rhein und nach Holland begriffen, auf der ich auch Cöln, Klein's Geburtsort, mit vielen mündlichen Begrüßungen von ihm beauftragt, berührte, und mich gerade in den Tagen um die näheren Verhältniſſe ſeiner Jugend und Entwiklung an Ort und Stelle genauer bekümmerte, wo er in ſeiner zweiten Heimathsſtadt die Grenze ſeines edlen, reichen Lebens fand. Als ich im Spätherbſt heimkehrte, fand ich unter den vielen, um den Seltenen in tiefſte Trauer Verſenkten, auch Berger. Mit dem Schleier des Todes waren auch alle mißſtimmenden Erinnerungen an des Dahin-

gegangenen Mängel bedeckt, und nur das ächte Gold seines innersten Seins, leuchtete aus jener dunkeln Nacht herüber. Oft erging ich mich mit Berger in Gesprächen über ihn. Er erkannte ihm unbedingt für den vollendetsten, tiefsten Musiker, mit dem er je persönliche Berührungen gehabt, noch mehr aber für die höchste künstlerische Natur überhaupt. Wir waren über das Ganze seines Werths völlig eines Urtheils: Berger beklagte es tief, den einzigen Genossen seiner Kunst, dessen Streben ihn immer neu zum Wetteifer anzuregen vermochte, von seiner Seite genommen zu sehn, und um so mehr, als Beide in den letzten Jahren, wo die männliche Reife Klein's manchen seiner Jugendfehler mitterte, ein innigeres Verhältniß gehabt hatten, als jemals: so innig wie es mit Klein überhaupt möglich war, dessen rastlose Natur nicht lange in irgend einer Verknüpfung auszudauern vermochte. Kaum glaube ich indessen, daß er je mit einem Andern in so vertrauter, dauernder Einigung gewesen ist, als mit Berger, dessen überwiegenden Genius er anfangs nur unwillig anerkannte, ihn oft beinahe fleh, doch immer wieder, besiegt von dem Schönen, wie von dem unerschöpflich Vielen und Guten in dessen Kunst, zu ihm gezogen wurde, und ihn endlich kaum zu missen vermochte. Auch in Berger hatten sich die anfangs oft empfindlich berührten Stellen völlig ausgeheilt. Er war des besseren Kerns in Klein so sicher geworden, daß er seine herben Seiten nur noch als krankhafte empfand, die die Liebe und Nachsicht hinnehmen und heilen müssen. Berger that von allen Freunden Klein's am wenigsten, um ihn zu gewinnen, und er gewann ihn zuletzt doch am sichersten, weil er, wir müssen es uns eingestehn, von uns allen der Liebe und Achtung als Künstler wie als Mensch am meisten werth war. Es war dies kein ausgesprochenes, aber doch ein empfundenes Verhältniß:

deshalb fühlte auch Berger den Verlust, die unausfüllbare geistige Lücke, die ihm entstanden war, tiefer, und er würde sie noch mehr empfunden haben, hätte auch er nicht in jenen Jahren schon die ferner liegenden Bestrebungen selbst als dunkle Hoffnungen und Wünsche schon innerlich aufgegeben gehabt, sich mit dem genügend, was ihm eben der Augenblick darbot. —

Der letzte künstlerische Verlust für Berger, dessen ich hier gedenken will, war der Tod eines Mannes, welcher die entschiedensten Einwirkungen auf sein Leben gehabt hatte, — Clementi's. Jahre waren freilich etwa vergangen, ohne daß Beide auch nur einen Brief miteinander gewechselt hatten, und dann betraf ihr Verkehr fast ausschließlich Geschäfte, kein näheres inneres Verhältniß. Doch sowohl der Künstler, als der Lehrer, der Wohlthäter, der Bestimmer seines Lebensgeschicks waren Berger unvergeßlich geblieben, er trug die Erinnerungen daran als wahre Heiligthümer seines Herzens in sich. Als ich ihm daher zuerst die Todesnachricht mittheilte, war er sichtlich erschüttert. Er versenkte sich in stumme Betrachtungen und sprach dann halb vor sich hin: „Also ist er todt, der Alte! — Hm! — Es geht mir doch nahe! — Ich habe ihm doch etwas zu verdanken!" — Es war mehr Ueberraschung der Wehmuth, als Weichheit in diesen Worten. Man sah, das Bild des großen Lehrers war dem selbst alternden Manne in den Hintergrund getreten, und er hatte kaum gedacht, daß es noch so frische Farben trage. — Einige Zeit blieb er still, dann erging er sich in Lobeserhebungen über das Verdienst Clementis als Spieler und Componist, und wiederholte sein oft ausgesprochenes Urtheil: „Ich habe Viele gekannt, die ihm im Einzelnen überlegen waren, aber eine so durch und durch gediegene Vollendung habe ich noch an Keinem wiedergefunden, weder an einem Alteren

noch an einem jüngeren Spieler. Nicht was, sondern wie er es spielte, das war Clementis Größe!" — Und danach setzte er sich an das Pianoforte und spielte mir einzelne Stellen Clementischer Sonaten, um mir zu zeigen, wo der Werth, der Reiz, die Gewalt seines Spiels hervorgetreten war.

Wie hoch er den Lehrer schätzte, und wie werth ihm dessen künstlerische Ehre war (als Charakter konnte er ihn freilich nicht hoch stellen, und gab, ohne sein Gutes zu verkennen, seine werthlosen Seiten völlig zu) davon lieferte Berger einen Beweis, als es galt, ein gerechtes Urtheil zwischen ihm und dem Manne seiner höchsten künstlerischen Verehrung, Mozart zu fällen. In dessen, von seiner Wittwe, der Frau von Nissen, herausgegebenen Biographie, findet sich eine Stelle über Clementi, mit dem Mozart als Spieler vor dem Kaiser Joseph einen Wettstreit zu bestehen hatte, und ihn dabei als einen fertigen Spieler, ohne allen Vortrag bezeichnet. Ein Urtheil aus solchem Munde wäre im Stande gewesen, zumal da Mozart's gerade Redlichkeit und sein geniales Selbstbewußtsein gleichmäßig über jeden Verdacht kleinlicher Eifersucht hinaus war, Clementi's Ruf als Spieler gegen das Zeugniß einer ganzen Zeitgenossenschaft zu verdächtigen. Berger fühlte sich daher bewogen, für den Lehrer aufzutreten, und das Urtheil Mozart's „als richtig zuzugeben, aber zu erklären. Er that es in der musikalischen Zeitung etwa folgendermaßen: „Clementi habe ihm einmals von diesem Wettkampf erzählt, und dabei stets erwähnt, daß er damals die Stärke der Virtuosität nur in der blendenden Fertigkeit gesucht habe; erst später sei ihm der Sinn für Vortrag und schönes Spiel aufgegangen." So behielt also Mozart Recht, und Clementi nicht Unrecht, sondern ein Ruf als Spieler bleibt unverkürzt. —

Daß der Tod des Lehrers noch lange in Berger nachklang, und ihn zu wehmüthigen Rückblicken auf das Ganze seines Lebens, auf das Scheitern desselben in den Hauptzielen und Bestrebungen — und ein Scheitern nicht ohne Schuld! — stimmte, fühlt sich von selbst heraus.

Die sämmtlichen hier bezeichneten Todesfälle veranlaßten überhaupt eine innere Vereinsamung für Berger. Die Verhältnisse der Genossenschaft hörten auf; das letzte nähere, durch redliche Bestrebung und Gesinnung von beiden Seiten getragene, das er gehabt, bestand mit dem verdienstvollen Carl Arnold, schied sich aber durch dessen Veränderung des Wohnorts, da derselbe Berlin verließ, und Münster zum Aufenthalt wählte.

Somit sah sich in den letzten Jahren Berger nur noch von Schülern umgeben, zu denen er eine mehr väterliche Stellung hatte.

Der Herbst war gekommen, die Winde wehten rauh über seinen Pfad, die grüne Lebenskrone erbleichte mehr mehr, und sank in langsamer Entblätterung herab!

Sechszehnter Abschnitt.

Seit längerer Zeit schon sah ich Berger nur sehr selten. Nur einmal in vier Jahren war er mir lieber Gast und Tischgenoß in der von mir begründeten Häuslichkeit; einigemale besuchte er mich flüchtig. Jedesmal war mir sein Erscheinen eine wehmüthige Erinnerung an schöne Jugendzeiten: wir fühlten, daß wir uns liebten wie sonst, wenn auch die Fäden der täglichen Lebensverbindung und des umgänglichen Verkehrs sich gelöst hatten.

Das letzte mal, wo ich ihn gesehen und gesprochen zu haben mich bestimmt erinnere, begegnete er mir auf der Landstraße von Berlin nach dem Dorfe Tegel (Humboldt's vielgekannte schöne Besitzung), wohin er zu einer Hochzeit fuhr, welche draußen in dem anmuthigen Orte gefeiert wurde, und in der Familie einer seiner treuanhänglichsten Schülerin verfiel. — Ich kam eben von dort her; er drang in mich, mit ihm wieder zurück- und hinauszufahren, er wollte mich Abends wieder hineinfahren; wir hätten uns so lange nicht gesehen, könnten uns auf dem Wege über so Vieles aussprechen! Mich riefen jedoch nothwendige Geschäfte, was man eben so nothwendige Geschäfte nennt, nach der Stadt, und ich lehnte es ab. Tiefe Geschäfte habe ich längst vergessen, es würde an ihrer Versäumniß am Ende wohl wenig gelegen gewesen sein, und sie kosteten mich die letzten, innigen, vertraulichen Stunden mit einem solchen Freunde! Wie falsch wählt und schätzt der Mensch oft, was ihm wichtig sein sollte! Und gerade die Stunde des Herzens kehrt so selten glücklich wieder! — Ich hatte sie versäumt, und sie ist mir ewig verloren gegangen! Denn seit jenem Tage habe ich keine dauernde Berührung mit Berger mehr gehabt. Es war dies im Sommer 1838; im Februar 1839, als ich selbst, an einem rheumatischen Fußübel erkrankt, das Schmerzenslager eben erst verlassen hatte, und mühsam im Zimmer umherging, traf mich die Botschaft von seinem in seltenster, aber wahrhaft glücklich zu nennender Plötzlichkeit erfolgten Tode. Die Uebel, die ihn seit Jahren quälten, hatten nachgelassen; er war in den letzten Monden auffallend wohl gewesen, und gerade am Tage seines Todes hatte er sich frischer gefühlt als jemals! Um einer blinden Schülerin, bei der die Eigenthümlichkeit des Unterrichts ihn besonders reizte, und seine erfinderische Lehrgabe

nach einer neuen Richtung geweckt hatte, Unterricht zu ertheilen, war er nur auf dieſe eine Stunde ausgegangen, mit der Abſicht, noch vor Mittag heimzukehren. — Nur ſeine entſeelte Hülle wurde heimgebracht! *) — Die Kunde davon verbreitete ſich raſch durch die Stadt. Manche wollten ſie durchaus nicht glauben, theils weil ſie ihn an demſelben Morgen, faſt in derſelben Stunde wohlauf geſehen, zum Theil auch weil einige Jahre früher ein ſpukendes Vorereigniß ſie getäuſcht hatte, indem man ihn damals ſo allgemein als plötzlich am Nervenſchlage geſtorben ſagte, daß die Anfragen desfalls mehrere Tage in ſeiner Wohnung fortdauerten.

Ich ſelbſt durfte leider der Wahrheit keine Zweifel entgegenſtellen, doch wie es uns in ſolchen Augenblicken immer ergeht, konnte das Gemüth die Unwiderruflichkeit des Ereigniſſes nicht ſo raſch in ſich aufnehmen, um das wahre Gefühl deſſelben zu hegen. Das Herz ſträubte ſich, der Ueberzeugung des Verſtandes Gehorſam zu leiſten! — Erſt ſpäter wurde es in ſeiner ganzen Tiefe von der Wehmuth durchdrungen, mit der das Ereigniß Alle treffen mußte, die den Dahingegangenen geliebt und ſeinen Werth für Leben und Kunſt erkannt! Es war ein im Innerſten ſchmerzlicher Verluſt für Viele, Viele! Jetzt erſt empfand es ſich klar, von welcher hohen, unſchätzbaren Seltenheit die Erſcheinung des edlen, künſtleriſchen Freundes geweſen war, der uns nun verlaſſen hatte!

*) Während er der Schülerin den Takt zählte, ſank er zwiſchen dem Viertelſchlag zwei und drei um, ohne die letzte Zahl ausgeſprochen zu haben! So raſch war ſein Tod!

Siebenzehnter Abschnitt.

Bestattung. — Musikalische Todtenfeier. — Denkmal.

Die Tage bis zur Bestattung, und diese selbst, bezeugten es, wie warme, wie zahlreiche Freunde der Dahingeschiedene besessen. Seine Schüler und Schülerinnen, selbst solche, die seit vielen Jahren keine Berührung mehr mit ihm gehabt, widmeten ihm einen Zoll der Wehmuth in dem Besuch des Trauerhauses, und warfen einen letzten Blick auf die entseelte Hülle, die weder den Charakter des innern Adels, den seine Züge trugen, noch die sanfte Freundlichkeit verloren hatte, die sich aus seiner wohlwollenden Seele her über sie verbreitete. — Die ersten Schritte, mit denen ich das Krankenzimmer verließ, führten auch mich an die Bahre des innigstgeliebten Freundes, dessen Werth mir erst durch seinen Verlust in seiner wahren Größe erschien.

Zum Begräbniß versammelten sich, außer den näheren Verwandten, seine Freunde, viele ihn verehrende Künstler, Schüler und Mitglieder der Liedertafel, die ihm so manche Herzensfreude, so manchen Herzenskummer verursacht hatte. Bei der zurückgezogenen Stille, in der Berger gelebt, erstaunte ich selbst über die große Zahl der vom innersten Antheil Bewegten. Schülerinnen waren schon in der Frühe im Trauerhause erschienen, und hatten zum letzten Liebeszeichen für den Todten den Sarg mit Kränzen geschmückt. Auch auf dem Kirchhofe fanden sich vor dem Begräbnißzuge einige dieser Freundinnen ein, und legten Blumensträuße in das offene Grab; sie blieben später in weiblicher Zurückgezogenheit stille Zeugen der wehmüthigen Feier, die der ernste Zug der Männer zu vollbringen hatte. Diese weibliche Theilnahme an der Ausgangspforte des Lebens, war zugleich auch ein schönes Zeugniß für eine

hervortretende sittliche Eigenschaft unseres Freundes, die, daß er mit seltener Reinheit und Zartheit die Frauensitte ehrte, und sich so des innigsten Zutrauens und der frei ausgesprochenen Anhänglichkeit aller edlerer weiblichen Wesen erfreute, mit denen ihn sein Lebenslauf in Beziehungen brachte.

Unter dem von Männerstimmen gesungenen Choral: „Jesus meine Zuversicht," wurde der Sarg in die Gruft hinabgesenkt. Nach dem kirchlichen Liede waren es die eigenen frommen Liebesklänge, in einem schönen Liede ausgehaucht, welches er in der ernsten Weise, mit welcher er die Liedertafel auffaßte, den dieser gewidmeten vierstimmigen Gesängen zugesellt hatte. Die Worte lauteten:

Bald naht der Herr im Donnersturme,
Und bald in milder Frühlingspracht. —

Wie diese Töne in der Morgenstille verwehten, mochte es die Versammelten dünken, als schwebe der selige Geist, von den Klängen getragen, jenen reinen Höhen zu, wo jeder Schmerz und jede Sehnsucht des Lebens auf selige Befriedigung hofft! — —

Die letzte Pflicht war geübt, wie sie Allen gebührt, die sich nach vollbrachter irdischer Wanderung zur Ruhe niedergelegt haben. Doch nicht wie sie gegen solche in Anspruch genommen wird, die sich über das allgemeine Gleichmaaß erhoben, und das Recht auf ein Andenken längerer Dauer erworben haben. Das gebührte unserm Freunde; die Stätte, wo er ruhte, mußte dauernd und würdig bezeichnet sein, zur geheiligten Erinnerung an sein edles, bedeutsames Dasein. Und um so mehr, als die Welt ihm dies als eine Schuld abzutragen hatte, da sie ihm im Leben die Stellung nicht gewährt, auf die er durch seine innere Geltung ein Recht hatte. Seine Freunde waren eins in dem Entschluß, sein Grab durch einen Denk-

ſtein zu ſchmücken, der wenigſtens einigen der nachfolgenden Geſchlechter eine Mahnung ſein möchte zu gleicher, würdiger Erſtrebung. Sein geiſtiges Gedächtniß ſollte ihm das äußere Denkmal errichten. Seine näheren Freunde veranſtalteten unter Mitwirkung der Sing-Akademie, der er als Mitglied angehörte, am 21. März nach ſeinem Hinſcheiden eine muſikaliſche Todtenfeier, welche die doppelte Beſtimmung hatte, den Erinnerungen an ihn als Künſtler einen würdigen Sammelpunkt zu geben, und die Grundlage der Koſten für ein Denkmal zu bilden, das ſeine Gruft ſchmücken ſollte. Sein treuer Schüler, Wilhelm Taubert, übernahm alle muſikaliſchen Einrichtungen und Vorbereitungen zu dieſer Feier; ein anderer, bewährter Freund Berger's, der Inſtrumentenmacher Eduard Kiſting, in deſſen eigenem, wie ſchon in ſeines Vaters Hauſe, Berger, ſo lange er in Berlin lebte, mit der Liebe eines Familienmitgliedes aufgenommen geweſen war, widmete ſeinen ganzen Eifer allen übrigen ſo ſehr verwikkelten Beſorgungen, die ein ſolches Unternehmen nöthig macht. Trieb jenen ein inneres Dankgefühl, eine heilige Schuld, ſo wurde der andre nur von reiner Freundeswärme und uneigennütziger Dienſtwilligkeit geleitet, die, ihm überhaupt als ſchöner Charakterzug eigen, ſich hier ganz beſonders eifrig entwickelte. Doch auch weiterhin erſtreckte ſich das thätige Wohlwollen, welches durch das würdige Andenken des Verſtorbenen geweckt wurde. Das Inſtitut der Sing-Akademie und deſſen Führer, Rungenhagen und Grell; die Sängerin Hedwig Schulze, deren Mutter ſchon befreundet mit Berger geweſen; die Sänger Bader, Mantius, Zſchieſche; der Conzertmeiſter Hubert Ries, der Bruder Ferdinand's Ries, welcher letztere in ſehr nahen künſtleriſchen Beziehungen zu dem Verſtorbenen geſtanden hatte; viele Künſtler der königlichen Ka-

pelle, die ſich bereitwillig zur unentgeldlichen Mitwirkung verſtanden: alle dieſe zeigten ihre Theilnahme durch die That, und erwarben ſich die begründetſten Anſprüche auf anerkennenden Dank. Solchem Eifer entſprach die Geſinnung des Publikums, das ſich für einen ſo ernſten Kunſtgenuß, der keine jener äußeren Anlockungen für die Menge bot, in ganz ungewöhnlicher Zahl verſammelte. Da das Conzert die doppelte Bedeutung einer Todtenfeier für Berger, und einer Erinnerung an ſeine künſtleriſchen Leiſtungen hatte, jeder andere nebenliegende Zweck aber ſtreng abgetrennt war, ſo hatte man es nur aus Werken Berger's, und aus dem Requiem Mozart's zuſammengeſtellt, welches den zweiten Theil einnahm. Bei der Wahl des letzteren war nicht allein die unerreichte künſtleriſche Höhe deſſelben, und ſeine Beziehung zu dem Trauerfall in Anſchlag gebracht, ſondern ich ſah, da ich es vorſchlug, darin auch eine Art heiliger Verpflichtung gegen die Manen Berger's, indem er, wie er Mozart an die Spitze aller Muſiker ſtellte, gerade dieſes ſeiner Werke als deſſen höchſtes achtete, und es ſo gewiſſermaßen das Symbol ſeines ganzen künſtleriſchen Glaubens war. Mich dünkt, er möchte ſich, wenn das Ohr des Hinübergegangenen noch von Klängen dieſer Erde berührt würde, aus der Gruft nach dieſen Tönen zurückgeſehnt haben! So galt denn die Wahl auch ganz eigen und insbeſondere ihm ſelbſt.

Die für die erſte Hälfte des Conzerts meiſt aus Bergers Nachlaß nach mannigfaltigſten Richtungen gewählten Werke, wobei man jedoch die verſchiedenſten Gattungen berückſichtigt hatte, beſtanden in einem nachgelaſſenen Kyrie und Gloria, dem einzigen kirchlichen Stück, das er geſchrieben; ſeinem Clavierconzert (von Taubert geſpielt); der im Lauf dieſer Lebensſchilderung erwähnten Cantate Sappho, von der Sängerin Hedwig Schulze geſungen, und

dem unvergänglich ſchönen Liede: „Als der Sandwirth von Paſſeyer," das zum Beſchluß des erſten Theils von einem ſtarken, trefflichen Männerchor ausgeführt wurde, und eine wahrhaft heilig erſchütternde Wirkung hervorbrachte.

Alle dieſe ſchönen, geiſtigen Denkmale, die ſich Berger geſetzt, wurden in edelſtem Verſtändniß von den Hörern empfangen. Es herrſchte eine ernſte, bei Vielen eine tief wehmuthvolle Theilnahme, welche über die ganze Verſammlung eine heiligende Weihe verbreitete. So ſchien es, als grüße der Geiſt des Dahingeſchiedenen freundlich herüber, in der Sprache der Töne, die, ein unmittelbarer Ausdruck der Seele, in allen Sphären des Weltalls eine gleich verſtändliche ſein muß. Es webte ſich in dieſen Klängen das Band zwiſchen Dieſſeits und Jenſeits, was uns die innerſte Einigung mit dem Abgeſchiedenen erhält, da ja das edelſte Theil ſeines geiſtigen Seins unvergänglich für uns zurückgeblieben iſt.

Das ewige Requiem Mozart's war, ſo dünkt es uns, das einzige Kunſtwerk, welches der Gewalt einer ſo aufgeregten Empfindung gewachſen, nach derſelben noch mit voller, ſelbſtſtändiger Gültigkeit aufzutreten vermochte. Aber auch ſeine Macht wuchs durch die Grundlage, die es an jenem Abend in den Gemüthern fand, und baute ſich höher hinauf in die Sternennacht des Jenſeit, aus der es herabgeſchwebt iſt, um uns auf der Erde für die Geheimniſſe, die uns drüben erwarten, in ahnender Verkündigung vorzubereiten.

So erfüllte dieſe Todtenfeier, welche die Verehrer und Schüler des edlen Künſtlers noch einmal zur geiſtigen Gemeinſchaft mit ihm und unter ſich ſammelte, alle ihre Zwecke in erwünſchteſter Weiſe.

Auch den, welcher die äußerlichſte Geſtalt hatte; denn der Ertrag für das Denkmal war gleichfalls, durch auſſer-

ordentliche Beiträge naher und ferner Schüler und Verehrer vermehrt, so reichlich ausgefallen, daß sofort zum Werk geschritten werden konnte.

Nach Angabe und Zeichnung des Maler und Architekten Carl Beckmann, welcher sich mit der Nichte Bergers, die seiner Häuslichkeit zuletzt vorgestanden, verbunden hatte, wurde ein granitner Cippus gearbeitet. In einer runden Vertiefung desselben, ist Bergers sprechend getroffenes Bildniß in halb erhabener Sculpturarbeit als ein Medaillon von Bronze angebracht. Sein Name, sein Geburtstag, der 18. April 1777, und sein Todestag, der 16. Februar 1839, bilden die Umschrift. Außerdem ist darauf die Gesammtheit seines geistigen Bedeutens in den wenigen Worten ausgedrückt, die wir an den Eingang unseres Unternehmens stellten, und die auch dessen Schlußstein bilden sollen, wie sie den Gedenkstein seiner Gruft im Geist und in der Wahrheit bezeichnen:

Ludwig Berger,
als Künstler groß, als Mensch edel,
wahrhaft, freisinnig.

REGIA
MONACENSIS

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.